BUCH DER WELT: ILLUSTRIRTES VOLKSBLATT

Digitized by Google

BA 4° Per. 56 n 16871

Buch

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

Digitized by Google

<36607258690018

<36607258690018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

1. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.

Alle Buchhandlungen, Expeditionen etc., Postanstalten etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern ohne Preiserhöhung.

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold Auerbach; Arthur Bitter; Brachvogel; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaser; Glassbrenner; Gumtau; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Haybenz; T. Kerner; E. A. König; Krasser; Kreyssig; Liebetreu; Lippert; W. Löbe; Loth; Mützelburg; Oelschläger; E. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhardt; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Roskowska; Russ; Schasler; R. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Temme; Turgénjew; Venedey; C. Vogt; Walesrode; Weck; M. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Willkomm; Wittstock; Wurm; Zeising etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
(E. Hoffmann.)

Adolf Schulz

Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden; jedes Heft wird einzeln bezahlt. Eine Gratis-Stahlstichprämie wird nicht gewährt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt des ersten Heftes.

	Seite
Am Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl . . . . . 1. 28. 38.	58
Berliner Briefe an eine Dame: Erster Brief	4
— — — Zweiter Brief	55
Die neue Passage zu Berlin. Von Richard Schmidt. Mit einer Original-Holzzeichnung von G. Theuerkauf . . .	6
Familienleben in der Natur. Von Dr. Karl Ruß. Nebst der Originalzeichnung: „Die Füchse“, von Fr. Specht . .	7
Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's: 1. Die Deportationen nach Afrika und Cayenne. Von Gustav Raich . .	10
Die lustigen Weiber von Windsor. Mit Originalzeichnung von Rudolf Geißler	12
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew . . . . . 14. 17. 42.	49
Brennende Fragen. Von Friedrich Krasser, Dr. med. in Hermannstadt	20
Aberglaube in Mecklenburg. Von L. Reinhard	22
Panorama von Völkertypen. Mit einer Original-Holzzeichnung von Heinrich Merte	26
Eine littauische Hochzeit. Von Otto Glagau	27
Schneeschuhläufer in Norwegen. Mit Original-Abbildung	31
Aerztliches Lairebrevier: 1. Allgemeine Betrachtungen. Von Dr. med. Wurm	36
Ein deutscher Pionier. Von W. Loth in New-York	37
Das Treffen von Fère Champenoise. Ein Ehrentag der württembergischen Kavallerie. Von Dr. Ferd. Pfau. Mit einer Original-Holzzeichnung vom württembergischen Rittmeister a. D. O. v. Faber du Faur	38
Die Herzschmiede. Mit einer Original-Holzzeichnung von Conrad Reinherz	47
Cuising. Ein Seemannsstückchen aus neuester Zeit. Von Capitain Reyhongs	52
Die großen stehenden Heere und der nationale Wohlstand. Von Dr. Hugo Schramm	54
Civita Vecchia. Von Lorenz Ritter, nebst einer Original-Zeichnung von demselben	55
Schau in's Land. Von Jakob Venedey	60
Aus allen Welttheilen: Aus dem Garten. Das Passionsspiel in Ammeregau. Kleines Frum, große Accidenzien, Seite 16. — Charles Dickens †. Ein Kaisertag. Fürsten sind Uhren. Preußische Militärschulen. Die Familie der Jungfrau von Orleans. Der englische Verlagshandel, Seite 32. — Verbrennungsschwindel, Seite 47. Der größte und kleinste, der schwerste und bejahrteste Mensch. Weiße Ameisen. Correspondenzkarten. Zahlen haben Zungen. Autor und Leser. Ein seltener Adjutant. Der Weinbau in Frankreich. Die Heimath der Zigeuner, Seite 48. — Alter und Urenkel, mit Originalbild von O. v. Breitschwert. Das Keplerdenkmal. Aus der Unterwelt. Europäische Südfrüchte. Ein Künstlerbrief. Die Opfer der Bleiweißfabriken. Eine Lanze für die Hundesteuer. Wie unterscheidet man die alten von den jungen Gänsen, Seite 64.	

Aeltere Jahrgänge zu bedeutend herabgesetzten Preisen:

1) **Buch der Welt**, 1843. 44. 45. 46. 47. 48. 53. 54. 55. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67 u. 68. Ladenpreis pro Jahrgang 3 Thlr 18 Sgr. = 1 fl. 48 kr., jetzt herabgesetzt auf 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr. S.

2) **Freya**, illustrirte Blätter für die gebildete Welt, jeder Jahrgang mit 48 Bogen Text, ca. 150 Holzschnitten, 18 Kunstblättern in Stahlstich und Farbendruck. Jahrgänge 1866 und 67, früherer Ladenpreis per Jahrgang: 3 Thlr. — 5 fl. 48 kr., jetzt herabgesetzt auf 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr. per Jahrgang.

Prämien werden bei beiden obigen Journalen bei herabgesetzten Preise nicht gegeben, doch stehen solche in Auswahl à 17½ Sgr. = 1 fl. zu Diensten (Passend als Lesebuch für junge Mädchen und zu Geschenken in Instituten). 2 Bände.

3) Journal illustré des Familles. Ladenpreis à Band 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. südd., herabgesetzt auf à Band 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr. südd.

Einband (jeder Jahrgang bildet 1 Band) und werden zum Selbstkostenpreise berechnet, in braune Leinwand à 9½ Sgr. = 32 kr. südd., in rothe Leinwand 11½ Sgr. = 41 kr. südd.

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Aeschylos' Werke.

in den Versmaßen der Urschrift

von

J. J. C. Donner.

Vollständig in 10 Lieferungen. 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr.

Liefrg. 1. Agamemnon, Vers 1 bis 1294.
„ 2. Agamemnon, Vers 1295 bis Schluß und Das Todtenopfer, Vers 1 bis 170.
„ 3. Das Todtenopfer, Vers 171 bis Schluß und Anmerkungen bis Seite 144.
„ 4. Das Todtenopfer, Schluß der Anmerkungen und Die Eumeniden, Vers 1 bis 413.
„ 5. Die Eumeniden, Vers 414 bis Schluß und Der gefesselte Prometheus, Vers 1 bis 619.
„ 6. Der gefesselte Prometheus, Vers 620 bis Schluß und Die Sieben vor Theben, Vers 1 bis 229.
„ 7. Die Sieben vor Theben, Vers 230 bis Schluß und Anmerkungen bis Seite 128.
„ 8. Die Sieben vor Theben, Schluß der Anmerkungen und Die Perser, Vers 1 bis 946.
„ 9. Die Perser, Vers 947 bis Schluß und Die Schutzflehenden, Vers 1 bis 497.
„ 10. Die Schutzflehenden, Vers 498 bis Schluß.

Aesop's Fabeln.

Von

Wilhelm Binder.

Vollständig in 2 Lieferungen. 6 Sgr. = 18 kr.

Lieferung 1. Einleitung und Fabel 1 bis 137.
„ 2. Fabel 138 bis Schluß.

Anthologie,

Epigramme der griechischen,

ausgewählt und in den Versmaßen der Urschrift verdeutscht

von

Joh. Gottlob Regis.

Vollständig in 6 Lieferungen. 18 Sgr. = 54 kr.

Lief. 1. Einleitung. — Christliches; aus Prodromen; Liebes-Epigramme; Weihgaben.
„ 2. Weihgaben (Schluß); Grabschriften.
„ 3. Grabschriften (Schluß); Gregor von Nazianz; Impromptus.
„ 4. Impromptus (Fortsetzung).
„ 5. Impromptus (Schluß); Ermunterungen; Zech-, Scherz- und Spott-Epigramme.
„ 6. Zech-, Scherz- und Spott-Epigramme (Schluß); aus Straton's Knabenmuse; Epigramme in verschiedenen Silbenmaßen; Vermischte; Epigramme aus der Planudeischen Anthologie; Epigramme aus Schriftstellern und Marmortafeln.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach, — A. Bitter, — Beachvogel. — S. Cauneberg. — F. Engel. — F. Freiligrath. — Fr. Friedrich. — Gerstäcker, — Giseke. — L. Glaßbrenner. — F. Gerstrom. — Ludwig Habicht. — M. Hammer. — Franz Hoffmann. — M. Hartmann. — M. Hiltl. — M. Horbach. — J. Kerner. — Em. Aug. König. — Fr. Kraffer. — B. Kreutzig. — C. J. Liebetrau. — P. Lippert. — W. Löb. — W. Lotz. — K. Mayerburg. — H. Oertlichäger. — Fred. Pflug. — M. Rasch. — C. Reclam. — L. Reinhard. — John Reitenbach. — Max Ring. — J. Rodenberg. — v. Reskowska. — R. Ruß. — R. Schmidt. — A. Schell. — H. Schramm. — J. D. H. Temme. — J. Turgenjew. — J. Wendry. — C. Vogt. — L. Waiblinger. — G. Weck. — Alex Wenzel. — Werner. Kapitain zur See. — E. Willkomm. — R. Wittich. — W. Wurm. — R. Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 1. Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 sgr. — In Heften à 5 sgr. Jahrg. 1871.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

1.

Im Hause des Schmugglers.

Eine dunkle und stürmische Nacht lag auf den öden und weiten Gefilden des Romney Moores, welcher den gegen Süden grenzenden Theil der Grafschaft Kent durchzieht. Von der See her brauste der Wind mit großer Gewalt und wusch die schäumenden Wellen gegen das Ufer und den Dymchurcher Wall; die Föhren, Tannen, Buchen und Eichen der großen Waldungen knackten und beugten sich unter dem Drucke des Sturmes, der heulend über die Gegend fortbrauste, das stillstehende Gewässer der Sumpflachen aufrührte, die Wetterfahnen auf den Dächern der alten Herrenhäuser kreiselnd bewegte und große Massen Laub vor sich hertrieb.

Das Moor von Rummey ließ, wie gewöhnlich, zur Nachtzeit seine fahlen Nebel aufsteigen, und diese langgestreckten, gespenstisch aussehenden Dunstmassen überzogen die Waldung mit einem Schleier, den zwar jeder Wind fast zerriß und zerstreute, die sich aber ebenso schnell wieder zusammenfügte. Wenn die nassen Wolken ein wenig zerstreut waren, so ließ, nicht weit von der tobenden See entfernt, ein kleiner Ort die spärlich erleuchteten Fenster seiner Wohnhäuser sehen.

Dieser, aus wenigen Häusern, einer kleinen alten Kirche und einem Pfarrgebäude bestehende Ort war Saint Mary's, ein bis an die See hinausgeschobener Häusercomplex. Saint Mary's war an sich schon öde und still genug, aber in jener Sturmnacht machte es einen doppelt traurigen Eindruck, denn es hatte fast den Anschein, als werde der Wind die kleinen, mit Schindeln und Stroh gedeckten Häuser sammt dem Kirchthurme durch die Luft entführen, oder als wolle die See, welche mit großer Gewalt das Ufer peitschte, nur noch ein wenig zaudern, um desto sicherer, mit einem Anprall das kleine Oertchen verschlingen.

Dies mochten wohl die Gedanken zweier Männer sein, welche sich inmitten des Sturmes auf der See, in einem Boote befanden, dessen Lauf gegen die Küste vier Matrosen regelten. Einer der Männer hatte sich fest in seinen Mantel gewickelt und auf der Boden des kleinen Fahrzeuges sich niedergelassen. Der Andere dagegen hielt, wie zum Uebersluß nur, die Zipfel seines Mantels zusammen. Stand an dem Maste des kleinen Fahrzeuges, sein Haupt war unbedeckt, seine langen, üppigen Haare flatterten im Winde, und obwohl die Wellen hochauf gegen die Bordseiten des Bootes schlugen und ihren Gischt in das Fahrzeug warfen, den Mann also fast ganz durchnäßten, blieb dieser doch unbeweglich in seiner Stellung und blickte unverwandt nach der Küste. Das Boot war offenbar in guten Händen, denn die hochgethane See wurde von den Lenkern desselben sehr vortheilhaft benutzt, um das Fahrzeug immer näher ans Ufer zu lavieren. Durch das Dunkel leuchteten die weißen Schaumspitzen der Wogen recht unheimlich, auf und nieder schwankte das Boot, legte sich zuweilen auf die Seite, hob sich wieder und sank dann ebenso schnell in die Tiefe hinab.

„Aber zum Henker, George, was liegst du da unten im Raume wie ein Seekranker?“ rief der Mann am Maste dem Gefährten zu.

„Mylord“, grunzte der Angeredete, „ich bin kein Freund von solchen Naturscenen, bei deren Anblick die Todesgefahr stets ganz nahe erscheint, außerdem liebe ich nasse Kleider nicht.“

Der Mann am Maste lachte. „Ja wohl, Sie haben gut lachen“, fuhr der Unterliegende fort. „Zu Ihnen sieht eben das Blut des Herrn Vaters, der ein Seeheld ist — was Sie auch sind, wenn Sie selbst auf dem abscheulichen Elemente gern umherfahren?“

„Todesgefahr? ha! ha! ha!“ lachte der Mann wieder? „So weit ist es noch lange nicht. Es ist ein ganz allerliebst Sturm, weiter Nichts. Da hat man bessere gesehen — nicht wahr, Toby?“

Der also Gefragte war der Mann am Steuer.

„Gewiß, Lord Jakob“, bemmte er. „Hent ist es nicht weit her mit dem Sturme — aber 's ist doch unbequem von wegen des Landens, man kennt eben im Dunkel die Stelle nicht. Hätten wir bei Hope Chapel anlegen können, wär's besser gewesen — hah — Oho — aufgepaßt, dort kommt schon eine Sturzwelle her.“

Er lenkte mit sicherer Hand das Fahrzeug durch eine große Welle, deren Gewalt sich in Folge der rächtigen Wendung brach.

„Haltet die Stangen bereit, Jungens,“ kommandierte „Ho — o — op! Da kommt Nummer zwei. — Es ist gut, ich weiß wenigstens, wo ich jetzt bin. Es sind die Blackstones.“

Digitized by Google

Wieder lenkte er das Boot durch die schnell hintereinander stürzenden Wellen.

„Was sind das für Bestien?“ fragte jetzt der Mann, den Lord Jakob mit dem Namen George angeredet hatte.

„Es sind Felsstücke, die in der See liegen — wie die Gelehrten sagen, ruhen sie seit dem vierzehnten Jahrhundert hier, wo die See ein Mal einen furchtbaren Einbruch ins Land versuchte, der sogar den Lauf des Rothenflusses änderte — seitdem haben wir hier eine vollständige Sturzsee — da — da — sehen Sie, wie die weißen Köpfe schnell auftauchen.“

Wirklich erzitterte das kleine Fahrzeug unter den Stößen der kurzen Wellen — aber es kam dem Lande näher.

„Wenn man nur einen kleinen Anhaltpunkt hätte — wenn ein Licht zu sehen wäre — das anzeigte, wo man landen könnte — ich fürchte die Blockhäuser.“

„Nun, da sind ja Lichter,“ sagte George, der sich mühsam an dem Mastbaume hielt. „Es scheint ein Dorf zu sein.“

„Es ist Saint Mary's,“ sagte der Steuermann. „Das kann uns kein Merkmal geben — es liegt noch so zehn Minuten von der Küste.“

„Ja — ja,“ sagte Lord Jakob. „Es sind stillstehende Lichter — sie flimmern hinter Fenstern — das Dorf und seine Kirche scheinen unter dem Winde zusammenbrechen zu wollen.“

Toby ließ wieder einige Commando's erschallen — durch die schwarze Nacht schimmerte der Nebel des Romney Moores.

„Halt — halt — da kommt Etwas,“ rief Lord Jakob.

„Was Mylord?“ fragte der Steuermann.

„Ein Licht — ich sehe es deutlich — es schimmert blutrolh im Nebel.“

„Ein Irrlicht,“ fiel George ein.

„Oho — nein! ich sehe scharf. Jetzt ist es verschwunden — da — da taucht es wiederauf — seht, Toby dort!“

Der Steuermann, welcher mit der Rechten den Knopf seines Steuers umfaunt hielt, machte mit der Linken ein Dach über die Augen und blickte scharf nach der von Lord Jakob bezeichneten Stelle.

„Wahrhaftig, Mylord, Sie haben Recht,“ sagte er, „Sie haben gute Augen — nun erscheint es auf einer Höhe — jetzt geht es wieder — da — da — es bleibt auf dem Walle — jetzt wird es geschwenkt. Wenn es ein Freund hält, so können wir sicher darauf zu halten — aber wenn es eine Täuschung wäre — —.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte Lord Jakob, mit dem linken Arm den Mast umklammernd und ein Sprachrohr in die rechte Hand nehmend.

„Ho — ho — ho —“ rief er mit kraftvoller Stimme, daß es über die Wogen und durch den Wind dahinschallte.

„Ho — ho — ho —“ tönte es zurück. „Drog — he — da,“ rief Lord Jakob durch das Rohr.

„Jako — dus“ rief es vom Ufer und zugleich ward die Fackel so hoch gehoben, daß ihr röthlicher Glanz weit über das wogende Meer strahlte.

„Halte darauf zu, Toby“ sagte Lord Jakob. „Es ist unser Mann.“

Die Führer des Bootes arbeiteten, von dem Signale geleitet mit größerer Sicherheit und nach einiger Zeit schaukelte die Barke zwischen den Steinen. Toby handhabte einen Wurfanker — er faßte Boden und die Männer zogen mit aller Gewalt an der Ankerleine, bis das Fahrzeug im schlammigen Ufer festlag. Von den gegenschlagenden Wellen mit einem Sprühregen überschüttet, verließen Lord Jakob und George das Fahrzeug, während Toby und seine Matrosen ihr Geschäft, das Boot zu bergen, fortsetzten.

Beide Herren eilten trotz des Windes ziemlich schnell das Ufer hinan. Sie befanden sich bald dem Fackelträger gegenüber, der, als er die Reisenden glücklich gelandet sah, von der Anhöhe herabeilte.

„Mylord,“ sagte der Mann, seine Fackel löschend, indem er sie einige Male in den Erdboden stieß. „Ich heiße Sie im Namen aller Anhänger des Königs Jakob willkommen. Nachdem mir zugerufenen Erkennungsworte, sind Sie der Mann, den ich erwarten soll.“

„Ich bin es, mein Freund“, sagte Jakob. „Wohin sollen wir Euch folgen?“

„Halten Sie sich dicht an mich, Mylord, denn die Nacht ist stürmisch und dunkel, und wir haben noch eine gute Strecke zu laufen. Ich darf die Fackel nicht mehr in Brand setzen, denn die Leute in Saint Mary's, welches dort liegt, sind mißtrauisch. Nun kommen Sie.“

Er ging vor den beiden Lords einher. Sie schritten alle Drei den Weg entlang, der sich in weitem Bogen um Saint Mary's hinzog. Er führte durch einige Felder, kam dann wieder zwischen Sumpflachen zum Vorschein, strich dicht an Zäunen vorüber, welche die Gehöfte einiger Landleute umgaben, und lief endlich in eine weite Ebene aus, deren Rand von dichter Waldung begränzt wurde. Im Dunkel der Nacht leuchteten sie und da die Tümpel der stehenden Gewässer und das Haidekraut rauschte klappernd im Nachtwinde. Einige Hunde, von den Tritten der nächtlichen Wanderer aufgescheucht, schlugen heil an.

Lord Jakob und George hatten ihre Mäntel ein wenig gelockert — ihre kurzen, breiten Degen hielten sie umklammert. Der Führer schritt, ohne mit ihnen zu reden, den schmalen Weg dahin. Als derselbe sich scheinbar in der Ebene verlor, blieb der Mann stehen.

„Wir wenden uns rechts,“ sagte er, „halten Sie den Zipfel meiner Jacke fest, Mylord, und Sie, mein Herr,“ sagte er zu George, „nehmen Sie wieder den Zipfel von Mylords Mantel — so — wir dürfen uns nicht verlieren.“

Aneinanderhängend schritten sie einen kaum bemerkbaren Pfad entlang und die Lords gewahrten, daß das Terrain sich senkte; in einer Niederung bemerkten sie nicht weit von sich ein schwaches Licht.

„Das ist meine Hütte“, sagte der Mann. „Ich werde das Zeichen geben.“

Er ließ einen langhallenden, gellen Pfiff ertönen, der sofort beantwortet wurde. Gleich darauf hörte man Hundegebell, durch das feuchte Riedgras patschten zwei ungeheure Doggen heran.

„Simson — Percy — ho — ho,“ rief der Führer.

Die Ungethüme erkannten ihren Meister, der sie liebkoste — dann rief er: „John! bist Du da?“

„Ja wohl, Master Hunt,“ sagte eine Stimme.

Ein Mann kam den Wanderern entgegen. Er hatte einen Südwesterhut über den Kopf gestülpt und hielt ein Faustrohr in der Hand.

„Sind die Herren da?“ fragte Hunt.

„Schon seit einer halben Stunde.“

„Gut denn.“ Es währte nicht lange, so stand die Gesellschaft vor einem unscheinbaren, aus gebrannten Ziegeln, dem gewöhnlichen Baumaterial der Hausbesitzer des Romney Moores, aufgeführten Gebäude. Es hatte ein flaches, mit Feldsteinen belegtes Dach. Die Fenster waren stark vergittert und die sehr feste Eingangsthüre noch besonders durch Schiebebalken versichert, bei den Anblick eines Festungsthores. Rings um das Haus lief eine dichte Hecke von Stechpalmen und hinten schloß sich, so viel die Männer zu erkennen vermochten, ein Garten an, der sich bis zu einer fast undurchsichtigen Steinmasse erstreckte. Die Gegend war vollkommen ebe — hin und wiederum erblickte man zahlreiche Wassertümpel, aus denen kleine Gras- oder Wiesenflecke wie Inseln hervorragten. Der zuletzt angekommene Mann öffnete das Heckenthor, dann die Schiebbalken, endlich die Hausthür selbst und ließ Master Hunt sowie die beiden Lords in die Hausflur treten, die, von einer roh gearbeiteten Ampel erleuchtet, vollständig das Aussehen eines jener großen Flure, auch Dielen genannt, zeigte, welche in den Wohnungen der englischen, sowie der deutschen Landleute das Hauptgemach für die Versammlungen der Insassen des Hauses bilden. An den Wänden waren auf beiden Seiten der Holzäfelung Krüge und Schüsseln sichtbar. Einige schlechte Bilder zierten die Wände, über dem Kamin hatte man den Schädel eines kolossalen Hirsches befestigt, an dem noch die Geweihe prangten. Das Feuer in dem Kamine prasselte lustig auf den plumpen, eisernen Böcken. Vor denselben saßen zwei Männer. Als Hunt und seine Begleiter eintraten, erhoben diese Männer sich schnell.

„Ah — es ist also Wahrheit! Sie selbst, gnädiger Herr!“ rief erstaunt der Eine.

„Ja, ich bins leibhaftig, Sir Robert Charnod,“ sagte Lord Jakob. Charnod nahm seinen Gefährten bei der Hand: „Ich stelle Ihnen den Ritter William Parkyns vor,“ sagte er. „Ein Mann, dessen seltne Fähigkeiten unser Unternehmen stützen werden. Sir Parkyns — und Ihr da, Master Hunt — Ihr wißt nicht, welche Ehre heut diesem Hause widerfahren ist. Der Mann hier,“ sagte er, auf Lord Jakob deutend, „der im schlichten Gewande eines Reisenden vor Euch steht, ist Seine königliche Hoheit, Herzog Fitz James von Berwick, Sohn unseres gnädigsten Königs Jakobs II. von England.“

Die Anwesenden machten eine tiefe Verbeugung.

„Ich nehme diese Huldigung für meinen Vater an,“ sagte Berwick „und bin gekommen in Gesellschaft unseres Hauptführers des Sir George Barclay, um allen treuen Anhängern des rechtmäßigen Herrn Muth einzusprechen — ihnen zu verheißen, daß das Ende des Kronenräubers, Wilhelms von Oranien, nahe ist und sie der Freundschaft unseres Bundesgenossen zu versichern. Hier — Sir George Barclay ist mit den nöthigen Papieren versehen — ich hoffe, daß die Anwesenheit eines Sohnes des Königs Jakob

Digitized by Google

den Verzagtesten Muth einflößen werde. Wie weit unsere Angelegenheit gediehen ist, das werde ich den versammelten Freunden vortragen. Sagt an, Sir Charnod, gedenkt Ihr die Verbündeten einzuberufen? und wo?"

„Hoheit, ich habe bereits, auf die Nachricht von Ihrer Ankunft, ein Rundschreiben an die Genossen erlassen. Sie werden übermorgen Nacht beisammen sein und Sie können alsdann eine Revue über Ihre Armee halten. Es ist freilich nothwendig, daß wir bis zum Tage der Entscheidung noch mehr und immer mehr anwerben. Ich kann Ihnen heut schon gute Namen nennen. Da ist Sir George Maxwell, Lowick der Major, Stow, Stolbant, Jakob Courtenan, Roger L'Estrange, Sir Ring, Chambert und Boyse, der Franzose de la Rue, die Lords Roß und Howard, Clifford, White und noch verschiedene Andere. Dan würden die Männer sein, mit denen Eure Hoheit sich in Verbindung zu setzen hätten."

„Gut — gut so," sagte Berwick. „Diese Herren haben das Größte zu thun, sie müssen für Waffen, Mannschaft und Pferde sorgen — ich habe Ihnen zu sagen: daß Frankreich bereit ist, uns seine Hülfe zu leihen — Alles ist vorbereitet. Wir müssen den Tag der Schilderhebung bestimmen. Laßt mich die Herren sehen."

„Uebermorgen Abend oder Nacht habe ich bestimmt, um eine Versammlung zu berufen, der Sir, gnädiger Herr, vorstehen sollen."

„Und wo?" fragte Berwick.

„Hier — in diesem Hause."

„Hier?" rief der Herzog erstaunt.

„Hier. Ich muß Ihnen kurz die Verhältnisse auseinandersetzen. Bill Hunt tretet vor."

Hunt kam, seine Mütze zwischen den Fingern drehend, hinter dem Kaminmantel hervor. Jetzt erst betrachtete Berwick den Mann, der von dem Dynchurch Walle bis zur Hütte sein Führer gewesen. Hunt war ein kleiner, breitschultriger Kerl, dessen glatt geschorner Kopf tief zwischen den Schultern stedte, dessen Säbelbeine große Kraft verriethen, dessen Antlitz jedoch nicht viel Vertrauen erweckten konnte. Berwick betrachtete den Mann mit finsterem Blicke.

„Gnädiger Herr," sagte Charnod, dem diese Musterung auffiel: „Sie müssen nicht nach dem Aeußeren urtheilen. Ein guter Kenner hat nicht immer ein Antlitz wie Milch und Blut. Master Hunt ist ein treuer Jakobit. Er hat sich, durch mancherlei Unglücksfälle gebeugt, aus der großen Welt zurückgezogen und da die neuen Steuerverordnungen des Usurpators Wilhelm ihm einige Schnippchen schlugen — ward er — ganz offen gesprochen, seines Handwerks ein ehrsamer Pascher oder Schmuggler."

Hunt nickte bedeutsam.

„Master Hunt," fuhr Charnod fort, „öffnet das gastliche Thor seines Hauses gern den Anhängern König Jakobs. Hier ahnt Niemand von den Spähern des Oraniers unsere Zusammenkünfte. Der Weg von London bis an Romney Moor beträgt nur neunundsechzig Meilen*), wir können fortwährend Verbindung zwischen Frankreich oder vielmehr mit Saint Germain**) und London unterhalten. Bei Hope Chapel oder Saint Mary's legen unsere Schiffe an — hier werden die Depeschen und Befehle von London für Saint Germain oder umgekehrt niedergelegt, von dieser Hütte aus ergehen die Weisungen an unsere Verbündeten, läuft eine beständige Post, laufen Couriere hin und her — unter diesem Dache wohnen oft genug die Freunde und Führer, wenn ihnen Gefahr droht, oder wenn sie sich längere Zeit hier aufhalten, um wieder nach Frankreich überzusetzen: auch Sie, gnädiger Herr, werden hier Wohnung nehmen."

Er schob bei diesen Worten einen Theil des Holzgetäfels zurück und ließ den Herzog in einen Raum blicken, in welchem eine Treppe, zu dem oberen Theil des Hauses führend, sich um einen Holzpfeiler wand.

„Hier," fuhr er fort, „versammeln wir uns zu unseren Berathungen, deren Resultate Hoheit bereits kennen. Wir haben Genossen geworben, Freunde und Mittel herbeigeschafft, die Verbündeten harren nur auf Befehle aus St. Germain, um den entschiedenen Schlag zu thun. Ihre Ankunft bürgt für glücklichen Erfolg, und Alles dieses ist ausgegangen — Alles wird noch ausgehen von der schlichten Hütte Bill Hunts, des Schmugglers."

Berwick erkannte sofort, daß er dem Schmuggler ein freundliches Gesicht zeigen müsse.

„Gebt mir Eure Hand," sagte er, dem Krummbeinigen die Rechte entgegenstreckend. „Ich habe Euch einen Verdacht abzubitten, aber wenn man so viel Unheil, Verrath und Täuschung erlebte, wie die Familie der Stuarts, dann ist das Mißtrauen verzeihlich."

„Oh — gnädigster Herr," rief Hunt, „das ist entschieden. Ich nehme es nicht übel — aber Sie können sich auf mich verlassen. Ich bin ganz und gar den Herren ergeben. Meine gefährliche Beschäftigung ist jetzt nur noch Schein. Ich habe es vorgezogen, Ladungen der Herren Jakobiten bei mir aufzunehmen, während ich ehedem Ladungen von Spitzen aus Brüssel, Lyoner Seide, französische Bronze, deutsche Kupferwaaren und Silbergeräthe, Schleier aus Valenciennes, Tabake und sonstige Dinge in riesigen Lasten über den Kanal her bezog. Seitdem aber das große Werk im Gange ist, halte ich es besser, mich dem Dienste desselben ganz zu weihen. Einen trefflicheren Ort finden Sie nicht für das Unternehmen, gnädiger Herr. Die Nähe der See begünstigt die Fahrten hin und zurück über den Kanal, die abgelegene Hütte wird von Niemandem besucht, nur einige Schäfer treiben ihre Vieh durch das sumpfige Marschland — es ahnt Niemand das Vorhandensein großer und wichtiger Dinge. Ich habe noch jederzeit die Briefe pünktlich besorgt und die Schiffe, welche aus Frankreich im Auftrage Seiner Majestät König Jakobs hieher kommen, haben noch immer richtig abgeliefert."

„Und wie befördert Ihr die Briefe nach St. Germain?" fragte Berwick.

„Dabei kommt mir die Schmuggelei zu Hilfe," grinste Hunt. „Im Ganzen drücken die Leute hier in der Gegend gern ein Auge zu, und so werden denn die Briefe nach St. Germain in ein Packet von Schmuggelwaaren gepackt, dieses Packet kommt in eine Kiste und diese Kiste wird an einer bestimmten Stelle in den Sumpf gesenkt, wo die Schiffer, Seiner Majestät dem König Jakob ergebene Leute, sie abholen, wenn sie bei St. Mary's mit ihren Fahrzeugen gelandet sind."

„Hm — hm — trefflich!" murmelte Berwick. „Es ist Alles auf's Beste bereitet. Ich werde meinem Herrn Vater berichten, wie eifrig seine Getreuen für ihn wirken, wenn ich nach St. Germain zurückkehre; und Seine Majestät König Ludwig XIV., der nichts lebhafter wünscht, als die Stuarts wieder auf dem Throne Englands zu sehen, werden hocherfreut sein, zu vernehmen, daß die Bravsten in diesem Lande für Jakob den Zweiten sind. Ihr aber, Master Hunt, Ihr werdet königlich belohnt werden — wenn Alles glücklich sügt. Ihr sollt reichlich entschädigt sein, denn ob Zweifel habt Ihr doch Verluste bei der theilweisen Aufgabe Eures trefflichen Geschäftes," sagte Berwick lachend.

Hunt lächelte verschmitzt. Er blickte den Sir Charnod verstohlen an, der ebenfalls listig lächelte.

„Es wird von Seiner Majestät abhängen, die Treuen einst zu belohnen," sagte er. „Aber Hunt ist noch nicht ganz ohne Mittel — seien Sie unbesorgt, Hoheit — er hat sein Schäfchen im Trockenen, und was ihm an baarem Gelde fehlt, das hat er reichlich in Waaren liegen, die für alle Zeit werthvoll sind. Hunt ist ein feiner Kopf, wie wir ihn brauchen; er hat seine Speicher — seine Vorrathskammern — seine Bazare — —"

„Aber wie? wo?" fragte Berwick.

„Hier im Hause."

Hunt verzog sein Gesicht, sah Charnod unwillig an und tegte den Finger auf den Mund.

„St — ich bin schwatzhaft," lachte Charnod. „Es ist ein Geheimniß."

„Ich finde dieses Haus geräumig, aber einen Stapelplatz für Schätze hätte ich hier nie vermuthet."

„Hoheit," fiel Hunt schnell ein, „es ist auch nur so eine Redensart des Sir Charnod — es ist mit den Schätzen nicht weit her — ein paar Fässer im Keller, einige Truhen voll Stoffe — aber da kommt der Imbiß," sagte er schnell und absichtlich bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich erlaube mir, Eure Hoheit zu bitten, mit der einfachen Küche vorlieb nehmen zu wollen. Hieher, John — decke hier auf. Dieser Tisch ist für Eure Hoheit bestimmt; ich ahnte so großen Besuch nicht, sonst hätte ich besser auftragen lassen."

Er deckte den Tisch mit trefflichen holländischen Leinen, legte einige Bestecke von Silber auf und ordnete die Schüsseln.

„Dieu du Dieu!" rief Berwick. „Ich verspüre den besten Appetit nach der verteufelten Fahrt. Kommt, George, Charnod und Ihr, Sir Parkyns — ich bitte, setzt Euch Alle hieher — heut Abend wollen wir lustig plaudern — keine Umstände."

Obwohl die übrigen Herren sich dem Herzoge fern halten wollten, ließ dieser doch nicht nach, bis Alle mit ihm zu Tische saßen. Berwicks schönes Gesicht glühte vor Erregung. Alles, was er auf der Fahrt erfahren, was er hier sah und hörte, das Geheimnißvolle

*) Es sind immer englische Meilen darunter zu verstehen, etwa 4⅓ englische = 1 deutsche Meile.

**) Zufluchtsort der Stuarts in Frankreich.

Digitized by Google

des Ganzen, das Abenteuerliche und Gefährliche — reizte ihn. Das leichte Blut der Stuarts und das seiner Mutter — sie war die schöne Churchill, Schwester Marlboroughs — kreiste schneller durch seine Adern und er ergriff ein gefülltes Glas.

„Auf das Wohl Seiner Majestät des rechtmäßigen Königs von England, Herrn Jakobs II. — auf das Verderben seiner Feinde!“ rief er, mit den Tischgenossen anstoßend. „Und nun, meine Freunde, an's Werk — thun wir diesem herrlichen Portschiree Schinken nebst den dazu gehörigen Eierschalen, dem krausen Salate und später dem Käse dort alle Ehre an.“

Man begann zuzusprechen, auch Barclay leistete das Seinige.

„Gut — gut — sehr gut!“ rief Berwick. „Ich bin lange genug nicht im lustigen Attengland gewesen — und so empfinde ich doppelt den Genuß solchen Schinkens — den findet man in Frankreich nicht. He da, Hunt — laßt Eure Köchin herauskommen.“

„Hoheit würden keine angenehme Bekanntschaft machen — sie ist alt und taub.“

„Das ist schade. Ich hätte geglaubt, so rosigen Schinken könne nur ein rosig Mägdelein — eine ächte Dirne von dem schönen Schlage in Kent kochen. Ihr seid nicht reich an Schätzen, was Schönheit anbetrifft.“

Die Herren lachten, aber Charnock sagte: „Hoheit irren. Hunt besitzt eine Tochter, die wirklich schön genannt werden kann. Es ist eine eigenthümliche Schönheit. Ein Mädchen mit rabenschwarzem Haar und wundervollen dunkeln Augen, eine Gestalt, wie sie nicht zierlicher gedacht werden kann, schlank und kräftig.“

„Wetter noch einmal, Ihr macht mich ganz neugierig,“ lachte Berwick, dessen Augen in der Erwartung eines neuen Abenteuers funkelten. „Wo ist das schöne Kind?“

Hunt hatte wieder sein Gesicht in Falten gezogen — es berührte ihn sichtlich unangenehm, daß dieser Tochter Erwähnung geschah.

„Sie ist nicht hier,“ sagte er. „Sie ist heute Mittag nach Old Romney gegangen.“

„Oho — Ihr lügt ein wenig!“ rief Berwick.

„Nein, wahrhaftig, gnädiger Herr — es ist so, wie ich sage — ich bin in Sorgen, daß die Bestie noch nicht zurück ist.“ Er blickte ängstlich auf die große und mit schöner Messingarbeit verzierte Schlaguhr, welche ohne Zweifel ebenfalls in einem fürstlichen Gemache paradirt hatte. „Ich weiß nicht, wo sie bleibt. Mögen die Heiligen sie beschützen,“ sagte Hunt, sich betreujigend.

„Ah — Ihr seid also auch ein guter Katholik?“ sagte Berwick, ihn fest anblickend.

„Es sind Viele, die Meisten unserer Kirche angehörig,“ sagte Charnock; „obwohl auch viele Protestanten unter den Anhängern König Jakobs zu finden sind.“

„Desto besser — aber was thut Bestie in Old Romney?“ fuhr Berwick fort.

„Sie kauft ein,“ antwortete Hunt kurz.

„Oder sie bringt Schmuggelwaaren an den Mann!“ lachte Charnock.

Hunt stampfte mit dem Fuße auf. Berwick erhob sich. ·

„Nun, wir werden das rosende Kind noch kennen lernen,“ entschied er. „Für heute möchte ich auch zur Ruhe gehen. Master Hunt — ich bitte, mir ein Nachtlager zu schenken.“

„Es ist gesorgt dafür,“ sagte Hunt, das Gesicht wieder öffnend. „Wenn Eure Hoheit wollen — so steht das schlichte Zimmer offen.“ Er wies auf die Treppe. „Auch für Lord Barclay ist dort oben bereitet.“

Berwick nahm von Parkyns Abschied. „Sir Charnock,“ sagte er, „Ihr begleitet uns wohl?“

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Briefe an eine Dame.

Erster Brief.

Glücklich angelangt in dem werdenden Babel, das mich, wie Sie wissen, theure Freundin, einige Jahre hindurch in seinen gastlichen Mauern beherbergen soll! Daß ich übrigens nicht gleich in meinem Erstlingsschreiben vom Pfade der Wahrheit abweiche: diese Mauern stehen nicht mehr; Sie erinnern sich, wie oft wir über die guten und schlechten Scherze der Berliner Tagesblätter gelacht, die noch bis vor Kurzem ein wahrhaft Jerichoisches Posaunengeschmetter gegen die Stadtmauer losbliesen. Und in der That: auch ich finde es so abgeschmackt als ungekund, das Dehnen und Wachsen eines werdenden Körpers durch ein Schnürleib einzuengen, sei es nun ein architektonisches oder eines von Leinwand und Fischbein. Es scheint übrigens, daß mit den Mauern Berlins nicht zugleich auch die Gastlichkeit gefallen — wenigstens nicht, was die Kreise der haute finance anbelangt. In diesen sollen, wie ich höre (und bei einem Aufenthalt von wenigen Wochen dürfen Sie nicht erwarten, mich schon zu den Augen-, Ohren- und Jungenzeugen zählen zu können!) Tafeln stattfinden, an denen Lukull kaum noch behaupten könnte, am besten bei Sich zu speisen. Die edelsten Weine, die theuersten Delicatessen sind nicht edel und theuer genug und die Anzahl der Gänge soll nur mit x annähernd zu bezeichnen sein. Lord Lotus, der englische Botschafter am hiesigen Hofe, bestätigt das, wie Sie aus den Zeitungen ersahren haben werden. Er schrieb seiner Regierung, welche Ersparungen im Gesundheits-Etat wünscht, daß an solche bei dem wachsenden Luxus in Berlin nicht zu denken sei und daß ihm sein Banquier gesagt habe: ein Vermögen von Hunderttausend Thalern gewähre hier nur noch zur bloßen Existenz. Die Berl. Montags-Ztg. antwortete darauf sehr richtig durch folgendes Epigramm:

Lord Lotus.

„Ungeheuer klieg der Luxus hier in Preußens Residenz!
„Hunderttausend Thaler braucht man dieß zur bloßen Existenz!“

Die Unterzeichneten,

„Rücken Sie soviach, Lord Lotus, hochgeneigtest auerkennen
„Alle unsre Steuern-Hoher, daß wir gar nicht existiren!“
700,000 Einwohner Berlins.

— — Ich kann kaum weiter schreiben. An, auf, hinter, neben, über, unter und vor mir wird Fortepiano geschlagen, nur in und zwischen mir nicht. Es wäre doch eine große Wohlthat, dem Gedanken einer Klaviersteuer Leben zu leihen! Nirgend kann man dies wahrer und tiefer empfinden, als in der Metropole des norddeutschen Bundes, wo das Musikfieber fast in jedem Hause vom Keller aufwärts durch alle Etagen bis zur Dachstube hinauf grassirt.

Der Berliner ist ein geborner Opponent; der dürre Sandboden, den er bewandelt, hat seinem Character etwas Widerhaariges, ewig Negirendes gegeben, aber die Kunst der heiligen Cäcilie ist im Stande, den störrigen Saulus im Umsehen zu einem gesinnungstüchtigen Paulus zu wandeln. Es amüsirte mich köstlich, einen aufklärirten Handwerker, von reinster demokratischer Gesinnung, mit dem ich vorgestern Abend in seiner „Stammkneipe“ ein langes Gespräch über die „Wasserpest des Volkswohlstandes“, über die stehenden Heere, halte, gestern früh mit glänzenden Augen, den Regenschirm wie ein Gewehr über die Schulter gelegt, fast athemlos — der Mann leidet an Engbrüstigkeit — neben einem Trupp Soldaten hermarschiren zu sehen, der Gott weiß zu welchem Zweck klingenden Spieles durch die Straßen zog. Mich nicht eine Regierung, und wäre sie von der friedlichsten, abrüstungsfreudigsten Gesinnung beseelt, durch solche innige Theilnahme ihrer Bürger an militärischen Evolutionen stutzig gemacht werden, muß sie nicht in der That auf den Gedanken kommen, jede Vermehrung der bewaffneten Macht könne einzig eine Vergrößerung des öffentlichen Vergnügens im Gefolge haben?! Und wäre sie noch zweifelhaft: die krampfhafte Begeisterung des Berliners für Paraden zwingt sie förmlich dazu, das Armeebudget zu vermehren. Das alte panem et circenses — die Völker lernen ebensowenig aus, wie die Könige! —

Um jedoch noch für einen Augenblick in's Reich der Töne zurückzukehren: Richard Wagner's „Meistersinger“ sind in der That am ersten April über die Scene der Königl. Preußischen Hofbühne hingegangen und — singen bereits nicht mehr. Ich will Sie mit keiner kritischen Analyse des Werkes behelligen; das Urtheil der Laien lautet: „Wir wären vor Langerweile eingeschlafen, wenn uns nicht der Orchester- und Chor-Scandal wach erhalten hätte“, und ziemlich dasselbe besagt der Ausspruch des Generals v. Moltke, des berühmten Planmachers zu dem Kriege, der 66 spielte: „Hier in den Meistersingern ist's noch schlimmer als im Herrenhause, wo man doch auf „Schluß“ antragen kann.“ — Aber ich muß Ihnen mittheilen, was von den Zeitungs-Referenten übersehen oder absichtlich verschwiegen ist: daß nämlich in der ersten Aufführung dieses vergangenen Zukunfts-Werkes der Gegenwart ein politischer Kampf stattfand. Das Judenthum war durch Wagner's Brochüre: „Das Judenthum

Digitized by Google

in der Musik" tief beleidigt; es wollte sich bei Gelegenheit der „Meistersinger" an dem Componisten rächen, und da das hiesige Judenthum — seine Mittel erlauben ihm das — die Majorität des Berliner Theaterpublikums bildet, mindestens die der besseren Platzbesitzer, so wäre diese Rache sicher eine vollständig siegreiche geworden, hätte sich nicht unser hoher Adel auf Wagner's Seite gestellt. Dieser hohe, seudale Geburts-, haßt den neuen „jüdischen", wie er ihn nennt, den Geld-Adel, in dessen Hände der alte aristokratische Grundbesitz immer mehr und mehr übergeht. Der seudale Adel seufte sich über den derben Schlag, der dem „jüdischen" von Wagner beigebracht war, und that Alles, daß dieser Schlag dem Meistersinger-Sänger, oder -Schreier, nicht zurückgegeben werde. Die Claque bei der ersten Aufführung der Oper besand sich im ersten Rang und hatte mindestens 2000 Ahnen und ebensoviele Orden aller Gattungen. Wo nur irgend in dieser Musik eine Melodie werden zu wollen die entfernteste Absicht zeigte, applaudirten die vornehmsten Hände und Händchen des überfüllten, glänzenden Hauses, und wenn die Juden, oder die — wie z. B. ich — durch diese Musik zum Judenthum Uebergegangenen ihrem Unmuth Ausdruck gaben, so wurde dieser Applaus des ersten Ranges (zu dem auch die Hof- und Professionsloge zählten) so demonstrativ-stark, daß anderen Tags mindestens 400 perplexte Gracehandschuhe weggeworfen (resp. geheilt) werden mußten. Es war ein, wenn auch nicht blutiger, doch heißer Abend, dieser erste Meistersinger-Abend in Berlin, an welchem unsere Fürsten, Grafen und Barone für Wagner zu Felde zogen, für den Revolutionär, der 1848 in Dresden hinter den Barrikaden stand, zu Felde zogen gegen die Banquiers von Berlin, bei denen sie, die hohen Edlen, vielleicht gar am nächsten Tage hinkrochen oder soupirten! — Uebrigens bewundern Sie, theure Freundin, meine Wagbalsigkeit, mir, trotz der titanenhaft hohen Preise (Parquetplätze wurden mit 25 Thalern bezahlt!) für die erste Vorstellung der genannten Oper, wenn auch durch dritte, vierte Hand ein Billet besorgen zu lassen! Es heißt wahrhaftig sich den Verdacht Strousberg'scher Einfünfte aussetzen, wenn man hier derlei Extravaganzen unternimmt, und wohin ein solcher Verdacht bei der aufopfernden Pflichttreue der Abschätzungs-Commission für die städtische Einkommensteuer führen kann, ist unberechenbar.

Wahrhaftig, da steht der Name und Sie haben Ihre Wette gewonnen! Als ich Ihnen die Hand zum Abschied küßte und Sie mir die regelmäßige Abendung meiner Correspondenz noch und nochmals auf die Seele banden, flehte ich Ihnen diese letztere mit den Worten zu: „so wahr in meinem ersten Schreiben der Name Strousberg's, des „märkischen Monte-Christo" — ohne den, wie Sie behaupten, gegenwärtig kein Bericht über Berlinische Zustände möglich sei — nicht vorkommen soll!" Ich könnte zwar die Sache jesuitisch auslegen und einfach diesen ersten Brief meinen letzten sein lassen; doch würde ich dadurch, wenn Sie beim Lesen meiner Correspondenz nur halb so viel Bergnügen empfinden, als ich beim Schreiben, unendlich mehr einbüßen als gewinnen. Ich beeile mich deshalb, den von Ihnen gewünschten Siegespreis, eine Ball-Coiffüre à l'Anathème, das Neueste der Saison, mit der Bitte um freundliche Annahme, durch den Postboten zu Ihren Füßen legen zu lassen, und in meinem Bericht fortzufahren.

Der Leichtsinn, mit welchem ich — der spreeathenischen Zustände Unkundige — auf Ihre Wette einging, verdient übrigens die Strafe Ihres Spottes, welche meinem Schaden zweifelsohne folgen wird, vollkommen: Strousberg ist allerdings hier durchaus unvermeidlich geworden — er liegt, so zu sagen, in der Luft, und man könnte von ihm wie vom Fieber sagen, „die Binden kennen seinen Tritt", wenn er es nicht vorzöge, sich der Equipage zu bedienen. — Die Zeitungen haben Ihnen inzwischen Nachrichten gebracht — mit und ohne Illustrationen! — über die öffentlichen Suppenvertheilungen, welche Dr. Strousberg, während unseres fibirischen Winters den diesigen Armen zu Gute kommen ließ; ein Act der Wohlthätigkeit, der auch ohne manche damit verbundene Reclame, der allgemeinen Anerkennung sicher sein durfte. Auch über die jüngst stattgehabte Silberhochzeit des „Eisenbahnkönigs" sind ja wohl die ausführlichsten Berichte bis in's „fernste, tiefste That" gedrungen! Es schmerzt mich dies Letztere eigentlich. Mit welcher wonnigen Hast würden Sie mein Schreiben in sich gefogen haben, wenn ich der Erste gewesen wäre, der Ihnen mitgetheilt, wie viel tausend Gramme z. B. die beiden silbernen Bergmannsfiguren wogen, welche der Ehe-Jubilar von der Dortmunder Hütte erhielt; oder welche Anzahl Steknadeln nöthig ist, um den großen Eisenbahn-Salonwagen, den die ostenzigen Ingenieure ihrem Chef gespendet, zu füllen; oder gar, was die Geschenke totalisier, in preußischen Kupfermünzen berechnet, gekostet! Ach, daß es Einem so selten vergönnt ist, wettgeschichtliche Facta von solcher Tragweite den staunenden Zeitgenossen zu verkündigen zu können! — Doch, ich tröste mich; vielleicht überflügle ich Ihre anderweiten Reporter wenigstens mit der Nachricht, daß Dr. Strousberg damit umgeht, eine Pferde-Eisenbahn nach Hoppegarten, dem „Epsom Berlins", dem Elborado der Jockey-Clubsitten, zu legen und so den Turf-lustigen Hauptstädten Gelegenheit zu geben, sich billiger und bequemer als bisher aus dem Staube machen zu können — aus dem Staube der Straßen in den der Rennbahn! —

Das „Judenthum", um das Wort Richard Wagner's nochmals zu gebrauchen, das hier schon an der Börse, in seinen Palästen unter den Linden und im Thiergarten, in der Gesellschaft, im Theater, in der Tagespresse u. s. w. u. s. w. eine glänzende, herrschende Rolle spielt, hat vor wenigen Wochen einen neuen Triumph gefeiert, indem Graf Bismarck, der sich gegenwärtig in Varzin an der Ostsucht reckt wohl befindet, im Reichstag den Wahlspruch, das Alpha und Omega des auserwählten Volkes: „was gemacht werden kann, wird gemacht!" adoptirte und ihm (dem Volke Gottes) somit indirect auch die Minister-Möglichkeit beilegte.

Dieser Reichstag! Seine Bedeutung schrumpft sehr zusammen, seitdem der Präsident Simson bei allen Sitzungen „zwischen 100 und 130 Mitglieder" sehen mußte, die nicht da waren. Und überdies lassen die meisten conservativen Reden, die in ihm gehalten werden, nur annehmen, daß noch andere Mitglieder abwesend sind, als die fehlenden.

Selbst das Zollparlament war nur spärlich besucht und gewann höchstens durch den Steuer-Witz einiges Interesse, den es kürzlich, trotz einer recht wackeren Petition der deutschen Hausfrauen, gegen den „himmlischen Kaffe" schleuderte. Wäre die Gleichberechtigung des schönen Geschlechts auch schon auf das parlamentarische Gebiet ausgedehnt, wir hätten wegen einer Auflage auf den Trank der Levante nicht die geringsten Besürchtungen zu hegen gehabt: ehe eine Athem-Steuer! —

Gestern früh traf ich eine Schaar Kinder auf der Straße, die eine Kothlache umhüpften, oder besser umhinkten; denn jeder der Knaben durfte sich nur eines Fußes bedienen; zwei oder drei größere Bengel applicirten den übrigen, sobald sie den Tümpel nahe genug gekommen, einen tüchtigen Stoß, und wie vorauszusehen, fiel oder sprang bald der eine bald der andere der Gestoßenen in das nureinwasser, das ihm hinauf bis über die Ohren spritzte. Wißbegierig, wie der Tourist sein soll, erkundigte ich mich nach dem Namen dieses interessanten Zeitvertreibs. „Wir spielen Actien-Gesellschaft", sagte einer von den Großen, und fügte, indem er einen etwa fünfjährigen Käsekopf unbarmherzig in den Schmutz setzte, mit pfiffigem Grinsen hinzu: „ich gehöre zum Verwaltungsrath!" —

Uebrigens fällt mir ein, daß ich Sie vor einer Nachricht warnen muß, die hier sehr verbreitet ist, und die ja auch leicht zu Ihnen dringen könnte. Man erzählt nämlich, daß vor der Hand von einer Aufstellung des Schiller-Denkmals am Königlich Preußischen Gensd'armenplatz durchaus Abstand genommen sei; dagegen beabsichtigt werde, in dem leer stehenden Gitter-Thambreganie eine Statue Sr. Excellenz des Cultusministers Herrn von Mühler zu errichten, und zwar kopfstehend und Humboldt's Kosmos auf den Fußsohlen balancirend: das ist entweder unwahr, oder doch wenigstens sehr verfrüht; vielleicht liegt auch eine Verwechselung vor — wie ich aus nicht ganz schlechter Quelle höre — und es wird der Frau Cultus-Ministerin ein Denkmal errichtet werden. Also, wie gesagt, Vorsicht in der Aufnahme solcher Gerüchte! —

Nächstens mehr, schöne Frau! Ich habe zu lange am Schreibtisch gesessen, Bewegung thut mir noth. Wenn ich doch die Kinder von gestern wiederträfe; ich machte gar zu gern etwas Nähreres über die Regeln des Spieles „Actien-Gesellschaft" erfahren!

Nachschrift. Soeben vernehme ich, daß das Zollparlament kurz vor seinem Schluß die deutsche Einheit durch die drei Pfennige Steuerzuschlag auf's Pfund Kaffee, also statt mit den gefürchteten blauen mit friedlichen braun-grünen Bohnen beförbert hat.

Digitized by Google

Die neue Passage zu Berlin.

Von **Richard Schmidt.**

Mit einer Original-Holzzeichnung von **H. Theuerkauf.**

Es ist nicht allein das Privilegium der freien Schweiz, und speciell des Kantons Schwyz, eine „hohle Gasse“ zu besitzen, in der „sich Jeder an dem Andern rasch und fremd vorübertreibt“ und „nicht nach seinem Schmerz fragt;“ auch die weit weniger freie Metropole des Norddeutschen Bundes besitzt dergleichen, und zwar leider in mehrfacher Anzahl!

Wem von unsern freundlichen Lesern, der sich auch nur oberflächlich um das Leben und Treiben der noch immer stark im Werden begriffenen Weltstadt Berlin bekümmert hat, wäre nicht in Wort oder Bild oder gar durch eigene Erfahrung Kunde geworden z. B. von den Schreckniſſen der „Kommandantenstraße“, der einzig directen Verbindung zwischen zweien der belebtesten Stadttheile, welche nach genauen statistischen Ermittelungen stündlich von 25,000 Fußgängern und 2000 Wagen passirt wird und dabei an einer ihrer weniger schmalen Stellen kaum 35′ Breite mißt?! Wie in der voreisenbahnlichen Zeit der sorgliche Hausvater beim Antritt einer noch so geringfügigen Reise seinen letzten Willen aufzusetzen pflegte, so müßte auch heut noch jeder Pilger durch die Kommandantenstraße zuvor polizeilich zum Testiren angehalten, dem Magistrat aber die Verpflichtung auferlegt werden, an den Endpunkten dieses wahrhaften Leidensweges Tafeln zu errichten mit der Inschrift: Incidit hic in Scyllam, qui vult vitare Charybdim — Wer hier das Ueberfahrenwerden vermeiden will, fällt in den Rinnstein! —

Doch, wie gesagt, Berlin leidet keineswegs nur an dieser einen „hohlen Gasse;“ eine zweite, fast ebenso lebensgefährlich als die oben angedeutete und dabei in einem weit eleganteren Quartier belegen, ist der Theil der Großen Friedrichsstraße, welcher sich von der Straße „Unter den Linden“ bis zur Behrenstraße erstreckt. Die Große Friedrichsstraße, bekanntlich die Hauptader des berliner Stadtkörpers, erscheint, während sie sich vom Belle-Alliance-Platz bis zur Behrenstraße in der respectablen Breite von 75′ hinzieht, an dieser letztgenannten Querstraße plötzlich wie zu einem Abschluß unterbunden; die Häuserreihen zu beiden Seiten rücken z. um 18′ näher aneinander und da der Verkehr an der bezeichneten Stelle denjenigen der Kommandantenstraße noch bei weitem übertrifft (eine statistische Berechnung aus dem Jahre 1864 ergab 30,000 Fußgänger und circa 3000 Wagen pro Stunde), so versteht es sich von selbst, daß die aus dieser „architektonischen Darmverengung“ entstehenden Inconvenienzen bei der in den letzten Jahren außerordentlich mächtigen Zunahme der Bevölkerung Berlins endlich unerträglich werden mußten.

An Vorschlägen zur Abhülfe dieser von Tag zu Tage krasser hervortretenden Uebelstände hat es nun allerdings nicht gefehlt; indessen waren die meisten Pläne von einer so liebenswürdigen Kindlichkeit, andere wieder mit so freudübergehenden Kosten verknüpft, daß selbst die Herren Entwerfer im Ernst kaum an die Lebensfähigkeit ihrer Projecte glauben konnten.

Wir wollen hier nur eines derselben, das allerdings nach beiden Richtungen hin, also in Bezug auf Naivetät wie auf Kostspieligkeit das Höchste leisten dürfte, kurz erwähnen: es bezweckte dies Project nichts anderes, als sämmtliche Häuser der Großen Friedrichsstraße, die zwischen den genannten Querstraßen liegen, — es sind dies etwa 14 an der Zahl und im Werthe von mehreren Millionen — anzukaufen und — abzureißen; wodurch allerdings auf einfachstem und gradestem Wege das Ziel der Verbreiterung erreicht worden wäre. Da aber merkwürdiger Weise die Besitzer jener Grundstücke nicht so viel Gemeinsinn besaßen, dieselben dem Magistrat gratis zu obigem Zweck zu überlassen, andererseits aber auch der Stadtsäckel seinen sonstigen Deficits dieses neue, aus dem Ankaufspreis sich ergebende nicht so ohne weiteres hinzufügen zu können vermeinte: so mußte man leider von dieser geistvollen Idee Abstand nehmen, und auf eine andere sinnen, welche außer den Kosten auch noch die Möglichkeit, selbige in einer oder der anderen Art zu decken, in sich schloß.

Ein solcher praktisch-ausführbarer Plan nun ist endlich zu Ende des verflossenen Jahres von einer Anzahl bewährter Männer der verschiedensten Stände berathen und, da an dem Gelingen desselben nicht zu zweifeln war, sofort zur Ausführung gebracht worden: er besteht in einer glasbedeckten Passage — nach in Paris, Brüssel und Mailand mannigfach vorhandenen Vorbildern — welche in die Straße „Unter den Linden“ und zwar kurz hinter der zuerst durch ihre revolutionäre Centripetalkraft im Jahre 1848, später durch die hier besonders üppig sprossenden Lieutenantsbeine berühmten) „Kranzlerschen Ecke“ einmünden, anfangs grade auf die Behrenstraße zuführen, dann aber im stumpfen Winkel die Behren- und Friedrichsstraßen-Ecke treffen soll. Es liegt auf der Hand, daß die Passage grade in dieser Form am meisten geeignet erscheint, ihre Zwecke nach jeder Richtung hin zu erfüllen, das schmale Trottoir in der Friedrichsstraße an der mehrfach bezeichneten Stelle von seinem eingengten Verkehr zu entlasten, und für den Menschenstrom, welcher sich von der Friedrichsstraße nach den Linden und dem Brandenburger Thor bewegt, eine bedeutende und angenehme Abkürzung zu bieten. Zur Ausführung dieser Anlage nun constituirten sich die obenbezeichneten Männer als Gründungs-Comité einer Actien-Gesellschaft unter dem Titel „Actien-Bauverein: Passage“ und fundirten durch Ausgabe von 10,000 Stück Actien à 100 Thaler ein Capital von einer Million, von welchem die Errichtung dieser Riesen-Glas-Halle bestritten werden soll.

Aber, werden unsere Leser und zwar mit Recht fragen, wovon gedenkt man denn die Zinsen für dies immerhin recht ansehnliche Sümmchen zu nehmen? Wird der Berliner, der außer einigen anderen weniger schmeichelhaften Rufen auch den besitzt, in Geldangelegenheiten ein ziemlich schlauer Fuchs zu sein, „darauf reinfallen“, sein Geld bei einem so lustig aussehenden Unternehmen anzulegen? Nun, was die zweite Frage anbelangt, so können wir dieselbe durch die Thatsache beantworten, daß das von der Gesellschaft beanspruchte Kapital eigentlich schon beisammen war, ehe noch die Listen zur Actienzeichnung bei den damit beauftragten Banquiers ausgelegt wurden, daß das Publikum also ein seltenfestes Vertrauen in die Rentabilität dieses Projectes setzte. Anknüpfend aber an den zuerst berührten Einwurf wollen wir nun versuchen, in kurzen Umrissen die Geheimnisse dieses gläsernen Palastes zu schildern, wobei die nebenstehende Illustration dem Verständniß des geschätzten Lesers als treffischer Dolmetsch zu statten kommen wird.

Von der Straße „Unter den Linden“ her in die „Passage“ eintretend (auch unser Bild ist von dieser Seite aus aufgefaßt), befinden wir uns in einer breiten, flottischen, glasgedeckten Halle von über 400 Fuß Länge, welche im Erdgeschoß zu beiden Seiten in einer ununterbrochenen Reihe von mehr als 1000 Fuß Schaufenster der eleganten Verkaufsstätten, Conditoreien, Café's ꝛc. zeigt; der schon jetzt außerordentlich starke Zudrang von Industriellen ersten Ranges, welche sich Läden in der Passage sichern möchten, hat bereits den Beweis geliefert, für wie vortheilhaft von ihnen die Idee gehalten wird, dem Publikum in dem bestgelegenen Theile der Stadt Gelegenheit zu geben, seine Einkäufe und zwar unter so anlockenden Umständen zu realisiren.

Auf das Parterregeschoß folgt eine Entresolestage und ein Hauptgeschoß, über welch' letzteren sich dann das leicht und zierlich construirte Glasdach wölbt. Die beiden genannten Etagen der Passage hat man für Etablissements verschiedenster Art bestimmt; daß sie für den starken Verkehr von Fremden und Einheimischen in dieser Gegend ein Bedürfniß sind, steht ebenso fest, wie es nach genauen Berechnungen und Voranschlägen sicher ist, daß schon durch die aus dem Vermiethen der bezeichneten Lokale erzielten Summen der größte Theil des Zinsenbedürfnisses gedeckt wird. Specieller Angaben über die Höhe der Miethspreise in der Passage müssen wir uns natürlich enthalten, aber wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir annehmen, daß von dem Quadratzoll für ein derartiges Verkaufslokal ein ziemlich gut situirter preußischer Dorfschulze mit seiner Familie zehn Jahre leben muß! —

Von den „Linden“ aus führt zu einem großartigen Restaurant im Charakter pariser Schöpfungen, eine große elegante Treppe, welche den Einblick in einen geräumigen gedeckten Lichthof öffnet; letzterer dient gleichzeitig einem Blumenhändler als Verkaufsstätte und bildet dadurch eine duftige, reizende Decoration für das Treppenhaus.

Mittels der erwähnten Haupttreppe gelangt man zu einem mächtigen Speisesaal, an welchen sich verschiedene Nebensäle, sowie Räumlichkeiten für verschiedene Gesellschaften anreihen; während eine zweite Stufenreihe, direct von der Passage aus, den Zugang zum Entresol mit seinen Cabinets separés für menschenscheue Ein- oder Zweifiedler, in weniger auffallender Weise vermittelt. Dienstreppen verbinden natürlich die Etagen untereinander mit den Kellereien und den Küchen, welche letzteren über den Verkehrs- und Verzehrs-

Digitized by Google

Räumen angelegt sind, zur Bewahrheitung des Dichterwortes: Doch das Gute kommt von oben! — Es schließt sich hieran ein elegantes Bierlocal, das bei einer 120 Fuß Länge die Höhe von zwei Etagen einnimmt, von welchen die eine passionirten Billardspielern zum Tummelplatz ihrer Leidenschaft überlassen werden soll.

Den beschriebenen Etablissements gegenüber — also an der anderen Seite der Passage — ist eine combinirte Anlage von Haupt- und Nebensälen für ein Clubblocal mit Concert-, Ball- und Redouten-Räumen bestimmt; auch diese Baulichkeiten haben ihre gesonderten Haupt- und Nebentreppen, Lichthöfe ꝛc.

Wir nähern uns nunmehr dem Ausmündungspunkt der Passage in die Behren- resp. Friedrichstraße und damit den beiden hauptzierenden derselben: einem großen Hotel ersten Ranges mit etwa 100 Zimmern, und einem höchst geschmackvoll eingerichteten Theater, das mehr als 1300 Zuschauer fassen wird.

Das Hotel, die Ecke der Passage und der Behrenstraße bildend, hat seinen Haupteingang von der letzteren aus, und zwar führt derselbe in einen freundlichen Cour d'honneur und von dort durch ein in modernem Styl gehaltenes Treppenhaus zu den Parterre-Localitäten und den Etagen.

Unmittelbar neben dem Hotel, ebenfalls in der Behrenstraße, befindet sich das, in seiner inneren Ausstattung und soweit man aus den Entwürfen schließen kann, der reizenden Waltner'schen Bühne entsprechende Theater. Dasselbe giebt sich hinter der linken Seitenfront der Passage den Blicken verborgen entlang, bis dahin, wo dieselbe ziemlich in der Mitte ihren stumpfen Winkel bildet, und tritt hier wiederum durch ein geschmackvolles Doppel-Vestibül mit bequemen und eleganten Treppenanlagen in die Erscheinung. Unsere Zeichnung gewährt uns über den Springbrunnen hinweg die Vue auf jenes Vestibül, das die reich ausgestatteten Foyers des Theaters in Halbkreisform umschließt. Die Anzahl der Kunsttempel Berlins wird also, wie der geneigte Leser sieht, auch von dieser Seite her eine Vergrößerung erfahren; ob die Anlage des fünfzigsten Theaters (achtundzwanzig besitzen wir, Gott sei Dank! bereits) von der dramatischen, dramaturgischen und dramomanischen Welt Spree-Athens seiner Zeit durch ein besonderes Jubiläums-Fest gefeiert werden wird, müssen wir einstweilen noch dahingestellt sein lassen! —

Es bleiben nunmehr nur noch die unterirdischen und die himmelstürmenden Räume der Passage zu erwähnen — die Keller und ein über dem Glasdach befindliches und gegen die untere Front nicht unbedeutend zurücktretendes Obergeschoß. Das letztere wird zum größten Theil durch Ateliers ausgefüllt werden, um die sich des trefflichen Lichtes und der olympischen Ruhe halber — der Wagenverkehr ist natürlich von der Passage gänzlich ausgeschlossen — schon jetzt einige unserer bedeutendsten Künstler (Maler, Kupferstecher ꝛc.) bewerben. — Die colossalen Kellereien, von denen etwa zwei Drittheile bereits an ein großes Bordeauxer Weingeschäft als Lagerräume vermiethet sein sollen, haben eine directe Ausmündung in die Passage nicht, sondern können nur mittels einer an der Behrenstraße befindlichen Versenkung, sowie von den Lichthöfen aus durch eine bequeme und mit Gas erleuchtete Fahrstraße frequentirt werden.

Man sieht, daß bei dem Entwurf dieser großartigen Anlagen auf das eine bedingende Moment der menschlichen Existenz, auf das Licht genügende Rücksicht genommen worden; schwieriger mag es sein, der zweiten dieser Lebensbedingungen, der Luft, freien und ausreichenden Zutritt zu verschaffen; indessen läßt sich hier, falls die unmittelbar unter dem Glasdach befindlichen Zugöffnungen sich als ungenügend erweisen sollten, durch künstliche Ventilationsapparate leicht Abhülfe schaffen.

Wir können und wollen diesen Aufsatz, in welchem wir ein aus den Bedürfnissen des Volkes hervorgehendes, aber auch die Thätigkeit, Intelligenz und den Fleiß desselben bezeugendes Unternehmen zu skizziren versuchten, nicht schließen, ohne der Männer Erwähnung zu thun, die, gleichsam Friedensherführer, die Feldzugspläne für diesen unblutigen Krieg gegen eine unerträglich werdende locale Pression entwarfen. Es sind die Baumeister Kyllmann und Heyden, denen die Stadt Berlin demnächst die großartige Anlage (das Bauterrain umfaßt einen Flächeninhalt von 46,000 Quadratfuß!) der „Passage" zu verdanken haben wird, eine Anlage, welche im wahren Sinne des Wortes das utile dem dulce vereint!

Uebrigens hofft man, da die Zeichnungen und Entwürfe die Genehmigung des Königs bereits erhalten haben, und mit dem beginnenden Frühjahr der Bau von beiden Seiten (der Behrenstraße und den „Linden") gleichzeitig in Angriff genommen werden soll, auf eine zeitigere Vollendung des Werkes, als sie nach den riesigen Dimensionen desselben eigentlich zu hoffen stände.

Familienleben in der Natur.

Von **Dr. Karl Ruß.**

Nebst der Original-Zeichnung: „Die Füchse" von **Fr. Specht.**

Zur Frühlingszeit gehen wir hinaus, und wenn Alles rings um uns her jubelt, peangt und duftet, wollen wir uns vorzugsweise erfreuen, an der Beobachtung der lieblichsten Seite des Naturlebens, dem Thun und Treiben der Thierfamilien, der Verpflegung und Erziehung der Jungen durch ihre Eltern.

Um aber die ganze Fülle dieser lieblichen Erscheinungen in ihren alltäglichen und doch so überaus anziehenden Vorgängen zu belauschen — müßten wir tausend Augen und tausend Ohren haben. Bescheiden wir uns daher, nur einmal das Nächste zu sehen und zu bewundern, was unser Spaziergang uns bietet.

Unmerklich geht der Frühling in den Frühsommer über, und gerade dies ist ja die schönste Zeit des ganzen Jahres. Immer neue Blüten erschließen ihre duftigen Kelche und weteifern an Pracht und Herrlichkeit mit dem zarten duftigen Grün des Laubwaldes. Wir lassen uns auf einer natürlichen Moosbank nieder, welche um den mächtigen Stamm einer Eiche sich gebildet. Vor uns auf einer jungen Buche, einem etwas verdickten Knorren ähnlich, bemerkt der scharfe Blick das wunderfam künstliche Nest eines Buchfinken-Pärchens. Noch ganz kleine Junge, unsichön in ihrer Nacktheit und doch so interessant in ihrem Weeben zu lieblichen Vogelchen, sperren eifrig die Schnäbel auf und empfangen Futter von den Alten. Und dieses Futter, das müssen wir nebenbei noch besonders hervorheben, besteht so in einer Wohlthat für den Naturhaushalt und für uns selber, denn es sind fast ausschließlich schädliche Kerbthiere, mit denen die Singvögel ihre Jungen aufsätteln, und durch deren Vertilgung sie allein die Kerbthierplagen abwenden oder, wenn bereits eingetreten, doch vermindern können.

Seitwärts in einem kleinen Sumpfe tummelt sich mannigfaltiges Leben umher. Die größten Bewohner desselben waren bisher ein Paar Wildenten, ein gar zärtliches Pärchen, welches in solcher Innigkeit zusammenhielt, daß der Erpel die Ente auf Schritt und Tritt verfolgte. Doch seitdem die letztere brütet, hat er sie treulos verlassen und geht selbstsüchtig seinem Vergnügen nach. Jetzt sitzet die Ente bereits ihre allerliebsten kleinen Jungen auf's Wasser und ersetzt denselben durch zehnfache Sorge und Obhut zugleich die fehlende des abwesenden Vaters. Ein rührendes Beispiel ihrer treuen und zugleich bedachtsamen Mutterforge gibt sie uns, indem sie die Jungen von dem zu kleinen Wasserstümpel oder aus der durch Störungen ihr gefährdet erscheinenden Gegend hinweg nach einem weitab entlegenen großen Bruche führt. Sie watschelt voraus und der ganze kleine Schwarm nackelt Kopf für Kopf hinterher. Während die alte Ente aber möglichst sorgfältig schädende Oertlichkeiten, Gräben u. s. w., für die Wanderung wählt, späht sie zugleich fortwährend nach jeder etwaigen Gefahr. Und als nun ein Hirtenhund in der Nähe sich blicken läßt, da stürmt sie wie mit Todesverachtung ihm entgegen, stellt sich dann flügellahm und flattert dicht vor ihm her, so daß er jeden Augenblick wähnt, sie erhaschen zu können. Wohlweislich aber lockt sie ihn in dieser Weise eine weite Strecke hinweg nach einer ganz entgegengesetzten Richtung. Dann erhebt sie sich plötzlich, fliegt im großen Bogen zurück zu den Jungen und lockt diese nun aus ihren Schlupfwinkeln unter Gras und Kraut hervor. Meistens gelingt es ihrer treuen Sorge, die Schaar der Kleinen glücklich bis auf das schützende große Wasser zu bringen. Sonderbar erscheint es dabei aber, daß sie zu diesen Wanderungen häufig einen Strich wählt, auf welchem viele Menschen verkehren — gleichsam als wüßte sie, daß der Mensch ihren Jungen doch noch weniger gefährlich ist, als die ihn vermeidenden Raubthiere, Füchse, Habichte und dergleichen.

Ein ungleich besserer Familienvater als der Erpel ist das männliche Rebhuhn. Während die Henne des Rebhuhnpärchens auf den Eiern brütet, hält der Hahn in treuester Liebe und Sorge fortwährend in der Nähe sich auf, überwacht das Nest und mahnt bei jeder

Digitized by Google

drohenden Gefahr warnend zur Flucht. Jetzt führen nun beide Gatten des Pärchens die zierlichen, anmuthigen Jungen, welche noch viel hübscher als die Entchen sind, ebenfalls nahrungsuchend aus.

Und hier erscheint uns wiederum ein Bild so lieblicher, rührender Elternsorge in der Natur, wie es die Menschenwelt kaum schöner aufzuweisen vermag. Während die Kleinen Würmchen und Körner

Die neue Passage zu Berlin.

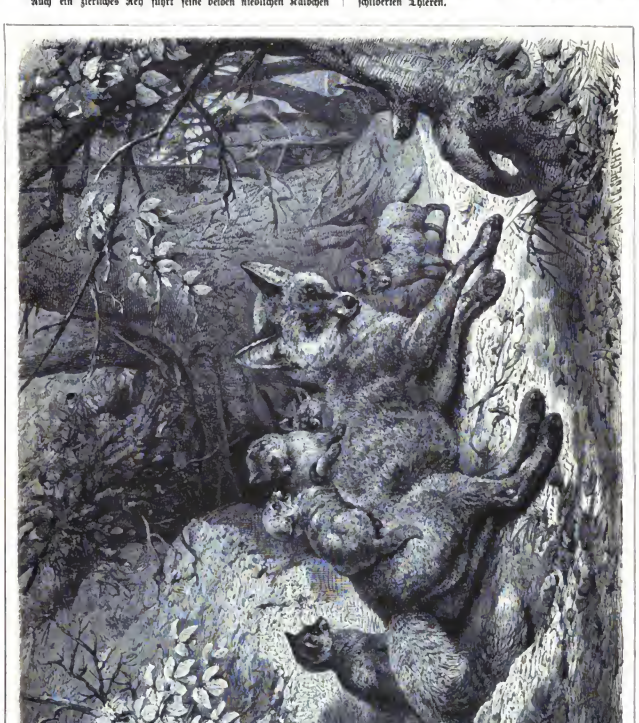
Original-Holzzeichnung von **H. Theuerkauf.**

picken, sich neckend balgen und im Sande tugeln, springen, hüpfen und einander jagen, während die alte Henne immer eifrig scharrt und nach Futter umherfucht, umkreist der Hahn fortwährend das Völkchen, späht nach jeder Gefahr aus, um beim Nahen irgend eines Störenfrieds sofort seine schrillen Rufe ertönen zu lassen, welche die Jungen, so lange sie klein sind, zum hurtigsten Schutzsuchen unter

Digitized by Google

trockenem Laube, zwischen Gestrüpp und Gestein, und wenn sie erst größer sind, zur schnellsten Flucht im Laufen oder Fluge veranlassen.

Auch ein zierliches Reh führt seine beiden niedlichen Kälbchen nahrungsuchend auf die Saat hinaus, während der alte Rehbock in einiger Entfernung hinterher folgt. Nicht geringer ist bei dem weiblichen Reh die treue Mutterliebe und Sorge, als bei den vorhin geschilderten Thieren.



Für Kinder.
Original-Holzschnitzerei von Fr. Specht.

Sehen wir uns wieder in der allernächsten Umgebung um, so entdecken wir am glatten Kiefernstamm das Schlupfloch eines Spechtes. Fast neben uns im Moose, dann unweit davon im dichten Gebüsch, und noch wieder in einer geringen Entfernung davon in der Höhlung eines abgebrochenen niedrigen Astes verschiedene Vogelnester, beinahe sämmtlich mit kleinen Jungen, die Alle fortwährend begehrlich die Schnäbelchen aufsperren und von den Alten in unendlichem Eifer und liebevollster Sorgfalt gefüttert werden. Hoch oben auf den dürren Eichenwipfeln zirpen ebenso hungrig junge Wildtauben, und selbst in der kleinsten und allerkleinsten Welt der Am-

Digitized by Google

phiden und Kerbthiere können wir treue Sorge, Eifer und Liebe für die Nachkommenschaft beobachten.

Noch ein sehr hübsches Familienbild entfaltet sich dann aber vor unsern Blicken. An einer sehr dichten Stelle rührt es sich plötzlich im Gebüsch. Wir bleiben regungslos stehen, da schlüpft plötzlich ein großer, starker Fuchs hervor und ihm folgen eins, zwei, drei, vier, fünf junge Füchschen. Behaglich streckt sich die Fuchsin in den Sonnenstrahlen aus und die Kleinen beginnen allerliebst zu spielen und in toller Lust sich zu balgen. Doch während ihrer drei auf dem Körper der Alten sich herumtummeln und im „kindischen Spiel" bereits die ganze List, Tücke und Verschlagenheit ihres Geschlechts zur Schau tragen, während der eine, jedenfalls der industriellste von Allen, schnuppernd bereits nach Beute umherspucht und das Nestlöchen dagegen träumerisch und schläfrig dabei sitzt — läßt der alte Fuchs, auch jetzt in scheinbarer Ruhe und Sorglosigkeit, doch die Sicherheit der Jungen und seiner selbst keinen Augenblick außer Acht; auf jedes geringste Geräusch lauscht er, die Ohren spitzend, seine scharfe Nase schnuppert witternd nach jeder Kunde, welche der wehende Luftzug ihm bringt, und auch sein Auge, obwohl der geringste seiner scharfen Sinne, späht fortwährend vorsichtig umher.

Für den Natur- und Thierfreund gewährt zweifellos auch die Fuchsfamilie ein großes Interesse. Die Sorge, Liebe und Treue der Füchsin zeigt sich gewiß nicht minder rührend als die aller übrigen Thier-Mütter und -Eltern hier in der Umgebung; ihre Sorgfalt und Verschlagenheit, jede Gefahr abzuwenden oder der bereits eingetretenen zu entrinnen, sind aber bekanntlich größer, als die aller übrigen. Und wer an dem Studium der Thiercharaktere Gefallen findet, oder wer mit empfänglichem Sinn das Thierleben in allen seinen Regungen und Aeußerungen zu belauschen sucht, der vermag wohl schon in dem drolligen Spiel der kleinen Füchse sehr deutlich die Spuren jener Eigenschaften wahrzunehmen, welche den Fuchs in so hohem Grade auszeichnen, daß er als Held des Märchens und der Thierfabel, der Jagdgeschichten, sowie der interessantesten Züge aus dem Thierleben wahrlich keine geringe Rolle spielt.

Für alle diese Betrachtungen aber ist der Jäger völlig unempfänglich. Für ihn hat weder das hier sich entfaltende Familienleben der Thiere im Allgemeinen, noch das der Fuchsfamilie im Besonderen einen Reiz; er sieht die jungen Enten wie die Rebhühnchen nur als künftige Jagdbeute an und auf die Nester der Vögel achtet er kaum einmal. Er ist mit uns heute hinausgegangen, um eine ganz absonderliche Beute zu erlegen, und diese bietet sich ihm jetzt in der That — denn ehe wir uns noch dessen versehen, donnern zwei Schüsse durch den Wald, die Füchsin wälzt sich im Blute und mit ihr die Jungen, während das eine, unverletzt geblieben, in Bestürzung und Angst unter die Mutter flüchtend, ergriffen und in die Jagdtasche gesteckt wird.

So hat der grausame Mensch auf einen Schlag vier fröhliche Thierleben vernichtet und das fünfte zur kläglichen Sklaverei verdammt, an der Kette zum Spiel und Zeitvertreib für ihn. Und obwohl er die Leichen der getödteten Thiere unbenützt in das Gebüsch wirft, so freut und rühmt er sich dieser That doch ganz besonders, denn mit derselben glaubt er so der Natur, oder richtiger gesagt, seiner Jagd einen sehr wichtigen Dienst geleistet zu haben. Ob freilich diese unnachsichtliche Ausrottung der Füchse für den Naturhaushalt wirklich so nützlich und nothwendig sei, ist eine noch keineswegs endgiltig erledigte Frage. Denn während der Fuchs allerdings allen Thierleben, welches wir hier beobachtet haben, mehr oder minder sicherer Verderben droht und in größerer Anzahl zweifellos für den Naturhaushalt sehr schädlich werden kann, so ist er andererseits doch ein so eifriger Mäusevertilger, daß seine völlige Ausrottung kaum rathsam sein dürfte, abgesehen von dem naturgeschichtlichen Interesse, ohne dessen Schädigung keines, vornehmlich aber kein so allgemein interessantes Thier, von unsern deutschen Fluren verschwinden darf.

Doch der weise sich dünkende Mensch, welcher in seinem Unverstande nur zu oft das wohlthätige Gleichgewicht der Natur stört, glaubt zu bei zahllosen Gelegenheiten für seinen kleinlichen Nutzen, sein Vergnügen oder seine sonstigen Zwecke das Walten der Natur fortwährend überwachen zu müssen, und in diesem guten Glauben schont er keines Thieres, übt keine Rücksicht — sondern donnert sein vernichtendes Blei selbst unter die Familie harmlos glücklich spielender Thiere.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

1. Die Deportationen nach Afrika und Cayenne.

Von **Gustav Rasch.**

Zwei Monate nach dem Verbrechen des Staatsstreiches publizirte der berüchtigte Morny, Stiefbruder Louis Bonaparte's und in der Blutnacht des 2. December von ihm zum Minister des Innern ernannt, ein Decret, welches die ganze französische Presse und politische Literatur todtmachte. Das Decret vom 17. Februar 1852 verordnete, daß ohne ausdrückliche Zustimmung der Regierung keine Zeitung und kein Journal erscheinen dürfe, und stellte die bestehenden Zeitungen und Journale in solcher Weise unter die Botmäßigkeit der Regierung, daß diese es in der Hand hatte, sie täglich zu unterdrücken. Seit dem 17. Februar faßte ein Kirchhofschweigen auf „dem schönen Frankreich". Fürchterliche Dinge sind währenddem vorgegangen, von denen nur unbestimmte Gerüchte in's Publikum drangen, weil Niemandem die Mittel zu Gebote standen, sie zu erzählen. Siebenzig tausend Republikaner hat man während der letzten siebzehn Jahre nach Afrika und Cayenne deportirt; ein großer Theil von ihnen ist in den Fiebersümpfen von Guyana und in den Einöden der afrikanischen Steppe elend umgekommen, ohne daß man nur die Namen der Unglücklichen weiß. Keiner von diesen Deportirten ist verurtheilt; Keiner mit seiner Vertheidigung gehört worden. Morny hatte in allen Departements sogenannte „gemischte Commissionen" — commissions mixtes — niedergesetzt, welche ganz nach ihrem Gutdünken Tausende von französischen Bürgern zur Deportation bestimmten. Jede Commission bestand aus drei bonapartistischen Beamten, einem General, einem Staatsprocurator und einem Präfecten. Der Maßstab, den diese Commissionen bei den überall in der Nacht von den Polizisten in ihren Häusern aufgegriffenen Bürgern für Bestimmung der Dauer ihrer Deportation anlegten, war der der „Gefährlichkeit". Wer das Prädikat »dangereux« bekam, erhielt 10 Jahre Afrika oder Cayenne; derjenige, auf den dies Prädikat nicht anwendbar erschien, 5 Jahre Afrika oder Cayenne. Gehört wurde Niemand. Er erhielt nur eine Mittheilung, die dahin lautete, daß „das untenbezeichnete Individuum als gefährlich oder minder gefährlich auf 10 oder 5 Jahre über das Mittelmeer oder über den Ocean zu transportiren sei". Unten stand der Name des Unglücklichen. Gründe wurden nicht angegeben. Eugen Tenot, der Verfasser des vor anderthalb Jahren erschienenen berühmten Buches über den Staatsstreich, sagt über diese gemischten Commissionen: „Die gemischten Commissionen von 1852 haben ohne alle Procedur, ohne Zeugenverhör, ohne widersprechende Verhandlung, ohne Vertheidigung des Angeklagten, ohne öffentlichen Spruch über das Loos von tausend und aber tausend Republikanern entschieden. Die Abfassung der Strafen, welche diese Commissionen im Geheimen verhängten, fiel von der Ueberwachung durch die Hohe Polizei bis zur Deportation nach Cayenne." Das Decret, welches diese Deportationen anordnete, stammt schon vom 8. December 1851. In den blutigen Tagen des Staatsstreiches war es fast unbeachtet vorübergegangen. Es ist das neuerdings so viel besprochene, berüchtigte Sicherheitsdecret, welches auch heute nicht zurückgenommen ist und der Regierung die Macht gibt, als Maßregel der öffentlichen Sicherheit, d. h. ohne Richterspruch nach Cayenne zu deportiren die wegen Bruchs von Stadtarrest oder Internirung Verurtheilten und alle Individuen, die für schädlig befunden wären, einer geheimen Gesellschaft angehört zu haben. In Folge dieser Decrete sind nach dem Staatsstreich in Frankreich hundert und fünfzig Tausend Republikaner eingekerkert und die Hälfte deportirt worden. Nach dem Orsini'schen Attentat im Jahre 1858 ist das Sicherheitsdecret zum zweiten Male in ganz Frankreich in Scene gesetzt worden. Ueber fünfzig tausend Menschen wurden verhaftet, über zwanzig tausend deportirt. Man ist aber sehr im Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß die Deportationen in Frankreich nur in zwei Perioden stattgefunden haben. Das ist durchaus nicht der Fall. Während der letzten siebzehn Jahre haben Deportationen fortwährend bis auf die neueste Zeit stattgefunden.

Seit einem Jahre, wo das colossale Fiasco in der auswärtigen Politik aus Furcht vor einer Militärrevolution die Gewaltregierung Louis Bonaparte's gezwungen hat, die heute sich abspielende Farce des liberalen Kaiserthums aufzuführen und das Decret vom 17. Fe-

Digitized by Google

bruar 1852 aufzuhehen, sind alle diese schrecklichen Gewalt- und Bluthaten der verflossenen siebzehn Jahre in Frankreich offen gelegt. Das Kirchhofsschweigen der Presse ist vorbei. Das Land ist mit großen republikanischen Blättern bedeckt, die ihre Abonnenten und Straßenverkäufer nach fünfstelligen Zahlen zählen und die ganze Vergangenheit aufwühlen. Die Deportirten von Cayenne und Afrika, welche dem Tode in den Fieberumpfen und in der Steppe entgangen sind, sind nach Frankreich zurückgekehrt und erzählen entsetzliche Dinge. Das blutige Gespenst des Staatsstreiches wird täglich aus seiner finstern Gruft herausbeschworen. Louis Bonaparte, seine Helfershelfer Morny, St. Arnaud, Fleury, Maupas, Pietri, alle Träger der bonapartistischen Gewaltherrschaft bis auf Bazaine und Randon werden schaumgustös charakterisirt. Eine ganze Staatsstreich- und Deportationsliteratur ist aus dem Boden gewachsen, und manches dieser Bücher hat vier bis sechs Auflagen allein im verflossenen Jahre erlebt. Der tiefste Abscheu vor dem Kaiserthum, wie vor seiner frühern Regierung in Frankreich, hat sich aller unabhängigen Geister bemächtigt und findet in ihren Journalen seinen Ausdruck.

Von diesen blutigen und entsetzlichen Thaten des Bonapartismus in Frankreich während der letzten siebzehn Jahre werde ich nun erzählen. Das Schuldbuch Louis Bonaparte's und seiner Helfershelfer umfaßt siebzehn Bände; jeder Band derselben ist mit Blut gestrichen; in dem Bande, der Mexiko enthält, sind allein 350,000 Leichen und eine und eine halbe Milliarde vergeudetes Nationalvermögen verzeichnet; in dem Bande des Krimfeldzuges sind 9 Generale, 700 Officiere und 73,000 Soldaten und Unterofficiere eingetragen, welche allein an Krankheiten in den Hospitälern, nicht an Wunden, nicht in der Schlacht gestorben sind. Ich schlage den Band auf, der die Deportationen nach Afrika und Cayenne behandelt, und theile auf's Gerathewohl den Inhalt einiger Blätter mit. In Deutschland ist bis jetzt wenig oder nichts davon bekannt geworden.

Als 150,000 Republikaner sind, wie ich schon erwähnte, nach dem Staatsstreich in Frankreich eingekerkert worden. „Während der ersten Tage des December," sagt Eugen Tenot, „wurden in Paris — und so ging es fast ohne Unterbrechung bis zum nächsten Monate fort — unzählige Verhaftungen vorgenommen. In weniger als acht Tagen waren die Gefängnisse und die Außenforts von Paris mit Gefangenen überfüllt. Ihre Zahl überstieg mehrere Tausende. Fast alle Verhaftungen, sowohl in Paris wie in den Departements, fanden während der Nacht statt, und während der Nacht wurden diejenigen, welche deportirt werden sollten, nach den Seehäfen gebracht, um eingeschifft zu werden. Nach Mitternacht, erzählten mir Deportirte, trat der Kerkermeister, eine Laterne in der Hand, in das Gefängniß, schüttelte sein Schlüsselbund und rief: „Hallah; steh auf. Schnürt Eure Bündel; es ist Zeit abzureisen." — „Wohin denn?" fragte der Erste, der erwachte. — „Ich weiß es selbst nicht; Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr angekommen seid." Dann verbündete Säbelgerassel und das Niederstoßen des Gewehrkolben auf den Boden im Hofe, daß die Escorte angekommen sei, welche die Gefangenen bis zu dem nächsten Orte zu bringen bestimmt war. In dieser Weise wurden die Opfer von Mitternacht bis zum Morgengrauen von Gefängniß zu Gefängniß geführt. Bei Tage wurde gerubt, damit die Bevölkerung der Gegenden, durch welche die Transporte gingen, die Gefangenen nicht sehen sollten. Die Mauern der Gefängnisse umschlossen die Gefangenen bei Tage. In den Gefängnissen sowohl an den Orten ihrer Verhaftung wie unterwegs, wurden die Gefangenen in der miserabelsten Weise behandelt. Die Schilderungen Emile Olivier's in seinen Aufzeichnungen über die Behandlung seines Vaters, Demosthenes Ollivier, der zuerst in Villette, dann in Bicêtre, darauf im Fort Ivry eingesperrt wurde, sind entsetzlich. Wie das Vieh wurden die Gefangenen zusammengeworfen und aneinander gedrängt, die Nahrung war so gering und so schlecht wie möglich. Ein Waschtrog stand in der Mitte, um die Excremente aufzunehmen*). „Im Mai 1852," erzählte mir ein Deportirter, „befanden sich im Fort von Bicêtre bei Paris noch 307 politische Gefangene. Eines Tages wurden wir gezählt, wie ein Trupp Hämmel, und dann über die äußeren Boulevards nach dem Bahnhofe geführt." Viele Gefangene wurden nach Art und Weise der Galeerensträflinge rasirt und coiffirt, bevor sie in den Zellenwagen stiegen, der sie nach dem nächsten Hafen führte. „Im März 1858, nachdem man uns wie die Sträflinge im Gefängnisse von La Roquette rasirt und geschoren hatte, trotz unserer energischen Protestation, wurde ich und mein Freund Petit," sagt Benjamin Gastineau**), der zweimal nach Afrika deportirt worden ist, in den Käfig eines Zellenwagens gesteckt, nach Marseille und von dort nach Algerien geführt. Die politischen Deportirten, welche in den Bagnos von Toulon und Brest die Transportschiffe erwarteten, welche sie nach Afrika und Cayenne führten, wurden in den Bagnos ganz wie Galeerensträflinge behandelt. Man nahm ihnen ihre Kleider, zwang sie, die buntfarbigen Lumpen der Galeerensträflinge anzuziehen, sperrte sie mit den Galeerensträflingen ein und nöthigte sie, mit ihnen aus denselben Töpfe zu essen. In dieser Weise ist beispielsweise mein tapferer Freund Delescluze, während der Republik Präfect des Nordepartements, heute Chefredacteur des Rewil in Paris, fünf Monate lang im Fort Lamalgue bei Toulon behandelt worden, um nur eines Beispiels aus Zahlenden zu erwähnen. Mit Handschellen gefesselt, wurde er durch zwei Gensd'armen durch die Straßen von Marseille geführt und dann in Gesellschaft einer Menge von Galeerensträflingen in einen Zellenwagen gesteckt, um nach Toulon gebracht zu werden.

In den Batterieen der Fregatten, welche sie nach Afrika oder nach Cayenne führen sollten, fanden sich endlich die Gefangenen zusammen. Alle Tage kamen neue Züge derselben in Toulan, in Brest, in Marseille an, welche die Menschenfracht so lange vergrößerten, bis das Schiff seine Ladung hatte. Jedes Schiff trug achthundert bis neunhundert Deportirte, Diebe, Gewerbetreibende, Journalisten, Aerzte, Kaufleute, Bauern, Handwerker aus allen Departements, wie der Zufall sie gerade zusammengewürfelt hatte. „Es war die Hölle des Dante," sagte mir ein Deportirter, der im Januar 1852 auf dem „Berthollet" von Marseille aus die Reise nach Algier mitgemacht hatte. „Wir waren so eng an einander gepreßt, daß wir uns kaum rühren konnten, und athmeten eine unephitische Luft ein. Jeder erhielt nur einen Platz von 37 Centimetres. Die Mündungen der mit Kartätschen geladenen Kanonen belehrten die „Passagiere" des Berthollet, daß die geringste Feindseligkeit exemplarisch unterdrückt werden würde. Diese Unglücklichen, meist Familienväter, welche über das Schicksal ihrer in Frankreich zurückbleibenden Familien ängstlich waren, besaßen dann auch die Indiscretion zu fragen, was man mit ihnen vorhabe, wie lange sie noch auf den Pontons bleiben würden, und ob man sie nach Nauka-Hiva, nach Guyana oder nach Afrika führe?" Der Capitain antwortete ihnen, daß er es selbst nicht wisse, indem er den Befehl erst noch erwarte. In dieser Lage verbrachten wir über vierzehn Tage, ohne daß irgend Jemand wußte, nach welchem Punkte der Erdkugel er gebracht werden würde. Uebrigens war noch Niemandem unter uns irgend ein Beschluß, was mit ihm werden würde, mitgetheilt worden; man sprach nur in unseren Reihen davon, daß es ein »Algérie plus« und ein »Algérie moins« gäbe, nämlich eine Deportation von fünf und eine Deportation von zehn Jahren." Delescluze, der im Jahre 1858 von der Abtei von Brest nach Cayenne gebracht wurde, erhielt vier Monate lang darüber gar keine Auskunft, was mit ihm werden solle. Er war zu vier Jahren Gefängniß im Jahre 1849 durch die »Haut cour« von Versailles in seiner Abwesenheit und außerdem wegen Theilnahme an einer geheimen Gesellschaft verurtheilt. Die Flucht nach England schützte ihn vor der Vollstreckung des Urtheils. Im Jahre 1854 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde verhaftet und vier Jahre lang in Belle-Île und in Corte auf der Insel Corsika eingesperrt. Als die vier Jahre abgelaufen waren, wurde er nicht freigelassen, sondern wieder über das Mittelmeer nach Marseille und dann nach Toulon geführt. Erst nachdem er sich vier Monate im Fort Lamalgue aufgehalten hatte, wurde ihm durch einen dortigen Administrationsbeamten notificirt, daß er auf zehn Jahre nach Cayenne deportirt würde. Eine Ausfertigung dieses Bescheidstes ist ihm nie zu Gesicht gekommen. Benjamin Gastineau, dessen ich schon einmal erwähnt habe, redigirte im Jahre 1858, nachdem er nach Algier seiner ersten fünfjährigen Deportation nach Afrika wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, in Saint-Quentin eine Zeitung. Am 24. Februar 1858 wurde er plötzlich nach Mitternacht von acht Gensd'armen in seiner Wohnung ergriffen und nach dem Stadtgefängniß geführt. Der Gensd'armerie-Capitain, der die Escorte commandirte, war ohne Verhaftungsbefehl. Auf die Frage Gastineau's erwiderte er, daß der Befehl zu seiner Verhaftung telegraphisch aus Paris gekommen sei. Nachdem er sich ungefähr vier Wochen im Stadtgefängniß von Saint-Quentin befunden hatte, erhielt er die Mittheilung, er werde, weil seine Anwesenheit in Frankreich gefährlich für die öffentliche Sicherheit sei, nach Afrika deportirt werden. Gastineau wurde dann mittelst eines Zellenwagens von Saint-Quentin nach Paris geführt, im Gefängniß La Roquette, wo die zur Deportation verurtheilten Galeerensträflinge und die zum Tode Verurtheilten detinirt wurden, eingekerkert, wie ein Galeerensträfling rasirt und geschoren, einige Tage später wieder in einen Zellenwagen gesteckt, nach Marseille geführt und dort im Fort Nicolas eingesperrt, wo er eine Menge anderer politischer Gefangenen

*) Le 10 Janvier. Par Emile Ollivier. Paris 1869.
**) Les Transportés du Décembre 1851 par B. Gastineau. 1869.

Digitized by Google

vorsand, welche sämmtlich ihre Deportation nach Afrika erwarteten. Nach einiger Zeit wurde er nach Afrika eingeschifft, in die Provinz Constantine gebracht und dort in Calle internirt, mit dem Bedeuten, daß, falls er einen Fluchtversuch mache, man ihn nach Cayenne bringen werde. Calle liegt an der Grenze der Regentschaft von Tunis.

Weit schlimmer ist die Behandlung derjenigen französischen Bürger gewesen, deren Ueberschiffung nicht in die beiden großen Deportationsperioden von 1852 und 1858 fiel. In den Jahren 1852 und 1858 wurden ganze Schiffsladungen von Menschenfracht auf einmal über das Mittelmeer und über den atlantischen Ocean befördert. Zu gleicher Zeit lagen einmal im Monat Februar fünf große Transportdampfer auf den Rheden von Toulon und Marseille; der Mogador, der Duguesclin, der Jöly, der Calvert, der Berthallet, deren Bestimmung war, Deportirte nach Afrika hinüberzuführen. Jeder von ihnen hatte 800—900 falscher Unglücklichen an Bord. Die massenhafte Ziffer dieser Tausende machte es Bonaparte und seinen Staatsstreichgenossen unmöglich, sie sämmtlich in die häßliche Jacke der Galeerensträflinge zu stecken und ihnen sämmtlich Bart und Haare scheeren zu lassen. Sie wurden also in den Kleidern an Bord gebracht und über das Meer befördert, in denen man sie gerade bei der Verhaftung gefunden hatte. Fünfzig laufend Menschen Haare und Bart abzuschneiden und für sie bunte Jacken und Hosen anzuschaffen, ihre Beine an Eisenstangen schmieden zu lassen — dazu hatten die Staatsstreichsmänner im Jahre 1852 keine Zeit. Auch existirte damals das fürchterliche Gesetz noch nicht, welches Bonaparte und seine Helfershelfer erst später zu Tage förderten, nämlich daß alle, welche zur Bagnostrafe verurtheilt wurden, deportirt werden sollten. Nach Publikation dieses Gesetzes sind in Frankreich die politischen Deportirten immer in Gesellschaft der Bagnosträflinge auf denselben Transportschiffen nach Afrika und Cayenne geschafft worden. Und da man politisch Compromittirte und Bagnosträflinge zusammen deportirte, so unterwarf man sie auch derselben Behandlung. Man führte sie in hermetischen Zellenwagen nach den Sechsern; man sperrte sie in Gemeinschaft mit den Galeerensträflingen so lange in die Bagnos oder in die Außenforts und schmiedete sie auf der Ueberfahrt nach Afrika und nach Cayenne an dieselbe Barre, nachdem man ihnen Haar und Bart geschoren und sie in die bunten Lumpen des Forçat gekleidet hatte. Die großen, massenhaften Deportationen der Jahre 1852 und 1858 fanden wenigstens noch in guter Gesellschaft statt, alle spätteren und dazwischen liegenden geschahen gemeinschaftlich mit den Galeerensträflingen. Aus Hunderten von Beispielen einer solchen infamen Behandlung hebe ich nur eins hervor, um daran zu zeigen, in welcher Weise die Regierung Louis Bonaparte's siebzehn Jahre lang die Deportirten bei ihrer Einschiffung und bei ihrer Ueberfahrt nach Afrika und Cayenne behandelt hat. Der Fall betrifft einen mir persönlich befreundeten Mann, seit dreißig Jahren einer der Chefs der republikanischen Partei, heute Chefredacteur der großen Pariser republikanischen Zeitung »le Réveil«, während der Republik Präsident des Norddepartements, Herrn Charles Delescluze. Meine Mittheilungen entnehme ich seinen im Reveil veröffentlichten Aufzeichnungen und seinen mir mündlich gethanen Aeußerungen.

Delescluze wurde im Jahre 1858 nach Cayenne gebracht. Am 8. März 1858 wurde er aus dem Stadtgefängniß von Marseille, welches ganz voll von Bürgern, Handwerkern, Gewerbtreibenden, Advokaten aus der Stadt und Umgegend war, welche bei der kürzlich stattgehabten großen politischen Razzia aufgegriffen waren und als politisch »gefährlich für die öffentliche Sicherheit« ihre Deportation nach Afrika und Cayenne erwarteten, nach Toulon geführt. Zu dem Ende machte er die Promenade auf dem Gefängniß nach dem Platze, wo der Zellenwagen stand, durch die Straße von Marseille, mit Handschellen gefesselt, zwischen zwei Gensd'armen. Der Zellenwagen war bereits mit Bagnosträflingen gefüllt. Für den Präfecten des Norddepartements war kein Platz mehr. Da befahl der Conducteur einem von den Sträflingen, ihm Platz zu machen und sich in den Gang zu begeben, der die beiden Abtheilungen des Wagens in zwei Theile trennte. Der nach von seiner scheußlichen Berührung warme Sitz wurde Delescluze zu Theil, und der Wagen setzte sich in Bewegung. „Niemals," sagte Delescluze, „werde ich die fürchterliche Nacht vergessen, die ich in diesem höllischen Wagen zubrachte. Ich sehe immer noch diese bizarren Gestalten, bald geib, bald weiß, diese durch das Laster entstellten Gesichter, welche hinter den Eisengittern hervorgrinsten; ich höre immer noch das Klirren der Ketten und die rauhen und Falsettöne der Stimmen. Ohne Schlaf verging mir die Nacht, und wenn von Zeit zu Zeit die Müdigkeit mir den Kopf beugte und mir die Augenlider schloß, so weckte mich die Unterhaltung der Forçats laut wieder auf und erregte mir von Neuem einen unüberwindlichen Ekel." Vor den Thoren des Bagno von Toulon um sechs Uhr Morgens angekommen, wurde Delescluze in das Fort Lamalgue geführt. Hier wurde er von einem Sergeant-Major in Empfang genommen und in Begleitung von zwei Soldaten mit aufgestelltem Bajonett in eine niedrige Kammer gebracht, worin sich nichts befand als ein Haufen von Lumpen, die auf der Erde lagen. Nachdem der Sergeant ihm die Taschen umgekehrt und ihm das baare Geld abgenommen hatte, entfernte dieser sich und zwang ihn, den Haufen von Lumpen anzuziehen, die auf der Erde lagen. Es waren eine graue Hose, eine kuchrothe Jacke und eine kuchrothe Mütze. Hose und Jacke waren voll von Schmutz und Schweiß. Wenigstens zwanzig Galeerensträflinge mußten diese Kleider schon auf dem Leibe getragen haben. Nachdem er so in die Livree der im Fort Lamalgue detinirten Sträflinge gekleidet war, wurde er in einen Stall gebracht, wo er einen Strohsack und eine Decke auf den Rücken nehmen mußte, um sie selbst in den Hof zu schleppen, wo er die Zeit erwarten sollte, bis ein Schiff nach Cayenne abging. Dort wurde er zu einer Menge von Galeerensträflingen in eine Casematte gesperrt. Aber er hatte noch eine Ceremonie durchzumachen. Man schnitt ihm das Haar hart am Kopf ab, um auch seinem Kopf die Coiffure des Forçat zu geben. Im Fort Lamalgue blieb Delescluze bis zum 28. Juli 1858 und wurde während dieser Zeit ganz wie ein Galeerensträfling behandelt. Er mußte, falls er nicht verhungern wollte, mit den übrigen Sträflingen aus derselben Cantine die ekelhaften Gemüsesuppen essen. Am andern Tage wurde er im Bagno von Toulon auf der Brig „der Biß" zugleich mit einer Menge von Bagnosträflingen eingeschifft. „Als wir an Bord waren," erzählte Delescluze, „befahl der Commandant den Sträflingen, unter das Deck hinabzutreten. Einige Minuten später erhielt ich denselben Befehl. Unten angekommen, sah ich sie sämmtlich, die Füßen an den Füßen, an Bord sitzen. Dieselbe Behandlung erwartete mich. Der Commandant hatte nur noch ja viel Schamgefühl, mich an eine besondere Barre anschmieden zu lassen. Einer meiner Füße wurde mit einem Eisenringe umgeben, dessen beide Hälften zusammengeschmiedet und mittelst eines zweiten Eisenringes an einer eisernen Barre befestigt wurden." Der Etaireur dampfte nach Marseille. Hier wurde Delescluze an Bord eines andern Dampfers, der Yonne, gebracht. Auf der Yonne wurde er mit zehn Galeerensträflingen an dieselbe Barre geschmiedet. „Diesmal," sagte mir Delescluze, als er mir von der ihm wiederfahrenen Behandlung auf der Yonne erzählte, „sollte ich alle Süßigkeiten der Barre kennen lernen; ich hatte einen Bagnosträfling zu meiner Rechten, einen Ausbrecher zu meiner Linken, gegenüber und Fuß an Fuß Sträflinge der schlimmsten Sorte; von allen Seiten umgaben mich Mitglieder der Bande. Als am andern Morgen der Commandant des Schiffes unter Deck kam, fragte ich ihn, wie er dazu käme, mich einschmieden zu lassen und mich in die Gesellschaft der Bagnosträflinge zu bringen, mit denen ich nichts gemein hätte?" — „Schweigen Sie," fuhr er mich an, „und nehmen Sie sich in Acht; ich weiß, daß Sie „gefährlich" sind." In dieser infamen und niederträchtigen Weise sind die französischen Bürger, welche Louis Bonaparte, Morny und Genossen ohne irgend einen Rechtstitel nach Cayenne und Afrika deportirt haben, auf ihrer Ueberfahrt über das Mittelmeer und den Ocean zu Tausenden behandelt worden. Aehnliche Schandthaten hat das gegenwärtige Jahrhundert wohl schwerlich aufzuweisen!

Die lustigen Weiber von Windsor.

Mit Originalzeichnung von **Rudolf Geißler** in Nürnberg.

Der dicke Hans geht in die Falle. Zwei ehrsame Bürgersweiber von Windsor, Frau Page und Frau Fluth, beide zu Werbungen des unverschämten Ritters heimgelaucht, haben beschlossen, ihm zur Strafe einen lustigen Streich zu spielen. Welcher Sturmwind mußte uns diesen Wahlsich mit so viel Tonnen Oel im Bauch an die Küste von Windsor werfen? Laßt uns einen Kriegsrath halten, wie müssen uns an ihm rächen. Wir wollen schon mit die fertig werden, du aufgetriebner wälzriger Klotz! Wir wollen dich Tauben von Krähen unterscheiden lehren! Und Frau Fluth gebietet ihren Knechten: Haltet euch bereit nebenan im Brauhause, und wenn ich

plötzlich rufe, so kommt herein und nehmt ohne Zaudern und Plaudern diesen Korb auf eure Schultern. Dann trabt mir damit in aller Eile zu den Bleichern auf die Datchetwiese und leert ihn dort aus in den Schlammgraben bei der Themse.

Die Stunde des Stelldicheins hat geschlagen. Sir John begibt sich durch die Hinterthür zu Frau Fluth, und Frau Page hält sich in der Nähe ihrer Freundin, des verabredeten Stichworts gewärtig. Was machte mich in dich verliebt? schmeichelt Falstaff der Mistreß. Laß dir das Beweis sein, daß etwas Außerordentliches in dir ist. Komm, ich kann nicht süßeln und sagen, du seiest dies und das, wie so manche von jenen Weißdornblüthen, anzusehn als Weiber in Mannskleidern, und duftend wie ein Apothekerladen zur Kräuterzeit; ich kann es nicht, aber ich liebe dich, keine als dich, und du verdienst es. — Hintergeht mich nicht, Sir; ich fürchte, ihr liebt Frau Page. — Du kannteſt eben so gut sagen, ich liebe einen Spaziergang auf den Schuldthurm, der mir so verhaßt ist als der Rauch aus einem Kalkofen.

Nun meldet Falstaffs Page, den die zwei Frauen in ihren

Die lustigen Weiber von Windsor.

Originalzeichnung von **Rudolf Geißler.**

Sold genommen — du bist ein guter Junge, halte ihm Frau Page gesagt; diese deine Verschwiegenheit soll dein Schneider werden und dir ein neues Wams und Hosen machen — der Knabe meldet, Frau Page stehe draußen und verstöret vor der Thür und begehre mit Frau Fluth zu sprechen. Da versteckt sich Falstaff hinter der Tapete, Frau Page tritt ein und überhäuft ihre Freundin mit Vorwürfen, indem sie beifügt, Herr Fluth habe Argwohn geschöpft und sei, mit halb Windsor hinter sich, auf dem Weg hieher, um auf den Mann seines eifersüchtigen Verdachtes Jagd zu machen. Was anfangen? Hier steht ein Korb, sagt Frau Page, wenn der Fremde halbwegs eine geschickte Statur hat, so krieche er hinein, dann werft schmutzige Wäsche über ihn, als ging's zum Einweichen, oder, es ist gerade Bleichenszeit, schickt ihn durch eure zwei Knechte auf die Datchetwiese. Er ist aber zu dick, jammert Frau Fluth, er geht nicht hinein, was soll

Digitized by Google

ich machen? In Todesangst kommt Falstaff hervor. „Laßt mich fehn," sagt er, „laßt mich fehn; ich will hinein, ich will hinein, folgt dem Rath eurer Freundin, ich will hinein." Und so kriecht er in den Korb, wird mit Wäsche bedeckt und von den herbeigerufnen Knechten fortgetragen.

Was der fette Ritter in diesem Futteral ausgestanden, gesteht er sich nachher im Selbstgespräch. „Puckt' ich's erlecken, daß man mich im Waschkorb wegtrug, wie eine Tracht Kaldaunen vom Metzger, und mich in die Themse warf? Ha, würde mir noch einmal so mitgespielt, so soll man mir das Gehirn ausnehmen und es, in Butter geschmort, einem Hunde zum Neujahrsgeschenk geben. Die Schufte schütteten mich in den Fluß mit einer Gemüthsruhe, als gält' es, die blinden Jungen einer Hündin zu ersäufen, fünfzehn auf den Wurf; und man kann's meinem äußern Menschen ansehn, daß ich eine gewisse Beheimlichkeit im Unterschnken habe; wäre der Grund so tief wie die Hölle, ich müßte hinunter. Ich wär' auch ertrunken, wäre das Aser nicht so seicht und sandig gewesen — ein Tod, den ich verabscheue! denn das Wasser schwellt den Menschen auf, und was für ein Ding wär' aus mir geworden, wenn ich's Schwellen geruthen wäre! Ich wär' ein Gebirg von Mumien worden!"

Noch drastischer schildert er sein Abenteuer gegen Herrn Fluth selber, der sich als Herr Bach und Liebhaber der Frau Fluth bei ihm eingeführt, um hinter die Schliche des Verführers zu kommen. „Ihr sollt hören, Herr Bach," was ich ausgestanden, um diese Frau zu eurem Besten zum Bösen zu verleiten. Nachdem ich so in den Korb gezwängt war, wurden ein paar von Fluths Schlingeln, seine Knechte, von ihrer Frau herbeigerufen, um mich als Schmutzwäsche nach der Dachzeitweide zu tragen; sie nahmen mich auf die Schultern, sie begegneten dem eifersüchtigen Scheim, ihrem Herrn, unter der Thür, der sie ein paarmal fragte, was sie im Korbe hätten. Ich zitterte vor Angst, der hirnverbrannte Kerl möchte nachsuchen, aber das Schicksal, das mir einmal Hörner bestimmt, hielt seine Hand zurück. Gut; er ging seines Wegs als Spion, ich des meinigen als Schmutzwäsche. Aber wert, was geschah, Herr Bach; ich erlitt die Qualen von drei verschiednen Todesarten: für's erste eine unerträgliche Furcht, von dem eifersüchtigen, schmiergigen Leithammel entdeckt zu werden; alsdann, im Zirkel gedrogen so fein wie eine gute spanische Klinge, im Umkreise eines Viertelscheffels, Heft an Spitze, Sohle an Kopf; endlich verkorkt zu sein, wie ein guter Aquavit, mit stinkender Leibwäsche, die in ihrem eignen Fette gohr: denkt euch das — ein Mann von meinen Nerven, — denkt euch das; der ich empfindlich gegen Hitze bin wie Butter; ein Mann des beständigen Thauens und Schmelzens: es war ein Wunder, daß ich nicht erstickte. Und im Siedpunkt dieses Bades, als ich schon über die Hälfte in Fett geschmort war wie ein holländisch Essen, in die Themse gewosen zu werden, und glühend heiß abgekühlt in der Tronke, wie ein Hufeisen, — denkt euch das, — zischend heiß — denkt's euch, Herr Bach!" — —

Bekannt ist die Sage, Königin Elisabeth habe Falstaff auch als Verliebten sehen wollen, und Shakespeare, um ihrem Wunsch zu genügen, habe seine Merry wives of Windsor in vierzehn Tagen aus dem Aermel geschüttelt. Ohne diese oder eine ähnliche Veranlassung würde wohl auch der Dichter sein preiswürdiges Falstaff-Motiv nicht umgeprägt und als eine Schüssel zweiten Rangs neuerdings angerichtet haben.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew** *).

Im Schatten einer hohen Linde, am Ufer der Moskwa, unweit Kunzowo, lagerten an einem der heißesten Sommertage des Jahres 1853, zwei junge Männer im Grase. Der Eine, dem Anscheine nach drei und zwanzig Jahre alt, hoch von Wuchse, von dunkler Gesichtsfarbe, mit spitzer, etwas schiefer Nase, hoher Stirn und verhaltenem Lächeln auf den breiten Lippen, lag auf dem Rücken, und blickte, leicht mit den Augen blinzelnd, in die Ferne hinaus; der Andere lag auf der Brust, den runden Lockenkopf auf beide Arme gestützt, und hatte gleichfalls den Blick in die Weite gerichtet. Er war drei Jahre älter als sein Gefährte, schien aber viel jünger zu sein: der Schnurrbart keimte kaum und das Kinn war mit leichtem Flaum bedeckt. Es lag etwas einnehmend Graziöses in den feinen Zügen seines frischen, runden Gesichtes, in den angenehmen braunen Augen, den schönen, vollen Lippen und den weißen, kleinen Händen. Sein ganzes Wesen athmete glückliche, heitere Gesundheit, Sorglosigkeit, Selbstvertrauen, Jugendmuthwillen und Jugendzauber. Er ließ seine Blicke umherschweifen, lächelte und stützte den Kopf, wie es Knaben thun, die sich dessen bewußt sind, daß man sie mit Vergnügen betrachtet. Er hatte einen weiten, weißen Ueberrock in der Art eines Staubhemdes an, ein blaues Tuch war um seinen schlanken Hals geschlungen und neben ihm im Grase lag ein zerdrückter Strohhut.

Im Vergleich zu ihm schien sein Gefährte ein alter Mann, und Niemand würde beim Anblick seiner ungelenken Figur gezlaubt haben, daß auch er Genuß empfinde, daß auch ihm wohl zu Muthe sei. Es war etwas Unbeholfenes in seiner Stellung, in der Art, wie sein, nach oben breiter, nach unten spitz zulaufender Kopf auf dem langen Halse saß; diese Unbehotsenheit äußerte sich auch in der Haltung der Arme des in einen kurzen, schwarzen Ueberrock gezwängten Oberkörpers und in den langen Beinen, die er, wie Heuschrecken ihre Hinterfüße, die Kniee hinauf, an sich gezogen hatte. Bei Allem dem war unverkennbar, daß er ein wohlerzogener Mensch war; sein ganzes Wesen trug das Gepräge der „Ordentlichkeit" und sein unschönes und sogar etwas komisches Gesicht, verrieth Gewohnheit des Nachdenkens und Gutmüthigkeit. Sein Name war Andrei Petrowitsch Berseujew; sein Camerad, der blonde junge Mann, hieß Pawel Jakowlewitsch Schubin.

„Warum liegst du nicht, gleich mir, auf der Brust?" begann Schubin. „So ist es viel besser. Besonders wenn man dabei die Füße in die Höhe hebt und mit den Hacken an einander klopft — siehst du, so! So hast du den Rasen vor der Nase. Fortwährend die Landschaft anzustieren bekommt man satt; — betrachte dir einmal ein rundes Käferchen, wie es den Grashalm hinaufkriecht, oder eine Ameise, wie sie geschäftig umherläuft, das ist wirklich vernünftiger. Liegst du doch in deiner pseudo-klassischen Positur hingestreckt, wie eine Tänzerin im Ballet, die sich auf einen Felsen aus Pappe stützt. Vergiß nicht, du hast jetzt volles Recht auszuruhen. 's ist seine Kleinigkeit: als Dritter aus dem Kandidatenexamen hervorgegangen! Ruhen Sie aus, Sie; hören Sie auf, sich anzustrengen, streken Sie Ihre Glieder!"

Schubin brachte diese Rede nälend, in etwas trägem und zänkelndem Tone vor (so reden vermöhnte Kinder zu den Freunden des Hauses, die ihnen Zuckerwerk bringen), und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Was mich am meisten bei Ameisen, Käfern und bei den anderen Herren Insekten in Erstaunen setzt, das ist ihre außerordentliche Ernsthaftigkeit; mit so wichtiger Physiognomie laufen sie umher, als gelte ihr Dasein auch Etwas! Der Mensch, der König der Schöpfung, dieses höhere Wesen, blickt auf sie herab und sieht da, sie nehmen keine Notiz davon: ja, einer Mücke kann es gar einfallen, sich dem Könige der Schöpfung auf die Nase zu setzen und dieselbe als eine Nahrungsquelle für sich zu benutzen. Das ist beleidigend. Und von anderer Seite: weßhalb wäre das Leben derselben schlechter als das unsere? Warum sollten sie nicht auch wichtig thun, wenn wir es uns erlauben? Wohlan, Philosoph, löse mir diese Aufgabe! Warum sprichst du nichts? Nun?

„Was willst du? . . ." fragte Berseujew, aus seinen Träumen erwachend.

„Was?" wiederholte Schubin, „dein Freund breitet vor dir seine tiefsinnigsten Ideen aus und du schenkst ihm nicht einmal Gehör?"

„Ich ergötze mich an der Fernsicht! Sieh' doch, wie jene Felder herrlich im Sonnenschein glänzen!" (Berseujew lispelte etwas beim Sprechen.)

„Der Ton ist fein gehalten," brummte Schubin. — „Mit einem Worte, Natur!"

Berseujew schüttelte den Kopf.

„Du solltest mehr, als ich, daran Freude haben. Das schlägt in dein Fach: du bist Künstler."

„Nein, mein Fach ist es nicht," erwiederte Schubin, und schob den Hut in den Nacken. — „Ich bin Fleischer; mein Fach ist — Fleisch, Fleisch zu modelliren, Schultern, Beine, Arme, und hier ist Nichts von Form, nichts Bestimmtes, Alles auseinander gestossen! . . . Und das bringe mal Einer zusammen!"

„In seiner Art ist auch das schön!" bemerkte Berseujew. — „Ja, sage doch, hast du dein Basrelief beendet?"

*) Der Nachdruck, Uebersetzung oder Bearbeitung wird hiemit ausdrücklich gewarnt. Der Verfasser und der Verleger.

Digitized by Google

„Welches?“

„Das Kind mit dem Ziegenbock.“

„Das sole der Kukuk, Kukuk, Kukuk,“ rief Schubin in singendem Tone. — „Ich habe mir das Leben selbst, die Alten, die Antike angesehen, und mein Machwerk verschlagen. Du zeigst mir die Natur und sagst: da ist auch Schönheit. Gewiß, Schönheit ist in Allem, selbst in deiner Nase zu finden, wie willst du aber jeder Schönheit nachlaufen? Die Alten, — die liefen dem Schönen nicht nach; es ließ sich von selbst auf ihre Werke herab, wer weiß woher! vom Himmel etwa? Ihnen gehörte die Welt; wir aber können uns so breit nicht machen: die Arme sind uns zu kurz. Wir werfen unsere Angel nach einem Pünkte aus und passen auf. Hat Etwas angebissen, brauw! wenn nicht . . . .“ Schubin streckte die Zunge vor.

„Halt, halt,“ entgegnete Berßenjew, „das ist ja ein Widerspruch. Wenn du das Schöne nicht suchen, es nicht lieben willst, wo es dir auch vorkommen mag, wird es sich dir in deiner Brust nimmer aufthun. Wenn eine schöne Ausdicht, eine liebliche Musik deine Seele nicht rühren, ich will sagen, dein Gefühl nicht erregen . . . . .“

„Ach, du Gefühlsaurieger!“ platzte Schubin aus, und tachte bei diesem neugeschaffenen Worte auf.

Berßenjew zechob blieb ernsthaft.

„Nein, Bruder,“ fuhr Schubin fort, „du bist ein kluger Kopf, ein Philosoph, der dritte Kandidat der Moskauer Universität, mit dir zu streiten kann gefährlich werden, vorzüglich für mich, den ausgetretenen Studenten; Eines muß ich dir aber sagen: außerhalb meiner Kunst liebe ich die Schönheit nur an Frauen . . . . . an Mädchen, und auch das erst seit kurzem!“ . . .

Er dreht sich auf den Rücken um und legte die Hände unter den Kopf zurück.

Einige Minuten blieben sie stumm. Die Stille der Mittagshitze lag schwer auf der lechtaklten und ruhenden Erde.

„Da wir just von Weibern reden,“ fing Schubin wieder an, „warum fällt es Niemandem ein, Stachow in Zucht zu nehmen? Hast du ihn in Moskau gesehen?“

„Nein.“

„Der Graubart hat ganz den Verstand verloren. Täglich sitzt er bei seiner Augustine Christianowna, langweilt sich furchtbar und geht doch nicht fort. Sie sehen einander in die Augen, — so dumm, ... daß Jedem übel dabei wird. Da hast du es! Was Familie betrifft, ist der Mensch doch gewiß nicht vom Himmel übergangen worden; aber nein, er muß noch die Augustine haben! Ich kenne nichts Widerlicheres, als diese Entenphysiognomie! Ich habe neulich eine Karrikatur von ihr modellirt, in dantonischem Geschmack. Sie ist nicht schlecht ausgefallen. Ich werde sie dir zeigen.“

„Und Helena Nikolajewna's Büste,“ fragte Berßenjew, „geht es mit der vorwärts?“

„Nein, Bruder, es geht nicht vorwärts damit. Das Gesicht könnte Jeden zur Verzweiflung bringen. Sieht du es dir an, sind es nur reine, regelmäßige, gerade Linien; es scheint, die Aehnlichkeit müsse leicht herauskommen. Doch nein . . . nichts davon. Hast du bemerkt, wie sie zuhört! Kein einziger Zug bewegt sich, aber der Ausdruck im Blick verändert sich beständig, und dawon wird auch das ganze Gesicht anders. Was fängt dabei ein Künstler, und noch dazu ein mittelmäßiger, an? Ein wunderbares Wesen . . . . Ein sonderbares Wesen,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Ja, ein wunderbares Mädchen,“ wiederholte Berßenjew.

„Und das ist Nikolai Artemjewitsch Stachow's Tochter! Sprich du mir nun von Blut und Race! Und ist es nicht kurios, daß sie so ganz keine Tochter, ihm so ähnlich und zugleich der Mutter, Anna Wassiljewna, ähnlich ist? Diese Frau achte ich von ganzem Herzen, auch hat sie mir viel Gutes erwiesen, und eine Gans ist sie doch! Wo wem hat nur Helena diese Seele? Wer hat dieses Feuer angezündet? Da hast du wieder eine Aufgabe, Philosoph!“

Der „Philosoph“ antwortete jedoch wie vorhin nichts. Redseligkeit war überhaupt nicht Berßenjew's schwache Seite, und wenn er sprach, drückte er sich nicht in gewöhnlicher Weise aus; er stockte und gestikulirte ohne Noth mit den Händen; jetzt aber war ein besonderes Schweigen über ihn gekommen, ein Schweigen, das als Ermattung und Schwermuth gedeutet werden konnte. Nach langer und schwerer Arbeit, die viele Stunden des Tages in Anspruch genommen hatte, war er ausserhalb der Stadt auf's Land gezogen. Die Unthätigkeit, die wonnige reine Luft, das Bewußtsein, ein Ziel erreicht zu haben, das offene, ungezwungene Gespräch mit dem Freunde, das plötzlich hervorgerufene Bild eines lieben Wesens, alle diese verschiedenartigen und zu gleicher Zeit einander doch ähnlichen Eindrücke verschwammen bei ihm zu einem allgemeinen Gefühle, das ihn zugleich beruhigte, auftregte und erschlaffte . . . . . Er war ein überaus empfindsamer junger Mann.

Unter der Linde war es kühl und stille; die Fliegen und Bienen, die in den Schattenkreis derselben hineingerathen, summten, wie es schien, leiser; das reine, kurze, smaragdgrüne Gras schillerte nicht in gothischen Uebergängen und bewegte sich nicht; wie von einem Zauber berührt ragten die längeren Halme regungslos empor; und wie von einem Zauber berührt und leblos hingen auch an den unteren Zweigen der Linde gelbe Blüthenbüschel herab. Mit Wonne log jeder Athemzug den lieblichen Duft tief in sich hinein. In der Ferne jenseits des Flusses bis an den Horizont stand Alles in Glanz und Glut; zuweilen strich ein Luftzug darüber hinweg und zertheilte und verviefältigte den Glanzschimmer; ein strahlender Dunst zitterte über dem Boden. Kein Vogel ließ sich hören; während der heißen Mittagsstunden singen die Vögel nicht; doch rings umher zirpten Grillen, und im kühlenden Schatten ruhend hörte sich dieser geschäftige Lebensruf mit Vergnügen an: er schläferte ein und rief die Phantasie wach.

„Hast du bemerkt,“ begann plötzlich Berßenjew, indem er mit Gestikulationen seiner Rede nachhalf, — „wieh ein eigenthümliches Gefühl die Natur in uns erweckt? Alles in derselben ist so wolleudet, so klar, ich möchte sagen, so selbstgenügsam, und wir sehen es und freuen und daran, und doch erweckt sie dabei immer, wenigstens in mir, eine gewisse Unruhe, eine unbestimmte Angst, ja sogar Schwermuth. Woher das wohl? Wäre es etwa, weil wir bei ihrem Anblicke, Angesichts derselben, uns unserer Unvollkommenheit, unserer Unfähigkeit bewußt werden, oder ist das, was ihr genügt, zu wenig, um uns zu befriedigen, und fehlt es ihr an Anderem, das heißt an dem, was uns Noth thut?“

„Hm,“ erwiederte Schubin, — „ich will dir, Andrei Petrowitsch, sagen, woher das kommt. Du hast die Eindrücke eines einsamen Mannes beschrieben, der nicht lebt, sondern vor sich hinstiert und in sich selbst zerfließt. Was nützt das Anbergaffen? Fange zu leben an und du wirst ein ganzer Kerl werden. Klopfe so viel du willst an das Thor der Natur, sie wird dir nichts zurufen, weil sie stumm ist. Sie wird tönen und summen, wie eine Dornsaite, auf Lieder warte nicht. Eine lebende Seele, — die wird dir Antwort geben, und wo Allem die Seele eines Weibes. Und darum, mein edler Freund, rathe ich dir, dich nach einer Gefährtin des Herzens umzusehen, und alle schwermüthigen Empfindungen werden sofort bei dir verschwinden. Das ist es, was uns „Noth thut“, wie du sagtest. Diese Angst, diese Schwermuth, das ist ja Alles, wahrhaftig, in seiner Art eine Hungersnoth. Gieb dem Magen die angemessene Speise und Alles wird bald in Ordnung sein. Nimm deine Stelle im Welttraume ein, werde ein lebender Körper, mein Bester. Und was ist denn, was nützt denn die Natur?“ Höre auf dies Wort: Liebe, ... was für ein kalter, schlierhafter Ausdruck! Und darum“ (Schubin sagte es singend): — „es lebe Marja Petrowna! oder nein,“ setzte er hinzu, „nicht Marja Petrowna, nun, das bleibt sich ganz gleich. Vous me comprenez?“

Berßenjew erhob sich ein wenig und stützte sein Kinn auf die gekreuzten Arme. — „Wozu der Schers,“ sagte er, ohne den Gefährten anzusehen, — „wozu der Spott? Ja, du hast Recht: Liebe — ist ein großes Wort, ein großes Gefühl . . . Von welcher Liebe aber sprichst du?“

Schubin richtete sich gleichfalls etwas auf. „Von welcher Liebe? Von welcher dir beliebt, sie muß aber da sein. Offen gestanden giebt es, meiner Ansicht nach, keine verschiedenen Gattungen von Liebe. Wenn du wirklich liebst.“ . . . .

„Von ganzer Seele,“ warf Berßenjew ein.

„Nun ja, das versteht sich von selbst: die Seele ist kein Apfel, man kann sie nicht in Theile zerlegen. Wenn du also liebst, hast du auch Recht. Spotten wollte ich aber nicht. Mein Herz ist jetzt so zärtlich, so weich gestimmt . . . . Ich wollte blos erklären, warum die Natur, wie du sagtest, einen solchen Eindruck auf uns hervorbringt. Das kommt, weil sie in uns das Bedürfniß der Liebe erregt, und nicht im Stande ist, es zu befriedigen. Sie drängt uns sanft in andere, lebendige Umarmung, und wir verstehen sie nicht und erwarten von ihr selbst etwas Besonderes. Ach, Andrei, Andrei, schön ist diese Sonne, dieser Himmel; Alles, Alles um uns herum ist so herrlich und du traurest; wenn du aber in diesem Augenblicke in deiner Hand die Hand eines geliebten Weibes hieltest, wenn diese Hand und das ganze Weib dein wären, und wenn du noch dazu mit ihren Augen säßest, nicht mit eigenem, sitotirtem Gefühle, sondern mit ihrem Gefühle fühltest, — o Andrei, nicht Schwermuth, nicht Angst erregte dann die Natur in dir und für ihre Schönheiten hättest du kein Auge; sie selbst würde frohlocken und jubeln, sie

Digitized by Google

würde deine Hymne mit ihrem Gesang begleiten, denn du hättest ihr, der Stummen, die Sprache gegeben!"

Schubin sprang auf und ging einige Male auf und ab, Berzenjew feinerseits senkte den Kopf und sein Gesicht röthete sich leicht.

„Ich bin nicht ganz mit dir einverstanden," begann er, „nicht immer weist die Natur auf . . . . Liebe hin." (Dieses Wort kam nicht sogleich aus seinem Munde.) „Sie, die Natur, droht uns auch, sie mahnt uns an schreckliche . . . . . ja, an unergründliche Geheimnisse. Ist sie es nicht, die uns verschlingen soll, die uns fortwährend verschlingt? In ihr ist Leben und Tod; aus ihr redet ebenso laut Tod wie Leben."

„Auch in der Liebe ist Leben und Tod," unterbrach ihn Schubin.

„Und dann," fuhr Berzenjew fort, „wenn ich, zum Beispiel, im Frühling in einem Walde, im Dickicht des Grüns mich befinde und mir däucht, ich höre die romantischen Töne von Oberons Horn," (Berzenjew empfand etwas wie Scham, als er diese Worte vorbrachte) — „würe das wohl . . . ."

„Liebeschichen, Sehnen nach Glück, weiter Nichts!" warf Schubin ein. — „Auch mir sind jene Töne, jene Rührung, jene Erwartung bekannt, die im Schatten des Waldes, in dessen tiefstem Dickicht, oder auch wohl Abends auf freiem Felde, wenn die Sonne sich neigt und hinter dem Röhricht Nebel vom Flusse aufsteigen, die Seele beschleichen. Aber auch vom Walde wie vom Flusse, von der Erde wie vom Himmel, von jedem Wölkchen, jedem Grashalm erwarte und fordere ich Glück; ich spüre in Allem dessen Herannahen, überall höre ich sein Rufen. „Mein Gott, mein Gott ist licht und heiter!" das war der Anfang eines Gedichtes von mir; du wirst gestehen, der Vers ist schön, den folgenden habe ich aber nicht dazu finden können. Glück! Glück! so lange das Leben noch nicht abgelaufen ist, so lange wir noch alle unsere Glieder in unserer Gewalt haben, so lange es mir uns nicht bergab, sondern beegan geht! Hol's der Kukuk!" fuhr Schubin in einem plötzlichen Anfalle von Begeisterung fort, „wir sind jung, nicht müggestaltet, nicht auf den Kopf gefallen: wir wollen uns das Glück erobern!"

Er schüttelte die Locken und blickte selbstbewußt und fast herausfordernd den Himmel. Berzenjew erhob die Augen zu ihm.

„Als ob es nichts Höheres gäbe, als Glück," sagte er ruhig.

„Was denn, zum Beispiel?" fragte Schubin und blieb stehen.

„Nun, wir sind Beide, wie du sagst, jung, ehrliche Männer so zu sagen; Jeder von uns wünscht für sich Glück . . . Ist aber wohl dieser Begriff: Glück, solcher Art, daß er uns Beide vereinigen, begeistern und zwingen könnte, einander die Hand zu bieten? Ist er nicht ein selbstsüchtiger, ein trennender Begriff?"

„Du kennst also wohl solche Begriffe, die vereinigen?"

„Gewiß, und es sind deren nicht wenig; auch du kennst sie."

„Wohlan denn, nenne mir diese Begriffe."

„Nun zum Beispiel: Kunst, — da du gerade Künstler bist, — Heimath, Wissenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit."

„Und Liebe?" fragte Schubin.

„Auch Liebe ist ein vereinigender Begriff; aber nicht jene Liebe, nach welcher doch jetzt gelüstet: Liebe ist nicht — Genuß; — Liebe ist — Opfer."

Schubin machte ein saures Gesicht.

„Das paßt für Deutsche; ich will für mich selbst Liebe; ich will Nummer Eins sein."

„Nummer Eins?" wiederholte Berzenjew. — „Ich möchte glauben, Nummer Zwei zu werden — wäre die rechte Bestimmung unseres Lebens."

„Wenn Jeder deinem Rathe folgen wollte," äußerte Schubin mit kläglicher Grimasse, — „ähe Niemand auf der Welt Ananas, ein Jeder überliefe sie dem Nächsten."

„Daraus folgt, daß Ananas essen kein Bedürfniß ist; sei übrigens ohne Sorge: es wird immer Leute geben, die selbst das liebe Brod Anderen vom Munde nehmen."

Beide Freunde schwiegen einige Zeit.

„Neulich begegnete mir wieder Insarow," nahm Berzenjew das Gespräch von neuem auf: — „ich habe ihn zu mir eingeladen; ich will durchaus, daß er mit dir . . . und auch mit Stachow's bekannt werde."

„Wer ist dieser Insarow? Ach ja, jener Serbe oder Bulgaee, von dem du mir gesprochen. Jener Patriot! Hat er nicht vielleicht die alle diese philosophischen Ideen beigebracht?"

„Vielleicht."

„Ist das ein ungewöhnliches Individuum, wie?"

„Gewiß."

„Gescheidt? Talentvoll?"

„Gescheidt? . . . ja: talentvoll? . . . weiß nicht, glaube nicht."

„Nicht? Was ist denn Merkwürdiges an ihm?"

„Du wirst es sehen. Für jetzt aber, denke ich, ist es Zeit, daß wir gehen. Anna Wassiljewna wartet vermuthlich auf uns. Wieviel ist es an der Zeit?"

„Ueber Zwei. Komm. Welche Hitze! Diese Unterhaltung hat mir alles Blut entzündet. Auch du wirst einen Augenblick . . . nicht umsonst bin ich Künstler: ich bemerke Alles. Gestehe, ein Weib steckt dir im Kopfe! . . . . . ."

Schubin wollte Berzenjew in die Augen blicken, dieser wandte sich jedoch ab und verließ seinen Platz unter der Linde. Schubin folgte ihm, nachlässig-graziös auf seinen zierlichen Füßchen dahinscheitend. Berzenjew's Gang war linkisch, er zog beim Gehen die Schultern hoch hinauf und streckte den Hals vor; und doch hatte er mehr das Aussehen eines ordentlichen Menschen, als Schubin; er war mehr Gentleman, würden wir sagen, wenn dieses Wort bei uns nicht verbraucht wäre.

(Forts. f.)

Aus allen Welttheilen.

Aus dem Garten. — Linné's Tochter, es ist also schon etwas lange her, machte irgend eine Entdeckung an der bekannten Staude Dictamnus Fraxinella (L.), zu deutsch Diptam. Aus der Wilde wird immer mit der Zeit ein Elephant, und so hieß es denn bis vor einigen Jahren, sie hätte die Entdeckung gemacht, daß die benannte Pflanze, die rothe, wie D. F. alba, die weiße, in gewitterschwangeren Nächten leuchte. Mancher Gartenfreund hat die Nächte durchwacht, aber vergebens, der Diptam that es einmal durchaus nicht. Weinling in seinem Opus „Der Zweihelftling" möchte auch von einer solchen vergeblichen Nachtwache. Vor einigen Jahren sahen Gartenfreunde in Königsberg in Pr. in einer sehr dunkeln, schwülen, windstillen Nacht gewaltsich zusammen, sprachen von Allerlei und kamen auch auf den leuchtenden sollenden Diptam. Sie gingen aus in den Garten und jedenfalls leuchtete er nicht, denn sie konnten ihn in der Dunkelheit nicht einmal auffinden. Um sich zu vergewissern, daß sie auch an der rechten Stelle suchten, steckte einer der Anwesenden ein Schwefelholz an und leuchtete herum. Dabei kam er dicht an eine Diptamblüthe und der Elephant wurde zur Mücke, die Blüthe entzündete sich und flammte blitzartig hoch auf, einen sehr strengen Geruch verbreitend. — Hundertmal haben wir das hübsche Kunststück unternehmen an recht warmen, trockenen Abenden gemacht. Ein herumgeriebes Schwefelhölzchen unter die unterste Blume gehalten (alle Blumen müssen erblüht sein), springen durch die Wärme die mit ätherischem Oele gefüllten Blüschen, mit denen Blüthenstengel und Blüthen bedeckt sind; eine Flamme, wie Lycopodium-Samen (Hexenmehl) durch ein Licht gebalten, flammt auf, ohne daß den Blumen irgend ein Schaden geschähe. Sogar die Samenkapseln brennen noch in derselben Art.

Wer das Experiment nicht kennt und die hübsche Staude in seinem Garten hat, versuche es. John Reitendach.

Das Passionsspiel in Ammergau erfüllt in seiner alljährigen Wiederholung ein Gelöbnis der Dorfgemeinde, welches diese 1633 zur Abwendung einer Pest gethan. Das Jahr 1670 erneuert dieses weithe rühmte Spiel und werden wiederum Zuschauer von vielfeits und jenseits der Atlantis nicht ausbleiben.

Empfohlen sei der Spiel-Text von F. Schöberl (bei Krüll in Landshut und Stuttgart) mit den Passionsbildern von M. Diez, einer Karte von Bayern, Fahrtenplänen u. s. w.

Kleines Fixum, große Aeidenzien. Das Gehalt des Londoner Scharfrichters beträgt nur 50 Pfund Sterling jährlich, aber jede Exekution wird extra nach vorher verabredeten Preisen bezahlt, wobei die Summe zwischen 5 und 15 Pfund Sterling schwankt. Ferner erhoiet der Henker auch in der Provinz und hat in ganz England nur einen oder zwei Konkurrenten. Außerdem gehören die Kleider des Delinquenten ihm, so wie vor allen Dingen der Strick, mit welchem er gehängt worden ist; eine sehr ergiebige Einnahmequelle, da kleine Stücke desselben von abergläubischen Leuten mit Gold aufgewogen werden.

Inhalt: Im Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl. — Anonyme Briefe an eine Dame. — Die neue Passage zu Berlin. Von Richard Schmidt. Mit einer Original-Holzzeichnung von O. Theoerlani. — Familienleben in der Natur. Von Dr. Karl Ruß. Mehr der Original-Zeichnung: „Die Flüchte", von Fr. Specht. — Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's. Von Gustav Rasch. — Die lustigen Weiber von Windsor. Mit Originalzeichnung von Rudolf Geißler. — Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. — Aus allen Welttheilen: Aus dem Garten. — Das Passionsspiel in Ammergau. — Kleines Fixum, große Accidenzien.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach, — L. Bilter, — Brachvogel, — E. Daunenberg, — E. Engel, — J. Fröhlich, — Fr. Friedrich, — Gerstäcker, — Glagau, — K. Gutzkow, — F. Gundlach, — Ludwig Habicht, — H. Hammer, — Franz Hoffmann, — M. Hartmann, — G. Hiltl, — M. Hanbrenk, — L. Kruse, — Ew. Aug. König — Fr. Kraffert, — F. Kreutzig, — C. F. Liedetrau, — P. Lippert, — W. Löbe, — W. Lotz, — A. Müglerburg, — J. Oelsschläger, — Fred. Pfaug, — H. Rasch, — C. Reclam, — L. Reinhardt, — John Reitenbach, — Max Ring, — J. Rodenberg, — v. Rokkowska, — L. Rud. — M. Schmidt, — L. Schöll, — H. Schramm, — J. D. H. Temme, — J. Turgenjew, — J. Venedey, — Carl Vogt, — L. Waldeyrde, — H. Weck, — Max Wenzel, — Werner, Capitain zur See, — E. Wilkkomm, — A. Wilibald, W. Wurm, — A. Zeising ꝛc. ꝛc

№ 2. Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 18.)

II.

Die jungen Leute stiegen zum Flusse hinab und gingen an dessen Ufer weiter. Vom Wasser wehte Kühle ihnen entgegen und das leise Plätschern der kleinen Wellen schlug angenehm an ihr Ohr.

„Ich möchte gern wieder baden," sagte Schubin, „fürchte aber zu spät zu kommen. Sieh doch das Wasser an, es scheint uns zu locken; die alten Griechen hätten eine Nymphe darin gesehen. Wir aber sind keine Griechen, — oh, eine Nymphe! — wir sind dickhäutige Scythen!"

„Wir haben unsere Nixen," bemerkte Werschenjew.

„Zum Henker mit deinen Nixen! Wozu nützen mir, dem Bildhauer, diese Ausgeburten einer eingeschüchterten, starren Phantasie, diese in dicke Bauernstubenluft und im Dunkel der Winternächte ausgebrüteten Gestalten? Ich brauche Licht, Raum .... Wann, o mein Gott, werde ich Italien sehen? Wann." ....

„Du willst wohl sagen Kleinrußland?"

„Schäme dich, Andrei Petrowitsch, mich an einen dummen Streich zu erinnern, den ich ohnehin bitter bereue. Nun ja, ich war ein Narr; die vortreffliche Anna Wassiljewna gab mir Geld nach Italien zu reisen und ich bin zu den Chochols *) gefahren, um Mehlklößchen zu essen und ...."

„Brauchst nicht weiter zu sprechen," unterbrach ihn Werschenjew.

„Und dennoch kann ich sagen, das Geld war doch nicht ganz weggeworfen. Ich habe dort solche Typen, besonders weibliche, gefunden .... Freilich, ich weiß es, außerhalb Italien giebt's kein Heil!"

„Du kannst nach Italien reisen," sagte Werschenjew, ohne sich umzuwenden, — „und wirst doch nichts schaffen. Wirst nur mit den Flügeln schlagen und doch nicht fliegen. Wie kennen euch."

„Slawaffer **) hat sich aber doch erhoben .... Und nicht er allein. Und kann ich es nicht, so heißt das, daß ich ein flügelloser Pinguin bin. Es wird mir hier schwül, ich muß nach Italien," fuhr Schubin fort, — „dort ist Sonne, Schönheit." ....

*) D. i. Schöpse, Spottname für: Kleinrussen.

**) Ramhafter russischer Bildhauer, verstorben.

Ein junges Mädchen in breitem Strohhute, mit einem rosenfarbigen Sonnenschirm in der Hand, zeigte sich in diesem Augenblicke auf dem Fußwege, auf welchem die Freunde dahingingen.

„Was sehe ich aber? Selbst hier kommt die Schönheit uns entgegen! Dee reizenden Zoë entbietet seinen Gruß der bescheidene Künstler!" rief plötzlich Schubin, theatralisch den Hut schwenkend.

Das junge Mädchen, dem diese Anrede galt, blieb stehen, drohte ihm mit dem Finger und sagte, nachdem beide Freunde an sie herangekommen waren, mit heller Stimme und etwas schnarrend:

„Warum kommen Sie denn nicht zum Essen, meine Herren? der Tisch ist gedeckt."

„Was höre ich," rief Schubin, die Hände zusammenschlagend. „Hätten Sie sich wirklich, reizende Zoë, bei dieser Hitze herausgewagt, nur um uns aufzusuchen? Muß ich so den Sinn Ihrer Worte deuten? Sagen Sie, wäre es möglich? Oder nein, besser, Sie sprechen das Wort nicht aus: die Neue würde mich auf dem Fleck tödten."

„Ach, hören Sie auf, Pawel Jakowlewitsch," erwiederte nicht ohne Unwillen das junge Mädchen, — „warum sprechen Sie nie im Ernste zu mir? Ich werde böse werden," setzte sie mit koketter Miene hinzu und warf die Lippen auf.

„Sie werden mir nicht zürnen, ideale Zoë Nikitischna; Sie werden mich nicht in den finstern Abgrund wahnsinniger Verzweiflung stürzen wollen. Im Ernste zu sprechen ist mir aber unmöglich, denn ich bin kein ernsthafter Mensch."

Das junge Mädchen zuckte die Achseln und wandte sich zu Werschenjew.

„So ist er immer, behandelt mich wie ein Kind, und ich bin schon über achtzehn Jahre alt. Ich bin schon ein erwachsenes Mädchen."

„O Gott!" seufzte Schubin und verdrehte die Augen. Werschenjew lächelte still. Das Mädchen stampfte mit dem Fuße.

„Pawel Jakowlewitsch, Sie werden mich böse machen. Helene hat mich begleiten wollen," fuhr sie fort, — „ist aber im Garten geblieben. Sie hat sich vor der Hitze gefürchtet — ich fürchte aber die Hitze nicht. Kommen Sie!"

Sie ging auf dem Fußwege voran, den schlanken Körper bei

jedem Schritte sanft hin und her wiegend und mit dem schönen Händchen in schwarzem Sattbandschuh die langen, weichen Locken aus dem Gesichte zurückstreichend.

Die Freunde folgten ihr (Schubin preßte bald die Hände an's Herz, bald streckte er dieselben über dem Kopfe empor,) und waren einige Augenblicke darauf vor einem der vielen Landhäuser in der Umgegend Kunzowo's angekommen. Es war ein kleines hölzernes Haus mit einem Erker, von hellrothem Anstrich, das inmitten eines Gartens lag und halb still aus dem Grün der Bäume hervorguckte. Zog war die Erste am Pförtchen, sie machte es auf, lief in den Garten und rief: „Ich habe die Herumstreicher zurückgebracht!“ Ein junges Mädchen von blassem und ausdrucksvollem Gesichte erhob sich von einer Bank in der Nähe des Gartenweges, und an der Schwelle des Hauses zeigte sich eine Dame in violettem seidenem Kleide. Sie hielt gegen die Sonne ein gestricktes Batisttuch vor die Stirne und lächelte schmachtend und träge.

III.

Anna Wassiljewna Stachow, geborene Schubin, blieb, sieben Jahre alt, als vater- und mutterlose Waise und Erbin eines ziemlich beträchtlichen Vermögens zurück. Sie hatte sehr reiche und sehr arme Verwandte; die armen von väterlicher, die reichen von mütterlicher Seite: den Senator Botgin, die Fürsten Tschikurajow. Fürst Arbation Tschikurajow, der ihr zum Vormund bestimmt wurde, gab sie in die beste Pension Moskau's, und als sie die Anstalt verließ, nahm er sie zu sich in's Haus. Er lebte auf großem Fuße und gab im Winter Bälle. Anna Wassiljewna's zukünftiger Mann, Nicolai Artemjewitsch Stachow, eroberte sich seine Gattin auf einem jener Bälle, wo dieselbe in einem „reizenden rosenfarbenen Anzuge und Kopfputz auf kleinen Röschen“ erschienen war. Sie bewahrte diesen Kopfputz noch auf .... Nicolai Artemjewitsch Stachow, Sohn eines verabschiedeten Capitains, der, 1812 verwundet, eine einträgliche Anstellung in Petersburg bekommen hatte, bezog, sechzehn Jahre alt, die Junkerschule und trat in die Garde. Er war hübsch von Gestalt, gut gebaut und galt fast für den besten Tänzer auf den Tanzbränden des Mittelstandes, die er vorzugsweise besuchte; in der hohen Welt hatte er nicht Zutritt. Von Jugend auf schwärmte er für zwei Dinge: Flügeladjutant zu werden und eine vortheilhafte Heirath zu schließen. Den ersteren entsagte er bald, dafür aber behielt er desto fester letzteres im Auge. Zu diesem Zwecke fuhr er jeden Winter nach Moskau. Stachow sprach ziemlich fertig französisch und wurde, weit er kein ausschweifendes Leben führte, für einen Philosophen gehalten. Schon als Fähnrich liebte er eifrig zu disputiren, ob, zum Beispiel, ein Mensch wohl in seinem Leben alle Punkte der Erde bereisen, oder ob er wohl erfahren könne, was auf dem Boden des Meeres vorgehe — und war stets der Meinung, es sei unmöglich.

Stachow war fünf und zwanzig Jahre alt, als er Anna Wassiljewna „kaperte“; er nahm seinen Abschied und zog auf's Land, um sein Gut zu bewirthschaften; da die Bauern ihm jedoch zinspflichtig waren, so ward er dieser Beschäftigung bald überdrüssig, und zog nach Moskau, wo seine Frau ein Haus besaß. In seiner Jugend hatte er leinerlei Spiel gespielt, nun aber bekam er eine Leidenschaft für's Kartenspiel, und als dieses verboten ward*), für Billyß. Zu Hause fühlte er Langeweile. Er machte die Bekanntschaft einer Wittwe deutscher Abkunft und verbrachte bei ihr fast seine ganze Zeit. Den Sommer 1853 ging er nicht nach Kunzowo auf's Land; er blieb unter dem Vorwande, Mineralwasser zu brauchen, in Moskau — in Wahrheit jedoch, weil er sich nicht von seiner Wittwe trennen konnte. Er sprach übrigens auch mit ihr wenig, und stritt meistens mit ihr darüber, ob man wohl die Witterung voraus bestimmen könne und dergleichen mehr. Es nannte ihn einmal Jemand Frondeur; diese Benennung gefiel ihm sehr. „Jawohl,“ dachte er selbstgefällig, die Mundwinkel herabziehend und sich langsam schaukelnd, „es ist nicht leicht, mich zu befriedigen; mich führt man nicht so leicht an.“ Das Frondiren Stachow's bestand aber einfach darin, daß er zum Beispiel, wenn Jemand von Nerven sprach, fragte: „Und was nennen Sie Nerven?“ oder wenn in seiner Gegenwart von Fortschritten der Astronomie die Rede war, er dazwischen warf: „Und glauben Sie an Astronomie?“ Wollte er seinen Gegner gänzlich vernichten, dann sagte er: „Das sind Alles nur Phrasen.“ Man muß gestehen, daß dergleichen Argumente, vielen Leuten (wie es selbst heut zu Tage noch vorkommt) unumstößlich schienen; Stachow hatte aber gewiß keine Ahnung davon, daß Augustine Christianowna in ihren Briefen an ihre Cousine Thcotinde Petersilius, ihn „Mein Pinselchen“ nannte.

Nicolai Artemjewitsch's Frau, Anna Wassiljewna, war ein kleines mageres Weibchen mit seinen Gesichtszügen, zu Gemüthsbewegungen und Schwermuth geneigt. In der Erziehungsanstalt hatte sie Musik getrieben und Romane gelesen, später aber beides aufgegeben; dann hatte sie sich mit ihrem Putze beschäftigt, aber auch diesen bei Seite gelegt; zuletzt war es die Erziehung ihrer Tochter, die sie zu übernehmen gedachte, doch es versagten ihr die Kräfte auch hierin und sie überließ diese Sorge einer Gouvernante; das Ende von Allem war, daß sie weiter nichts mehr that, als sich ihrer Trauer und stiller Gemüthsbewegung hinzugeben. Helena Nicolajewna's Geburt zerstörte ihre Gesundheit, sie gebar keine Kinder mehr. Auf diesen Umstand machte Nicolai Artemjewitsch Anspielungen, um sein Verhältniß mit Augustine Christianowna zu rechtfertigen. Anna Wassiljewna betrübte die Untreue ihres Gatten sehr; es schmerzte sie besonders, daß er einmal durch List seiner Geliebten ein Paar graue Pferde aus ihrem eigenen Gestüte geschenkt hatte. Zu's Gesicht machte sie ihm niemals Vorwürfe, insgeheim aber beklagte sie sich über ihn bei allen Hausgenossen, selbst bei ihrer Tochter. Anna Wassiljewna liebte nicht Besuche zu machen; sie hatte es gern, wenn irgend ein Gast bei ihr saß und ihr Etwas erzählte; blieb sie allein, dann fühlte sie sich sogleich unwohl. Sie besaß ein sehr liebevolles und gefühlvolles Herz. Das Leben aber hatte sie sehr bald aufgerieben.

Pawel Jakowlewitsch Schubin war in entfernten Grade ihr Neffe. Sein Vater hatte in Moskau gedient. Seine Brüder waren im Cadettencorps erzogen worden; er, als jüngstes Kind, Liebling der Mutter, und von zarter Leibesbeschaffenheit, wurde zu Hause behalten. Er wurde für die Universität bestimmt und machte mit Mühe das Gymnasium durch. Schon früh zeigte sich bei ihm Neigung zur Bildhauerei. Dem gewichtigen Senator Botgin kam ein Mal bei des Knaben Tante eine kleine Statuette zu Gesicht (eine Arbeit des damals noch Sechzehnjährigen) und er erklärte, das angehende Talent unter seine Protection nehmen zu wollen. Der plötzliche Tod von Schubin's Vater hätte beinahe der Zukunft des jungen Menschen eine andere Richtung gegeben. Der Senator, als Gönner der Talente, schenkte ihm eine Büste des Homer aus Gyps — und das war Alles. Anna Wassiljewna aber half ihm mit Geld aus, und mit genauer Noth, neunzehn Jahr alt, bezog er die Universität, um Medizin zu studiren. Pawel empfand nicht die geringste Neigung zur Medizin, doch bei der damaligen Zahl der Studenten war es unmöglich, in irgend eine andere Facultät zu treten;*) außerdem hoffte er Anatomie zu lernen. Er durchdete dieses Studium nicht; ohne in den zweiten Cursus übergegangen zu sein, verließ er vor dem Examen die Universität, um sich ausschließlich seinem Berufe zu widmen. Er arbeitete eifrig, aber mit Unterbrechungen. Er reiste in der Umgegend Moskau's umher, formte und zeichnete Portraits von Bauernmädchen, kam mit vielerlei Leuten, mit Jung und Alt, Hohen und Niederen, italienischen Formgiessern und russischen Künstlern zusammen, wollte nichts von der Akademie wissen und seine Professoren anerkennen. Er besaß entschiedenes Talent: sein Name sing an in Moskau genannt zu werden. Seine Mutter, eine Pariserin aus guter Familie, eine brave und kluge Frau, hatte ihn die französische Sprache gelehrt, Tag und Nacht sich um ihn bekümmert und Sorge für ihn getragen. Sie war stolz auf ihn, und als sie noch jung von der Schwindsucht ergriffen im Sterben lag, bat sie Anna Wassiljewna, sich ihres Sohnes anzunehmen. Er war damals ein und zwanzig Jahre alt. Anna Wassiljewna erfüllte ihre letzte Bitte: sie stellte Schubin ein kleines Zimmer in einem Nebengebäude des Landhauses zur Verfügung.

IV.

„So kommen Sie doch zum Essen, kommen Sie,“ bat die Hausfrau mit kläglicher Stimme, und Alle begaben sich in den Speisesaal. — „Setzen Sie sich zu mir, Joß,“ sagte Anna Wassiljewna, „Du aber, Helene, unterhalte den Gast, und Du, Paul, ich bitte Dich, treibe nicht Muthwillen und necke nicht Joß. Mir thut heute der Kopf weh.“

Schubin richtete wieder den Blick gen Himmel, Joß erwiederte

*) Dieses sonst unschuldige Spiel wurde in den öffentlichen Clubs verboten, weil sich zahlreiche Familienväter ihm Tage lang hingaben und bedeutende Summen verloren.

*) Die Zahl der Studenten wurde einmal auf 300 festgesetzt; über diese Zahl hinaus durften nur angehende Mediciner immatriculirt werden.

Digitized by Google

denselben mit einem leichten Lächeln. Diese Joz, oder richtiger Zoja Nikitischna Müller, war ein nettes, blondgelocktes, etwas schielänzigtes, volles junges Mädchen deutscher Abkunft, mit einem Stupsnäschen und zierlichen rothen Lippen. Sie sang nicht schlecht russische Romanzen, spielte zum Hübsch auf dem Klavier verschiedene, bald heitere, bald rührende Stücklein, liebete sich mit Geschmack, aber etwas kinderhaft und gar zu zierlich. Anna Wassiljewna hatte sie als Gesellschafterin ihrer Tochter engagirt und ließ sie fast niemals von sich. Helena hatte Nichts dagegen; wenn sie zufälligerweise mit Joz allein blieb, wußte sie niemals, was mit ihr sprechen.

Die Mahlzeit dauerte ziemlich lange; Berßenjew unterhielt sich mit Helenen vom Studentenleben, von seinen Plänen und Hoffnungen; Schubin horchte, schwieg, aß mit übertriebener Hast, warf von Zeit zu Zeit komische Blicke auf Joz, die darauf beständig mit phlegmatischem Lächeln antwortete. Nach der Tafel begaben sich Berßenjew, Helena und Schubin in den Garten; Joz blickte ihnen nach, zuckte leicht die Achseln und setzte sich dann an's Klavier. Anna Wassiljewna fragte sie zwar: „Warum gehen Sie nicht auch in den Garten?“ Doch die Antwort nicht abwartend, setzte sie hinzu: „Spielen Sie mir etwas recht Schwermüthiges vor! ....“

„La dernière pensée de Weber?“ fragte Joz.

„Ach ja, auf Weber,“ sagte Anna Wassiljewna, ließ sich auf einen Armstuhl nieder und eine Theäne zitterte an ihren Wimpern.

Unterdessen war Helena mit ihren beiden Begleitern in eine Akazienlaube gelangt, in deren Mitte sich ein hölzerner Tisch von Bänken umgeben befand. Schubin drückte zurück, sprang einige Male umher, sagte dann leise: „Warten Sie,“ lief auf sein Zimmer, brachte ein Stück Lehm und begann nun Joz's Gestalt unter Kopfschütteln, Brummen und Lachen zu modelliren.

„Immer die alte Geschichte,“ sagte Helena zu Berßenjew, nachdem sie einen Blick auf die Arbeit geworfen hatte, in ihrem an der Tafel begonnenen Gespräch mit ihm fortfahrend.

„Die alte Geschichte!“ wiederholte Schubin. „Das ist aber ein unerschöpflicher Stoff! Heute besonders bringt sie mich zur Verzweiflung.“

„Weßhalb denn das?“ fragte Helena. „Man könnte glauben, Sie sprechen von irgend einer boshaften, widerlichen Alten. Ein hübsches, junges Fräulein ....“

„Freilich,“ warf Schubin ein, — „sie ist hübsch, sehr hübsch; ich bin überzeugt, daß jeder Vorübergehende, der sie sieht, durchaus dabei denken muß: Das ist mir Eine, mit welcher sich köstlich .... eine Polka tanzen ließe; auch bin ich überzeugt, daß sie das weiß, und daß es ihr angenehm ist .... Wozu denn sonst dieses beschämte Spiel, diese Schüchternheit? Nun, Sie verstehen schon, was ich damit sagen will,“ setzte er durch die Zähne hinzu. — „Sie sind übrigens jetzt mit anderen Dingen beschäftigt.“

Und Joz's Bild zerbrechend, begann Schubin hastig und augenscheinlich ärgerlich den Lehm zu kneten.

„Sie möchten also Professor werden?“ fragte Helena Berßenjew.

„Ja,“ erwiederte dieser, die rothen Hände zwischen die Kniee zwängend. „Das ist mein liebster Traum. Freilich, ich weiß sehr gut, was mir noch Alles fehlt, um würdig eines so hohen .... — ich will sagen, ich bin zu wenig vorbereitet, hoffe indessen die Erlaubniß zu einer Reise in's Ausland zu erhalten,*) ich bleibe drei, vier Jahre dort, wenn es nöthig ist, und dann ....“

Er hielt inne, schlug die Augen nieder, dann rasch wieder auf und brachte, unbeholfen lächelnd, sein Haar in Ordnung. Wenn Berßenjew mit Frauen sprach, wurde seine Rede noch langsamer; auch lispelte er dann mehr.

„Sie wollen Professor der Geschichte werden?“ fragte Helena.

„Ja; oder der Philosophie,“ setzte er, die Stimme sinken lassend, hinzu, — „wenn es sich thun läßt.“

„Er ist schon jetzt stark wie ein Teufel in der Philosophie,“ bemerkte Schubin, indem er mit dem Nagel tiefe Furchen in den Lehm zog, — „wozu braucht er in's Ausland zu reisen?“

„Und wird Sie Ihre Stellung vollkommen befriedigen?“ fragte Helena, auf den Ellenbogen gestützt und ihm gerade in's Gesicht blickend.

„Vollkommen, Helena Nikolajewna, vollkommen. Welchen besseren Beruf könnte es geben? Denken Sie nur, in die Fußstapfen eines Timofäi Nikolajewitsch**) zu treten .... Der Gedanke allein an einen solchen Wirkungskreis erfüllt mich mit Freude und Schauer, ja .... Schauer, den .... der aus dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit meiner Kräfte entspringt. Mein seliger Vater entheilte mir seinen Segen zu diesem Werke .... Seine letzten Worte werde ich nie vergessen ....“

„Ihr Vater starb im vergangenen Winter?“

„Ja, Helena Nikolajewna, im Februar.“

„Man sagt,“ fuhr Helena fort, „er habe eine bemerkenswerthe Schrift im Manuscript hinterlassen; ist das wahr?“

„Ja, ein solches ist vorhanden. Das war ein vortrefflicher Mann. Sie hätten ihn liebgewonnen, Helena Nikolajewna.“

„Ich bin davon überzeugt. Und was ist der Inhalt jener Schrift?“

„Den Inhalt, Helena Nikolajewna, könnte ich Ihnen nicht leicht in ein paar Worten wiedergeben. Mein Vater war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, Schellingianer, er gebrauchte nicht immer deutliche Ausdrücke ....“

„Andrei Petrowitsch,“ unterbrach ihn Helena, — „vergeben Sie mir meine Unwissenheit, was bedeutet: Schellingianer?“

Berßenjew lächelte leicht.

„Ein Schellingianer bedeutet einen Anhänger Schellings, eines deutschen Philosophen; worin aber Schellings Anschauung bestand ....“

„Andrei Petrowitsch,“ rief plötzlich Schubin, — „um des Himmels willen! Du wirst doch Helena Nikolajewna nicht gar einen Vortrag über Schelling halten wollen? Habe doch Mitleid!“

„Durchaus keinen Vortrag,“ brummte Berßenjew und wurde roth, — „ich wollte ....“

„Und warum denn keinen Vortrag?“ warf Helena ein ....., „wir Beide, Pawel Jakowlewitsch, bedürfen der Vorträge sehr.“

Schubin sah ihr fest in die Augen und brach plötzlich in Lachen aus.

„Worüber lachen Sie denn?“ fragte sie trocken, fast streng.

Schubin verstummte.

„Ach, ich bitte, zürnen Sie nicht,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „vergeben Sie mir. Aber, in der That, wie ist es möglich, ich bitte Sie, jetzt, bei diesem Wetter, unter diesen Bäumen, von Philosophie zu sprechen? Wäre es nicht besser, wir sprächen von Nachtfalken, von Rosen, von jungen Gesichtern und Lächeln?“

„Ja, und von französischen Romanen, von Weiberkleidern,“ setzte Helena hinzu.

„Meinetwegen auch davon, wenn sie nur hübsch sind.“

„So? Nun, wenn wir aber nicht von Weiberstaat sprechen wollen? Sie nennen sich mit Stolz einen feinen Künstler, warum suchen Sie die Freiheit Anderer zu schmälern? Und erlauben Sie mir die Frage, weßhalb greifen Sie, bei dieser Sinnesart, Joz an? Mit ihr läßt sich's besonders gut von Kleidertand und Rosen sprechen.“

Schubin fuhr plötzlich von seiner Bank auf. „Ja so!“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich verstehe Ihren Wink, Sie schicken mich fort, zu ihr, Helena Nikolajewna. Mit anderen Worten, ich bin hier überflüssig.“

„Es fiel mir gar nicht ein, Sie fortzuschicken.“

„Sie wollen sagen,“ fuhr Schubin zornig fort, „ich sei keiner andern Gesellschaft werth, wir paßten zusammen, ich sei ebenso flach, albern und kleinlich, wie die süßliche deutsche Mamsell? Nicht so?“

Helena runzelte die Stirn. — „Sie haben nicht immer so von ihr gesprochen, Pawel Jakowlewitsch,“ bemerkte sie.

„Ich! Vorwürfe, Vorwürfe jetzt!“ rief Schubin aus. — „Nun so, ich mache kein Hehl daraus, es war eine Minute, ja eine einzige Minute, als mich diese frischen, albernen Wangen .... Nun, wenn ich Ihnen mit Vorwürfen entgegnen, Ihnen in's Gedächtniß rufen wollte .... Leben Sie wohl,“ brach er plötzlich ab, — „es ist zum Verrücktwerden!“

Und mit der Hand auf den zu einem Kopfe geformten Lehm schlagend, lief er aus der Laube hinaus, und begab sich auf sein Zimmer.

„Ein Kind,“ sagte Helena und sah ihm nach.

„Ein Künstler,“ sagte lächelnd Berßenjew. — „Die Künstler sind alle so. Man muß ihnen ihre Laune hingehen lassen. Das ist ihr Recht.“

„Jawohl,“ erwiederte Helena, „Pawel hat jedoch bisher sich noch durch nichts dieses Recht erworben. Was hat er bis jetzt vor sich gebracht? Geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen einen Gang durch die Alee machen. Er hat uns gestört. Wir sprachen von der Schrift Ihres Vaters.“

Berßenjew nahm Helenens Arm und folgte ihr in den Garten, doch das zu früh unterbrochene Gespräch ward nicht wieder aufgenommen; Berßenjew war wieder auf seine Ansichten über Professur und seine künftige Wirksamkeit zurückgekommen. Langsam und unbe-

*) Es war zu jener Zeit das Reisen in's Ausland gesetzlich erschwert.

**) Granowski, ein sehr beliebter Professor der Geschichte in Moskau; verstorben.

Digitized by Google

holfen ging er an Helena's Seite hin, hielt ungeschickt ihren Arm, stieß sie zuweilen mit der Schulter an, und bückte ihr nicht ein einziges Mal in's Gesicht; seine Rede floß indessen leicht, wenn auch nicht frei dahin, er drückte sich gut und passend aus, seine Blicke, die langsam an den Stämmen der Bäume, an dem Sande des Weges, an dem Rasen hinstreiften, glühten von sanfter Rührung edler Gefühle und in der ruhigen Stimme äußerte sich die Freude, die ein Mensch empfindet, wenn ihm vergönnt wird, sich gegen ein anderes, ihm theures Wesen auszusprechen. Helena hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und daß zu ihm gekehrt, betrwandte sie nicht den Blick von seinem etwas bleich gewordenen Gesichte, von seinen freundlichen und sanften Augen, die doch den übrigen auszuweichen suchten. Ihre Seele hatte sich aufgethan und ein Gefühl von Zärtlichkeit, Gerechtigkeit, Güte ergoß sich bald in ihr Herz oder wuchs bald in ihm empor.

(Fortsetzung folgt.)

Brennende Fragen.

Von **Friedrich Krasser**, Dr. med. in Hermannstadt.

I. Die Quellen des Irrthums und dessen Ausbreitung auf Erden.

Motto: Hienieden aber herrscht der finstre Wahn,
Er war von je der Weltgeschicke Lenker;
Jahrtausende dem Irrthum unterthan,
Bekämpften sich die weisesten der Denker.

Wenn wir als redliche Forscher des neunzehnten Jahrhunderts unbefangenen Blicks und ausgerüstet mit der Leuchte moderner Wissenschaft zurückdringen in das tiefe und immer tiefere Dunkel längstvergangener, vorgeschichtlicher Jahrtausende unsres Planeten — wenn wir treu nach Wahrheit ringend Blatt um Blatt auffollen jenes geheimnißvollen Buches, worin die schaffende Baumeisterin der Welt, die Natur, von Stufe zu Stufe fortschreitend den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts mit unverwüstlichen, in Stein und Erz gegrabenen Lettern niedergeschrieben hat: so gelangen wir endlich mit unabweislicher Nothwendigkeit zur klaren Erkenntniß jener Quellen, aus denen die ersten Anfänge des Menschen auf der Erde ihren einzig möglichen Ursprung genommen, wir gelangen zum Urquell alles Gewordnen, zum ewig fruchtbaren Schooße der Alles gebärenden Natur.

Mit positiver Gewißheit fußen wir, daß der Mensch auf der großen Stufenleiter bekannter Wesen nur die obersten Glieder einer Kette bildet, die, aus zahllosen Ringen zusammengeschmiedet, die ersten lebendigen Atome des Urstoffs in fortschreitender Entwicklung und Combinirung von Kraft und Stoff bis zur höchsten Blüthe ihrer planetarischen, physischen und geistigen Entfaltung, d. i. bis zum denkenden Gehirne des Menschen aneinander knüpft, ohne Unterbrechung, ohne einen andern Impuls, als den eigenen allen Seienden innewohnenden Drang des Lebens.

Nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft ist der Mensch direkt aus dem Thierreiche hervorgegangen, und so sehr sich immerhin der thörichte Stolz gerade derjenigen unserer vermeintlichen Erdengötter gegen solche Annahme sträuben mag, deren absurde Begriffsflüchtigkeit genau genommen am meisten für jene Abstammung spricht, so bleibt es dennoch Thatsache, daß der König der Schöpfung in Zeugung, Geburt, Ernährung und Wachsthum, Rückbildung und Zerfall, so wie nach Bau, Anordnung und Verrichtung aller seiner Organe bis zu den einfachsten organischen Urzellen hinab, seinen nächstfolgenden Stammesgenossen im Thierreiche so vollkommen gleicht, daß er sich von denselben eben nur graduell, durch Größe, feinere Organisation und daher höhere Kraftleistung seines Gehirnes unterscheidet.

Das paßt nun freilich schlecht zum transscendentalen, gedankenleeren Wortkram spekulativer Philosophen und zu den albernen Träumereien dentsauler und arbeitscheuer Theologen, die aus „Nichts" und einem „Lehmklumpen" Universum und Menschen mit leichter Mühe hervorgezaubert haben, aber allgemach werden sich jene Herrn doch an den Gedanken gewöhnen müssen, daß nach wenigen Decennien schon jeder nur entfernt auf Bildung Anspruch machende Mensch sich schämen wird, den Menschengeist für etwas Andres zu halten, als für die höchstkomplizirte Lebenserscheinung eines höchstkomplicirten materiellen Substrates, d. i. für eine Funktion des Gehirns.

Wäre das urmenschliche Gehirn nach Quantität und Qualität dem hochausgebildeten Gehirne der intelligentesten Individuen der heutigen kaukasischen Rasse gleich gewesen und wären dem Menschen in seinem frühesten Urzustande dieselben großartigen Bildungsmittel des Geistes zu Gebote gestanden, wie das in der Jetztzeit der Fall ist, so würden unzweifelhaft unsre ältesten Vorfahren diesselben Riesenschritte in ihrer geistigen Entwicklung gemacht haben, wie das heute unter den vollkommensten Exemplaren der kaukasischen Rasse geschieht. So war es aber nicht. Alle unsre besten Forscher auf diesem Gebiete haben es bereits auf das Bestimmteste nachgewiesen, daß der Mensch so wie das gesammte Thier- und Pflanzenreich, in ihren verschiedenen periodischen Entwicklungsstadien auf sehr verschiedenen Stufen der Ausbildung standen, und daß die ganze organische Wesenreihe nach einem unwandelbaren Fortbildungsgesetz sich von den niedersten Stufen organischer Gestaltung nur unmerklich und in ungeheuren Zeiträumen zu immer höherer Entwicklung emporgeschwungen haben, bis die Pflanzen- und Thierwelt in ihrer heutigen Mannigfaltigkeit und relativen Vollkommenheit, der Mensch aber in der kaukasischen Rasse seinen Höhepunkt erreicht haben. Alle aus der sogenannten Steinzeit unsres Geschlechts aufgefundenen Menschenschädel zeigen sich in Bau und Umfang nur wenig oder als die Schädel der dem Menschen zunächststehenden Thiere, und es hat nach den sichern Ergebnissen unserer heutigen positiven Wissenschaft etwa 50,000 Jahre gedauert, bis sich in unmerklich fortschreitender Veredlung aus dem Schädel der Neanderhöhle — ich will nicht sagen der Schädel Neanders — aber der des germanischen, romanischen und anglicanischen Stammes herausgebildet hat, während noch heute die neben uns lebenden, übrigen Menschenrassen, von der kaukasischen abwärts, an Bau und Umfang des Schädels und damit an geistiger Begabung stufenweise abnehmen, um mit dem hirnarmen, affenähnlichen Schädel des Australnegers und Peruaners sich fast zwischenstufenlos an den Gorilla und Schimpanse anzuschließen. Ja durch Krankheit und Entwicklungshemmung — Kretinismus und Mikrocephalie — wird der heutige Mensch, was körperliche und geistige Befähigung anbelangt, noch vollständig zum Thiere hinabgedrückt, wenn er nicht gar unter die höher entwickelten Thierklassen hinabsinkt.

Das heutige kaukasische Kind zeigt unmittelbar nach der Geburt noch keine Spur geistiger Thätigkeit. Zuerst muß sein Gehirn täglich, wie eine Bohne groß an Masse zunehmen und durch Einwirkung der umgebenden Natur, durch Erziehung in Haus und Schule auch qualitativ fort und fort verändert und geübt werden, bis sich in unmerklicher Steigerung allmählig jene höheren Lebenserscheinungen an demselben offenbaren, die wir auf ihren niedersten Stufen bei den Thieren „Instinkt", in ihrer höchsten Ausbildung beim Menschen „selbstbewußtes Denken" nennen.

Nur in langsamer, stetiger Fortentwicklung hat sich das Gehirn Alexander's v. Humboldt, von dem ersten ausdämmernden Traumleben der Kindesseele angefangen, zu jenem sich klarbewußten, riesigen Wissen und Denken emporgeschwungen, mit welchem der entwickelte Forscher und Philosoph Himmel und Erde in seinem Kosmos zu erfassen und nachzubilden versuchen durfte.

Um wie viel schwieriger und langsamer mußte der Entwicklungsgang sein, welchen der nach Masse und Organisation des Gehirns so kümmerlich ausgestattete und von allen höheren Bildungsmitteln späterer Zeiten so ganz entblößte Urmensch durchzukämpfen hatte? Vom dunkelsten Traumleben der Thierseele angefangen mußte er in krägem Schneckengange durch alle Phasen eines kaum merklich heller werdenden Bewußtseins sich hindurcharbeiten, um nach einer langen Reihe von Jahrtausenden im nebelhaften Reich des Märchens und der Sage zum Traumwachen des reiferen Kindes und abermals nach vielen Jahrtausenden erst zum vollen Selbstbewußtsein des aufblühenden Jünglings sich entfalten zu können. Auf dieser Stufe endlich angekommen, tritt der Mensch hocherhaben über seine zurückgebliebnen Mitgeschöpfe als Krone und höchste Blüthe der organischen Welt seines Planeten glänzend hinein in die historische Zeit, und aus dem edel geformten Schädel des alten Griechen und Römers emporringt ein mächtiges, phantasiereiches Kulturleben, dessen staatliche Einrichtungen, künstlerische Schöpfungen und bürgerliche Tugenden nach zwei Jahrtausenden zur Nachahmung begeistern und die Eingeweihten kommender Geschlechter noch zu Staunen und Bewunderung hinreißen werden.

Digitized by Google

Das neugeborne Kind tritt aber immer wieder als Fremdling in die Welt. Denken kann es nicht, die Natur ist ihm unbekannt. Allmälig wiesen von den äußern Dingen herkommende Reize erregend auf sein Denkorgan ein und demzufolge entstehen in seinem Gehirne die primitivsten Bilder der Außendinge als Vorstellungen auf der dunkelsten Stufe des Bewußtseins. Selbstverständlich kann es auf diesem einzig möglichen Wege der geistigen Entwicklung, beim Innewerden der es umgebenden Außenwelt, vorerst auch nur die äußerlichen Umrisse und Verhältnisse, d. i. die Außenseite der Dinge kennen lernen. Das innere Leben der Natur und die Gesetze des Lebens, den tiefgeheimen Zusammenhang zwischen den unendlich komplicierten Ursachen und Wirkungen, woraus die unermeßliche Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Lebenserscheinungen im All der Dinge entspringt, sie werden ihm selbst bei dem heute noch gebräuchlichen Gang der Erziehung und Ausbildung in Haus und Schule zumeist für sein ganzes Leben lang ein tiefes, undurchdringliches Geheimnis bleiben und jedes Räsonnement darüber muß ihm mit Nothwendigkeit zum Quell unzähliger Täuschungen und Verirrungen werden. —

Um so unregründlicher und unsaßbarer mußte dem Menschengeschlechte in den früheren und frühesten Perioden seiner Kindheit die Natur erscheinen. Hat doch der berühmte Naturforscher Haller noch im vorigen Jahrzhundert gesungen:

„In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Drum glücklich, wem sie nur die äußre Schale weist!“

und ist es doch im gegenwärtigen neunzehnten Jahrhundert noch möglich gewesen, daß ein Schiller, der nicht nur als Dichterkönig glänzte, sondern nebenbei auch Arzt war, den größten Forscher und Weisen aller Zeiten Alexander v. Humboldt, gröblich zu insultiren wagen konnte, weil dieser mit „frecher, unverschämter Hand“ den verweintlich undurchdringlichen Schleier der Göttin Isis gelüftet hatte, in deren hellen, beseligendes Antlitz zu schauen dem zu früh verstorbenen Dichter doch nur die allzuviseltigen Parzen verwehrt hatten. — So lange aber der Mensch die Natur nicht kannte — und das ist mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen noch heute der Fall — so lange ihm die Chemie, dieser Hauptschlüssel der ersten Weltereignisse, fehlte, was Wunder, wenn er das dunkle Reich ewigwechselnder Lebenserscheinungen in und außer sich, statt mit seinem „leidlichen Handen“ mit dem „Schatten seiner Hände“, statt mit der mathematischen Schärfe des prüfenden Verstandes, mit den tollen Vorspiegelungen einer unbewachten Phantasie zu erfassen vermeinte! Was Wunder, wenn er selbst von den einfachsten Thatsachen und Vorgängen in der Natur sich zumeist grundfalsche Vorstellungen machte und auf dem schwankenden, trügerischen Boden derselben soforet die widersinnigsten Urtheile und Schlüsse aufbaute, die in steiger Anhäufung allmälig zu jenem unüberschaubaren Meer von Irrthum und Wahn anschwellen mußten, dessen hochgehende Wogen noch heute mit erdrückender Wucht hereinschlagen in das Leben der Völker und alles zu ersticken drohen, was der entfesselte, weiterstrebende Genius unsrer Zeit Großes und Gutes geschaffen zum Heile der Menschheit.

Gerne verweilt das Auge des Geschichtsforschers auf den zahlreichen Lichtpunkten, die der Menschengeist in die mehrtausendjährigen Annalen seiner reiferen Entwicklungsperioden hineingezeichnet hat, und die wie gängende Meteore aus dem zumeist trostlosen Dunkel der Vergangenheit hervorleuchten. Waren doch jener Geist und dessen Denkgesetze zu allen Zeiten dieselben und hat er doch häufig genug die Wahrheit, wenn auch nicht geradezu erkannt, so doch geahnt. Aber mit Schaudern wendet sich der Blick des Denkers hinweg von den tollen Ausgeburten unheimlichen Wahnsinns, womit ununterbrochen jede hoffnungsvolle Saat des Fortschritts erstickt, jeder noch Wahrheit ringende Gedanke versogt und Generationen auf Generationen unaufsprechlich unglücklich gemacht wurden.

Was sollen wir sagen von der vielleicht mehr als hundertausendjährigen Kindheit unsrer Vorfahren, die vorerst mangelhaft organisirt und fähreelos sich von der niedern Stufe thierischer Existenz zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuringen hatten, wenn der Mensch der historischen Zeit noch bis auf den heutigen Tag in einigen Widerspruch mit sich selbst und in endloser Fehde mit seinen Nebenmenschen begriffen, seinen verhängnißvollen Gang über die Erde mit Strömen von Bruderblut bezeichnet? Eroberungszüge, Glaubenskriege, Kronen- und Länderraubgelüste, Erbfolgestreit und Hauszwistigkeiten, Heirathe- und Buhlschaftsverwürrnisse von Gottesgnaden regierender Weltbeglücker; tyrannischer Druck von Oben, anarchischer Gegendruck von Unten; unzählige Leichenfelder, geweiht dem Würgengel der Schlachten auf der einen Seite, zahllose Märtyrertode vollzogen von blutkriechenden Henkershänden auf der andern — das sind die fluchwürdigen Thatsachen, die in endloser Reihenfolge den Menschenfreund mit Schauder erfüllen und ihn fast jeden Rückblick in die Vergangenheit verbittern. Demungeachtet haben die Urheber jener Bestialitäten unter den Historikern zu allen Zeiten ihre begeisterten Lobredner gefunden. Ja die größten und hervorragendsten Unheilsstifter der Welt, die mittelst Schwert und Glaubenszusammenbau ihre unglückseligen Zeitgenossen am schwersten heimgesucht haben, diese Ungeheuer werden noch heute unsern Kindern in den Schulen häufig genug als mit unsterblichem Ruhmesglorber bekränzte Helden und als ewig nachahmungswürdige Vorbilder aller höchsten menschlichen Tugenden angepriesen! —

Was sollen wir sagen, wenn die christliche Inquisition bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein mit den raffinietesten Folterqualen und mit millionenfachen Ketzer- und Hexenverbrennungen die fast vergessenen, heidnischen Scandthaten eines Nero noch weit übertreffen sollte? Und sind wir heute etwa viel besser und klüger geworden, wenn dieselbe Inquisition unter etwas verfeinerter Form als päbstlicher Syllabus im Namen von 200 Millionen Katholiken alle übrigen auf dem Erdboden lebenden 1000 Millionen von Menschenbrüdern 21mal verflucht, obgleich die Pfaffen dieser Ketzer und Heiden in der allgemeinen Volksverdummung und Sittenverderbniß gewiß nicht mehr geleistet haben können, als ihre ehrwürdigen Heeren Beider in Christo, die Jesuiten, deren Obedaupt soeben an Gottes statt den Syllabus in die Welt hinein schleuderte? Haben wir nicht heute alle Soeten von inquisitionsduftigen Preßgesetzen, die im Namen des Staates und der Gerechtigkeit jeden wahrhaft freien Gedanken sofort verfolgen und den Träger desselben ungescheut um Ehre, Freiheit und Eigenthum nach Belieben berauben dürfen? Sind etwa die stehenden Heere, diese Krebsschäden der menschlichen Gesellschaft, abgeschafft? Ist der bewaffnete Friede, der permanente Fluch aller heutigen Culturstaaten, einer vernünftigen, von Sittlichkeit und Humanität getragenen Ruhe und Ordnung gewichen? Nein, und tausendmal Nein! Mehr als je starrt die ganze Welt in Waffen! Die perfectionirtesten Kanonen und Hinterlader drohen jeden Augenblick ein unerhörtes Blutbad auf Erden anzurichten, und von Stunde zu Stunde bangen die zitternden Völker dem grauenvollen Moment entgegen, wo tiefgewurzelter Irrthum oder ein neuer Wahn Millionen verzweifelnder Menschenbrüder um Gut und Blut, um Leben und Eigenthum zu bringen bereit ist. Ganze Völkerstämme stehen einander feindlich gegenüber, ergriffen vom sogenannten Nationalitätenschwindel; Völker und Familien trennt und scheidet die unheilvolle Zerklüftung politischer und religiöser Meinungsverschiedenheiten; fünf Hauptreligionen und hundrete von Secten, Republik, konstitutionelle und absolute Monarchie kämpfen allerorten fanatisch um die Obedand; Philosophie, Medizin und Geschichte zerfallen in feindliche Parteiungen und führen von jeher Krieg untereinander im öffentlichen Leben und auf freier Katheder! Was dem Einen heilig und göttlich erscheint, das ist dem Andern fluchwürdige Ketzerei, was der Eine als höchste staatsbürgerliche Tugend verehrt, verfolgt der Andre als todeswürdiges Verbrechen! Gesetzlich und ungesetzlich, recht und unrecht, gut und böse, schön und häßlich sind relative, schwankende Begriffe; Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Mächtig und Schwach befehden sich offen und insgeheim auf Leben und Tod, und kaum dürften in irgend einem unsrer heutigen Staaten zwei Menschen sich vorfinden, die auch nur in den wichtigsten Fragen des Lebens vollkommen übereinstimmen in ihrem Denken, Fühlen und Handeln. Und das Alles kann doch nicht etwa zugleich richtig und wahr, sittlich und gut sein! Rechnen wir noch dazu den schonungslosesten Krieg Aller gegen Alle, hervorgerufen durch die stetig gesteigerten Bedürfnisse einer mit Riesenschritten sich erhebenden Kultur; rechnen wir dazu die alles verwüstige Maß und Ziel weit überwuchernde Genußsucht mit ihrem Gefolge von Lastern und Verbrechen aller Arten und Grade, die schon der alte Gott der Juden in seinem gerechten Zorne heimzusuchen drohte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied und die in der That noch heute das physische und moralische Wohl ganzer Nationen untergraben und verpesten. Wahrlich man könnte fast verzweifeln an der Möglichkeit, daß der Menschengeist aus diesem chaotischen Labyrinthe von Irrthum und Elend je einen sichern Ausweg finden werde!

Mit myriadenfachen Polypenarmen umklammert der Wahn die Völker des Erdballs von den dunkelsten Uranfängen derselben bis zu den hellern Tagen der Gegenwart, und so unendlich mannigfaltig auch die näheren und nächsten Ursachen des Irrthums sein mögen, so entspringen denn doch seine letzten Quellen noch heute wie vor hunderttausend Jahren aus der Unkenntniß der Natur und aus dem vorherrschenden, überwuchernden Phantasieleben des Kindes über den leider noch immer unausgebildeten und fast alles realen Wissens baren Verstand der großen Massen der Menschheit. —

Digitized by Google

Ich zweifle nicht, daß es gar Manchen geben mag, der die obigen Resultate meiner Lebensanschauung für Uebertreibung und mich selber für einen Pessimisten halten wird. Solchen harmlosen Leuten will ich einfach den Rath ertheilen: lesse die Geschichte der Kriege, der Revolutionen und der Kirchen eurer Kulturstaaten seit dem Jahre 1848 bis zum Jahre 1869; lesse die skandalöse Chronik eurer Klöster und Fürstenhöfe, die sich leichtlich fortspinnen ließe durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch bis zum letzten eurer Proletarier. Tretet ein in die Bordelle, Findel-, Krankens, Siechen- und Zuchthäuser eurer vielgepriesenen Kulturstaaten, und fraget eure Aerzte und Richter um die Ergebnisse ihrer Erfahrungen, und nennt ihr mich dann noch einen Schwarzseher, nun so werde ich meinerseits erklären, daß ihr Traumwandler seid, die mit geschlossenen Augen durchs Leben gehn ohne Empfindung für Licht und Schatten; ich werde euch für Gewohnheitsgeschöpfe ansehn, die gleich einem gutdressirten russischen Unterthan die maßlosesten Prügel und Knutenhiebe mit stummer Resignation hinnehmen und gar nichts Anstößiges darin finden, sintemalen Gott der Herr in seinem unerforschlichen Rathschlusse und irgend ein mächtiger Czar in seiner landesväterlichen Huld und Fürsorge die Welt grade so und nicht anders eingerichtet haben. —

O blick zurück, seit ältergrauen Jahren
Durchtobt die Welt ein ungeheurer Schmerz,
Beim tiefen Leid, das Volk um Volk erfahren,
Erstarrt zu Eis ein jeglich fühlend Herz!
Besinnt euch, getränkt mit Strömen Blutes
Kirbt Blatt an Blatt in der Geschichte Buch,
Und trug die Erde jemals etwas Gutes,
Der Menschheit ward's zum Martyrthum, zum Fluch.

Aberglaube in Mecklenburg.

Von **L. Reinhard.**

Man würde ein großes Unrecht begehen, wenn man das Mittelalter, und nur das Mittelalter, für all das wüste Zeug, das heute noch in den Köpfen des deutschen Volkes spukt, verantwortlich machen wollte. Wie könnte sonst im Schooße der amerikanischen Union, die so glücklich ist, in dem Gange ihrer Entwicklung durch keine mittelalterlichen Reste gehemmt zu werden, jener vielgestaltige Bildsinn, den wir mit dem Gesammtnamen Aberglauben bezeichnen, eine so zahlreiche Jüngerschaft zählen? Vielmehr ist zu allen Zeiten der Denkfaulheit der Boden gewesen, auf welchem der Unsinn wuchs und wuchert, jene Denkfaulheit, welche die Hinterlassenschaft vergangener Zeiten ohne weiteres Prüfen antritt, um alles Ueberkommene in unverschertem Zustande den Nachkommen zu überliefern.

Ist auch der Aberglaube aus den Gerichtssälen längst verdrängt, wo er Jahrhunderte lang zur unaussöschlichen Schande des deutschen Namens Todesurtheile über Todesurtheile fällte, so übt er doch in niederen wie in höheren und höchsten Regionen der Gesellschaft noch hinlängliche Gewalt. Ein Balthasar Bekker, der im 17. Jahrhundert den herrschenden Glauben an böse Geister, Zauberer und Hexen so unerschrocken bekämpfte — für welches den gläubigen Zeitgenossen gegebene Aergerniß der muthige Mann von hoher geistlicher Obrigkeit seines Predigtamtes entsetzt wurde — Bekker und sein deutscher Kampfgenosse Christian Thomasius fänden auch in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts noch vollauf zu thun.

Professor Wuttke hat in einer eigenen Schrift „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte, wenigstens zur Schattenseite derselben, geliefert. Ein besonderes Verdienst der Schrift besteht darin, daß bei den einzelnen, heute noch Cours habenden abergläubischen Ansichten die Fundorte angegeben sind. Obgleich, wie auch der Verfasser zugesteht, das betreffende Material bei weitem nicht erschöpft ist, so flaunt man doch über den massenhaften Wust, der noch heutigen Tages das Leben eines so begabten und gelehrigen Volkes, wie das deutsche ist, verunziert.

Professor Wuttke (der Herr ist Theolog) will den Aberglauben auf homöopathischem Wege durch den Glauben geheilt wissen; das heißt das hitzige Fieber mit Opium kuriren wollen. Ein besserer Erfolg dürfte jedenfalls von einer möglichst weit verbreiteten Kenntniß der Naturgesetze zu erwarten sein. Nachahmung verdient auch der höchst ehrenwerthe Verein französischer Männer, die es sich zur unverbrüchlichen Aufgabe gestellt haben, in allen vorkommenden Fällen das grade Gegentheil von dem zu unterlassen oder zu thun, was der französische Volksaberglaube entweder vorschreibt oder verbietet.

Zur Sache denn! Bei den folgenden Proben wird in der Wuttke'schen Schrift das Land Mecklenburg als Heimath des Aberglaubens, wenn auch nicht als alleinige, bezeichnet.

Am Sylvesterabend werfen die Mädchen, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, einen Pantoffel rückwärts über den Kopf. Weist die Pantoffelspitze nach der Thür, so verläßt das Mädchen in dem kommenden Jahre das Haus; wo nicht, nicht. Am genannten Abend stellen die Mädchen drei Teller hin, mit Sand, mit Wasser und mit Kohl, greifen dann mit geschlossenen oder verbundenen Augen darnach. Je nachdem sie nun entweder den Kohl oder das Wasser oder den Sand treffen, werden sie im kommenden Jahre entweder Braut, oder kommen sie zu Fall, oder müssen sie sterben. Wer am Sylvesterabend, während die Glocken das Fest einläuten, unbemerkt sich in ein Haus einschleicht, das im verflossenen Jahre keinen Todten hatte, und ein Stück Brennholz stiehlt, ohne dabei ertappt zu werden, der kann das ganze folgende Jahr Holz im Walde stehlen, ohne ertappt zu werden. Bäume, welche nicht tragen, werden in der Sylvesternacht mit Gott beschenkt, das man ihnen unter die Rinde steckt. Wenn ein Familienmitglied in der Neujahrsnacht ein weißes Laken über den Kopf zieht, rücklings aus dem Hause geht und dann auf der Dachfirste des Hauses einen Sarg oder eine Wiege erblickt, so stirbt entweder Jemand, oder es wird ein Kind geboren.

Die 12 Tage nach Neujahr sind Schicksalstage. Jeder Tag ist an sich schon die Vorbedeutung für Wetter und Schicksal eines Monats des folgenden Jahres. Wenn während dieser 12 Tage ein Kleidungsstück gewaschen wird, so stirbt 12 Jahre nach einander jährlich ein Mensch aus dem Hause.

Das zur Osterzeit vor Sonnenaufgang, stillschweigend versteht sich, aus Flüssen oder Bächen geschöpfte Wasser macht schön, schützt vor Bezauberung, heilt allerlei Krankheiten, besonders der Augen, verscheucht Ungeziefer rc.

Wenn es am 1. Mai regnet, giebt es ein unfruchtbares Jahr. In der Walpurgisnacht darf kein Geräthe am Backofen liegen, sonst reiten die Hexen darauf nach dem Blocksberg.

Am Johannistage darf von Sonnenuntergang an keine Wäsche im Freien getrocknet werden, weil der, welcher solche Wäsche dann auf dem Leibe trägt, den Krebsschaden bekommt; den Tag über darf keine Gartenarbeit verrichtet und kein Gewächs berührt werden, weil der Krebs regiert und die berührten Gewächse verkümmern.

Weder am Montag, noch am Sonnabend darf gefäet oder gepflanzt werden. Am Sonnabend beginne man keine neue Arbeit, trete keinen Dienst an, kaufe keine neuen Kleider. Am Freitag schneide man sich die Nägel, so hat man Glück und bewahrt sich vor Zahnweh.

Vierblättertiges Klee finden bedeutet Glück. Dasselbe gilt von einem Hufeisen. Ein altes Weib bringt beim Begegnen des Morgens Unglück, ein junges Mädchen oder ein junger Mann bringt Glück. Wenn der Ausgehende wieder zurückgerufen wird oder etwas vergessen hat, so hat er Unglück.

Wenn ein Mädchen im Frühling zum ersten Male den Storch sieht, und zwar liegend, so wird sie fleißig, wenn klappernd, so zerbricht sie viel irden Geräth, wenn stehend, so wird sie faul.

Erbschlüssel werden besonders zum Entdecken von Dieben gebraucht. Legt man einen Erbschlüssel auf ein Erdbuch, so fällt er bei Nennung des Diebes herab. Mit einem Erbsäbel kann man Hexen und den Teufel selbst verwunden.

Während Jemand mit Vieh zu Markte ist, darf nicht im Hause gefegt werden, sonst fegt man die Käufer hinweg. Die erste Butter von einer Kuh darf nicht verkauft oder weggegeben werden, sonst giebt man den Nutzen der Kuh fort. Lein muß am hundertsten Tage des Jahres gesäet werden; man kratt beim Säen eine Harke senkrecht in die Erde, dann wird der Flachs so hoch wie die Harke. Kartoffeln dürfen nicht an einem Tage, welcher im Kalender mit dem Zeichen des Steinbocks bezeichnet ist, gelegt werden, sonst werden sie hart; wenn sie dagegen bei weichem Winde gepflanzt werden, bersten sie gut. Kürbisse müssen am Abend vor Himmelfahrt, wenn das Fest mit der großen Glocke eingeläutet wird, gepflanzt werden; dann werden sie groß.

Während der Schwangerschaft darf die Frau keine Speise aus der Kelle kosten, sonst schreit ihr Kind nachher viel. Hat sie das

Digitized by Google

Versehen aber doch begangen, so muß der kleine Schreihals so lange im Kleiderschrank verschlossen gehalten werden, bis die Mutter neuerlei Arbeit verrichtet hat. Wenn eine Schwangere zusammengewachsenes Obst ißt, gebiert sie Zwillinge. Die Wöchnerin darf vor ihrem Kirchgang nicht unter ein fremdes Dach gehen, sonst muß ihr Kind später aus dem Fenser laufen, d. h. es wird abbrennen. Sonntagskinder dürfen nicht am Donnerstag getauft werden, weil sie sonst Geister sehen. Ein Hund oder eine Katze dürfen nicht mit einem Kinde zugleich aufgezogen werden, damit das Kind nicht stehlen lerne. Im ersten Jahre darf ein Kind nicht beregnen, sonst bekommt es Sommersprossen.

Auf eine Leiche darf man keine Thräne fallen lassen, sonst stirbt der Weinende bald nach. Bei Anfertigung des Todtengewandes darf man keine Thräne auf dasselbe fallen lassen, weil der Todte sonst keine Ruhe im Grabe hat. Der Kamm, mit welchem die Leiche gekämmt, das Tuch, mit welchem sie abgewischt worden, das Rasirmesser u. dgl. muß mit ihr in den Sarg gelegt werden; sonst beunruhigt der Todte die Zurückgebliebenen. Bei der Beerdigung müssen sie Stühle oder Bänke, auf denen der Sarg gestanden, umgekehrt, und die Hausthür sofort hinter dem Sarge verschlossen werden, damit der Verstorbene nicht wieder erscheine, oder damit nicht Jemand aus dem Hause ihm nachfolge. Wer in dem Leichengefolge seicht geschmierte Stiefeln trägt, stirbt zuerst von den Begleitern. An den Blumen auf den Gräbern darf man nicht riechen, sonst bekommt man Kopfschmerzen. Irrlichter sind die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder. Sie verschwinden, wenn man ihnen ein Messer oder einen Schlüssel hinwirft. Wenn die Leiche freundlich ausſieht, so stirbt bald ein Angehöriger. Wenn dem Leichenzuge, der über Feld geht, zuerst ein Mann begegnet, so ist die nächste Leiche ein Mann u. s. w. Wenn der Todtengräber beim Zuwerfen zuerst eine Schaufel ergreift, so stirbt zunächst ein Mann, wenn aber einen Spaten, so stirbt eine weibliche Person.

Doch genug und übergenug der Proben, die der Wuttke'schen Sammlung entlehnt sind. Jenes Gebiet, auf welchem der Aberglaube als Heilkünstler fungirt, ist absichtlich gemieden worden. Mit den Formeln, durch welche Gicht, Fieber und sonstige schwere Noth gehoben wird — Alles im Namen der heil. Dreifaltigkeit — ließen sich ganze Spalten anfüllen.

Solange unsere Elementarschulen gezwungen sind, auf den naturwüchsigen Stamm des sinnlichen Bewußtseins heilige Wundergeschichten und Märchen zu pfropfen, so lange wird es auf diesem dunklen Gebiete unsers Volkslebens auch dunkel und allem gesunden Denken die Bahn versperrt bleiben. Denn der mit dem Menschen aufgewachsene Aberglaube behauptet sich hinter fester Schanze und schmettert alle Lust und alles gesunden Menschenverstand nieder mit der kathungsvollen Gegenrede: In der Natur ist noch gar Vieles verborgen; beweise mir das Gegentheil.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 4.)

Hunt hatte unterdessen zwei Kerzen auf kupferne Leuchter gesteckt, sie in Brand gesetzt und begann nun in den Raum zu steigen — Berwick, Charnock und Barclay folgten — dann schloß Hunt das Gelaß. Alle stiegen die Treppe hinauf und gelangten in ein viereckiges, ziemlich geräumiges Gemach. Dasselbe war mit verschossenen Ledertapeten behängt und enthielt eine große Bettlade, deren Vorhänge ehemals die Pfosten einer prinzlichen Lagerstätte verhüllt haben mochten, denn Berwicks Kennerauge entdeckte sofort, daß es treffliche Gobelinarbeit war. Auf diesen Vorhängen waren Episoden aus dem Leben Belsazars dargestellt.

„Ein seltsamer Einzug," murmelte der Herzog.

In der Ecke des Zimmers stand eine schöne Uhr auf einem Postamente von Ebenholz, in der andern Ecke war ein sauber gearbeitetes Kruzifix mit darunter befindlichem Weihbecken angebracht. Zwei köstlich ausgelegte Laden oder Kommoden nebst reich geschnitzten Stühlen vollendeten das Möblement des Zimmers, dessen kleine Fenster dicke Vorhänge schlossen.

„Hier nebenan ist ein kleines Gemach für Seine Lordschaft," sagte Hunt, eine schmale Thür öffnend, zu Barclay.

Das anstoßende Gemach war ebenfalls wohnlich eingerichtet. Es enthielt ein Bett und große Lehnstühle. Hunt setzte die Leuchter auf den Tisch.

„Gute Nacht, gnädiger Herr!"

„Gute Nacht, ehrlicher Hunt!" rief Berwick.

Der Schmuggler verließ das Zimmer.

„Ein seltsamer Kauz, Euer Vertrauter! — Wo zum Henker kommen all' die schönen Sachen her?" fragte Berwick, sich nochmals im Zimmer umschauend.

„Eure Hoheit wissen ja, daß Hunt Schmuggler ist," entgegnete Charnock. „Da bringt er eben eine Menge verschiedener Dinge zusammen."

Berwick war unterdessen zur Thür gegangen und hatte sie verriegelt.

„Sir Robert Charnock," sagte er zurückkommend, „wir sind jetzt nur zu Dreien. Barclay ist ein Mann, der an Stelle König Jakobs steht — also ohne weitere Umschweife: Hofft Ihr bestimmt auf das Gelingen des Unternehmens gegen König Wilhelm? Sind die Lords und ihre Untergebenen, sind überhaupt genug Leute gewonnen?"

„Ich bin seit davon überzeugt, Hoheit."

„Hm — ich denke, Ihr meint es ehrlich, und besser wäre es, Ihr schenket mir klaren Wein ein, ehe ich entmuthigende Erfahrungen mache."

„Sie werden die Stimmung bereits übermorgen selbst sondiren können."

„Und weßhalb muß ich morgen noch warten? Ihr hättet schon morgen die Verbündeten berufen können. Ihr wißt, ich habe Eile."

„Hoheit, das geht nicht an," sagte Charnock. „Wir können nicht früher zusammenkommen, denn das wäre gefährlich — weil König Wilhelm und sein ganzer Hofstaat dicht in unserer Nähe sind."

Berwick fuhr erschreckt empor.

„Was sagt Ihr? Der König ist hier, hier in der Nähe? Rede — was soll das bedeuten?"

„Nicht in der Nähe, sage ich noch einmal. Sie wissen ja — das erbeutet aus Ihren und der königlichen Partei in St. Germain Briefen — daß König Wilhelm eine Rundreise durch England angetreten hat."

„Richtig — richtig! Und nun?"

„Der König ist seit fünf Tagen in Kent. Vorgestern war er in Addington, wo ihn der Adel, die Bürger und Landleute festlich empfingen und bewirtheten. Gestern ist er nach Brookland gezogen. Heute trat er zu Old Romney ein, wo, wie Sie wissen, Lord Sidney, der seit zwei Jahren durch König Wilhelm zum Lord von Romney ernannt wurde, ein großes Schloß besitzt." Er öffnete schnell den Vorhang des Fensters. „Die Dunkelheit ist ein wenig geschwunden," sagte er hinausdeutend. „Sie können dort jenen schwarzen Strich sehen, der sich gegen den Horizont absetzt, das sind die Forsten Lord Sidney's, welche sich mit den großen Strecken verbinden, die man den Wald von Kent nennt. Hinter jenem Forste liegt das Schloß — dort weilt jetzt König Wilhelm, um morgen eine große Jagd zu halten, die Lord Sidney ihm zu Ehren veranstaltet, und an welcher der ganze oranisch gesinnte Adel Theil nimmt. Diese Ebenen ringsumher bis nach New Romney hinunter, bis Old Romney hinauf, bis nach Sussex hinein gehören zu dem Jagdgebiete Lord Sidney's. Es wäre also unvorsichtig gewesen, hätte ich unsere Verbündeten auf morgen berufen wollen. Die zahlreiche Jagdgesellschaft kann dicht hier umherstreifen — leicht schöpfte man Verdacht. Uebermorgen Abend jedoch ist der König schon weiter; sein Reiseprogramm lautet: Uebermorgen Abend Nachtquartier in Winchelsea im Hause des Earl of Finch."

Berwick war unruhig im Zimmer auf- und niedergegangen.

„Ich dachte, der König würde erst später nach Kent reisen," sagte er.

„Eure Hoheit sind schon auf See gewesen, als die Nachricht von dem Eintreffen König Wilhelms hierher gelangte; ich konnte keine Depesche an Eure Hoheit senden, daher mein Erstaunen, als ich Sie vorhin erblickte."

„Wahr — wahr! Indessen, wenn wir hier sicher sind, so thut es Nichts. Wir warten einen Tag."

„Wie ich es vorbereitet habe, Hoheit. Uebermorgen können

Digitized by Google

wir ohne Unruhe beraiben, der König und sein Hof sind dann weit genug entfernt — die Bevölkerung wieder in ihre Wohnorte zurückgekehrt."

„So nahe — so nahe!" murmelte Berwick, mit selfsamen Blicken durch das Fenster schauend. Er sah dann die beiden Verbündeten einige Minuten an und fuhr mit tiefer Stimme fort: „Lord Barclay — Sir Charnock! Die Verbündeten wollen einen Tag zur Schilderhebung bestimmt haben — sagtet Ihr nicht so, Charnock?"

„Gewiß, Hoheit. Man will die Beweise der Ergebenheit so bald als möglich darbringen."

„Charnock," sagte Berwick, „Lord Barclay hat weitreichende Befehle von König Jakob mitgebracht. Unser Unternehmen zerfällt in zwei Theile. Die Anhänger König Jakobs aufzurufen, die oranische Partei niederzuwerfen und den Thron für die Stuarts wieder aufzurichten — das ist der eine Theil des Unternehmens. Der andere ist ein nicht minder gefährlicher." Er zog beide Männer dicht an sich heran. „Ihr wollt, Sir Charnock, einen Moment für die Schilderhebung bestimmt haben? Nun denn, das Volk und der Adel Englands, welche für Jakob sind, müssen sich an dem Tage erheben — wo König Wilhelm der Usurpator gefallen ist, das heißt: ein kühner Handstreich muß ihn lebend oder todt in die Hände der Jakobiten liefern — das ist der zweite Theil unseres Unternehmens."

Barclay blieb nach dieser Eröffnung ziemlich ruhig — Charnock dagegen runzelte die Stirn.

„Ich dachte mir, daß es darauf hinauslaufen würde," sagte er. „Aber, Hoheit, ich bin vorbereitet."

Die Herren blickten ihn erstaunt an.

„Sehen Sie mich nicht fragend an," sagte Charnock. „Ich wußte, daß es ohne einen kühnen Streich nicht gelingen werde. So lange König Wilhelm unter dem Volke weilt, ist der Ausgang der Verschwörung, die Erhebung — zweifelhaft im Erfolge — wenn er verschwunden ist, wenn Alles kopflos und ohne Rath durch einander läuft, wenn sein Oberbefehl im Staate zu finden ist — dann muß eine Erhebung gelingen, die wohl vorbereitet ist und an deren Spitze mächtige Lords stehen. — Der König muß also fallen — todt oder lebendig — er muß in unseren Händen sein!"

Berwicks schöne Augen leuchteten in unheimlichem Feuer.

„Ihr seid ein trefflicher Verbündeter!" sagte er. „Und Ihr habt wirklich daran gedacht?"

„Ja, Hoheit — ich habe sogar meinen Mann gefunden."

„Wie?"

„Es sind Mehrere, die sich bereit erklärten, aber Zwei von ihnen werden die Führer sein. Edward King und vor Allen George Porter."

„Wer ist das?"

„Ein kühner Mann, eifriger Jakobit und ehemals Soldat. Er ist noch jung und verwegen genug, die gefährlichsten Streiche zu unternehmen. Von großer Verehrtheit begünstigt, durch eine elegante Persönlichkeit ausgezeichnet, wird es ihm leicht, überall einzudringen. Er hat Bekanntschaften ringsum in England. Er ist ein willkommener Gast bei den Squires und kann sie unterhalten durch tausend Erzählungen, während er wieder bei der Bowle und beim Zechgelagen ein willkommener Genosse ist. Er hat in London unter den hohen und niedern Leuten seine Freunde. George Porter ist ebenfalls in der Nähe. Er weilt in diesem Augenblicke auf Knatbournhouse, einer Besitzung, welche einem katholischen Edelmanne, Sir John Pendergraß, gehört. Sie liegt in Sussex zwischen Guddesford und Oge. Hoheit können ihn sprechen. George Porter hat Pendergraß bereits für uns gewonnen; er ist — wie man sagt — zum Schwiegersohn des Pendergraß bestimmt, der durch seinen Muth und sein Ansehen wichtig für uns werden muß. Porter ist einer der eifrigsten Jakobiten. Er hat sogar das gefährliche Amt übernommen, die Verbündeten zu den Versammlungen einzuladen. Ich sende ihm stets die Liste, wenn eine Berathung hier in Hunts Hause stattfinden soll."

Berwick sah dem Sir mit wohlgefälligem Lächeln. in das Antlitz.

„Ihr habt Euch König Jakobs Dank verdient, Robert," sagte er. „Es ist mehr geschehen, als ich vermuthete. Aber seid nicht allzu kühn. Dieses Umhersenden der Liste zum Beispiel ist gefährlich. Die Mayors vieler kleinen Städte sind für König Wilhelm. Es könnte leicht geschehen, daß die an Porter gesandte Liste in feindliche Hände fiele."

„Einmal ist die Gegend hier öde und menschenleer — man kann leicht von Ort zu Ort kommen, ohne bemerkt zu werden. Dann aber ist Porter sehr vorsichtig. Er läßt stets an Hunt eine Nachricht kommen, wo er zu finden ist. Ich sende meine Befehle an den Schmuggler und wenn es einer Zusammenkunft bedarf — so schickt Hunt die Liste an Porter durch den unverdächtigsten Boten von der Welt, durch seine Tochter. Durch jene Bessie, von der Sie heute sprechen hörten. Hunt und seine Tochter wissen allein, wo Porter zu finden ist — auch werden die Verbündeten immer möglichst kurze Zeit vorher berufen. Einen Theil tuten Parkyns und ich — den andern Porter — den letzten dessen Diener Tom Key's. — Sie sehen, wir haben für Alles gesorgt."

Berwick legte seine Hand auf Charnocks Schulter.

„Das Königs Sache ist in den besten Händen!" rief er fröhlich aus. „Aber dieser Oranier — so nahe mir — so nahe dem Heerd der Verschwörung — ihn — ihn — wenn es gelänge, ihn recht schnell zu beseitigen. Wenn man zum Beispiel morgen auf der Jagd — —"

„Um Gottes willen, Hoheit!" rief Barclay. „Sie werden doch nicht wahnsinnig genug handeln und den König auf der Jagd inmitten seines Gefolges — —"

„Ho — ho!" rief Berwick. „Ich bin fähig dazu! In mir rollt das Blut des Vaters und das Blut der Churchills — dieses Geblüt ist heiß, aber auch tapfer. Wenn ich dem Usurpator in den Weg treten, wenn ich ihm eine Pistole auf die Brust halten könnte, wenn ich einen Zweikampf wagen dürfte — —"

„Sie müssen sich zu Bett begeben, Hoheit," mahnte Barclay, „denn Sie fiebern. Alle Weiter — sind Sie ein Verschwörer für die gute Sache? So Etwas muß vorsichtig gemacht werden. Nicht wahr, den Oranier über den Haufen schießen, jetzt, wo nichts vorbereitet ist — wo Niemand weiß, was geschehen soll — oh, es ist halb kindisch!"

Berwick lachte.

„Sei ruhig, George," sagte er. „Ich werde meine Kampfbegier zügeln. Morgen also halten wir Ruhetag. Zu Bette denn. Mein Toby wird unsere Mantelsäcke im Boote bereit halten. Morgen werden sie gebraucht. Du mußt in der Frühe sogleich eine Depesche nach St. Germain schreiben von unserer glücklichen Ankunft. Das zweite Boot, welches morgen hier anlangt, bringt sie nach Frankreich. Uebermorgen Abend werden wir mehr erfahren. Gute Nacht, Charnock — Dank für Eure Dienste!"

In diesem Augenblicke röthete sich dicht über dem Walde, hinter welchem Sidney's Schloß lag, der Himmel einige Minuten lang, um dann wieder seine nächtliche dunkle Farbe anzunehmen.

„Was war das?" sagte Berwick.

„Es ist wahrscheinlich das Aufflammen eines Feuerwerks, welches Sidney zu Ehren seines Gastes, König Wilhelms, abbrennen läßt — ja, sehen Sie nur, dort steigen Raketen in die Luft."

Einige Raketen fuhren in den dunkeln Nachthimmel und platzten hoch oben, funkelnde Sterne rings um sich herstreuend.

„Es ist viel Lustigkeit dort mit jenem Könige," sagte Berwick, drohend die Hand erhebend. „Aber vielleicht wird dieser Mann so schnell in die Nacht hinein schwinden, wie jene Raketen, die man ihm zu Ehren steigen läßt."

Er begann, sich zu entkleiden. Charnock empfahl sich.

„George," sagte Berwick, als Beide allein waren, „es scheint Alles gut zu gehen. Wenn die Verschworenen richtig eintreffen, dann werden sie sich wundern über die Nähe der Entscheidung. Wenn sie sehen, daß der große Streich so gut vorbereitet ist, dann werden sie Muth fassen für den kleinen. Pah — was ist das Leben des Oraniers? Es ist eben so schnell ausgeblasen, als das eines Hasen."

„Hoffen wir, Hoheit. Es sind zwar schon genug Pläne in Nichts zerronnen," warf Barclay ein. „Aber dieses Mal scheint Alles trefflich zu gehen. Ich wollte, ich wäre erst in London, um meine Arbeit vollenden zu können."

„Du wirst es durchführen, George. Oh — warum haben wir nicht schon früher Alles geordnet! Wäre es geschehen — ich würde morgen den König auf der Jagd überfallen."

Berwick wendete sich zum Schlafen.

2.

Der König und sein Gardist.

Old Romney war damals, was es heute noch ist: ein kleiner, unbedeutender Ort. Zwar gehörte er noch dem Namen nach zu den Cinque Ports von England, aber seine Bedeutung war längst entschwunden, seitdem im dreißigsten Jahrhundert die See durch erschrecklichen Einbruch in das Land den Lauf des Rotherflusses, der

Digitized by Google

Panorama von Völkertypen.
Original-Holzzeichnung von **Heinrich Werte.**

Digitized by Google

ehemals den Hafen von Romney bildete, verändert und sich selbst nach diesem furchtbaren Angriffe so weit zurückgezogen hatte, daß Romney mit seinem Lande umgeben blieb. Der kleine Ort hatte, und hat noch jetzt nur eine Straße, welche aus schlechten Häusern bestand. Hie und da ragte wohl ein besseres Gebäude hervor und aus der schlichten Umgebung streckte die schöne alte Clemenskirche ihren Thurm in die Wolken.

Romney hat im September des Jahres 1696, wo unsere Erzählung beginnt, einen sehr freundlichen Anblick dar. Ueberall waren Blumengewinden an den Häusern zu sehen oder sie spannten sich selbst quer über die Straße hin. An dem Pfarrhause, welches der Straße gegenüber lag, war eine Triumphpforte aus Laub errichtet und aus den Fenstern der Häuser, aus den schief überhängenden Giebeln, selbst vom Kirchthurme herab flatterten Fahnen mit den englischen und oranischen Farben. Oben an der Triumphpforte war eine Inschrift: „Willkommen König Wilhelm!“ zu lesen, welche der Schutzmeister verfertigt hatte, und auf deren Schönheit er sich nicht wenig zu gute that. Durch die Straße wogten Menschen jeden Alters und Geschlechts. Die geputzten Landschönheiten von Kent, Sussex und auch viele Städterinnen waren hier zu sehen. Zwischen den rosenwangigen Landmädchen sah man den Gutsbesitzer auf seinem schwerfälligen Pferde, die dicken Lederkamaschen an den Beinen und hinter ihm saß, mit einem langen Schleppkleide angethan, seine frisch ausstaffirte Gattin auf dem Rücken des starken Gauls. Da waren die Mynalds, die Rubyds, die Knocks, die Powels und Whites, da standen unter dem Triumphbogen die Jungen der Stadtschule von New Romney mit denen von Old Romney vereint, um den König, der von Lord Sidney's Schloß in die Stadt kam, festlich zu empfangen. Ueberall waren Körbe mit Blumen in Bereitschaft, denn man hatte Seine Majestät nur flüchtig am vergangenen Abende gesehen, wo er, von Brooklandt kommend, nach Sidney's Schloß fuhr; heute aber war große Jagd angesagt, von allen Seiten zogen bereits die Knechte und Piköre der Herren vom Adel mit den Hunden herbei, die Hörner tönten lustig zwischen dem Gebell der Meute und die schönste Sonne leuchtete nach der Sturmnacht auf die weite Gegend des Romney Moors nieder.

Das Pfarrhaus, als das erste Gebäude der Stadt, sollte die Ehre genießen, den großen König Wilhelm auf einige Zeit zu beherbergen; deshalb schaarte sich auch alle Welt rings vor dem Hause zusammen. Man hatte schon lang genug gewartet, der König kam noch immer nicht. Einige Leute wurden ungeduldig, sie begannen laut zu rufen, was gewissen Personen viel Spaß zu machen schien — diese Personen waren ziemlich fein gekleidet, man sah ihnen die Weltbekanntschaft an, aber sie schlichen mit finsteren Gesichtern durch die fröhliche Menge.

„Es sind Jakobiten!“ flüsterte dann wohl Einer dem Andern zu, auf die Leute deutend. — „Es sind Feinde König Wilhelms!“ sagten Andere lauter. — „Es sind Papisten!“ riefen laut ein paar händelsüchtige Burschen.

Die also Benannten drückten sich ohne Weiteres zwischen den Haufen durch und verschwanden bald, um an besserer Stelle zu lauschen.

„Zeit kommen sie — harrah!“ schrieen die Fröhlichen. Die Trommeln und Geigen, die Klarinetten und Pfeifen der Stadtmusik fielen ein. — „Hurrah für König Wilhelm!“ schrie die Menge.

Am Rande der Landstraße, welche sich im Walde verlor, zeigte sich ein Trupp Reiter. Es waren vierundzwanzig hochgewachsene, schöne Leute auf stattlichen Pferden. Diese Leute trugen hüftlederne Koller, deren Nähte überall mit kupfernen Nägeln beschlagen waren, eiserne Sturmhauben bedeckten ihre Häupter, hohe Lederstiefeln mit weiten Kniestulpen die kraftvollen Beine, hellglänzende Küraße die breiten Brüste. In den Händen hielten sie mächtige Pallasche, vergoldete Sporen klirrten an den Fersen. Es waren vierundzwanzig Mann von der Leibwache König Wilhelms, die ihm auf Reisen begleitete. Dann folgten zwei Stallmeister mit zehn Reitknechten, dann zwei Adjutanten, hinter diesen kam eine offene Kalesche, in welcher König Wilhelm mit Lord Sidney saß. Beide trugen Jagdkleidung. Der König war mit einem kurzen grauen Wamms bekleidet, das ein breiter Riemen um den Leib festhielt. Die kurzen, aber weiten Beinkleider steckten in ledernen Reitkamaschen, den hoch starke Schnallen zusammengehalten wurden. Auf dem Haupte trug er einen schwarzen Filzhut. Sein Gesicht hatte in der That nichts Einnehmendes, obwohl es ihm nicht an Majestät gebrach. Die bleiche Farbe verlieh ihm eine gewisse Kälte, die Hakennase dagegen etwas Unheimliches. Uebrigens war das Gesicht wohlgeformt und das dunkelbraune Haar setzte sich gut gegen die weiße Farbe ab, nur lagerte auf dem Antlitze ein unverscheuchbarer Ernst, fast ein Trübsinn, der seinen Ausdruck durch die beiden tiefen Furchen fand, welche des Königs Mund umzogen. Wilhelm hatte viel erlebt, viel gearbeitet, viel erfahren, gesorgt und gedultet. Er hatte zwei Jahre vor dieser Reise seine innig geliebte Gattin durch den Tod verloren. Die Gestalt des Königs war nicht allzu kräftig, auch beengte seinen Körper zuweilen ein trockener Husten, den man als eine Folge der Kinderpocken bezeichnete, welche auch einige Spuren auf des Königs Antlitz hinterlassen hatten. Wahrhaft schön aber mußte man seine Augen nennen. Sie leuchteten aus dem ernsten Gesichte wie ein Blitz durch den finstern Himmel zuckt. Es war eine Freude, diese sprechenden, klugen, sinnvollblickenden und doch wieder so sanften Augen zu betrachten. Wenn der König eine wichtige Angelegenheit erfuhr, wenn ein Gedanke von weittragender Wirkung durch seinen Kopf ging, dann wurden sie größer und größer, über das ernste Gesicht schienen sie ihr Feuer auszuströmen, der ganze Mann schien zu wachsen, und man konnte in den Sternen seiner Augen deutlich das Heranmahen eines großen Ereignisses geschrieben sehen.

So erschien der Mann, den die englische Nation auf den Thron berufen hatte, welchen das erbärmliche Geschlecht der Stuarts räumen mußte, der Mann, der Angesichts eines feindlichen Heeres, inmitten der Aufregung, welche seine Gegner unterhielten, die Heimath Holland, verließ, um mit seinem Heere an Englands Küste zu landen; der berufen war, jene neue und erste Staatseinrichtung zu schaffen, zu schirmen, welche noch heute mit Bewunderung betrachtet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Panorama von Völkertypen.

Original-Holzzeichnung Seite 25 von **Heinrich Merte.**

Aus den zwölfhundert Millionen Menschenkindern, welche die Erde bewohnen, hat unser Zeichner eine Gesellschaft von Vertretern herbeschworen, bunter als der bunteste Maskenball, welche in Körper-Bildung, Sitte, Tracht die Unterschiede aller Zonen durchlaufend, kaum irgendwo im Leben sich zusammenfinden dürften. Und doch siehe sich denken, ohne dem Infall viel einzuräumen, daß z. B. ein Photograph in San Francisco, dieser Weltvölkerbrücke, eine solche Tafel nach der Natur aufzunehmen Gelegenheit fände.

In der Mitte des Bildes haben sich Europäer versammelt, zu unserer Linken Asiaten, zur Rechten Afrikaner, während unten Amerika, oben Oceanien ihr Contingent stellten. Zwischen dem tätowirten Neucaledonier, der sich mit Menschenfleisch füttert, und dem weißstirnigen Alteuropäer, unter dessen Schottenkappe ein Problem der Logik brütet; zwischen dem stumpfen Pescherä und dem spanischen Republikaner, der von einer Corteserde Castelar's glüht — welcher Abstand in Gestalt, Bewußtsein, Sprache! Aber die Cultur duldet keine Klüfte, sie heißt sie überbrücken, und ganze Geschlechter und Nassen die sich widersetzen, stößt sie ohne Erbarmen hinab. Unaufhaltsam, unerbittlich verfolgt sie ihren Gang, und jeder der arbeitet, was er auch arbeite, thut es bewußt oder unbewußt in ihrem Dienst, und wohl ihm, wenn er es willig thut und nicht mit dem Rücken gegen das Ziel. Wie viele Jahrtausende aber vergehen müssen, bis die feindlichsten Unterschiede an den Schädeln und in den Schädeln der Aufrechtgehenden ausgeglichen sind, bis die Mehrzahl der Menschen in einer gemeinsamen Sprache über ein gemeinsames Streben sich verständigt, wer möchte den Kalkul auf sich nehmen? und ihn auch zur Wahrscheinlichkeit gebracht, wer könnte für Planetenschicksal, für Planetenlaune stehen, daß sie nicht einen Strich durch die Rechnung machen? Immerhin! Nur das Denkbare beschäftige und belebe uns. Vorwärts, ihr Brüder! schreiben wir auf unser Fahne, und unter diesem Zeichen sei dem Japanesen dort hinter dem Sonnenschirm wie dem Senegambier unter dem Federhut über Meere und Wüstenein die Hand gereicht.

Digitized by Google

Eine littauische Hochzeit.

Von **Otto Glagau.**

Es war an einem Oktobertage. Ein Schleier von duftigen graublauen Wolken verbarg das Antlitz der Sonne und ließ ihr Licht nur gedämpft hindurchdringen, ohne jedoch die Fernsicht zu beengen. Diese mattsanfte Beleuchtung harmonirte mit den gelben lahlen Stoppelfeldern, mit den zum zweiten Male geschnittenen blaßgrünen Wiesen, mit den schwärzlichen, träge fortschleichenden Wassermassen des Memelstroms, und mit dem gefärbten, leise zitternden und langsam fallenden Laube der Bäume; und Alles zusammen gab den Zauber von Schwermuth, der auf einer ostpreußischen Herbstlandschaft zu ruhen pflegt.

Rings umher war es still und fast lautlos. Ein Trupp von Pferden weidete ohne Aufsicht eines Hirten auf der eingezäunten Weidekoppel, die Krähen spazierten gravitätisch und unbesorgt über die Felder, oft dicht hinter einem Ochsengespann, das den Brachacker zu mächtig dampfenden Schollen aufriß, und mitsammt der Zoche *) von einem stämmigen Knechte gelenkt wurde, der eine kurze, aber bereits erloschene Pfeife zwischen den Zähnen hielt und die phlegmatischen Thiere zuweilen durch ein langezogenes „Zieh! Zäh!“ antrieb.

Da erscholl von der Landstraße her Gesang, Musik und helles lustiges Peitschengeknall, immer nähere und lautere. Die Krähen erschraken ein wenig und flogen auf die morschen Weidenbäume, wo sie neugierig ausschauten. Der Knecht setzte die Zoche nieder und sich rittlings daraus, und selbst die Ochsen, ob dieser unverhofften Muße verwundert, versuchten ihren in der hölzernen Gaffel eingezwängten Kopf nach rückwärts zu wenden.

Ein Hochzeitszug kam vorüber, eine Schaar von Wagen und Reitern, alle im scharfen Trabe. Vorauf ritten der Bräutigam, der Platzmeister und ihre Swotai oder Gehörigen. Der Bräutigam trug am Hute einen großen Blumenstrauß, den er von der Braut zugleich mit dem Jawort erhalten. Die Hüte des Platzmeisters und der Gehörigen waren mit bunten flatternden Bändern verziert, und eben solche Bänder auch in die Mähne und den Schweif ihrer Pferde geflößt. Außerdem waren ihre Röcke mit Tressen, goldpapiernen Kragen und Aufschlägen geschmückt, und in den Händen schwangen sie johlend und jauchzend bunte Knallpeitschen. Hinter ihnen folgte der Palags oder Beautmagen, von unten bis oben mit grünen Zweigen besteckt und wie ein Laubzelt anzusehen. In ihm saß die Braut mit dem Dewirs oder Beuder des Bräutigams und mit ihren Brautjungfern. Auf dem Haupte der Braut thronte der Wainikos, ein Kranz von Raute **) geflochten und mit Knisterpolt und silbernen Bergen verziert und um ihre Stirn war ein grünseidenes Band geschlungen, welches unter den Haarflechten hinten in Schleifen gelegt, in zwei langen Enden über den Nacken fiel. Auch die Brautjungfrauen trugen Rautenkränze, und den Palags umgaben gleichfalls geputzte Reiter, die Gehörigen der Braut. In einem zweiten Wagen saßen lauter junge Mädchen, denen wieder junge Burschе zur Seite ritten, und dann folgten die übrigen Gäste, verheirathete Männer und Frauen buchstäblich einander, nebst den Musikanten, die, sobald die Gesänge verstummten, zu ihren Violinen und Flöten griffen.

Jetzt sangen die Mädchen in weichen klagenden Tönen:

Seitab vom Dörfletn,
Seitab vom Wege
Da grünt so schön eine Linde
Mit prangenden Aestlein umkronet.

An dieser Linde,
An ihr, der grünen,
Da weilt' die würdige Mutter,
Es stand ihr zur Seite die Tochter.

Sag' liebe Mutter,
Du sollst wirb'ge,
O sag', wo kann ich sicher
Mein grünendes Kränzlein wol bergen?

Du zartes Mädchen,
O du mein Nestlein,
In dielen schattigen Aesten
Der lieblich duftenden Linde.

Die Winde wehen,
Die Zweiglein schwanken,
Mein Kränzchen wird bald fallen
Hinab in die dunkeln Fluthen,

Weht schnell zur Erde
Der Wind das Kränzlein:
Ach, schneller fliehen die Tage,
Die wonigen Tage der Jugend.

Nicht so bald war die Daina *) verklungen, als die Burschе eine andeee anstimmten. Sie sangen gleichsam zur Antwort:

Trat' ich hinaus zum Dörfchen in's Freie,
Sieh' ich auf hohem Berge.

Schaue hinüber weit zu dem Hügel
Dort, wo mein Mägdlein wohnet.

Wirst bart nicht lange mehr wandeln im Kleefeld,
Pflegen nicht lange mehr dein Gärtlein.

Reit' ich doch kaum erst die Hälfte des Weges,
Dennoch schon wiehert mein Rößlein.

Hatt' an dem Tische bei ihr kaum gesessen,
Dennoch schon weinte die Liebste.

Still, still, o Mägdlein, wein' nicht, du Zarte,
Bleibst nun immer, immer die Meine.

Inzwischen hatte man den Fuß des Rombin erreicht, eine sehr mäßige, aber in der Littauischen Flachebene weit und breit berühmte Anhöhe. Hier hielt der Zug. Die Braut verließ mit den Brautjungfern den Wagen und stieg, gefolgt von sämmtlichen jungen Mädchen, den Berg hinan, während der Bräutigam, der Platzmeister und die übrigen Gäste mit ihren Pferden und Wagen in das unmittelbar am Fuße des Rombin belegene Dorf Bittheneu zogen.

In geordneten Reihen, die Braut voran, zu ihrer Seite die Brautjungfern, schritten die Mädchen durch den Wald, der den Abhang des Berges bedeckt, und ließen den ganzen Weg über wieder Dainos erschallen, die aber jetzt seltsichen Chorälen glichen. Alle trugen die Nationaltracht, die in dieser für klassisch gehaltenen Gegend sich nebst der Sprache, den ursprünglichen Sitten und Gebräuchen am längsten und treuesten erhalten hat. Ein kurzer, theils rothgestreifter, theils buntgewürfelter Rock, Marginne genannt, umschloß ihre Lenden; bei der Braut und den wohlhabenderen Mädchen war er von Seide, bei den übrigen aus Wolle. Von der bunten Marginne hob sich schön ab das blendend weiße Hemd von feinem Linnen, das bis zum Halse hinauf geht und an der Achsel und dem Handgelenk mit Arabesken in schwarzer oder rother Farbe ausgenäht ist, sowie die seuee- oder blutrothen oder auch blauen Zwickelstrümpfe, welche in Schuhen mit hohen Absätzen staken. Die Brust bedeckte ein Miedee von rother oder grüner Farbe und über die Maeginne waren wohl ein halb Dutzend leichter Schürzen gebunden, von denen die oberste, als die kostbarste, saubere Stickereien zeigte. Fast alle Mädchen trugen an den Fingern mehrere Ringe, die bei den wohlhabenderen von Silber oder gar von Gold, bei den ärmeren von Zinn oder Messing und mit bunten böhmischen Steinen eingefaßt waren. Von dem Kopfe wehte, aber ohne das Gesicht zu bedecken, die Slepeta oder das Schleiertuch, wieder von weißem feinen Linnen und mit selbstgewebten Spitzen umsäumt; und ein mit weißer Stickerei versehener und mit gelben Borten besetzter Shawl von ungebleichter Leinwand war stattlich um die Schultern geschlagen.

Diese, wenn auch etwas übeladene, so doch immer maleriſche Tracht haben die Ragainerinnen, wie die um den Rombin wohnenden Littauerinnen nach der benachbarten Stadt Ragnit heißen, von den Laumen **) angenommen, und die Laumen haben sie Alles selber weben, sticken und nähen gelehrt; denn die littauischen Mädchen, welche die Nationaltracht beibehalten, fertigen alle Stücke ihres Anzuges selbst und allein, indem sie die Stoffe nicht nur weben, sondern auch verarbeiten. Diese selbstgearbeiteten Kleider sind weit kostspieliger, dafür aber auch dauerhafter und würdiger, und man legt einen eigenen Werth daraus, daß die Stoffe eben nicht gekauft sind.

Auf dem kahlen Gipfel des Berges, nahe dem schroff abfallenden Ufer des Memelstroms, lag noch zu Anfang des Jahrhunderts ein mächtiger Opferstein, auf welchem man bis in die letzte Zeit hinein

*) Der ostpreußische Pflug.
**) Raute ist die littauische Myrte.

*) Daina, in der Mehrzahl Dainos, heißen die (meistentheils improvisirten) Lieder der Littauer.
**) Laumen hießen die jungfräulichen Priesterinnen der Lalma, welche von den alten heidnischen Littauern als die Schicksalsgöttin und die Hebamme bei der Geburt verehrt wurde.

Digitized by Google

der Laima allerhand Gaben darzubringen pflegte. Jetzt ist er verschwunden, seine Trümmer liegen auf dem Grunde der Memel, und damit haben sich auch die Umwohner des Opfers begeben. Aber noch immer gilt der Nombin für einen heiligen Berg, und noch immer lebt im Herzen der Litauer die Laima. Auch die Braut kniete jetzt nieder und flehte die Göttin ihrer Vorältern an, ihr eine lange gesegnete Ehe zu bescheeren. Um sie herum knieten die andern Mädchen und beteten für die Braut und für sich selber, daß die Laima auch bald Jeder von ihnen einen braven Gatten zuführen möge. Dann erhob sich Eine nach der Andern, und unter munteren Gesprächen traten die Mädchen den Rückweg an, bestiegen sie, unten angekommen, wieder den Wagen, der mit ihnen nun rasch dem Dorfe zufuhr.

Noch hatten sie nicht das erste Haus erreicht, da kam ihnen der Bräutigam entgegengesprengt, einen Krug mit Alaus *) in der Hand, den er zuerst der Braut und dann den Uebrigen reichte. Nachdem Alle getrunken, setzte er sich wieder an die Spitze des Zuges. Im sausenden Galopp, jauchzend und kreischend, ging's durch die Dorfgasse und bis vor das mit Tannenzweigen aufgeputzte Hochzeitshaus, wo am Heck **) der Platzmeister mit seinen Gehörigen und die Spielleute warteten, und die Ankommenden mit lautem Freudengeschrei, rauschendem Tusch und ununterbrochenem Peitschengeknall empfingen. Der Brautwagen fuhr erst dreimal mit geradezu rasender Schnelligkeit, so daß man fürchten konnte, er würde in Trümmer gehen, um dann ganz Gebiß herum, und nun endlich durch das weit geöffnete Heck, indeß die Musikanten noch kräftiger bliesen und das Gejauchze und Gebell sich gleichfalls auf beiden Seiten verdoppelte. Sobald der Wagen hielt, trat der Vater der Braut mit einem bekränzten Kruge heran und bot den Insassen den Ehren- und Willkommentrunk. Dann hoben die Gehörigen die Braut, ihre Herrin, vom Wagen und trugen sie auf den Händen in die Feststube, wo sie im Brautwinkel Platz nahm: auf einem Kissen, das sie nebst einer brennenden Laterne schon auf der Reise nach der Kirche mit sich führte, und das ihr der Dewis jetzt nachtrug.

An der Decke und den Wänden des Zimmers waren überall grüne Zweige eingebracht, und in der Ecke beim Fenster hatten die jungen Mädchen Tags zuvor den Brautwinkel abgeschlagen, eine dichte Tannenlaube, in welcher die aus Buchsbaum und Immergrün geflochtenen Kronen mit vergoldeten Aepfeln und Perlenschnüren von rothen Vogelbeeren herabhingen, und außerdem allerhand Schnitz- und Buntwerk, wie Pferde, Hähne, Geflügel, Netze, Aehren und andere Embleme, zu schauen waren. Nur die beiderseitigen Gehörigen des jungen Ehepaares haben im Brautwinkel Zutritt, jeder Andere bedarf dazu erst der ausdrücklichen Erlaubnis des Platzmeisters.

Nachdem die Versammlung ein langes geistliches Lied gesungen und der Schulmeister das Gebet gesprochen, setzte man sich zum Hochzeitsschmaus nieder. Es waren drei lange Tafeln aufgestellt; an der ersten saßen die ältern Männer, an der zweiten die verheiratheten Frauen, an der dritten die jungen Bursche und Mädchen. Ein kleinerer Tisch stand im Brautwinkel, und hier hatte außer dem Bräutigam und der Braut, dem Dewis und den Brautjungfern auch der Platzmeister seinen Sitz.

Der Pons ***) kam jedoch nicht viel zum Sitzen und Essen, ihm lag die Oberleitung des ganzen Festes ob. Den bedürftigen Hut stets auf dem Kopfe, ein Handtuch um den Leib geschlungen, den mit Raute und Gedopapier umflochtenen Besenstababerstab in der Hand, ging er von einem Tische zum andern, um darauf zu sehen, daß Speise und Trank nirgends ausgingen, und in Gemeinschaft mit den Eltern der Braut nöthigte er die Gäste unausgesetzt, daß sie zulangen und nicht bloße sein möchten.

Krikpus war ein untersetzter breitschultriger Bursche, seine prallen Glieder verkündeten Kraft und Ruhe, und aus seinem runden vollen Gesicht, in dessen Mitte ein blonder Schnurrbart saß, blickten Gutmüthigkeit und Klugheit. Er schien sich seiner Würde und Macht wohl bewußt, und ertheilte alle Anordnungen und Befehle mit großer Sicherheit und vollem Anstande. Es sah ganz stattlich aus, wenn er, um sich Gehör zu verschaffen, mit seinem Stabe auf den Tisch schlug oder bisweilen gegen die Decke stieß, damit die aufwartenden Weiber neuen Vorrath herbeischaffen sollten. Wenn er seines Amtes wartend so aus- und niederging, nickten ihm die ältern Männer und Frauen beifällig zu, und die jungen Mädchen stießen einander in die Seite oder zischelten und kicherten, während Krikpus so that, als ob er das nicht bemerke oder es doch für durchaus selbstverständlich halte.

Die Tische boten sich unter der Menge der Fladen *), Braten und verschiedenstien Gerichte, immer neue Schüsseln wurden aufgetragen, und die Krüge, Becher und Gläser immer wieder mit Alaus, Punsch und Branntwein gefüllt. Die Gäste aßen und tranken mit gutem Bedacht und schienen gar nicht müde zu werden, dazwischen unterhielt sich ein Jeder mit seinem Nachbar so gut er konnte.

Endlich, nachdem man wohl an vier Stunden getafelt, wurden die Schüsseln und Teller weggeräumt, aber nicht die Krüge und Gläser, vielmehr begann das eigentliche Trinkgelage erst jetzt. Von allen Seiten ertönte das „Sweiks! Sei gesund!“ oder „Gerstweiks! Trinket gesund!“ oder „Ant Sweikatos! Auf Gesundheit!“ — das entweder im Allgemeinen galt oder an Einzelne gerichtet ward, deren Namen man nannte. Männer und Weiber, auch junge Mädchen tranken sich durcheinander zu und reichten sich dabei die Hände oder umarmten und küßten sich. Entweder tranken immer je Zwei aus einem Glase oder der gefüllte Krug machte auch die Runde. Dazu sang man den Chorus:

Labt uns trinken, labt uns singen,
Froh sein, küssen, scherzen!
Wohlgebrannt ist der Alaus,
Gäste hat ich mir in's Haus,
Nehm' sie auf von Herzen.

Dann entspann sich ein förmlicher Commers. Die Gläser wurden auf Commando gefüllt, gleichzeitig an den Mund gesetzt und bis zur Hälfte oder bis zum Boden geleert. Wer nicht Takt hielt oder das bestimmte Maß verfehlte, wurde ausgezankt und in Strafe genommen; genau so, wie es das jetzt gesungene Lied verlangte:

1. Nimm das Gläschen in die Rechte.
2. Trink' es, Bruder, bis zur Hälfte.
3. Da muß's leeren bis zum Boden.
4. Stülp' es um ohn' Einen Tropfen.
5. Wieviel Tropfen, soviel Gläser.
6. Gieb's zurück, wo's angefangen.

Am häufigsten wurde dem jungen Ehepaar und dem Platzmeister zugetrunken, und weil man ihnen damit eine Ehre erwies, mußten sie Jedem Bescheid thun, und sie thaten es auch ohne merkliche Beschwerde. Besonders wurde der Pons von den jungen Mädchen angegangen. Eine nach der Andern suchte ihn auf und bot ihm ihr Glas, das er dann stets schmunzelnd ergriff und mit einem triumphirenden Blick leer zurückgab.

„Ho, ho, Brüderchen!“ tachte der Bräutigam. „Wie sie dich umschwärmen. Nicht anders als die Fliegen den Honigtopf.“

„Ja,“ machte Krikpus selbstgefällig und recke sich. „Damit hat's keine Noth.“

„Jedwede von den Dirnen möchte sich gern einfangen lassen,“ fuhr der Andere fort. „Brauchst nur die Hand auszustrecken.“

„Scheint fast so,“ meinte Krikpus.

„Warum denn greifst du nicht zu?“ begann der Bräutigam wieder. „Wirst ja doch mal d'ran glauben müssen.“

„Hast Recht,“ sagte Krikpus und feuerte sich hinter dem Ohr. „Freien muß ich, und das bald. Es hilft Alles nicht. Die Eltern werden alt und schwach, und quälen mich jeden Tag, ich soll ihnen eine Tochter in's Haus bringen.“

„So mach' doch Anstalt,“ drängte der Bräutigam.

„Will auch,“ entgegnete der Platzmeister. „Weiß nur noch nicht, um welche ich freien soll.“

„Gefällt dir denn Keine so ganz besonders?“ forschte Jener.

„Eine gefällt mir ja gut wie die Andere,“ erwiederte pfiegmatisch Krikpus; „wenn sie nur brav zu wirthschaften versteht und was Ordentliches mitbringt. Das ist die Hauptsache. Um das Bischen Gesicht, und was sonst noch d'rum und d'ran hängt, kümmere ich mich nicht so viel wie um das Schwarze unterm Fingernagel.“

„Natürlich!“ sagte beifällig der Bräutigam. „Geld oder sonst was in die Suppe zu brocken muß sie haben. Aber hier in Bitthenen wie bei uns in Bardehnen **) hast du an solchen Mädchen die Auswahl.“

„Das ist's eben,“ seufzte der Platzmeister. „Eine ist gut und die Andere ist vielleicht noch besser. Eben weil ich mir nicht so recht zu rathen weiß, möchte ich mich nicht übereilen.“

„Aber, Krikpus,“ sagte der Andere, dem plötzlich ein Gedanke kam, „ist dir zum Exempel denn noch nie die Urte eingefallen?“

*) Alaus, im Genitivus partitivus Alluus, ist das Nationalgetränk der Litauer, ein selbstgebrautes dünngerbes, süßliches und leicht berauschendes Haustier.

**) Das Hofther.

***) Pon's (eigentlich Ponos, d. i. Herr) heißt der Platzmeister.

*) Selbstgebackene flache Kuchen.

**) Bardehnen heißt das Nachbardorf.

Digitized by Google

Schneeschuhläufer in Norwegen.

Digitized by Google

„Die Urte?!“ wiederholte der junge Mann. „O, gewiß! Die ist mir schon manchmal durch den Kopf gegangen.“

„Und da besinnst du dich noch?“ sprach der Bräutigam weiter. „Ist die Urte nicht 'n nettes Mädel, und auch sonst 'ne ganz gute Partie?“

„Kannst Recht haben, Bruder!“ antwortete Kristupo langsam und neigte bedächtig den Kopf.

Inzwischen waren die Tische bei Seite gerückt und die Musikanten spielten zum Tanzminuis oder Tanzergnügen auf. Wie es Gebrauch ist, trat der Dewirs mit der jungen Frau zuerst vor, ihnen folgte der Bräutigam und der Pons, Jeder mit einer von den beiden Brautjungfern.

Der Tanz gewährte nur ein einförmiges und wenig belebtes Bild. Die Burschs saßen meist wie Klötze da und mußten häufig von den jungen Mädchen erst aufgefordert und durch Zutrinken und Liebkosungen zum Tanze bewogen werden. Sie drehten sich wie Gliederpuppen wohl viertelstundentang im Kreise herum, in der steifesten Haltung und ohne eine Miene zu verziehen, so daß es nicht anders aussah, als ob sie eine Arbeit verrichteten.

Endlich trat eine Pause ein, indem ein Bursche nach dem andern sich zurückzog und es allmälig an Tänzern gebrach. Allein die Mädchen mochten nicht feiern. „Den Heppurinnis! kommt zum Heppurinnis!“ riefen sie einander zu.

Der Heppurinnis oder Hutlanz ist der lithauische Nationaltanz, und wird nur von den Madchen aufgeführt, von denen die eine Hälfte Männerhüte auf dem Kopfe trägt. Sie stellen sich paarweise gegenüber und vollführen die verschiedensten Schritte und Sprünge, wobei sie unter allerhand Mienen und Geberden, bald die Hände in die Seiten gestemmt, bald mit abgezogenem Hute grüßend, sich gegen und durch einander bewegen, sich fassen und haschen, und mit den hohen Absätzen ihrer Schuhe die Musik im Klipp-Klapp-Takte begleiten. Erst beim Heppurinnis entfalten die lithauischen Mädchen Seele und Leben, erst dann zeigt es sich, wie gelenk und geschmeidig ihr Körper ist, wie ausdrucksvoll und vielbeweglich ihr Gesicht sein kann.

Alt und Jung hatte sich um die Tanzenden geschaart, folgte der Aufführung mit lebhafter Aufmerksamkeit und lauten Beifallsbezeigungen. Aber Keine langte so sicher und gewandt, so zierlich und anmuthig wie Urte, und sie erntete auch die meisten Lobsprüche.

„Kuck doch 'mal die Urte!“ sprach der Platzmeister zu seinem Nachbar; „langt sie nicht wie 'ne Taume?! — Bravo, Urte!“ rief er laut und klatschte in die Hände, und Viele folgten seinem Beispiel.

Plötzlich stürzten in das Zimmer eine Menge Vierfüßler: Füchse, Wölfe, Bären und andere wilde Thiere. Sie stürzten sich mit Geheul und Gebrumme auf die bang auseinanderstiebenden und laut kreischenden Gäste, schlugen mit den Tatzen nach ihnen, raubten den Männern Karten, Pfeifen und Tabad, den jungen Mädchen Tücher und Bänder, und fützten sie gewaltsam. Dann kehrten sie sich gegen einander und machten Miene, sich zu zerreißen und zu zerfleischen. Sie wälzten sich über den Boden hin, und einer suchte dem andern das Fell vom Leibe zu reißen, worauf lustige Menschengesichter zum Vorschein kamen. Es waren die jungen Burschs, die auch ihrerseits etwas zum allgemeinen Besten geben wollten, sich als wilde Thiere verkleidet hatten und diesen ergötzlichen Kampf aufführten.

Wieder setzte sich die Gesellschaft zum Trinken nieder, und als sich zwischen zwei Burschen, von denen der Eine aus Bitthenen, der Andere aus Bardehnen war, und denen der Allans zu Kopfe gestiegen, ein Wortwechsel erhob, stimmte die ganze Versammlung wie auf einen Schlag ein Lied an und übertönte so die Ergüsse der beiden Zornigen. Sie mußten sich wohl oder übel beruhigen, und bei dem dann gesungenen „Nimm das Gläschen in die Rechte“ griffen auch sie gewohnheitsmäßig zu ihren Gläsern, tranken, wie es das Lied vorschreibt, einander zu, umarmten sich und stimmten, nun völlig ausgesöhnt, laut in den Refrain ein.

Eine Daina folgte der andern, und dies gab Veranlassung, daß sich zwischen den Bahrdenern und den Bitthenern ein Wettsingen erhob. Jede Partei suchte ihren Schatz an Liedern hervor, und sobald die eine geendigt, begann die andere sogleich eine neue und wo möglich noch schönere Daina. Dies wahrte so lange, bis die Bardehner ihren Vorrath erschöpft hatten und sich damit für besiegt erklären mußten. In der That hatten die Bitthener nicht nur die meisten, sondern auch die schönsten Lieder gesungen, und sie besaßen auch die besten Sängerinnen, unter denen Urte's Stimme gar hell und lieblich vorklang.

Von den erlernten Dainos ging man zum Improvisiren über. Alsbald kleine Lieder wurden aus dem Stegreif gedichtet und nebst der gleichfalls improvisirten Melodie vorgetragen. Irgend Einer sagte den Anfang her, und dann mußte ein Anderer den folgenden Vers erfinden und so weiter der Reihe nach. Da die lithauische Sprache sich ungemein zum Reimen und Singen eignet, gerieth deßhalb Niemand in Verlegenheit; dennoch thaten es auch hierin die Bitthener den Bardehnern zuvor, und namentlich war es wieder Urte, die die sinnigsten Verse und im Augenblick erfand, so daß sie von allen Seiten gelobt und bewundert wurde.

„Das Gesinge ist recht plaisirlich,“ sagte ein alter Bauer; „aber noch besser würde es sich machen, wenn Jemand uns zur Kanklys eine Daina singen möchte. Kann denn Keine von euch Dirnen die Kanklys spielen?“

Zuerst blieb Alles stumm, Eine sah die Andere fragend an; dann sprach Benina, die Braut:

„Ich spiele sie wohl ein bischen; auch die Else und Mariike kann sie spielen, aber Keine von uns beiden versteht es so gut als Urte. Die spielt sie jeden Abend.“

„Schafft eine Kanklys her. Urte soll uns was vorspielen!“ riefen die Männer.

Das Instrument, eine Art Harfe, die sich die Littauer früher selber anfertigten, wurde gebracht und Urten übergeben. Sie nahm es, ohne sich weiter nöthigen zu lassen, und frei umherblickend fragte sie:

„Was soll ich singen?“

„Wintermai und Sommerschnee,“ antwortete der alte Bauer, der vorhin die Kanklys in Vorschlag gebracht hatte. „Das ist die schönste Daina, die ich kenne; ich kann sie nicht oft genug hören und sie ist heut' noch gar nicht gesungen.“

Ja, Ja „Wintermai und Sommerschnee!“*) riefen Mehre durcheinander.

Urte griff in die Saiten und sang:

Als die Mutter**) jüngst mich schalt,
Sprach sie: Geh' hinaus zum Wald;
Hole mir bei Uhdi und Ubeh,
Wintermai und Sommerschnee.

Träumend irr' ich auf den Höh'n
An den Büchern, an den Seen.
„Kluger Hirt, o sag mir an,
Wo ich Beides finden kann!“

„Willst Du gut und treu mir sein,
Deinen Ring zum Pfande weih'n,
Sehr' ich dieses Räthsel Dich,
Frommes Mädchen, höre mich.“

„Gut und treu will ich Dir sein,
Diesen Ring zum Pfande weih'n.
Sprich, wo sind' ich auf der Höh'
Wintermai und Sommerschnee?“

„Geh' zum grünen Tannenhain,
Brich Die ab ein Zweigelein,
Sprich zur Mutter ohne Scheu:
Immer grün ist Wintermai.

Geh' zum brennheißen Strand,
Schöpfe Die mit hohler Hand
Wellenschaum von blauer See:
Wellenschaum ist Sommerschnee.“

Urte spielte ebenso lakisirt, wie sie sang; sie sang und spielte mit Gefühl und Ausdruck. Die Gesellschaft lauschte erbaut, spendete ihr kräftigen Beifall und drang in sie, eine neue Daina, und dann noch eine dritte zu singen; und Urte that, wie man verlangte. Sie erschien während sie sang noch hübscher als sonst, und der Platzmeister verliebte sich in ihren Anblick.

Es war nun Mitternacht vorbei, und so der Zeitpunkt gekommen, wo das junge Paar sich zurückzuziehen pflegt. Die jungen Mädchen umringten die Braut und sangen zum Abschied:

Sach' nun, Mutter, eine Tochter,
Sache, die so spinnt und webt.
Freilich that sie Deinen Willen,
Bald muß sie zur Schwieger hin.
Ach, ihr schönes blankes Kränzlein
Bleibt nicht lang mehr auf dem Haupt.
Und die Flechten, ach wie glänzend
Prangen nur noch kurze Zeit.

Benina küßte ihre Brautjungfern und sämmtliche Mädchen, sowie alle Verwandte, reichte den Männern die Hand, und entfernte sich. Der Bräutigam war ihr schon vorangegangen.

*) Eine besondere Art der Dainos bilden die Mytses oder Räthsellieder. Von ihnen ist „Wintermai und Sommerschnee“ am beliebtesten.

**) Die böse Stiefmutter.

Digitized by Google

Hierauf rüsteten auch die Uebrigen zum Aufbruch. Jeder Suche that sich zu seinem Mädchen, um sie nach Hause zu begleiten. Urte hatte sich allein aufgemacht, und schritt durch die dunkle, aber milde Nacht ihrer Wohnung zu. Vor ihr und hinter ihr gingen verschiedene Pärchen, alle leise und sich kichernd, oder auch gemeinsam singend. Vor dem Hause, wo eins der Mädchen abging, blieben zuweilen noch die Uebrigen stehen und schickten ihr eine Daine als Ständchen nach, indem sie dazu hüpften und tänzelten. Wie diese Töne gefälliger Lust zu Urten drangen, überkam sie eine Wehmuth, sie fühlte sich vereinsamt und seufzte.

Da ertönten hinter ihr hastige Schritte, als ob Jemand ihr nacheile, und bald darauf stand der Pons an ihrer Seite.

„So ganz allein?“ begann er.

„Wie Du siehst,“ antwortete sie kurz.

„Wenn es Dir nicht unlieb ist, bringe*) ich Dich noch ein Stückchen,“ fuhr er fort.

„Es ist mir weder lieb noch unlieb,“ sagte sie schnippisch. „Der Weg ist breit genug für uns beide, und ich kann es Niemandem verbieten, neben mir zu gehen.“

„Meine Gesellschaft ist Dir also ganz egal?“ fragte er und blieb verletzt stehen.

„Natürlich!“ antwortete sie lachend und schritt weiter.

Ein paar Augenblicke blieb er unschlüssig stehen, dann eilte er ihr wieder nach.

„Und jetzt komme ich gerade mit, blos aber zum Possen,“ erklärte er trotzig.

Sie lachte und schwieg.

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander, bis er dann wieder anfing, zögernd und schmeichelnd.

„Wollen uns nur vertragen, Urichen!“

„Haben wir uns denn erzürnt?“ warf sie ein.

„Erzürnt eigentlich nicht,“ meinte er. „Aber ein bischen freundlicher könntest Du zu mir sein.“

„Ich bin zu Dir wie ich zu jedem Andern bin,“ entgegnete sie.

Der Ton, in dem sie dieß sprach, war jedoch weit milder als vorher. Seine Gutmüthigkeit rührte sie, und sie stand ihm jetzt bereitwilliger Rede und Antwort, so daß er immer unbefangener und vertraulicher wurde, ihr allerhand Geschichten und Schnurren aus den Erlebnissen des heutigen Tages erzählte. Viel zu früh für ihn erreichten sie das Häuschen, in welchem Urte mit ihrer Mutter wohnte. Auch jetzt noch, während sie vor der Thüre standen, plauderte er eifrig fort, bis ihm Urte endlich zum Abschied die Hand bot.

„Schönen Dank auch!“ sprach sie; und so freundlich hatte sie noch nie zu ihm gesprochen.

Das ermuthigte ihn, ihre Hand festzuhalten, und haiblaut stotterte er:

„Weißt Du, Urichen, wenn man ein Mädel nach Hause bringt, so bekommt man von ihr etwas dafür.“

„Ei, Pons, bist Du ein solch' interessirter*) Mensch?“ lachte sie. „Und was sollte ich Dir wohl geben?“ fuhr sie schelmisch fort.

„Was ich am liebsten haben möchte, kannst Du mir schon schenken,“ flüsterte er schmeichelnd. „Ich verlange weiter nichts, als ein kleines Küßchen.“

„Bewahre!“ sprach Urte ernst. „Einen Kuß kann ich nur meinem Bernthi**) geben.“

„Kann ich denn nicht Dein Bernythis werden?“ fragte er dringend. Urte blickte schnell zu Boden.

„Mach' keine Possen!“ murmelte sie.

„Nein,“ rief Kristups, indem er sie bei beiden Händen ergriff und sie näher an sich zog; „ich red' nur, wie ichs meine. Hier nimm den Strauß***) — Juchhe!“ schrie er dann, „jetzt bin ich Dein Bernythis.“

Damit umarmte er sie stürmisch, und küßte sie ein-, zwei-, dreimal auf den Mund. Und sie litt es nicht nur geduldig, sondern sie schmiegte sich noch dichter an ihn und barg ihr Köpfchen an seiner Brust.

Noch lange standen und plauderten die Beiden, bis sich Urte endlich in's Haus zu gehen entschloß.

Am andern Morgen wußte das ganze Dorf, daß es ein neues Brautpaar gab; und kaum war ein Jahr in's Land gegangen, da stieg Urte, geschmückt mit dem Rautenkranz und gefolgt von ihren Brautjungfern, den Rombin hinauf und dankte der Laima, daß die gute Göttin sie so bald erhört hatte.

Schneeschuhläufer in Norwegen.

Mit Originalabbildung Seite 29.

Als ich in Christiania von den Vorkehrungen hörte, welche in Aker zu dem Schneeschuhlauf-Wettkampf getroffen würden, beschloß ich sofort, mit Augen zu sehen, wie weit es die hauptstädtische Jugend in dieser Kunst gebracht haben möchte. Ein solches Winter-Vergnügen ist in Deutschland wohl nicht bekannt, auch würde man's dort nicht so halsbrecherisch treiben. In Norwegen aber dürfte es wohl keinen Erwachsenen noch Knaben geben, der nicht mit Leidenschaft diese „Waffe“ führet und oft als Siegesbeute schlimme Zeichen mit nach Hause bringt.

Ich packte also am bestimmten Tage meine Schneeschuhe auf den Rücken, und fand mich auf dem Eisenbahn-Markt ein, woselbst bereits 24 Personen sich munter unterhielten.

Unsere Verabredung war, nach Gorud mit der Eisenbahn zu fahren, wo wir noch weitere Theilnehmer anzutreffen hofften. Auf dieser kurzen und sehr behaglichen Fahrt hatte ich hinreichend Zeit, die Gesellschaft zu mustern. Es waren alles junge Leute, — Studenten fehlten wie bei jedem Wagestücke, — Offiziere, Kaufleute, ungefähr ein Dutzend Cadetten, und junge Kerntruppen von 16 bis 18 Jahren.

In Gorud angekommen, schauten wir vergeblich nach den Theilnehmern aus Aker umher, bis schließlich ein paar Herren in Schlitten angefahren kamen, die als — Zuschauer figuriren wollten. Jetzt gab der Vorstand seine Instruktionen, und das Rennen konnte beginnen.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, ungefähr 12 Grad Kälte, wir selbst waren vortrefflich gelaunt, und vor uns fanden wir eine vorzügliche — aber sehr gefährliche Bahn, auf der die halsbrechenden Posten abgetegt werden sollten. Der Anführer, wie die Kämpfer, waren hinauf geklettert, und am Fuße wo wir uns befanden, stand ein Hornbläser, dem das Geschäft des „An- und Anblasens“ übertragen war. Zuerst wurden Proben von ungefähr 10 bis 14 Fuß Höhe herunter gemacht, die auch nicht ohne Gefahren blieben, denn viele der Läufer fielen am Fuße angelangt, mit der Nase in den Schnee, was natürlich immer ein schallendes Gelächter abgab, in welches der Trompeter „abblasend“ einstimmte. Das aber waren nur Vorstudien, denn wie die Zeichnung zeigt, ging es von einer nicht unbedeutenden Höhe bis zu dem mit Eis belegten Flusse nieder. Von oben betrachtet, mag die Sache wohl nicht so gefährlich ausgesehen haben, weil man nur den ersten Theil übersehen konnte.

Mit Ausnahme, daß nur 1 Mann zur Zeit laufen durfte, giebt unser Bild eine getreue Kopie des Berges. Am Fuße wo ich stand, konnte man recht behaglich zusehen, wenn der Läufer in sausender Fahrt angeflogen kam, die Schuhe zu rechter Zeit abzuwerfen verstand, und von uns aufgefangen wurde. Man hatte hier gute Gelegenheit, die klugen Bewegungen der Künstler zu studiren, und ich bekam für jeden dieser Kühnen eine vollkommene Hochachtung, insbesondre da ich solchem Wettkampf noch nicht beigewohnt hatte. (Der Berg, von wo die Fahrt abging, dürfte 500 Fuß hoch sein.)

Sehen Sie den Lieutenant,“ sagte mein Nachbar, dessen drei kecke Burschen ebenfalls oben gerüstet standen. „Sieh' wie er dahin segt, die erste Krümmung ist passirt, aber warte Bursche, wirst doch die Beine nach oben drehen — nicht den Stab gebrauchen.“ — Bumbs da lag der Herr Lieutenant, segte uns entgegen, und wurde vom Corporal „abgeblasen.“

Der folgende hat glücklich die ersten Wendungen beobachtet, jetzt sieht er die gefährliche Strecke vor sich, hält sich jedoch vortrefflich; trotzdem der Schnee ihm in's Gesicht fliegt, gilts besonders jetzt die Augen geöffnet zu halten, weil das geringste Steinern ihn auf gefährliche Fahrten bringen kann. Die obere Bucht hat er glücklich passirt, und schon siegesbewußt hat er auf seine Füße nicht

*) Begleite.

*) Habsüchtiger.

**) Bernythis, wörtlich Kuchtlein, bedeutet im Munde eines Mädchens den Liebsten.

***) Zeichen der Erklärung.

Digitized by Google

gezächtet, — bumbs liegt er ebenfalls auf dem Sitzfleisch, und fliegt uns Lachenden, wie dem Trompeter mit seinem verdammten „Abblasen“ gleich einem Vierundzwanzigpfünder vorbei. Jetzt kommt ein kleiner Bursche. „Wenn er nur nicht zu viel auf dem Stock reiten würde,“ sagte mein Nachbar, der Vater des Knaben. Vortrefflich hält sich der Bursche. Wird er das Ziel erreichen? Ja, und er rennt in die Arme seines glücklichen Vaters, von uns allen beloht, vom Corporal „angeblasen.“

So wechselten die Bilder. Viele von uns, die schon auf dem Wege waren, hinauf zu gehen und angefeuert es ebenfalls zu wagen, kehrten wieder um. Wieder andere, die schon Niederlagen erlitten hatten, wollten, hitzig geworden, die Scharte wieder auswetzen und machten's nur noch schlimmer.

„Wer ist jener Wagehals der jetzt kommt?“ frug ich meinen Nachbar, und erhielt die Antwort: Kaufmann P.

Wie leicht und frei steht der Mann, kaum daß er den Stock benutzt, den er zum Balancieren wie ein Seiltänzer trägt. Die Füße ½ Fuß von einander, gelangte er ebenfalls zum Ziele, natürlich auf's lebhafteste begrüßt, so daß man leicht angeklickt werden konnte es auch zu versuchen, um sich gründlich — zu blamiren.

Es war ein interessantes Schauspiel, um so mehr als kein Unglück zu beklagen war, höchstens wurden die Schneeschuhe zerbrochen, die Kleider zerrissen. Auf ähnliche Weise wurde der Kampf noch lange fortgesetzt, und der arme Trompeter hatte kaum Zeit, unsere Fiaschle, die wir ihm oft hinreichten, vor beständigem „Ab- oder Anblasen,“ richtig zusprechen.

Endlich wurde das Frühstücks-Signal gegeben, und wir zogen von Gorrud nach Roetved, ungefähr eine halbe Meile weit auf den Schneeschuhen munter dahin, wo wir unser Gesammtfrühstück auskramten und lustig zugriffen.

Da die herrliche Mittagssonne so warm alles beleuchtete, so beschlossen wir nach Greffen zu pilgern, wo wir vergebens Bier verlangten, das schon zum Frühstück gefehlt hatte. Wir mußten jetzt von der Gastfreundlichkeit eines Holzfellers Gebrauch machen, der uns mit dem besten versah und nicht zu bewegen war, eine andere Zahlung anzunehmen, als die Einladung zum Mittagessen, welches wir auf 4 Uhr bestellt hatten. Bis dahin machten wir die Anhöhen unsicher, welche die herrliche Wasserkur-Anstalt einnimmt, wobei ich mich auch betheiligen mußte, jedoch so glänzende Beweise meiner Ungeschicklichkeit ablegte, daß ich für Spott nicht zu sorgen brauchte.

Die Rechnung, daß der Tisch gedeckt sei, gab, so glaube ich, die zufriedenstellende Gewißheit, daß wir genug gearbeitet hatten, und bei der munteren Tafel wurden alle Niederlagen wie Siegeserlebnisse lebhaft durchgenommen.

Nachdem der duftende Kaffee aufgetischt war und wir unsre Pfeifen in Brand gesetzt hatten, schwand der Nachmittag dahin in lebhaftester Harmonie.

Um 9 Uhr brachen wir auf, den Weg von zwei Meilen nach Christiania auf unsern Schneeschuhen zurückzulegen, wo wir auf dem Eisenbahnmarkte uns verabschiedeten und ich vortrefflich im Victoria-Hotel schlafen konnte.

B.

Aus allen Welttheilen.

Charles Dickens ist am 9. Juni auf seinem Landgut Gadshill bei Rochester gestorben. Ein Gehirnschlag hat seiner allzu rastlosen Thätigkeit ein unerwartetes Ziel gesetzt und die civilisirte Welt eines literarischen Freundes beraubt, über den es keine getheilte Meinung giebt. Als ein unbefreichlicher Schilderer des ächt Menschlichen hatte er offene Bahn zu allen Herzen. Geboren war er am 7. Febr. 1812 in Portsmouth, wo sein Vater das Amt eines Marine-Zahlmeisters verwaltete. Gleich durch seine ersten Arbeiten, die englischen Skizzen, machte der als Box mastirte Autor die Lesewelt auf sich aufmerksam, und mit den nachfolgenden „Pickwick Papers“ war schon sein Ruhm begründet. Man reißen sich die vorherrschen Werke, die man nicht zu nennen braucht, unter Lieblingsbücher daheim wie draußen Alle Classen der Gesellschaft erblicken sich in dem Spiegel des Dickens'schen Humors, und jeder geht gegen und zum Guten erfrischt von dannen.

Ein Kaiserfang. Als Kaiser Sigismund im Jahre 1414, den Rhein hinab nach Straßburg kam, hatte er lagendes Kufige Abenteuer. Neugierige Weiber umzingelten ihn in aller Frühe seine Wohnung und als der Kaiser solches gewahr wird, meint er einen Mantel um und tanzt darauf mit den Weibern durch die Stadt. Sie kaufen ihm für 7 Kreuzer ein paar Schuhe und er schenkt ihnen dafür — echt kaiserlich — 150 goldene Ringe. Dem Kaiser gefiel es überhaupt so gut in den alten Straßburg, daß er wiederholt kam und dort verweilte. Haben die Götter diesen kaiserlichen Uebermuth strafen wollen? Wenigstens ist vor der Hand dafür gesorgt, daß kein deutscher Fürst, gelegentlich ein deutscher Kaiser in Straßburg den Reigen führe.

Fürsten sind Uhren. Also einem Fürsten, der sich nicht von seinen Dienern hatte regieren lassen, sagte Luther: „Er sei gewesen, als ein Zeiger an einer Uhr, wie man ihn gestellt habe, so sei er gegangen.“ Die Uhren sind noch immer so beweglich, nur stellt man sie jetzt, der Sicherheit halber, von hinten.

Preußische Militärschulen. Seit 1806 sind den Lehr-Instituten der preußischen Armee die Kadettenhäuser zu Plön und Oranienstein, die Kriegsschulen zu Hannover, Kassel und Anclam, die Unteroffizierschulen zu Biebrich und Weißenfels, die Kavallerie-Unteroffizierschule zu Hannover, die Artillerie-Schießschule zu Berlin und die Lehrschmiede zur Ausbildung von Beschlagschmieden ebendaselbst zugewachsen, während hochschulartigen Instituten und Instituten des Kadettenhauses und der sächsische Militär-Akademie, die Artillerie- und Ingenieur-Akademie, wie das Militär-Waisenhaus in Struppen mit in die norddeutsche Armee übernommen worden sind. Beinahe alle früher schon bestandenen Militair-Lehr-, Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten haben zugleich eine entsprechende Erweiterung und größtentheils eine völlig neue Organisation erhalten. Für die Kriegs-Akademie in Berlin, wo diese Erweiterung noch nicht erfolgt ist, wird dieselbe als noch in Aussicht stehend bezeichnet. Nach früheren Angaben wurde außerdem für die Berufsbildung beider Waffen-Arten die Errichtung von zwei Unteroffizierschulen noch bevorstehen, und neuerdings ist die Errichtung von einer gesonderten Unteroffizierschule für die Artillerie, als durch die Umständen nahezu bewiesen gehalten, in Aussicht gestellt worden. In Baden ist die Errichtung einer den preußischen Anstalten nachgebildeten Unteroffizierschule kürzlich erfolgt, während sich hier Staat an den meisten preußisch-norddeutschen Militär-Lehranstalten vertragsmäßig betheiligt befindet. Ohne die noch in Errichtung oder Erweiterung begriffenen Anstalten, wie ohne die Zöglinge der Militär-Waisenhäuser, ist die Zahl der in den Militär-Anstalten unterrichteten Offiziers-Aspiranten, Mannschaften und Zöglinge gegenwärtig herum auf ein Minimum von 7343 Köpfen angewachsen, wozu noch das Offizier-, Lehrer- und Aufsichtspersonal käme mit ebenfalls mindestens 500 bis 600 Vertretern. Die sieben, oder mit dem Institut in Dresden eigentlich acht Kadettenhäuser umfassen allein 1950 Kadetten und Pensionäre, während sich die vier verbundenen Unteroffizierschulen, ohne das Lehrer- und Aufsichtspersonal, auf 1954 Füsiliere oder Unteroffizier-Zöglinge berechnen. Das Lehr-Bataillon besitzt einen Sommerbestand von 636 Unteroffizieren und Gemeinen, die Schießschule in Spandau einen solchen von 58 commandirten Offizieren, 128 Unteroffizieren und 345 Gemeinen, und ähnliche hohe Ziffern weisen noch mehrere andere Anstalten auf. Die Zahl der Kinder in den drei preußischen Waisenhäusern zu Potsdam, Schloß Bredau und Annaburg beträgt augenblicklich 1200, so daß sich alle zur Zeit für die Unterrichtszwecke der Armee über 9000 Personen in Verpflegung befinden. Die ermähnte Personalständigung dieser Anstalten aber dürfte diese Kopfzahl auf weit über 10,000, oder auf eine Gesammtziffer steigern, welche die des Friedensstandes der hessischen Division bedeutend übertreffen und der badischen und württembergischen Armee nahezu gleichkommen würde.

Die Familie der Jungfrau von Orleans zählt noch eine Anzahl Mitglieder, weibliche und männliche, im Civil- und Militärdienst. Der im Jahr 1732 in Nancy geborene nicht schlechte Maler Nikolas du Lys, von den Italienern „il Nicoletto“ genannt, gehörte der nämlichen Familie an. Nun ist zu bemerken, daß die um Domremi in dem Französischen Comté von Bar (nicht im Herzogthume Lothringen) geborene Johanna nicht von Arel war und nicht d'Arc, sondern Dare hieß, daß aber einige Zeit nach ihrem Tode König Karl VII. ihren Bruder, welcher sie in ihren Feldzügen als Schildknappe (écuyer) begleitet und sowie neben ihr gekritten hatte, zum Ritter schlug und die ganze Familie in den Adelsstand erhob, wobei er ihr als eine bekannte Anspielung die Königliche Lilie zum Wappen gab, und ihrem Namen den Zunamen du Lys (von der Lilie) beifügte, so daß sie fortan Dare du Lys hieß. Nun geschah es in der Folge, daß einige Mitglieder der Familie, das dürgerliche Dare verschmähend, sich nur nach du Lys nannten, während die anderen, den ursprünglichen Namen Dare vorziehend, dieser allein beibehten, ihn aber des adligen Anstrichs wegen von nun an Mit Arc schrieben.

Der englische Verlagshandel repräsentirte im Jahr 1869 mit Einschluß neuer Ausgaben 4569 neue Werke. Davon nahm die Theologie allein über 1000 Schriften in Anspruch und gegen 600 Romane hatten 500 Buchdrucker die Ueberzahl. Somit erschienen noch 142 Werke juristischen, 292 historischen, 160 medicinischen und 274 poetischen Inhalts (einschließlich Theaterstücke), sowie 288 Reisewerke.

Inhalt: Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. Fortsetzung. — Dermenede Fragen. Von Friedrich Kraffer, Dr. med in Hermannstadt. — Abergläuben in Mecklenburg. Von L. Reinhard. — Um Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl. Fortsetzung. — Panorama von Bösterlynen. Mit einer Original-Holzzeichnung von Heinrich Merte. — Eine littauische Hochzeit. Von Otto Glagau. — Schneeschuhläufer in Norwegen. Mit Abbildung. — Aus allen Welttheilen: Charles Dickens †. — Ein Kaiserfang. — Fürsten sind Uhren. — Preußische Militärschulen. — Die Familie der Jungfrau von Orleans. — Der englische Verlagshandel.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; A. Bitter; Braudvogel; C. Danneberg; A. Engel; A. Freitagrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagow; E. Glogbrenner; A. Guntram; Ludwig Habicht; G. Hammer; Franz Hoffmann; M. Hartmann; O. Hillt; M. Hunbrecht; L. Kerner; Em. Rau, König; Fr. Kroller; A. Kreisig; L. A. Liebetreu; P. Lippert; W. Löbe; W. Pert; A. Mühlbach; H. Oeschlager; Fred. Pfau; O. Reich; E. Reclam; L. Reinhard; John Reitenbach; Max Ring; J. Rebenberg; v. Reglowsky; F. Rub; Max Schasler; R. Schmidt; L. Schüt; H. Schramm; J. J. v. Temme; J. Lanzjäfern; J. Venedey; Carl Vogt; L. Waldebrde; O. Wed; Max Wenzel; Werner, Capitain zur See; E. Wilkomm; A. Wittbier; W. Wurm; A. Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 3. Der Jahrgang kostet vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — Zu Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Am Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 26.)

Wilhelm III. von England — der Oranier — zog in Old Romney ein. Der rasendste Jubel schallte ihm entgegen. Die Rundreise, welche der König durch sein Land machte, war allerdings ein politischer Kunstgriff. Die Neuwahlen des Parlaments standen vor der Thür, der König beschloß, sich seinen Unterthanen zu zeigen, um Stimmen für die Regierung zu gewinnen. Er gab sich alle Mühe, das ernste, kalte Wesen, das ihm oft die Herzen abwendig machte, bei Seite zu werfen, und so oft es ihm gelang, lohnten die eifrigsten Beweise der Zuneigung dem Könige diesen Kampf mit sich selbst.

Wie alle Welt sich bemühte, den Herrscher feierlich zu empfangen, glänzend aufzunehmen, erhellt schon aus Charnocks Mittheilungen — hier in Old Romney wartete seiner wieder ein neuer Akt der Huldigung. Der König wurde mit Gesang der Schuljugend empfangen — Mädchen streuten Blumen und die Mayors von New und Old Romney hielten Reden. Die Leibgardisten bildeten Spalier, durch welches der König, von Lord Sidney, Sir Herbert, Mylord Portland und einigen anderen Herren begleitet, in das Pfarrhaus schritt. Hier prangte eine gut besetzte Tafel und das Frühstück begann, während draußen die Vorbereitungen zur Jagd getroffen wurden.

„Lord Romney!“ rief der König, ein Glas leerend. „Ich bin hoch erfreut, daß wir gutes Wetter haben — Ihr werdet doch weit hinaus treiben lassen?“

„Der Kessel ist groß genug, Majestät!“ sagte Lord Sidney-Romney. „Wir beginnen hier bei Old Romney, gehen rechts bis Midley, links bis Beenyet und schließen den Kessel hinter Blackmanstone. Ich denke, das wird genügen.“

„Gut — herrlich, ich liebe diese Unterhaltung!“ rief der König, dessen Augen leuchteten, und er ließ sich nun die Leute aus der Gegend: die Grundbesitzer, die Pfarrer, die Schulmeister, die Bauern und deren Gattinnen, vorstellen — sprach mit Jedem, machte Scherze und war leutselig, wie ein ächter Landesvater sein soll. „Ah — was seh' ich?“ rief er plötzlich. „Da ist ja mein alter Freund Trelawney — seid willkommen, Walter!“

Dieser Gruß war an Sir Walter Trelawney gerichtet, der von Hythe nach Romney gekommen war, um den König zu begrüßen. Sir Walter hatte das Stadt- und Hafenkommando für treue Dienste im Felde erhalten.

„Nun, Walter,“ fuhr der König fröhlich fort, „wie steht's? Alles gut?“

„Vollkommen, Majestät, da ich Sie so heiter sehe,“ sagte der alte Offizier.

„Meine Herren!“ rief der König. „Da sehen Sie Einen, der in der Schlacht am Boyneflusse dicht neben mir hielt, als die Kugel der Irländer meine Schulter streifte, sie fuhr Sir Walter an der Backe entlang — sehen Sie? Hier.“ Er drückte den Finger auf die Narbe. „Ja, das ist ein böses Ding, so eine Kugel. Nun, Trelawney, ich habe noch Einen hier, der damals bei uns stand — Einen, der seit sechs Jahren fort aus England war — einen Deserteur!“ setzte er lachend hinzu, „den ich wieder in meine Armee gebracht habe, Henry Hobbart ist hier.“

„Wie?“ rief Trelawney. „Henry — mein schlanker, kleiner Henry! Oh — Majestät, wo ist er?“

Der König ging bis zur Thür und rief: „Herein, Henry, mein Junge — herein!“

Auf dieses Geheiß erschien mit Harwich und Büffelwamms angethan einer jener Leibgardisten, welche die Begleitung des Königs bildeten. Es war ein schöner junger Mann von schwindzwanzig Jahren, dessen ursprünglich feine Gesichtszüge das Wetter und die Erfahrung gebräunt und ein wenig gefurcht hatten. Er trug seine Sturmhaube in der Hand, ging, als der König ihm einen Wink gab, auf Trelawney zu, der ihn sogleich erkannte.

„Es sind zwei Kriegskameraden,“ sagte der König zu Sir Herbert. „Sie waren Beide dicht in meiner Nähe am Boynefluß — Einer ist alt, der Andere jung — er war zwanzig Jahre alt, Henry Hobbart.“

„Und so lange fort aus England?“ fragte Trelawney.

„Ich habe sechs Jahre in Amerika zugebracht,“ sagte Henry seufzend. „Aber man vergißt die Heimath nicht so leicht. Ich kehrte zurück, und da ich mich eines Tages dem Könige in Kensington vor-

stellte, machte er mich zum Gefreiten in seiner Leibwache — er hat es nicht vergessen, daß ich ihm sein Pferd im dichten Kugelregen hielt und beim Angriff gegen Hamiltons Garde an seiner Seite ritt, weil er uns persönlich in's Treffen führte."

„Es ist ein braver Herr — Gott erhalte ihn!" sagte Trelawney.

Der König hatte unterdessen wieder neue Leute sich vorstellen lassen — er war von einer Menge umringt.

„Ja, Gott erhalte ihn!" sagte Henry.

„Aber, Bilz und Hagel, Hobbart!" fuhr Sir Walter fort. „Was ist das? Ihr seid nicht heiter — nicht frei und fröhlich, wie es einem Soldaten von der Garde des großen Königs geziemt. Was zum Henker drückt Euch?"

Henry Hobbart war langsam mit dem Alten durch den Saal des Hauses und den Hof und von da auf die Gasse geschritten, welche von Menschengedrängt erfüllt war, die alle den Leibgardisten neugierig betrachteten.

„Es ist, Sir Walter," sagte Henry, „weil ich heute eben gerade wieder in diese Gegend komme."

„In diese Gegend? Seid Ihr hier unglücklich gewesen?"

„Sehr. Ihr wißt, daß nach dem Tode meiner Eltern ich ganz allein dastand. Durch den Willen meines Oheims für's Waffenhandwerk erzogen, kam ich in die Armee nach Holland und zog mit König Wilhelm wieder nach England. Ich bin hier in Kent geboren, in Winchelsea. Ich lernte, als mein Vater noch Schöffe der Stadt war, die Familie des Sir Pendergraß auf Kealbournhouse kennen — was soll ich sagen? Ich liebte die älteste der beiden schönen Töchter, die jüngere Mary, als wir Beide noch Kinder waren — ich hatte, Ihr wißt es — einiges Geld, und da ich den Sir Pendergraß bat, mir die Hand Mary's zu geben, wenn sie einst zur Jungfrau herangereift sein werde, wenn sie mich dann noch liebe — da schlug mir Sir Pendergraß das rundweg ab. Es war gerade, als ich aus dem Treffen am Boynefluß kam. Ich hatte gegen Jakob Stuart gefochten — und Pendergraß war ein wüthender Jakobit, ein eifriger Katholik — wißt Ihr nun, weßhalb ich abgewiesen ward? Die Verschiedenheit unserer politischen und religiösen Gesinnungen war die Ursache, welche mich um mein Glück brachte."

Henry hielt einige Sekunden inne, dann fuhr er fort:

„Ich war vielleicht thöricht, denn Mary war noch ein Kind, als ich den Vater um ihre Hand bat — aber ich konnte das sanfte und schöne Antlitz mir nicht aus dem Sinne schlagen. Ich hatte eine Bundesgenossin im Hause des Pendergraß — es war Miß Rachel Wren. Diese Dame, eine alte Jungfer, war die Schwester der Mutter des Sir Pendergraß, dessen Gattin schon kurz nach der Geburt von Miß Ellen, der zweiten Tochter des Sir, starb. Miß Rachel war stets freisinnig und nahm meine Partei, aber die Mutter des Sir Pendergraß, Miß Anna, ist allmächtig im Hause gewesen — eine starre und strenge Papistin, hat sie auch den Anhänger Oraniens, den Protestanten, verdammen helfen. Die Familie theilte sich in zwei Lager: die Großmutter Anna war mit dem Sohne Sir Pendergraß und Miß Ellen verbündet — Miß Rachel dagegen und Miß Mary bildeten die Opposition wider die Jakobiten. Miß Rachel ist eine glühende Verehrerin König Wilhelms, obgleich sie Katholikin ist."

Sir Walter Trelawney lachte.

„Eine wackere Dame, die ich jetzt schon verehre!" rief er.

„Sie lachen, Sir Walter," fuhr Henry fort. „Es klingt auch beinahe sehr lächerlich — aber wer, wie ich, so tief berührt wurde durch diesen unseligen Glaubenszwist, der wischt sich weil eher die nassen Augen. Es ist ein Unglück sondergleichen, wenn die Kämpfe der Parteien, der religiösen und der politischen, ihren Weg in die Häuslichkeit hineinfinden — sie reißen Alles auseinander, was eng und glücklich miteinander verbunden war, sie machen einen Feind aus dem Sohne des Hauses und zerrütteten das Glück der Edelsten. — Ich habe das empfunden. Ich verließ Europa und suhe über den Ozean in das fremde Land Amerika mit meinem Gelde — mit meinem Schmerze. Ich versuchte mich anzusiedeln — es mißglückte. Ich kehrte zurück aber ohne Geld — meinen Schmerz habe ich behalten."

Henry lachte bitter.

„Wie der König mich aufnahm — wißt Ihr. Es war ein Balsam auf die Wunden — aber als wir und dieser Gegend nahten, da stieg alles Leid wieder vor mir empor, da sah ich alle die lieben, mir entrückten Gestalten wieder. — Sie werden begreiflich finden, daß ich ernst wurde."

„Kann es Euch nicht verdenken, Henry. Saht Ihr die Pendergraß wieder?"

„Noch nicht. Aber der Zug geht nach Winchelsea. Kealbournhouse, der Sitz des Sir Pendergraß, liegt nicht weit davon zwischen Guddesford und Rye; wir kommen in die Nähe des Schlosses — ob ich dem Sir und seiner Familie einen Besuch mache? — ich weiß es nicht. Es zieht mich hin — und es stößt mich zurück."

Sir Walter schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

„Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, Henry — bleibt zurück von den Jakobiten. Was stimmt Euch nach diese Gesellschaft? Das junge Mädchen — hm — das wäre die Einzige, aber wer weiß, was Ihr da erfahren werdet. Sie hat sicher schon gewählt, seit Eurem Abschied sind sechs Jahre verflossen."

Henry seufzte tief und schritt schweigend neben Walter durch die Menschengruppen, als plötzlich lautes Geschrei ihn wieder aufmerksam machte. Beide Männer standen vor einem Menschenkreise, der aus verschiedenen Personen zusammengesetzt war.

„Schlagt sie nieder, die Hexe!" riefen Einige. — „Oho — sie ist hier, um Unheil zu säen!" — „Hinaus aus Romney mit der wilden Katze!" ließen sich die Andern vernehmen.

Henry trat in den Kreis. Seine Uniform und das Ansehen Sir Walters bewirkten, daß die Menge achtungsvoll bei Seite wich. Jetzt erblickte er kaum zehn Schritte von sich ein junges, schönes Mädchen. Sie trug die Kleidung der Landdirnen von Kent, hatte ein braunes Tuch um ihren Kopf geschlungen, unter welchem ihre schwarzen Haare sich hervorstahlen, und hielt ein Bündel in der linken, einen Stock in der rechten Hand. Ihre Augen funkelten zornig und wild, zuweilen öffnete sie ihre Lippen zu leisen Verwünschungen gegen die Menge, und dann zeigte sie die weißen Zähne, wie ein Raubthier, das gereizt wird.

„Hollah! — Ihr Leute, was gibt es mit dem Mädel?" rief Trelawney, in den Kreis tretend.

„Sir Walter!" sagte ein Mann, vortretend. „Es ist Bessie Hunt, die Tochter des Gemüsebauers auf dem Moore. Ein schlimmes Mädchen."

Bessie machte eine zornige Bewegung.

„Seht Ihr? Seht nur — sie will schlagen!" riefen einige Stimmen.

„Ruhe, Ihr da!" rief Sir Walter. „Was hat die Dirne gethan? Wem trat sie zu nahe?"

Alles schwieg.

„Nun, keine Antwort?" fragte Henry, der das Mädchen nicht ohne Interesse betrachtete.

„Ja — das kann man schwer beantworten," sagte ein dicker Mann, der Schmied Dunny von Old Romney. „Ihre ganze Person ist eine Uebelthat."

„Da! ha!" lachte Trelawney. „So sieht mir das Mädchen nicht aus."

„Ja — ja — Dunny hat recht — sie ist ein böses Ding!" schrieen wieder die Lärmmacher.

„Ihre faule Schufte!" rief Bessie, den Knüttel schwingend. „Ich kam locker, um einige Eilen Spitzen zu verhandeln — mein Herr. Ich thue Niemandem etwas zu Leide. Aber sie haben sich zusammentrottirt, um mich zu beschimpfen — weil — —"

Sie stockte.

„Was?" rief Henry.

„Weil sie eine Hexe ist!" rief Dyck, der Schneider.

„Nein, weil sie des Schmugglers Tochter ist!" fiel der Schmied ein. „Sie wartet auf gute Gelegenheit, wie die heutige, um die Waaren an den Mann zu bringen, die ihr Vater aus Frankreich holt."

„Hurrah! Dunny hat Recht!" heulte die Menge.

„Das ist nicht Eure Sache, zu entscheiden," sagte Sir Walter. „Das muß der Mayor untersuchen — laßt die Dirne ziehen."

„Mit Verlaub, Sir!" rief der wüthende Schneider. „Wir müssen sie visitiren — vernehmt: Es ist nicht Hexerei, nicht das Pascherhandwerk allein, was uns sorglich macht — nein, es ist noch mehr. Die Hunts sind Papisten, sind Anhänger der Ebelleute, welche es mit den vertriebenen Stuarts halten. Hunt steckt mit der papistischen Clique in London zusammen, mit Mönchen, die dort im Geheimen leben. Er ist ein anheimlicher Kerl, der, wie weiland Guy Fawkes, eine Pulververschwörung vorbereiten kann, und der den Auftrag hat, die protestantischen Leute heimlich zum Papstthum herumzubeingen. Da geht denn dieses Mädel dort mit Schriften im Korbe rings umher und streut ihre päpistischen Traktätlein aus und steckt sie Jedem zu, der nur in ihre Nähe kommt — das können freie Engländer nicht dulden."

„Oho!" rief das Mädchen höhnisch. „Der dumme Schneider — er ärgert sich, weil der Vater ihn einen Pfuscher geheißen hat."

„Nieder mit der Papistin!" rief der Schneider.

Digitized by Google

„Nieder mit ihr!“ heulte die Menge nach.

„Kommt an — kommt an!“ rief das Mädchen, ihre schlanke Gestalt vorn überbeugend und sich in Vertheidigungsstand setzend.

„Drauf — schlagt sie nieder!“ rief der Schneider, und die Menge drang vorwärts.

„Zurück, im Namen des Königs!“ rief jetzt Henry, der mit einem Satze zwischen Bessie und ihren Angreifern stand. „Wer darf jetzt, wo Seine Majestät hier verweilt, des Königs Frieden brechen?“

„Aber es ist eine Papistin — die Katholischen sind König Wilhelms Feinde!“ erwiederte der Schneider.

„Was wißt Ihr davon, guter Freund!“ sagte Henry. „Kümmert Euch um Eure Nadel und Zwirn — nicht um Politik und Religion!“

„Herr!“ rief Dyk zornig. „Es ist die Pflicht jedes Engländers, die Freiheit zu überwachen.“

„Aber nicht Eures Amtes, die Leute, die anderen Glaubens sind, wie wilde Thiere zu behandeln. Es ist des Königs Wille, daß kein Unterschied gemacht werde in Glaubenssachen. Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, Seiner Majestät durch Verfolgung der redlichen Katholiken einen Dienst zu leisten. Der König achtet jedes Bekenntniß.“

„Ja, redlich — da steckt's!“ rief der Schmied.

„Hebe, mein Kind,“ sagte Henry; „haft du wirklich papistische Schriften bei dir?“

Bessie blickte den Gardisten mit ihren dunkeln Augen an, es drückte sich viel Dankbarkeit in diesem Blicke aus; sie trat zu ihrem Beschützer heran und reichte ihm die Hand.

„Nehmt meinen Dank, Sir,“ flüsterte sie. „Ihr habt mich geschützt — Euch will ich es nicht wehren, das Bündel zu untersuchen.“

Sie knüpfte schnell ihr Bündelchen auseinander, einige Päckchen Wolle, ein paar Blumen und ein Kräuel Bindfaden rollten heraus.

„Das sind die papistischen Traktate!“ rief sie höhnisch.

„Ihr seht, es ist Nichts!“ sagte Henry. „Und ich verbiete Jedem von Euch, den Mädchen ein Leides zu thun, wenn Ihr nicht des Königs Ungnade auf Euch laden wollt. Zurück!“

Die Menge wich, dem energischen Befehle und jog sich brummend zurück.

„Eile hinweg von hier!“ sagte Henry schnell zu Bessie. „Die Aufgeregten könnten dich insultiren, wenn wir fort sind.“

„Oh — sie fürchten sich vor mir,“ sagte Bessie mit wilden, funkelnden Blicken. „Ich bin ihnen eine gefährliche Katze — aber heute waren ihrer zu viel — wenn Ihr nicht herbeikamet, Sir, so hätten sie mich gekratzt und vielleicht getödtet. Es ist eine große Erregung gegen Alles, was katholisch ist hier im Lande. Tausend Dank! — Ihr habt mich befreit, und wenn es einst sich so fügt — wenn ich Gelegenheit haben sollte — hier, meine Hand darauf, ich will Euch den Dienst vergelten.“

Sie reichte Henry ihre Hand; er ergriff sie und nickte dem Mädchen einen Abschiedsgruß. — Trotz des Dankes, den sie ihm spendete, lag doch ein gewisser Stolz in den Worten, es hörte sich an, als spräche die Dirne wie eine Protektorin, und Henry wollte eben weitere Fragen thun, aber da schmetterten lustig die Hörner.

„Der König bricht auf!“ rief Trelawney.

„Ich muß zu ihm!“ sagte Henry.

Bessie hatte sich schon entfernt.

„Ich werd' es Euch gedenken!“ rief sie, und mit zwei Sätzen war sie hinter dem Hause verschwunden. Gleich darauf erschien sie auf dem kleinen Hügel, der hinter der Heerstraße emporstieg, winkte noch einmal mit der Hand und verschwand dann.

„Ein seltsames Geschöpf!“ sagte Trelawney. „Aber es war Recht, daß Ihr sie in Schutz nahmet.“

„Ihr seht, wie dieser Haß die Menschen verleitet,“ sagte Henry. „Die Bewohner dieses stillen Ortes sind Fanatiker.“

Sie waren bei dem Pfarrhause angekommen. Der König stand mit Lord Sidney vor der Thür, Alles hatte die Hüte und Mützen in den Händen, die Jagdgesellschaft war bereits im weiten Bogen um Romney her aufgestellt und wartete auf das Zeichen zum Beginnen des Treibens. Die Jagdknechte, die Treiber, die Hundejungen, die Jäger selbst sahen gespannten Blickes nach der kleinen Terrasse des Hauses, wo der König stand. Wilhelm war mit dem Pfarrer im Gespräche auf die Freitreppe getreten. Seine Ehrwürden schienen dem Könige die Gegend zu schildern.

„Dort liegt also Brenzet,“ sagte der König.

„Zu Befehl.“

„Da zieht sich die Jagd hin,“ fiel Sidney ein.

„Ein schönes Terrain für die Pferde,“ bemerkte der König.

„Dann wird geschlossen mit dem Kessel bei — wo war es doch?“

„Dort bei den Blackmanstones,“ sagte der Pfarrer. „Eure Majestät können dort ganz unten am Horizont einen kleinen Hügel sehen.“

„Ja — ja — dort unten.“

„Da liegen die Blackmanstones. Es sind ursprünglich Bauten der Römer gewesen, die, wie bekannt, unter Cäsar hier in Kent landeten. Später ward eine Kirche dort erbaut, die nun auch in Ruinen liegt. Es ist jetzt ein unheimlicher Ort, die Leute meiden ihn — obwohl auch Viele ihn suchen.“

„Oh — eine Schauerjage?“ lachte der König. „Was ist denn dort geschehen?“

„Es heißt, daß in den Ruinen ein Schatz verborgen liege, an dessen Besitz oder Aufstöberung sich Verbrechen aller Art knüpfen. Unterirdische Gänge sollen sich durch die Landschaft erstrecken, die nächtlichen Wanderer wollen allerlei Gestalten in den Ruinen erblickt haben, Personen, die sich mit dem Heben der Schätze befaßten, sollen dort spurlos verschwunden sein.“

„Hu — das klingt schauerlich!“ sagte der König. „Aber ich glaube, Lord Sidney wird bereits ungeduldig — die Jagd soll beginnen — laßt blasen.“

Wieder tönten die Hörner, die Rosse wieherten, die Hunde bellten, die Jäger ritten herbei, der König schwang sich in den Sattel. Rasselnd kam die Leibgarde herangesprengt.

Henry Hobbart,“ sagte der König, „mein Nachtquartier ist heute in dem Weiler Guddensford, reitet voraus dahin, mich zu erwarten.“

Henry senkte den Pallasch.

„Es ist dicht bei dem Sitze des Pendergraß,“ murmelte er, sich mit den Reitern in Trab setzend. „Nach sechs Jahren führt mich das Schicksal in seine Nähe.“

Der König hatte sich einen Becher Wein reichen lassen. Er trank auf das Wohl von Old Romney, dann gab er ein Zeichen und unter dem Hurrahgeschrei der Menge begann die Jagd König Wilhelms auf Romney Moor.

3.

Spuk auf der Jagd.

Die Sonnenkugel sank am Horizonte nieder und ihre Strahlen vergoldeten die weite Ebene des Romneymoores. Fast glich dieser Anblick dem Untergange der Sonne auf dem Meere, denn die Fläche bot in der That das Bild einer sanft bewegten See. Im Nebel schwammen bereits die Thürme der fern aufstaudenden Städte.

„Es ist ein exquisiteder Abend nach dem Sturme von gestern,“ sagte Berwick zu Robert Charnock, „und ich freue mich endlich wieder ins Freie zu kommen. Den ganzen Tag über mußten wir im Zimmer bleiben.“

„Es war nothwendig, Hoheit,“ sagte Charnock, vorsichtig um sich blickend, „und ich möchte selbst jetzt noch nicht rathen die Wanderung allzu sehr auszudehnen.“

Sie schritten hinter dem Hause Hunts entlang, durch den Garten in die mit kleinen Bäumen spärlich besetzte Ebene.

„Weh — ich will Luft schöpfen — es ist ein wahres Vergnügen, so frei athmen zu können. Wird zu Morgen Alles bereit sein?“

„Ich hoffe, Mylord. Wir müssen George Porter noch benachrichtigen. Hunt ist in Sorgen, denn seine Tochter Bessie, welche Porter stets benachrichtigt, ist noch nicht zurückgekehrt.“

Es war in der Nähe des Hauses still und einsam, ganz in der Ferne hörte man das Rollen der See. Berwick log die exquidende Luft ein, welche von dem Meere herüber wehte.

„Was ist das für ein Ort, an welchem wir uns hier befinden?“ fragte er um sich blickend.

Die beiden Männer standen inmitten einer Ruine. Pfeiler, mit Schlingpflanzen überwuchert, einige Wände, an denen noch Spuren der Malerei sichtbar waren, zwei oder drei die Bogenfenster, durch welche die Strahlen der Sonne fielen und der Rest eines hochgewölbten Zimmers — das war die Umgebung, die Berwicks Frage veranlaßte.

„Es sind die Blackmanstones“, sagte Charnock. „Ruinen einer Kirche, die einst auf den Trümmern römischer Gebäude errichtet wurde. Es ist ein verrufener Ort, die Landleute meiden ihn, weil sie sagen es spuke hier der Geist eines alten Heidenpriesters und es seien hier Schätze versenkt, ehemals dem Tempel der Römer angehörig, zu denen ein besonderer Eingang führe, den vergeblich bis jetzt die Schatzzieher gesucht haben.“

Berwick trat in die verfallene Pforte. Die Ruine lag auf

Digitized by Google

einem kleinen Hügel, vor des Herzogs Augen dehnte sich das Moor aus, hinter ihm lag Hunts Haus, dessen Garten mit dem kleinen Gehölze und durch hasselne mit den Ruinen verbunden erschien. Der Wind zog durch die Fensterlöcher.

„Jordy," sagte der Herzog plötzlich, „was war das?"

Charnock horchte auf.

„Wirklich, ich vernehme Lärmen, Hoheit."

„Es ist der Ton eines Hornes — da — ein zweiter — ein dritter. Mir sind diese Töne bekannt — alle Wetter die Jagd des Königs nähert sich wohl diesem Orte."

Charnock fuhr auf. Die Ansicht Berwicks wurde bestätigt, denn mit rasender Eile brach aus dem Röhricht am Saume des Waldes ein mächtiger Hirsch hervor und sauste über die Ebene dahin — ein zweiter folgte. Nun konnte man deutlich Stimmen vernehmen — Hörnersignale tönten — jetzt erschien am Saume der Ebene eine langgedehnte Schaar von Reitern, hinter ihnen Jagdleute und Treiber.

„Es ist die Jagd des Königs", rief Charnock.

„Ich sagte es ja, wir sind nicht sicher. Zurück ins Haus, Hoheit — es ist gefährlich. Dort kommt ein neues Geschwader — sehen Sie rechts hin."

Berwick stand unbeweglich. Er sah die Jäger hervorkommen, die in weitem Bogen die Ebne umkreisten, und die Hirsche eingeschlossen suchten. Auch von hinten her, in der Richtung nach Hunts Wohnung kamen Reiter herbei. —

„Es ist ein Kesseljagen zu Pferde" sagte Berwick, „wir sind mitten im Kreis — ringsum sind wir eingeschlossen."

„Eilen Sie zurück, Hoheit", bat Charnock. „Sie sind bekannt bei den Hofherren die mit dem Könige reiten — es wäre Ihr Unglück, wenn man Sie, den Verbannten, den Sohn König Jakobs, erkennen sollte."

Berwick rührte sich nicht. Er hatte sein Blicke auf eine Reitergruppe gerichtet, welche langsam galoppirend, gerade auf die Ruine zukam.

„Wenn nicht Alles mich täuscht, so ist dort der Oranier — der Vernichter meines Vaters — sollte es eine Schickung sein?"

Er wickelte den Mantel um sich, aber seine Hand zog ein Pistol hervor.

„Um Gottes Willen, teine Thorheit, gnädiger Herr", bat Charnock „Sie stürzen Alles."

„Wer weiß", rief Berwick ohne sich zu rühren, aber die Augen fest auf den Reiter gerichtet.

„Gütiger Gott!" wie sind verloren — das kommt von Ihrem Zögern. Wenden Sie sich um — die Jäger sind bereits bei Hunts Hause angelangt. Unbemerkt können wir nicht mehr hineinschlüpfen — die andern kommen hier herauf — mitgerade ein Ort, wo wir uns bergen können — überall flache Ebene, kein Baum."

Berwick drückte um sich. In der That wurde seine Lage höchst gefährlich. Das Haus Hunts war von den Jägern umzingelt, die ihre Pferde aus der Tränke erquickten und dort Rast hielten — sie schlenderten nach Art vornehmer Cavaliere dreist durch den Garten und wieten schon nach den Ruinen. Von allen Seiten kamen die übrigen Jäger auf das Haus zu — immer enger ward der Kreis — die Hirsche jagten darin herum — deutlich hörte man die Klappern der Treiber — der Punkt war das Hallali der Jagd.

„Unser Loos wird bald entschieden sein," murmelte Berwick „vielleicht stirbt er noch vorher durch meine Hand."

„Es wird abgeblasen," sagte Charnock mit dumpfer Stimme, „der Hirsch ist ertegt — die Jagd zu Ende und auch wir sind am Ziele. Zurück können wir nicht mehr in das Haus. Die Reiter, welche dort unten heraufommen, werden uns hier finden."

„Es sind der König und Lord Sidney," sagte Berwick, „Beide werden mich sogleich erkennen. Morgen Abend bin ich im Tower, die Verschwörung ist vorüber, aber auch vielleicht unnütz gewesen, denn ich werde, ehe sie mich knebeln, mein Pistol auf den Oranier abfeuern, sobald er vor mir steht." (Forts. f.)

Aerztliches Laienbrevier.

Von Dr. med. **W. Burm**, Badearzt des Königlichen Bades Teinach im Schwarzwalde.

1. Allgemeine Betrachtungen.

„Der Mensch, sagt Leibniz, braucht eigentlich nur an zwei Dinge zu denken, erst an die Tugend, dann an die Gesundheit." Wenn wir in unsern Vorträgen dagegen die Gesundheit als erstes Denkobject voranstellen, so geschieht es nicht aus Mißachtung der Tugend, sondern in der Ueberzeugung, daß das Sein doch immer die Grundbedingung jeder Thätigkeit, daß ein normaler Lebensprozeß sowohl Ursache als Wirkung einer sittlich geordneten Existenz sei, und daß die Gesundheit zur Ausübung activer wie passiver Tugenden jedenfalls mehr befähige als die Hinfälligkeit. Gesunde Geistesthätigkeit in einem gesunden Körper, das ist das vielzitirte Ideal, dem wir nachstreben müssen.

Während bei der naturgemäßen Einfachheit aller ihrer Lebensverhältnisse den Thieren des Waldes und der Flur die Erziehung und das Beispiel von Eltern und Genossen alles behufs richtiger Lebensweise zu Wissende mittheilt, versetzt man unter der menschlichen Erziehung viel zu einseitig die Entwicklung geistiger oder körperlicher Fertigkeiten, welche den Zögling fein Brod zu verdienen in den Stand setzen sollen. Die Sorge für das leibliche Wohl bleibt allermeist mehr oder weniger der amtlichen Sanitätspflege oder dem regelmäßig oder nur in Nothfällen consultirten Hausarzte überlassen. Und doch ist das körperliche Wohl des Einzelnen zugleich eine Lebensfrage für die menschliche Gesellschaft, und es ist weit leichter, sich gesund zu erhalten, als, einmal erkrankt, wieder zu genesen, ja, der über die Lebensvorgänge Unterrichtete wird in Krankheitsfällen die Bemühungen des Arztes gewiß erfolgreich unterstützen, und diesen selbst in Nothfällen einigermaßen ersetzen können.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, und alle unwesentlichen, ohne Anschauung doch unverständlich bleibenden Details ebenso wie eine blasirte Verneinung aller positiven Heilerfolge vermeidend, wollen wir dem Leser den Bau, die Verrichtungen, die Krankheitszustände des menschlichen Leibes und die zu der letzteren Abhaltung und Behebung erforderlichen Verhaltungsregeln in Wort und Bild in der Folge vorlegen.

Welchen Ursprung wir auch immer das Menschengeschlecht in unsren Vorstellungen nehmen lassen, darüber, daß dasselbe im Laufe vieler Jahrtausende durch allmähliche Entwicklung mittelst natürlicher Ursachen zu dem Genus des „homo sapiens", des Culturmenschen, geworden, kann kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit bestehen.

Wirklich also ein Kind, ein Product der Natur, wirkt der Mensch vermöge seiner Fähigkeiten auch wieder bestimmend auf die Natur zurück; diese Wechselwirkung äußert sich beispielsweise in der nach den Climaten verschiedenen Racenorganisation einestheils, anderntheils in den Veränderungen, welche Climate durch menschliche Werke, wie Entwässerungen, Bewaldungen u. dgl., erfahren. Solche Veränderungen wirken alsdann wiederum bestimmend auf den ihnen ausgesetzten Menschen zurück.

Die Elemente, welche den menschlichen Organismus aufbauen und erhalten, die Kräfte, deren Spiel die niedern wie die höchsten Lebensäußerungen nothwendig vermittelt, finden wir alle in der allgemeinen Natur gleich geeigenschaftet wieder; nicht die Stoffe und Kräfte des Leibes sind unbekannt oder räthselhaft, sondern nur die Art und Weise ihres feineren Zusammenwirkens vermag die Physiologie noch nicht überall mit wünschenswerther Klarheit zu demonstriren. Jenes Atom Eisen, welches ein Meteorit unserer Erde zugeschickt, ist chemisch und physikalisch völlig gleich einem andern Eisenatom, welches einen Nagel bilden hilft, oder als Eisenoxder eine Quelle trübt, oder, an die Blutzelle gebunden, „durch die Schläfe eines Dichters rinnt." Und ebenso verhalten sich andre, dem Körper nothwendige Stoffe: Phosphor, Schwefel, Kalk, Kieselerde, Kochsalz, Sauerstoff u. s. w. Licht und Wärme, Electricität und Magnetismus, Schwerkraft und mechanische Einwirkungen aber sind nichts andres als Zustände, Eigenschaften, feinere oder gröbere Bewegungsvorgänge, welche, an die Stoffe unterenbar gebunden, als einander innig verwandte Vermittler aller Wirkungen der Körper erscheinen, und welche darum in ihrer Gesammtthätigkeit die ewige unwillkürliche, aber gesetzmäßige Ordnung im ungeheuren Weltraume aufrecht erhalten; sie sind auch für Pflanze und Thier auf unserm Planeten nothwendige Lebensbreite und Lebensresultate, unentbehrliche Functionäre, auf welche später näher eingegangen werden wird. Der unendliche Kreislauf von Stoff und Kraft ist die niemversiegende Quelle alles Geschehens in der Natur, alles pflanzlichen und thierischen „Lebens."

Wir dürfen daher wohl von Lebenskräften, aber nicht mehr von einer eingebildeten, durch die Wissenschaft begrabenen Lebenskraft sprechen.

Während man allgemein zugiebt, daß der Mensch nach seiner leiblichen Seite in der Natur wurzle, sträuben sich doch noch Viele,

Digitized by Google

diesen Zusammenhang hinsichtlich der geistigen Seite getten zu lassen. Und doch kann nur der Ununterrichtete oder der absichtlich Blinde verkennen, daß alle Geistesthätigkeit an die leiblichen Organe untrennbar gebunden und von ihnen modifiziert ist, daß unsre Sprache aus Naturlauten, unsre Kunst aus natürlichen Vorlagebildern, unsre ideellen Vorstellungen aus Sinneseindrücken, unsre Moral und Justiz aus natürlichen Gesellschaftsbeziehungen entsprungen. Mit der Zeit wird eine durch die Kritik erleuchtete Statistik sogar mathematisch begründete Naturgesetze auch für unser „Geistesleben" aufzustellen vermögen, und zwar keineswegs zum Schaden unsrer Menschenwürde.

Die medizinische Wissenschaft ist somit auch wesentlich ein Zweig der allgemeinen Naturlehre, denn diese letztere allein vermag die Bedingungen zu zeigen, unter welchen der Mensch entstehen, bestehen, seine Aufgaben erfüllen kann, und unter welchen er seine Laufbahn endet. Treffend sagt darum Benekе, indem er die richtige Auffassung des Menschen in seinem Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur mittelst der allgemeinen und vergleichenden Physiologie als einzig gültigen Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Heilkunde bezeichnet: „Große, durchgreifende Naturgesetze beherrschen, wie das gesammte Geschehen in der Natur, so auch das Leben des thierischen und menschlichen Organismus; ohne ihre gründliche Erkenntnis wird es immer ein vergeblicher Versuch sein, sich die Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens zu deuten. Nicht die Kenntnis einiger Krankheitserscheinungen und vieler Arzneimittel macht den Arzt; der allgemeine Physiologe ohne jedes Arzneimittel im engeren Sinne des Wortes wird stets ein besserer Rathgeber in Krankheiten sein, als der beste Arzneikenner ohne allgemeine Physiologie."

Wenn wir sonach unter der Natur das allgemeine harmonische Wechselverhältnis aller vorhandenen Stoffe und der sie gekuppelten Kräfte verstehn, so dürfen wir in logischer Folge als Gesundheit die engere harmonische Wechselwirkung der Organe und Organtheile des Körpers unter sich und mit der Außenwelt definiren, als Krankheit aber eine sinnenfällige Störung dieses Verhältnisses. Die Zwischenstufe zwischen beiden Zuständen nennen wir Gesundheitsbreite, und auf ihr befinden wir uns Alle, da absolute Gesundheit so wenig wie irgend ein Ideal sich in der That verwirklicht findet.

Freilich kann der Mensch erst dann, wenn er eine gehörige Partie eingherzigter Vorurtheile und eingreifender Gewohnheiten über Bord zu werfen sich entschließt, jenen Grad unbefangener Lernfähigkeit erreichen, der allein Aus zur Auffassung der ebenso klaren als einfachen Grundgesetze der Natur besitzt, und mit damit den Schlüssel zu ihren verwickelteren Geheimnissen und speziell zu den das menschliche Leben in allen Phasen und Lagen, im Physischen und Moralischen regelnden Schätzen nützlicher Kenntnisse überliefert. Wenn nicht Alles täuscht, so wird die Erziehungsweise der Zukunft auf dieser Grundlage neu aufgebaut werden, und dann, indem sie die Entwicklung des physischen, moralischen und intellectuellen Lebens aus der Natureinheit ableitet und nach deren allgemeinen Gesetzen regelt, einen organisch, und darum unfehlbar wachsenden Fortschritt des Menschengeschlechtes sichern und verallgemeinern. Aber auch der dem Erzieher bereits entwachsene Mensch ist niemals der Erziehung entwachsen; noch für ihn ist es eben Augenblick Zeit, sich glücklicher, besser und weiser zu machen. Und dieß geschieht nur an der Hand der Mutter Natur, deren correcter Dollmetscher zu sein unsre Feder anstreben wird.

Ein deutscher Pionier.

Von **W. Loth** in New-York.

Bereits im Jahr 1683 wanderte eine Schaar Deutscher vom Neckar und Rhein unter Leitung des Doctor Pastorius nach Amerika aus und brach der deutschen Einwanderung im Staate Pennsylvanien Bahn, nachdem vereinzelte deutsche Einwanderer in der zu jener Zeit noch New-Amsterdam, jetzt New-York benannten Weltstadt, schon früher aufgetreten waren. Unter den ersten Ansiedlern wird Jacob Fuchs aus Baden genannt; die ältesten, noch vorhandenen Schiffslisten aus den Jahren 1657 bis 1664 weisen 21 deutsche Einwanderer aus den verschiedensten deutschen Staaten auf, deren größter Theil, wie es scheint, über Holland gekommen war; sie verschwanden denn auch bald hier unter den Holländern, und nur ihre Namen sind zufälliger Weise noch aufbewahrt. Die meisten waren ohne große Bildung und können nur als Vertreter deutschen Fleißes und seßhaften Handwerkes, nicht aber als Träger heimischer Sitte und Cultur bezeichnet werden. Eine rühmenswerthe Ausnahme machten Peter Minnewit aus Wesel am Rhein, von 1625—1632 als „Generaldirector" von New-Amsterdam und später Begründer der ersten Niederlassung im Staate Delaware, sowie Jacob Leisler aus Frankfurt am Main, der zweite und letzte deutsche Gouverneur von New-York, welchen beiden Fr. Kapp in seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Die Eigenthümlichkeit der hiesigen Verhältnisse bringt es mit sich, daß Männer, welche sich nicht gerade im politischen Leben ausgezeichnet oder durch den Erwerb colossaler Vermögen bekannt gemacht haben, auch wenn sie von nicht unerheblichem Einfluß auf ihre nähere oder fernere Umgebung gewesen sind, doch bald in Vergessenheit gerathen. Der fortwährende Wechsel der Bevölkerung ist nicht geeignet, auf längere Zeit hinaus das Andenken solcher Männer zu bewahren. Es ist daher für die Deutschen von hohem Interesse, die Namen und Thaten solcher der Vergessenheit zu entreißen, welche als unsere Stammesgenossen von Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in unserm Adoptivvaterlande gewesen sind. In Bezug auf die frühere Geschichte fließen leider die Quellen überaus sparsam. Durch die von mir zu anderen Zwecken vorgenommenen Nachforschungen über die früheste Geschichte Brooklyn's ist mir so ein alter deutscher „Settler" bekannt geworden, der es wohl verdient, daß sein Name der Vergessenheit entrissen werde. Ihm mögen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Brooklyn, die zweitgrößte Stadt im Staate New-York und die fünftgrößte in den Vereinigten Staaten, liegt auf einer 120 englische Meilen langen, ziemlich schmalen Insel. Von New-York ist die Insel nur durch einen Meerearm getrennt, der bald von der längsten Brücke der Welt überspannt sein wird. Die Stadt zählt jetzt nahe an 400,000 Einwohner. Vor etwa 100 Jahren freilich war es anders. Brooklyn ward zuerst im Jahr 1625 angebaut; in diesem Jahre ward am 9. Juni auf Long Island das erste weiße Mädchen, Sarah Navejee, geboren, welches freudige Ereignis den Gouvernenr Minnewit bewog, den Eltern eine Kuh zu schenken, die erste, welche auf der Insel ihre Nutwartung machte. Brooklyn wuchs nur sehr langsam; im Jahre 1698 zählte es erst 509 Einwohner und einhundert Jahre später noch nicht 2,000. Um diese Zeit tritt uns in Brooklyn der erste deutsche Name mit Sicherheit entgegen: Johann Schwerdtopf aus Hessen, seines Zeichens ein Büchsenmacher.

Schwerdtopf scheint in den Jahren 1740 bis 1750 nach Amerika gekommen zu sein und sich bald nach Brooklyn gewendet zu haben. Die meisten öffentlichen Urkunden gingen im Revolutionskriege zu Grunde; später jedoch finden sich mehrfache Documente, die seinen Namen erwähnen oder von ihm unterzeichnet sind; derselbe wird hier beschiedenartig geschrieben: Swartkoop, Swertcope u. a. Unser Landsmann sind zwar bei seinem Gewerbe ein ausstommliches Leben, da er seine Thätigkeit besonders auf die schon bedeutend größere Stadt New-York richtete, allein in ihm lebte so ein Stück Naturforscher. Obwohl nur mit den zu jener Zeit üblichen Schulkenntnissen ausgerüstet, gewann er doch allem dem, was die Natur um ihn herum schuf, ein hohes Interesse ab. Sein Gewerbe als Büchsenmacher machte ihn zum Jäger, und als solcher wieder wurde er mit den Pflanzen des Waldes bekannt. Bereits vor Ausbruch des Revolutionskrieges war er in den weitesten Kreisen als Fabrikant von „Bitters" bekannt. Es ist dies ein nach Art des „Wachholders" angefertigter Liqueur, den der Amerikaner leidenschaftlich liebt und den Schwerdtopf durch seine Bekanntschaft mit den hiesigen Kräutern und Pflanzen ausgezeichnet zu bereiten wußte. Seine Fabrikate waren gesucht und berühmt in allen civilisirten Gegenden, und sein Verdienst war kein geringer. Derselbe wurde jedoch in neuen Unternehmungen angelegt. Schwerdtopf pachtete große Strecken des zu jener Zeit noch ziemlich unbenutzt liegenden Landes, züchtete darauf Rosen und präparirte ein ausgezeichnetes Rosenwasser, das von allen amerikanischen Damen weit und breit gesucht wurde. Während so unser Landsmann bestrebt war, sich seiner Umgebung und dadurch sich selbst nützlich zu machen, brach der große Unabhängigkeitskrieg aus. Am 26. August 1776 wurde die Schlacht auf Long Island geschlagen, das hierdurch sechs lange Jahre in die Hände der Engländer kam und während dieser Zeit Annassen der gefangen genommenen Patrioten einen erzwungenen Aufenthaltsort bot. Die erwähnte Schlacht

Digitized by Google

vernichtete alle die zahlreichen, von Schwerdtopf angelegten Rosengärten, sie machte ihn zum armen Mann. Dazu trat aber noch ein anderer Uebelstand, der ihm weit mehr zum Herzen ging. Deutsche Fürsten hatten in fluchwürdiger Weise ihre „Unterthanen" an England für den Krieg in Amerika verkauft. Diese Hülfstruppen überschwemmten jetzt Long Island und so mancher „Landsmann" kam in Schwerdtopfs Hotel, der ja „Landesvater" nach hier verschachtert hatte. Der brave Hesse nahm sich dieser Unglücklichen nach Kräften an und brachte eine große Zahl derselben in das Innere der Insel, wo sie sich so lange aufhielten, bis eine genügende Anzahl zusammen war, um sie auf die gegenüberliegende Küste von Connecticut überzusetzen. Hierdurch aber ward Schwerdtopf den Nachstellungen der englischen Truppen ausgesetzt und mehr als einmal saß er sein Leben in ernstlicher Gefahr; doch den starren Republikaner schreckte dies nicht ab, die Noth seiner Landsleute zu mildern und so vielen, als nur möglich, zur Flucht zu verhelfen. Sechs Jahre nach der Schlacht auf Long Island mußten die Engländer die Stadt New-York und damit auch die Insel für immer räumen und am 20. Januar 1783 wurden zu Versailles die vorläufigen Friedensartikel zwischen England und Amerika unterzeichnet.

Alles lebte jetzt wieder auf; nach halb zehnjährigen schweren Kämpfen war Amerika frei von englischer Knute, und nach und nach begann sich die große Republik zu entwickeln. Die Kämpfe hatten freilich unermeßliche Opfer gekostet, und Hab und Gut der Bewohner schwer betroffener Gegenden war fast gänzlich vernichtet. Mit einer unglaublichen Geduld fing Schwerdtopf von neuem an; sein Handwerk nährte ihn anfangs nur nothdürftig, er fabricirte daher wieder „Bitters" und schuf bald auch seine geräumigen Rosengärten wieder, um Rosenwasser zu destilliren. Das genügte ihm aber noch nicht; er pachtete große Strecken unbenutzt daliegenden Landes zu äußerst geringen Preisen und zog auf diesen Erdbeeren. Die bis dahin hier noch wenig beachtete herrliche Frucht brachte Schwerdtopf bald zu solcher Beliebtheit, daß sie zu einem Heilgericht der Amerikaner wurde. In jedem Jahre mußten die Plantagen vergrößert werden, und im Frühjahr war auf den Märkten New-Yorks die allgemeinste Nachfrage nach Erdbeeren; Schwerdtopf hatte gleichsam das Monopol dieser Frucht auf allen New-Yorker Märkten. Dieser Handel hat in den bis jetzt abgelaufenen 80 bis 90 Jahren eine solche Zunahme erfahren, daß im Frühjahre Millionen von kleinen Körbchen mit Erdbeeren nach New-York zum Verkauf kommen und einen hochwichtigen Handelsartikel für den Farmer bilden.

Der vierfache Geschäftsbetrieb — Bäckereifabrik, Erdbeerenzucht Fabrikation von „Bitters" und Rosenwasser —, dem Schwerdtopf oblag, erregte schon das Erstaunen der umwohnenden Amerikaner, mehr aber noch, daß bei so getheilten Kräften unser Landsmann mit raschen Schritten vorwärts kam. Man meinte, daß ganz besondere Glücksfälle dazu mitgewirkt haben müßten, und daß derbreitete sich das Gerücht, daß er einen großen zur Zeit der Revolution vergrabenen Schatz aufgefunden und mit diesem sein Glück begründet habe. Mit Unrecht aber, sein Glück verdankte er nur seiner raftlosen Thätigkeit.

Zum letzten Male tritt uns Schwerdtopf in einer Urkunde vom Jahr 1794 entgegen; er wird da ein „old man" genannt, der Ecke von Fulton Str. und Love Lane wohnte. Bald darauf scheint er gestorben zu sein. Der Sage nach soll er mehrere Kinder hinterlassen haben; doch kommt sein Name oder doch ein ähnlich tautender in Brooklyn, New-York oder Umgegend nicht vor.

Wo das Grab des alten deutschen Settlers liegt, wer weiß es? Ist doch sein Name kaum noch bekannt. Dort aber, wo er zuerst Rosen und Erdbeeren in Masse gezüchtet, sind schon seit Decennien steinerne Prachtgebäude emporgewachsen; die von ihm zuerst auf diesem Continent in größerem Maße gepflegte Erdbeerenzucht ist längst von den Gestaden Long Islands verdrängt worden, und hat in den benachbarten Staaten, besonders in New-Jersey gute Aufnahme und Pflege gefunden. Im Frühjahr kommen, wie schon bemerkt, ganze Eisenbahnzüge mit Erdbeeren nach New-York und Brooklyn; alle Schulen halten zu dieser Zeit sogenannte Erdbeerenfeste, an welchen die Kleinen mit den köstlichen Erdbeeren regalirt werden; Niemand aber denkt daran, daß ein Deutscher, der alte Hesse Johann Schwerdtopf es war, welcher den Anbau dieser würzigen Waldfrucht hier eingeführt.

Das Treffen von Fère Champenoise.

Ein Ehrentag der württembergischen Kavallerie.

Von **Dr. Ferdinand Pfau.**

Mit einer Original-Holzzeichnung vom württembergischen Rittmeister a. D. **O. v. Faber du Faur.**

Um Mittag des 25. März 1814 hatten die beiden Marschälle Marmont und Mortier auf den Höhen vor dem Dorfe Sommesous Stellung genommen. Es galt die unter den unausgesetzten Angriffen der verbündeten Reiterei bereits stark erschütterte Ordnung ihrer Truppen wiederherzustellen, und vielleicht erwarteten sie auch, sich in dieser ziemlich starken Position wider den bisher ausschließlich nur mit Kavallerie und reitender Artillerie aufgetretenen Feind bis zum Eindruch der Dunkelheit behaupten zu können. Gerade dieser Halt sollte sich ihnen indeß verderblich erweisen. Immer neue Reiterzüge schlossen sich den in ihrer Verfolgung begriffenen Geschwadern der Verbündeten an, und noch vor zwei Uhr Nachmittags sehen sie sich durch die feindlicherseits nach rechts wie nach links eingeleitete Umgehung gezwungen, den kaum unterbrochenen Rückzug wieder anzutreten.

Die politische und militärische Lage ist bekannt. Von dem Schlachtfelde von Arcis fur Aube hatte sich am 22. März der Kaiser Napoleon I. nach dem Rhein gewendet, um die Verbündeten durch die Bedrohung ihrer Rückzugslinie ebenfalls zur Umkehr zu zwingen, und so den Krieg wieder aus dem Herzen Frankreich an dessen Grenze zu versetzen. Allen rückwärts hetzenden französischen Abtheilungen, und namentlich den vorgenannten beiden Marschällen, welche mit ihren Armeekorps bisher der verbündeten Armee unter Blücher gegenübergestanden hatten, war dabei die Ordre zugefertigt worden, dem Kaiser zu folgen. Auch würde bei einer Verwirklichung seiner Voraussetzung der Erfüllung dieses Befehls kein eigentliches Hinderniß entgegengestanden haben. Gerade diese Voraussetzung aber traf nicht zu; denn weit entfernt, in der feindlicherseits angetretenen Bewegung eine Nöthigung zum Rückzug zu erblicken, hatten die verbündeten Heerfürsten sich vielmehr entschlossen, die ihnen durch die unerwartete Handlung Napoleons gebotene Gelegenheit zu einem unmittelbaren Angriff auf Paris zu benutzen. Seit dem 23. März befanden sich demgemäß ihre Heere im vollen Anmarsch wider die feindliche Hauptstadt und der Weg, den die genannten Marschälle verfolgten, mußte sie so den verbündeten Heermassen unmittelbar entgegenführen. Zwar hatten die französischen Generale bei der ersten Begegnung mit den feindlichen Vortruppen am Morgen des 25. März ihren Marsch unterbrochen und bei dem raschen Anwachsen der feindlichen Streitkräfte sofort den Rückzug angetreten, der Gegner folgten ihnen jedoch so schnell und drängten so scharf, daß, obgleich sie mit Reiterei zur Stelle befaßen, doch bei ihren unausgesetzten Angriffen eine endliche Auflösung und Zertrümmerung beider französischen Corps immer näher drohte, und die Marschälle, um die Verfolgung aufzuhalten und ihre Truppen durch einen unterbrochenen fortgesetzten Rückzug nicht aus der Hand zu geben, sich schließlich zu dem erwähnten Halt genöthigt gesehen hatten.

Ein Haupttheil an dem entschiedenen Handeln der Streitkräfte der Verbündeten mußte dem jungen Kronprinzen von Württemberg zuerkannt werden, welcher für diesen Tag die an der Spitze der verbündeten Armee marschirenden Heersäulen befehligte und aus eigenem Entschluß mit der von ihm geführten Reiterei diese scharfe Verfolgung eingeleitet hatte. Auch waren die Reiter-Abtheilungen des Prinzen und war namentlich dessen eigene württembergische Reiter-Division fortgesetzt dem Feinde zunächst verblieben, wie denn auch jetzt wieder die nach links beabsichtigte Umgehung der feindlichen Stellung von dieser und von der ersten österreichischen Kürassier-Division ausgeführt wurde.

Die Marschälle hatten diese Bewegung jedoch noch zeitig genug entdeckt und andererseits sahen sich sowohl die württembergischen und österreichischen Reiter-Regimenter, als auch auf dem entgegengesetzten rechten Flügel der Verbündeten die russischen Umgehungskolonnen durch die engen und schmalen Hohlwege, welche auf das französischerseits besetzt gehaltene Plateau führten, so sehr an einer raschen Vorbewegung gehindert, daß der Feind vollkommen Zeit besaß, sich zur Abwendung der drohenden Gefahr in Bereitschaft zu setzen.

Digitized by Google

Es kam für die beiden französischen Heersführer darauf an, wenigstens mit dem Hauptheil ihrer Infanterie und Artillerie noch vor dem Eingreifen dieser Umgehungskolonnen ein etwa eine halbe Stunde hinter ihrer gegenwärtigen Stellung gelegenes, tiefeingeschnittenes Thal zu überschreiten, und sie hatten, um den schleunig angeordneten Abzug ihres Fußvolks zu decken, deßhalb ihre gesammte Reiterei dem Feinde entgegengeworfen. Mehrere geschickt aufgestellte Batterieen bestrichen außerdem die Zugänge zu der Hochebene, und unter dem Schutz der so von ihnen angeordneten Maßregeln durften die Marschälle allerdings hoffen, die Gegner lange genug aufzuhalten, um die nöthige Zeit für die Ausführung ihrer Absicht zu gewinnen.

Die Höhen jenseits des Thals würden den Franzosen dann Gelegenheit zur Einnahme einer neuen Stellung gewährt haben, deren Bewältigung vielleicht bis zum Eindruck der Dunkelheit verzögert werden konnte. Auch hat von diesem Empfoh der Weg nach Freie Champenoiſe kein Hinderniß mehr, und mit dem Gelingen ihres Vorhabens, erſchien deßhalb mindestens die nächste und unmittelbare Gefahr beseitigt.

Andererseits forderten diese Umſtände von den verbündeten Heerführern, die gebotene Gelegenheit zur Erkämpfung der möglichſt größten Vortheile zu benutzen. Der Moment der Entscheidung war somit eingetreten, und der Kronprinz von Württemberg leineſfalls der Mann, ſich derselben ungenutzt entſchlüpfen zu laſſen.

Der erſte Blick bei ſeinem Anlangen auf der Hochebene ließ ihn die Lage erfaſſen. Noch hatten ihm jedoch nur das 4. württembergiſche reitende Jäger-Regiment, und die beiden öſterreichiſchen Regimenter Erzherzog Ferdinand-Huſaren und Liechtenſtein-Küraſſiere zu folgen vermocht, und gegenüber hielt die aus ſieben Regimentern beſtehende franzöſiſche Kavallerie-Diviſion Letort, während gleichzeitig zwei franzöſiſche Batterieen auf die kleine verbündete Reiter-Abtheilung ein wirkſames Kreuzfeuer richteten.

Die geringſte Zögerung wäre hier verderblich geworden. Auch faßte der Kronprinz ſofort ſeinen Entſchluß, und faſt noch unter dem Ertönnen der Höhen riefen die Trompeten zum Angriff. Die erſte franzöſiſche Reiterlinie wurde durchbrochen, doch unter den Kartätſchlagen der nächſten feindlichen Batterie geriethen die öſterreichiſchen Küraſſiere in Verwirrung, und beinahe im gleichen Moment faßten ſich dieſelben und das öſterreichiſche Huſaren-Regiment von zwei, aus dem zweiten franzöſiſchen Treffen vorgebrochenen Lanciers-Regimentern auf's heftigſte angefallen und vollſtändig über den Haufen geworfen. Kaum daß eine ſchnell eingreifende Flankenattaque der Rückhaltsſchwadron des württembergiſchen Jäger-Regiments die Verfolgung des Feindes noch aufzuhalten vermochte. Dafür tenkte ſich die ganze Wucht des Gegenangriffs auf die Württemberger, welche ſich jetzt von allen Seiten zugleich bedrängt ſahen. Eine glückliche Schwenkung und das roſche Anſprengen ihrer noch geſchloſſen gebliebenen zweiten Escadron ſchaffte ihnen jedoch wieder Luft. Mit dem gleichzeitigen Auftreten des württembergiſchen ebenfalls auf der Hochebene angelangten 2. und 5. württembergiſchen reitenden Jäger-Regiments tötte ſich das verwirrte Reitergetümmel; — und es wurde hüben und drüben zum Sammeln geblaſen.

Der erſte dieſelbige Angriff war mißlungen, allein mindeſtens erwies ſich durch denſelben doch für die nachfolgenden Regimenter der Zugang zu dem Plateau eröffnet. Um ſich jedoch gegen das nahe feindliche Geſchützfeuer auf dem letzteren zu decken, blieb nur noch das einzige Mittel, ſich erforderlichen Falls den Raum zu einem ferneren Umfaſſen des Feindes zu erkämpfen, und dadurch dieſen zunächſt zum Abzuge zu zwingen, zugleich aber einen zweiten Geſammtſturmritt vorzubereiten.

Die franzöſiſche Reiterei ſuchte dieſem Vorſatz durch kurze Attaquen einzelner Escadrons und Regimenter, und durch das Herauswerfen ihrer Flankeurs entgegenzuwirken. Auch dieſelbe wurde wiederholt angeritten, und das Geplänkel, wie dieſe kleineren Zuſammenſtöße ſogen. ſeinen Augenblick aus. Allmälig waren während deſſen auch das letzte noch zurückſtehende Reiter-Regiment der württembergiſchen Diviſion, das 3. württembergiſche Dragoner-Regiment, und die drei öſterreichiſchen Küraſſier-Regimenter Kaiſer, Großfürſt Conſtantin und Sommarina hinter den ſchon im Gefecht befindlichen Truppen eingetroffen, und die franzöſiſchen Reiter-Regimenter ſahen ſich dieſen übergelegenen Kräften gegenüber gezwungen, ihre ſo lange behauptete Stellung aufzugeben und ſich ſchließlich immer näher an ihre im Abzuge begriffene Infanterie heranzuziehen.

Es mochte über dieſen partiellen Kämpfen etwa drei Uhr Nachmittags geworden ſein. Von den worderen franzöſiſchen Bataillonen war mittlerweile bereits das vorerwähnte Thal überſchritten worden. Das Peſſiren einer Brücke auf dem Grunde deſſelben verantaßte jedoch einen unvorhergeſehenen Aufenthalt, und bei dem Eindrängen der Geſchütz- und Wagenzüge in die ſchmale Marſchkolonne erwies ſich der Marſch der nachfolgenden Brigaden mit jedem Augenblick gehemmt, und die Stockungen und Verzögerungen wollten kein Ende nehmen.

Noch bewahrten die franzöſiſchen Truppen ihre feſte und zuverſichtliche Haltung. Die Attaquen ihrer Kavallerie erfolgten ſo ſicher und feſtgeſchloſſen, wie auf dem Exerzierplatz, und nicht minder zuverläſſig erwies ſich das Eingreifen ihrer Artillerie in die verſchiedenen Gefechtslagen. Ebenſowenig machten ſich bei der Infanterie irgend ſchon ein Drängen oder eine Unſicherheit bemerklich. Auch waren wie auf dem linken verbündeten Flügel, ſo auch auf dem rechten bisher alle Angriffe der verbündeten Geſchwader ohne Erfolg geblieben. Wie hier die leichten Regimenter der Diviſion Letort, ſo hatten dort die Küraſſiere der franzöſiſchen Diviſion Bourbelouſie in zwei harten Zuſammenſtößen mit der ruſſiſchen Reiterei das Uebergewicht behauptet. Jetzt waren indeß auch die leichte ruſſiſche Garde-Kavallerie und nach eine öſterreichiſche und eine ruſſiſche Küraſſier-Diviſion auf der Hochebene eingetroffen, und mit dem Anwachſen der Feindesſcharen ſchien ſich der Himmel ſelbſt gegen die Franzoſen erklären zu wollen.

Eine milde Frühjahrsſonne hatte bisher von dem blauen Himmel geleuchtet, und der von dem Froſt der letzten Nacht getrocknete Boden allen Waffengattungen die ungehinderte Bewegung geſtattet. Bald nach drei Uhr ſtiegen jedoch am weſtlichen Horizont ſchwere Wolken auf, und die raſche Ausbreitung des Gewitks drohte mit dem Losbruch des Wetters den ohnehin ſo hart bedrängten franzöſiſchen Truppen ebenſo die freie Bewegung, wie möglicherweiſe die Schußwirkung ihrer Feuerwaffen zu entziehen, deren damals noch ſo unvollkommene Schloßconſtruction bei jedem irgend heftigen Regenguß zu verſagen pflegte.

Die württembergiſche Reiter-Diviſion hatte bei der noch fortgeſetzten Umgehung die Spitze genommen. Zunächſt ſolgten derſelben die erſte öſterreichiſche Küraſſier-Diviſion, welcher ſich, mehr der feindlichen Mitte zugewendet, die ruſſiſche leichte Garde-Kavallerie anſchloß. Seiner Marſchſäule voraus und zur Seite beobachtet der Kronprinz mit ſcharfem Blick jede Bewegung des Feindes, um die Gelegenheit zu einem neuen Angriff zu erſpähen. Durch die bisher beſtandenen und noch ſo wenig vom Erfolg gekrönten Kämpfe war die Kampfluſt ſeiner Reiter aufs höchſte geſteigert, und bei jedem Mann verſtehen ſtand der Entſchluß feſt, mit dem nächſten Strauß den Sieg über dieſen ſo hartnäckigen Gegner davon zu tragen.

Wieder war auf dem rechten verbündeten Flügel die ruſſiſche Reiterei mit den Küraſſieren Bourbelouſle's zuſammengetroffen, und faſt im gleichen Moment erfolgte auch hier der Befehl zur Attaque. Die drei württembergiſchen Jäger-Regimenter formirten dazu ein Treffen, welchem das 3. Dragoner-Regiment als Rückhalt folgte.

Diesmal wurden beide franzöſiſche Reitertreffen im erſten Anſturm auf ihre Infanterie zurückgeworfen; allein die Viereckе derſelben ſahen dem Anprall der württembergiſchen Geſchwader einen unerſchütterlichen Damm entgegen. Nur dem 4. württembergiſchen Jäger-Regiment glückte es, mitten aus den feindlichen Colonnen heraus zwei bekannte Geſchütze davonzuführen. Ein Rückſtoß der franzöſiſchen Reiterei war von dem Regiment Erzherzog Ferdinand-Huſaren in die Flanke genommen worden, doch das bis auf 50 Schritt ausgeſparte Feuer der franzöſiſchen Bataillone hemmte auch hier die Verfolgung.

Ein donnerndes „Vivo l'empereur!“ ſchallte aus den vergeblich beſtürmten Vierecken den abgewiesenen Reitern nach. Der Zufall hatte denſelben die Diviſion Meunier von der jungen franzöſiſchen Garde entgegengeſtellt, und von dieſen bewährten Kerntruppen durfte allerdings der hartnäckigſte Widerſtand vorausgeſehen werden.

„Hatti Fronti“ Von dem Hohnruf des Feindes waren die Württemberger zur heftigſten Erbitterung entflammt worden. Noch im Bereich des feindlichen Gewehrfeuers formirten ſich die Regimenter zum neuen Angriff, doch auch diesmal ſahen ſie ſich abgewieſen. Der Verſuch eines franzöſiſchen reitenden Jäger- und eines Dragoner-Regiments, den im Zurückgehen begriffenen württembergiſchen Schwadronen durch Nachhauen Verluſte zuzufügen, endete nach einem ſcharfen Zuſammentreffen der beiderſeitigen Kavallerie ſo unglücklich für die Franzoſen, daß Theile dieſer beiden Regimenter bis zu den verbündeten Rückhaltstruppen verſprengt und dort zu Gefangenen gemacht wurden.

Die feindliche Marſchſäule hatte ſich wieder in Bewegung geſetzt. Nur ein aus dem 11. Tirailleur-Regiment der jungen Garde gebildetes Viereck verharrte zur Abwehr eines etwa erneuten Angriffs der württembergiſchen Kavallerie unbeweglich auf der zuvor ein-

Digitized by Google

genommenen Stelle. Links und rechts von denselben, doch mehr zurück, waren außerdem zwei französische Batterieen, jede von sechs Geschützen im Feuer geblieben. Eine Attaque der österreichischen Kürassiere wurde von der links ausgefahrenen Batterie durch Kartätschfeuer zurückgewiesen. Trotz dieses vereinzelten Erfolgs und der von ihrer Infanterie noch behaupteten festen Haltung mußte jedoch die Lage der Franzosen bereits als eine wahrhaft verzweifelte erkannt werden. Auch die Kürassiere Bourdesoulle's hatten vor dem übermächtigen Andrang der russischen Geschwader hinter ihrem Fußvolk eine Zuflucht suchen müssen, und da die noch im Rückhalt befindliche Dragoner-Division Roussel von den Russen gleich beim ersten Anreiten gesprengt und zurückgeworfen worden war, sahen sich die französischen Bataillone fortan nur auf sich selbst angewiesen. Schon fielen auch die ersten Tropfen aus den dunklen Wolken, welche mittlerweile den ganzen Himmel überzogen hatten, und mit dem Zurücksprengen der französischen Reiterei begann sich theilweise bereits die Auflösung und Verwirrung derselben auch auf die Infanterie zu übertragen.

Der Kronprinz war seinen Regimentern entgegengesprengt und auf seinen Zuruf schwenkten die Schwadronen derselben zum dritten Sturmritt. „Sollen die Oesterreicher und Russen Euch zuvorkommen? Die sind unser! feuerten die Führer die Reiter an, und: Auf sie! auf sie! jubelte die Antwort derselben.

Wieder krachte die Salve der Garden, doch weder Kugel noch Bajonett vermochte die tapferen Jäger aufzuhalten. An zehn Stellen zugleich durchbrechen, flüchtete die französische Masse rückwärts und auseinander. Vergeblich versuchten einzelne Bruchstücke des gesprengten Viereck's sich noch zu kleineren Knäueln zusammenzuschließen, eins nach dem andern erlagen auch diese, und an jeder Rettung verzweifelnd, blieb dem Rest der Ueberwundenen nichts übrig als sich gefangen zu geben.

„Sieg! Sieg! Victoria!“ Auf der Gefechtsstelle, inmitten der Trümmer des niedergeworfenen Feindes waren um den Kronprinzen alle Befehlshaber der württembergischen Division, der Prinz Adam von Württemberg, der General Zeil, der Oberst von Bismark zusammengetroffen. Jeder derselben durfte seinen vollen Antheil an dem errungenen Erfolge in Anspruch nehmen, doch fehlte die Zeit, sich dem Hochgefühl des endlichen Gelingens hinzugeben. Mit der Bewältigung dieses französischen Regiments war die Bresche in die feindliche Heersäule gelegt, und alle verbündeten Geschwader stürmten nach, um die Niederlage des Feindes zu vervollständigen und mit den Trophäen des Sieges den Ruhm desselben an sich zu reißen.

„Vorwärts!“ drängte der Ruf der Führer. Der Kronprinz war mit dem 4. Jäger-Regiment bereits voraus. Die Geschütze der zuvor rechts von dem gesprengten Viereck aufgefahrenen Batterie standen verlassen, in der Eile der Verfolgung dachte jedoch Niemand daran, dieselben zurückzuführen. Es galt, dem schnell zu einem einzigen großen Viereck zusammengeschlossenen Rest der Division Meunier den Rückzug abzuschneiden, und mit dem Unterliegen dieser aus dem 2., 6., 7. und 11. Voltigeur-Regiment der jungen Garde gebildeten Masse konnte die Niederlage des Feindes als besiegelt angesehen werden.

Von den österreichischen Regimentern Erzherzog Ferdinand-Husaren und Kaiser und Großfürst Constantin-Kürassiere war die feindliche Kolonne bereits im Rücken angegriffen, ein erster Ansturm der österreichischen Geschwader jedoch blutig zurückgewiesen worden. Zum Unglück für diese tapfere Infanterie traf die Gefahr, in welche sie sich verstrickt fand, mit dem Ausbruch des drohenden Unwetters zusammen. Der Regen fiel in Strömen, und in wenigen Minuten wurde der lehmige Boden in einen Morast verwandelt. Die Glieder lockerten sich; schon begannen auch die Gewehre zu versagen. Das Erscheinen des württembergischen Regiments in der Seitenlinie der darauf nicht entfernt vorgesehenen feindlichen Masse entschied deßhalb sofort. Der Oberst Wimpffen, Adjutant des Kronprinzen, drang zuerst in das feindliche Viereck ein, das nach einem noch in seinen Bruchtheilen fortgesetzten Widerstande schließlich fast bis zum letzten Mann niedergehauen, aber zur Ergebung gezwungen wurde.

Erneut hatten die Württemberger auch in diesem Hauptkampfe die Entscheidung herbeigeführt, doch auch hiermit hatte sich ihr Heldenführer noch kein Genüge gethan. An der Spitze der nächsten zusammengerafften Schwadronen stürmte er weiter. Ein panischer Schrecken schien damit auch die Niederlage der Garden die Feinde ergriffen zu haben. Die Brigaden Jamin und Le Capitaine lösten sich bei dem ersten Anprengen der verbündeten Reiterei auf. Alles flüchtete, rannte und stürzte übereinander, nur die Unmöglichkeit, in diese fest zusammengeballte Masse einzudringen, wie daß zu einer furchtbaren Höhe gesteigerte Unwetter, das bis auf wenige Schritte jedes Erkennen verhinderte, nöthigten endlich die Verfolger, von der ferneren Ausnutzung ihrer Vortheile abzustehen.

Tausende von Gefangenen, darunter 2 Brigade-Generale, 4 Obersten und gegen 200 Stabs- und Oberoffiziere, wie mehr denn 40 Kanonen bildeten die Siegesbeute dieser ruhmvollen Waffenthat. Ein Taumel des Entzückens schien alle an demselben betheiligten Truppen ergriffen zu haben. Noch unter der gegenseitigen Beglückwünschung und der jubelnden Begrüßung der durch den Verlauf des Gefechts bunt durcheinan. : gemischten Heeresabtheilungen traf jedoch die Nachricht eines Zwischenfalls ein, durch welchen der fernere Verfolg des hier erfochte.n Sieges zwar unterbrochen, dafür nach einer andern Richtung aber noch größere Vortheile, als die hier schon errungenen, erkämpft werden sollten.

Die französischen Divisions-Generale Pacthod und Amey waren, genau wie die Marschälle Marmont und Mortier, auf dem Wege zu der französischen Hauptarmee mit ihren beiden Divisionen und einem von denselben geleiteten großen Transport mitten in die verbündeten Kolonnen hinein marschirt. Dieselben befanden sich von den Heerabtheilungen des Blücher'schen Heeres bereits nahezu überwältigt, und um ihnen jedes Entkommen, namentlich aber den Anschluß an die genannten beiden Marschälle abzuschneiden, wurden jetzt die hier verwendeten Truppen, größtentheils nach jenem andern Gefechtsfelde abgerufen.

Nur die Württemberger erhielten die Bestimmung, dem Feinde in der bisherigen Richtung zu folgen. Mittlerweile war es den feindlichen Heerführern jedoch gelungen, nicht nur die Trümmer ihrer geschlagenen Corps glücklich über das vorerwähnte Thal zurückzuführen, sondern allmählig auch die Ordnung bei den ihnen noch verbliebenen Truppen wiederherzustellen. Der Kronprinz schien dadurch höchstens auf eine bloße Beobachtung angewiesen, doch ein letzter Aufflammen des Kampfes sollte völlig unerwartet mit dem Abschluß dieses schönen Tages ihm und seinen tapfern Reitern noch neue Trophäen in die Hände spielen.

Durch den Kanonendonner jenes andern fernen Gefechts war der Feind aufmerksam geworden. Der Ruf: „der Kaiser kommt! Vive l'empereur!“ pflanzte sich von einem Haufen zum andern fort, und in dem Verlangen, die zuvor erlittene Niederlage durch eine glänzende Waffenthat vergessen zu machen, warfen sich die Kürassiere von Bourdesoulle auf die einzige, dem Kronprinzen noch zur Verfügung verbliebene Batterie, welche sich in der That diesem unvorhergesehenen Angriff kaum zu entziehen vermochte. Nach einem scharfen Herumhauen mit den diesseitigen Geschwadern sahen sich die französischen Kürassiere jedoch geworfen, und mußten ihrerseits den Siegern fünf Geschütze zur Beute überlassen.

Der Kampf erwies sich mit diesem glücklichen Zusammentreffen beendet. Allmählig verhallen auch die letzten Schüsse aus der Ferne. Die Generale Pacthod und Amey hatten sich mit 5000 Mann und 16 Geschützen gefangen gegeben. Der Gesammtverlust des Feindes in diesem ihm so ungünstigen Doppeltreffen konnte auf mindestens 10000 bis 12000 Mann, darunter 8000 Gefangene, und gegen 80 Kanonen geschätzt werden. Die Einnahme von Paris war durch dasselbe auf das glücklichste vorbereitet. Wie dem Kronprinzen von Württemberg aber unbestritten die Ehre gebührt, in diesem heißen Kampfe durch seine Kühnheit und den von ihm der verbündeten Reiterei verliehenen Impuls allen andern verbündeten Führern vorgeleuchtet zu haben, so darf die württembergische Reiterei das Treffen von Fère Champenoise zu ihren schönsten Ehrentagen zählen, und mit vollstem Recht verdient von ihr die Erinnerung an diesen Ruhmestag vor Allem hoch gehalten zu werden.

Digitized by Google

Das Treffen von Fère Champenoise.

Original-Holzzeichnung vom württembergischen Rittmeister a. D. **O. v. Zaber du Faur.**

Digitized by Google

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 20.)

V.

Bis in die Nacht hinein kam Schubin nicht aus seinem Zimmer. Es war schon ganz dunkel geworden, der Mond stand hoch am Himmel, die Milchstraße leuchtete und die Sterne flimmerten, als Berßenjew, nachdem er von Anna Wassiljewna, Helena und Zoë Abschied genommen hatte, an die Thür seines Freundes trat. Er fand sie verschlossen und klopfte an.

„Wer da?“ ließ sich Schubins Stimme vernehmen.

„Ich bin's,“ gab Berßenjew zur Antwort.

„Was willst Du?“

„Laß mich ein, Pawel, höre auf zu schmollen; schämst Du dich nicht?“

„Ich schmolle nicht, ich schlafe und sehe im Traume Zoë's Bild.“

„So höre doch auf. Du bist ja kein Kind. Laß mich hinein. Ich muß mit Dir sprechen.“

„Hast Du Dich denn noch nicht satt gesprochen mit Helena?“

„Nun höre endlich auf; laß mich ein!“

Schubin stellte sich schnarchend. Berßenjew zuckte die Achseln und entfernte sich.

Die Nacht war warm und ganz besonders still, als ob Alles rings umher auf ein Unbekanntes lauschte und Wache stünde; auch Berßenjew, umfangen von dem unbeweglichen Dunkel, blieb unwillkürlich stehen und lauschte gleichfalls und stand Wache. Ein leichtes Rauschen, dem Rauschen eines seidenen Gewandes vergleichbar, ließ sich von Zeit zu Zeit in den Wipfeln der nächsten Bäume vernehmen und erregte in Berßenjew eine angenehme und beängstigende Empfindung, ja Etwas wie Furcht. Ein leiser Schauer überfloß seine Wangen, seine Augen wurden von plötzlichen Thränen feucht; ihn dünkte, er müsse so leise wie möglich auftreten, sich verbergen, fortschleichen. Da strich ein scharfer Hauch an ihm vorüber; er fuhr zusammen und war fast wie erstarrt; ein schäferiger Käfer fiel aus den Zweigen zu seinen Füßen nieder. Ein leises: Ach! entschlüpfte Berßenjew's Lippen; von neuem blieb es stehen. Er begann an Helena zu denken, und mit einem Male waren alle jene zufälligen Eindrücke verwischt; es blieb nur die belebende Empfindung der nächtlichen Kühle und des nächtlichen Spazierganges zurück. Das Bild des jungen Mädchens erfüllte ganz seine Seele. Gesenkten Kopfes schritt Berßenjew fort und dachte an ihre Worte und Fragen. Plötzlich glaubte er rasche Fußtritte hinter sich zu hören. Er lauschte. Es kam Jemand gelaufen, man wollte ihn einholen; ein unterdrücktes Athemholen konnte er schon hören, da tauchte plötzlich aus dem schwarzen Schatten eines großen Baumes, ohne Mütze auf dem zerwühlten Haare, ganz bleich im Lichte des Mondes, Schubin vor ihm auf.

„Es freut mich, daß Du diesen Weg gegangen bist,“ brachte er außer Athem hervor, — „ich hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wenn ich Dich nicht eingeholt hätte. Gieb mir die Hand. Du gehst jetzt nach Hause?“

„Ja, nach Hause.“

„Ich werde Dich begleiten.“

„Ohne Mütze?“

„Thut nichts, ich habe auch das Halstuch abgenommen. Es ist jetzt warm.“

Die Freunde gingen einige Schritte weiter.

„Nicht wahr, ich bin heute ein Narr gewesen?“ fragte Schubin plötzlich.

„Aufrichtig gesagt, ja. Ich habe Dich nicht begreifen können. So habe ich Dich noch nie gesehen. Und worüber bist Du in Zorn gerathen, lohnte sich's denn? Um solche Kleinigkeiten!“

„Hm,“ murmelte Schubin. „Das sagst Du, für mich sind es aber keine Kleinigkeiten. Sieht Du,“ setzte er hinzu, „ich muß es Dir bekennen, ich .... ich ...., denke von mir, was Du willst, ich .... nun ja denn, ich liebe Helena.“

„Du liebst Helena!“ wiederholte Berßenjew und blieb stehen.

„Nun ja,“ sagte Schubin mit affektirter Gleichgiltigkeit. „Das nimmt Dich Wunder? Ich will Dir noch mehr sagen. Bis zum heutigen Abend durfte ich hoffen, daß auch sie mich mit der Zeit lieben werde. Heute aber habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich auf Nichts zu hoffen habe. Sie hat einen Andern liebgewonnen.“

„Einen Andern? Wen denn?“

„Wen? Dich!“ rief Schubin aus und gab Berßenjew einen Schlag auf die Schulter.

„Mich?“

„Dich!“ wiederholte Schubin.

Berßenjew that einen Schritt zurück und blieb regungslos stehen. Schubin beobachtete ihn scharf.

„Und das wunderi Dich? Du bist ein bescheidener Jüngling! Sie liebt Dich aber doch, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Was Du für Unsinn schwatzest,“ sagte endlich Berßenjew ärgerlich.

„Keinen Unsinn! nein! Warum bleiben wir aber stehen? Laß uns doch weiter gehen. Es spricht sich besser im Gehen. Ich kenne sie schon lange und kenne sie gut. Ich kann mich nicht täuschen. Sie hat Geschmack an Dir gefunden. Es gab eine Zeit, wo ich ihr gefiel; aber erstens bin ich ihr ein gar zu leichtfertiger Bursche, Du hingegen bist ein ernster Kopf, bist moralisch und physisch eine anständige Persönlichkeit, Du .... warte etwas, ich bin noch nicht fertig, Du bist ein gewissenhaft-gemäßigte Enthusiast, Du bist ein wahrer Repräsentant jener Priester der Wissenschaft, auf die — nein, nicht auf die — auf welche die Klasse des mittleren russischen Adels mit vollem Recht stolz ist. Und zweitens hat Helena mich neulich ertappt, wie ich Zoë die Hände küßte.“

„Zoë?“

„Jawohl, Zoë. Was ist dabei zu machen? Sie hat so schöne Schultern.“

„Schultern?“

„Nun ja, Schultern, Hände, ist das nicht einerlei? Helena überraschte mich bei dieser freien Beschäftigung nach der Mittagstafel, und vor dem Essen hatte ich über Zoë losgezogen. Helena begreift selber nicht, wie natürlich dergleichen Widersprüche sind. Da kommt Du nun dazu: Du, mit Deinem Glauben an .... ja, an was glaubst Du denn gleich? .... Du wirst gleich roth, verwirrt, sprichst von Schiller, von Schelling (sie ist ja wie versessen auf merkwürdige Männer), nun und der Sieg ist Dein, und ich Unglückseliger versuche zu scherzen und .... und .... dabei ....“

Schubin brach plötzlich in Thränen aus, ging auf die Seite, setzte sich auf den Boden und griff mit beiden Händen in's Haar.

Berßenjew trat an ihn heran.

„Pawel,“ begann er, „was soll diese Kinderei? Um's Himmelswillen! was hast Du denn heute? Der Himmel weiß, was für ein Unsinn Dir in den Kopf gekommen ist, und Du weinst. Wahrhaftig wie scheint, Du spielst Komödie.“

Schubin erhob den Kopf. Im Scheine des Mondes glänzten Thränen an seinen Wangen, sein Gesicht war jedoch lächelnd.

„Andrei Petrowitsch,“ nahm er das Wort, „Du kannst von mir denken, was Dir beliebt. Ich will sogar zugeben, daß mich in diesem Augenblick die Hysterie gepackt hat; ich bin aber, bei Gott, in Helena verliebt und Helena liebt Dich! Uebrigens verspreche ich Dir, Dich bis nach Hause zu begleiten, ich muß mein Versprechen halten.“

Er stand auf.

„Welch' eine Nacht! Wie silberglänzend, wie dunkel, wie jugendfrisch! Wie wohl ist jetzt Denen, die geliebt werden! Wie freuen sie sich, nicht zu schlafen! Du wirst schlafen, Andrei Petrowitsch?“ —

Berßenjew gab keine Antwort und beeilte seine Schritte.

„Wohin willst Du?“ fuhr Schubin fort. „Glaube meinen Worten, eine solche Nacht wird sich in Deinem Leben nicht wiederholen und zu Hause wartet Deiner Schelling. Es ist wahr, er hat Dir heute einen guten Dienst erwiesen; doch laute deshalb nicht so. Singe, wenn Du es verstehst, singe noch lauter, wenn Du es nicht verstehst — ziehe den Hut ab, wirf den Kopf zurück, lächle die Sterne an. Sie alle blicken Dich an, Dich nur allein: weiter haben sie nichts zu thun, die Sterne, als nur Verliebte anzublicken, — darum sind sie auch so wunderschön. Du bist ja doch verliebt, Andrei Petrowitsch? .... Du antwortest mir nicht .... Mir Warum giebst Du nicht Antwort?“ fuhr Schubin wieder fort. — „O wenn Du Dich glücklich fühlst, dann schweige, schweige! Ich schwatze, weil mir's den Hals schnürt,“ ich werde nicht geliebt, ich bin ein Taschenspieler, ein Artist, ein Possenreißer! aber weich' stilles Ent-

Digitized by Google

züchen sage ich bei diesem nächtlichen Lüftchen, unter dieser Sternendecke, unter diesen Brillanten in mich, wüßte ich mich geliebt! . . . Verstehnjesw, bist Du glücklich?"

Berstehnjew verharrte in Schweigen und schritt eilig auf dem ebenen Wege weiter. In der Ferne glänzten durch die Bäume die Lichter des Dorfes, in dem er wohnte; es bestand im Ganzen aus etwa zehn kleinen Landhäusern. Ganz im Anfange desselben, rechts von Wege ab, unter zwei weitästigen Birkenbäumen, befand sich eine kleine Bude mit Höferwaaren; die Fenster derselben waren alle bereits geschlossen, nur ein breiter Lichtstreif fiel scharfeartig aus der geöffneten Thür auf das zertretene Gras und die unteren Theile der Bäume und beleuchtete grell die weißen Rückseite des dichten Laubes. Ein Mädchen, dem Anscheine nach eine Kammerzofe, stand in der Bude, mit dem Rücken zur Thüre gewandt und handelte um Etwas mit dem Krämer; unter dem rothen Tuche, das sie über den Kopf geworfen hatte und mit entblößtem Arme am Kinne zusammenhielt, waren ihre vollen Wangen und ihr schlanker Hals kaum zu bemerken. Die jungen Leute traten in den Lichtkreis. Schubin warf einen Blick in das Innere der Bude, blieb stehen und rief: „Annuschka!" Das Mädchen wandte sich rasch um. Es zeigte sich ein liebliches, etwas breites, aber frisches Gesicht mit heiteren braunen Augen und schwarzen Augenbrauen. „Annuschka!" rief Schubin wieder. Das Mädchen sah ihn forschend an, erschrak, wurde beschämt — und ohne ihren Einkauf zu beschließen, sprang sie die Stufen hinab, schlüpfte gewandt vorbei und ging mit kaum merklichen Seitenblick über den Weg, links ab. Der Krämer, ein dicker und für Alles auf der Welt gleichgiltiger Mensch, wie es alle Landbäcker sind, rief ihr gähnend nach, Schubin aber wandte sich zu Berstehnjew mit den Worten: „Das . . . . das . . . . steht du . . . . ich habe hier eine bekannte Familie . . . . bei ihnen nun . . . . glaube Du nur nicht . . . ." und ohne seine Rede zu Ende zu bringen, lief er dem sich entfernenden Mädchen nach.

„Wische doch wenigstens Deine Thränen ab," rief ihm Berstehnjew, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, nach. Als er aber zu Hause angelangt war, hatte sein Gesicht kein heiteres Aussehn; es lachte nicht mehr. Er hatte den Worten Schubin's seinen Augenblick Glauben geschenkt, sie waren aber doch tief in seine Seele gedrungen. „Bawel wollte mich zum Besten haben," dachte er . . . „ein Mal wird sie aber doch Jemand lieben . . . . Wen wird sie lieben?"

Berstehnjew hatte in seinem Zimmer ein Klavier, es war nicht groß und nicht neu, doch von weichem und angenehmem, wenn auch nicht ganz reinem Tone. Berstehnjew setzte sich an dasselbe und schlug einige Accorde an. Gleich allen russischen Edelleuten hatte er in seiner Jugend Musik gelernt und spielte auch, wie fast alle russische Edelleute, grundsätzlich; er liebte jedoch leidenschaftlich Musik. Es war, streng genommen, nicht die Kunst, die er an ihr liebte, nicht die Formen, die ihr zum Ausdrucke dienen (Symphonien und Sonaten, ja selbst Opern stimmten ihn traurig), sondern das Element derselben: er liebte jene unbestimmten und angenehmen, jene gegenstandslosen und allumfassenden Eindrücke, welche der harmonische Uebergang der Töne in der Seele erregt. Ueber eine Stunde blieb er vor dem Klavier, wiederholte mehrere Male dieselben Accorde, versuchte sich unbeholfen an neuen, und stockte oft, bei den verkürzten Septimen gern verweilend. Sein Herz war schwer und mehr als ein Mal traten ihm Thränen in die Augen. Er schämte sich der'se.bn nicht; er bergoß sie im Dunkeln. „Bawel hat Recht," dachte er, „ich fühle es: dieser Abend kehrt nicht wieder." Endlich stand er auf, zündete ein Licht an, zog den Schlafrock über, holte von einem Bücherbrette den zweiten Theil von „Raumer's Geschichte der Hohenstaufen", seufzte ein paar Male und vertiefte sich in seine Lectüre.

VI.

Inzwischen war Helena auf ihr Zimmer gekommen, hatte sich an das geöffnete Fenster gesetzt und den Kopf auf die Arme gestützt. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, jeden Abend ein Viertelstündchen am Fenster ihres Zimmers zu verbringen. In dieser Zeit unterhielt sie sich mit sich selbst und legte sich Rechnung über den verflossenen Tag ab. Sie war vor kurzem zwanzig Jahr geworden. Sie war von hohem Wuchs, hatte ein bleiches brünettes Gesicht, unter großen Augenbrauen große, graue Augen, um die feine Sommersprossen lagen, Stirn und Nase in ganz gerader Linie, einen fest geschlossenen Mund und ein ziemlich hervortretendes Kinn. Dunkelbraune Haarflechten fielen über den schlanker Hals tief auf den Nacken herab. In ihrem ganzen Wesen, im aufspannten und etwas scheuen Ausdrucke des Gesichtes, im klaren, doch wechselnden Blicke, in dem gleichsam gezwungenen Lächeln, in der sanften und ungleichen Stimme lag etwas Nervöses, Elektrisches, etwas Heftiges und Hastiges, mit einem Worte etwas, was nicht Jedermann ansprechen, ja Manchen sogar abstoßen konnte. Ihre Hände waren schmal, blaßroth, mit langen Fingern, die Füße auch schmal; sie ging rasch, fast eilig und etwas nach vorn geneigt. Sie hatte einen sonderbaren Entwickelungsprozeß durchgemacht; anfangs hatte sie ihren Vater vergöttert, dann leidenschaftlich der Mutter angehangen und war darauf gegen Beide erkaltet, insbesondere gegen den Vater. In der letzten Zeit behandelte sie ihre Mutter wie eine kranke Großmutter; der Vater aber, der sie stolz gewesen war, so lange sie für ein außergewöhnliches Kind gegolten hatte, begann vor ihr Scheu zu haben, als sie aufgewachsen war, und sagte von ihr, sie wäre ein exaltirtes Mädchen, der Himmel wisse, nach wem sie geartet sei! Schwüche empörte sie, Dummheit ärgerte sie, Lüge verzieh sie „in alle Ewigkeit" nicht; in ihren Anforderungen war sie unnachgiebig, selbst in ihre Gebete mischten sich bisweilen Vorwürfe. Hatte Jemand ihre Achtung verloren, — ihr Urtheilsspruch erfolgte rasch, oft gar zu rasch, — dann war er für sie nicht mehr vorhanden. Alle Eindrücke gruben sich mit Schärfe in ihre Seele; das Leben gab sich ihr nicht leicht. Die Gouvernante, welcher Anna Wassiljewna übertragen hatte, die Erziehung ihrer Tochter zu vollenden, — eine Erziehung, die, beiläufig gesagt, die schmachtende Dame nicht einmal begonnen hatte — war russischer Abkunft, die Tochter eines rumirten Sportelreiters, ein äußerst empfindsames, gutherziges und sügenhaftes Institutsfräulein, das sich beständig in Jemand verliebt hatte und zuletzt in ihrem fünfzigsten Lebensjahre (alt Helena seufzehn geworden war) einen Offizier heirathete, der sie sogleich im Stiche ließ. Diese Gouvernante liebte sehr die Literatur und machte auch selbst Verse; sie brachte Helena Geschmack am Lesen bei. Doch beschränkte sie das Lesen allein nicht; von Kindheit an hatte sie nach Thätigkeit, nach nutzbringender Thätigkeit gedürstet. Arme, Hungernde, Kranke beschäftigten, beunruhigten und plagten sie; sie sah diese Elenden in ihren Träumen, erkundigte sich nach ihnen bei allen Bekannten; Almosen theilte sie eifrig mit unbewußter Wichtigkeit und Ungeschicklichkeit aus. Alle verfolgten Thiere, ausgehungerte Hofhunde, beim Kehricht ausgeworfene Küchenreste aus dem Nest gefallene Sperlinge, ja selbst Insekten und Gewürm fanden bei Helena Schirm und Schutz; sie selbst reichte ihnen die Nahrung und empfand keinen Ekel dabei. Die Mutter ließ ihr den Willen; dafür war aber der Vater sehr ungehalten über seine Tochter ihrer unwürdigen Zärtlichkeit wegen, wie er es nannte, und bestwegte, daß man vor Hunden und Katzen keinen Schritt im Hause thun könne. „Lenotschka," rief er zuweilen, „komm rasch, eine Spinne saugt einer Fliege das Blut aus, rette die Unglückliche!" Und ganz bestürzt kam Lenotschka gelaufen, befreite die Fliege und reinigte ihr die Flügel. „Laß Dich nun selbst stechen, wenn Du so gut Herz hast," bemerkte ironisch der Vater. Helena war etwas über neun Jahre alt, als sie mit einem Bettelmädchen, Katja, Bekanntschaft machte und infgeheim Zusammenkünfte mit derselben im Garten hielt; sie brachte ihr Naschwerk, Tücher, Zehnkopekenstücke — Spielzeug machte Katja nicht. Sie setzte sich zu dem Mädchen irgendwo in einem Winkel hinter Nesseln auf den Boden, aß mit freudiger Demuth von ihrem trockenen Brode und hörte ihre Erzählungen an. Katja hatte eine Tante, ein böses altes Weib, von welcher sie oft Schläge bekam; sie hatte die Alte und sprach nur davon, wie sie ihr entlaufen und „in Gottes freier Welt" leben wollte; mit heimlicher Ehrfurcht und mit Grauen hörte Helena die ungewohnten, fremdartigen Reden Katja's und verwandte kein Auge von derselben. Alles an ihr — die schwarzen, unstäten, süß thierischen Augen, die von der Sonne gebräunten Hände, die hohle Stimme und selbst die zerrissene Kleidung — Alles schien Helena außerordentlich, beinahe heilig. Und war dann Helena in's Haus zurückgekehrt, dachte sie noch lange an die Bettler, an Gottes freie Welt; dachte daran, wie sie sich einen Stock aus Nußholz schneiden, sich ein Ränzel umhängen, mit Katja davonlaufen und mit einem Kranze von Kornblumen auf der Landstraße umherziehen wollte: sie hatte einmal Katja mit einem solchen gesehen. Wenn Jemand von ihren Verwandten in solchen Augenblicken in's Zimmer trat, wurde sie unruhig und blickte scheu umher. Einst lief sie im Regen zu Katja hinaus und beschmutzte sich das Kleid; der Vater sah es und schalt sie eine Schlampe, eine Bauernbirne. Sie fuhr plötzlich auf und es wurde ihr schauerlich und wunderbar um's Herz. Katja trällerte oft ein etwas wildes Soldatenlied; Helena hatte von ihr dies Lied gelernt . . . . Anna Wassiljewna belauschte sie und wurde unwillig darüber.

„Wo hast Du eine solche Abschaulichkeit hergenommen?" fragte sie ihre Tochter.

Helena blickte ihre Mutter blos an und antwortete nichts darauf;

Digitized by Google

sie fühlte, sie könne sich eher in Stücke reißen lassen, als daß sie ihr Geheimnis verriete, und wieder wuchs ihr schauerlich und angenehm um's Herz. Die Bekanntschaft mit Katja dauerte jedoch nicht lange; das arme Mädchen erkrankte an einem hitzigen Fieber und starb wenige Tage darauf.

Als Helena den Tod Katja's erfuhr, war sie lange Zeit traurig und konnte die Nächte nicht schlafen. Die letzten Worte des armen Mädchens klangen fortwährend in ihren Ohren und ihr däuchte sogar, es rufe sie Jemand ....

Und die Jahre kamen und gingen unbemerkbar. Wie Wasser unter einer Schneedecke floß Helena's Jugendzeit, äußerlich unthätig, doch unter innerem Kampf und Sturm dahin. Freundinnen hatte sie nicht; von allen jungen Mädchen, die das Haus der Stachow's besuchten, hatte sie sich mit Keiner befreunden können. Eiterliche Mucht hatte sie auf Helena gehäuft, aber seit ihrem sechzehnten Jahre war sie fast ganz unabhängig und führte ein ihr eigenartiges, aber "einsames Leben. In Einsamkeit erglühte und erkaltete ihre Seele; wie ein Vogel schlug sie gegen ihren Käfig, und doch war sein Käfig da; es that ihr Niemand Zwang an, es stand ihr Niemand im Wege, und doch suchte sie sich frei zu machen und quälte sich müde. Zuweilen begriff sie sich selbst nicht, empfand sogar Furcht vor sich selbst. Alles um sie herum kam ihr bald abgeschmackt, bald unbegreiflich vor. „Was heißt Leben ohne Lieben? und doch ist Niemand da, den man lieben könnte!" dachte sie und ihr wurde angst vor diesen Gedanken, vor diesen Empfindungen. Als sie achtzehn Jahre alt war, war sie beinahe an einem bösartigen Fieber gestorben; ihr von Natur gesunder und kräftiger Organismus, auf's tiefste erschüttert, konnte sich lange nicht erholen; endlich verschwanden die letzten Spuren der Krankheit, doch Helena Nikolajewna's Vater sprach immer noch, nicht ohne Erbitterung, von ihren Nerven. Zuweilen wollte ihr's dünken, es verlange sie nach Etwas, wonach Niemanden verlange, worum Niemand im ganzen russischen Reich bettle. Dann war sie wieder ruhig, rachte sogar über sich selbst, lebte sorglos in den Tag hinein, bis etwas Heftiges, Namenloses, das sie nicht zu bewältigen wußte, in ihrem Innern zu kochen begann und sich mit ihrem Atem Luft zu machen strebte. Das Gewitter zog vorüber, die Flügel, die sich nicht zu erheben vermocht hatten, sanken matt herab; doch gingen diese Aufwallungen nicht spurlos vorüber. Wie sehr sie sich auch bestrebte, Nichts von dem merken zu lassen, was in ihr vorging, so äußerte sich doch die Pein der aufgeregten Seele in ihrer scheinbaren Ruhe, und ihre Verwandten hatten oft das volle Recht, die Achseln zu zucken, sich zu verwundern und ihre „Sonderbarkeiten" unbegreiflich zu finden.

An jenem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, blieb Helena länger als gewöhnlich am Fenster sitzen. Sie dachte viel an Berßenjew und an das Gespräch mit ihm. Er gefiel ihr; sie glaubte an die Wärme seiner Gefühle, an die Lauterkeit seiner Absichten. Er hatte noch nie so mit ihr gesprochen, wie an jenem Abende. Sie erinnerte sich des Ausdrucks seiner bescheidenen Augen, seines Lächelns — und tächelte selbst und verfiel in Gedanken, doch war nicht mehr der Gegenstand derselben. Durch das offene Fenster blickte sie hinaus in die Nacht, blickte lange auf den dunkeln niedrig hängenden Himmel, dann stand sie auf, warf mit einer Bewegung des Kopfes das Haar aus dem Gesichte zurück und breitete darauf nach ihm, nach diesem Himmel, ihre entblößten, gefüllten Arme aus; dann ließ sie dieselben herab, sie vor die Brust auf die Knie, drückte ihr Gesicht in das Kissen und brach, trotz aller Anstrengung, das sie überwältigende Schluchzen zu unterdrücken, in unschöne, doch ahnungsvolle heiße Thränen aus.

VII.

Am folgenden Tage gegen zwölf Uhr fuhr Berßenjew mit einem Retourwagen nach Moskau. Er hatte Geld auf der Post zu heben, wollte sich einige Bücher kaufen und bei dieser Gelegenheit Insarow besuchen, mit dem er Einiges zu besprechen hatte. Während der letzten Unterhaltung mit Schubin war ihm der Gedanke gekommen, Insarow zu sich auf's Land einzuladen. Er fand denselben jedoch nicht sogleich. Insarow war aus seiner früheren Wohnung in eine andere übergezogen, zu welcher der Zutritt nicht leicht war: die Wohnung befand sich auf dem hinteren Hofe eines häßlichen, steinernen Hauses, das im Petersburger Geschmack zwischen dem Arbat und der Powarskaja erbaut war. Vergeblich schleppte sich Berßenjew von einer der schmutzigen Aufgangstreppen zur anderen, vergeblich war sein Rufen nach dem Hauswächter oder „sonst Jemandem". Schon die Hauptstadt Petersburgs entgiehen sich nach Möglichkeit den Blicken der Fremden, in Moskau erst vollends. Niemand antwortete auf Berßenjews Rufen; ein einziger neugieriger Schneider, in Hemdärmeln und Weste, ein Gebinde grauen Zwirnes um den Hals, streckte schweigend sein hohles, unrasiertes Gesicht mit blau gestochtagenem Auge zum hohen Luftloch hinaus; eine schwarze Ziege ohne Hörner, die auf einem Misthaufen stand, berßte mit kläglichem Gemecker den Kopf und setzte mit vergeßerter Hast ihr Wiederkauen fort. Endlich erbarmte sich eine Frau in enter Satyppe und abgetretenen Stiefeln Berßenjew's und wies ihm die Wohnung Insarow's. Berßenjew klef ihn zu Hause. Er bewohnte ein Zimmer bei jenem Schneider, der so gleichgiltig aus dem Luftloche Berßenjew's Berlegenheit angesehen hatte. Das Zimmer war groß, fast leer, mit dunkelgrünen Wänden, drei viereckigen Fenstern, einem kleinen Bett in der einen, einem kleinen ledernen Diwan in einer anderen Ecke, und einem großen leeren Käfige hart an der Decke, den von Zeiten eine Nachtigall bewohnt hatte. Insarow trat dem Gast an der Schwelle entgegen, aber nicht mit einem: „Ach, Sie sind es!" oder: „Ach du mein Gott! burch welchen Zufall!" Er sagte ihm nicht einmal: „guten Tag", sondern drückte ihm einfach die Hand und führte ihn zum einzigen Stuhl, der sich im Zimmer befand.

„Setzen Sie sich," sagte er und nahm selbst auf einer Ecke des Tisches Platz.

„Es ist bei mir noch Alles in Unordnung, wie Sie sehen," fuhr Insarow fort, indem er auf einen Stoß Papiere und Bücher auf dem Fußboden deutete; „ich habe mich noch nicht gehörig eingerichtet. Es hat mir an Zeit dazu gefehlt."

Insarow sprach das Russische vollkommen richtig, betonte jedes Wort fest und rein, — doch lag in seiner Redestimme, die übrigens angenehm klang, etwas Fremdartiges. Insarow's ausländische Herkunft (er war Bulgare) bekundete sich noch auffallender in seinem Aeußern. Er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, hager und sehnig, mit eingefallener Brust und starkgeteuligen Fingern; die Gesichtszüge waren scharf; er hatte eine gebogene Nase, schwarzes, in's Blaue fallendes, steifes Haar, eine niedrige Stirn, kleine Harbblickende, tiefliegende Augen, dichte Augenbrauen; wenn er lächelte, kamen herrliche weiße Zähne auf einen Augenblick hinter den seinen, harten, gar zu scharf geschnittenen Lippen zum Vorschein. Er hatte einen abgetragenen, aber reinlichen, bis an den Hals zugeknöpften Rock an.

„Warum haben Sie Ihre frühere Wohnung verlassen?" fragte ihn Berßenjew.

„Diese ist billiger; sie liegt auch der Universität näher."

„Jetzt sind aber Ferien .... Und wie kann es Ihnen Vergnügen machen im Sommer in der Stadt zu wohnen! Sie hätten sich auf dem Lande einmiethen sollen, da Sie doch Ihre Wohnung aufgaben."

Insarow erwiederte auf diese Bemerkung nichts und bot Berßenjew eine Pfeife an, indem er hinzufügte: „Entschuldigen Sie, ich habe weder Papyros noch Cigarren."

Berßenjew zündete die Pfeife an.

„Ich habe es so gemacht," fuhr er fort, „habe mir ein Häuschen bei Kunzowo gemiethet. Sehr billig und sehr bequem. Es ist sogar oben ein überflüssiges Zimmer da. „Insarow antwortete wieder nichts.

Berßenjew that einen Zug aus der Pfeife.

„Es ist mir der Gedanke gekommen," fuhr er dann fort, indem er den Rauch als dünnen Strahl wieder ausstieß, — „wenn sich zum Beispiel Jemand fände .... der Lust hätte, zum Beispiel Sie, habe ich gedacht .... oder sich dazu verstehen wolle, sich's dort oben bei mir bequem zu machen .... wie wäre das schön! Was meinen Sie dazu, Dmitri Nikanorowitsch?"

Insarow blickte ihn mit seinen kleinen Augen an. — „Sie machen mir den Vorschlag, bei Ihnen auf dem Lande zu wohnen?"

„Ja, ich habe dort oben ein Zimmer übrig."

„Danke sehr, Andrei Petrowitsch; ich glaube jedoch, meine Mittel werden mir es nicht erlauben."

„Das heißt, wie? Nicht erlauben?"

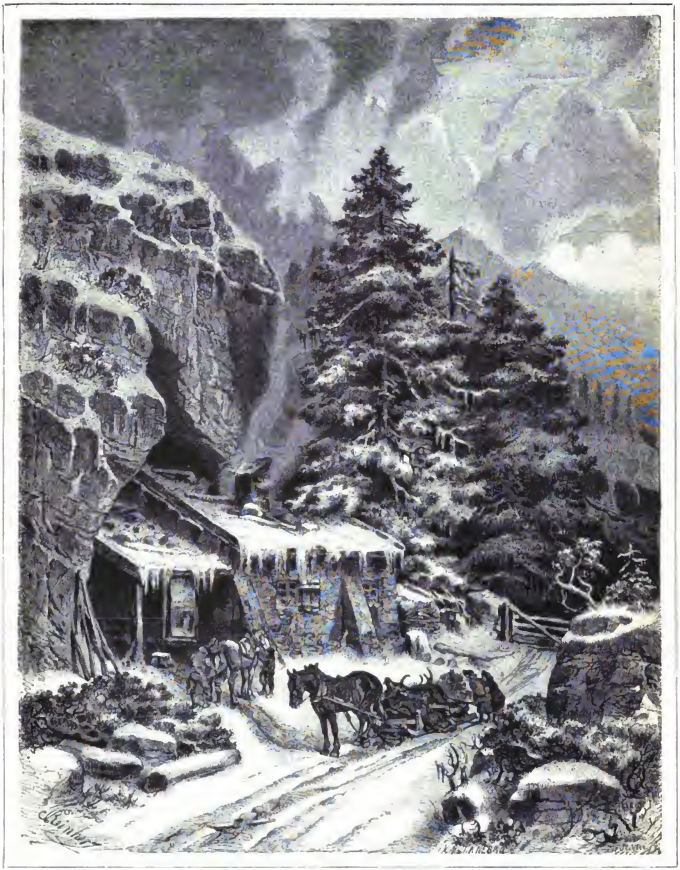
„Sie erlauben mir nicht, auf dem Lande zu wohnen. Zwei Wohnungen kann ich nicht bestreiten."

„Ich meinte ja ...." fing Berßenjew an und stockte. — „Es würde Ihnen keine weiteren Kosten verursachen," fuhr er fort. „Die Wohnung hier, wollen wir sagen, würden Sie behalten; dafür ist nun Alles dort sehr billig; wir könnten es zum Beispiel so einrichten, daß wir gemeinschaftlichen Tisch hielten."

Insarow schwieg. Berßenjew wurde verlegen.

„Besuchen Sie mich wenigstens bei Gelegenheit," begann er nach einer kleinen Pause. „Dann in der Nähe von mir wohnt eine Familie, mit welcher ich Sie gern bekannt machen möchte. Was für

Digitized by Google



Die Bergschmiede.

Original-Holzzeichnung von **Conrad Reinherz.**

Digitized by Google

ein herrliches Mädchen da ist, wenn Sie wüßten, Inßarow! Auch wohnt dort ein guter Freund von mir, ein Mensch von großem Talent; ich bin überzeugt, Sie werden einander gefallen. (Der Russe ist sehr gastlich und liebt es, mit seinen Bekanntschaften aufzuwarten.) — Wirklich, kommen Sie. Aber noch besser, ziehen Sie herüber zu uns, wahrhaftig! Wir können zusammen arbeiten, lesen .... Sie wissen, mein Fach ist Geschichte, Philosophie. Alles dies interessiert Sie, ich habe eine Menge Bücher."

Inßarow stand auf und ging im Zimmer umher. — „Darf ich wissen," fragte er endlich, „wie viel zahlen Sie für Ihr Landhaus?"

„Hundert Rubel Silber."

„Und wie viel Zimmer sind im Ganzen dort?"

„Fünf."

„Folglich würde, wohlgerechnet, ein Zimmer zwanzig Rubel kosten?"

„Wohlgerechnet .... Aber bedenken Sie nur, es ist mir ganz überflüssig. Es steht ganz leer."

„Das kann sein; hören Sie aber," setzte Inßarow mit einer entschiedenen und dabei gutmüthigen Bewegung des Kopfes hinzu: „ich kann nur in dem Falle auf Ihren Vorschlag eingehen, wenn Sie einwilligen, laut Berechnung, Zahlung von mir anzunehmen. Zwanzig Rubel bin ich im Stande zu zahlen, um so mehr, da Ihrer Auslage nach ich an anderen Dingen werde sparen können."

„Freilich; aber in der That, ich mache mir ein Gewissen daraus."

„Anders geht es nicht, Andrei Petrowitsch."

„Nun, wie Sie wollen; sind Sie aber eigensinnig!"

Inßarow antwortete auch hierauf nichts.

Die jungen Männer bestimmten den Tag, an welchem Inßarow überziehen sollte. Es ward der Wirth gerufen; er schickte jedoch zuvor sein Töchterchen, ein Kind von sieben Jahren, mit einem großen, bunten Tuche auf dem Kopfe. Aufmerksam, fast mit Schrecken, hörte sie Alles an, was Inßarow ihr sagte, und entfernte sich schweigend. Gleich nach ihr erschien ihre Mutter, hochschwanger und gleichfalls mit einem Tuche, aber einem ganz kleinen, auf dem Kopfe. Inßarow erklärte ihr, er fahre auf's Land in die Umgebung von Kunzowo, behalte indessen die Wohnung und übergebe alle seine Effekten ihrer Aufsicht. Die Schneidersfrau schien ebenfalls in Schrecken zu gerathen und ging hinaus. Endlich kam der Wirth; dieser schien anfänglich Alles begriffen zu haben und sagte blos nachsinnend: „In die Umgebung von Kunzowo?" Nachher aber riß er plötzlich die Thür auf und rief: „Behalten Sie die Wohnung?" Inßarow beruhigte ihn. „Man muß es doch wissen," wiederholte der Schneider barsch und verschwand.

Berßenjew kehrte, sehr zufrieden mit dem Erfolge seines Vorschlages, wieder zurück. Inßarow gab ihm, mit einer in Rußland wenig gebräuchlichen, liebenswürdigen Höflichkeit das Geleite bis an die Thür, legte, als er allein geblieben war, sorgfältig seinen Rock ab und begann seine Papiere zu ordnen.

VIII.

Am Abende desselben Tages saß Anna Wassiljewna in ihrem Empfangzimmer und sammelte sich zum Weinen. Im Zimmer befanden sich außer ihr, ihr Gatte und ein gewisser Uwar Iwanowitsch Stachow, ein weitläufiger Oheim Nikolai Artemjewitsch's, Cornet außer Diensten, sechzig Jahre alt, ein Mann, der sich vor Fettheit kaum bewegen konnte, mit kleinen, schläfrigen, gelblichen Augen und farblosen, dicken Lippen am gelben und fetten Gesichte. Seit seinem Austritt aus dem Dienst lebte er beständig in Moskau von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das ihm seine Frau, eine Kaufmannstochter, hinterlassen hatte. Er trieb nichts und dachte wohl nicht mehr, und was er je dachte, behielt er für sich. Nur einmal in seinem Leben war er in Aufregung gerathen und hatte Thätigkeit entwickelt; er hatte nämlich in der Zeitung von einem neuen Instrument auf der Londoner Ausstellung, einem „Contrabombardon", gelesen, den Wunsch geäußert, sich dies Instrument kommen zu lassen, und sich sogar erkundigt, an wen das Geld adressirt und durch welches Comptoir es abzusenden werden müsse. Uwar Iwanowitsch trug einen weiten tabaksfarbigen Oberrock und ein weißes Halstuch, aß häufig und viel und machte in allen schwierigen Fällen, das heißt jedesmal, wenn es an ihm gewesen wäre, seine Meinung über Etwas zu sagen, in der Luft convulsivische Bewegungen mit den Fingern der rechten Hand, anfangs vom Daumen zum kleinen Finger, dann vom kleinen Finger zum Daumen, wobei er mit Anstrengung hinzusetzte: „man müßte .... irgendwie so .... oder so ...."

Uwar Iwanowitsch saß in einem Lehnstuhle am Fenster und athmete schwer. Nikolai Artemjewitsch ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen; sein Gesicht drückte Unzufriedenheit aus. Er blieb endlich stehen und schüttelte den Kopf. — „Ja," begann er, „ja unserer Zeit waren die jungen Leute anders erzogen. Junge Leute erlaubten sich nicht gegen ältere zu mauviren." (Er sprach die Endsilbe man nach Art der Franzosen durch die Nase.) „Jetzt aber sperre ich vor Erstaunen die Augen weit auf. Vielleicht haben sie und nicht ich Recht; vielleicht! .... Ich habe aber doch auch meine persönlichen Ansichten, ich bin doch nicht als Dummkopf auf die Welt gekommen. Was halten Sie davon, Uwar Iwanowitsch?" Uwar Iwanowitsch sah ihn blos an und ließ seine Finger spielen.

„Helena Nikolajewna zum Beispiel," fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, — „Helena Nikolajewna begreife ich freilich nicht. Ich bin für sie nicht hoch genug. Ihr Herz ist so weit, daß es die ganze Natur umfaßt, bis auf die kleinste Schabe, den kleinsten Frosch, mit einem Worte: Alles, ihren leiblichen Vater ausgenommen. Nun, schön; ich weiß es und mische mich nicht hinein. Da kommen die Nerven und die Gelehrsamkeit und das Schweben in den Lüften, von allem dem verstehen wir nichts. Daß aber Herr Schubin .... und wenn er auch ein merkwürdiger, außerordentlicher Künstler ist, wogegen ich nichts zu sagen habe — wenn er sich gegen einen älteren Mann vergißt, gegen einen Mann, dem er doch, man kann es wohl sagen, viel zu verdanken hat, — das, muß ich gestehen, kann ich dann mon gros bon sens nicht zugeben. Ich bin von Natur nicht geneigt, zu viel zu verlangen, gewiß nicht; es gibt aber in allen Dingen ein Maß!"

Anna Wassiljewna schellte mit Aufregung. Ein Dienstbursche trat herein.

„Warum kommt denn Pawel Jakowlewitsch nicht?" fragte sie. „Er will sich durchaus nicht sehen lassen!"

Nikolai Artemjewitsch zuckte die Achseln. „Weßhalb aber, ich bitte Sie, wollen Sie ihn rufen lassen? Ich sordere es durchaus nicht, wünsche es nicht einmal."

„Sie fragen weßhalb, Nikolai Artemjewitsch? Er hat Ihnen Unruhe verursacht; vielleicht Ihnen in Ihrer Brunnenkur Nachtheil gebracht. Ich muß mit ihm sprechen. Ich will wissen, wodurch er sich Ihren Zorn zugezogen hat."

„Ich sage Ihnen, ich verlange es nicht. Und warum müssen Sie .... devant les domestiques ...."

Anna Wassiljewna erröthete leicht. — „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie so reden, Nikolai Artemjewitsch. Ich werde niemals .... devant .... les domestiques .... Geh, Fedjuschka, daß du mir sogleich Pawel Jakowlewitsch herrufst."

Der Junge entfernte sich.

„Und das ist Alles ganz und gar nicht nöthig," sagte Nikolai Artemjewitsch durch die Zähne und begann wieder im Zimmer umherzugehen. „Das sag ja durchaus nicht ich meinen Worten."

„Aber, ich bitte Sie, Paul muß sich bei Ihnen entschuldigen."

„Aber, ich bitte Sie, wozu braucht ich seine Entschuldigungen? Und was heißt denn Entschuldigung? Das sind nichts als Phrasen!"

„Wozu? fragen Sie. Er muß eine Zurechtweisung erhalten."

„Die mögen Sie ihm selbst ertheilen. Ihnen wird er eher gehorchen. Ich habe Nichts gegen ihn."

„Nein, Nikolai Artemjewitsch, Sie sind heute, seit Sie hieher gekommen sind, nicht gut bei Laune. Mich dauht, Sie haben in dieser letzten Zeit sogar etwas abgenommen. Ich besürchte, die Kur schlägt bei Ihnen nicht gut an."

„Ich bedarf durchaus dieser Kur," bemerkte Nikolai Artemjewitsch „meine Leber ist nicht in Ordnung."

In diesem Moment trat Schubin herein. Er schien ermüdet. Ein leichtes, fast spöttisches Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Sie haben nach mir gefragt, Anna Wassiljewna?" sagte er.

„Ja gewiß habe ich nach dir gefragt. Aber Paul, ich bitte dich, ist das nicht schrecklich? Ich bin sehr unzufrieden mit dir. Wie hast du dich gegen Nikolai Artemjewitsch vergessen können?"

„Nikolai Artemjewitsch hat bei Ihnen über mich geklagt?" sragte Schubin und warf mit demselben spöttischen Lächeln einen Blick auf Stachow. Dieser wandte sich ab und senkte die Augen zu Boden.

„Ja, er hat über dich geklagt. Ich weiß nicht, was du gegen ihn verschuldet hast, du mußt ihn aber sogleich um Entschuldigung bitten; seine Gesundheit ist jetzt sehr zerrüttet und dann müssen wir Alle, so lange wir jung sind, unsern Wohlthätern Achtung erweisen."

„O Logik!" dachte Schubin und wandte sich gegen Stachow. — „Ich bin bereit, Sie um Entschuldigung zu bitten, Nikolai Artemjewitsch," sagte er mit einer kurzen, höflichen Verbeugung, — „wenn ich Sie wirklich durch irgend etwas beleidigt habe."

Digitized by Google

„Ich hatte .... durchaus nicht," entgegnete Nikolai Artemjewitsch, immer noch den Blicken Schubin's ausweichend. „Ich verzeihe Ihnen übrigens gern, denn Sie wissen, ich bin gar nicht difficil."

„O das unterliegt durchaus keinem Zweifel!" sagte Schubin. „Erlauben Sie mir aber die Frage: Ist's auch Anna Wassiljewna bekannt, worin mein Vergehen besteht?"

„Nein, ich weiß nichts," bemerkte Anna Wassiljewna und streckte neugierig den Hals vor.

„O mein Gott!" rief ungeduldig Nikolai Artemjewitsch, — „wie viele Mal habe ich schon gebeten, gefleht, wie viele Mal gesagt, wie verhaßt mir alle diese Erklärungen und Scenen sind. Kommt Unsereiner einmal nach langer Zeit nach Hause und glaubt auszuruhen, — man spricht ja immer von: Familienkreis, intérieur, Familienmaler, — gleich giebt es Scenen und Unannehmlichkeiten. Keine Minute Ruhe! Man mag wollen oder nicht, man fährt in den Klub oder .... oder sonst irgendwohin. Der Mensch ist ja ein lebendes Wesen, er hat doch physische Bedürfnisse, und da will man ...."

Und ohne seine Rede zu Ende zu bringen, verließ Nikolai Artemjewitsch das Zimmer und warf die Thür zu. Anna Wassiljewna folgte ihm mit den Blicke. — „In den Klub," sagte sie mit bitterer Miene leise: „es ist nicht der Klub, wohin Sie fahren, skatherhafter Mensch! Im Klub gibt's Niemand, dem man Pferde aus dem eigenen Gestüte schenkt — noch dazu Gauschimmel! Meine liebste Farbe. Nein, nein, leichtsinniger Mann," setzte sie schon lauter hinzu, — „nicht in den Klub fahren Sie. Und du, Paul," fuhr sie fort und erhob sich von ihrem Sitze, — „schämst du dich gar nicht? Du bist doch kein kleines Kind. Da habe ich wieder Kopfweh bekommen. Wo ist Zoë, weißt du nicht, wo sie ist?"

„Sie ist, glaube ich, oben auf ihrem Zimmer. Das schlaue Füchslein verleiht sich bei solchem Unwetter immer in seinen Bau."

„Oh, bitte, bitte!" Anna Wassiljewna tastete suchend rings um sich her. „Mein Gläschen mit geriebenem Meerrettig, hast du es nicht gesehen? Paul, thue mir den Gefallen, ärgere mich in Zukunft nicht mehr."

„Wie konnte ich das, Tantchen? Lassen Sie mich Ihr Händchen küssen. Den Meerrettig habe ich im Kabinet auf dem Tischchen gesehen."

„Die Darja läßt ihn auch immer irgendwo stehen," seufzte Anna Wassiljewna, und rauschte in ihrem seidenen Kleide ab.

Schubin wollte ihr folgen, blieb jedoch stehen, als er hinter sich die träge Stimme Uwar Iwanowitsch's vernahm.

„Dich .... Gelbschnabel .... sollte .... man .... anders .... abfertigen ...." sagte in gebrochener Rede der Cornet außer Diensten.

Schubin trat zu ihm hin. „Und weßhalb sollte man mich abfertigen, ehrenwerther Uwar Iwanowitsch?"

„Weßhalb? Bist jung, mußt ehrerbietig sein. Ja."

„Gegen wen?"

„Gegen wen? Das versteht sich von selbst. Ja, grinse nur," Schubin kreuzte die Arme über einander.

„O, Sie Repräsentant des Chorgesangs," rief er aus, — „Sie Schwarzerdenprodukt, Sie Grundfeste des gesellschaftlichen Baues!"

Uwar Iwanowitsch ließ seine Finger spielen. — „Genug, mein Junge, ich ab."

„Da sitzt er," fuhr Schubin fort, „am Jahren offenbar kein junger Edelmann mehr, und wie viel glücklichen, kindlichen Glauben birgt er noch in sich! Achtung haben! Wissen Sie aber auch, Sie Elementarmensch, weßhalb mir Nikolai Artemjewitsch zürnt? Ich habe den ganzen heutigen Morgen mit ihm bei seinem deutschen Liedchen zugebracht; wir haben heute unser drei: „Verloß mich nicht" gesungen; das hätten Sie hören müssen. Das zieht bei Ihnen, denke ich, ja auch. Wir sangen also, mein bester Here, und sangen, — nun, das wurde mir langweilig; ich sehe, es wird nicht gut, die Zärtlichkeit wird zu arg. Ich begann die Beiden zu necken. Da ging es los! Zuerst wurde sie auf mich böse, dann auf ihn; dann wurde er auf sie böse und sagte ihr, nur zu Hause fühle er sich glücklich und dort sei sein Paradies; sie aber erwiederte, er habe keine Moral, und ich fügte auf deutsch hinzu: „Ach!" Er ging davon; ich blieb da. Da ist er nun hergekommen in sein Paradies, und es wird ihm ganz übel darin. Darum drummire er auch jetzt. Wohlan, rund heraus, wer ist schuld?"

„Natürlich du," erwiederte Uwar Iwanowitsch.

Schubin blickte ihn scharf an. — „Dorf ich mir die Freiheit nehmen, ehrenhafter Ritter, die Frage an Sie zu richten," — sagte er mit unterwürfiger Stimme, „waren die räthselhaften Worte, die Sie so eben auszusprechen geruhten, das Ergebnis irgend einer Kombination Ihrer Denkfähigkeiten, oder der Ausdruck eines momentanen Bedürfnisses, eine Lusterschütterung, einen sogenannten Schall hervorzubringen?"

„Laß mich in Ruhe," stöhnte Uwar Iwanowitsch.

Schubin lachte auf und lief hinaus. — „He," rief eine Viertelstunde später Uwar Iwanowitsch, „bringt mir .... ein Gläschen Branntwein."

Ein kleiner Diener brachte auf einem Präsentirteller Branntwein mit den zugehörigen Imbiß. Uwar Iwanowitsch nahm langsam das Glas mit Branntwein vom Präsentirteller und heftete seinen Blick lange mit gespannter Aufmerksamkeit darauf, als ob er im Zweifel sei, was er eigentlich in der Hand habe. Dann blickte er den Jungen an und richtete die Frage an ihn, ob er nicht Wasta heiße. Dann machte er eine betrübte Miene, trank das Glas aus, aß etwas dazu und zog sein Schnupftuch aus der Tasche. Der Junge hatte schon längst Teller und Branntwein an seinen Ort zurückgestellt und die Ueberreste von Hering aufgegessen, war auch schon, auf einen Paletot der Herrschaft niedergekauert, eingeschlummert, als Uwar Iwanowitsch immer noch sein Taschentuch mit gepreßten Fingern um sich hielt und mit der gleichen angestrengten Aufmerksamkeit bald zum Fenster hinaus, bald auf den Fußboden und die Wände stierte.

(Forts. folgt.)

Die Bergschmiede.

Mit einer Original-Holzzeichnung von **Conrad Reinherz** Seite 45.

Im bayrischen Hochgebirge wie in Tirol kann der Maler keine Interieurs finden, die für seinen Pinsel dankbarer wären, als die Schmieden und Mühlen. Diese Ansiedlungen sind meistens eben so eigenthümlich durch ihre Lage als durch ihre Bauart. Auf den ersten Blick begreift es sich kaum, wie der Mensch an so abgelegener Stelle und in so kleiner Hütte, die mehr einer Klause als einer Werkstatt gleicht, seinen Erwerb finden soll; und doch haben diese Eigenkünstler Sommer und Winter genug zu arbeiten, wenigstens erwerben sie, was zur Befriedigung ihrer geringen Ansprüche ausreicht. Die Schmiede empfangen ihre Hauptbeschäftigung durch die Steinbrüche in der Nähe ihrer Essen. Von da bringen die Arbeiter ihre Hammer und Eisen zum Härten und Schärfen; dann gibt es Fuhrwerke auszubessern oder Pferde zu beschlagen, namentlich die Saumthiere, welche den Verkehr mit den Almen vermitteln oder im Winter das geschossene Wild von den Bergen holen. Eine Scene der letztern Art ist Gegenstand unsres Bildes.

Aus allen Welttheilen.

Bekehrungs-Schwindel. Unter den kirchlichen Festlichkeiten, welche in Rom während des Concils veranstaltet worden, stehen die Taufen von Ketzern und Heiden obenan. In gewöhnlichen Zeiten pflegt man die Räuber dadurch zu ertreiben, daß man ihnen auf dem Weg der Zeitungen den Uebertritt von Protestanten, Juden und Götzendienern zur alleinseligmachenden katholischen Kirche anzeigt. Gegenwärtig aber werden, um von dem fragwürdigen Vordringen der Kirche ein überzeugenderes Bild zu geben, die Bekehrten hervorgesucht und allem Volk gezeigt. Auf den 12. Januar z. B. war die feierliche Taufe von „zwei Muselmanen aus Afrika" angezeigt. Bekanntlich ist die Zahl der Muselmanen, welche das Christenthum annehmen, verschwindend klein, während jedes Jahr viele Christen zum Islam übergehen. Es hatte sich denn auch zu der seltnen Handlung eine zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, hauptsächlich aus fremden Geistlichen und Engländerinnen bestehend. Aber man war sehr enttäuscht, als statt erwachsener Schwarzer zwei leichtraune Knaben vorgestellt wurden. Es waren zwei algerische Kinder, die der Erzbischof Lavigerie, der durch seinen Heldenbekehrungseifer in den berühmten Streit mit dem Barnabiter Pat Hyacinthe verwickelt wurden ist, hierhergeführt hatte. In einer feurigen Rede erinnerte der Erzbischof die Täuflinge, die in der kurzen Zeit des Französischen sehr mächtig geworden zu sein scheinen, daran, daß er sie vor zwei Jahren, als von drei Millionen ihres Volkes

Digitized by Google

500,000 an der Pest und Hungersnoth starben, auf der Straße aufgelesen habe, wo sie als arme Waisen hungernd und frierend umherirrten. Es war natürlich hier nicht der Ort, der von den europäischen Ansiedlern erhobenen Anklage zu gedenken, daß die Noth damals namentlich durch die unverzeihliche Nachlässigkeit der französischen Regierung so große Verhältnisse angenommen habe; oder der Trybtschej schien doch das Verdienst des „katholischen Frankreich", daß diese zwei Kinder aus tedtlichem und gesitigem Verderben gerettet, allzu stolz zu rühmen. In der ganzen Welt, selbst unter den Mosetmanen, wenn dieselben nur irgend die Noth hatten, wurde man das Verlassen und verwaisener Kinder erbarmen haben, ohne sich deshalb weiter zu rühmen und ohne ihnen aus dem Religionswechsel eine Pflicht der Dankbarkeit zu machen.

Der größte und kleinste, der schwerste und bejahrteste Mensch. Es ist eine interessante Frage: Wer wohl der größte, wer der kleinste, wer der schwerste Mensch gewesen, und wer selbstsich das höchste Alter von allen Menschen erreicht habe? Diese Frage läßt sich leider nicht ganz genau beantworten. Wir wollen indeß hier das zusammenstellen, was man in dieser hinsicht Sicheres weiß. Der größte Mensch, der je gelebt, ist ohne Zweifel derjenige dessen Skelett Professor Andreas Tyrel, Kosmograph am Hofe Heinrichs III. von Frankreich gemessen hat. Dasselbe besaß eine Länge von 11 Fuß 5 Zoll. Der betreffende Riese starb im Jahre 1559. Plinius erzählt von einem Araber mit Namen Gabbara, der unter dem Kaiser Claudius lebte und eine Länge von 9 Fuß 9 Zoll erreicht hatte. Der holländische Riese Schoonhaven erreichte eine Höhe von 8 Fuß 6 Zoll; der irische Byrne war 8 Fuß 4 Zoll hoch und der Fürstenwarn der Tatar des Botero Friedrichs des Großen noch 8 Fuß 3 Zoll.

Einer der kleinsten Menschen, die je gelebt haben, ist C. Strattou, bekannt unter dem Namen Petit Poucet, der nur 22 Zoll hoch ist. Der Zwerg Bébé am polnischen Hofe war noch kleiner. Gretenius spricht von einem Zwerge, der unter Augustus lebte und so klein war, daß er, 3 Pfund wog, aber eine gewaltige Stimme besaß. Der berühmte Philosoph Cardanus sah in Arabien einen vollständig ausgewachsenen Mann, dessen Höhe noch nicht 2½ Fuß erreichte. Man trug ihn in dem Käfig eines Papageien umher. Jeder wird gerne zugeben, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß beide jemals einen kleinern Menschen als diesen Zwerg alter Zwerge gesehen.

Was den schwersten Mann anbelangt, so will ich mich in dieser Beziehung nur an die Gegenwart halten und bemerken, daß am 1. November des vergangenen Jahres der Newyorker „Verein der Wohlbeleibten" ein Mittagessen hielt, wobei man sich auf der Tenne der Preis zuerkennen wurde. Ein Herr Fisk mit 368 Pfund Tonnengewicht wurde von einem Herrn Stout mit 396 übertroffen, aber der schließliche Sieger war ein Deutscher, Herr Busch aus Hudson mit einem Nettogewichte von 1¼ Centnern.

Wenn wir nach dem Menschen fragen, der unter allen das höchste Alter erreicht habe, so versteht es sich von selbst, daß die Patriarchen der Bibel hier nicht zur Concurrenz zugelassen werden. Ich will aber an einigen wenigen Beispielen zeigen, wie sehr das mittlere Alter des Menschen von etwa 45—55 Jahren unter dem höchsten Alter bleibt, das einzelne Individuen erreicht haben. In den Vereinigten Staaten starb vor wenigen Jahren eine Frau im Alter von 165 Jahren. Der Ungar Peter Czartow lebte von 1559 bis 1724 also volle 165 Jahre. Er soll drei Jahrhunderte und 10 deutsche Kaiser. Dem russischen Kaiser Alexander I. wurde in den Ostseeprovinzen ein Mann vorgestellt, der mit Gustav Adolph als Stallknecht auf Schweden herumgezogen und also mehr als 200 Jahre alt sein mußte.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß nach unseren besten statistischen Tabellen von 100000 Menschen kein Einziger das 100. Lebensjahr erreicht.

Weiße Negerlein. Leute, die unter den Tropen gelebt haben, erzählen wunderbare Geschichten von der Gastfreiheit der neuen Ansiedler. Ein ehrenwerther Farmer kehrt sich gegen einen holzernen Pfeiler seiner Wohnung und sollt mit ihm hin, aber er legt sich auf seine steife Bank und liegt mit ihr im nächsten Augenblick am Boden. Er nimmt von einem Brette lange unbreviert gebliebene Bücher und bietet sie dem Gaste an. Die weißen Ansiedler, diese unermüdlichen Nachtarbeiter haben seine Pfeiler und Bänke völlig unterwühlt und im Studierzeiser sich auch über die Bücher hergemacht um sie da auf die Dauer sich zu vergnügen — vielleicht aus denselben Gründen des Schülers in Goethe's Faust angesuchtet: denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Correspondenzkarten zur Abkürzung und Erleichterung des Briefwechsels zuerst in Oesterreich, nun auch im preußischen Bunde eingeführt, sind in England verbreitet, sind ein so praktisches Verkehrsmittel, daß es sich bald überall unentbehrlich gemacht haben wird. Den ersten Vorschlag zu dieser neuen Einrichtung hatte ein Artikel mit der Unterschrift „Dr. K. II — — in der Erwerbs- und Industrie-Zeitung der „N. Fr. Pr." vom 26. Januar 1869 gebracht. In diesem Aufsatze hatte der Verfasser berechnet, daß die 100 Millionen Briefe, die jährlich in Oesterreich aufgegeben werden, ein Zeitersparniß für Kaufleute, Beschäftige und Unternehmungen, an Aufbewahrung des Papiers, Herrichten und Zusammenlegen desselben, Schreiben, Siegellack, Siegeln und Marken jährlich 20 Millionen Gulden kosten, welche durch die Einrichtung offener Karten bis auf ein Geringstes vermindert werden könnten. Denn der dritte Theil dieser Briefe (33 Millionen) enthalte keine Geheimnisse: diese 33 Millionen aber würden sich sehr bald auf 100 Millionen steigern und folglich auch die Postanstalt einen Ausfall erleiden. Auch werde sich aus den Correspondenzkarten in Verbindung mit den Telegrammen und Briefen und von viel hohem Fiskalwerthen geringster Briefstoff entwickeln. Sicher sind sie vermöge der Einfachheit, Kürze und Bündigkeit für eine große Anzahl von Mittheilungen im geschäftlichen Nachrichtenaustausch entschieden verwendbar, obgleich auf Reisen und im geselligen Verkehr bei Einladungen, Erkundigungen, kurzen Anfragen aus dem Kreise des alltäglichen Lebens.

Zahlen haben Zungen. Zum heiligen Petrus bis auf Pius IX., hat es 297 Päpste gegeben, darunter 24 Gegenpäpste und eine Päpstin; 19 Päpste haben Rom verlassen, 35 regierten im Ausland. 8 Päpste regierten nicht länger als einen Monat, 40 ein Jahr, 22 bis zu zwei Jahren, 54 bis zu fünf, 57 bis zu zehn, 51 bis zu fünfzehn, 18 bis zu zwanzig Jahren, und nur 9 Päpste regierten länger als zwanzig Jahre. Von den 297 Päpsten wurden 31 für Märtyrern und Kirchen erklärt. Von den 282 legitimen Päpsten starben 64 eines gewaltsamen Todes. 18 Päpste wurden vergiftet, 4 erdrosselt, 13 andere starben auf verschiedene Weise: Stephan VI. erdrosselt, Johann XVI. verstümmelt, Johann X. erstickt, Benedict VI. soll mit der Schlinge am Halse. Von Johann XIV. wird erzählt, er sei gleich Gregor XVI. Hungers gestorben. Gregor VIII. wurde in einen eisernen Käfig gesperrt, Celestin V. starb durch das Einschlagen von Nägeln in seinen Kopf. Im Jahre 1295 von Avignon nicht gerechnet, wurden 26 Päpste abgesetzt, vertrieben, verbannt. 28 Päpste konnten sich nur erhalten, indem sie die fremde Intervention herbeiriefen. Von der Gesammtzahl der Päpste zogen sich also 153, mehr als die Hälfte, unwillig. Pius II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Paul III. hatten trotz ihres Geistes Bruder. Leo VI. soll ein Weib gewesen sein; er aber sie starb im Kindbett: papessa papissa papissam, sagten die Zeitgenossen. Urban V. legte das Bekenntnis seines Glaubens ab und verschied seelig bei den Carrerianern, welche das Concil über ihn verhängen würde; die Päpste Urbin VII. und Hadrian VI. bedichten sich selbst ihre Grabschrift. Während der Schismen excommunicirten und verdammten sich Päpste und Gegenpäpste wechselseitig. Niemand mag dazu, daß Ernstamkeiten, Aufschneidungen und Verbrechen jener Art den päpstlichen Hof mit den herrschaftlichen Dynastien auf gleiche Linie stellen, in bleibt nur die Wahl, auf die Unfehlbarkeit der Päpste oder auf gesunden Verstand zu verzichten.

Autor und Leser. Wir leicht lesen sich gerade die Sachen, die dem Schriftsteller niederzuschreiben gewiß sehr schwer sielen. Es ist ein Erhebliches mit zwischen einer Zahrt auf der Eisenbahn und der Ankunft des Zuges, wenn liebenswürdiger Leser, der du den neuesten Roman verschlingt und von Kapitel zu Kapitel in aller Bequemlichkeit fortgleitest, du dich wie der Reisende der sich in seine Kissen drückt und nun ohne die mindeste Anstrengung sich an seine Reiselust tragen läßt, während der Schriftsteller dem Unternehmer dieses Eisenbahnbaues gleicht, der bei seiner Arbeit mit Schwierigkeiten, Hindernissen und Entmuthigungen zu kämpfen hatte, von denen du keine Ahnung hast. — Nicht so ist es leicht, das Buch zu schreiben, das du lesen wirst und erfreulich ist zu schreiben, aber noch begliedender und erfreulicher — wicht zu schreiben — ansatt Eisenbahnen zu bauen, nur darauf zu fahren. Aber das Wunderbarste bleibt doch in dieser wunderlichen Schriftstellerwelt, daß oft das Beste von Leuten geschrieben worden, die das Schreiben am wenigsten liebten, zu davon einen wahren Abscheu hatten, und daß es oft die Frucht der bittersten gesitigen Arbeit war, die der Leser als leichtes Erzeugniß eines fliegenden Humors bewundert. Wohl ist die allgemeine Regel, daß Niemand etwas Gutes schafft, wenn er nicht mit Lust und Liebe bei der Sache ist. Niemand wird ein großer Anatom werden, der das Seciren haßt, ein großer Prediger, wenn er das Reden verabscheut; benauch haben mir noch keinen Schriftsteller, der das Schreiben lassen und niemals mehr zu greifen beschieden hatten, wenn sie nicht die Noth dazu gezwungen. Wahrhaft glücklich ist aber nur derjenige allein, der sich auf einem Gebiete herumtummelt, das ihn vollständig befriedigt und seine ganze Seele ausfüllt.

Ein seiner Adjutant. Der aus Bonaparte's Feldzügen bekannte General Rapp, 1772 in Colmar geboren, wo ihm ein Standbild gesetzt ist, hat sich vom gemeinen Soldaten zum General vom Hof von Frankreich aufgeschwungen. Er war der einzige in der nächsten Umgebung Napoleon's, der sich den Namen des großen Mannes nie unterwarf und seinem kaiserlichen Herrn manchmal derb die Wahrheit sagen durfte; der Kaiser schätzte ihn deshalb nur um so mehr. Einst spielte er mit Sr. Majestät Carte und war fast im Glücke. „Ah!" bemerkte der Kaiser, als der General-Adjutant die Gefälligkeit einstrich, „Sie scheinen die kleinen Napoleons gern zu haben!" „Lieber als die großen!" erwiderte Rapp und klopfte seine Taschen zu. Bei einer anderen Gelegenheit, als der Kaiser einem Stallmeister Audienz ertheilte, erschien Rapp jeden Augenblick an der Thür und fragte, ob Se. Majestät ihn gerufen habe. Als der Fremde sich entfernt, fragte Napoleon seinen Adjutanten etwas ärgerlich, warum er ihn so oft gestört habe. „Eire," erwiederte der biedere Rapp, „den Geschäftsleuten Menschen gefiel nur ganz und gar nicht und ich hielt es nicht für rathsam, Ew. Majestät mit ihm allein zu lassen. Ich hatte ihn jeder schmutzigen That für fähig, denn — er ist ein Jude."

Der Weinbau in Frankreich überrascht einen Fächenraum von 2½ Millionen Hectaren und sein Produkt ist nahezu ½ des gesammten Bodenertrags. Die Heitare rechnet im Durchschnitt 29 Hectoliter und der Werth des Hectoliters 18 im Mittel 520 Frcs. Die jährliche Ausbeute hat also einen Werth von über 1½ Milliarden Frcs., der sich auf 2 Milliarden erhebt, wenn man den aus den Trübern gewonnenen Branntwein, das zur Heizung verwandte Gestrüppe, das Viehfutter aus Land und Destillationsrückständen hinzuschlägt.

Die Heimath der Zigeuner, welche sich seit Anfang des 15. Jahrhunderts über Europa und Nordafrika ausgebreitet, ist im nördlichen Vorderindien zu suchen. Der Name Zigeuner wurde ihnen verwindert und verritten, weil sie Elemente aus aller Herren Länder in sich aufgenommen und eigne preisgegeben hat. Sie weist auf eine indische Volksmundart zurück und schmeichelt sich der verwandtschaft mit dem Sanskrit.

Inhalt: Am Thron und Leiden. Historische Novelle von Georg Hiltl. Forts. — Aerztliches Lebenbewieser von Dr. Wurm. — Ein deutscher Pionier. Von B. Loth in Neu-York. — Das Treffen von Fère Champenoise. Von Ferd. Pflug. Mit einer Holzrichtung von Rittmeister a. D. O. v. Faber du Faur. — Am Vorabend. Original-Novelle von Ivan Turgénjew. Mit einer Originalholzrichtung von demselben. Aus allen Weltheilen: Belehrungsschwindel. — Der größte und kleinste, der schwerste und bejahrteste Mensch. — Weiße Ameisen. — Correspondenzkarten. — Zahlen haben Zungen. — Ein feiner Adjutant. — Der Weinbau in Frankreich. — Die Heimath der Zigeuner.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Canneberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Gleißbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Horbach; J. Kerner; C. A. König; Kraffert; Kreyßig; Liebetreu; Lippert; W. Löbe; Lotz; Mützelburg; Delschläger; H. Oelsig; Rasch; Reclam; Reinhard; J. Rittershaus; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenpfuhl; Rüst; Schobser; R. Schmidt; A. Schell; Schramm; Temme; Turgenjew; Venedey; C. Vogt; Waldstrohe; Wick; M. Wenzel; Werner, Cap. J. Cee; Wilkomm; Wittich; Warm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 4. Der Jahrgang läuft vom 1 Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Wöchentlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 47.)

IX.

Schubin kehrte auf seine Kammer zurück und griff nach einem Buch. Da trat Nikolai Artemjewitsch's Kammerdiener vorsichtig zu ihm in's Zimmer und überreichte ihm ein kleines, dreieckig zusammengelegtes Billet, das ein großes Wappen als Siegel trug. „Ich hoffe," stand in dem Zettel, „daß Sie als Mann von Ehre sich mit keinem Worte eine Anspielung auf einen gewissen Wechsel erlauben werden, von welchem heute Morgen die Rede war. Meine Verhältnisse und meine Grundsätze sind ihnen bekannt, ebenso die Geringfügigkeit der Summe selbst und andere Umstände, endlich giebt's Familiengeheimnisse, die man achten muß, und die Ruhe einer Familie ist ein Heiligthum, welches nur den Etres sans coeur zu denen ich Sie zu zählen keinen Grund habe, nicht anerkennen! (Dieses Billet schicken Sie zurück.) N. S."

Schubin fügte mit Bleistift die Worte darunter: „Seien Sie unbesorgt, noch ziehe ich nicht Schnupftücher aus fremden Taschen"; übergab den Zettel dem Kammerdiener und nahm wieder sein Buch vor. Es entfiel aber alsbald seinen Händen. Er blickte auf den sich röthenden Himmel, auf zwei mächtige Fichten, die abgesondert von den übrigen Bäumen standen, und dachte: „Bei Tage haben die Fichten ein bläuliches Aussehen, und Abends ein so herrliches Grün." Darauf begab er sich in den Garten in der stillen Hoffnung, Helena dort anzutreffen. Er täuschte sich nicht. In einiger Entfernung auf einem Wege hinter dem Gebüsch ward er ihr Kleid gewahr. Er eilte ihr nach und redete sie an:

„Sehen Sie nicht nach mir, ich bin es nicht werth."

Sie warf einen raschen Blick auf ihn, lächelte leicht und ging weiter in den Garten hinein. Schubin folgte ihr.

„Ich bat Sie, mich nicht anzusehen," begann er, „und suche doch ein Gespräch mit Ihnen: ein reiner Widerspruch! Es bleibt sich gleich, 's ist nicht der erste. Es fiel mir eben ein, daß ich Sie wegen meines albernen Auftritts von gestern noch nicht, wie sich's gebührt, um Entschuldigung gebeten habe. Sie sind doch nicht böse auf mich, Helene Nikolajewna?"

Sie blieb stehen und gab ihm nicht sogleich Antwort — nicht, daß sie ihm böse gewesen wäre, ihre Gedanken schweiften vielmehr in die Ferne.

„Nein," sagte sie endlich, „ich bin durchaus nicht böse auf Sie."

Schubin biß sich auf die Lippen.

„Was für ein besorgtes .... und dabei gleichgiltiges Gesicht!" murmelte er. „Helena Nikolajewna," fuhr er etwas lauter fort, „lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen: Ich hatte einen guten Freund und der Freund hatte einen Freund. Dieser letzte führte anfangs ein Leben, wie es ein anständiger Mensch thun muß, später jedoch ergab er sich dem Trunke. Da begegnet mein Freund ihm eines Morgens (sie hatten, bemerken Sie wohl, ihre Bekanntschaft bereits gelöst) und sieht ihn betrunken. Mein Freund drehte ihm sogleich den Rücken. Jener aber trat zu ihm heran und sagte: „Es wiede mich nicht ärgeren, wenn Sie ohne Gruß vorübergegangen wären, warum wandten Sie sich aber von mir ab? Vielleicht hat Gram mich so weit gebracht. Friede meiner Asche!"

Schubin schwieg.

„Weiter nichts?" fragte Helena.

„Weiter nichts."

„Ich verstehe sie nicht. Worauf zielte das? Sorgen sagten Sie mir, ich möchte nicht nach Ihnen blicken."

„Ja, und jetzt habe ich Ihnen erzählt, wie es nicht gut thut, sich abzuwenden."

„Hätte ich mich denn ..." wollte Helena sagen.

„Sie hätten sich also nicht ..."

Helena erröthete leicht und reichte Schubin die Hand. Er drückte sie stark.

„Da glauben Sie wohl, mich auf einer schlechten Regung ertappt zu haben," sagte Helena, „Ihr Argwohn ist aber ungegründet. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, mich vor Ihnen zurückzuziehen."

„Meinetwegen, meinetwegen! Gestehen Sie aber, es kreuzen in dieser Minute tausend Gedanken Ihren Kopf, von denen Sie mir nicht einen einzigen anvertrauen würden. Wie? Habe ich's getroffen?"

„Wohl möglich."

„Und woher das? Wohrer?"

„Meine Gedanken sind mir selbst nicht klar."

„Dann gerade muß man sie Andern anvertrauen," warf Schubin ein. „Doch ich will Ihnen den Grund sagen: Sie denken schlecht von mir."

„Ich?"

„Ja, Sie. Sie denken, bei mir sei Alles halbwegs Komödie — eben weil ich Künstler bin; ich tauge nicht bloß zu feinem Geschäfte, — hierin mögen Sie Recht haben, — sondern auch zu keinem wahrhaften tiefen Gefühle; ich könne nicht einmal aufrichtig weinen; ich sei Schwätzer und Künstler — und das Alles, weil ich Künstler bin. Was sind wir nicht nach diesem Allen für unglückselige, gottverlassene Leute! Sie, zum Beispiel, ich möchte darauf schwören, glauben nicht an meine Reue."

„Nein, Pawel Jakowlewitsch, ich glaube an Ihre Reue und glaube an Ihre Thränen. Mich däucht jedoch, Ihre Reue selbst und auch Ihre Thränen machen Ihnen Spaß."

Schubin fuhr zusammen.

„Nun, ich sehe, es ist dies, wie Aerzte sich ausdrücken würden, ein unheilbarer Casus, casus incurabilis. Es bleibt dabei nichts weiter übrig, als den Kopf hängen zu lassen und sein Geschick zu tragen. Und dennoch, o Himmel, wäre es denn wirklich wahr, wäre ich denn wirklich immer nur auf mich selbst angewiesen, wenn in meiner Nähe eine solche Seele lebt? Und wissen, daß man nie in diese Seele hineindringen wird, nie erfahren wird, was sie betrübt, was sie freut, was in ihr vorgeht, wonach sie sich sehnt, wohin sie schwebt . . . . Sagen Sie," fragte er nach kurzem Schweigen, „konnten Sie mir, um Nichts in der Welt, in keinem Falle einen Künstler lieb haben?"

Helena blickte ihn fest an.

„Ich glaube es nicht, Pawel Jakowlewitsch."

„Was zu beweisen war," sprach Schubin mit komischer Traurigkeit. — „Hiernach denke ich? sieht es mir besser an, Ihren einsamen Spaziergang nicht weiter zu stören. Ein Professor würde Sie vielleicht fragen: auf welche Thatsache stützen Sie Ihr Nein? Ich bin aber kein Professor, ich bin ein Kind nach Ihren Begriffen; von Kindern aber pflegt man sich nicht abzuwenden, das vergessen Sie nicht. Leben Sie wohl. Friede meiner Asche!"

Helena wollte ihn zurückhalten, überlegte sich's aber und sagte ihm gleichfalls:

„Leben Sie wohl."

Schubin verließ das Haus. Nicht weit von demselben begegnete ihm Berßenjew; er ging eiligen Schrittes mit gesenktem Kopfe und hatte den Hut in den Nacken geschoben.

„Andrei Petrowitsch!" rief Schubin.

Der Andere blieb stehen.

„Geh nur, geh," fuhr Schubin fort, „ich brauche dich nicht, will dich nicht aufhalten, geh nur gerade in den Garten; du wirst dort Helene treffen. Es scheint, sie wartet auf dich . . . . auf jeden Fall wartet sie auf Jemand . . . . Begreift du die Macht dieser Worte: sie wartet! Weißt du aber, Bruder, ein sonderbarer Zufall ist es doch! Denke dir, da lebe ich schon zwei Jahre mit ihr in einem Hause, bin in sie verliebt und hoben erst, in diesem Augenblicke, habe ich sie, ich kann nicht sagen — verstanden, aber gesehen. Habe sie gesehen und die Arme weit aufgerissen. Ich bitte, stiere mich nicht mit diesem giftig sein sollenden Lächeln an, es paßt nicht zu deinen gesetzten Jügen. Nun, ich verstehe dich, du wissit mich an Annuschka mahnen. Was ist's denn? Ich leugne es nicht. Für Unsereinen passen die Annuschka's. Es leben die Annuschka's, Zoe's und selbst die Augustinen Christianownas's! Geh du jetzt zu Helena, ich will aber . . . . Du glaubst wohl zu Annuschka? Nein, Bruder, etwas niedrigrer: zum Fürsten Tschikurasow. Das ist so ein Mären von sasanischer Tatarenabkunft, in der Art wie Wolgin. Sieht du dies Einfaltungsbillet, diese Buchstaben: R. S. V. P.?*) Selbst auf dem Lande läßt man mir keine Ruhe. Adio!"

Berßenjew hörte Schubins Gerede schweigend und um seinetwillen etwas beschämt an und trat dann in den Hof von Slachow's Landhaus. Schubin aber fuhr wirklich zum Fürsten Tschikurasow, dem er mit der liebenswürdigsten Miene die bestreudten Unverschämtheiten ins Gesicht sagte. Der Mären tatarischer Abstammung hielt sich den Bauch vor Lachen, die Gäste des Märens lachten mit und doch war Niemand bei guter Laune und Alle waren geärgert, als sie heimkamen. So pflegen wohl zuvor einander wenig bekannte Herren, die auf dem Newski-Prospekte sich begegnen, plötzlich einander lächelnd die Zähne zu zeigen, süßlich Augen, Nase und Mund zu verziehen, um sogleich, wenn sie sich vorübergegangen, den alten gleichgiltigen oder finsteren, in den meisten Fällen krankhaften Ausdruck wieder anzunehmen.

*) Réponse s'il vous plait.

X.

Helena empfing Berßenjew freundschaftlich, jedoch nicht mehr im Garten, sondern im Gastzimmer, und nahm sogleich, fast ungeduldig die gestrige Unterhaltung wieder auf. Sie war allein. Nikolai Artemjewitsch hatte sich leise entfernt. Anna Wassiljewna lag in dem oberen Zimmer mit kaltem Umschlägen über den Kopf. Joß saß neben ihr, sie hatte den Rock ihres Kleides glatt gestrichen und ließ die kleinen Hände im Schooß ruhen. Awar Iwanowitsch streckte sich im oberen Stocke auf einem breiten und bequemen Divan, dem man den Namen: Schlafsonofteht gegeben hatte. Berßenjew erwähnte abermals seiner Vaters; er hielt dessen Andenken heilig. Auch wir wollen ein paar Worte über ihn sagen.

Berßenjew's Vater, Besitzer von zweiundachtzig Seelen, denen er vor seinem Sterben die Freiheit schenkte, war Illuminat, ein gewesener Göttinger Student, Verfasser eines Manuscripts über die Ingressionen oder Transfigurationen des Geistes in der Welt, einer Schrift, in welcher Schellingianismus, Swedenborgianismus und Republikanismus sich in originellster Weise vermengten. Er brachte seinen Sohn schon als Knaben gleich nach dem Tode der Mutter nach Moskau und übernahm persönlich dessen Erziehung. Zu jeder Lection, die er seinem Sohn zu geben hatte, bereitete er sich vor, arbeitete mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und völlig erfolglos: er war Schwärmer, Büchermurm, Mystiker, stotterte beim Sprechen, hatte eine hohle Stimme, drückte sich dunkel und gesucht aus, gebrauchte meistentheil Gleichnisse und war scheu, selbst vor seinem Sohne, den er leidenschaftlich liebte. Kein Wunder, daß der Sohn im Unterricht nur Mund und Augen aufsperrte und um seines Haares Breite weiter kam. Der Alte faßt ein Fünftziger, er hatte spät geheirathet, bemerkte endlich, daß es nicht gut ging und gab seinen Unterricht in eine Pension. Andrutscha begann nun zu lernen, ward jedoch die väterliche Aufsicht nicht los. Sein Vater besuchte ihn unaufhörlich und langweilte den Director der Anstalt mit seinen Bemerkungen und Gesprächen; die Inspectoren sützten sich ebenso durch den ungebetenen Gast belästigt. Er brachte ihnen unaufhörlich, wie sie sagten, superkluge Schriften über das Erziehungswesen. Selbst die Schüler fühlten sich nicht behaglich beim Anblicke des dunkeln und pockennarbigen Gesichts des Alten, seiner hagern Gestalt, die beständig in einem spitzköpfigen grauen Frack stack. Die Schüler hatten damals keine Ahnung davon, daß dieser finster aussehende, niemals lächelnde Herr, mit dem Kranichhange und der langen Nase — mit ganzem Herzen um einen Jeden von ihnen sost wie um seinen Sohn besorgt und bekümmert war. Es fiel ihm einmal ein, mit ihnen von Waffenschon zu reden: „Junge Jöglinge," begann er, doch bei den ersten Tönen seiner sonderbaren Stimme liefen die jungen Jöglinge auseinander. Der ehrliche Göttinger war nicht auf Reden gebettet: beständig lasteten auf ihm der Gang der Geschichte, Fragen und Kombinationen jeglicher Art. Als der junge Berßenjew die Universität bezog, begleitete er ihn in die Vorlesungen. Doch die Kräfte des Alten begannen abzunehmen. Die Ereignisse des Jahres 1848 erschütterten ihn auf's Tiefste (sein ganzes Buch hätte er umarbeiten müssen) und er starb im Winter des Jahres 1853, ohne des Sohnes Abgang von der Universität erlebt zu haben; er gratulirte ihm jedoch im Voraus zu der ihm bevorstehenden Kandidatenwürde, und ertheilte ihm seinen Segen für den Dienst der Wissenschaft. „Ich vermache die eine Leuchte," sagte er zwei Stunden vor seinem Tode zu ihm, „ich habe sie, so lange ich konnte, gehalten, laß auch du diese Leuchte bis an's Ende nicht aus den Händen!"

Berßenjew unterhielt sich lange mit Helena von seinem Vater. Die Unbehofsenheit, die er in ihrer Gegenwart verspürt hatte, war verschwunden und er lispelte nicht mehr so stark. Die Unterhaltung ging auf die Universität über.

„Sagen Sie," fragte ihn Helena, „gab es unter Ihren Gefährten bemerkenswerthe Persönlichkeiten?"

Berßenjew lamen Schubin's Worte abermals in den Sinn.

„Nein, Helena Nikolajewna, offen gesagt, gab es unter uns auch nicht einen bemerkenswerthen Menschen. Wober hätten sie kommen sollen? Es gab, sagt man, eine solche Zeit an der Moskauer Universität! Nun jetzt nicht. Jetzt ist's eine Schule — keine Universität. Ich hatte es schwer mit meinen Kommilitonen," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Schwer . . . .?" fragte Helena.

„Uebrigens," fuhr Berßenjew fort, „ich muß mich berichtigen.

Digitized by Google

Ich kenne einen Studenten, — es ist wahr, wir sind nicht aus demselben Kursus, das ist in der That ein bemerkenswerther Mensch."

„Wie heißt er?" fragte Helena schnell.

„Jnsarow Dmitrii Nikanorowitsch. Ein Bulgare."

„Kein Russe?"

„Nein, er ist nicht Russe."

„Warum lebt er denn in Moskau?"

„Er ist hierher gekommen, um zu studiren. Und wissen Sie, zu welchem Zweck er studirt? Er hat nur einen Gedanken: die Befreiung seines Vaterlandes. Auch sein Schicksal ist ungewöhnlich. Sein Vater war ein ziemlich vermögender Kaufmann aus Ternow. Ternow ist jetzt ein kleines Städtchen, war aber in alten Zeiten die Hauptstadt der Bulgarei, als dieses Land noch ein unabhängiges Königreich war. Er trieb Handel in Sofia und hatte Beziehungen mit Rußland; seine Schwester, Jnsarow's leibliche Tante, lebt noch jetzt in Kiew, wo sie mit einem Oberlehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium verheirathet ist. Jm Jahre 1835, also vor achtzehn Jahren, ereignete sich ein schreckliches Verbrechen; Jnsarow's Mutter verschwand plötzlich spurlos; eine Woche darauf fand man dieselbe ermordet."

Helena schauderte. Berßenjew hielt inne.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte sie.

„Es verbreitete sich das Gerücht, ein türkischer Aga habe sie entführt und geödtet; ihr Gatte, Jnsarow's Vater, entdeckte die Wahrheit, wollte sich rächen, verwundete aber blos den Aga .... Er wurde erschossen."

„Erschossen? Ohne Gericht?"

„Ja. Jnsarow ging damals in's achte Jahr. Nachdem nahmen sich seiner an. Die Schwester erfuhr das Schicksal der Familie ihres Bruders und äußerte den Wunsch, ihren Neffen zu sich zu nehmen. Man schaffte ihn nach Odessa, von dort nach Kiew. Jn Kiew verlebte er volle zwölf Jahre. Darum spricht er auch so gut russisch."

„Er spricht also russisch?"

„So gut, als wir Beide. Als er zwanzig Jahre alt geworden war, das war im Anfange von 1848), verlangte er in seine Heimat zurückzukehren. Er war in Sofia und Ternow, durchstreifte ganz Bulgarien nach allen Richtungen hin, blieb zwei Jahre im Lande und erlernte wieder die Muttersprache. Die türkische Regierung stellte ihm nach, und in diesen zwei Jahren lief er große Gefahr. Jch habe einmal eine große Narbe an seinem Hals bemerkt, vermuthlich das Merkmal einer Wunde; er liebt jedoch nicht davon zu sprechen. Er scheint auch, wie gewisse Einsiedler, das Gelübde des Schweigens abgelegt zu haben. Jch habe es einige Mal versucht, Etwas aus ihm herauszuhorchen, — habe jedoch nichts erreicht. Er antwortet mit allgemeinen Phrasen. Er ist furchtbar eigensinnig. Jm Jahre 1850 kam er wieder nach Rußland, nach Moskau, in der Absicht, sich vollends auszubilden, mit Russen zusammenzukommen und dann, wenn er die Universität verlassen ...."

„Was wird er dann?" unterbrach ihn Helena.

„Was dem Himmel gefällt. Es läßt sich schwer voraussbestimmen."

Helena hielt ihren Blick lange auf Berßenjew geheftet.

„Sie haben mich durch Ihre Erzählung sehr interessirt," sagte sie. „Wie sieht er aus, Ihr, wie nannten Sie ihn .... Jnsarow?"

„Was soll ich Jhnen sagen? Meiner Ansicht nach nicht übel. Nun, Sie werden ihn selbst sehen."

„Wie denn das?"

„Jch komme mit ihm hierher zu Jhnen. Uebermorgen zieht er herüber in unser Dorf und wird mit mir zusammen wohnen."

„Wirklich? Wird er aber zu uns kommen wollen?"

„Das wollte ich meinen! Es wird ihm großes Vergnügen machen."

„Er ist nicht stolz?"

„Er? Nicht im Geringsten. Das heißt, wenn Sie wollen, ist er's doch, nur nicht in dem Sinne, wie Sie es verstehen. Geld, zum Beispiel, wieder er sich von Niemand borgen."

„Er ist also arm?"

„Ja, viel hat er nicht. Als er in Bulgarien war, hat er die Trümmer des väterlichen Vermögens zusammengerafft, dann unterstützt ihn auch seine Tante; doch das ist Alles nur eine Kleinigkeit."

„Er hat gewiß viel Charakter," bemerkte Helena.

„Ja, das ist ein Mann von Eisen! Und zugleich, es ist wunderbar, bei aller Abgeschlossenheit, zu Verschlossenheit seines Wesens ist etwas Kindliches, Aufrichtiges in ihm. Es ist wahr, seine Offenherzigkeit hat nichts mit unserer lumpigen Offenherzigkeit gemein, die sich breit macht, wo es durchaus nichts zu verbergen giebt .... Nun, ich führe ihn hierher, haben Sie Geduld."

„Er ist auch nicht befangen?" fragte wiederum Helena.

„Nein, er ist nicht befangen. Nur eigentliche Leute sind befangen."

„Sind Sie denn eigentlich?"

Berßenjew breitete verwirrt die Hände auseinander.

„Sie reizen meine Neugier," fuhr Helena fort. — „Nun aber sagen Sie, hat er an jenem türkischen Aga nicht Rache genommen?"

Berßenjew lächelte.

„Nur in Romanen wird Rache genommen, Helena Nikolajewna, und dann hätte der Aga im Laufe von zwölf Jahren wohl gestorben sein können."

„Hat Jhnen Jnsarow aber nichts darüber gesagt?"

„Nichts."

„Warum ist er nach Sofia gefahren?"

„Dort hat sein Vater gelebt."

Helena wurde nachdenkend.

„Sein Vaterland befreien!" sagte sie, — „diese Worte auszusprechen ist schon gewaltig, so groß sind sie ...."

Jn diesem Augenblicke trat Anna Wassiljewna in's Zimmer und die Unterhaltung wurde unterbrochen.

Sonderbare Empfindungen bewegten Berßenjew, als er an jenem Abende nach Hause zurückkehrte. Er beruhte nicht seinen Vorsatz, Helena die Bekanntschaft Jnsarow's machen zu lassen, er fand es sehr natürlich, daß seine Erzählungen über den jungen Bulgaren einen so tiefen Eindruck auf sie machen mußten .... war er ja doch selbst bewußt gewesen, denselben zu steigern! Ein geheimes und unbestimmtes Gefühl blieb indessen in seinem Herzen zurück; er war traurig und seine Tenurigkeit nicht guter Art. Sie hinderte ihn jedoch nicht, die Geschichte der Hohenstaufen wieder vorzunehmen und bei der Stelle, wo er am Boabend stehen geblieben, fortzufahren.

XI.

Zwei Tage darauf stellte sich Jnsarow, wie er versprochen, mit seinem Gepäcke bei Berßenjew ein. Er hatte seinen Diener und brachte ohne fremden Beistand sein Zimmer in Ordnung, stellte die Möbel zweckt, wischte den Staub ab und legte den Fußboden. Besonders lange machte er sich mit dem Schreibtisch zu schaffen, der auf seine Weise am Fensterpfeiler aufgestellt werden war; er kam aber doch mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit damit zu Stande. Als Alles in Ordnung war, bat er Berßenjew, ihm Rubel von ihm in Voraus zu empfangen, nahm dann seinen dicken Stock zur Hand und machte sich auf, die Umgebung seines neuen Wohnsitzes in Augenschein zu nehmen. Drei Stunden später kehrte er zurück, und auf Berßenjew's Einladung an dessen Tafel Theil zu nehmen, gab er zur Antwort, er schlage es nicht ab, heute mit ihm zu speisen, habe jedoch mit der Wirthin des Hauses Rücksprache genommen und werde in Zukunft die Beköstigung von ihr beziehen.

„Jch bitte Sie!" entgegnete Berßenjew, „man wird Jhnen abscheuliches Essen geben; dies Weib versteht ja nichts von der Küche. Warum wollen Sie nicht mit mir speisen? Wir könnten die Kosten zu gleichen Theilen teagen."

„Meine Mittel erlauben mir nicht so zu speisen, wie Sie," erwiderte mit spöttischem Lächeln Jnsarow.

Jn diesem Lächeln lag etwas, was jedes ferenere Röthigen abwies. Berßenjew sprach kein Wort mehr davon. Sich dem Essen machte er Jnsarow den Vorschlag, ihn bei Slachow's einzuführen; dieser lehnte es jedoch ab, weil er den Abend der Korrespondenz mit seinen Landsleuten widmen wollte, und bat ihn daher, den Besuch bei Slachow's bis zum andern Tage zu verschieben. Der unbequeme Sinn Jnsarow's war Berßenjew noch von früher her bekannt, doch jetzt erst, da er mit ihm unter einem Dache wohnte, konnte er sich davon überzeugen, daß Jnsarow niemals einen gefaßten Entschluß änderte, wie auch nie die Erfüllung eines gegebenen Versprechens aufschob. Berßenjew, als echten Russen, däuchte dieß mehr als deutsche Pünktlichkeit anfangs etwas seltsam, sogar etwas lächerlich; er gewöhnte sich aber bald an sie und fand sie, wenn auch nicht achtungswerth, doch wenigstens sehr bequem.

Am Tage nach seinem Einzuge stand Jnsarow um vier Uhr Morgens auf, durchlief Kunzowo nach allen Richtungen, badete sich im Flusse, trank ein Glas kaltes Milch und setzte sich an die Arbeit. An Arbeit schiite es ihm nicht: er studirte russische Geschichte, Rechtswissenschaft, politische Oekonomie, übersetzte bulgarische Lieder und Chroniken, sammelte Materialien über die morgenländische Frage und schrieb eine russische Grammatik für Bulgaren und eine bulgarische für Russen. Berßenjew kam zu ihm und unterhielt sich mit ihm über Feuerbach. Jnsarow hörte ihm aufmerksam zu, machte selten eine Einwendung,

Digitized by Google

aber immer treffend; aus seinen Erwiderungen leuchtete hervor, daß es ihm darum zu thun war, sich selbst Rechenschaft zu geben: ob es für ihn nöthig sei, sich mit Feuerdach zu besassen, oder ob er ohne denselben auskommen könne. Berßenjew lenkte darauf das Gespräch auf seine Arbeiten und fragte, ob er ihm nicht Einiges davon zeigen wolle. Insarow las ihm seine Uebersetzung von zwei oder drei bulgarischen Liedern vor und wünschte seine Meinung zu hören. Berßenjew fand die Uebersetzung korrekt, aber nicht lebhaft genug. Insarow nahm Notiz von der Bemerkung. Von den Liedern ging Berßenjew auf den gegenwärtigen Zustand Bulgariens über, und da wurde er zum ersten Male gewahr, was für eine Veränderung mit Insarow bei Erwähnung seines Vaterlandes vorging; nicht, daß sein Gesicht röther, seine Stimme lauter geworden wäre, nein, sein ganzes Wesen schien gleichsam fester zu werden, vorwärts zu streben; der Schnitt seiner Lippen wurde schärfer, unerbittlicher, und in der Tiefe des Auges entzündete sich ein dunkles, unaustöschliches Feuer. Insarow liebte es nicht, sich über seine Reise in sein Vaterland näher auszulassen, von Bulgarien im Allgemeinen sprach er aber mit Jedermann gern. Er sprach ohne Haß von den Türken, von ihren Bedrückungen, von dem Schmerz und dem Elende seiner Landsleute, von ihren Hoffnungen; in jedem seiner Worte klang die geistige Beherrschung einer ihn ganz erfüllenden, lange gehegten Leidenschaft durch. „Wer dürgt dafür," dachte sich Berßenjew hierbei, „vielleicht hat der Aga ihm für den Tod der Mutter und des Vaters doch büßen müssen."

Insarow sprach noch, als plötzlich die Thür aufging und Schubin an der Schwelle erschien.

Sein Eintritt in's Zimmer war gar zu ungezwungen und zutraulich; Berßenjew, der ihn gut kannte, begriff sogleich, daß ihn etwas drückte.

„Ich stelle mich Ihnen ohne Umstände vor," begann er mit heiterem und offenem Gesicht, „ich nenne mich Schubin; ich bin der Freund dieses jungen Mannes." (Er wies auf Berßenjew.) „Sie sind wohl Herr Insarow, nicht wahr?"

„Ich bin Insarow."

„Se geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns Bekanntschaft machen. Ich weiß nicht, ob Berßenjew Ihnen von mir etwas gesagt hat, mir aber hat er viel von Ihnen erzählt. Sie haben sich hier niedergelassen? Vortrefflich. Zürnen Sie mir nicht, weil ich Sie so fest ansehe, Stulptur ist mein Fach, und ich sehe es schon kommen, daß ich Sie bald um die Erlaubniß bitten werde, Ihren Kopf zu modelliren."

„Mein Kopf steht Ihnen zu Diensten," entgegnete Insarow.

„Nun, was sangen wir heute an?" plauderte Schubin, indem er sich rasch auf einen niedrigen Stuhl niederließ und beide Hände auf die weit auseinander gespreizten Knee stützte. „Andrei Petrowitsch, haben Eure Wohlgeboren irgend einen Plan für den heutigen Tag? Das Wetter ist herrlich; es duftet nach Heu und trockenen Erdbeeren, als kräuke man eitel Brustthee. Man müßte irgend einen Scherz erdenken. Wollen wir dem neuen Bewohner Kunzowo's die zahlreichen Schönheiten dieses Orts zeigen?" („Ja, ihn drückt's irgendwo," dachte Berßenjew bei sich.) „Nun, warum schweigst du, mein Freund Horatio? Schließe auf deine weisen Lippen. Soll es einen Scherz geben oder nicht?"

„Ich weiß nicht," bemerkte Berßenjew, „was Insarow dazu sagt. Er will, glaube ich, arbeiten."

Schubin drehte sich auf seinem Stuhle herum.

„Arbeiten wollen Sie?" fragte er etwas näselnd.

„Nein," entgegnete Jener, „den heutigen Tag kann ich dem Spaziergange widmen."

„Ah!" rief Schubin, „vortrefflich! Gehen Sie, Freund Andrei Petrowitsch, bedecken Sie Ihr weises Haupt mit einem Hute und lassen Sie uns gehen, wohin das Auge reicht. Unsere Augen sind jung, ihr Blick reicht weit. Ich kenne ein erbärmliches Wirthshaus, wo wir schauderhaftes Essen bekommen, und aber wird's da gefallen. Laßt uns gehen!"

Eine halbe Stunde darauf gingen die drei jungen Männer an dem Ufer der Moskau hin. Insarow hatte zufälligerweise eine ziemlich sonderbare, haushäge Mütze auf, über welche Schubin in ein etwas künstliches Entzücken gerieth. Insarow ging ohne Eile vor sich hin, blickte umher, athmete, sprach und lächelte. Alles mit Ruhe: er hatte diesen Tag dem Vergnügen gewidmet und genoß in vollem Maße. „So lustwandeln wohl gesittete Knaben an Sonntagen," flüsterte Schubin Berßenjew in's Ohr. Schubin selbst war ausgelassen, er lief voraus, nahm Stellungen bekannter Statuen an und wälzte sich im Grase umher. Insarow's Bedächtigkeit ärgerte ihn nicht so sehr, als sie ihn vielmehr zu tollen Streichen anspornte. „Was krümmst du dich, Franzose!" bemerkte ihm Berßenjew zweimal. „Ja, ich bin Franzose, ein halber Franzose," erwiderte ihm Schubin; „du aber bleib' in der Mitte zwischen Scherz und Ernst, wie ein Badenburschi mit zu sagen pflegte, indem er mit schlechtes Tuch verkaufte. Die jungen Leute senkten ihre Füße ab und schlugen einen Pfad durch eine enge und tiefe Schlucht zwischen zwei Wänden goldigen hohen Roggens ein; eine dieser Wände warf einen bläulichen Schatten auf sie; die runde Sonne mit ihren kurzen Strahlen schien über die Spitzen der Aehren hinzugleiten; die Lerchen sangen, die Wachteln schlugen, überall grünte das Gras; ein lauer Wind spielte mit feinen Halmen und wiegte die Köpfchen der Blumen. Nach langem Umherschlendern, Ausruhen und Geplauder (Schubin hatte sogar versucht, mit einem vorbeigehenden zahnlosen Bäuerlein, das zu Allem lachte, was auch mit ihm die Herren vornahmen, Hockebock zu spielen,) erreichten die jungen Männer endlich das „erbärmliche" Wirthshaus. Ein Aufwärter überraunte beinahe einen Jeden von ihnen und tischte ihnen in der That ein sehr schlechtes Essen, mit einem „transbaikalischen" Wein dazu, auf, was sie übrigens nicht hinderte, von ganzer Seele lustig zu sein, wie Schubin es vorausgesagt hatte. Letzterer überbürnte die Andern in seiner Heiterkeit, — und war dennoch weniger heiter gestimmt, als sie. Er trank die Gesundheit des unbegreiflichen, aber großen Wenelin*), und die Gesundheit des Bulgarenkönigs Krum, Chrum oder Chrom, „der zu Adams Zeiten lebte".

„Im neunten Jahrhundert," verbesserte Insarow.

„Im neunten Jahrhundert!" rief Schubin. — „O welch ein Glück!" Berßenjew machte die Bemerkung, daß trotz aller Narrheiten, Ausfälle und Späße Schubin gewissermaßen Insarow ausforschte, ihm gleichsam den Puls fühlte und innerlich unruhig war, — Insarow dagegen blieb nach wie vor klar und offen.

Endlich kehrten sie nach Hause zurück, kleideten sich um und beschlossen, um aus der seit dem Morgen eingehaltenen Richtung nicht herauszukommen, gleich diesen Abend zu Stachow's zu gehen. Schubin lief voraus, um ihre Ankunft zu melden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein slavischer Gelehrter.

Cushing.

Ein Seemannsstückchen aus neuester Zeit.

Von Capitain **Reybongs.**

Zu den kühnsten und glänzendsten Episoden, die durch den jüngst beendeten Krieg zwischen der amerikanischen Union und den abtrünnigen Südstaaten hervorgerufen wurden, gehört die nachfolgende Thatsache.

Eines der furchtbarsten Vertheidigungsmittel, welche die Südstaaten eine Zeit lang mit vielem Glücke allen Angriffen entgegensetzten, die Seiten der Unions-Flotte auf die Küsten, Flüsse, Binnenwässer und Häfen des Südens gemacht wurden, waren ihre Monitors, diese See-Ungeheuer, welche in der Marine aller See-Staaten, und so folgerichtig in der Taktik des Seekrieges eine vollständige Revolution hervorgebracht haben.

So hatten z. B. im Jahre 1864 die abtrünnigen Südstaaten an der Küste von Nord-Carolina, auf dem Flusse Roanoke, zur Beschützung und Vertheidigung der wichtigen Hafenstadt Plymouth, ein solches gefürchtetes See-Ungeheuer, den „Albemarle", aufgestellt und dieser Monitor hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als ein sehr starker und fast unbesiegbarer Gegner bewiesen. Erst kurz zuvor, ehe die von mir erwähnte Thatsache spielte, hatte der „Albemarle" den vereinten Angriff mehrerer Bundes-Kanonenboote mit Entschiedenheit zurückgewiesen, dabei das Kanonenboot Southfield sogleich beim ersten Angriff in den Grund gebohrt und ein zweites Kanonenboot genommen, so daß den anderen Schiffen der amerikanischen Flotte weiter nichts übrig blieb, als rasch zu fliehen, wenn sie sich nicht dem unvermeidlichen Verderben aussetzen wollten.

Außer dem furchtbaren „Albemarle" besaßen die Südstaaten

Digitized by Google

noch vor Mobile einen zweiten, gleichfalls sehr gefürchteten Monitor, den „Tennessee," der erst durch den vereinten Angriff der ganzen, unter Admiral Farragut operirenden Escadre der amerikanischen Flotte überwunden werden konnte.

Doch der „Albemarle" wurde allgemein für bedeutend stärker als der „Tennessee" gehalten und bewies dies bei jedem Angriff, welchen die Kriegsschiffe der Union auf dem Roanoke-Fluß und dem Albemarle-Sund machten, so daß stets alle Schiffe der Union das Weite suchen mußten, wenn der gefürchtete Widder still und entschlossen zum Angriff herankam. Es war für jeden Seemann ein drückendes Gefühl, dem furchtbaren Gegner nicht Stand halten zu können und zu sehen, wie die Kanonenboote wie Küchlein vor dem Sperber nach allen Richtungen dahinflohen, weil ein Stoß des unverwundbaren Gegners genügte, jedes derselben in den Grund zu bohren. Oft hatte man es versucht, den „Albemarle" auf die hohe See herauszulocken, um ihn dann mit den größeren und stärkeren Kriegsschiffen anzugreifen. Doch der „Albemarle" wußte allen diesen, oft sehr verführerischen Lockungen zu widerstehen und begnügte sich mit der steten Superiorität auf dem Binnengewässer, indem er Plymouth von der Seeseite deckte. — Admiral Farragut wurde aber durch diesen Monitor in allen seinen Unternehmungen aufgehalten; denn, solange der „Albemarle" in Thätigkeit war, durfte man nicht daran denken, die Küstenpunkte am Albemarle-Sunde und am Roanoke, als Plymouth ꝛc., zu besetzen, um jede Verbindung seewärts abzuschneiden. —

Der Marine-Lieutenant Cushing, ein tüchtiger junger Offizier der amerikanischen Flotte und Commandant eines Kanonenbootes in den dortigen Gewässern, trug sich schon längere Zeit mit Plänen, wie er den gefährlichen Monitor zerstören könne. Sein erster Vorschlag ging dahin, daß er mit einigen zuverlässigen Seeleuten zum Feinde übergehen und versuchen wolle, an Bord des „Albemarle" zu gelangen, um diesen, da dessen Inneres aus Holz bestand, mit einer, dem griechischen Feuer ähnlichen Zündmasse in Brand zu stecken. Der tollkühne Vorschlag wurde jedoch vom Marine-Ministerium abgelehnt, weil jedenfalls damit der Verlust eines braven und hoffnungsvollen Offiziers verknüpft gewesen wäre. —

Zu dieser Zeit hatte man eine verbesserte Anwendungsform mit den Torpedos erfunden, um diese als direkte Angriffswaffe im Seekriege zu gebrauchen, und diese Erfindung erwies sich bei der Ausführung eben so einfach als praktisch. Statt wie bisher, den Torpedo am Bootsbord selbst zu befestigen und so durch den Zusammenstoß mit dem angegriffenen Schiffe die Explosion zu bewirken, wodurch jedoch die Mannschaft im Boote fast immer dem sicheren Tode ausgesetzt war, — bestand die Verbesserung darin, daß man am Bug des angreifenden Bootes zwei lange eiserne Arme anbrachte, die den Torpedo trugen, um ihn, im gegebenen Augenblick, nach dem Willen des Angreifers, entweder an oder unter das zu vernichtende Schiff zu bringen, worauf der Torpedo im geeigneten Moment explodirte und seine zerstörende Wirkung ausübte. Diese ganze Manipulation ist nur das Werk weniger Augenblicke, wobei wohl zu beachten bleibt, daß die Länge der eisernen Arme, welche den Torpedo tragen, das angreifende Boot oder Schiff vor der Explosion schützen, was bei den bisherigen Versuchen nicht der Fall war.

Cushing faßte diese Idee sogleich mit allem Feuer seiner leidenschaftlichen Seele auf und erhielt auf sein Andringen die Erlaubniß, mit einem gewöhnlichen kleinen Dampf-Wachtboote, an welchem unter seiner Anleitung die Vorrichtung zum Tragen der Höllenmaschine angebracht war, den Angriff auf den „Albemarle" zu unternehmen.

Als er zu diesem sehr gefahrvollen Zuge Freiwillige aufforderte, meldete sich eine übergroße Menge tapferer und verwegener Seeleute, unter welchen sich auch der, wegen ähnlich kühner Thaten bekannte Marine-Lieutenant Howell befand. Vor diesen wählte er, mit Einschluß des Letzteren, nur 13 Männer, deren eine Hälfte er auf das Wachtboot placirte, die andere Hälfte aber in ein Ruderboot unterbrachte, das vom Wachtboote ins Schlepptau genommen wurde. Letzteres geschah aus Vorsicht, damit, wenn das Wachtboot beim Angriff verunglücken sollte, das Ruderboot die schwimmende Mannschaft aufnehmen könnte.

Sein Angriffsplan war kurz und kühn. Er wollte das eiserne See-Ungeheuer in der Nacht auffuchen, überfallen und in die Luft sprengen.

Bei dunkler Nacht verließ er am 27. October 1864 mit seinem Wachtboote das Geschwader, das sich im Albemarle-Sunde befand, und steuerte in der Dunkelheit über 8 Meilen weit, den etwa 200 Yards breiten Roanoke-Fluß hinauf, wobei wohl beachtet werden muß, daß beide Ufer des Flusses von feindlichen Soldaten besetzt wurden. Unentdeckt passirte er die Stelle, wo über dem Wasserspiegel ein Schiffswrack wie ein Warnungszeichen hervorragte, wobei ihm Lieutenant Howell die Worte zuflüsterte: „Dies ist das Wrack des „Southfield," den der „Albemarle" beim Angriffe in den Grund bohrte." Cushing drückte statt der Antwort nur heftig die Hand des Kameraden und sagte dann mit gedämpfter Stimme: „Nur noch glückliche fünf Minuten und wir werden das Dod von Plymouth erreichen — wo der „Albemarle" liegt!"

„Nach meinen Erkundigungen — erwiederte Howell — soll er einen nächtlichen Ueberfall unserseits besürchten und sich deßhalb in einer gesicherten Stellung befinden, die ihn gegen plötzliche Angriffe schützt."

„Ich fürchte nur eine zu frühzeitige Entdeckung, — sagte Cushing —, sonst aber soll ihm seine reservirte Stellung, nach meinem Willen, nicht viel nützen."

In diesem Augenblicke war das Wachtboot in der Nähe des Dods angekommen und Cushing und die Mannschaft bemerkten auch sogleich die dunklen Umrisse des gesuchten Ungeheuers dort liegen. Sich rasch demselben nähernd, hörten sie plötzlich durch die stille Nacht Alarmsignale ertönen, und sowohl am Bord des „Albemarle" als am Ufer und an weiter entlegenen Orten, leuchteten Signal-Feuer empor und erhellten mit ihrem grellen Lichte den Flußspiegel. Zahllose Schüsse krachten den Angreifern entgegen und das Pfeifen der Kugeln empfing den muthigen Cushing und seine Braven.

Cushing's Boot, jetzt nahe seinem Ziele, will sich soeben auf den starken Gegner stürzen, als er entdeckt, daß man den „Albemarle" mit einem 30 Fuß breiten Bollwerk umgeben hat, wodurch er verhindert wird, an ihn heran zu kommen.

Der „Albemarle" hat sich jetzt durch das Anzünden einer Theertonne hell beleuchtet. Man sieht, wie er seine gewaltigen Geschütze, welche 200 Pfund schwere Kugeln schleudern, gegen den kleinen Gegner in Thätigkeit setzt. —

Unter einem dichten Kugelhagel umkreist der unerschrockene Cushing mit seinem Boote den „Albemarle," um irgend eine günstige Angriffs-Stelle zu entdecken. Während dem läßt er einigemale seine Handbie auf die dichtesten Haufen der Feinde mit Erfolg spielen; da er aber nirgends eine Lücke findet, die einen Erfolg seines Angriffs verspräche, kommt er zu dem kurzen Entschlusse, das Bollwerk zu stürmen.

Er läßt sein Boot einen Anlauf nehmen und steuert dann mit voller Kraft auf das Bollwerk zu, durchbricht auch einige Balken desselben und der Bug seines Bootes kommt, in der Entfernung von 15 Fuß vom „Albemarle," hoch oben auf einen Balken zu sitzen, gerade der Batterie des gewaltigen Gegners gegenüber. —

Von neuem donnern die Schüsse und ein dichter Kugelhagel fällt auf die kühnen Angreifer.

In diesem Augenblicke gibt Cushing, so kalt und ruhig, als sei es ein Exercitium, an seinen Maschinisten den Befehl zur Ausführung seines Vorhabens, welcher auch mit Sicherheit und Präcision befolgt wird. Die eisernen Arme am Bug des Bootes strecken sich, mit dem Torpedo an der Spitze, aus und senken sich dann langsam unter den Bug des „Albemarle." Nochmals läßt Cushing seine Handbie auf den dichten Haufen der Rebellen abfeuern, empfängt in demselben Moment einen Schuß durch die Hand, behält aber so viel Kraft und Ruhe, jetzt den Torpedo abzufeuern. Da — erhebt sich plötzlich in gewaltigen Massen das Wasser, man hört rasch hintereinander zwei furchtbare Detonationen, eine schwere Kugel des „Albemarle" hat das Bundesboot zerschmettert, aber auch der „Albemarle" wird durch die gewaltige Kraft des Torpedo in die Höhe gehoben und theilweise zerfetzt, worauf er sogleich unter der Oberfläche des Wassers verschwindet.

Diejenigen, welche von der kleinen Besatzung des Bootes noch leben, schwammen in demselben Augenblicke im Wasser und kämpften mit dem Elemente um ihr Leben.

Cushing, verwundet und von der letzten Scene betäubt, erreichte glücklich das gegenüberliegende Ufer, wo er sich in einem Gebüsch verbarg, bis am nächsten Tage ein Neger in seine Nähe kam, dem er sich entdeckte. Von diesem wurde bestätigt, daß sein Vorhaben, den „Albemarle" zu zerstören, vollständig gelückt sei, und schon nach ein paar Tagen verdankte er es dem braven Neger, daß er glücklich wieder auf seinem Schiffe eintreffen und an den weiteren Erfolgen seiner kühnen Kriegsthat theilnehmen konnte, wozu vor allem die Einnahme von Plymouth gehörte.

Digitized by Google

Die großen stehenden Heere und der nationale Wohlstand.

Von **Dr. Hugo Schramm.**

„Eine neue Krankheit ist über Europa gekommen; sie hat unsere Regenten ergriffen und treibt sie an, eine ungeheure Menge von Soldaten zu erhalten. Diese Krankheit hat ihre federhaften Verstärkungen und wird nothwendigerweise ansteckend; denn sobald ein Staat vermehrt, was er seine Truppen nennt, so vermehren auch sogleich die andern die ihrigen, so zwar, daß man dabei nichts gewinnt, als den allgemeinen Ruin. Auch ist Europa so sehr zu Grunde gerichtet, daß Privatleute, welche sich in der Lage der gegenwärtig drei reichsten Mächte befänden, nichts zu leben hätten. Wir sind arm mit den Reichthümern und dem Handel der ganzen Welt, und bald werden wir vor lauter Soldaten nichts anderes mehr, als eben Soldaten haben und den Tataren gleichen. Die Folge einer solchen Lage ist die beständige Vermehrung der Auflagen, und, was jedes Hilfsmittel für die Zukunft aufhebt, der Staat rechnet nicht mehr nach seinem Einkommen, man führt Krieg mit seinem Kapital."

Der Leser glaubt vielleicht, daß diese Worte dem Artikel einer heutigen Zeitung entnommen seien, denn allerdings haben sie die Ereignisse unserer Tage ganz actuell gemacht. Aber nein, er würde sich darin täuschen, denn es sind die Worte eines großen Denkers und wahren Menschenfreundes aus einem vergangenen Jahrhundert, der von dem Streben erfüllt war, die Bürger der civilisirten Welt auf ihren hohen Beruf, den in der Förderung des intellectuellen und materiellen Fortschritts bestehenden Beruf hinzuweisen, es sind die Worte — Montesquieu's, des berühmten Verfassers des „Geistes der Gesetze." Und was sind die Anstrengungen der Bürger seiner Zeit im Vergleiche mit dem Aufwande, den die Regierungen heute den mühsam erworbenden Menschen aufbürden!

Europa, der handeltreibende Welttheil par excellence, die Heimath der Künste und Wissenschaften, ist gegenwärtig eine einzige, große Kaserne. Denn da es nach den neuesten Erfahrungen hier kein schützendes Recht für Völker friedlicher Arbeit giebt, da der Staat, wie ihn Herbert definirte, wirklich nur eine „Gesellschaft auf Macht gegründ" sein soll und der Eroberungslustige, getreu seinem Wahlspruche: „Macht geht vor Recht," der aufgerichteten Schranken spottet, so bleiben jene die Kräfte des Volkes erschöpfenden Anstrengungen stets auf's höchste gespannt.

Nach den neuesten statistischen Angaben hat Frankreich ein stehendes Heer von 400,000 Mann, 100,000 Mann erste und 228,000 Mann zweite Reserve und eine Mobilgarde von 330,000 Mann, was im Ganzen eine Armee von 1,058,000 Mann ergiebt, die von einer Bevölkerung von 37,500,000 Einwohnern aufgebracht wird.

Das norddeutsche Bundesheer ist die bewaffnete Macht einer 30 Mill. starken Bevölkerung. Es besteht aus 300,000 Mann des stehenden Heeres, 350,000 Reserven und einer Landwehr von 370,000 Mann, zusammen also auf Kriegsfuß aus 1,020,000 Mann. Das jährliche Rekrutencontingent beträgt 100,000 Mann. Die Rekruten werden im Alter von 20 Jahren ausgehoben, dienen 3 Jahre bei der Fahne, gehören dann 4 Jahre zur Reserve und 5 Jahre zur Landwehr.

Oesterreich hat eine Gesammtkriegsstärke von 1,053,000 Mann bei einer Bevölkerung von 36 Mill. Seelen. Die Armee besteht aus 255,000 Mann stehendes Heer, 545,000 Mann Reserven, 52,000 Mann Grenztruppen und 200,000 Mann Landwehr. Das jährliche Aushebungscontingent beträgt 97,000 Mann. Diese Rekruten dienen 3 Jahre im stehenden Heere, 7 Jahre in der Reserve, 2 Jahre in der Landwehr und werden dann nach einer zwölfjährigen Dienstpflicht entlassen. Rußland hat neuerdings seine Armee nach dem preußischen System reorganisirt. Auf eine Bevölkerung von 67 Millionen Einwohner kommt ein stehendes Heer von 700,000 Mann, das im Kriege durch Einberufung der Beurlaubten auf 1,200,000 Mann gebracht werden kann. Rußland hebt jährlich 100,000 Mann im Alter von 21 bis 30 Jahren aus; dieselben sind auf 15 Jahre dienstpflichtig, werden aber für die Hälfte dieser Zeit beurlaubt. Norddeutschland stellt Einen von 300 der arbeitenden Bevölkerung ein und unterhält seine stehende Armee mit einem Kostenaufwand von 72 Millionen Thaler. Oesterreich nimmt Einen von 360 und unterhält seine regulären Truppen mit einem jährlichen Kostenaufwand von 60 1/2 Mill. Bei Rußland gestaltet sich das Verhältniß wie 1:660 und sein stehendes Heer kostet ihm jährlich 152 1/2 Million Thaler. Frankreich nimmt Einen von 350 und bringt sein stehendes Heer mit einem jährlichen Kostenaufwand von 105 Million Thalern auf.

Wenn Haus und Hof, wenn Freiheit und Vaterland bedroht sind, dann greift der ruhige Bürger aus freien Stücken zur Wehr und kennt sie vertheidigen in heiligem Eifer, zu er kämpft wie ein Löwe und stirbt wie ein Held. Was hat das winzige Holland gegen den übermächtigen Ludwig XIV. geleistet! Wie haben die Niederlande unter dem schweigsamen Oranier gegen den Beherrscher zweier Welten gesochten! Was haben die Tiroler 1809, aufgegeben von Oesterreich, in selbstigener Kraft für Wunder der Tapferkeit geübt! Man lese in der Geschichte und man wird finden, daß große stehende Heere, welche das Mark des Bürgers aussaugen, dem Ackerbau und der Industrie die besten Kräfte entziehen, es auch nicht immer waren, denen die Völker die günstige Entscheidung ihrer Geschicke zu verdanken hatten. Die Kriege des Prinzen Eugen von Savoyen gegen die colossale Uebermacht der Franzosen sind ein schlagender Beweis, daß das wahre Kriegsgenie auch minder zahlreiche Heere, die sogar, schlecht ausgerüstet, Mangel leiden, von Sieg zu Sieg führen kann. Die Finanzen Oesterreichs waren zu seiner Zeit glänzend, und Prinz Eugen schrieb einmal: „Wenn der Staat mir 40,000 Gulden gerettet werden könnte, wir wüßten nicht die Hälfte zu erlangen," kämpfte aber gleichwohl siegreich für den Staat, der im Osten von dem Großsultan und einer ungarischen Insurrection, im Westen von den Franzosen und Baiern gleichzeitig bedroht war.

Friedrich der Große feierte seine glänzendsten Erfolge mit einer an Allem Mangel leidenden Truppenschaar, und sein Genie behauptete sich sieben Jahre lang gegen Rußland, Oesterreich und Frankreich. Und doch war Preußen damals knapp ein Fünftel so groß als es heute ist. Daher konnte Rud. Zach. Becker in seinen „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen" (Gotha, 1791) Th. I. S. 555 mit Bezug auf den königlichen Philosophen von Sanssouci mit Recht sagen: „Derjenige ist doch gewiß der größte der Monarchen, der dem kleinsten Staate mit der geringsten Zahl von Bewohnern Sicherheit gegen die meisten Feinde und das stärkste Gewicht im Völkersystem zu geben weiß."

Eine Armee von 20,000 Mann gab Cäsar die Herrschaft der Welt durch ihren Sieg bei Pharsalus.

Allerdings kann man hier einwerfen, daß die Feldherrntalente eines Cäsar, Eugen, Friedrich nicht will wachsen, und daß mithin doch immer die Ueberzahl des Feindes diesem die größten Chancen des Erfolges sichert. Allein es sollte auch nur an einigen eclatanten Beispielen nachgewiesen werden, daß die höchste Bürgschaft für das Gelingen eines Kampfes einestheils in der Opferwilligkeit und Opferfähigkeit des Volkes — wahrhaft Friedrich der Große die Finanzen eines Staates besser Paul von Richelieu sogar den Plunk in der Archimedes nannte, von welchem aus die Welt aus ihren Angeln gehoben werden könne, — anderntheils in der Intelligenz der obersten Leitung liege.

Es verhält sich mit den stehenden Heeren und ihrer Ausrüstung wie mit dem Luxus uebenbuhlerischer Familien. Weil einer so viele Truppen hat, so muß der andere ebenso viele haben. Noch einmal, die Zahl, die Menge der Soldaten ist nicht entscheidend, sondern die Organisation der Landesvertheidigung, der Geist in derselben und die Anführung.

„Ich habe den Krieg zu sehr geliebt," sagte der vierzehnte Ludwig auf dem Todtenbette, und er hatte ein Recht zu dieser Klage, er, der so viel Gloire für seine Nation erworben; denn die Schuldenlast, welche er hinterließ, führte sein Volk zur Verarmung und seinen zweiten Nachfolger — auf das Blutgerüst, und doch hatte des letzteren Vorgänger riesige Armeen erhalten, deren eine von 353,000 Mann, für Maria Theresia kämpfend, gegen das Häuflein des Herzogs Ferdinand von Braunschweig nicht aufkommen konnte. Die Steuern verschaffen Soldaten, aber die Soldaten veranlassen die Steuern; die Staatsmänner wissen das ebenso gut und es ist nicht der geringste Theil ihrer Wissenschaft.

Ganz Europa seufzt unter dem Mißverhältniß der Finanzen und der Kriegsbedürfnisse. England macht vielleicht eine Ausnahme: dort beherrscht man das todende Element mit Hilfe der Wissenschaft, und unterwirft sich die Meere, für die meerumspülte Insel den Wohlstand erkämpfend, der es groß und mächtig werden läßt, auch ohne den Ruhm der Siege auf dem Schlachtfelde. Die englische Verfassung enthält eine feierliche Verurtheilung der stehenden Heere: die Minister haben nur insofge einer Indemnitätsbill das Recht, ein stehendes Heer zu halten, und das Parlament erneuert diese Bill jedes Jahr und zwar jedesmal mit derselben bemerkenswerthen Einleitung: „In

Digitized by Google

Erwägung, daß die Errichtung oder Unterhaltung eines stehenden Heeres in den Vereinigten Königreichen England und Irland in Friedenszeiten ohne Zustimmung des Parlaments den Gesetzen entzogen sind; in fernerer Erwägung, daß es von Sr. (J.) Majestät und dem jetzigen Parlamente für nothwendig erachtet wird, daß zur Sicherheit des Königreichs, der Vertheidigung der Besitzungen Sr. (J.) Majestät und der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts ein Armeecorps unterhalten werde u. s. w." Die englische Armee beliefe, einschließlich der indischen Truppen, aus der verhältnißmäßig geringen Zahl von 188,000 Mann; dazu kommen allerdings noch 13,000 Mann erste Reserve und 184,000 Mann zweite Reserve.

Noch weit erfreulicher aber gestaltet sich die Sache, wenn wir unsere Blicke über den Ocean schweifen und auf der Föderativrepublik Nordamerika ruhen lassen. Jenes Land der Verheißung, das seinen Riesenleib vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean streckt, um dessen Haupt die Gluthstürme vom Nordpol wehen, während sich seine Füße im Sonnenbrande des Tropenhimmels wärmen, jenes Land hat heute, nachdem sein Sternenbanner den schweren Sieg erfochten, eine Armee, kaum so groß wie die Bayerns! Und dabei ist die junge Republik machtvoll, geachtet und gefürchtet, und bereitet sich vor, in die Geschicke der Welt einzugreifen, während wir, in unserem alternden Europa, zuhnmal erstiken in der kriegerischen Rüstung, welche die Throne den Völkern auferlegen, um sich gegen einander und gegen diese selbst zu vertheidigen.

Schon vor dem blutigen Bürgerkriege hielt die amerikanische Union achtzig Jahre hindurch nur ein ganz winziges Heer, und da sie unmittelbar nach dem Kriege die gewaltigen Streiterhaufen unmerklich wieder in das Volk zurückreten ließ, statt eine nach Hunderttausenden zählende Armee am Marke des Volkes zehren zu lassen, konnte das jetzige Oberhaupt der Vereinigten Staaten, Präsident Grant, der Held von Vicksburg und der Wilderneß, in seiner zweiten Botschaft trocknen Tones Dinge vorschlagen, die allen europäischen Finanzministern selbst in ihren kühnsten Träumen nicht vorschweben können. Die große Republik zahlt und wird zahlen, nicht blos, wie andere Staaten, die Zinsen ihrer während des Krieges auf Millionen angewachsenen Staatsschuld, sondern das Kapital selbst. Die Hilfsquellen der Nation, sagte Präsident Grant, seien so groß, daß das Land mit Beibehaltung der gegenwärtigen Steuern die ganze Schuldenlast schon in zehn Jahren tilgen könnte. Eine so schnelle Tilgung liege aber deßhalb nicht im Plane der Regierung, weil sie eben die Steuerlast sofort um fedzig bis achtzig Millionen Dollars jährlich verringern wolle! Und dieß erhärtete der Präsident durch Zahlen von nüchternen Zahlen; es ist also kein Märchen, sondern eine nackte Thatsache, und diese spricht lauter, als das seurigste Lob; es spricht zu Gunsten der nordamerikanischen Verwaltung, zu Gunsten der echten und wahren Demokratie. Die Amerikaner haben ein Ideal des Völkerglücks verwirklicht, haben praktisch bewiesen, daß die Freiheit nicht nur eine schöne Idee, sondern Alles ist: Macht, Fortschritt, Wohlstand!

Civita-Vecchia.

Von **Lorenz Ritter**, nebst einer Original-Zeichnung von demselben.

Unser französischer Dampfer hatte sich während einer stürmischen Nacht wacker gehalten, Livorno lag schon weit hinter uns und wir freuten uns Alle, als wir Morgens in dem Hafen von Civita-Vecchia einfuhren; die Zeit, welche das Schiff zur Abgabe von Briefpaketen nöthig hatte, gedachten wir zur Besichtigung der Festungswerke zu verwenden.

Die See ging noch sehr hoch und wir waren herzlich froh, auf einige Stunden an's Land zu kommen; darum wie niedergeschlagend für uns, als der Befehl an Bord gelangte: das Schiff dürfe von keinem Passagier verlassen werden, der Hafen sei gesperrt.

Die Ursache lag sehr nahe. Garibaldi war einige Tage vorher gefangen in Genua ausgeschifft worden, woher unser Dampfer kam, und man fürchtete vielleicht eine Landung seiner Anhänger.

Die „Provence" setzte ihre Reise erst gegen Abend nach Neapel fort, und so hatten wir Muße, den Hafen, wenn auch nicht in der Nähe, doch aus der Ferne zu betrachten.

Civita-Vecchia hielt sich durch die Lombarden- und Gothenkriege, bis die Seeräubereien der Sarazenen, deren Ueberfällen der Ort preisgegeben war, den Aufenthalt zu unsicher machten.

In die nahegelegenen Berge geflüchtet, bauten sich die ehemaligen Fischer unter dem Beistande von Papst Leo IV. eine neue Stadt Leopolis; doch nicht lange währte es, so zog sie die Sehnsucht nach der See wieder in die alte frühere Stadt Civita-Vecchia zurück.

Seit jener Zeit behaupteten sie sich, bis vom sechzehnten Jahrhundert an die Bedeutung des Hafens von den Päpsten erkannt und auf antiken Ueberresten seine Befestigungswerke aufgeführt wurden. Von Michel Angelo, Bramante, San Gallo und Bernini entworfen, gelten sie als Meisterwerke der italienischen Architektur und bezeichnen den Uebergang von der mittelalterlichen zur neueren Fortifikation.

Gegenwärtig ist der Hafen in den Händen der Franzosen, deren Besatzung seinen Verkehr beginnstigt und ihn namhaft gesteigert hat. Die Eisenbahn bringt den Reisenden von hier aus in einigen Stunden nach Rom.

Berliner Briefe an eine Dame.

Zweiter Brief.

Chère amie — verzeihen Sie diese transsylvanische Anrede; aber man ist in Berlin's sogenannten besseren Ständen so daran gewöhnt, die deutsche nur als Stief-Mutterssprache anzusehen, und schon dem baby — verzeihen Sie nochmals! — dem Wickelkinde die Grammatik irgend einer nicht-deutschen Sprache in Lutschbeutelformat in die Patschen zu geben, daß der Erwachsene sich schämen muß, wenn in seiner Rede und in seiner Schrift nicht mindestens das fünfte Wort ein Fremdwort ist.

Also, theure Freundin: eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, empfange ich Ihren liebenswürdigen Brief und obenan in denselben den Vorwurf, Ihnen nicht schon geschrieben zu haben — nicht schon, da doch das Ziel Ihrer Sehnsucht und gegenwärtig „die bedeutendste Heroine des deutschen Theaters," Clara Ziegler, auf den hiesigen königlich-weltbedeutenden Brettern am Gensdarmenplatze gastirt? Da Sie doch auf mein Urtheil gespannter warten, als seiner Zeit der „Plebiscitbriefsteller an der Seine" auf die Entscheidung, welche ihm aus der Urne erblühen möchte, in der die sterblichen Reste der französischen Freiheit den ewigen Schlaf thun? —

„Oder haben Sie sie etwa nicht gesehen?" — fügen Sie hinzu und in den Buchläden ist eine gewisse zugespitzte Gereiztheit unverkennbar.

Ja, meine Gnädige, ich habe sie gesehen und zwar zuerst bei „Kroll;" doch verstehen Sie mich nicht mißz; Clara Ziegler spielte dort nicht, sondern sie speiste zu Mittag und wandelte Lust in den schattigen, blumenhauchdurchdüfteten Gängen des Kroll'schen Parkes mit ihrem Gelieben, der die gefeierte Künstlerin zwar in angeborener Flatterhaftigkeit bisweilen verläßt, aber stets in kurzer Frist wieder auf ihre Schulter zurückkehrt; es ist nämlich ein zahmer Papagei, von dem ich rede, und er begleitet seine Gebieterin, frei vom Zwang des Käfigs und der Kette, auf allen ihren Reisen.

Sie haben zweifelsohne von den hochedlen Jünglingen aus der feinsten Gesellschaft gehört, welche vor Kurzem in London in Weiberkleidern ihr Wesen trieben, bis es die Polizei für gut befand, ihnen dieselben auszuziehen und dadurch diese Crème der englischen jeunesse dorée unverdientermaßen einem Geschlecht zurückzugeben, von welchem sie sich mit richtigem Instinkt selbst ausgeschlossen hatte. Wahrhaftig, mir kam, als ich Ihre Lieblingstragödin erblickte, dahinschreitend im Heldenschritt und nicht nur ihre schöne Schwesternwelt, sondern auch

Digitized by Google

den größten Theil des stärkeren (!) Geschlechtes übergangen: mir kam unwillkürlich der Gedanke an einen jener verkleideten englischen Adelssprößlinge, so in der That übermeiblich ist diese Figur, sind diese Formen. Ein jüdischer Banquier, Ziegler-Enthusiast vom reinsten Wasser, seufzte, ihr nachblickend: „Gott Gerechter! ich möchte sie zur Hälfte haben!" — es wäre das auch für ihn unbedingt Ehekälte genug gewesen. —

Auf der Bühne sah ich die Tragödin in den meisten ihrer Rollen, und ich muß gestehen: auch ich habe mich zuerst von dem Strahlenkranz so großartiger äußerer Mittel blenden lassen. Bei öfterem Schauen aber gewöhnt sich das Auge an den Schimmer und gewahrt auch an dieser bühnenkümmlichen Sonne manche Flecken und — große. Es fehlt den Gebilden der Ziegler an geistiger Tiefe, an Herzenswärme, an innerer Wahrheit.

Fast möchte ich sagen, die Ziegler charakterisiert sich und ihre Künstlerschaft am besten selbst in der Rolle der „Jungfrau von Orleans." Schiller läßt seine Johanna d'Arc ein Schwert fordern aus „der alten Stadt Fierabyß;

„— dort, auf Sanct Katherinens Kirchhof,
„Zu ein Gewölb', wo vieles Eisen liegt,
„Von alter Siegesbraute aufgehäuft.
„Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll."

Aber statt dieses alten, dem göttlichen Wunderkraft innewohnt, trägt Clara Ziegler ein modernes, fostbares, blitzendes Schwert und dieses Aeußerlich-Glänzende, Funkelnde ist es, womit sie ihre Siege erringt — nicht die Himmelsmacht des Geistes und der Poesie. —

Unterbrochen wurde das Gastspiel di bravura der Ziegler durch ein interessantes Bühnen-Ereigniß. Der General-Intendant Herr v. Hülsen hatte das königliche Schauspielhaus, denken Sie nur! zu einer Wohlthätigkeits-Vorstellung für den Unterstützungsfond der Berliner Presse eingeräumt, — der jüdisch-demokratischen Berliner Presse — es ist unerhört!

Man gab ein nach Friedrich Spielhagens Roman „Hans und Grete" vom Autor bearbeitetes Schauspiel, das fünf Akte hat, deren jeder in Anstehung des guten Zwecks von diversen Händen beklatscht wurde. Als Appendix dazu wurde, wie ich höre auf hohen Befehl, eine Bühnenposse niederträchtigen Genres auf die Bühne geschleift, welche denn doch vor solchen Kunstinjurien in jeder Weise sicher gestellt sein sollte!

Dieser „hohe Befehl" hat mir und manchem Andern zu denken gegeben. Timeo Danaos et dona ferentes! zu deutsch: die demokratische Journalistik nehme sich vor den hohen Kreisen in Acht, selbst wenn diese ihre Concessionen machen! — Mit diesem „hohen Befehl" wurde die Erlaubniß zur Benutzung des Hoftheaters eine Beleidigung für die Presse und die Presse, hat dieselbe leider — zugleich mit dem bedeutenden Ertrag jener Vorstellung — eingesteckt.

Im Augenblick, wo ich dies schreibe, haben die linden Juni-Winde bereits sämmtliche Mitglieder des königlichen Schauspiels und der Oper auf Ferienreisen geweht. Es sind diese Ferien der Sänger und Schauspieler grade zur Zeit des notorisch bedeutendsten Fremdenzusammenflusses in Berlin jedenfalls in culturhistorischer Absicht eingeführt: der Fremde soll eben sofort darauf hingewiesen werden, daß es am Baume des Berliner Hoftheaters nur Einen immergrünen, wohlgepflegten und -gehegten Zweig giebt: das Ballet.

Vom Ballet zum Militär ist hier nur Ein Schritt!

Sie meinen, schlechte Frau, in Ihrem letzten Briefe: ich würde in Berlin eine Rolle spielen. Sie irren sehr! Ja, wenn ich Officier wäre! Wenn mich Gott mit einem Degen an der reizenden Taille ausgestattet hätte und ich alle halbe Stunden so flark „Aut Aspre!" schnarren könnte, als ob es im Bürgerthum gar keine gäbe! Dann hätte ich Zutritt zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft, von denen herab man die Menschen unten kaum als solche erkennt, und es wäre mir ein Leichtes, einen jener rothen Raubvögel zu fangen, die in Preußen die Sonne verfinstern.

Denn zur Zeit trägt hier der Ruhm eine Pickelhaube und menschliche Größe, Ehre und Würde ein Zeitengewehr, und daß Bismarck, der Präsident des Staatsministeriums und der Reichskanzler des norddeutschen Bundes, nie anders zu sehen ist, als in Uniform mit steifem, eigethum Kragen, das ist die signatura temporis für Preußen. Ich will nicht sagen: es ist hier „Alles unter der Kanone", weil Sie dadurch als Scherz auffassen könnten, was Ernst, was Thatsache ist.

Der Militarismus beherrscht in Preußen Land und Stadt, Haus und Kammer. Das Militärbudget verschlingt den größten Theil des Volkswohlstandes und der Volkskraft; die einflußreichsten und lukrativsten Stellen werden mit Soldaten und Soldatenkindern besetzt; während man der Wissenschaft, dem Unterricht, der Kunst (mit Ausnahme des Balletes und allenfalls der Oper), dem Straßenbau ꝛc. ꝛc. gegenüber sich mit Harpax-Angst die Taschen zuhält, errichtet man Kasernen über Kasernen und prächtige Casino's für die Herren Officiere. Der bürgerliche Vertehr in der Residenz wird durch Paraden und endlose Soldatenzüge gestört; der jüngste Secondelieutenant, dem noch ein Schnurrbart als Ideal vorschwebt, gilt mehr als bedeutende Männer der Wissenschaft, der Literatur; für eine Statue Alexander von Humboldt's kann kein Platz gefunden werden; Schiller wartet schon Jahre lang vergebens auf seine Aufstellung im Bezirke des Gensdarmenmarktes; an ein Goethe-Standbild, für das schon vor einem Decennium gesammelt wurde, an ein Standbild für Lessing ist noch nicht zu denken, und während die öffentlichen Plätze mit bronzenen und marmornen Helden des blutigen Krieges geschmückt sind, wird das Volk und werden die Fürsten und Minister durch Nichts an den großen Staatsmann Freiherrn v. Stein erinnert, der so viel für die Errettung und Wiederherstellung Preußens aus seiner tiefsten, 1806 durch sein Junkerthum verschuldeten Schmach und Erniedrigung gethan hat!

Ein Sonnenblick in diese trübe, erstickende Oede des Militarismus ist die Thatsache, daß sich der Kronprinz diesem letzteren gegenüber, so weit dies seine Stellung gestattet, in Opposition stellt und jede Gelegenheit benutzt, dem ernährenden, geistig-strebenden und schöpferischen Bürgerthum seine Achtung zu beweisen und die hervorragenden Männer desselben vor denen des Junkerthums auszuzeichnen. Aber, seufzt der Patriot, wenn's nur nicht wiederum das alte Märchen vom „liberalen Kronprinzen" wird! — neben dem Thron: freisinnig, bürgerlich; auf ihm — — — — hoffen wir das Beste!

„Wir, sage ich; obschon Sie und ich keine Preußen sind. Denn wir wollen Ein Deutschland und — Oestreich wird's nicht schaffen und Bückeburg kann's nicht. — —

„Waldeck ist todt!" Mehr Bewegung konnte kaum irgend eine andere Nachricht hervorrufen, die durch Berlin's Straßen gestogen wäre. Sie kennen das Wirken dieses Mannes und das gegen ihn ausgeführte „Bubenstück", das sein Haar im Gefängniß bleichen machte und dessen Ur-Urheber ich Ihnen brieflich nicht nennen kann, da das Papier — aus Lumpen gemacht ist. Sie wissen, was Waldeck war und was er dem Volk galt, das begrabe sein Leichenzug; ein Leichenzug, wie ihn großartiger, erhebender gesehen zu haben sich wohl Niemand entsinnen kann, würdig dieses Todten, eines Kämpfers für Freiheit und Recht, eines Volksmannes in der edelsten Bedeutung des Wortes, eines Mannes, dessen moralische Größe jede von Ahnen überkommene in den Schatten stellt. Jeder Schritt der Waldeck's sterblicher Hülle nachfolgenden 20,000 Menschen war ein Fußtritt gegen die herrschende Reaction, die sich „conservativ" nennt. So wirksam sprach selbst der todtene Waldeck nie, als an seinem Begräbnißtage der todte. —

Noch ein anderer Todesfall aus der Armee des Geistes ist unlängst von uns geschieden: der „alte Gubitz", wie ihn die Epigonen nannten. Professor Friedrich Wilhelm Gubitz ist durch seine rührliche und ungemein fruchtbare Thätigkeit auf künstlerischem wie literarischem Gebiet bekannt geworden. Noch drei Tage vor seinem Ableben sah ich den „Nestor der Berliner Presse" auf seinem Recensentenplatz im königlichen Schauspielhause (er gehörte der „Vossischen Zeitung" fast ein halbes Jahrhundert hindurch als Referent über die Leistungen dieses Kunst-Institutes an); er hat diese Recension auch noch vollendet — flark also im wahren Sinne des Wortes in seinem Beruf: ein beneidenswerther Tod nach einer so langen, ehrenvollen Laufbahn! Gubitz starb im 85. Jahre; alle Kunstgrößen waren seinem kritischen Stabe verfallen, von Iffland und Fleck an, über Ludwig Devrient, Seydelmann und die Crelinger hinweg, bis auf die Ziegler. Diese war sein letzter Seufzer. —

Sie haben von den „Vegetarianern" gehört, jenen sonderbarer Geschöpfen Gottes, die, sich mit dem Schlachtvieh auf die Stufe psychischer Gleichberechtigung stellend, zur Pflanzenkost, „als der einzig naturgemäßen Nahrung" zurückgelehrt sind und durch die Entwöhnung der Menschheit vom Fleischgenuß das wahre Reich Gottes hier auf Erden zu gründen gedenken. Ich will hoffen und wünschen, theure Freundin, daß bei dem weiteren Umsichgreifen dieser Lehre weder Ihre noch meine Kinder dereinst Lust zum Schlächtergewerbe verspüren, noch auch Anlage für die Fischerei und die Jagd entwickeln. Diese sonst ehrlichen und vielgeübten Berufszweige stehen auf dem Aussterbetat. Aber noch eine Bitte an's Schicksal hege ich in stiller Brust, die nämlich, daß Freund Hain uns einige Zeit vor dem Augenblick aus dieser Zeitlichkeit abberufen möge, in welchem unsere vier- und mehrbeinigen Mitgeschöpfe, wie auch die bescheidenen zweibeinigen, uns zu Leibe gehen werden, weil wir — vegeta-

Digitized by Google

Cibita-Vecchia. Original-Zeichnung von Lorenz Ritter.

Digitized by Google

rianisch genug waren, ihrer Vermehrung seine Schranken zu setzen! Aber vielleicht ist uns das Glück günstig und es erlöst uns ein anständiger Hungertod aus der Gefahr, durch die „lieben Thiere“ von der Erdoberfläche hinuntergedrängt zu werden: wo sollte auch am Ende alle Pflanzenkost herkommen, wenn wir sie in Zukunft mit Ochsen, Kühen, Schweinen, Rehen, Hasen, Enten, Gänsen und Hühnern brüderlich theilen müssen? Darum, die Hoffnung nicht verloren!

Einstweilen, und bis zur völligen Fleischwerdung — nicht doch: Gemüsewerdung ihrer Ideen, halten sich die Vegetarianer an Zwekessen und es wird Ihnen, verehrte Freundin, nicht uninteressant sein, das Menu eines solchen vor Kurzem hier im Gebäude des Handwerkervereins stattgehabten Diners kennen zu lernen. Es gab also: Erbsensuppe, Spinat mit Ei (ei! ei! wie kommen Hühner-Eier unter die Vegetabilien!), ein Conglomerat aus Schoten, Spargel und Kohlrabi — alles natürlich ohne die nach Canon I verfuchte „Bouillon“ gekocht — endlich Reisspeise. Das nirgend fehlende Weizenschrotbrod und ein Compot (wozu?) von Stachelbeeren und gebackenem Obst krönten diese culinarischen Genüsse. In der Hoffnung, daß Sie sich ganz wohl befinden und besonders nicht über Magenbeschwerden zu klagen haben, will ich Ihnen auch das Getränk namhaft machen, mittels dessen die pflanzenköstlichen Gourmands sich zu etwa einem halben Dutzend Toaste begeisterten; dieses Getränk bestand aus mit Wasser verdünntem Fruchtsaft, berechnete sich auf 7½ Silbergroschen pro Quartflasche und heuchelte in der Farbe eine impertinente Aehnlichkeit mit Bordeaux.

Mir, der ich waghalsig genug gewesen war, Angezenge dieses reinvollen Gastmahls zu sein, lief darnach das Wasser dermaßen im Munde zusammen, daß ich unanhaltsam — in die nächste Restauration eilen mußte und erst nach dem Genuß von zwei Beefsteaks mit Bratkartoffeln und drei Seideln sonett wieder zu mir kam, am ohne Nachtheil mein Diner bei „Hillen“ einnehmen zu können. —

Eben da ich meine Epistel schließen will, finde ich folgendes Inserat in der „Voss. Zeitung“ vom 14. Juni e.

„Frau Schöne, Homöopathin, Bellealliancestraße 77, empfiehlt sich bei Krankheiten aller Art, auch in ganz veralteten Fällen, zur sicheren Heilung.“ — — —

Dies ist eine der höchsten Spitzen der Frauen-Emancipation und sie strahlt köstlich im Scheine der untergehenden Sonne weiblichen Schamgefühls. Ein Glück, daß diese „Schöne“ noch vereinzelt dasteht unter unseren Schönen!

Ewig der Ihrige.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl**

(Fortsetzung von S. 36.)

Chaenod ballte die Fäuste krampfhaft, er war ein muthiger Mann; gewöhnt in Complotten sein Leben hinzudringen, hatte er sich mit dem Tode vertraut gemacht. Er stand unbewaffnet vor Derwid, der sich ebenfalls nicht regte, sondern sein Pistol fest umklammert hielt. Der König und Sidney kamen näher, sie ritten langsam, da in Hallali gedissen war. — —

„Ein trüchiger Tag liegt hinter uns“, sagte der König. „Wir sind jetzt am Ziele. Der Kessel ist geschlossen. Was ist das dort für ein Gemäuer?“

„Es sind die Blackmanstones“ sagte Sidney, „welche Majestät von Old Romney aus erblichten.“

„Ah — das Geisterloch,“ lachte der König, „das Schauloch — oh es wäre gar nicht so übel, einige Millionen daraus zu ziehen, besonders wenn das Parlament wieder zusammentritt. Die Landbank soll Geld schaffen für meine Pläne und sie werden mir die Sache erschweren — ich könnte Schätze beauchen, selbst die, welche bösen Geistern gehören. Ha — was ist das?“ rief er plötzlich. „Geht hin, Sidney — seht Ihr nicht dort in den Ruinen jene beiden Gestalten — ist es Täuschung? nein, zwei dunkle Gestalten sehe ich.“

„Wahrhaftig, Majestät, es sind keine Landleute — es sind — —“

„Es sind Dämonen,“ rief halb lustig halb ernst der König. „Eine Gestalt ist mit schwarzem Gewande bekleidet. — Beide regen sich nicht — steht jetzt — was geht dort vor? Da taucht eine dritte aus dem Boden auf — ein Weib ist es, sie zieht die Beiden an sich — Gottes Wunder, sind sie alle Drei in den Erdboden verschwunden!“

Sidney hatte Alles gesehen, wie es der König beschrieb.

„Reiten wir schnell“, befahl Wilhelm.

Sie spornten ihre Pferde, die Jäger sahen sie den Hügel hinaufreiten und zwischen den Ruinen halten.

„Hier standen sie alle Drei auf dieser Stelle,“ sagte der König, den Boden scharf besichtigend. „Sie müssen in Luft zerronnen oder in die Erde gesunken sein, sonst hätten wir sie erblicken müssen, ringsum ist Alles sichtbar, jedes Bäumchen.“

Unterdessen kamen von allen Seiten die Herren näher.

„Mylords und Gentlemen,“ rief der König: „Sahen Sie nicht hier im Gestein dieser Ruinen zwei Gestalten?“

„Gewiß, Majestät“, antwortete der junge Lord Russel, „ich machte nach Lord Jemmings's aufmerksam. Sie standen gerade in der Thür dort.“

„Ganz recht,“ sagte der König. „Wo können sie hingekommen sein? Sie stehen mir und Lord Sidney auf. Sollte diese Ruine wirklich mit Geisterspuk angefüllt sein?“

Der König und seine Kavaliere hatten den Erdboden, die Wände und Winkel der übrigens ganz durchsichtigen Ruine gemustert, aber nirgends eine Spur der beiden Personen gefunden, welche doch von verschiedenen Jägern gesehen worden waren. Man brachte den Hirsch herbei, dem Baronet Sanct Albans den Fang gegeben hatte. Da es bereits dunkelte, wurden Fackeln angezündet, und die ganze Jagdgesellschaft schlug den Weg nach Guddesford ein, wo der König im Landhause die Nacht zubringen wollte, und wo die Jagdtheilnehmer von Ost-Sussex ihm ein Nachtmahl gaben.

„Es ist ein seltsames Ereignis,“ sagte der König zu den Lords, welche neben ihm ritten. „Wie können uns doch nicht gelöuscht haben. Vielleicht sind die Männer in das Haus dort gegangen.“ Er wies auf Hunts Wohnung, die sie bereits nahe waren.

„Sie müssen sich dann unsichtbar gemacht haben, Majestät, denn ich war mit fünf oder sechs Hereen im Garten,“ sagte Lord Russel.

„He da, Mann, — tretet näher!“ rief Wollesley einem in der Hinterthür des Hauses lehnenden Kenter zu, der kein Andeeer war, als Master Hunt.

Der Gerufene trat mit unterthänigem Gruße näher. Er hatte den König erkannt, aber ein Blitz des Hasses leuchtete verstohlen unter seinen Brauen hervor, als er dem Oranier gegenüber stand.

„Sind Fremde oder Gäste in Eurem Hause?“ fragte der König.

Hunt schreckte zusammen.

„Nein, Majestät — kein Einziger!“ antwortete er nach einigem Zögern. „Ich selbst, mein Knecht — und meine Tochter, wir sind die einzigen Bewohner des Hauses. Wenn Eure Majestät mich so glücklich machen wollten, meine schlichte Hütte mit Dero Gegenwart auf einige Zeit zu beehrerichten, so würde mir das eine ewig lohnende Erinnerung sein.“

Er öffnete weit die Thür, gleichsam um zu zeigen, daß Niemand hier im Hause sei.

„Schon gut, Mann — ich danke für Euer Anerbieten — nehm's als empfangen an — ab — ich setze dort ein Kruzifix, die Mutter Gottes und Heiligenbilder — Ihr seid Katholik?“

Hunt senkte den Kopf — „Ja — ja, ich bin ein Bekenner der römischen Kirche.“

„Ei, was habt Ihr da den Kopf zu hängen, den Verlegenen zu spielen?“ rief der König. „Es ist mir lieb zu sehen, daß Ihr ein gottesfürchtiger Mann seid. Ich ehre jeden Glauben — brave Katholiken sind genau so viel werth als wackere Protestanten.“

„Ich bin erfreut, daß Eurer Majestät Munde das zu hören,“ sagte Hunt. „Hier herum sogen die Protestanten, Eure Majestät seien ein Freund der Päpstlichen.“

Einige Lords ließen ein mißmuthiges Räuspern hören.

„Albernes Gewäsch!“ fiel der König ein. „Sagt, daß ich jedes Bekenntniß ehre — nur will ich nicht leiden, daß Gottes Lehre, katholisch oder protestantisch, zum Deckmantel für Intriguen oder politische Dinge genommen werde — wie sie es da drüben gern thun, die Herren Jakobiten.“ Der König deutete mit seiner Jagdpeitsche auf das Meer. „Dagegen eifere ich als zorniger Richter.“

Hunt erbebte. Er dachte besorgt um sich — jeden Moment

Digitized by Google

fürchtete er, Berwick und Charnock erscheinen zu sehen. Wo konnten sie nur geblieben sein?

„Lebt wohl, mein Freund!“ sagte der König, sich mit seinen Lords in Bewegung setzend. „Betet, wie Ihr wollt, zu Gott — nur recht aus dem Herzen heraus.“

Er grüßte freundlich, und bald sah Hunt die ganze Linie der Jäger und Kavalliere verschwinden, die Fackeln leuchteten durch das Gehölz den Weg entlang, der sich nach Guddesford und der Grafschaft Sussex hinzog.

„Es ist hohe Zeit, daß ich mit den Leuten ein Wort rede, sie halten mich sonst für einen Mörder der Papisten,“ sagte der König zu Sidney. „Wir haben uns am Ende doch in Betreff der Männer in den Ruinen getäuscht,“ setzte er hinzu. „Die Jagd hat uns erhitzt.“

Um das, was sich ereignet hatte, ganz zu verstehen, ist es nöthig, einige Zeit zurückzugehen.

Berwick und Charnock hatten sich — wie der Leser weiß — schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, von dem Könige und seinen Kavalieren ergriffen zu werden. Sie waren jedoch bereit, ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen, denn auf Gnade hofften sie nicht; auch trug Berwick Briefe bei sich, welche er nicht im Hause lassen wollte, die aber eben durch ihre Wichtigkeit ihn schwer compromittiren mußten, denn sie waren von König Jakobs eigener Hand geschrieben und nach London an die Lords Peter und Castelmaine und an den Ritter Higgins gerichtet. Berwick und Charnock sahen, wie der König nach ihnen zeigte und zu Lord Sidney sprach.

„Wenn er den Hügel hinanreitet, so treket ein wenig vor mich hin,“ sagte Berwick, ohne sich zu rühren. „Ich kann dann besser auf ihn zielen — er soll wenigstens keine Freude an unserm Fang haben.“

In diesem Momente raschelte es hinter dem Gemäuer. Berwick wendete sich — auch Charnock glaubte, der Augenblick sei gekommen und man wolle sie von hinten her ergreifen.

„Bessie!“ rief er erfreut.

Es war die Tochter des Schmugglers, welche plötzlich hinter der Ruine hervortrat.

„Sie sind verloren!“ rief das Mädchen. „Dort kommt der Oranier — ringsum die Jäger — eingeschlossen im Kessel — kein Augenblick ist zu verlieren!“

„Wie?“

„Fliehet — schnell!“

Sie bückte sich tief und hob einen mächtigen Strauch Haidekraut empor, der dicht am Gemäuer bis zur Höhe von etwa drei Fuß wucherte — schob die Zweige bei Seite, griff in eine Höhlung und zog ein wenig hin und her. Die beiden Herren sahen zu ihrem Staunen, wie sich unter dem Gebüsch eine Fallthür im Erdboden öffnete, deren Hebewerck in Form eines Flaschenzuges in dem Gemäuer verborgen war und nur von Eingeweihten in Bewegung gesetzt werden konnte. Das Gemäuer und der Strauch bargen diesen Eingang gänzlich.

„Hinein — hinunter!“ rief Bessie.

Berwick zögerte noch — sein Haß gegen den König kämpfte mit seiner Luft zum Leben, zur Freiheit — wenn er jetzt noch ein wenig zögerte, so konnte er die tödtliche Kugel in die Brust des Todfeindes seines Vaters senden, aber Bessie umklammerte ihn kräftig, Charnock half und so zogen sie den Herzog bis an den Rand der Fallthür.

„Hinunter — gedenken Sie der Verbündeten!“

Berwick stieg hinab, gleich darauf folgte Charnock. Bessie hielt die Zweige des Strauches, die Beide abwärts gestiegen waren, dann trock sie nach, ließ die Zweige des Gebüsches niederfallen und setzte das Hebewerk in Bewegung. Krachend schloß sich die Fallthür über den Gerettesten. Dies war jenes dem Könige und seinem Begleiter räthselhafte Verschwinden. Die Gerettesten und Bessie befanden sich in einem total finsteren Raume, und dessen Tiefe eine grabesfeuchte Luft wehte.

„St — warten Sie noch einige Zeit,“ flüsterte das Mädchen.

Alle Drei horchten, sie vernahmen das Stampfen der Hufe — sie hörten deutlich alle Reden der Suchenden, der König war nur wenige Fuß über ihrem Haupte. Sie hielten den Athem an. Allmälig ward das Gespräch stiller — die Leute entfernten sich.

„Gerettet!“ flüsterte Bessie. „Sie haben nichts gefunden. Es war die höchste Zeit.“

„Nur noch wenige Minuten und wir waren verloren,“ sagte Charnock. „Aber wie kamst du so plötzlich an uns?“

„Ich hatte mich in Old Romney verspätet. Die elenden Buben hielten mich auf — ich bin durch die Güte eines Mannes von des Königs Gefolge der Mißhandlung entronnen. Als ich auf dem Moore angelangt war, kam die Jagd heraus, ich mußte mich einige Male im Rohr verbergen, denn die Hirsche sausten an mir vorüber und ich trage die Liste für George Porter bei mir, den ich in Old Romney finden sollte; hätten sie mich ergriffen, die heherischen Buben, und geplündert — es wäre schlimm für uns geworden. Als ich mich dem Hügel nahte, sah ich Euch stehen — ich erkannte Sir Charnock, aber ich erkannte auch die Gefahr mit einem Blicke — ich eilte gebückt den Hügel hinan, und kam zur rechten Zeit.“

Berwick hatte trotz der gefährlichen Lage dennoch Zeit gehabt, die schöne Bessie zu betrachten.

„Es wäre gut, mein Kind,“ sagte er, „wenn wir jetzt erstens ein wenig Licht hätten — dann aber, wenn wir erfahren könnten, wo wir sind.“

„Wir sind in dem Gewölbe meines Vaters, Herr,“ sagte das Mädchen. „Es mündet hier zwischen den Ruinen, und wenn wir aus Frankreich Waaren erhalten haben, wenn es im Hause gefährlich ist, sie auszuladen, so werden sie hier herausgeschafft. Diese Ruinen fürchtet der Bauer von Kent — denn es heißt, böse Geister treiben hier ihr Wesen.“

Sie tastete an der Wand umher und klapperte mit Gegenständen — dann begann sie Feuer zu schlagen, ein Licht ward angezündet, und die Herren konnten nun ein wenig um sich schauen. Sie befanden sich in einem niedrigen Kellergewölbe, dessen Wände ziemlich feucht waren. Eine Holztreppe führte zu der Fallthür empor und dann gähnte ein dunkler Gang vor ihnen, der sich in eine undurchdurchdringliche Finsterniß verlor.

„Jetzt kommen Sie nur ohne Sorge mir nach,“ sagte Bessie, das Licht erhebend.

Sie schritten in den Gang — das Licht der Kerze fiel auf Ballen Tuch, dann blinkte wieder ein Haufen Metallgegenstände, dann zeigten sich Tonnen mit eisernen Reifen umspannen — hier spielte das Licht auf den umfangreichen Bäuchen großer Glasflaschen — dort tanzte es über versiegelte Körbe hin. Berwick brauchte nicht mehr länger nachzusinnen, wo die Speicher des Schmugglers Hunt sein mochten, von denen am vergangenen Abend die Rede gewesen war — er befand sich mitten unter den Waaren und Ballen. Die schlanke, ehe Gestalt Bessie's schwebte vorauf, das Licht umgab sie mit einem bläulichen Schimmer, sie schien auf diesen zitternden Strahlen sich zu wiegen, denn die Dunkelheit der Wand und des Bodens machte, daß es den Kavalieren dünkte, ringsum sei dunkle Luft und Bessie schwebe in derselben wie eine Elfe aus den finstern Räumen auf den Strahlen des Lichtes empor.

„Ein reigendes Wesen — ein Abenteuer, wie es Seine Majestät Karl II. oft in seinem Flüchtleben gehabt hat,“ flüsterte der leichtfertige Berwick.

Charnock machte ihm durch Zeichen bemerklich, daß er vorsichtig handeln solle. Bessie stand still.

„Wir sind jetzt am Eingange des Gewölbes, der hinter dem Feuerherd unserer Küche ausläuft. Sehen Sie dort die Treppe?“

Die Herren gewahrten eine ähnliche Treppe wie die zur Fallthür aufsteigende.

„Warten Sie noch — ich will horchen.“ Sie stieg einige Stufen hinan und legte ihr Ohr gegen die Wand. „Es sind noch Menschen dort oben — sie reden mit meinem Vater — jetzt gehen sie.“ Nachdem Bessie noch einige Minuten gemartet, stieg sie die Treppe hinauf.

Als der König und sein Zug auf dem Wege nach dem Walde waren, ging Hunt wieder in das Haus. Er vermochte seine Unruhe nicht zu bemeistern.

„Wohin sind sie gekommen?“ murmelte er. „Sie werden uns Alle verderben, wenn sie sich fangen lassen — und Bessie?“ Er nahm aus dem Kasten unter der Uhr einen Zettel hervor. „Wenn Ihr meiner bedürft — sucht mich in Knatbourenhouse, George.“ Das stand auf dem Zettel. „Wenn morgen Abend die Versammlung hier stattfinden soll — dann ist es höchste Zeit, daß George die Nachricht erhält, er muß die Herren berufen. Bessie allein darf ich schicken, und es ist gefährlich, denn der König mit diesen Hunderten von Menschen nimmt gerade den Weg dorthin — Bessie muß durch alle diese Kerle hindurch — wo bleibt sie nur? Oh, es droht ein Unheil.“

Er schreckte zusammen, ein Pochen unter dem Erdboden dröhnte durch das Haus. Es kam von der Küche. „Ah — sollten sie — heiliger Ignatius, steh' uns bei! — wenn es entdeckt wäre — —“ Mit diesen Worten eilte Hunt in die Küche hinter den Herd, begann hastig den Holzvorrath wegzuräumen, und die Klappe einer Fallthür ward sichtbar.

Digitized by Google

„Werda?“ rief er, ein schweres Beil zum Schlage bereit haltend.

„Oeffnet, Vater — ich bin es!“ ließ sich Bessie's Stimme vernehmen.

Hunt schob den schweren Riegel zurück, der die Fallthür schloß, aus der Tiefe stiegen Bessie und die beiden Kavaliere.

„Heiliger Ignaz — wie kommt Ihr hieher?“ rief Hunt betroffen.

„Mein bester Sir, wir haben ein wenig Eure Vorräthe inspizirt,“ lachte Berwick. „Es ist sehr schön geordnet da unten.“

Hunt biß zornig die Lippen — er hatte selbst Charnock noch nie in diese Räume geführt, dieser wußte nur, daß unter dem Hause sich Gewölbe hinzogen — erst als Bessie ihm die Gefahr mittheilte, in welcher die Herren und mit ihnen das Leben der Verschworenen geschwebt hatte, beruhigte er sich. Nunmehr erschien auch Barclay, hinter dem Täfelwerk hervorkommend.

„Alle Hagel, ich war dicht an dem Oranier!“ sagte er. „Als er hier vor der Thür hielt, hätte ich ihn wie einen Spatz schießen können.“

„Er ist heute dem Tode zweimal entgangen,“ sagte Berwick. „Wir mit ihm. Hätte ich gewußt, daß wir so gut in den Erdboden uns verkriechen konnten, ich hätte doch mein Rohr an ihm geprüft.“

„Sie würden es nicht gethan haben, Mylord,“ sagte plötzlich Bessie.

„Doch, mein Kind — doch!“

„Nein. Ich hätte den Mord nicht geschehen lassen. Was Sie thun, wenn Sie allein sind, was Ihre Herren thun — das geht mich nichts an, aber des Königs Leben wird nicht angetastet werden, wenn ich dabei bin.“

„Aha — eine kleine Oranierin?“ scherzte Berwick bissig.

„Nein, Mylord — eine gute Jakobitin, aber keine Freundin des Mordes.

„Seht Euch vor,“ flüsterte Charnock. „Die Dirne darf von dem Plane gegen Wilhelm von Oranien nichts merken.

„Schafft sie fort.“

„Es geht nicht — sie ist uns nützlich — sie muß nur von der Erbebung wissen — nicht von dem — dem Andern — dem —“

Charnock sprach nicht aus — er scheute sich noch.

„Mein Kind,“ sagte Hunt, dem das Mißerhagen Berwicks nicht entgangen war; „weißt du denn, wen wir heute beherbergen? Es ist Seine Hoheit der Herr Herzog Jakob von Berwick, Sohn unsers Königs Jakob.“

Bessie fuhr leicht zusammen. Sie ging auf den Herzog zu und faßte seine Hand; Anhänglichkeit an die Stuarts zeichnete so viele Engländer aus — dieses Königsgeschlecht erfreute sich einer Zuneigung und Hingebung, die es nie verdient hatte. Uebermüthig und hoffährig, das Recht nicht achtend, so lange sie im Glücke waren, verscherzten die Stuarts immer wieder alle Sympathien. Aber seltsamerweise blieben ihnen Freunde, wenn sie im Unglück waren — es ist das ein fast geheimnißvoller Zug in der Geschichte. Bessie Hunt war in der Liebe zu den Stuarts erzogen, der Schmuggler hatte durch den leichtfertigen Hof Karls und Jakobs vielen Vortheil gezogen — seine Dankbarkeit war vielleicht nicht ganz reiner Natur; dies aber verhinderte seine Tochter nicht, in Ehrfurcht dem zu nahen, der als ein Abkomme des rechtmäßigen Königs, wie seine Anhänger den Jakob nannten, vor ihr stand.

„Hoheit, vergeben Sie mir meine dreiste Rede,“ sagte Bessie, indem sie des Herzogs Hand küssen wollte.

Berwick glaubte nun den Augenblick gekommen, wo er seine galanten Abenteuer mit der schönen Bessie beginnen könne; er zog die Hand fort, faßte dreist das Kinn des Mädchens und sagte:

„Alles ist einem so schönen Mädchen verziehen. Aber für die freie Rede fordere ich auch das alte Recht meines Stammes — ich werde nicht gestatten, daß Bessie mir die Hand küsse — ich will einen Kuß auf ihre schönen Lippen drücken.“

Er hob das reizende Köpfchen des Mädchens, aber diese entwand sich ihm schnell.

„Hoheit dürfen das nicht thun,“ sagte sie mit funkelnden Augen. „Ich leide es nicht. Nur Ehrfurcht, gnädiger Herr — aber dazu genügt ein Kuß auf Ihre Hand.“

Bessie wendete sich ab. Hunt lag viel daran, diese Scene zu beendigen.

„Eile, Bessie,“ sagte er. „Du mußt heute Nacht noch fort — hier ist ein Zettel von George Porter. Er ist in Kealbournhouse — bring ihm die Liste — morgen sind die Herren hier.“

Bessie's Antlitz verzog sich schnell.

„Kealbournhouse —“ seufzte sie. „Ich gehe nicht gern dorthin — er ist bei dem Pendergraß,“ setzte sie leise hinzu.

„Eile — es wird spät — du kannst die Nacht brauchen,“ drängte Hunt, dem viel daran lag, das Mädchen aus Berwicks Nähe zu bringen. „Der König schläft heute in Guddenford — du mußt mitten durch die Kavaliere und ihren Troß — die Nacht begünstigt dich.“

Bessie strich das Haar von ihrer Stirn, ergriff den Stock und preßte die Hand auf ihre Brust.

„Hier ist die Liste,“ sagte sie. „Gute Nacht, Vater — ich gehe nach Kealbournhouse.“

Sie verließ das Zimmer.

„Ein gehorsames Kind,“ sagte Berwick.

„Sie ist ein braves Mädchen, Hoheit!“ rief Hunt mit Nachdruck. „Ein gutes Loos ist ihr zu gönnen.“

„Es soll ihr werden, wenn wir glücklich sind,“ sagte Berwick. „Sie hat heute mein Leben gerettet — ohne Euren wohlangelegten Gang, Master Hunt, waren wir verloren.“

„Es ist ein Gang, den die Mönche der Abtei angelegt haben,“ sagte Hunt. „Mein Grundstück läuft darüber hin und ich entdeckte ihn vor etwa zwölf Jahren. Er kommt mir bei meinem Geschäft gut zu statten — ebenso die Furcht vor den Ruinen — obwohl es Menschen gibt, die sich gar zu gern mit solchen alten Dingen beschäftigen.“

„Wie meint Ihr das?“

„Je, nun, es gibt gelehrte Herren, die schreiben über Altengland noch von der Römerzeit her, und es sollen solche Leute in London wohnen, die von den Blackmanstonen viel erzählen, die behaupten, sie seien von den Römerzeiten her und es liege dort ein Schatz.“

„Je nun, ein Schatz liegt dort unten,“ lachte Berwick. „Das Mädchen ging ungern,“ flüsterte er Charnock zu.

„Hm, ich glaube, es hängt mit Porter zusammen. Hüten Sie noch das Geheimniß,“ sagte Charnock. (Forts. f.)

Schau-ins-Land.

Von **Jakob Venedey.**

Dort in der südwestlichen Ecke Deutschlands, hinter Freiburg im Breisgau, mit dem „Feldberg“ und dem „Belchen“ ein Dreieck bildend, so Etwas wie der Eine Schenkel eines dreibeinigen Riesen-Hexenstuhls, — reckt der „Schau-ins-Land“ sein Haupt hoch über die ganze Gegend hinaus. Seine Blicke reichen nach Deutschland, nach Frankreich, nach der Schweiz und bis über die Schweiz hinaus nach den Alpen Italiens. Freiburg liegt dort zu seinen Füßen und erinnert an die einst freie Bürgerschaft deutschen Volkes, an den Kampf, der heute sich in Freiburg zwischen Humanität und Jesuitismus abspielt. Etwas weiter liegt Breisach, wo so oft um das deutsche Reich gekämpft wurde, wo der Verrath am deutschen Reich und Volke sich ein paarmal in den Mantel der Freiheitsliebe einhüllte. An der andern Seite liegt der arbeitsame Schwarzwald, dessen schlichte Söhne in stiller Bescheidenheit Jahrhunderte hindurch mit der Last ihrer Arbeit auf dem Rücken Europa durchgingen und die heute eines der gewerbthätigsten und auch der reichsten Stückchen deutscher Erde bewohnen, — als Beispiel, als Muster, als Aufmunterung für deutsche Art und Arbeit. Rechts vor Dir liegt die Schweiz, das kleinste Ländchen Europa's, und doch Europa's Stolz, der Völker stille Hoffnung. Und zwischen diesen Bergen, die ein freies Volk, in Mitten vielfach mißachteter und mißbrauchter Bevölkerungen, beherbergen, Reigen die ewigen Alpen auf mit ihren Wetterhörnern, Finsteraarhörnern, Schreckhörnern, in der Thal wie weit ausblickende Schreckgeister, die den Feind der Schweizerfreiheit zurückscheuchen. Versöhnend über alle hinweg liegt dann in weiter Ferne das wunderbare Geschwisterpaar, die Jungfrau und der Mönch.

Da steigen Einem so allerlei Gedanken auf. Von einem Berge, von einem geistigen „Schau-ins-Land“, hoch erhaben über dem kleinen Getreibe des Tages, weithinausblickend zu den Ereignissen der Zeit, — so möchte ich Dir, lieber Leser, von der Adlerhöhe herab

Digitized by Google

Ritter und Urenkel.

Digitized by Google

zurufen: Siehe hin, dort braut sich eine Wolke zum Sturm heran! Merk' auf, dort wirbelt ein anderes Wölkchen in die Höhe. Horch, endlich erreicht der Schall Dein Ohr; es war ein Kanonenschuß! Und wieder, stehe, dort treibt der Wind eine kleine Staubwolke vor sich her. Wer eilt da durch's Land? Was hat dies Alles zu bedeuten?

Alles? — Ach, gelingt es uns nur hier und dort der Dinge Sinn zu errathen, der Zeichen Bedeutung zu enträthseln, zu wollen wir zufrieden sein. Der Standpunkt, vom hohen Berge herab, weit ab vom Getreibe des Tages, erleichtert uns vielleicht die Beobachtung, und dann auch die Enträthselung der Geheimnisse, die Dich dort unten mit ihrem Staube, mit ihren Nebeln, mit ihrem Dampfe, mit ihren dunkeln Wolken umhüllen und täuschen. —

2.

Es wirbelt Staub von allen Seiten auf; der Wind treibt ihn weiter, und am Ende war es eben weiß nur Staub und Wind, und sonst nichts.

Zu der Höhe hinauf aber trägt die Luftwelle das wunderbarste, ein wahrhaft chaotisches, Gewirre von Bestrebungen aus den höchsten, ja allerhöchsten Kreisen dieses irdischen Lebens. Kaiser, Könige, Kaiserinnen, Königinnen, Prinzen, Fürsten, der Papst und seine Bischöfe wiebeln wie Atome im Sonnenstrahl durcheinander. Siehe dort, den Mächtigsten der Mächtigen, den Kaiser aller Reußen, er eilt zu der Quelle im engen Thale und sucht dort — Gesundheit, wie der Aermste der Sterblichen. Es umschwebt ihn ein Prunk sonder Gleichen; die Demanten blenden Dich in seiner Nähe; die Seide rauscht, daß Du das Säuseln in den Blättern des Baumes, das Spiel der raschen Wellen im Flusse nicht mehr hörst; die goldenen Sterne und brillantnen Orden beleseren Dich, wie viel „Verdienst" den großen Czar umschwebt. Aber doch — ist der Hauptheld des Tages dort jener unscheinbare Mann unruhigen, stechenden, forschenden, suchenden Auges, ein Polizeiheld, dessen Name mir nicht aus der Feder will, ich weiß nicht warum. Der kranke Kaiser sucht Gesundheit — für seine Nuhe aber sorgt der Polizeiheld. Ob er ihm wohl eine Stunde Schlaf schaffen, nur die Fliege, die ihn stört, verscheuchen kann? — Der Allmächtige dieser Erde — ist ohnmächtig wie ein armer menschlicher Mensch, muß von Land zu Land eilen, um Lebenskraft zu suchen, und muß auf Schritt und Tritt sich bewachen lassen. Beweide ihn, wer Lust hat.

Da eilt ein anderer Herrscher herbei; es ist ein König, fast so mächtig wie der Kaiser. Er tritt bescheiden vor dem Kaiser zurück; er spielt, man sieht es, absichtlich die zweite Rolle. Er könnte in Europa die erste spielen, wollte er deutsch sein, begriffe er sein Volk, hätte er einen Tropfen Volksblut in seinen Adern! Dann brauchte er nicht dem kranken Manne, der sich selbst gezwungen „unter polizeiliche Aufsicht stellen" muß, zu huldigen wie der Untergebene seinem Herrn und Meister.

„Unter polizeiliche Aufsicht!" — ist eine harte Strafe. — Aber Potentdut ist ja auch Menschendlut! Wem es im Herzen brennt, wem es auf dem Gewissen liegt, der lösche den Brand in — „Kölnchen" oder „Kessel" zu Ems, und lasse sich polizeilich bewachen! Wir wünschen glückliche Genesung! —

Ein wenig links ab raucht und dampft ein anderer Hexenkessel. Auch dort sitzt ein kranker Mann, gefesselt von der Gicht, gefangen in seinen vier Mauern, umgeben von seinen Wächtern, abgeschlossen von der lebendigen Welt umher, — „unter strengster polizeilicher Aufsicht"! Als er zum letzten Mal im Rathe seiner Getreuen war, da brannte ihn das glühende Oel, das heiße Blei des Straßenkampfes in seinen Adern; — da streckte er die Hand aus und rief: „Helft! die Hand brennt! Ich werde sie am Ende noch selbst abhauen müssen! die Hand! die Hand!"

Kunst du das alte vergessene Volksmärchen von der Schwurhand, den Schwurfingern, die aus dem Grabe der Eidbrüchigen hervorwachsen? Sollte es denuoch einen Gott geben? Sollte dennoch eine waltende Gerechtigkeit selbst in irdischen Dingen mitunter zum Beispiel für die Zukunft sich geltend machen? —

Und vor diesen Mächtigen, vor diesen Gewaltigen der Erde — dem „unter polizeilicher Aufsicht" in seinem streng bewachten Gefängnißkreise die „Hand", die Schwurhand brennen wird bis sein Gewissen ausgebrannt, — stehen die Söhne eines andern einst Mächtigen und Gewaltigen dieser Erde, einst ein König, jetzt ein „hochseliger" in fremder Erde ruhender Flüchtling. Und die Söhne des Königsflüchtlings, Königssöhne, Prinzen, Zukunftsidee — sie beteln über die Grenze, wie arme Verbannte, um ein Vaterland!

Wäre es nur darum? „Ein Vaterland, großmüthiges Volk! für ein paar arme Sünder, s'il vous plait!" Wer würde es ihnen nicht gerne geben! Aber nebenbean steht Einer der so demüthig, volksmäßig, um Recht, Bürgerthum und Vaterland bittenden Fürsten und schielt — nach einem Throne, nach einer Krone hinüber!

Gebt ihnen den Finger und sie nehmen den Rest, sobald sie können; gebt ihnen den Boden, das Vaterland und sie werden unter Euch wühlen und ränkeln, bestechen, ertaufen, erschleichen, erschmeicheln — bis sie die Krone haben. Hat nicht auch der Napoleonide einst nur sein Bürgerrecht von Euch erbettelt, um Euch das Eurige abzuschwindeln, mit Blut zu entreißen? Ein Fürst, der einmal auf einem Throne gesessen, eine Krone getragen hat, sein Sohn, sein Enkel, der letzte Tropfen seines Blutes ist zum Bürger verdorben. Auf der Stirne, die je eine Krone getragen, brennt für ewig das Andenken an dieselbe, und — hieße die Kronenträgerin Jsabella. — Wie leben im neunzehnten Jahrhundert. Rousseau und Kant, Franklin und Weißhaupten, Fichte und Stein sind in's Blut der Zeit und Mitwelt übergegangen. Und da glaubt eine Königin, — deren Namen auszusprechen jeder Vater vor seiner Tochter sich schenen muß, und der dennoch ein Papst, der heute die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, ohne sich zu schämen die geweihte Rose zu scheuten wagte, — ihre Krone am Fuße des Stuhls Petri niederlegen zu können und so zu hoffen, daß der Papst sie wieder auf das Haupt ihres Sohnes setzen werde.

Das neunzehnte Jahrhundert, jeder denkende Sohn desselben muß sich für sich selbst, für seine Kinder, für sein Volk, für seine Herrscher — in die Seele hinein schämen, daß so mit dem Heiligen, mit dem Volksheil, mit der Religion, mit der Sitte, mit dem Blute der Menschen, mit der Seele der Nationen gespielt werden kann.

Aber die Zeit reift, und es wird ein Tag kommen, wo Völker und Herrscher nicht mehr begreifen werden, wie, was heute geschieht, von den Handelnden nur zu denken gewagt werden durfte.

3.

Und die Völker selbst? —

O wie sieht da das Bild von der Höhe unseres „Schau-ins-Land" so wunderbar aus!

In Frankreich wählt die Masse Anhänger des neuen Kaiserthums in die gesetzgebenden Versammlungen und in die Generalräthe; in Belgien wählt sie Anhänger der katholischen Partei; in Oesterreich wählt das Chaos chaotisch durcheinander; in Preußen zersplittern sich die Freunde der Einheit am Tage vor der Wahl, löst das Volk der freengesonnenen Herrschermacht gegenüber sich in seine Atome auf.

Die Forderung des Papstes, sich durch ein Dogma der Kirche für unfehlbar erklären zu lassen, ist gegenüber der Bildung des Jahrhunderts ein offener Hohn der ganzen katholischen Welt in's Angesicht geschleudert. Man hat diese Forderung während achtzehnhundert Jahren, oder wenigstens während tausend Jahren, daß sie zum ersten Mal auftauchte, nicht zu stellen gewagt. Und warum nicht? Weil zu viel Bildung in der katholischen Kirche, im katholischen Volke war und man den Widerstand des gebildeten Theiles der ganzen katholischen Geistlichkeit, der ganzen katholischen Welt herauszufordern sich scheute. Heute fürchtet man dies nicht mehr; und zwar einfach, weil die Zahl der Gebildeten in der katholischen Kirche verhältnißmäßig sehr gering geworden ist und alle Tage geringer zu werden scheint. Die geringe Zahl hat auch redlich ihre Pflicht gethan, in Bonn, in München, in Koblenzen, in Schiessen Widerspruch eingelegt. Aber die Zahl der Gebildeten und Widersprechenden ist eben im Verhältniß zur Masse sehr gering gewesen und gering geblieben; die Masse ist gedankenlos, ohne alle Bildung, dem Anstoße ihrer meist kaum höher gebildeten Führer willenlos preisgegeben. Die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes wird die Erklärung der Bildungsarmuth der katholischen Kirche, wird das ausgesprochenste Armuthszeugniß der Römlinge in allen Welttheilen sein. An dem Tage, wo dieß Dogma ausgesprochen wird, bricht die letzte geistige Stütze des römischen Katholizismus zusammen; von dem Tage an wird nur noch gedankenlose Geistesarmuth die Kirche füllen, und jeder Lichtstrahl der Bildung, der in die Kirche fällt, sie leeren, der diesen und jenen Kopf eines Katholiken erleuchtet, ihn aus der Kirche hinausstreiben. Luther hat Etwas gethan, Pius IX. unendlich mehr, um Rom zu Grunde zu richten.

Vom „Schau-ins-Land" herab liegt in den Thalen, die uns unten im Gewirre des Lebens überstürzen und mit fortzureißen drohen, ein höherer Gedanke, eine Zukunftshoffnung. Der „unfehlbare Papst" wird der alten Kirche den Gnadenstoß geben; aber nicht nur der

Digitized by Google

alten Kirche, sondern auch dem mit dem Absolutismus des Papstthums aufgekommenen Absolutismus im Staate. Der über der Kirche, dem Volke der Kirche, der über dem Staate, dem Volke der Gemeinde stehende Herrschergedanke, auch er spielt im „unsehlbaren Papste" seine letzte tragische Rolle auf dem Schreckensthron. Wie werden sehen, daß auch dieser letzte Einfall das Spiel nicht ändern, die Zeit nicht zur Umkehr treiben wird.

Die Völker wirbeln heute wirr durch einander. So war es stets am Vorabende großer, neuer Zeiten. Jeder hat das Gefühl, daß ihm die rechte Lösung des Tages fehlt. Der Tag aber wird kommen, wo ein Berufener sie aussprechen wird. Und dann werden die Massen der Denkenden sich schaaren und gemeinsam zu Einem Ziele hinstreben. Als Christus auftrat, herrschte chaotische Verwirrung in allen Geistern; als Luther die Losung brachte, waltete wirrer, gesetz- und ordnungsloser Kampf nach allen Richtungen hin. Am Tage nachher ordneten sich die Menschen in Reihe und Glied zum Kampfe für das ausgesprochene Wort Christi: Liebe, das ausgesprochene Wort Luthers: Freiheit!

Die Losung der Zukunft, sie wird in einer Vereinigung der beiden Losungsworte des Christenthums: Liebe und Freiheit liegen.

4.

Die wunderbarste Bürgschaft des Fortschrittes in der Weltgeschichte liegt in der Ohnmacht der Organisation, der staatlichen, der kirchlichen, der gesellschaftlichen, gegenüber der Allmacht des Gedankens des Einzelgeistes. Als Christus auftrat, war die römische Welt ein so festes, geschlossenes Ganzes, daß es als daurer Unsinn erscheinen mußte, diese Organisation bekämpfen zu wollen. Als Luther sich erhob, war das Papstthum eben gtorreich aus dem furchtbaren Kampfe gegen den Kaiserthum hervorgegangen. Als die Denker der Neuzeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Schranken traten, war der Jesuitismus eine Macht sonder gleichen über die ganze Welt verbreitet. Das Wort des Einzelnen, der Gedanke, der Geist hat die organisirte Allmacht zu allen Zeiten gesprengt, so oft diese jenem den Weg versperren zu können hoffte.

Die Träger dieses Gedankens waren arme, schwache, gebrechliche, leicht besiegbare, widerstandslos niedergeworfene Menschen, oft kaum des Redens werthe Opfer der Macht. Jahrhunderte hat es gedauert, ehe der Name Christus nur in den Werken der herrschenden Welt genannt wurde. Arme Märtyrer, schwache Weiber, unmündige Kinder waren seine Hilfstruppen. Und wo Einer die Seele unter Martyrschmerzen, auf dem Scheiterhaufen, am Galgen oder am Kreuze aushauchte, gewann das Christenthum eine Schlacht, einen Sieg, dessen Tragweite alle Siege der mächtigsten Sieges- und Kriegsheiden aller Zeiten überbot.

Solche Opfer, solche arme, schwache, zertretene, zerrissene, verstümmelte, den wilden Thieren vorgeworfene, Menschen sind die festen Pfeiler der bessern Zeiten zu allen Zeiten gewesen.

Für uns ist es ein Trost, daß auch unsere Zeit solche Opfer des neuen Zeitgeistes, des Geistes der Liebe und Freiheit, des Geistes, der seinem Losungsworte entgegenwächst, entgegenlebt, aufzuweisen hat. Als in diesen Tagen die Prinzen des Hauses Orleans in Frankreich ihr Vaterland, d. h. in der That ihre Macht und ihren Reichthum in Frankreich zurückforderten, da hörten wir als Antwort einen Klageruf im Namen von sechzig, siebzig tausend Verbannten, die der Cäsar an der Seine nach Cayenne und nach Afrika in's „Elend" hatte schicken müssen, um seinen neuen, in Blut gegründeten, auf „Elend" und Verbannung gestützten Thron zeitweilig festzustellen.

Siebzigtausend Verbannte! Wie viele Seufzer, wie viele Flüche, wie viele Gebete da zum Himmel hinaufgeflogen sind! Es mag aus ihnen sich die Wolke bilden, die einst Blitze herabschicken wird.

Siebzigtausend Blut- und Elendzeugen einer bessern Zukunft!

Und wer will da zweifeln?

Einer dieser Zeugen aber wurde dieser Tage begraben. Arnaud Barbes wird dereinst seinen Geschichtsschreiber finden, und die Geschichte dieses einen Blut- und Elend-Zeugen der bessern Zukunft wird ein Musterbild für zukunftige Jahrhunderte sein. Wir wohnten der Sitzung des Pairshofes im Palais Luxembourg bei, als Barbes zum erstenmale vor Gericht stand und verurtheilt wurde. Er war einer der ersten, der laut und offen, einfach, fest und doch bescheiden, in edler Weise, in schöner Sprache dem Todesurtheil, das über ihm schwebte, zum Trotze, sein republikanisches Glaubensbetenntniß aussprach. Er war damals der schönsten Männer Einer, die wir je gesehen hatten, ein mildrer Christuskopf. Er war liebevoll und hochgebildet; geliebt und reich, kam er in die höchsten Kreise der Gesellschaft von Paris als der Liebling Aller. Er opferte Alles; und ein gutes Viertheil seines Lebens büßte er dann stille, schweigsam, ohne Seufzer, ergeben, edel und groß im Elend seinen offen ausgesprochenen Glauben an die Republik. Als nun endlich die Republik 1848 einen Augenblick den Sieg davon trug, sahen wir ihn im Triumphzuge durch die Straßen von Paris führen, nachdem er zum Gouvernour jenes Palais de Luxembourg ernannt war, in dem ihm einst sein Todesurtheil gesprochen wurde. Er war noch schön, wie Wenige, aber grau, alt, gebrochen, das Elend stand auf Stirne und Wange geschrieben. Aber ganz Paris, ganz Frankreich, Millionen riefen ihm in den gedrängten Straßen, auf den überfüllten Boulevards ihr Hoch zu. Und er war so ruhig, so anspruchslos selbstbewußt dem Millionenjubel gegenüber, wie einst gegenüber dem Richter der Pairskammer, der sein Verdammungsurtheil sprach. Aber es dauerte nur Wochen und der unbesiegliche Republikaner stand dem Napoleoniden, der seinen Kaiserthron aufbaute, gegenüber. Er war einer der Ersten, der beseitigt sein mußte; man kannte ihn und wußte ihn zum Untergange fortzureißen. Und wieder ein Viertelmenschenalter verbrachte er dann im „Elend" des Gefängnisses und der Verdammung. Jedes Wort, jeder Gedanke während dieser langen Elendszeit galt der Liebe zum Volke, der Freiheit der Völker. Nur selten drang Eines dieser Worte an die Oeffentlichkeit, denn er war kein Redner, kein Schriftsteller, sondern eben nur ein Blutzeuge der Zukunft. Aber jedes seiner Worte, das aus seinem Kerker, seiner Verbannung, aus seiner Arbeits- und Andacht seiner Krankenstube in die Welt gelangte, ist ein Edelstein in der Krone seines Martyrthums.

Und solche Märtyrer gewinnen die großen, unblutigen Schlachten der Zukunft, weil sie kein anderes Opfer, als ihr eigenes verlangen.

Sein Andenken wird länger währen, als das vieler Gewaltigen und Mächtigen des Tages. —

5.

Und wenn Du, lieber Leser, so mit mir von unserem „Schauins-Land" herab dem edeln Todten an seinem kaum zugedeckten Grabe die letzte Ehre erzeigt hast, dann blicke hinüber zu jenem Riesengrabe, das vor ein paar Tagen die Vertreter dreier Völker umstanden. Hier hatten sie gelaupft, hier sich mit blinder Wuth niedergemetzelt. Jetzt schlossen sie auf dieser Stelle einen Freundschaftsbund.

In der That eine Feier des Jahrhunderts würdig! — wenn — —

Nun, was soll das „wenn" hier? Wenn — in diesem Bündnisse über den Gräbern von Solferino nicht eine Aussaat neuer Drachenzähne, ein Gistkern neuer Kriege ausgeworfen worden ist.

Gesiegt hat bei Solferino nur Einer, Napoleon. Italien trägt noch heute und wird noch lange tragen die Fesseln, die ihm dort an Arm und Fuß gelegt wurden. Und diese Fesseln hörten wir klingen, als die offiziellen Vertreter der drei Völker sich über den Gräbern der Geopferten die Hände reichten.

Aber dennoch freuen wir uns des Bundes, der über den Gräbern geschlossen wurde. Die Völker sollen Sorge tragen, daß ihre Lenker diesen Bund nicht zu einem Fürstenbunde gegen andere Fürsten und Völker umgestalten können, sollen mit Bewußtsein und Entschlossenheit sie zwingen, ihn zu einem Ausgangspunkt eines allgemeinen Völkerbundes zu erheben.

Dazu würden die Geister der Gefallenen ein heiliges Amen herabsenden.

Wir aber hoffen, daß trotz des dunkeln Treibens derer, die vom Völkerzwiste leben, aus den Gräbern von Solferino, aus den Gräbern aller Schlachtfelder Europa's, endlich ein Geist aufsteige, der da walte:

Heil dem Völkerbunde in Liebe und Freiheit
für alle Völker!

Digitized by Google

Aus allen Welttheilen.

Aller und Urenkel.

Mit Originalbild von H. v. Freilschwerdt S. 61.

Der Ururer sprach: „du hast's gewollt —
Erdbick' im dritten Glied
Dein Haus als Frist von Eichenholz,
Ob er dir ähnlich sieht."

Der Ritter sprach: „pop Wetterschein!
Umsonst der Liebe Müh'!
Nicht Brust, nicht Arm, nicht Bauch, nicht Bein,
Nicht Waden und nicht Knie'!"

Der Ururer sprach: „mein Ahnherr, still!
Sei stolz auf unsren Fritz!
Was uns an Waden mangeln will,
Ersetzen wir durch Witz."

Das Kepler-Denkmal ist in der Astronomen Heimath Weil der Stadt (Eisenbahnstation zwischen Stuttgart und Calw) am 24. Juni feierlich enthüllt worden. Kerling in Nürnberg ist der Schöpfer des Monuments; in Erz gegossen wurde es ebendaselbst bei den Gebrüder Lenz u. Herold. Auf einem Unterbau von Sandstein ist Kepler in doppelter Lebensgröße sitzend dargestellt. Er trägt sich, in einen großlatzigen Talar gehüllt, an einem neben ihm stehenden Himmelsglobus und blickt erhobenen Hauptes zum Firmamente. Seine linke hält ein Pergament mit mathematischen Figuren, die Rechte einen Zirkel. Die vier Nischen des Unterbaues behausen die beinahe lebensgroßen Statuen der Astronomen Copernicus und Tycho de Brahe, des Mathematikers Michael Mästlin und des Mechanikers Jobst Bürgi. Der Reliefs zwischen den Pfeilern zeigen vorderseits Urania, die Muse der Sternkunde, im Weltraum schwebend und die Entfernung der Gestirne abmessend; hinterseits Kepler in der Werkstatt seines Freundes Bürgi, wie er diesem durch ein eben fertig gewordenes Fernrohr die Wunder des Himmels zeigt; die beiden andern Schildern, wie Kepler als Knabe durch Mästlin auf der Universität Tübingen in Mathematik und Astronomie unterrichtet wird, und wie Tycho de Brahe und Kepler Beide vom Kaiser Rudolf II. in ihren Studierzimmern zu Prag mit einander disputiren und dabei vom Kaiser besucht werden.

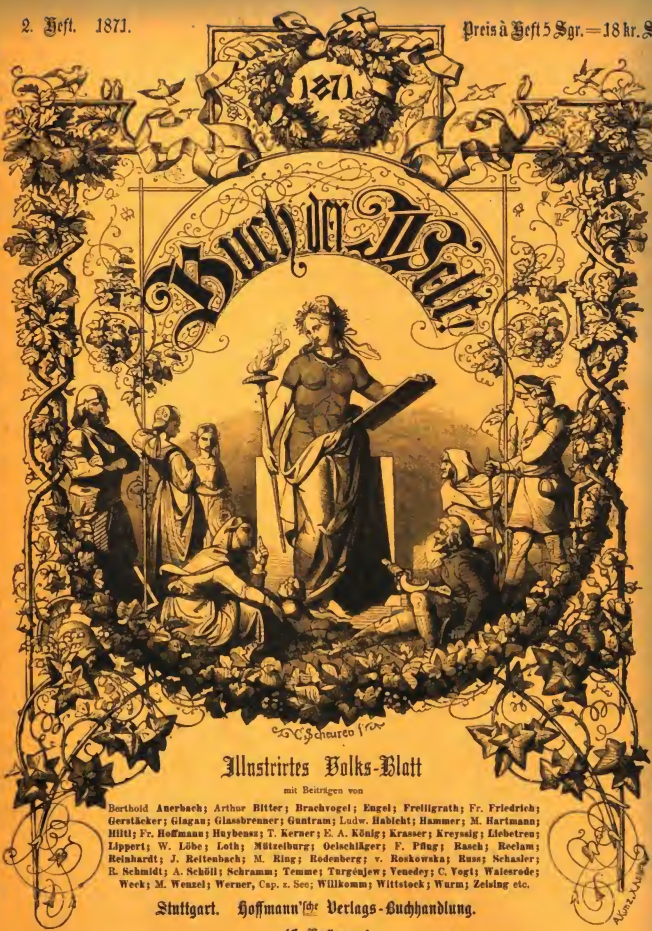
Aus der Unterwelt. Das subterrane Eisenbahnzug, welches die Stadttheile London unter einander verbindet, ist in der Pfingstwoche 1870 von 1,043,986 Personen benützt worden.

Europäischer Südfrüchte gehen massenhaft nach New-York. Zwölf große Dampfer werden dazu verwendet, welche vom November bis Mai allwöchentlich 86,000 Kisten Apfelsinen und Limonen über den atlantischen Ocean befördern, hauptsächlich aus Neapel, Messina und Palermo. Apfelsinen kosten jetzt in Messina 2 Dall. pr. Kiste, in New-York 5 Dall. 50; die Zitronenkisten gehen 13 Stück für 25 Cents, so daß der Preisunterschied für New-Yorf und die Mittelmeerhäfen sehr unbedeutend ist.

Ein Künstlerdrief. Der französische Maler Gustave Courbet, von der Münchner Ausstellung her als Realist bekannt, hat an den Kunstmäzen Richard folgenden Brief gerichtet: „Herr Minister! Bei meinem Freunde Jules Dupré in Isle-Adam habe ich erfahren, daß im „Journal officiel" ein Decret erschienen ist, welches mich zum Mitgliede der Ehrenlegion ernennt. Diese Decret, welches meinen Ansichten und Ansprüchen als Künstler und von Künstlern und über Aesthetiet mir hätten entgegen sollen, ist ohne meine Zustimmung erlassen worden und Sie, Herr Minister, sind es, der die Initiative dazu ergreifen zu sollen glaubte. Fürchten Sie nicht, daß ich die Gefühle verkenne, welche Sie hierbei geleitet haben. Sie gelangten zu dem Kunst-Ministerium nach einer verderblichen Verwaltung, welche es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, die Kunst in unserem Lande zu tödten, und der dies mit Hülfe von Corruption und Vergewaltigung auch gelungen wäre, wenn sich nicht hier und da einige wackere Männer gefunden hätten, die ihr die Spitze boten, und so wollten Sie Ihren Amtsantritt mit einer Maßregel bezeichnen, die einige Genugthuung gewährt. Sie haben Ihr Unternehmen blinden sollte. Ein solches Verfahren gereicht Ihnen zur Ehre, Herr Minister; aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es an meiner Haltung und meinen Entschließungen nichts ändern kann. Meine Ansichten als Bürger verbieten mir, eine Auszeichnung anzunehmen, welche meinerseits der monarchischen Ordnung angehört. Diese Decoration der Ehrenlegion, welche Sie in meiner Abwesenheit für mich ausdenungen haben, meine Principien weisen sie zurück. Zu seiner Zeit, in seinem Falle und unter seinem Vorwand hätte ich sie angenommen; heute will weniger werde ich es jetzt thun, wo der Verrath sich allgemeinen verwerflichst und das menschliche Gewissen von so vielen eigennützigen Widerrufen betrübt wird. Die Ehre liegt weder in einem Ziel noch in einem Bande, sondern in den Handlungen und den Beweggründen der Handlungen; Achtung vor sich selbst und seinen Ideen bilden ihren größten Theil. Ich setze meine Ehre darein, den Grundsätzen meines ganzen Lebens treu zu bleiben: wenn ich solgenmaßichtig würde, so ließe ich für ein äußeres Zeichen der Ehre die Ehre selbst im Stich. Mein Gefühl als Künstler verbietet mir nicht weniger, eine Auszeichnung anzunehmen, welche mir von der Hand des Staates ocroyirt wird. Der Staat ist nicht competent in Kunstsachen. Niemand er es unternimmt zu behaupten, sie muß er sich das Recht an, welches dem öffentlichen Geschmacke zusteht. Seine Einmischung ist eine demoralisirende, verderbliß für den Künstler, den sie über seinen eigenen Werth täuscht, verderblich für die Kunst, die sie in die Schranken des officiellen Beifallsfalles verbannt und zu der unfruchtbarsten Mittelmäßigkeit verurtheilt. Die Wirksamkeit des Staates bestände darin, daß er sich enthielte. Erst wenn er uns ganz frei lassen wird, wird er alle seine Pflichten gegen uns erfüllt haben. Gestatten Sie mir also, Herr Minister, die Ehre, welche Sie mir erwiesen zu haben glauben, abzulehnen. Ich zähle 50 Jahre und habe immer in Freiheit gelebt. Lassen Sie mich mein Dasein auch in Freiheit beschließen. Nach meinem Tode soll von mir gesagt werden: Dieser gehörte keinen Schule, keiner Kirche, keiner Staatsleiterschaft, keiner Akademie und namentlich keinem Regime, als dem der Freiheit an. Genehmigen Sie, Herr Minister, mit dem Ausdruck der Ihnen schon kundgegebenen Gesinnungen die Versicherung meiner Hochachtung."

Die Opfer der Bleiweißfabriken in Italien sind höchst beklagenswerth. In vielen Fabriken, die theils der Regierung, theils Privaten gehören, wird gegen ein Taglohn von höchstens 1 Franken 25 Cent. neun Stunden gearbeitet. Und diese ganze Zeit athmen die Arbeiter ein Gift ein, welches unfehlbar den Tod bringt. Das klug aber dem Fabrikanten, wenn er nur reich wird, an dem Tod einiger Tausend Proletarier! Der Arbeiter, der gesund und blühend in eine Bleiweißfabrik eintritt, verliert nach kurzer Zeit die Haare, dann die Zähne, seine Lippen werden violett und weiß, dann geht er auf einige Tage ins Hospital, wenn er Platz findet, und dann — findet der Chirurg, der den Leichnam seziert, daß er der einen Hälfte seiner Eingeweiden Oeffnungen die Verschier

2. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.



Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold **Auerbach**; Arthur **Bitter**; **Brachvogel**; **Engel**; **Freiligrath**; Fr. **Friedrich**; **Gerstäcker**; **Glagau**; **Glassbrenner**; **Guntram**; Ludw. **Habicht**; **Hammer**; M. **Hartmann**; **Hillt**; Fr. **Hoffmann**; **Huybens**; T. **Kerner**; E. A. **Königs**; **Krasser**; **Kreysig**; **Liebetrau**; **Lippert**; W. **Löhe**; **Loth**; **Mützelburg**; **Oelschläger**; F. **Pfau**; **Rasch**; **Reclam**; **Reinhardt**; J. **Reitenbach**; M. **Ring**; **Rodenberg**; v. **Roskowska**; **Russ**; **Schasler**; R. **Schmidt**; A. **Schöll**; **Schramm**; **Temme**; **Turgénjew**; **Venedey**; C. **Vogt**; **Walesrode**; **Weck**; M. **Wenzel**; **Werner**, Cap. z. See; **Willkomm**; **Wittstock**; **Wurm**; **Zeising** etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(C. Hoffmann.)

Alle Buchhandlungen, Expeditionen etc., Postanstalten etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern ohne Preiserhöhung.

Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden; jedes Heft wird einzeln bezahlt. Eine Gratis-Stahlstichprämie wird nicht gewährt.

Inhalt des zweiten Heftes.

	Seite
Eine Brautwerbung Büchner's. Von Max Wenzel . . . . . 65. 81.	99
Am Chron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl (Forts.) . . . . . 67. 86.	107
Alte Geschichten aus Westpreußen und Hinterpommern. Von Karl Ruß. 1. Die Einnahme von Paris	71
Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's: 2. Die Leiden der afrikanischen Steppe. Von Gustav Rasch	74
„ „ „ 3. Die Odyssee eines französischen Priesters „	97
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew (Forts.) . . . . . 76. 83.	103
Der Vogelfreund im Luisenstädter-Garten. Von Dr. A. Wilistock in Paris	79
Ein möblirtes Zimmer für zwei Herren. Humoreske von Adolf Glasbrenner mit Illustrationen	90
Schau in's Land. II. Von Jakob Venedey	100
Die jetzige Physiognomie Berlins. Skizze von C. F. Liebetreu	111
Aus allen Welttheilen: Eine Partie Piquet. Mit Original-Zeichnung von W. Simmler. Unsere Vorfahren — Menschenfresser. Was die Engländer anfingen, um den Tasmanieren Gesetze mitzutheilen. Dichter und Ebelleute. Literatur Seite 80. — Napoleon's Flucht aus Rußland, mit Originalbild von Faber du Faur. Moderner Schwindel. Polnische Denkmale in Rappersdwyl. Die Kleinheit der Insekten. Der junge Adel Roms. Der Mörder und die Uhr. Malachit-Waaren. Brieftagen. Oranienbaum. Korrespondenzkarten, Seite 96. — Albrecht v. Gräfe mit Porträt. Ein Soldatenreinfall. Scene aus dem 30jährigen Kriege von Eberle. Puritaner auf Feldwache, mit Original-Zeichnung v. n W. Camphausen. Frankreichs Volkszahl Seite 112.	

Aeltere Jahrgänge zu **bedeutend herabgesetzten Preisen:**

1) **Buch der Welt,** 1843. 44. 45. 46. 47. 48. 53. 54. 55. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67 u. 68. Ladenpreis pro Jahrgang 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl., jetzt **herabgesetzt** auf 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr. C.

2) **Freya,** illustrirte Blätter für die gebildete Welt, jeder Jahrgang mit 48 Bogen Text, ca. 150 Holzschnitten, 18 Kunstblättern in Stahlstich und Farbendruck. Jahrgänge 1866 und 67, früherer Ladenpreis pr. Jahrgang: 3 Thlr. = 4 fl. 48 kr., jetzt **herabgesetzt** auf 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr. pr. Jahrgang.

Prämien werden bei beiden obigen Journalen bei herabgesetztem Preise nicht gegeben, doch stehen solche in Auswahl à 17½ Sgr. = 1 fl. zu Diensten

3) Journal illustré des Familles. (Passend als Lesebuch für junge Mädchen und zu Geschenken in Instituten). 2 Bände. Ladenpreis à Band 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. südd., **herabgesetzt** auf à Band 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr. südd.

Einbände (jeder Jahrgang bildet 1 Band) werden zum Selbstkostenpreise berechnet, in brauner Leinwand à 9½ Sgr. = 33 kr. südd., in rother Leinwand à 11½ Sgr. = 41 kr. südd.

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Catull's ausgewählte Gedichte.

In den Versmaßen der Urschrift,
von
Friedrich Pressel.

Vollständig in 3 Lieferungen. 9 Sgr. = 27 kr.

Lief. 1. Einleitung. Mitiades. Themistokles. Aristides. Pausanias. Cimon. Lysander. Alcibiades, Kap. 1 bis 9.
„ 2. Alcibiades, Kap. 10 bis Schluß. Thrasybulus. Conon. Dion. Timotheus. Chabrias. Iphikrates. Timotheus. Datames. Epaminondas. Pelopidas. Agesilaus, Kap. 1.
„ 3. Agesilaus, Kap. 2 bis Schluß. Eumenes. Phocion. Timoleon. Von den Königen. Hamilcar. Hannibal. M. Portius Cato. Atticus. Bruchstücke.

Anakreon

und die sogenannten Anakreontischen Lieder.

Revision und Ergänzung der
J. Fr. Degen'schen Uebersetzung
mit Erklärungen von
Eduard Mörike.

Vollständig in 3 Lieferungen. 9 Sgr. = 27 kr.

Lieferung 1. Einleitung und Gedichte bis Seite 48.
„ 2. Gedichte und Anmerkungen S. 49 bis 96.
„ 3. Gedichte und Anmerkungen S. 97 bis Schluß.

Arrian's Werke

von
C. Cleß.

Vollständig in 13 Lieferungen. 1 Thlr. 9 Sgr. = 1 fl. 57. kr.

Lief. 1. Anabasis oder Feldzüge Alexanders, Buch 1, Kap. 1 bis 29 Anf.
„ 2. Anabasis, Buch 1, Kap. 29 Schl. und Buch 2 u. 3, Kap. 1 u. 2.
„ 3. Anabasis, Buch 3, Kap. 3 bis Schluß und Buch 4, Kap. 1 bis 4.
„ 4. Anabasis, Buch 4, Kap. 5 bis Schluß u. Anmerkungen zu Buch 1, Kap. 1 bis 4.
„ 5. Anabasis, Anmerkungen zu Buch 1, Kap. 5 bis Schluß und zu Buch 2 und 3, Kap. 1 bis 4.
„ 6. Anabasis, Anmerkungen zu Buch 3, Kap. 5 bis Schl. u. zu Buch 4.
„ 7. Anabasis, Buch 5 und 6, Kap. 1 und 2.
„ 8. Anabasis, Buch 6, Kap. 3 bis Schluß und Buch 7, Kap. 1 bis 4.
„ 9. Anabasis, Buch 7, Kap. 5 bis Schluß und Anmerkungen zu Buch 5, Kap. 1 bis 22.
„ 10. Anabasis, Anmerkungen zu Buch 5, Kap. 23 bis Schluß und zu Buch 6 und 7.
„ 11. Indische Nachrichten, Kapitel 1 bis 35.
„ 12. Indische Nachrichten, Kap. 36 bis Schluß und Anmerkungen zu Kap. 1 bis 22.
„ 13. Indische Nachrichten, Anmerkungen zu Kap. 23 bis Schluß. Geschichtliche Bruchstücke und Leben und Charakteristik Arrian's.

Curtius Rufus, Quintus,

Von den Thaten Alexanders des Großen,
von
Johannes Siebelis.

Vollständig in 9 Lieferungen. 27 Sgr. = 1 fl. 21 kr
(Buch 1 und 2 sind verloren.)

Lief. 1. Einleitung und Buch 3, Kap. 1 bis 29.
„ 2. Buch 3, Kap. 30 bis Schluß und Buch 4, Kap. 1 bis 30.
„ 3. Buch 4, Kap. 40 bis Schluß und Buch 5, Kap. 1 bis 16.
„ 4. Buch 5, Kap. 17 bis Schluß und Buch 6, Kap. 1 bis 11.
„ 5. Buch 6, Kap. 12 bis Schluß und Buch 7, Kap. 1 bis 14.
„ 6. Buch 7, Kap. 15 bis Schluß und Buch 8, Kap. 1 bis 14.
„ 7. Buch 8, Kap. 15 bis Schluß.
„ 8. Buch 9 und 10, Kap. 1 bis 4.
„ 9. Buch 10, Kap. 5 bis Schluß.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach, A. Bitter: Brachvogel; C. Bunneberg; F. Engel; F. Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; L. Glaßbrenner; L. Gunkrom; Ludwig Habicht; G. Hammer; Franz Hoffmann; M. Hartmann; O. Hiltl; M. Hundrieb; T. Kerner; Th. Ang. König; Fr. Kraffert; F. Kreutzig; C. F. Liebetrau; P. Lippert; W. Löbe; W. Lorck; L. Mühlbach; H. Oelschläger; Fred. Pfau; O. Rank; L. Retlam; C. Reinhard; John Reitenbach; Max Ring; J. Rodenberg; v. Rodenwaldt; K. Ruß; Max Schaller; R. Schmidt; A. Schell; H. Schramm; J. D. H. Temme; J. Trojanjew; J. Venedey; Carl Vogt; L. Waldeyer; G. Weck; Max Wenzel; Werner, Capitain zur See; E. Willkomm; K. Wittstock; W. Wurm; A. Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 5. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

. . Was ist hier? — — —
. . . Ein Bettelorden! — — —
Kaufmann von Venedig Act II. Sc. 2.

I.

Es ist ein ziemlich kleines, in dem Dämmerlicht eines trüben Herbstnachmittags des Jahres 1774 fast unbehaglich aussehendes Gemach, in welches ich dich führe, geneigter Leser.

Nicht so unbehaglich jedoch scheinen es die drei jungen Offiziere in der Uniform des tapfern Regiments der Belling-Husaren zu finden, welche, in bequemster Haltung auf den einfachen Lehnstühlen sitzend, in lustigen Plaudereien sich ergehen. Vor jeder der jungen, kräftigen Gestalten steht ein ziemlich umfangreiches Humpen Rothwein, welchen der Eine derselben, dessen große blaue Augen von Lebenskraft und Frohsinn blitzen, stets aus einer Anzahl Flaschen zu füllen sich beeifert, von denen nicht wenige bereits geleert vor ihnen stehen.

„Nun, wie schmeckt dir der Burgunder, lieber Rudorff?“ sagte der schon Gewähnte, welcher den Wirth zu machen schien, den neben ihm sitzenden Kameraden, welcher eben das gefüllte, dunkelglühende Glas prüfend vor's Auge hielt. —

„Recht billig,“ scherzte Jener, eine große, hagere Gestalt mit langem, dunklem Schnurrbart, „aber es war auch ein Leichtsinn von Tresckow, gegen dich, den besten Reiter weit und breit, die Wette einzugehen.“

„Wenn ich es nicht gesehen hätte,“ meinte der dritte, mit dem Namen Tresckow Bezeichnete, eine kleine untersetzte Figur, mit lustigen Augen, die fortwährend zu lachen schienen; „ich würde es kaum für möglich halten; ein kapitaler Sprung! Gute fünf Fuß, feste Barriere, das macht unserm Blücher so leicht Keiner nach.“

„Und noch dazu auf dem beinahe fremden Pferde,“ fuhr Rudorff fort. „Hätte ich das in meiner Fuchsstute geahnt, du hättest sie wahrhaftig nicht so billig bekommen.“ —

Während Jene über die gewonnene Wette plaudern und dazu in dem durch das Zwielicht des Herbsttages nur noch spärlich erhellten Zimmer den erweiterten Wein schlürfen, haben wir Zeit, uns genauer darin umzusehen.

Dem dunkeln und höchst einfach möblirten Raum sehen wir es an, daß seine Insassen nicht gerade leidenschaftlich viel auf eine bequeme Häuslichkeit geben. Mehrere große Polsterstühle, ein breiter Eichentisch, von dem die dunkle Decke entfernt ist, um dem theilweise schon geleerten Flaschenkorbe Platz zu machen, ein großer Schrank, der, halb geöffnet, verschiedene Uniformstücke als Inhalt zeigt, ein Schreibtisch mit unendlich vielen Fächern, bilden nebst den oben in eine künstliche Rose zusammengeflochtenen Gardinen die Ausstattung des Wohnzimmers des Lieutenants. Doch wir haben einen Hauptschmuck desselben vergessen. Die ganze den Fenstern gegenüberliegende Wand ist mit Reitzeug, mit neuen und auch älteren, sosibaern Sätteln, mit Waffen aller Art bedeckt. Neben dem Dienstpallasch hängt ein schön verzierter Damascener eines Pascha, zwischen zwei stark mit Silber beschlagenen Pistolen vom alten Meister Ernesse aus Paris funkelt die graue Klinge eines damals so seltenen Patagan, dessen Scheide verloren gegangen. Und wenn man die Insassen des Zimmers ansah, so mußte man wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß sie in jenen Sätteln zu Hause waren, daß sie es wohl verstanden, jene prächtigen Waffen auch gar kräftig zu führen; namentlich mußte man das von dem Wirthe, dessen schlanke, kräftige Figur, durch die knappe Husarenuniform noch mehr hervorgehoben, dessen kühn und hell über der mächtigen Adlernase blickendes Auge den muthigen, vor Nichts zurückschreckenden Soldaten anzeigten. —

Das Gespräch der drei Kameraden, welches nach jeder geleerten Flasche munterer geworden war, wurde plötzlich unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und in dienstlicher Haltung, den Hut mit Kotzpk auf dem Kopfe, den Säbel dicht herangezogen, trat ein Unteroffizier der Schwadron in's Zimmer.

„Was bringen Sie, Werner?“ fragte Blücher den an ihn Herantretenden.

Der Unteroffizier, eine derbe, breite Gestalt, dessen trübselige Miene auf dem gebräunten, vollen Gesicht mit dem starken, blonden Schnurrbart eigenthümlich sich ausnahm, machte seine dienstliche Mel-

dung. Eben war er im Begriff, mit kurzer Achtwendung zu gehen, als ihn ein Wink seines Vorgesetzten zurückrief, der ihm ein großes Glas Wein vollschenkte und dann hinreichte.

„Aber, zum Teufel! was ist dir denn, Werner?“ unterbrach er sich plötzlich, als Jener zögerte, das Glas zu nehmen. — „Wie siehst du aus, Teufelskerl, was ist dir passirt? Der flottste Junge in der Schwadron mit dieser Jammermiene!“ —

„Ach, Herr Lieutenant,“ erwiederte dieser, nachdem er das dargebotene Glas genommen und hastig geleert hatte, „das ist eine schlimme Geschichte, die mir passirt ist und die mich wahrhaftig schon ganz elend gemacht hat.“ —

„Nun, nun,“ versetzte Schlücher tröstend, „so schlimm wird es wohl nicht gleich werden. Da, hier stärke dich, und dann erzähle, was dir fehlt, vielleicht kann ich dir helfen.“

Der Unteroffizier, dem offenbar das zweite ihm gereichte Glas, welches er, wie das erste, mit einem Schluck herunterkippte, Muth gemacht, begann:

„Es gibt Zeiten, Herr Lieutenant, wo auch 'mal eine alte Ratte gefangen wird, und — mit einem Wort — aber Sie dürfen mich nicht auslachen — ich bin verliebt!“

Trotz der schüchtern vorgebrachten Bitte brachen die drei Lieutenants, die mit Verwunderung der Einleitung zugehört hatten, in ein unbändiges Gelächter aus.

„Du verliebt!“ erwiederte rohlich Blücher, der sich zuerst gefaßt hatte; „nun, ich meine, das ist du oft gewesen; wenn ich denke auf unsern Märschen und in den Kantonnements, da war's ja ordentlich, als wenn dir die Mädel nachliefen; aber dazu macht man doch nicht eine solche trübselige Miene, wie du sie aufsetzest; oder bist du einmal, was ich kaum glauben mag, abgeblitzt?“ —

„Halten zu Gnaden, Herr Lieutenant, das ist es ja eben, was ich sagen wollte,“ erwiederte Werner, indem er sich mit der Hand über das bei jenen Worten sich noch dunkler färbende Gesicht strich, so daß die sonst so martialisch emporgestrichenen Bartspitzen ordentlich melancholisch herabhingen; „bin'smal ein ich ernstlich verliebt, auf eine Art, wie nie vorher. Ja früher, da lachte ich die Andern aus, wir machte blos meine flinke Stute, die Rezia, und das flotte Reiten und Fechten Plaisir, aber nun,“ — fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, — „wenn ich mein Mädel, die Lina, nicht kriege, dann ist's mit mir aus.“ —

„Nun,“ versetzte Werner begütigend, „nur nicht gleich den Muth verlorren! Hat sich jemals ein Husar durch Hindernisse abschrecken lassen? — Doch erzähle nur weiter. — Wer ist denn deine Schöne, und warum will sie Nichts von einem so flotten Kerl wie Du, der es nächstens zum Wachtmeister bringt, wissen?“ —

„Ach!“ erwiederte Jener, dem die Aussicht auf den Wachtmeister augenscheinlich schmeichelte, „Lina möchte mich schon nehmen, aber der Vater, der geizige alte Kerl, will Nichts von der Sache wissen. — Doch ich muß Ihnen, wenn Sie mir helfen wollen, wohl die ganze Geschichte erzählen. —

„Vor einem Jahre war zur Feier des Geburtstages unsers allergnädigsten Königs, wie alle Jahre, Abends Tanzvergnügen für die Schwadron. Wir waren eben hieher in Garnison gekommen und ich kannte noch Niemand hier aus der Stadt. Da sah ich dort ein Mädchen, so süßlich und fein wie keine Andere im Saal, die mir ausnehmend gefiel; ich tanzte mit ihr fast den ganzen Abend, da sie auch wenig Bekannte hatte, und als ich sie zuletzt mit ihrer Tante nach Hause brachte, — denn die Mutter ist schon todt, — da drückte sie mir zum Abschiede die Hand, und da wußte ich, daß ich ihr auch recht war. Fast täglich sah ich sie am Fenster sitzen, wenn ich zum Dienst ging; — ich mußte jedesmal dort vorbei. — Immer war sie fleißig entweder mit Nähen oder bei ihren jüngern Geschwistern; da dachte ich zuerst daran, das würde eine prächtige Frau für mich abgeben. Doch es blieb immer beim Sehen; wie oft ich auch Abends dort vorbeikam, ich kriegte sie nie zu sprechen; ihr Vater, der alte Schmolke, paßte auf wie Gift.“

„Ei! Sieh' 'mal,“ unterbrach ihn der Lieutenant Tresckow, „da hast du ja einen vortrefflichen Geschmack. Die Kleine ist ja ein wahres Prachtmädel! Also diese kleine Spröde hast du auf dem Korn?“ —

„Ist das nicht unser alter Regimentsschneider, der Schmolke?“ fragte Blücher; „na der Kerl ist ja lange genug selber Soldat gewesen; freilich solch' ein Jammerbursche, der immer heuchelte und die Augen verdrehte und dabei Bücher trieb und seine arme Frau zu Tode ärgerte.“

„Das ist es ja eben, Herr Lieutenant,“ fuhr Werner fort, „als ich bei mir fühlte, es ginge nicht länger so mit mir, da trat ich vor den Alten hin, erzählte ihm die Geschichte, und bat ihn, mir die Lina zur Frau zu geben; aber da kam ich schön an. — Hungerleider! nannte er uns, und arme Schlucker! Da werde er wohl immer die Hand im Geldsack haben müssen, wenn er so dumm wäre, mir seine Tochter an den Hals zu schmeißen.“ —

„Das glaube ich wohl von dem alten Schuft,“ unterbrach ihn Rudorf; „der Schurke hat bei seiner Schneiderei das Geld zusammengegaunert, und nur mit Mühe entging er damals, als er vom Regiment abging, einer Untersuchung, die ihm gewiß an den Kragen gekommen wäre; das mußt Du ja wissen, Blücher.“ —

„Ich ging weg,“ fuhr der Unteroffizier fort, als der Angeredete mit nachdenklichem Nicken die Achseln zuckte, — „und hätte ihm gewiß seine Schimpfworte gehörig eingetränkt; aber draußen traf ich Lina, die im Nebenzimmer Alles mitangehört hatte; diese bat mich weinend um Verzeihung für ihren Vater und gestand mir, daß sie mich schon lange geliebt und daß sie nie einen Anderen heirathen werde. Wir versprachen uns ewige Treue und ich tröstete mich damit, vielleicht später den Alten mit der Zeit einzelnen bat, und auch der Vater hat Lina schon Andeutungen gemacht, was er für Absichten mit ihr habe. Da habe ich's nicht mehr aushalten können und bin gestern wieder zu dem Alten hingegangen. Der war aber viel schlimmer als das erste Mal und sagte mich ein für alle Mal fort, indem er mir drohte, er werde es dem Rittmeister anzeigen, wenn ich noch einmal ungerufen in sein Haus käme.“

„Nun wollte ich,“ fuhr Werner nach einer Pause mit klägsicher Stimme fort, die sich bei der kräftigen Statur der Erzählers fast komisch ausnahm, — „Lina entführen, aber ich weiß nicht, wohin wir gehen sollten, und dann würde ich auch gar als Deserteur verfolgt werden. — O! es ist gar zu traurig!“ endete er jetzt, indem ein paar dicke Thränen über das braune Gesicht liefen und sich in dem langen Schnurrbart verloren. —

„Pfui! Schäme dich!“ fuhr ihn Blücher jetzt ziemlich derb an; „ein so tüchtiger Husar und stennt wir ein altes Weib? Da komm her!“ und indem er ihm mit der einen Hand kräftig auf die Schulter schlug, reichte er ihm mit der andern das nochmals gefüllte Glas. „Da trink' noch einmal! Und nun nicht verzagt; ich helfe Dir; wir wollen dem alten Krummbein schon seine hübsche Beute abjagen.“

Diese Trostworte, unterstützt durch den feurigen Schluck verfehlten nicht ihre Wirkung.

„Aber . . .“ wagte Jener noch einzuwenden.

„Laß mich nur machen,“ unterbrach ihn Blücher kurz, „ich wette, in achtundvierzig Stunden bist du des glücklichste Bräutigam, da du ja doch einmal, wie du sagst, von dem Weibsbild nicht lassen kannst. Das soll einen Kapitalspaß geben.“ —

Nach einigem stillen Nachdenken, in welchem er hin und wieder für sich lachelte, fragte er plötzlich:

„Du meinst also, daß dich deine Lina gewiß liebt?“

„Gewiß und wahrhaftig,“ erwiederte dieser stolz, „was die einmal verspricht, das hält sie sicherlich.“

„Du kennst die Räumlichkeiten im Hause des alten Schmolke genau? die Treppen und Thüren?“

„Mehr bin ich ein alter Husar? Herr Lieutenant — wie meine Tasche!“ versetzte Jener.

„Und Lina würde Dir, wenn Du darum bätest, das Haus öffnen können? — — — Höre,“ fuhr Blücher fort, als Werner ihn bei der Frage zweifelhaft ansah; „du sollst meinen Plan kennen lernen.“

„Ich weiß, daß der alte Schmolke, wie alle scheinheiligen Sünder eine gute Portion von Aberglauben und Gespensterfurcht besitzt. Nach dem Tode der armen, unglücklichen Frau, den er theilweise durch sein rohes, rücksichtsloses Betragen verschuldet, bekam er eine solche Angst vor ihrem Wiedererscheinen, daß er, sonst der geizigste Mensch in der Stadt, sich Abends eine Gesellschaft von wüsten Zechbrüdern einlud, die bei ihm oft bis nach Mitternacht kneipten; ja, daß er dabei auf den besten Weg gerieth, ein Trunkenbold zu werden, blos um die tächerliche Furcht loszuwerden. Die ganze Stadt erzählt ja Geschichtchen darüber. — Wie wäre es, wenn nun der Geist seiner Frau wirklich erschiene, um ihm das Versprechen abzufordern, daß kein Anderer als Du ihre Tochter heirathen soll?“

Alle schauten Blücher fragend an.

„Meint Ihr, ob Jener dann darauf eingehen wird?“

„Ja, aber der Geist, Herr Lieutenant, wo soll der herkommen?“ wagte der Unteroffizier einzuwerfen.

„Das sei meine Sache,“ erwiederte Blücher lachend. „Sorge Du nur dafür, daß Deine Lina seine Schwierigkeiten macht; sage ihr, sie brauche keine Angst zu haben, und morgen Abend um halb Zwölf

Digitized by Google

hole mich ab, dann wollen wir den Geist schon zur rechten Zeit citiren."

„O! Nun glaube ich an Alles," versetzte Werner freudig, indem er völlig die bis dahin beobachtete dienstliche Haltung vergaß und seines Vorgesetzten dargebotene Hand küßte. „Ja, wenn Herr Lieutenant sich Etwas vornehmen, dann muß es ja gehen!"

„Schon gut! schon gut!" lächelte Blücher, indem er dem Unterofficier gerührt die Hand entzog. „Thue nur Deine Schuldigkeit, und es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir dem alten Sünder nicht beikämen. Nun Adieu!"

Der Unterofficier verschwand mit völlig verklärtem Gesicht, — zur großen Verwunderung seiner Husaren, die ihm auf der Straße nachsahen. — Beim Abendappell war er in seinem Verität sogar so liebenswürdig, daß seine Untergebenen sich noch lange vergebens den Kopf zerbrachen, weßhalb der Alte, der sonst seinem innern Groll in kräftigen Flüchen und Donnerwettern über ihre unverbesserliche Faulheit und Dummheit Luft gemacht hatte, auf einmal so stillvergnügt und sanftmüthig geworden war. —

Die drei zurückgebliebenen Freunde lachten und scherzten noch eine Weile über die projektirte Geisterreiscerscheinung, doch — das Gute geht so schnell zu Ende — der Wein war auf der Neige, der Dienst rief, man schüttelte sich die Hand, und mit dem Versprechen, sich Abends wieder zu treffen, trennte sich unter fröhlichem Lachen das lustige Kleeblatt.

(Forts. f.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 60.)

4.

Kealbournhouse.

Es war ein lustiges Jägermahl im Landhause zu Guddensford. König Wilhelm hatte die Jagdpreise vertheilt, die Meute gefüttert und dann an dem gastlichen Tische Platz genommen, den ein derbes, aber leider bereitetes Mahl zierte. Die Toaste auf den König wechselten mit Jägersprüchen ab, und es war eines jener Feste, die an Englands alte Zeiten erinnerten, wo Robin Hood im Wald von Sheerwood sein lustiges Leben führte.

„Majestät!" sagte Lord Aroundel, dem Könige seinen Humpen hinhaltend. „Ich bin hoch erfreut, aus vollem Herzen diesen Trunk Eurer Majestät bringen zu können."

Der Lärm schwieg in diesem Augenblick, Alles blickte gespannt auf den König. Man wußte, daß Lord Aroundel ein Hauptgegner des Königs gewesen war, daß er aber durch die Bedeutung und Größe Wilhelms sich bewogen fand, dem Monarchen unterwürfig zu sein. Aroundel war einer der ersten Lords, einer der Größten nicht nur in Sussex, sondern in England überhaupt.

„Ich bin ebenfalls erfreut, Mylord, Euch den Gruß mit freiem Herzen erwiedern zu können," sagte der König, mit seinem Humpen aufstoßend. „Wenn man edle Gegner sich zu Freunden macht, das ist der schönste Sieg, und dieses Fest, dem Ihr vorstehet, ist mir daeum doppelt willkommen."

Aroundel drückte die dargebotene Hand des Königs — ein lauter Jubel erschallte.

„Möchte der letzte Rest von Mißtrauen doch endlich schwinden!" rief der König. „Ich gebe das Beispiel, ich traue den Landeskindern so blindlings — warum gibt es noch Leute, die mir mißtrauen?"

„Es ist die schlimme Frucht des böse Samens, den allzu eifrige, aber taktlose Freunde ausstreuen," sagte jetzt eine Stimme.

Der König und die Nächststehenden blickten nach dem Sprecher. Es war ein ältlicher Mann von strengen, aber edlen Gesichtszügen. Er hatte nicht an der Jagd Theil genommen, sondern sich nur im Landhause eingefunden.

„Wer seid Ihr, mein Herr?" fragte der König.

„Mein Name ist John Boyle."

„Lord und Ritter," fiel Aroundel schnell ein. „Ein Katholik, aber ein braver Mann!"

„Willkommen, Lord Boyle!" rief der König. „Ihr waret ja Einer von denen, welche mit den Bischöfen die Adresse unterzeichneten, die für meine Ansprüche vortheilhaft war?"

„Ich war es, Majestät."

„Nun, was wolltet Ihr mit dem bösen Samen andeuten?"

„Es gibt Leute, die da behaupten, Euer Reden von der Duldung sei nur eben — eine Rede. Ihr möget die Katholiken nicht, und vor allen Dingen sei es ein Mißtrauen gegen alle Katholischen, welches sich Eurer bemächtigt habe, weil Ihr die Bekenner meines Glaubens mit wenig Ausnahmen für Verschwörer gegen Euch haltet, die im Stande seien, Dolch oder Gift gegen Euch zu gebrauchen," sagte Lord Boyle freimüthig.

Der König, sichtbar betroffen, schüttelte ernst und traurig sein Haupt.

„Es scheint, daß Ihr leider Recht habt, Boyle," sagte er. „Auf diese Weise ist mir solcher Verdacht schon einige Mal mitgetheilt worden — erst vor wenig Stunden sprach ein schlichter Mann zu mir in solcher Weise. Bei Gott dem Allmächtigen, ich bin frei von solchem Mißtrauen! Ich habe die Duldung und das Recht für jede Religion verheißen, als ich in England landete, und ich werde mein Wort halten!"

„Das ist herrlich, Sire!" rief Boyle. „Aber man hätte wohlgethan, Ihnen anzurathen, solch' edle Gesinnung durch die That zu krönen. Es sind oft kleine Dinge, welche den Fürsten Großes an Liebe eintragen — warum, Majestät, haben Sie auf der ganzen Reise nicht ein einziges Mal unter dem Dache eines katholischen Unterthanen geschlafen? Die Leute tegen das seltsam genug aus."

„Ihr habt Recht!" rief der König. „Aber es war nicht meine Absicht, den Leuten, die es gut mit mir meinen, auch dem Wege zu gehen. Gern nehme ich die Gastfreundschaft der Katholiken, meiner Unterthanen, an — nennt mir einen der katholischen Herren hier in der Nähe, bei dem ich mich für morgen Nacht ansagen lassen, den ich um ein Nachtquartier bitten kann. Ich will zeigen, daß ich das Haus eines päpstlich Gesinnten nicht meide."

Boyle sann einige Augenblicke nach.

„Hier dicht in der Nähe ist ein Herrenhof — Kealbournhouse," sagte er dann. „Der Besitzer ist Sir Pendergraß, ein katholischer Edelmann. Er wird sich freuen, Eure Majestät aufnehmen zu können."

„Wohlan! Ich will ihn für morgen um ein Nachtquartier bitten."

„Sire," sagte jetzt Lord Aroundel leise, „ich bin erfreut über diesen Entschluß — aber ich gebe Eines zu bedenken: Pendergraß ist nicht allein ein Katholik — er ist ein eifriger Anhänger des vertriebenen Königs Jakob. Er wird freilich Nichts wagen — allein man kann nicht wissen — es spuken allerlei Gerüchte von Verschwörungen. — —"

„Ha! ha! ha! wieder das alte Lied von Complotten," lachte der König. „Ich glaube nicht mehr daran. Man macht wohl im Parlamente ein Complott gegen mich — das soll auch so sein — ich liebe die Widersprüche, aber an eine Mordverschwörung denk' Niemand. Jener Pendergraß ist ein Katholik — ein Jakobite — wohlan denn: wenn er mir nicht ein Nachtlager verweigert, so werde ich morgen Nacht unter seinem Dache ruhen und zwar — eh — nennt mir den nächsten Ort bei dem Herrenhofe."

„Der Flecken Playdew."

„Gut denn. Mein Gefolge, meine Gardisten sollen in Playdew bleiben, ich aber, ich will allein im Hause des katholischen Jakobiten Pendergraß schlafen, um zu zeigen, daß ich weder Furcht noch Mißtrauen vor meinen katholischen Unterthanen habe."

„Es lebe König Wilhelm!" rief Boyle freudig erregt. Schmetternd stelen die Hörner ein und ein donnerndes Lebehoch lohnte des Königs Entschluß.

„Henry Hobbart," sagte der König zu dem Gardisten, den er rufen ließ, „Du sollst mich anmelden. Laß Dir den Weg nach Kealbournhouse zeigen und reite dahin. Ich lasse den Herrn Pendergraß bitten, mir morgen Nacht ein Zimmer, ein Bett und einen Imbiß zu geben — für mich ganz allein, denn ich will ohne alle Wache im Hause dieses Jakobiten schlafen."

Henry hatte bei Nennung des ihm wohlbekannten Namens seine Bewegung nicht bergen können.

„Ah," lachte der König, „Du hast auch einen Schreck bekommen? Du siehst auch überall Dolche der Jakobiten? ich könnte am Ende in eine Mordbühle von Verschworenen fallen, meinst Du? nun, ich will's riskiren. Morgen früh melde mich bei dem Sir

Digitized by Google

Pendergraß an. Ich empfange die Stände von Hastings morgen hier im Landhaus. Beinge mir Antwort. Du kannst Deine Uniform ablegen, wenn Du mich anfagst, damit es nicht so grimmig aussieht."

Der König wendete sich wieder zu seiner Tischgesellschaft. Henry eilte hinaus.

„Es ist ein Verhängniß oder ein Glück, welches mich wieder in das Haus des Pendergraß leidet," murmelte er. „Ich wollte ihn meiden — ich muß zu ihm. Mary! Mary! was werde ich erfahren?" — —

Abseits von der Landstraße, welche von Rye und Guddenford nach dem Norden von Sussex führte, lag kaum eine Viertelstunde von dem Flecken Playden entfernt der Herrensitz Kealbournhouse. Es war ein Gebäude, das seinen Ursprung aus dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts herleiten konnte, doch sah man, wie die späteren Besitzer nach ihrer Bequemlichkeit die ursprüngliche Architektur verändert hatten. Dennoch war dem Herrenhause jene Mischung von Behaglichkeit und düsterer Romantik geblieben, welche man so oft bei alten Gebäuden vereinigt findet. Die weit vorspringenden Erker hatten hie und da eine achteckige Form, dann zeigten sie auch eine runde, wie sie eben von den feinwolligen Besitzern angebaut waren. Einer dieser Erker lag auf der Westseite des Hauses. Von ihm aus konnte man den Flecken Playden und neben demselben die Landstraße erblicken, welche sich in den Wäldern von Kent verlor, die hier den Horizont des Beschauers begrenzten. In dem mit behaglichen Polstern ausgestatteten Erker saßen zwei Damen. Die Eine war bereits im hohen Greisenalter, die Andere ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Die alte Dame zeigte ein strenges, ernstes Gesicht. Die dunkle Kleidung, die weiße, enganliegende Haube, aus welcher das schneefleckenlose, gepagamentfarbige und mit zahllosen kleinen Runzeln bedeckte Gesicht hervorschaute, gaben der alten Dame das Aussehen einer ascetischen Nonne, deren Leben in frommen Uebungen dahingeflossen war. Die junge Dame war ebenfalls dunkel, aber geschmackvoll gekleidet. Ein breiter, blendendweißer Kragen ließ einen Theil des schöngeformten Halses sehen, auf welchem der reizende, von dunklen Locken umwallte Kopf gar anmuthig saß. Die Gesichtszüge der jungen Dame waren schön zu nennen, aber ein Schwermuth lagerte zwischen den edlen Brauen ihre Augen, und die langen Wimpern hingen wie kleine Trauerschleier hernieder, auch zeigte die Dame eine blasse Gesichtsfarbe.

„Es ist Zeit, daß wir die Herren rufen," sagte die Alte. „Aron hat schon den Tisch gedeckt."

Sie erhob sich — auch die junge Dame stand auf, sie blieb aber noch ein Weilchen stehen, faltete die Hände und blickte seufzend durch das Fenster.

„Ella! Ella!" rief halblaut die alte Dame, „sieh' nicht wieder so in Träumereien versunken — sei freundlich, zeige George ein wohlwollendes Antlitz — er verdient es."

„Großmutter," sagte Ella, schnell sich umwendend, „mein Seufzen galt nicht George — er galt meiner guten Mary."

„Hm," machte die Alte; „ich will Deine Liebe für die Schwester wohl anerkennen, aber sie verdient solche nur zur Hälfte. Habe ich nicht auch eine Schwester verloren? ist Miß Rachel, meine leibliche Schwester, die mit mir im katholischen Glauben erzogen wurde, die in ihm Geborsam gegen das Haus Stuart aufgefüttert ward — nicht abtrünnig geworden und hat sich den Protestanten und dem Oranier zugewendet?"

„Ja — ja, Großmutter — aber warum denn nahm sie meine Mary mit?"

„Weil Mary auch eine Abtrünnige ward. Miß Rachel hat sie verleitet und weil der Zwiespalt nicht zu schlichten war — entschied mein Sohn, Dein Vater, ganz klug und weise, daß die Tochter, welche nicht zum rechten Glauben und zum Anhalten an die Stuarts zu bringen sei — mit ihrer rebellischen Tante das Haus verlassen möge — es ist ihr freie Wille gewesen — sie wollten Beide fort. Hätte Mary so viel Liebe für Dich gehabt, als Du für sie hegst — sie wäre geblieben aber sie ist ein — —"

„Oh Großmutter, schmähe sie nicht — sie ging, weil ihr Herz gebrochen wurde. So jung sie war, sie hatte Henry lieb gewonnen, und als man ihr den von unsere Thüre wies, da war ihr Entschluß gefaßt. Sie blieb still und in sich gekehrt — sie weinte nicht Tag und Tag — dann ging sie mit Tante Rachel fort. Du wärst ihr nie freundlich gesinnt."

„Nein — nein," eiferte die Alte, „ich bin eine treue, katholische Jakobitin. Mit dem neuen Herrscher ist Unheil über uns gekommen, diese Holländer sind ein gotteslästerliches Volk. Sie warfen es, die anno fünfzehnhundert und so viel die Bilder in den Kirchen zerschlugen — die Altäre plünderten — die Janfenisten und wie all das Pack heißt, kommen aus Holland; da im Haag denken sie die schändlichen Bücher gegen Papst und Kirche — und nun holen diese Engländer von daher einen König, nachdem sie den rechtmäßigen Herrscher vom Thron gestoßen haben."

Die Thür des anstoßenden Zimmers öffnete sich — zwei Männer traten herein. Sir John Pendergraß, der Eine, war ein Mann von mittlerer Größe, mit ernsten aber wohlwollenden Gesichtszügen. Der Andere war ein hochgewachsener schlanker junger Mann. Sein äußerst intelligentes Gesicht, dessen gefällige Züge durch Spuren eines unregenmäßigen Lebens, das sich in einer gewissen Mattigkeit bemerkbar machte, beeinträchtigt wurden, war in soetwährender Bewegung, als ob der Mann mit den Augen Etwas suche. Er trug ein Bärtchen auf der feinen Oberlippe und ein solches am Kinn. Der Totaleindruck, den George Porter, denn er war es, machte, mußte ein günstiger genannt werden. Ella eilte auf ihren Vater zu und küßte ihn die Hand.

„Ihr habt lange geplaudert da oben," sagte sie, George ihre Hand reichend.

„Wir wollen speisen. Aron hat heut einen trefflichen Fisch aus dem großen Weiher gezogen."

Alle Vier nahmen Stellung hinter den Stühlen. Der Diener und eine Magd teugen das Essen auf. John Pendergraß sprach das Gebet und Alle betreugten sich, beteten ein lautes Amen und setzten sich dann nieder.

„Ihr waret in Old Romney, George?" fragte Ella.

„Nur eine kurze Zeit. Ich wollte länger dort bleiben, aber die leidige Spekulet verleidet mich," sagte George.

„Es war also viel Leben dort?" fragte Miß Anna die Großmutter.

„Leider. Dieser Oranier wurde wie ein Gott empfangen. Alles feierte ihn. Ich ging deßhalb seitdem fort, als mein Wille war und kehrte wieder hierher zurück. Hier ist der Ursprung in Guddenford."

„So nahe ist der König?" fragte Ella.

„Ja. Es ist eine wahre Wuth der Leute, ihn bei sich zu beherbergen."

„Ich möchte den König wohl einmal sehen," sagte Ella.

„Ella!" rief die Alte. „Was kannst Du für Freude an solchem Betialspriester haben?"

„Nicht doch, Mama," sel Pendergraß ein. „Ich finde es ganz begreiflich, daß ein junges Menschenkind sich danach sehnt, einen Mann zu erschauen, von dem alle Welt redet. Und wenn ich auch ein Feind des Oraniers bin, wenn ich auch seine Unternehmungen stets mit Aerger getingen sah, ich muß es doch zugestehen: daß er ein bedeutender Kopf ist."

„Ch — ich sehe es noch kommen, daß Du sein Porteait boeten in die Galerie hängst," eiferte die Alte. „Diese abscheuliche Zeitsehr muß ausgerottet werden — kein ehrenhafter Bekenner der wahren Lehre kann mit dem Oranier einverstanden sein."

„Mama, wer spricht davon — ich bin ein echter Stuartsfreund, aber —"

„Wenn Du Aber sagst — bist Du schon kein Stuartsfreund. Blindlings mußt Du für Deinen rechtgläubigen Herrscher eintreten — ohne zu zaudern mußt Du handeln — es ist empörend, hier in Gegenwart Deines Kindes den Feind, den Räuber zu loben. Hast Du nicht schon Unheil genug durch den Abfall einer Tochter erlebt? Ist es nicht schrecklich, daß ich meine bethörte Schwester verloren habe? Oh, meine selige Tochter, Deine verstorbene Gattin, wird im Grabe keine Ruhe finden, wenn solche Gemdsüße über Deine Lippen kommen."

Pendergraß erhob sich unwillig. „Ich bin der Herr dieses Hauses — ich beschle Dir zu schweigen," rief er zornig.

„Ch — es ist weit getommen," rief die Alte mit rollenden Augen. „Ich weche — ich, die Mutter, zurechtzuweisen; durch Deine teherischen Gelüste werde ich mit Nichtachtung überhäuft — komm, Ella, folge mir. Wir wollen ein Gebet zum heiligen Eordinian, dem Schutzpatron dieses Hauses, sprechen, damit der Zoen abgewendet werde. Wenn der Herr Abbé aus Hastings kommt, dann soll es Alles erfahren — komm."

Ella saubrte wohl ein wenig, aber sie woe zu sehr an den fast tlostteelichen Gehorsam der Großmutter gegewöhnt gewöhnt — sie folgte mit schwermüthigem Blicke auf den Vater und George der zornglühenden Alten. Schweigend sahen George und Sir John sich einige Minuten an.

„Nun? hatte ich Recht, als ich Euch vor einer halben Stunde

Digitized by Google

broden im Zimmer sagte, daß diese religiöse Spaltung in England täglich wachse? Ihr seht, sie drängt sich nun schon in die Familien," sagte Porter. „Ihr hatt schon einmal gelitten darunter, und Ihr werdet wir zugestehen, daß ich Recht habe, wenn ich sage: diesem Zustande muß ein Ende gemacht werden."

„Und wenn, wie wir Alle wollen, König Jakob auf den Thron Englands zurückkehrt, wird dann Ruhe über uns kommen?"

„Gewiß. Die Partei des Oraniers wird unterdrückt werden. Ich theilte Euch mit, was geschehen ist. Ueberall wird in der Stille gerüstet — die Verbündeten sind bereit — große Summen Geldes stehen zur Verfügung — und in den Häfen Frankreichs warten die Schiffe Ludwigs des Vierzehnten nur auf das Signal zum Auslaufen, die Landungstruppen sind in einem Tage am Bord genommen, unterdessen bricht hier die Empörung aus, die Lords erheben sich, tapfere Arme wie die Eurigen werden die Sache des rechtmäßigen Königs unterstützen."

„Ich bin für Jakob — ich fechte gern für den Bruder meines geliebten Königs," rief Pendergraß auf ein Bild Karl's des Zweiten deutend.

„Also werden wir siegen," fuhr Porter fort. „Ihr habt zugesagt — Ihr seid den Verschworenen beigetreten und Ihr werdet in der nächsten Zeit einer Versammlung beiwohnen. Dort erst lernt Ihr die Genossen kennen — dort erst werdet Ihr sehen, welche Männer mit uns im Bunde sind."

„Und wann soll die Erhebung stattfinden?" fragte Sir John feurig. —

„Sobald wir aus Saint Germain Nachricht haben. Sir Robert Charnod leitet Alles — ich selbst bin eifrig mit den Verbündeten im Verkehr — ich bereise sie zusammen — ich trage die Nachrichten umher und ich werde vielleicht noch Größeres vollbringen, wenn Glück und Zufall mir günstig sind," setzte er mit furchtbarem Ausdruck hinzu, sein hübsches Gesicht verzerrend.

„Georgy! George!" sagte Pendergraß, „Ihr seid ein Fanatiker."

„Ohne Fanatismus ist ein Gelingen der Verschwörung nicht denkbar. Ihr seid noch zu zaghaft — aber wenn Ihr erst im Hause Hunts einer Versammlung beigewohnt, dann, wenn Ihr begeisternde Reden hörtet und die Größe des Unternehmens begriffen habt, dann wachsen die Schwingen. Seht — ich würde dem Wilhelm von Oranien, wo ich ihn sicher treffen könnte, ohne den kleinsten Gewissensbiß das Lebenslicht ausblasen."

„Ihr standet ihm noch nicht gegenüber!" sagte Pendergraß.

„Wenn ein Mensch vor uns steht, der fallen soll, dann regt sich in uns die bessere Natur. Ich würde jeden Augenblick bereit sein, für Stuart mit dem Degen in der Faust mich in das Getümmel des Kampfes zu stürzen, aber ich wäre nicht fähig, dem Könige Wilhelm auf der Landstraße oder im Schauspiel oder auf der Jagd ein Leides zu thun."

„Oh, Ihr seid noch nicht geübt in der Verschwörungspraxis," sagte George. „Wilhelm von Oranien weiß recht wohl, daß hier seine Feinde im Dichicht lauern, daß sie in ihren Höfen verdeckt sind, er meidet die Häuser der Katholischen und der Freunde Jakobs. Er hat seinen Muth bei ihnen einzuklehren, denn er fürchtet die gerechte Rache."

„Es ist wahr. Der Oranier meidet unseres Gleichen."

„Er thut wohl daran, denn es möchte ein gefährliches Wagstück sein. Ich würde ihn auch nehmen."

„Seid unbesorgt," sagte Sir John mit halb ängstlichem Lächeln, „Ihr werdet nicht in einen solchen Fall kommen. Wilhelm meidet die Häuser der Katholiken und Jakobiten."

Porter that einen Zug aus dem Weinkruge, dann sagte er: „Sei es wie es wolle, wir sind Beide einig. Ihr gehört zu uns, und wenn es gilt, für König Jakob Leichen, Opfer bringen und einstehen, so können wir auf Euch zählen."

„Von ganzem Herzen sage ich: Ja," rief Pendergraß einstehlagend. „Ich werde zu Euch stehen in jedem offenen Kampfe, wenn Stuart ruft, werde ich erscheinen."

„So ist es recht. Ich erwarte bald die Befehle Charnod's, in der nächsten Versammlung stelle ich Euch den Freunden vor." Er drückte die Hand des Edelmannes. „Es seßseln und bald innigere Bande," sagte er. „Ich werde an Eurer Seite fechten — wir werden siegen — ein harter Kampf steht bevor, wenn nicht noch ein Ereignis uns hilft, das nur —"

„George, was meint Ihr?" sagte Sir John hastig. „Ihr brütet noch Etwas."

„Nichts — nichts. Gedenkt, daß ich stets Euer Freund, einst Euer Sohn sein werde."

„Ja, ja. Ich hoffe. Ella liebt Euch wirklich."

„Sie liebt mich — ich weiß es!" rief George. „Und wenn wir für Stuart fechten, wird es auch für Mary sein. An dem Tage, wo Jakob wieder in London einzieht, wird Mary dem Vater in den Armen liegen — die Gewalt der grechten Sache ist groß."

„Ich hoffe es," sagte Sir John. „Seht jetzt — sucht Ella auf. Ihr könnt viel ausrichten bei ihr. Tröstet sie und versucht mit das Mädchen ein wenig von der Großmutter Einfluß zu befreien." Er drückte die Hand George Porter's, der das Zimmer verließ.

George war in dem sehr winklig gebauten alten Hause wohl bekannt. Er stieg viele kleine Treppen hinauf und hinab, ging durch enge Corridore und kam endlich an ein Zimmer, welches im Erdgeschosse lag. Es ging auf den Park von Heatbournhouse und war durch ein hohes Fenster erhellt, an dessen Gitter sich das Weinlaub hinaufrankte. George hob den Vorhang der Thüre auf und blickte lauschend in das Gemach. Er sah Ella, welche das Haupt träumerisch in die Hand stützte und zum Fenster hinausblickte. Der Abend breitete seine Schatten schon aus, die hohen Bäume des Parkes nahmen unbestimmte Farben an und das Geschrei der Käuzchen begann in den Bodenräumen des alten Herrenhauses.

„Wieder dieses Starren durch das Fenster!" sagte George, näher tretend.

„Ah, George — Ihr seid es," sagte Ella aufsahrend. „Ich glaubte, Ihr wäret bereits fortgeritten."

„Sie konnten glauben, Ella, daß ich ohne Abschied von Ihnen gehen würde?" Er ergriff die Hand Ella's, welche sie ihm nicht entzog.

„Es war ein häßlicher Auftritt dort unten wieder."

„Freilich. Solche Scenen werden sich noch oft erneuern, wenn diese unseligen religiösen Aufregungen nicht ein Ende finden," seufzte Porter.

„Könnte das geschehen? Könnte ein Ende nahen?" fragte Ella aufmerksam und fest in Porter's Antlitz blickend. George ward ein wenig verlegen, er nahm wieder Ella's Hand und sagte:

„Es gibt Dinge, die ich auch dem verehrtesten Wesen verschweigen muß." —

„Oh!" rief Ella, „ich habe es heraus. Ich täuschte mich nicht. Es geht Etwas vor — Ihr, George — mein Vater und noch Andere sind mit dabei betheiligt — gestehl es frei. Daher Euer schnelles Fortreiten, daher das nächtliche Umherstreifen, die oft wochenlange Abwesenheit von hier. George! George! Ihr seid in gefährliche Dinge verflochten, Ihr bethenert oft genug mich zu lieben, wenn es wahr ist, so darf ich von Euch Offenheit fordern: Was geht vor in der-Stille? wozu wollt Ihr meinen Vater überreden? worin soll er Euch helfen? Ich habe Niemanden als Euch, den ich fragen kann — ich weiß, daß Ihr Alle eine Unternehmung vorbereitet; sie hängt mit den Fragen über Thron und Glauben, über Manches Andere noch zusammen — sie schwebt vielleicht dicht über unsern Häuptern — rebet, George. Ich beschwöre Euch. Es ist die Angst — die Sorge, welche mich so still, so nachdenklich machen — befreien Sie mich davon."

George's Gesicht verfinsterte sich, als Ella so flehentlich bat. Er schlang seinen Arm um das zitternde Mädchen.

„Forsche nicht weiter, Ella," bat er. „Ich darf Dir nicht sagen, um was es sich handelt. Die Streite der Männer sind es nicht — in welche sich Frauen mischen sollen. Erhalte mir, wie es kommen mag, Deine Liebe. Gedenke des Tages, an welchem ich Dich fragte, ob Du mein sein wolltest, und der Antwort, welche Du mir gegeben."

Ella kämpfte mit sich. Sie legte ihre Hände in die George's und sagte: „Hast Du mir stets Wort gehalten, George?"

„Welche Frage!" sagte Porter, nicht ohne Bewegung.

„George! es geben wunderliche Reden um, über Dich. Sie nennen Dich selbst ein Spielen, ein Wüstling, der auf allen Herrensitzen ein willkommener Gast sei, wenn es gelte, die Lady's zu unterhalten. Man spricht noch weiter und Anderes von Dir."

George tächelte kalt und wies die Lüge verächtlich auf. „Nur weiter, Ella — ich bin ganz ruhig, wie Du siehst."

„Sie nennen, die Tochter des Schmugglers auf Romney-Moor — eine Hexe, wie das Bauernvolk sie nennt, habe es Dir angethan und man will Dich gesehen haben zur Dämmerstunde, wie Du mit der Diene über Romney-Moor gezogen bist."

George fuhr mit der Hand an seine Stirn. „Ella," sagte er ernst, „vorhin warst Du in Sorge um jenes geheimnißvollen Unternehmens willen, das sich vorbereitet — jetzt folterst Dich ein Mißtrauen, das leeres Geschwätz erzeugt. Du ahnst ein Ereignis — wie, wenn das Zusammentreffen zwischen jenem Mädchen und mir mit dem Unternehmen in Verbindung stände, das sich vorbereitet?"

Digitized by Google

„Oh — es ist also doch wahr," rief Ella; „Ihr wandelt auf gefährlichen Wegen — und jene Bessie ist ein schönes Mädchen."

Sie schüttelte das Haupt. „Nein — nein. Ich traue Dir, George. Was sie auch sagen mögen — aber gestehe mir Eines: Die Entscheidung ist nahe — es gilt einen Schlag gegen den König Wilhelm zu führen — er ist hier in der Nähe — Ihr wollt handeln."

George zog Ella an sich und legte seine Hand auf ihre Stirn. „Beruhige Dich, Ella," flüsterte er. „Wir haben nichts Arges vor. Es gilt im Parlamente zu handeln — es soll eine genügende Opposition gegen den König geschaffen werden, das ist Alles."

„Du täuschest mich — Ihr wollt mehr thun."

„Nein — nein doch!"

„Und die Gefahr ist nicht nahe?"

„Gewiß nicht! Wir sind ganz frei — es ist nichts, was uns treibe."

Bei diesen Worten ließ sich ein Geräusch am Fenster vernehmen. Ella fuhr erschreckt auf, ihre Augen spähten durch das Grün des Weinlaubes.

„Sie — sie war's," sagte sie zitternd und auf das Fenster deutend.

„Wer war es?" rief George zusammenfahrend.

„Sie — die Tochter des Schmugglers. Die Dirne von Romney-Moor."

George riß sich los — er eilte zum Fenster. Im Halbdunkel bemerkte er eine Gestalt. Sie war an den Weinspalieren empor gekrochen und streckte den Arm durch das Gitterfenster.

„Bessie! was machst Du hier!" rief George erschrocken. „Weshalb kommst Du in so später Stunde, auf eine solche Art? Du schreichst wie eine Katze, was willst Du?"

Ella starrte das Gesicht Bessie's an, welches sich bis an den Rand des Fensters erhoben hatte und dessen große Augen in das Gemach lugten.

„Sir George," keuchte Bessie, „nehmt das. Ihr dürft nicht säumen — trennt Euch von Keatbournhouse. Eile ist nöthig." Sie ließ ein Papier in das Zimmer fallen — George ergriff es krampfhaft. „Es ist ein Befehl Charnock's, die Verschworenen zu rufen," flüsterte er. „Ha — was steht hier?" rief er aus.

„Ich habe mich nicht getäuscht," rief Ella. „Die gefährlichen Stunden sind nahe — gestehe mir das, George."

„Nein — nein — noch nicht," stammelte George. „Laß mich — ich muß fort — ich bin verpflichtet —"

„Oh, Du geheimst! Du gehst mit jenem Mädchen, mit dem unheimlichen Geschöpfe?"

„Ich bitte Dich, Ella — sei ruhig. Ich muß zu Deinem Vater. Ich will ihn sprechen."

„George! George!" rief Ella. „Du willst einen Streich führen gegen König Wilhelm." Sie stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür des Zimmers.

„Ich beschwöre Dich, Ella, laß mich hinaus."

„Sir George! Sir George, eilen Sie," rief es von unten heraus. Es war Bessie's Stimme. Ella ließ matt die Arme sinken.

„Du wirst gerufen — hörst Du, George? ich bitte Dich nicht mehr. Ich setze auf Deinem Antlitz, daß Du gehorchen mußt. Gott schirme Dich."

„Ella, ich schwöre Dir, daß heut Deine Besorgniß thöricht ist. Bist Du nicht selbst eine Anhängerin der Stuarts? bist Du nicht eine eifrige Katholikin? Wohlan denn: Du bist auf der rechten Fahrte. Es bereitet sich ein Unternehmen vor zum Heile der Stuarts und unserer Kirche — wirst Du mich hindern, dafür zu wirken?"

Ella trat von der Thür zurück.

„Sir George! Sir George!" rief es von unten heraus.

„Die Dirne mahnt Dich — weshalb? was will sie?"

„Es ist die Botin für uns — ich trage die Befehle eines Führers bei mir, die sie brachte."

Ella öffnete die Thür. „Geh, George, ich halte Dich nicht mehr."

George drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte hinaus. Er stürmte in Pendergraß's Zimmer. „Hier — hier!" rief er, die Liste entfaltend. „Morgen Abend im Hause des Schmugglers auf Romney-Moor — sehr, von Charnock unterzeichnet und fest hier — da fest — es wird Waffenlust auf Frankreich kommen, ein Mann wird erscheinen, der die Briefe und Befehle Jakob Stuarts überbringt. Ihr werdet eintreffen, Sir Pendergraß? ob sicherlich; Ihr werdet Theil nehmen an der Versammlung."

„Ich werde kommen," sagte Pendergraß. „Um die eilfte Nachtstunde bin ich am Hause des Schmugglers."

„Ihr kennt das Wort nicht. Wenn Ihr an das Haus gepocht habt, und man ruft: Werden? so antwortet: Jakob und Drogheda. Lebt wohl. Ich reite heut Nacht durch die Landschaft, die Verschworenen zu entbieten. Gute Nacht." Er verließ den Edelmann und ging in den Hof des Schlosses.

Bald kündete der Hufschlag seines Pferdes Ella an, daß George den Herrensitz verlassen habe — sie beugte sich so weit aus dem Fenster, als die Gitterstäbe es zuließen, das unheimliche Mädchen war verschwunden. Ella sank in die Kniee vor einem kleinen Heiligenbilde — sie betete für George, der ihr nie theurer gewesen war als jetzt, wo er einer augenscheinlich gefährlichen Sache seine Hülfe lieh — und Ella durfte nicht zweifeln, daß ihr Vater ebenfalls in den Handel verwickelt war, der eine Wiederherstellung der Stuarts bezweckte.

George Porter nahm seinen Weg durch den Park. Er wußte genau, welchen der Verschworenen er zuerst aufsuchen wollte und mußte. Als er eben aus dem Parkweg lenkte, scheute sein Pferd vor einer weiblichen Gestalt, welche sich aus dem Gebüsch aufrichtete.

„Heda, bist Du es wieder, Bessie? — was willst Du noch hier?" rief George Porter, der sogleich die Tochter des Schmugglers erkannt hatte.

„Ich will Dich sprechen, George," sagte das Mädchen, in den Steigbügelriemen des Reiters fassend. George zügelte sein Pferd.

„Was gibt es, Bessie?"

„Oh nicht viel," lachte das Mädchen hell auf. „Nur daß ich heute Deine Unterhaltung mit Ella Pendergraß am Fenster belauschte."

„Du thust höchst unrecht, herum zu horchen," rief George.

„Ja saß im Weinlaub schon eine Zeit lang, ich suchte Dich, weil ich die Liste abliefern sollte, und ich war rings um das Haus geschlichen, ohne Dich zu finden, bis ich Deine Stimme hörte."

George rückte ungeduldig im Sattel.

„Du bist ein Lügner, George," sagte das Mädchen.

„Bessie — ich verbiete Dir —"

„Still!" sagte heftig Bessie; „Du bist ein Lügner, ich wiederhole es. Du hast mit Deinen verführerischen Worten mir in stillen Stunden draußen auf der Haide, wenn der Wind leise über die Blumen von Romney-Moore strich, geschworen, daß Du mich liebtest — Du hast mich Deine Haiderose genannt und mir einen Ring geschenkt — als sie Dich verfolgten wegen Deines wilden Handels in Cuckfield, wo Du beim Spiele den jungen Baronet Gery gestochen, habe ich Dich im Gange der Blackmanstones verborgen. Liebe, süße Bessie — meine Kettern' hast Du mich da genannt — ich weiß, daß die Tochter des Pendergraß Dich fesselt, daß Du ihr zugethan bist — ich schlich Dir oft genug nach, wenn Du durch den Park schlüpftest, ich sah Euch Beide über die Terrasse von Keatbournhouse schreiten, ich habe dieses Haus stets verwünscht, in welchem Leute wohnen, die Dich von mir greifen, den ich liebte — heut habe ich die Worte vernommen, welche Du der blassen Ella zugeflüstert hast, ich habe gehört, was Du ihr versprochen — Du betrügst uns Beide: jenes Mädchen und mich — hüte Dich, George. Ich habe ältere Rechte an Dich als Jene — ich will Dich nicht gufgeben. Du darfst nicht spielen mit meinem Herzen."

Sie schüttelte leidenschaftlich den Bügelriemen, so stark, daß George's Pferd sich bäumte. Der Reiter senkte den Kopf und suchte dann Bessie's Hand zu fassen. „Du kennst die Welt nicht, Bessie," sagte er. „Ich muß den Vater Ella's für uns gewinnen. Weißt Du nicht, daß sich Großes vorbereitet? Ein Mann wie Pendergraß ist uns nothwendig — ich muß ihm nahe bleiben und da kommt es wohl auf ein wenig Hof machen bei der Miß Ella nicht an — ich gebe sie auf, wenn wir Alles erreicht haben."

„Das ist ein nichtswürdiger Handel," rief Bessie zornig. „Jene Miß ist ein braves Mädchen, eine gute Katholikin. Gib sie auf, ehe sie am Herzen erkrankt."

„Zum Henker, laß mich, Mädel," zürnte Porter. „Was weißt Du von großen Dingen. Ich habe genug gesagt — laß mich."

„George — bedenke, daß ich um Euren Handel weiß — ich kann Dich vernichten — König Wilhelm ist in der Nähe."

George Porter zuckte zusammen; er faßte sich aber schnell. „Ha! ha!" lachte er spöttisch, „Du willst verrathen — gut denn, geh hin und zeige uns an, aber es wird Dir nicht viel nützen, höchstens kann es geschehen, daß Dein Vater auf Tyburn zu London um einen Kopf kürzer gemacht wird. Der Hehler der Verschworenen wird dem Henker ein guter Fang sein."

Bessie ließ den Bügelriemen fahren, sie stöhnte tief und athmete schwer — George ließ sein Pferd schneller gehen. — „Halt, dort kommt ein Reiter," sagte er. „Kein lautes Wort mehr davon."

Der Reiter nahte sich ziemlich schnell. Er mußte fremd sein, denn vor ihm gingen zwei Landleute mit Windlichtern. Bessie drückte sich fest an George's Pferd.

Digitized by Google

„Mein Freund," rief der Reiter George zu, „Ihr kennt sicher den Weg nach Realbournhuse — hin ich recht dahin? Diese beiden Bursche haben in Gudensford soviel Ale getrunken, daß sie kaum den Weg finden."

„Ihr seid auf dem rechten Wege," antwortete George, den Fremden scharf musternd. „Reitet nur gerade durch den Park."

„Habt Dank," rief der Fremde, seinen Weg fortsetzend.

Als er sich entfernt hatte, faßte Bessie George's Bügelriemen wieder. „Du verdienst es nicht um mich," rief sie; „aber ich bin eine gute Jakobitin — dieser Mann ist ein Reiter von der Leibwache König Wilhelm's — ich kenne ihn — er hat mich in Romney auch den Händen des Janhgeels befreit — es geht irgend Etwas vor, wobei ihr, John Pendergrab, vielleicht Ihr Leben selbst beteiligt seid — weshalb reitet der Mann bei dunkler Stunde in das Herrenhaus? Sollte der König einen Verdacht schöpfen?"

„Bessie, Du hast Recht — eile zurück nach Romneymoor und theile dem Sir Charnock mit, was Du hörtest — ich muß zu Lord Clifford — leb' wohl." Er spornte sein Pferd und jagte in das dunkle Feld. „Laßt nur die Sache gelingen —" murmelte er; „ich werde hoch steigen und dann steht es bei mir, was ich mit all' Denen da unten machen will."

Bessie Hunt wanderte einsam über das Feld. Sie preßte zuweilen die Hand auf ihr pochendes Herz und dann stand sie wieder still. Als sie bei Gudensford ankam, sah sie das hell erleuchtete Landhaus. Viele Menschen umstanden dasselbe und eben tönte laut der Ruf: „Es lebe König Wilhelm." Die Becher klirrten. Bessie schlug schnell einen andern Weg ein — sie wich den Leuten aus und gelangte bald wieder in die Nähe des Landhauses. Sie drückte ihren Kopf gegen die Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Geschichten aus Westpreußen und Hinterpommern.

Von **Karl Aug.**

1. Die Einnahme von Paris.

Mit tiefem dunkeln Roth umklammen die ersten Strahlen der Morgensonne die dichten Baumwipfel und streuen durch das Blätterdach malerische Lichtstreifen auf den moosigen Grund. Meilenweit ist der Wanderer durch lichten Hochwald gelichtet und hat sein Herz erfreut an den gewaltigen Baumriesen, welche in Eichen und Buchen, vornämlich aber in schlanken, lerzengeraden Kiefern wechseln. Jetzt führet der Weg einen Hügel hinan — und vor den staunenden Blicken des Wanderers entfaltet sich eine überraschende Aussicht. Ein gleichsam wunderbar schönes Stückchen Natur liegt im engen Rahmen vor ihm, so lyrisch schön, wie die Gegenstücke dieser Gegend, von öden Sand und dürrer Haide zu fieblinem, krystallklarem Wasser, von wettrüppelten Kiefernkasseln zu herrlichen schlanken Nadel- und Laubholzstämmen sie nur hervorzurufen vermögen. Tief und ziemlich steil abwärts schließen an die lieblich bewaldeten Hügelwände meilenweit sich hinziehende See'n, welche letzteren stellenweise noch gar malerisch von saftiggrünen Wiesen umrahmt werden.

Seitwärts, unmittelbar am Rande des vordersten See's, liegt das kleine Städtchen Baldenburg in Westpreußen, dessen winzige Häuser und spitzige Kirchthurm in der krystallnen Fluth sich wiederspiegeln. Am äußersten, entgegengesetzten Ende des See's liegt auf einer schmalen Landzunge eine kleine Mühle, sehr einsam versteckt zwischen Hügeln und Gebüsch, und von der andern Seite dicht umgeben von einem noch viel größeren, anscheinlich breiten und meilenlangen Gewässer.

Es ist noch sehr frühe; die wohl immer sehr stillen Gassen der kleinen Stadt verharren jetzt noch in regungsloser Ruhe, und obwohl inmitten des See's einige Fischer in ihren kleinen Kähnen sich schaukeln, obwohl das große Rad der einsamen Mühle langsam sich dreht — so ist der Eindruck des ganzen Bildes doch der unbedingter Ruhe und Regungslosigkeit. Die Phantasie des Beschauers hat reichlichen Spielraum, aus dem in der Tiefe sich abspiegelnden Häusergewirr die verkehrte Sage sich vorzumalen von der „versunkenen", im dunkeln Wassergrunde ruhenden Stadt — eine Sage, welche hier, wie bekanntlich in vielen andern Gegenden unseres großen deutschen Vaterlandes, fast unzähligemale sich wiederholt.

Plötzlich belebt sich jenseits die Anhöhe. Eine Schaar bewaffneter Männer, geführt von einem Berittenen, wird über'm Hügel sichtbar und steigt das Ufer hinab zu der kleinen Mühle. Drüben auf dem Kirchthurm beginnen die Glocken zu läuten und ihre langgezogenen Töne hallen wahrhaft wunderſam über den Wasserspiegel daher und brechen sich in mannigfachem Widerhall an den Wald- und Hügelwänden. Doch wir behalten keine Muße, dem „antwortenden Geläut aus der Tiefe" zu lauschen, denn ringsum auf den übrigen Anhöhen werden bewaffnete Schaaren sichtbar und in der Umgebung der Mühle beginnt es ebenfalls sich zu regen. Jetzt vernehmen wir erst, daß die Kirchenglocken, trotz des Sonntagmorgens, zu keinem Friedenswerke die Andächtigen zusammenrufen, sondern daß sie vielmehr Sturm läuten. In ihren gellenden Klang mischt sich sodann dumpfer Trommelschlag und schrilles Trompetengeschmetter; dann wird's auf den Straßen lebendig, die Fensterläden öffnen sich, eine Thür nach der andern wird stürmisch aufgerissen und heraus stürzen Männer, Frauen und Kinder, unter wüstem Toben und Geschrei. Jetzt ordnen sich die wehrhaften und schwerbewaffneten Mannschaften auf dem Marktplatze. Ein berittene Offiziere setzen sich an ihre Spitze; und mit fliegender Fahne, voraus ein Musikcorps, in feinen kriegerischen Melodien wacker unterstützt von einer gewaltigen Trommel, marschirt die Schaar zum Thore hinaus.

Von allen Seiten haben sich unterdessen die Höhen bewölkert mit ebenfalls heranziehenden Kriegerschaaren, welche sämmtlich ihre Richtung nach der Mühle nehmen, und jetzt bemerken wir auch, daß man dort ganz absonderliche und großartige kriegerische Vorbereitungen getroffen hat. Gewattige Verhaue und Schanzen sind nach der Waldseite hin angelegt, während an der andern Seite die über den Mühlenfluß führende Brücke aufgehoben ist. Und ebenso sind die Männer, welche in dichter Schaar die Mühle besetzt halten, nicht minder schwer bewaffnet als die heranziehenden.

Während jetzt das Kriegswolk von allen Seiten her die Höhen hinunter auf die Mühle losmarschirt, haben wir Muße genug, uns zunächst diese Kriegerschaaren genauer anzusehen. Alle möglichen wunderlichen Waffen, theils noch in Ueberbleibsln aus dem soeben beendeten Freiheitskriege bestehend, theils in Trophäen, welche man von den diesen Theil Deutschlands von Rußland her jüngst so hurtig durchstürmenden Franzosen hier und da erbeutet, theils schließlich „andenkliche" Mordinstrumente, wie Hengsteln, Hotzärte, Sensen u. s. w., bilden die Ausrüstung dieser Männer.

Am eivilistreteten, wenn wir so sagen dürfen, erscheinen noch die Baldenburger, denn bei ihnen steht man nicht allein zahlreiche Flinten, Lanzen und Säbel, sie haben nicht blos eine gothgestichte rothe Fahne mit schwarzen Fransen, sondern ihnen voran marschirt ja auch die in fünf Personen bestehende, nicht sehr üble Musikbande, und dieser letzteren wiederum voran bewegt sich die schon erwähnte gewaltige und in jeder Hinsicht einzige Trommel. Noch mehr aber; ihrem dritttenen General zur Seite trabt sogar ein vollkommen kriegsmäßig ausgerüsteter Harnist. Doch unsere Bewunderung wird zum Staunen, wenn dieser letztere ist kein gewöhnlicher Trompeter, sondern eine tapfere Amazone, ein noch junges Weib, die Harfensiftin Ortmann, welche die ganzen Freiheitskriege in Lützow's „Wilder Jagd" mitgemacht hat.

Was aber, wird der Leser nun wohl verwundert fragen, um was handelt es sich denn hier, was bedeuten diese kriegerischen Aufzüge? Fast möchte man annehmen, daß hier ein Bürgerkrieg im Ausbrechen sei, daß friedliche Bürger zum hitzigen, erbitterten Kampfe gegen ihre Brüder ausziehen. Nichts von alledem; es war im Jahre 1815, nach dem endlichen Friedensschluß, welcher nach der Unterjochung der Franzosen und nach den schweren blutigen und ruhmvollen Freiheitskriegen endlich die ersehnte Ruhe wiedergebracht hatte. Wie im ganzen großen Vaterlande, war auch in diesem Theile Deutschlands die Begeisterung eine außerordentlich große, und um derselben nebst allen freudigen Gefühlen Ausdruck zu geben, hatte man beschlossen, eine großartige Feierlichkeit zu veranstalten, an welcher in gleicher Weise die sogenannten Honoratioren, die Bürgerschaft, alle umwohnenden Gutsbesitzer, sowie die Bevölkerung aller Dörfer der Umgegend in festlicher Weise sich betheiligen.

Dies Volksfest war eine großartige, gleichsam theatralische Aufführung, welche die Einnahme von Paris veranschaulichen sollte. Es war also eine patriotische Feier jenes großartigen Ereignisses, wie man sie auch anderwärts begangen — nur mit dem Unterschiede, daß

Digitized by Google

man damit nicht zehn, fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre gewartet, sondern daß man sie sogleich nach beendetem Kriege und noch voll von den lebendigsten Erinnerungen in Scene gesetzt. Ebenso war hier von irgend einer treuen, etwa militärischen Kopirung jenes Ereignisses keine Rede, sondern man führte dasselbe vielmehr in seiner eigenen Weise auf, wie Ort und Umstände dies gestatteten. Und eben diese naive und so überaus komische „Einnahme von Paris“ wollen wir im Nachfolgenden zu schildern versuchen.

Die unterdessen fast bis zu der Mühle herangekommenen Karzenburger haben zwar anstatt der Trommel nur einen großen kupfernen Kessel, und anstatt mit Hörnern und Trompeten wird auf abgeschlagenen Fischzehnhäfen geblasen — allein sie haben vor den Baldenburgern den Vortheil voraus, daß ihnen ganz Absonderliches voraus. Dieser kupferne Kessel ist auch dem herrschaftlichen Eigenthum des Gutes Groß-Karzenburg hergeliehen und gehört der schönen und geistvollen Frau v. W., der intimsten Freundin Blüchers; diese Fischzehnhäfe stammen aus dem herrschaftlichen Keller von Groß-Karzenburg und sind zum großen Theile von Blüchers selber abgeschlagen worden, und ein Jeder von diesen guten Karzenburgern hat den damals noch jugendlichen Blücher persönlich gekannt, damals als er noch Rittmeister war und von seinem Garnisonsort Rummelsburg in Pommern aus gar nicht oft genug nach Karzenburg herüberreiten konnte.

In ähnlicher Weise hat auch der von der anderen Seite heranzekommenen übrigen Dörfer, die Schönenberger, Stermlower, Bischofswitter, Wittfelder und alle Andern bewaffnet und ausgestattet und bilden, je nach der Anordnung, Oesterreicher, Russen, Engländer u. s. w., während die Baldenburger die Preußen sind.

Das ganze kriegerische Spiel wird auch keineswegs auf's blinde Ungefähr, sondern nach einem wohl überdachten Plan in Scene gesetzt. Die kleine Waltmühle, welche Paris vorstellte, war von lauter früheren alten Soldaten besetzt, die sich freiwillig dazu erboten hatten, den als Kaiser Napoleon preklamirten Waltmüller Plath „auf Tod und Leben“ zu vertheidigen. Ihr Anführer, der Ansmann Graupzmann, ein äußerst energischer Charakter, hatte darauf geschworen, mit seinen kleinen Häuflein den vielen Hunderten, von allen Seiten herbeiströmenden Feinden so lange als möglich zu trotzen und seinen theuren Kaiser „mindestens nicht lebendig“ in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Der Hauptanführer der Preußen war der Steuereinnehmer Lodendorff (Vater des Verfassers der „Militärischen Zeit- und Charakterbilder“), ein kleiner, etwas verwachsener Mann, der jedoch als die Seele des ganzen Festspiels das Programm entworfen und die Rollen vertheilt hatte. Sein kriegerischer Gehilfe, der Gastwirth Hoyer, kannte ebenso den Haudegen Blücher vortrefflen, wie er selber den Pläne entwerfenden Gneisenau.

Paris wurde jetzt von allen Seiten mit Pfahpatronen auf das Heftigste beschossen und die größtentheils mit Lanzen bewaffneten Hoyer'schen Preußen rückten zum Sturme auf die Schanzen los. Unter dem heftigsten Gegenfeuer der Franzosen wurde von den Pionieren eine Brücke über den Mühlenstuß geschlagen (natürlich nur aus einigen dreilen Brettern bestehend), auf welcher bereits einige tollkühne Preußen sich befanden, als plötzlich die Franzosen einen stürmischen Ausfall machten, die Brücke mit großer Kraft zerstörten und die darauf befindlichen Preußen in's Wasser stürzten. Hierbei gerieth die preußische Fahne in die größte Gefahr, von den Franzosen genommen zu werden; schon war der Fahnenträger, der Apothekerssohn Ruß (Großvater des Verfassers dieser Schilderung), von anstürmenden Franzosen umgeben, schon ward ihm der Fahnenstock in den Händen zerbrochen, als ein riesiger Preuße, der Tuchmacher Koblik, im entscheidenden Augenblick zu Hilfe sprang, drei aber vier Franzosen zurückwarf und Fahne und Fahnenträger rettete.

In ähnlicher Weise tobte der Kampf auch auf der andern Seite, während von den Bergen herab ein gewaltiges Gewehrfeuer prasselte. Da man die bei einem solchen Kampfe doch zweifellos nothwendige Reitlerie durchaus nicht zu beschaffen gewußt, so feuerte man fleißig in alle große, auf Wagen befindliche Kanonen, um dach wenigstens — den Lärm zu haben. Später kam auch noch ein alter herrschaftlicher Böller aus Groß-Karzenburg an.

Daß es bei solchem hitzigen Handgemenge nicht ohne Verwundungen abging, läßt sich wohl denken; einer der tapferen Franzosen, der Büttchermeister Broasch, erhielt einen Lanzenstich in die Brust, und ein muthiger jüdischer Handelsmann, David Saalfeld, welcher die ernstliche Gefahr sah und die Lanze noch zur rechten Zeit mit seinem Gewehr zur Seite schlug, mußte diese Heldenthat mit einer tiefen Wunde im Schenkel bezahlen. Weitere ernste Unglücksfälle kamen aber glücklicher, wenn auch verwunderlicher Weise nicht vor.

Immer furchtbarer stürmten die Preußen, Oesterreicher und Russen, und während es den Preußen gelang, die Brücke wiederherzustellen und die Franzosen siegend zurückzudrängen, überstiegen die Oesterreicher und Russen auf der andern Seite gleichfalls die Schanzen. Aber der tapfere Generalmann hielt sein Wort; bis zum letzten Augenblick deckte er mit seinem riesigen Körper den Pfahl-Napoleon, und, gerade wie bei Belle-Alliance, mußte auch hier im letzten Augenblicke der Franzosenkaiser die Flucht ergreifen und zwar in einem kleinen Fischerkahne, unter donnerndem Jubelgeächzer des rings auf den Höhen in wimmelnder Menge als Zuschauer versammelten Volkes, auf das Wasser sich retten.

Sobald Paris eingenommen war, jubelten, lachten und umarmten sich Franzosen, Deutsche, Russen u. s. w.; die bei den heftigen Kämpfen Gestoßenen, Geschlagenen und selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen und verziehen willig Denen, die sie beschädigt hatten. Alles Volk ordnete sich nun zum ungeheuren Zuge nach dem einige hundert Schritte entfernten wendischen Wadthal, dem sogenannten „Ort“. Hier waren bereits lange Tischreihen mit Bänken hergerichtet, und hier ging jetzt die eigentliche Jubelfeier der „Einnahme von Paris“ bei Wein, Bier und Branntwein so recht erst an. Bis zum späten Abend wurde gezecht und gejubelt, bis dann schon in der tiefen Dunkelheit unter Aufführung der bewußten Trommel der ganze Zug nach dem Städtchen sich zurückwendete.

Hierbei mußte man jedoch der Musikbande entbehren, denn diese war schon voraus nach dem Städtchen zurückgekehrt, weil dort die Nobleste das Vergnügen mit einem solennen Ball beschließen wollte. Dieser Ball dauerte bis zum lichten Morgen, und nachdem man endlich zu tanzen aufgehört hatte und die Damen sich nach Hause begaben, zogen die Männer unter Aufführung des Hauptanstifters Lodendorff und des Oberförsters v. Schimkofsky mit der Musikbande an der Spitze überall in den Straßen herum und brachten den schönsten Frauen Morgenständchen. Dabei blies Lodendorff selbst ein damals sehr beliebtes Instrument, das Fagot. Man war jedoch bereits auf dem höchsten Gipfel des Vergnügens angekommen, denn unter dem Jubel der schnell herbeieilenden Straßenjungen stießen Lodendorff mit dem Fagot und der Oberförster mit dem Stocke an den Häusern, vor denen die Ständchen gebracht wurden, nach dem Takte der Musik sämmtliche Fensterscheiben ein. Ein jüdischer Kaufmann, Namens Lewin, welcher die Lautzerzügnisten nahen hörte und sah, ließ schnell die Fensterladen schließen, um seine Scheiben zu retten. Dies konnte man sich jedoch nicht gefallen lassen; sämmtliche mitgiehenden Personen suchten schleunigst Steine zusammen, und auf Kommando Lodendorffs, ebenfalls nach dem Takte der Musik, entlud sich nun eine sehr gemüthliche Kanonade nach den Fenstern des obern Stocks. Man wußte nämlich, daß jene Klage nicht bewohnt war — daß dort aber die Barschke sich befanden verhältnißen Porzellangeschirrs aufbewahrt wurden und daß jene Steinbogel unter diesem eine entsetzliche Verheerung anrichtete, wußte man nicht.

Der jüdische Kaufmann schrie freilich Ach und Weh, allein au Klage und Schadenersatz durfte er ebensowenig denken als irgend ein Anderer. Es war ja die Feier des Friedensfestes der Einnahme von Paris, wovon eine frohe, jubelvolle Stimmung nach viele, viele Jahre in der Erinnerung aller Betheiligten ungetrübt soetleben sollte. —

Die Leser werden es zugeben, daß derartige Vergnügungen für unsere zartnervige Gegenwart nicht mehr geeignet oder überhaupt möglich wären. Aber nicht allein im Allgemeinen, in der Weise, wie alle Welt fortschreitend zum Guten, Höhern und Idealen, haben sich auch in meiner Heimath die Verhältnisse geändert. Im Gegentheil, ein schweres, trübes Schicksal hat seine Unglückshand auf diesen Theil Deutschlands gelegt. Wenn wir jetzt in jene Gegend reisen — es ist die Spitze Westpreußens, welche sich nach Hinterpommern hinein erstreckt — so fahren wir meilenweit durch die Leere, wo kein lebendes Wesen uns begrüßt, außer der Lerche am wolkblauen Himmel, wo unser Auge weithin in die Ferne schweift, ohne etwas Anderes zu entdecken, als öden Sand, kärgliche Fichtenkulturen und magere Getreidefelder, abgegrenzt im fernen Hintergrunde nur noch hier und da durch schwarze Waldmassen.

Noch ist es nicht viel über ein Menschenalter her, da zeigte auch diese Gegend eine regsame Industrie. Jetzt sind ihre Reichthümer dahin, ihre natürlichen Schätze sind verdrauch, sie verkümmert in sich selber. Die russische Grenzsperre hat mit grausamer Hand einer ungemein regsamen und fleißigen Tuchmacherei den Lebensfaden durchschnitten, deren Erzeugnisse von hier aus bis in's ferne Polen und Rußland gelangen und verwerthet wurden. Die alten, damals so wohlhabenden Tuchmachermeister sind mit bitterem Herzeleid verstorben; ihre Söhne wurden Ackerbauer, welche jetzt, mit Ochsen oder wohl gar nur Kühen vor dem Pflnge, dem leichten Boden nur den nothdürftigsten Lebensunterhalt abzuringen sich quälen.

Digitized by Google

Eine Partie Piquet. Original-Zeichnung von W. Simmler.

Digitized by Google

Von dem früheren Glanz und Reichthum der altehrwürdigen Tuchmacherei gibt ein Chor in der Kirche noch Zeugniß, welches mit goldener Inschrift die Worte trägt: „Das Hochlöbliche Gewerk der Tuchmacher."

Eine nicht minder eintrügliche Quelle der Wohlhabenheit dieser Gegend war die Fülle an Holz, welches in verschiedener Weise ausgenutzt wurde. Ein blühender Handel mit Dielen und „Bockerasche" (ausgelaugte und wieder ein, ichte Buchenholzasche, welche zur Pottaschenfabrikation diente) nach Danzig und Kolberg erhielt diese Gegend in lebhaftem Verkehr mit der Außenwelt. Aber ein Reichthum, der keinen Zufluß hat, muß sich zu erschöpfen. Nicht die russische Grenzsperre allein ließ das Lebensmark dieser Gegend verdorren, sondern noch vielmehr der Mangel an jeglichen Verkehrswegen. Während jede andere Gegend durch den Segen des Verkehrs ihre natürlichen Hilfsquellen zu erhalten oder sich neu zu eröffnen vermag, — da muß diese abgelegene und abgeschiedene in sich selbst sich verzehren.

Die Wälder sind zum größten Theile längst verschwunden, der zurückgebliebene leichte Acker ist ausgedörrt, und wenn er auch meistens warm und dankbar ist, — seine Bebauer haben weder die Mittel, ihm die nöthigen Zuschüsse zu gewähren, noch die Kraft, ihn in gehörige Cultur zu bringen. Viele Meilen weit gibt's keinen Dampfweg, welcher Leben und Bewegung brächte, kaum die nöthigsten Chaussee-Verbindungen werden in Zwischenräumen von Jahrzehnten erbaut, und ein Stückchen Chaussee, fünf Meilen lang, von Schlochau bis Baldenburg, welches in den Jahren 1846—48 erbaut wurde, um der sonst unfehlbar ausbrechenden Hungersnoth vorzubeugen, verlief sich wohl fünfzehn Jahre hindurch im Sande, bevor ein weiterer Anschuß ermöglicht ward.

Keine das Menschenherz erfreuenden Zeigefinger der Industrie und Gewerbsthätigkeit, keine Fabrikschornsteine, Maschinenwerke u. s. w. sind hier auf viele Meilen weit nach Westpreußen hinein zu finden. Und die Menschen? Sie sind in dumpfes Hinbrüten versunken über ihre Armuth, über ihr unverschuldetes Elend, und ringen seufzend nach ihrem kärglichen Erwerb. Ereignisse, die noch ihre Vorältern in Erregung und Begeisterung versetzten, gehen an ihnen unbeachtet vorüber, — denn abgeschnitten und verlassen von der ganzen Welt, kümmern sie nur ihre kleinlichen Interessen. Sie feiern wahrlich keine Freuden- und Jubelfeste mehr.

Doch — nur eines einsichtigen, unternehmenden und mit Mitteln ausgestatteten Menschenfreundes oder Geschäftsmannes bedürfte es, um auch hier reiche Quellen des Wohlstandes wieder fließen zu machen, in zweckmäßiger Ausnutzung des dankbaren Bodens und des noch immer beträchtlichen Holzreichthums zu industriellen Anlagen. Zahlreiche große Güter dieser Gegend beweisen es, daß die Cultur gerade hier ein vorzugsweise ergiebiges Feld findet. Und wenn dann auch der Segen ausreichender Verkehrswege — welche zum Theil bereits in der Nähe entstanden sind, zum Theil selbst hier mindestens doch schon beabsichtigt werden — erst hinzukommt, so wird auch neue Wohlhabenheit wieder einkehren, und mit ihr das alte Frohsein und die Gemüthlichkeit der Vorfahren.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

2. Die Todten der afrikanischen Steppe.

Von **Gustav Rasch.**

Während der Jahre 1852 und 1858 landeten jede Woche Fregatten, Briggs und Corvetten in den Häfen der afrikanischen Nordküste, um ihre Menschenfracht auszuladen. Die Jahre 1852 und 1858 waren die beiden großen Deportationsperioden der bonapartistischen Gewaltherrschaft, wie ich schon erwähnt habe. Unter dem Gesange der Marseillaise und unter dem Ruf: „Es lebe die Republik!" wurden die Deportirten in Algier, in Oran, in Philippeville, dem Hafen von Constantine, an's Land gesetzt. Unter ihnen waren alle Stände der französischen Gesellschaft vertreten, Kaufleute, Gewerbtreibende, Advocaten, Künstler, Landbewohner, Arbeiter und Söhne der ersten französischen Familien, auch Frauen und Kinder. Während ihrer Haft in den französischen Gefängnissen vor ihrer Ueberfahrt wurden diese Frauen in den Depots detinirt, wo die Polizei die liederlichen Dirnen zu verwahren pflegte. Aus der Zahl dieser, sämmtlich dem gebildeten französischen Bürgerstande angehörenden Frauen will ich nur die Damen Pauline Roland, Guillermé, Fernando, Louise d'Auch, Clouard, Eugenie Guillemot, Augustine Péau, Fine Prabeil, Elisabeth Parlé, Marie Reviel, Clementine Hibeuit, Armantine Huet, Claudine Monnet und Rosalie Gibert nennen. — Als der Commandant des drei Stunden von Algier entfernten Strafgefängnisses Maison carée einen Trupp von eben angekommenen Deportirten besichtigte, bemerkte er an der Seite des mit dem Kreuz der Ehrenlegion, welches er aus dem russischen Feldzuge von 1813 mitgebracht hatte, geschmückten Capitains Lecomte einen kleinen Knaben von eilf Jahren. Er zupfte ihn freundlich am Ohr und sagte: „Mein kleiner Freund, Kinder kann ich hier nicht gebrauchen; wahrscheinlich bist Du Deinem Vater oder Deinem Bruder gefolgt; aber — Du mußt das Haus verlassen."

„Nein, nein!" erwiderte der kleine Jézadet, „Sie irren sich, Commandant; ich habe hier keine Verwandte; ich bin deportirt, wie die Andern." Der Commandant wollte dem Jungen erst gar nicht glauben; aber er überzeugte sich bald von der Wahrheit seiner Worte, als er in den Reihen der Deportirten bald noch acht andere Knaben fand, von denen der älteste noch nicht vierzehn Jahre alt war.

Nach der Ausschiffung wurden die Deportirten in die Forts gebracht, und dort den Militairkommandanten übergeben. Diese eröffneten ihnen, daß sie von nun an dem Militairgerichtsstand unterworfen seien, daß über jedes Vergehen, welches sie sich gegen die Disciplin zu Schulden kommen ließen, Kriegsgerichte aburtheilen würden, und daß die Strafe eines Fluchtversuchs in Deportation nach Cayenne bestehe. In Betreff ihres fünf- oder zehnjährigen Aufenthalts in Afrika stehe ihnen die Wahl zwischen Internirung in einem Orte der afrikanischen Steppe oder Zwangsarbeit frei. Im ersteren Falle liefere ihnen die Militärverwaltung nichts; im andern Falle Lebensmittel und Wohnung unter einem Zelte.

Welch' eine Wahl! Die Zwangsarbeit sollte im Bau von Straßen und Chausseen oder im Bau oder in der Ausbesserung der Forts und Festungswerke bestehen. Das war eine Arbeit für Tagelöhner. Der größte Theil der Deportirten bestand aus Leuten des gebildeten Bürgerstandes, die weder mit der Hacke noch mit der Schaufel umzugehen wußten. Aber eben so traurig war das Loos der zur Internirung in irgend einem entlegenen Orte der Steppe Verdammten. Das sind kleine Dörfer und Städte, welche oft nur aus wenigen Häusergruppen bestehen und meistens nur von Arabern und afrikanischen Juden bewohnt sind. Commerzielle und industrielle Hilfsmittel zur Begründung einer Existenz haben diese erbärmlichen Orte gar nicht. Wer ohne Mittel und ohne Geldvorschüsse von Hause in diese entlegenen Orte verbannt wurde, hatte die gewisse Aussicht, dem größten Elende Preis gegeben zu werden, und sich mit den niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten befassen zu müssen, wenn er nicht Hungers sterben wollte. Aber das Alles ging Louis Bonaparte und seine Genossen in Paris nichts an. Die Deportirten waren von ihnen über das Mittelmeer transportirt, nicht, um in Afrika zu leben — sondern um in Afrika zu sterben.

Der größte Theil der Deportirten nahm die Internirung oder die Zwangsarbeit an; ein kleiner Theil erklärte dem Militairkommandanten, daß sie weder das Eine noch das Andere annähmen, sondern daß sie darauf beständen, von einer Regierung, welche sie wider ihren Willen und ohne irgend einen Rechtstitel mit Gewalt nach Afrika gebracht habe, die Mittel zu verlangen, in Afrika zu leben und zu existiren. Und was geschah mit diesen „Widerspenstigen", wie sie amtlich von den afrikanischen Militairbehörden genannt worden sind? Sie wurden in die Forts von Algier, Oran, Mostaganem, Saint Gregoire, Bugia, in die Gefängnisse von Bona, Maison carrée, Lambessa gebracht und dort wie Militairsträflinge behandelt; die andern wurden in einzelnen Trupps in die entferntesten, häufig an der Grenze der großen Wüste, der Regentschaft von Tunis und Marocco belegenen Orte gebracht, dort ihrem Schicksale, dem Hunger und dem Elende überlassen, oder in den verschanzten Lagern unter die mit Zwangsarbeit beschäftigten Militairsträflinge eingereiht. Tausend Qualen und Martern erwarteten die „Widerspenstigen" in den Forts, in den Zuchthäusern und Strafanstalten; die härteste, ungewohnteste Arbeit an den Landstraßen und an den Festungswerken diejenigen, welche sich für Uebernahme der Zwangsarbeit entschieden hatten; Elend, Hunger und Armuth die Internirten — überall aber der Tod. In den beiden folgenden Skizzen werde ich die Odyssee eines

Digitized by Google

Internirten und die Leiden eines „Widerspenstigen" schildern, und an diesen beiden Beispielen den Beweis führen, in welcher grausamen Weise die Gewaltregierung Louis Bonaparte's und seiner Helfershelfer die Deportirten in Afrika behandelt hat, für jetzt aber von dem Tode und von den Todten in der afrikanischen Steppe erzählen.

In den verschanzten Lagern wurden die politischen Deportirten früh Morgens unter der Aufsicht von Soldaten mit geladenem Gewehr wie das Vieh zur Arbeit geführt. Die Soldaten hatten Befehl, Jeden, der einen Fluchtversuch mache, ohne Weiteres niederzuschießen. In den weit über die Steppen hinaustragenden Lagern wurde die Uebernachtung der Deportirten den Turcos und den Spahis — aus eingebornen Arabern bestehenden Truppencorps — anvertraut. So beispielsweise in Cheliff, wohin vierhundert Deportirte geführt wurden. Beni-Manfour ist ein verschanztes Lager am Fuße des Kahnlengebirges, des Jurjura. Es besteht aus einem Fort und einigen Häusergruppen. Die Deportirten, welche nach Beni-Manfour geführt wurden, schliefen unter dem Zelt oder in hölzernen Baracken. Bei Tage wurden sie mit den häufigsten Arbeiten beschäftigt. Das Lager von Beni-Manfour, welches dazu bestimmt ist, die Stadt Aumale vor räuberischen und mörderischen Ueberfällen der Kabylen zu sichern, ist so ausgelegt, daß die politischen Zwangsarbeiter nur bewaffnet die Nähe des Forts verlassen konnten, um Wasser und Holz zu holen. Jeder Deportirte erhielt dort täglich 50 Centimes. Damit hatte er seinen ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten. Oft mußte ein in den Gebirgen der Kabylen getödteter Affe oder Schakal den Braten zu einer Mahlzeit hergeben, wenn es nicht möglich war, mittelst des halben Franken Fleisch zu beschaffen. Im schlechtesten Rufe unter den verschanzten Lagern stand das von mir schon erwähnte Lager von Cheliff, dann Oeud-el-Hammon in der Provinz Oran und das Lager von Bourbila in der Provinz Algier. Das Terrain war in allen drei Lagern sumpfig und fiebererzeugend. Von der mörderischen Beschaffenheit der afrikanischen Fieber hat nur Der einen Begriff, der Algerien selbst bereist hat. Ich habe einen Colonistenort in der Mitidja, in der Ebene zwischen Algier und Blida, besucht, wo zwei Generationen von Colonisten nach einander ausgestorben sind, bevor es gelang, die Umgebung des Ortes urbar zu machen. Der Ort heißt Bouffarik. Wenn die Deportirten in den verschanzten Lagern vom Fieber befallen wurden, so wurden sie in das Militairhospital der nächsten Stadt geführt. Waren sie wiederhergestellt, so wurden sie von Neuem zu den Zwangsarbeiten in das Lager geschickt. Starben sie, was meistens der Fall war, so gehörte es unter die Zwangsarbeiten ihrer unglücklichen Kameraden, sie zur Erde zu bestatten. Sie nahmen den todten Körper auf ihre Schultern und trugen ihn so zum Friedhofe, falls er im Hospital des Städtchens gestorben war, oder gruben ihn irgendwo in der Steppe ein, falls sein Tod in den Baracken des Lagers erfolgt war. Im Lager von Mers-el-Kedir bewohnten die Deportirten die unter Nesseln, Brombeersträuchern und allerlei Gestrüpp vergrabenen hölzernen Baracken der Colonisten, welche theils hier gestorben oder, nachdem die Fieber sie decimirt hatten, gestohen waren. Aber diese Colonisten hatten doch wenigstens die Möglichkeit gehabt, sich durch regelmäßige Lebensweise, durch den Genuß gesunder und nahrhafter Speisen, durch passende Kleidung vor Krankheit zu schützen, während die Deportirten, jedem Witterungswechsel Preis gegeben, in Lumpen gehüllt, oft ohne Schuhe, bei einer ganz miserablen Ernährung, dem Fieber haufenweis zum Opfer fielen. In den Gefängnissen und Forts unter den „Widerspenstigen" räumte der Tod ebenso massenweis auf. Ich kenne diese afrikanischen Gefängnisse aus eigener Anschauung. Die weite Casbah von Bona ist ein alter, bald in Trümmern liegender Palast, in welchem vor einem halben Jahrhundert der türkische Bey residirt hatte; „Maison carrée" auf der Höhe des Harrachflusses ist ein verlassenes Türkenfort, feucht, kalt, windig. „Nichts war zu unserer Aufnahme in Maison carrée vorbereitet," erzählte mir einer der in diesem wüsten Gefängnisse, welches heute nur von den schwersten Verbrechern afrikanischer Race bevölkert wird, detinirten politischen Deportirten. „Einige Bündel Stroh, einige Hängematten bildeten das ganze Mobiliar; zwei Drittel von uns schliefen auf bloßer Erde. Während des Tages versengte uns die glühende afrikanische Sonne; während der Nacht schliefen wir auf Stroh, welches voll von Ungeziefer war. Die Gallerieen des Erdgeschosses waren so feucht, daß wir und zwanzig Stunden nach unserer Ankunft bereits einige wegen der Unreinen erkrankt waren. Noiret aus Rouen starb am vierten Tage; Grenet, aus dem Departement der untern Seine, der als Deputirter zur gesetzgebenden Versammlung vier und dreißig tausend Stimmen erhalten hatte, starb nach drei Monaten an Blutfluß. Die Gefängnißkost war erbärmlich und ungureichend; sie bestand aus einem Topf voll Reis und aus einem Brod; kein Kaffee, kein Wein; sumpfig schmeckendes Wasser als einziges Getränk — die Dysenterie fing an, ihre Verwüstungen unter den Deportirten anzurichten . . ." Ebenso tödtlich, wie in Maison carrée, war der Aufenthalt in den weiten, unwirthlichen Räumen der Casbah von Bona, wo an sechshundert Deportirte eingesperrt wurden, und in dem unterhalb der Casbah auf freiem Felde angelegten Lag , wo acht- bis neunhundert Deportirte unter hölzernen Baracken campirten, nicht anders in Lambessa. Das Hochplateau von Lambessa erhebt sich tausend Fuß über den Spiegel des Mittelmeeres und leidet im Sommer an einer glühenden Hitze, während auf demselben während der Wintermonate eine empfindliche Kälte herrscht. Das Plateau ist ganz öde und kahl, unangebaut, hie und da von weiten Steinmauern bedeckt, mit hohem Gestrüpp und die wuchernde Meerzwiebel abwechselt. Ich besuchte das Hochplateau von Lambessa vor einigen Jahren von Batna aus, der kleinen französischen Militairstadt in der afrikanischen Steppe. Von Batna bis Lambessa nirgends ein Baum, nirgends eine Häusergruppe; nicht der Laut eines Vogels unterbrach die öde und schweigsame Einsamkeit, welche auf den öden, weiten Flächen lagerte. Nachts wird diese Stille zuweilen durch das Gebrüll eines Löwen unterbrochen, der, vom Hunger getrieben, aus den Schluchten des Aurèsgebirges hinabsteigt, um sich eine Beute zu erjagen. Auch heute sich auf diesen wüsten Plateau erhebende berüchtigte Strafgefängniß von Lambessa existirte damals noch nicht. Es ist erst im Jahre 1853 vollendet worden. Fast zwei Jahre campirten die unglücklichen Deportirten unter hölzernen Baracken auf freiem Felde. Erst ihm Jahre 1854 bezogen sie die Räume und Höfe des Gefängnisses. Wieviel Unglückliche dem Klima, den Fiebern und der Dysenterie in der Casbah zu Bona, in dem Lager unterhalb des Forts und in den Baracken von Lambessa, sowie später in den Zellengefängnisse erlegen sind, ist gar nicht zu bestimmen. In der Casbah von Bona waren die fünfzig Betten des Hospitals immer belegt, ergänzte mir ein Deportirter, der dort eingesperrt war. Die Krankheiten rissen um so stärker ein, als die Militairverwaltung sich hartnäckig weigerte, die Deportirten mit Kleidung, Schuhen und Hemden zu versehen, damit sie das, was sie am Leibe trugen, erst vollständig abnutzen sollten. Es dauerte natürlich nicht lange, so gingen sie barfuß und in Lumpen. Der Aufenthalt in dem heutigen Zellengefängnisse zu Lambessa ist so ungesund, daß die dort detinirten Verbrecher sich sechs Stunden im Freien aufhalten dürfen. „Ein Aufenthalt von sechs Stunden in frischer Luft ist zur Erhaltung der Gesundheit im afrikanischen Klima nöthig," sagte mir der mir im Zellengefängniß umherirrende Beamte. Mit Rücksicht auf dies Klima erhalten die heute in Lambessa detinirten Verbrecher reichliche und gute Beköstigung, zum Frühstück eine gute, kräftige Bouillonsuppe mit eingebrockten weißen Brod, Mittags eine große, mit Fleisch gekochte Portion Gemüse, falls sie Feldarbeiten verrichten, täglich Fleisch, Kaffee, Butter, Käse und Brod. Die auf freiem Felde unter Holzbaracken campirenden politischen Deportirten erhielten nichts als einen täglichen Sold von einem halben Franken, wofür sie sich Lebensmittel beschaffen mußten. Wie bei einer solchen Beköstigung Fieber und Dysenterie unter ihnen aufgeräumt haben mögen, kann sich Jeder selbst sagen. Mir liegt, während ich schreibe, ein Brief eines Deportirten aus dem Zellengefängniß von Lambessa vom 18. Juli 1858 vor. Er ist an Benjamin Gastineau gerichtet, dessen ich schon einmal erwähnt habe, und von demselben Deportirten Petit, der mit ihm aus dem Pariser Gefängniß la Roquette im Zellenwagen nach Marseille geführt und von dort nach Afrika transportirt wurde. Gastineau wurde an der Grenze von Tunis in einem elenden, arabischen Dorfe, in Calle, interniert; Petit wurde nach Lambessa gebracht. Der Schluß seines traurigen Briefes ist wieder ein Beitrag zu der niederträchtigen Behandlung, der die Deportirten von den Schergen Bonaparte's unterworfen wurden. „Ich will Ihnen, lieber Freund, nicht von meiner Reise seit unserer Trennung in Marseille erzählen," schreibt der Deportirte von Lambessa; „diese Reise ist eine lange Reihe von Martern und Qualen, die ich ertragen habe. Achtzehn Tage lang bin ich mit Sträflingen der niedrigsten Art in Marseille eingesperrt gewesen, dann in ihrer Gesellschaft über das Meer nach Afrika geschafft. Dann bekam ich ein Geschwür am Schenkel und lag vier und dreißig Tage im Hospital zu Philippeville. Nach meiner Wiederherstellung habe ich zu Fuß wiederum in Gesellschaft von Sträflingen die lange und mühsame Reise von Philippeville nach Lambessa gemacht; so wohl, mußsam und beschwerlich, deun wenn man nur 18 Centimes von Station zu Station erhält, wie ich, dann kommt man in der That nicht zu fett am Orte seiner Bestimmung an. Seit ich mich hier befinde, bin ich immerfort krank und in ärztlicher Behandlung. Seit drei Tagen befinde ich mich etwas wohler . . ." Die Reise von

Digitized by Google

Philippeville nach Lambessä geht durch die ganze afrikanische Mittelmeerregion und durch zwei Drittel der afrikanischen Steppe. Ich habe dieselbe Tour zu Wagen mit von vier zu vier Stunden wechselnden, raschen und starken Pferden gemacht und habe zu ihrer Vollendung drei starke Tagereisen gebraucht, während ich Morgens vier Uhr den Wagen bestieg und in unaufhörlich wechselndem Trab und Galopp bis Abends neun Uhr fuhr. Wie viel Tage mag der unglückliche Petit in Gesellschaft der Sträflinge auf den wilden, oden Plateaus zu dieser Tour zu Fuß gebraucht haben!

Die Ziffer der in der afrikanischen Steppe den Strapazen, den Entbehrungen, den Klimafiebern, der Dissentenie erlegenen politischen Deportirten ist Niemand im Stande anzugeben. „Eine wirkliche, statistische Todtenliste," sagt einer von meinen Berichterstattern, der acht Jahre an den verschiedensten Orten der afrikanischen Steppe mit Zwangsarbeit beschäftigt war, glücklich dem Tode, den Mördern und den wilden Thieren entgangen ist und sich wieder in Frankreich befindet, „ist ernsthaft niemals aufgestellt worden. Von wie vielen Deportirten mögen die Gebeine in jenen Einöden bleichen! Die Zahl ist nicht leicht anzugeben, aber man kann sie mit der Gewißheit, daß sie weit unter der Wirklichkeit ist, immer auf fünftausend annehmen." Nach mir von anderen Deportirten zugegangenen Mittheilungen ist diese Berechnung viel zu niedrig. Wären es aber auch nur fünftausend, wie colossal ist schon diese Ziffer! Fünftausend Gräber in der afrikanischen Steppe! Welche Menschenhekatomben bonapartistischer Verbrecher! —

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 52.)

XII.

„Held Inßarow werden sogleich hier sein!" rief es feierlich, indem er in das Gastzimmer Stachow's trat, wo sich in diesem Augenblicke nur Helene und Zoë befanden.

„Wer?" fragte Zoë deutsch. Bei unerwarteten Anlässen pflegte sie sich ihrer Muttersprache zu bedienen. Helene richtete sich auf. Schubin drückte sie mit neckischem Lächeln auf den Lippen an. Das verdroß sie, sie sagte aber nichts.

„Sie haben es gehört?" wiederholte er, „Herr Inßarow kommt sogleich.

„Ich habe es gehört," erwiederte sie, „und habe gehört, wie Sie ihn genannt haben. In der That, Sie setzen mich in Erstaunen, noch hat Herr Inßarow das Haus nicht betreten, und schon glauben Sie sich berechtigt, Ihren Spaß zu treiben."

Schubin wurde plötzlich verlegen.

„Sie haben Recht, haben immer Recht, Helena Nikolajewna," brummte er vor sich hin, „es war ja nicht bös gemeint, bei Gott. Wir sind den ganzen Tag zusammen spazieren gegangen und ich verschiere Sie, er ist ein herrlicher Mensch."

„Ich habe Sie nicht danach gefragt," sagte Helene und erhob sich.

„Ist Herr Inßarow jung?" fragte Zoë.

„Er ist hundert vier und vierzig Jahre alt," entgegnete Schubin ärgerlich.

Der Dienstbursche meldete die Ankunft beider Freunde. Sie traten in's Zimmer. Berßenjew stellte Inßarow vor. Helene bat sie Platz zu nehmen und ließ sich selbst nieder, Zoë aber begab sich hinauf; man mußte Anna Wassiljewna von der Anwesenheit der Gäste benachrichtigen. Ein ziemlich nichtssagendes Gespräch, wie es alle Antrittsgespräche zu sein pflegen, wurde eingeleitet. Schubin spielte aus einem Winkel den Beobachter, es gab jedoch nichts zu beobachten. Bei Helene nahm er die Spuren zurückgebotenen Aergers gegen ihn, Schubin, wahr, — das war Alles. Er betrachtete Berßenjew und Inßarow und stellte als platlischer Künstler Vergleiche an. „Sie sind Beide," dachte er, „nicht besonders hübsch: der Butgare hat ein charakteristisches, handbidtiches Gesicht; jetzt, zum Beispiel, ist es gut beleuchtet; des Großrussen Gesicht kann gemalt werden: feine Zeichnung darin, aber Ausdruck, Physiognomie. Es könnte sich aber doch Jemand in den Einen oder den Andern verlieben. Noch lieber sie wohl, wird aber Berßenjew lieben," entschied er bei sich. Anna Wassiljewna trat in das Gastzimmer und die Unterhaltung nahm einen ganz landhausmäßigen Ton an, einen landhausmößigen, ermüdenden, sandbidtiches Gespräch nach der Zahl der berühmten Fragen, aber kurze, ziemlich lästige Pausen unterbrochen es alle drei Minuten. Während einer solchen Pause wandte sich Anna Wassiljewna an Zoë. Schubin verstand den stummen Wink und machte ein saures Gesicht, als Zoë sich an's Klavier setzte und ihre Stückchen absviette und ablang. Inwar Iwanowitsch war zwar hinter der Thür sichtbar geworden, hatte aber nur mit den Fingern gespielt und sich verzogen. Es wurde dann Thee umhergereicht und zuletzt machte die ganze Gesellschaft eine Tour durch den Garten. . . . Draußen war es dunkel geworden, die Gäste entfernten sich.

Inßarow hatte in der That auf Helene weniger Eindruck gemacht, als sie es selbst erwartet, oder, richtiger gesagt, es war nicht der Eindruck gewesen, den sie erwartet hatte. Sein gerades und ungezwungenes Benehmen, und auch sein Gesicht hätten ihr gefallen; doch es wollte Inßarow's ganzes Wesen in seiner ruhigen Festigkeit und alltäglichen Einfachheit nicht recht zu dem Bilde passen, welches die Erzählungen Berßenjew's in ihrer Phantasie hervorgerufen. Helene hatte, ohne es selbst zu ahnen, etwas mehr „Fatalistisches" in seinem Gesichte erwartet. „Heute," dachte sie, „hat er sehr wenig gesprochen, und ich bin selbst daran Schuld; ich habe ihn nicht ausgefragt; wir wollen warten bis zum nächsten Male . . . . seine Augen sind aber ausdrucksvoll und ehrlich." Sie fühlte, daß sie sich nicht vor ihm beugen wolle, ihm jedoch freundschaftlich die Hand zu bieten, trug sie gleichfalls Bedenken. Nicht so wie Inßarow war, hatte sie sich ihre „Helden" vorgestellt. Bei diesem Worte fiel ihr Schubin in den Sinn und bereits im Bette fuhr sie erzürnt auf.

„Wie haben Ihnen Ihre neuen Bekannten gefallen?" fragte Berßenjew auf dem Heimweg Inßarow.

„Sie haben mir sehr gefallen, namentlich die Tochter," gab Inßarow zur Antwort. „Ein herrliches Mädchen, in der That! Sie ist aufgeregt, aber diese Aufregung ist edel."

„Sie müssen öfter das Haus besuchen," bemerkte Berßenjew.

„Ja, das muß ich," sagte Inßarow, und sprach bis nach Hause nichts weiter.

Er verschloß sich sogleich auf seinem Zimmer, das Licht brannte aber bis tief nach Mitternacht.

Berßenjew hatte noch nicht eine Seite im Raumer gelesen, als eine Handvoll seinen Sandes an seine Fensterscheiben geworfen wurde. Er fuhr unwillkürlich zusammen, öffnete das Fenster und erblickte Schubin, bleich wie ein Leintuch.

„Geh, Du unruhiger Geist! Du Nachtfalter!" sagte Berßenjew.

„St," unterbrach ihn Schubin, „ich bin heimlich zu Dir gekommen, wie Mar zu Agathe, ich muß Dir durchaus ein paar Worte unter vier Augen sagen."

„So komm denn herein."

„Nein, nicht nöthig," erwiederte Schubin und stützte sich auf das Fensterbrett, so ist's lustiger, mehr nach spanischer Art. Erstens, muß ich Dir gratuliren, Deine Actien sind gestiegen. Dein gepriesener, merkwürdiger Mann ist durchgefallen; dafür kann ich Dir stehen. Und soll ich Dir einen Beweis für meine Anschauung geben, so ist hier das Signalement des Herrn Inßarow: Talente — keine; Poesie — noch weniger; Arbeitskinn — bedeutend; Gedächtniß — scharf; Verstand — nicht vielleicht; und nicht tief, doch gesund und lebhaft; Nächternheit und Kraft und sogar Verschlauheit, wenn das Gespräch auf sein, unter uns gesagt, höchst langweiliges Bulgarien kommt. Nun, was sagst Du? Bin ich ungerecht? Noch eine Bemerkung: Du wirst Dich nie mit ihm auf Du und Du stellen, und nie hat Einer mit ihm so gefallen, ich als Künstler bin ihm zuwider, das macht mich stolz. Trocken ist er, trocken, und doch könnte er uns Alle zu Pulver stoßen. Er ist mit seinem Lande verwachsen, — ganz anders als unsere hohlen Köpfe, die sich beim Volk einschmeicheln: Komm, exzjeß Dich in uns, lebendiger Quell! Darum ist seine Aufgabe auch leichter, verständlicher; es gilt blos: die Türken aus dem Lande werfen, eine Kleinigkeit das! Alle diese Tugenden gefallen aber, Gottloh, den Frauen nicht. Kein Zauber dabei, kein Reiz — wie bei mir und Dir!"

„Warum mischest Du mich hinein?" brummte Berßenjew. „Und übrigens hast Du Unrecht: Du bist ihm keineswegs zuwider, und zu seinen Landsleuten sagt er Du, das weiß ich."

Digitized by Google

„Das ist 'was Anderes! In ihren Augen ist er ein Held; ich aber muß sagen, ich stelle mir die Helden anders vor; ein Held darf nichts von Verdrießlichkeit wissen, ein Held muß brüllen wie ein Stier; dafür aber, wenn er einen Stoß mit den Hörnern giebt, stürzen Mauern ein. Und er selbst darf nicht wissen, weshalb er stößt. Möglich, daß man heut' zu Tage Helden anderen Kalibers verlangt."

„Warum beschäftigt Dich denn Insarow so sehr?" fragte Berssenjew. „Bist Du denn nur deshalb hergelaufen, um mir eine Schilderung seines Charakters zu geben?"

„Ich bin hergekommen," entgegnete Schubin, „weil mir zu Hause sehr traurig zu Muthe wurde."

„So! Möchtest Du nicht wieder etwas weinen?"

„Spotte nur! Ich bin hergekommen, weil ich mir die Ellenbogen zerbeißen möchte, denn Verzweiflung, Aerger, Eifersucht nagen an mir . . . ."

„Eifersucht! Und gegen wen?"

„Gegen Dich, gegen ihn, gegen Jedermann. Mich martert der Gedanke, daß, wenn ich sie früher verstanden hätte, wenn ich die Sache von der rechten Seite angegriffen hätte . . . . Wozu aber die Worte! Das Ende davon wird sein, daß ich so lange scherzen, Streiche machen, Gesichter schneiden werde, wie sie sagt, bis ich mir den Genuß mache."

„Nun, was das betrifft, das wirst Du nicht," bemerkte Berssenjew.

„In solch einer Nacht, natürlich nicht; warte aber, bis wir Herbst haben. Ach das Glück! Aus jedem Schattenstreif, den die Bäume über den Weg werfen, scheint's zu flüstern: Ich weiß, wo das Glück ist . . . . Willst Du, ich sage es Dir! Ich möchte Dich einladen, einen Spaziergang zu machen, Du bist aber jetzt in prosaischer Stimmung. Schlafe, und mögest Du in Deinen Träumen mathe-

J. Turgenieff.

matische Figuren sehen! Meine Seele aber will zerspringen. Ihr Herren, seht Ihr einen Menschen lachen, dem, sagt Ihr, ist's leicht um's Herz! Ihr beweist ihm klar, daß er sich selbst widerspreche, daß er nicht leiden könne, — hole Euch der Teufel!"

Schubin verließ rasch das Fenster. „Annuschka!" wollte Berssenjew ihm nachrufen, hielt aber inne. Schubins Gesicht war in der That ganz verändert. Ein paar Minuten darauf däuchte es Berssenjew sogar, er höre ein Schluchzen. Er stand auf, öffnete das Fenster; es war Alles still, nur in der Ferne sang gedehnt ein Wanderer, wahrscheinlich ein Bäuerlein, das Lied von der Mosdok'schen Steppe.

XIII.

Während der ersten zwei Wochen nach seiner Uebersiedelung in die Nachbarschaft Kunzowo's hatte Insarow Stachow's nur vier oder fünf Mal besucht; Berssenjew war alle drei Tage bei ihnen. Helene empfing ihn immer mit Freuden; jedes Mal knüpfte sich zwischen ihnen ein lebhaftes und interessantes Gespräch an, und jedes Mal kehrte er mit betrübtem Gesichte heim. Schubin kam fast nicht zum Vorschein; mit fieberhafter Geschäftigkeit gab er sich seiner Kunst hin. Entweder saß er eingeschlossen auf seinem Zimmer und kam nur in einer Blouse und ganz mit Lehm beschmutzt aus demselben hervor, oder er brachte ganze Tage in Moskau zu, wo er ein Atelier hatte, und seine Modelle und italienische Formengießer, seine Freunde und Lehrer zu ihm kamen. Helene hatte nicht ein einziges Mal mit Insarow gesprochen, wie sie es gewollt; wenn er nicht da war, nahm sie sich vor, ihn über Mancherlei auszufragen, war er gekommen, so schämte sie sich ihrer Vorbereitungen. Insarow's Ruhe machte sie verlegen; es dünkte sie, sie habe kein Recht, in ihn zu dringen, und sie entschloß sich, zu warten; bei alledem fühlte sie sich nach jedem seiner Besuche, wie geringfügig auch die Worte, die sie mit ihm getauscht hatte, sein mochten, immer mehr und mehr zu ihm

Digitized by Google

hingezogen. Sie war aber niemals allein mit ihm gewiesen, und um Jemand näher kennen zu lernen, ist, wenn auch nur ein Mal, eine Unterhaltung unter vier Augen nothwendig. Mit Berßenjew sprach sie viel von ihm. Berßenjew sah ein, daß Helenens Phantasie mit Insarow beschäftigt war, und er freute sich, daß sein Freund nicht „durchgefallen" war, wie Schubin behauptet hatte; mit Bärme und bis in die kleinsten Einzelheiten erzählte er ihr alles, was er über ihn wußte, oft, wenn wie Andern gefallen wollen, streichen wir in unseren Reden unsere Freunde heraus und sind uns dabei selten bewußt, daß wir so uns selber loben) und setten nur, wenn Helena's bleiche Wangen sich leicht röthelen, die Augen lebhafter und größer werden, preßte ihm jene nicht gutartige Traurigkeit, die ihm schon bekannt war, das Herz ab.

Einst kam Berßenjew zur ungewöhnlichen Stunde, Morgens gegen elf Uhr, zu Stachow's. Helene kam ihm im Saale entgegen.

„Denken Sie doch," redete er sie mit erzwungenem Lächeln an, „unser Insarow ist verschwunden."

„Wie, verschwunden?" fragte Helena.

„Verschwunden. Vorgestern Abend ging er aus und ist seitdem nicht wiedergekehrt."

„Er hat Ihnen nicht gesagt, wohin er ging?"

„Nein."

Helena ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Wahrscheinlich wird er nach Moskau gefahren sein," sagte sie, indem sie bemüht war, gleichgiltig zu schreinen und sich dabei wunderte, daß sie es scheinen wollte.

„Ich glaube es nicht," entgegnete Berßenjew. „Er ist nicht allein fortgegangen."

„Mit wem denn?"

„Es kamen vorgestern, vor Tische, zwei Unbekannte zu ihm, vermuthlich Landsleute."

„Bulgaren? Warum nehmen Sie das an?"

„Weil sie, so viel ich höre, mit ihm in einer mir unbekannten, aber slavischen Mundart sprachen .... Sie haben immer, Helena Nikolajewna, an Insarow wenig Geheimnißvolles gefunden: was wäre nun wohl geheimnißvoller als dieser Besuch! Stellen Sie sich vor: Jene traten in sein Zimmer — darauf Schreien und Streiten, und so weiß, so erbittert .... Und auch er schrie."

„Auch er?"

„Auch er. Er schrie sie an. Es hatte den Anschein, als flage der Eine über den Andern. Und Sie hätten diese Besucher sehen sollen! Braune Gesichter, breite Backenknochen, stumpfe Blicke, Habichtsnasen, Beide über die Werzig, schlecht gekleidet, bestaubt, tiefelend von Schweiß; dem Anschein nach waren es Handwerker — oder auch seine, doch sicher keine gebildeten Leute .... Weiß Gott, was für Menschen das waren."

„Und er ist mit ihnen gegangen?"

„Jawohl. Er gab ihnen etwas zu essen und ging mit ihnen davon. Die Wirthin erzählte mir, die Beiden hätten ihrer zwei einen ungeheuren Topf voll Grütze verzehrt. Sie hätten, erzählte sie, um die Wette geschlungen, ganz wie Wölfe."

Helene lächelte leicht.

„Sie weyden sehn," sagte sie, „die Auflösung davon wird höchst prosaisch sein."

„Gott gebe! Sie hätten aber diesen Ausdeuk nicht gebrauchen sollen. Es ist Nichts prosaisch an Insarow, obgleich Schubin behauptet ...."

„Schubin!" unterbrach ihn Helene und zuckte die Achseln.

„Aber geben Sie zu, daß jene beiden Herren, welche die Grütze verschlangen ...."

„Auch Themistocles hat am Vorabende der Schlacht bei Salamis gegessen," bemerkte Berßenjew mit einem Lächeln.

„Ganz recht; doch dafür ward Tags daraus eine Schlacht geschlagen."

„Sie müssen es mich aber doch wissen lassen, wenn er zurück sein wird," setzte Helene hinzu und versuchte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, — es wollte aber nicht damit gehen. Jwa trat in's Zimmer und begann in demselben auf den Zehen umherzuschleichen und dadurch anzudeuten, daß Anna Wassiljewna noch nicht erwacht sei.

Berßenjew entfernte sich.

Am selben Tage, Abends, bekam Helena ein Zettelchen von ihm: „Er ist zurückgekehrt," schrieb er, „von der Sonne gebräunt, und bestaubt bis an die Augenbrauen; warum und wohin er gefahren ist, weiß ich nicht, vielleicht erfahren Sie es."

„Vielleicht erfahren Sie es!" sagte Helene leise; „spricht er denn mit mir?"

XIV.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr Mittags, stand Helene im Garten vor einem kleinen abgesonderten Raum, in welchem zwei junge Hunde auferzogen wurden. (Der Gärtner hatte dieselben am Zaune ausgeworfen gefunden und den Fräulein gebracht, welches, wie die Wäscherin ergählte, jegliches Getier gern habe. Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht: Helene gab ihm ein Fünfundzwanzig-Rubelstück.) Sie war! einen Blick in die Abtheilung, übergeugte sich, daß die jungen Hunde am Leben und munter seien, und daß man ihnen frisches Stroh untergelegt habe; dann wandte sie sich um und hätte fast aufgeschrien: Gerade auf sie zu kam, die Aller herauf, Insarow gegangen. Er war allein.

„Guten Tag," sagte er, als er nähe gekommen war und zog die Mütze. Sie bemerkte, daß er an den letzten drei Tagen allerdings sehr von der Sonne verbrannt war. — „Ich wollte mit Andrei Petrowitsch herkommen, er hat sich aber verspätet und da bin ich ohne ihn gegangen. Bei Ihnen im Hause ist Niemand. Es schlafen oder spazieren Alle, darum bin ich hierher getommen."

„Das klingt wie eine Entschuldigung," entgegnete Helene. „Es bedarf durchaus keiner. Es macht uns Allen viel Vergnügen, Sie zu sehen .... Setzen wir uns hier im Schatten auf die Bank."

Sie setzte sich. Insarow nahm neben ihr Platz.

„Sie waren, glaube ich, in dieser Zeit abwesend?" begann sie.

„Ja," entgegnete er, „ich war eine Zeitlang fort. Andrei Petrowitsch hat Ihnen davon gesagt?"

Insarow blickte sie an, lächelte und begann mit seiner Mütze zu spielen.

Wenn er lächelte, pflegte er rasch mit den Augen zu blinzeln und streckte dann die Lippen vor, was ihm ein sehr gutmüthiges Aussehen gab.

„Andrei Petrowitsch hat Ihnen vermuthlich auch gesagt, daß ich mit zwei .... häßlichen Männern davongegangen bin," fuhr er noch immer lächelnd fort.

Helene wurde etwas verlegen und begriff sogleich, daß man Insarow immer die Wahrheit sagen müsse.

„Ja," sagte sie bestimmt.

„Was dachten Sie dabei von mir?" fragte er plötzlich.

Helene blickte ihn an.

„Ich habe gedacht, ..." sagte sie. „Ich habe gedacht, daß Sie immer wissen, was Sie thun, und daß Sie nicht im Stande sind, etwas Schlechtes zu thun."

„Nun, so danke ich Ihnen dafür. Sehen Sie, Helena Nikolajewna," begann er und rückte treuherzig näher zu ihr heran, — „der Unseren sind hier nicht Viele; unter ihnen giebt es wenig Gebildete; alle aber sind der gemeinschaftlichen Sache treu ergeben. Unglücklicherweise geht es nicht ohne Streit ab, mich kennen und mir vertrauen nun Alle, da bin ich denn abgerufen worden, einen Streit zu schlichten und habe mich aufgemacht."

„War es weit von hier?"

„Sechzig Werst von hier bin ich nach dem Kloster des heiligen Sergius gefahren. Es sind in demselben auch einige von den Unsrigen. Ich bin wenigstens nicht unnützerweise dagewesen; die Sache ist beigelegt."

„Und sie! Ihnen das schwer?"

„Schwer genug. Der Eine war sehr halsstarrig. Er wollte nicht zahlen."

„Wie? Um Geld handelte sich's in diesem Streit?"

„Jawohl; und nur um eine kleine Summe. Und was glauben Sie denn?"

„Und um solch eine Kleinigkeit sind Sie sechzig Werst weit gefahren, haben Sie drei Tage verloren!"

„Eine Kleinigkeit ist das nicht, Helene Nikolajewna, wenn es sich um Landsleute handelt. In solchen Fällen wäre es Sünde sich fern zu halten. Sie entziehen, wie ich sie sehe, selbst Hunden Ihren Beistand nicht, und ich finde das sehr lobenswerth von Ihnen. Daß ich nun einige Zeit verloren habe, ist kein großes Unglück, ich hole es nachher ein. Unsre Zeit gehört nicht uns."

„Wem gehört sie denn?"

„Nun, Jedem, der ihrer bedarf. Ich habe Ihnen dies alles rund heraus erzählt, weil mir viel an Ihrer Meinung gelegen ist. Ich kann mir denken, wie Andrei Petrowitsch Sie in Verwunderung gesetzt hat!"

„Es ist Ihnen an meiner Meinung gelegen?" fragte Helena halblaut. „Und weshalb?"

Insarow lächelte wieder.

„Weil Sie ein braves Fräulein, keine Aristokratin sind .... Darum geschieht's."

Digitized by Google

Eine kurze Pause trat ein.

„Dmitri Nikanorowitsch," sagte Helene, „wissen Sie wohl — Sie sind zum ersten Mal so offen gegen mich!"

„Wie so? Mich dächt, ich hätte immer mit Ihnen gesprochen, wie ich dachte."

„Nein, dies ist das erste Mal und es freut mich sehr, — und ich will auch offen gegen Sie sein. Darf ich das?"

Insarow lachte und sagte:

„Sie dürfen es."

„Ich muß Sie darauf vorbereiten, ich bin sehr neugierig."

„Das thut nichts, reden Sie nur."

Andrei Petrowitsch hat mir viel aus Ihrem Leben und Ihrer Jugend erzählt. Ein Vorfall ist mir bekannt. Ein schreckliches Ereignis .... Ich weiß, daß Sie nachher Ihre Heimath besucht haben .... Antworten Sie, um Gotteswillen, nicht auf meine Frage, wenn Ihnen dieselbe unbescheiden scheinen sollte, mich quält aber ein Gedanke .... Sagen Sie mir, sind Sie mit jenem Manne zusammengetroffen? ...."

Helene verging der Athem; sie wurde verlegen und ängstlich über ihre Kühnheit. Insarow drückte sie fest an, blinzelte leicht mit den Augen und berührte sein Kinn mit den Fingern.

„Helena Nikolajewna," begann er darauf und seine Stimme ward leiser als gewöhnlich, worüber Helene fast Angst bekam, „ich verstehe, von welchem Manne Sie sprechen, — ich bin nicht mit ihm zusammengetroffen, und danke dafür Gott! Ich habe nicht nach ihm gesucht. Ich habe es nicht gethan, nicht weil ich etwa glaubte, ich hätte kein Recht ihr zu rächen, — ich hätte ihn ruhig getödtet — sondern weil persönliche Rache, wenn es sich um eine allgemeine, um die Wiedervergeltung eines Volkes handelt .... oder nein, dies Wort war nicht das rechte .... wenn es sich um Befreiung des Volkes handelt, nicht am rechten Platze gewesen wäre. Einen hätte dem Andern im Wege gestanden. In seiner Zeit kommt auch jene an die Reihe .... Auch jene kommt an die Reihe," wiederholte er mit Kopfschütteln.

Helene saß ihm von der Seite an.

„Sie lieben Ihr Vaterland sehr?" fragte sie schüchtern.

„Das ist noch ungewiß," gab er zur Antwort. „Ja, wenn erst Einer von uns für dasselbe stirbt, dann kann gesagt werden, daß er es liebte."

„Doch so, daß, wenn Ihnen die Möglichkeit nach Bulgarien zurückzukehren, genommen würde," fuhr Helene fort, — „Ihnen in Rußland zu leben schwer wäre."

Insarow ließ den Kopf hängen.

„Ich glaube, ich könnte es nicht ertragen," sagte er.

„Sagen Sie," begann wieder Helene, „ist die Erlernung der bulgarischen Sprache schwierig?"

„Durchaus nicht. Es ist eine Schande, daß der Russe nicht mit dem Bulgarischen vertraut ist. Der Russe sollte alle slawischen Sprachen kennen. Wünschen Sie es, dann bringe ich Ihnen bulgarische Bücher. Sie werden sehen, wie leicht das ist. Was für Lieder wir haben! Sie geben den serbischen nichts nach. Warten Sie, ich will Ihnen eins davon übersetzen. Es ist darin die Rede von .... Ja, ist Ihnen aber, wenn auch nur Einiges aus unserer Geschichte bekannt?" *

„Nein, ich weiß nichts," erwiederte Helene.

„Warten Sie, ich werde Ihnen ein Buch beingen. Sie werden aus demselben wenigstens die hauptsächlichsten Ereignisse erfahren. Nun aber hören Sie das Lied an .... Nein, es wird besser sein, ich bringe Ihnen eine schriftliche Uebersetzung. Ich bin überzeugt, Sie werden uns lieb gewinnen. Sie lieben alle Unterdrückten. Wenn Sie wüßten was für ein gesegnetes Land das unsrige ist! Und doch tritt man es mit Füßen, man zerreißt es," und dabei machte er eine Bewegung mit der Hand und das Blut stieg ihm ins Gesicht; „man hat uns Alles genommen, Alles: unsere Kirchen, unsere Rechte, unsern Boden, wie das Vieh treiben und schlachten und die ruchlosen Türken."

„Dmitri Nikanorowitsch!" rief Helene aus.

Er hielt inne.

„Verzeihen Sie mir. Ich kann nicht mit Gleichgiltigkeit davon reden. Sie fragten mich soeben, ob ich mein Vaterland liebe? Was denn sonst sollte man auf dieser Welt lieben? Was ist beständiger, was über alle Zweifel erhabener, was unverletzbarer, nach Gott? Und wenn dieses Vaterland unsre Hilfe braucht .... Vergessen Sie nicht: der geringste Bauer, der elendeste Bettler in Bulgarien und ich, wir haben denselben Wunsch. Wir alle haben dasselbe Ziel. Sie begreifen nun, welch eine Zuversicht und Kraft das verleiht!"

Insarow hielt einen Augenblick inne und sprach dann wieder von Bulgarien. Helene hörte ihn mit theilnehmender, gespannter und schmerzlicher Aufmerksamkeit an. Als er geendet hatte, fragte sie ihn nochmals:

„Sie würden also auf keinen Fall in Rußland bleiben wollen?"

Und als er sorgtag, blickte sie ihm lange nach. Er war an diesem Tage ein anderer Mensch in ihren Augen geworden. Sie entließ ihn von sich als einen Anderen als sie ihn vor zwei Stunden empfangen hatte.

Seit jenem Tage kam er immer häufiger, Verseinzen aber seltener bin. Zwischen beide Freunde war etwas Ungewöhnliches getreten, sie fühlten es selbst recht gut, wußten es aber nicht zu nennen und empfanden Scheu sich darüber auszusprechen. So verging ein Monat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogelfreund im Tuilerien-Garten.

Von **Dr. Albert Wittstock** in Paris.

Jeden Tag, wenn der Zeiger der Schloß-Uhr auf vier steht, erscheint im Tuilerien-Garten pünktlich ein Mann, den Regenschirm unter dem Arm. Mit gemessenem Schritt durchschreitet er die Alleen und nähert sich dem reservirten Garten nach der Seite der Wasserterrasse zu. Alle Spaziergänger drehen sich um und eilen herbei, um den Greis mit dem scharf ausgeprägten Gesichte, dem weißen Bart und den blauen Augen zu beobachten, der bahinzieht, als bauche es sich um das wichtigste Geschäft von der Welt. Die Vögel scheinen ihn schon zu kennen, denn einige fliegen ihm entgegen und lassen ein freudiges Kni kni! erschallen. Auf einmal wird es in allen Büschen lebendig, ein Schrei antwortet dem andern, es hüpft von Zweig zu Zweig, die Vögel scheinen sich einander zuzurufen: Er ist da!

Er aber schreitet auf sie zu mit der zufriedenen Miene Jemandes, den man erwartet. Ein großer Schwarm von Sperlingen fliegt um ihn her und drängt sich zu seinen Füßen, ihm ihre lärmenden Willkommensrufe zuschwirrend. Er aber lächelt, faßt mit der Hand in die Taschen und streut nach allen Seiten hin Brosamen aus. Noch einige kni kni! kni kni! und dann beginnt der Kampf der Vögel um diesen und jenen Leckerbissen, während der alte Freund mit seinen Wohlthaten fortfährt, so daß schließlich keiner zu kurz kommt. Dann ist ein ewiges Fliegen, Steigen und Herabfallen und wieder Emporsteigen, die frohe Schaar scheint kaum die Erde zu berühren.

Für die Schwächeren greift der Greis noch einmal in die Taschen, und sie kommen herbei und fressen ihrem Freunde aus der Hand.

Unterdessen haben die Passanten einen Kreis um den Alten gebildet. Einige Stehler, die eben vorbeigehen, werfen einen Blick auf die Scene und sagen lachend: das ist ein Narr. Die Mütter und Kindermädchen aber sagen zu ihren Kleinen: Komm, Bebe, da ist der Vogelfreund!

Dieser hört nicht, er ist zu sehr mit seinen Pfleglingen beschäftigt. Eben kommt noch ein kleiner Spatz angehüpft.

Ah, Du bist es, mein Freundchen! sagt der Alte, sei nur ruhig, ich habe noch etwas für dich. Wie geht's denn heute mit deiner Wunde? Ein andermal vorsichtiger! Und er nimmt ihn in die Hand und steckt ihm Kuchen in den Schnabel.

Der Alte will gehen, aber es ist, als wollten ihn die Vögel nicht fortlassen, sie fliegen auf seinen Arm, seine Schultern und auf seinen Hut. Er nimmt ein Stück Brod in den Mund und die Vögel fliegen ihm an den Mund.

Auf einmal hört man draußen am Thor einen Kutscher mit der Peitsche knallen. Der Greis verabschiedet sich von seinen Kindern, jedoch nur auf 24 Stunden, denn schon seit vierzehn Jahren wiederholt er seinen täglichen Besuch bei den Vögeln des Tuilerien-Gartens. Immer ist er an denselben Ort gekommen, melancholisch und immer allein. Wer er auch sein möge, der sonderbare Unbekannte, aus seinen unschuldigen Freuden spricht jedenfalls ein gutes Herz. —

Das Wort Tuilerien erweckt große Erinnerungen. Die wichtigsten Epochen der neueren Geschichte Frankreichs ziehen in diesen

Digitized by Google

Mauern an uns vorüber. Ja, es hat Zeiten gegeben, wo die Tuilerien auch äußerlich Paris beherrschten.

Sonderbares Land! man glaubt zu träumen. Die ganze Weltgeschichte spielt in Frankreich. In den Tuilerien, wo heute die Freiheit gelaufi wird, nimmt morgen ein Despot Platz. Die Könige und Republiken kommen und gehen, es ist ein ewiger Wechsel!

Der alte Louvre gemäße für den italienischen Pomp einer Medici nicht und Katharina ließ sich dahee bei den alten Ziegeleien (tuileries) ein neues Lustschloß bauen und so entstand der Tuilerien-Palast. Heinrich IV. setzte fort, was Katharina angefangen hatte. Noch heute sieht man auf der Decke der Tuilerien-Kapelle den „Eintritt Heinrichs IV. in Paris" dargestellt.

Aber es dauerte lange, bis die Tuilerien bewohnt wurden. Anna von Oesterreich wohnte im Palais Royal und ihr Sohn Ludwig XV. begründete den Glanz von Versailles. Einige Zeit war die königliche Oper in den Tuilerien installirt.

Als Ludwig XVI. in den Tuilerien antam, hatte er bereits seine Krone verloren; die Königin sah wohl, daß ihr Mann nicht mehr König war, aber sie hoffte auf ihren Sohn. Die Assemblée nationale betrekirte: das Louvee und die Tuilerien sind Nationalpaläste. Nachdem Ludwig XVI. zum Staatsgefangenen erklärt worden, waren die Tuilerien ein Gefängniß geworden. Der Präsident der Assemblée war damals Alexander Beauharnais, der Gatte jener Josephine, die später als Kaiserin in die Tuilerien einziehen sollte. Wie sonderbar spielt doch oft die Geschichte!

Nicht lange dauaf rief das Volk in den Tuilerien: „Vive la république! Vive la Convention!" Im Schlosse hatte das Comité de salut public seinen Sitz.

Es kommen andere Zeiten. Die Schreckensherrschaft hatte die Tuilerien verlassen und am 1. Februar 1800 war Bonaparte in das Schloß eingezogen. Im Jahre 1814 verließ er die Tuilerien mit Marie Luise und dem König von Rom. Darauf schlugen in dem Palast Preußen, Russen und Kosaken ihre Hauptquartier auf. Nach ihnen zogen Ludwig XVIII. und Karl X. in das Schloß ein. Im Juli 1830 durchkreuzten eine abermalige Revolution die Tuilerien und 1848 ein drittes. In diesen Jahre betrekiet die provisorische Regierung, daß aus den Tuilerien ein Invalidenhospiz gemacht werden solle. 1852 waren die Tuilerien das Schloß Napoleons III.

Man kann sagen, daß jede Thür dieses Hauses eine Seite Geschichte ist. Man zeigt noch den salon du premier consul, den salon de la paix u. s. w. Die Gemälde der Kaiserin befinden sich unten nach der Gartenseite zu.

Unter der Republik wurden im Tuileriengarten häufig öffentliche Diners und Feste abgehalten.

Aus allen Welttheilen.

Eine Partie Piquet von W. Zimmerer, s. Seite 72.

Wir sind überzeugt, der alte Herr Marquis hat sich im Rummel gestoßen, seine schöne Partnerin läßt ihn aber doch zulezt Recht behalten. Daß ein mehr oder minder schwarzer Kuckkuck hinter dieser Bolanterie lauert, lesen wir unschwer aus den Gesichtszügen der Dame, die nicht eben voll Unschuld strahlen. Ja schon die Oeberde ihres Schooshundes könnte es uns lehren, den kleinen kokenhaften Dämons, der die Seele seiner Gebieterin obzuhalten scheint. Was für Karten sie wohl mischen mag, indem sie die Karten mischt? Wir wissen es nicht, aber wir wissen, daß die pariserische Lust dieses Bubdoirs seine Erdoerern zeitigt. Der hohe mittelalterliche Fehnstuhl kann uns nicht täuschen, wenn wir den gewolteten Fauteuil erblicken, die schweren Vorhänge, den Haarbeutel, die Locken, Puffen und Mäschen, den solennzogenden Lonsetetisch. Da sind wir mitten im bestandenen Rococo, im Reich der koketten Grazie, der liebenswürdigen Tournüre, des elegantes Schliffe, der einlabenden Auslabungen, der verwöhterten Physe.

Unsere Vorfahren — Menschenfresser. Auf dem letzten archäologischen Congreß zu Kopenhagen wurde u. a. auch eine höchst interessante Discussion geführt über die Menschenfresserei bei unseren Vorfahren aus der Steinzeit. Nordjen nämlich hat in der Nähe von Paris Herdstätten entdekt, welche unzweideutige Spuren dieser Gebrauch aufweisen, und das gegenwärtige Erneuerung dieser Thatsache veranlaßte Spring zu Lüttich, der ersten Entdecker ähnlicher Spuren im tron de Chauveau bei der genannten Stadt, seine Erfahrungen darzulegen. Spring erzählte in reinem waiver Sprache, wie er durch Schmetterling der Zeit, Bermingen und Lehm seinen Höhlenunterschungen gespleet habe, auf diese Unterschungen gleitet worden sei; wie er leinen Augen nicht habe trauen wollen, als er zwischen den zerschlagenen und angebrannten Knochen von Hunthieren solche von Menschen gefunden habe, in großer Zahl, untermischt von Feuerstein und zugerichteten Instrumenten herrührend, zumal diesenen Knochen wie von den Thieren und in den nämlichen Weise behandelt und angespeet, so daß man auch diesetben Stücke von dem Menschen zerlegt haben müsse, — vor er Jahre hindurch, immer von Neuem zweifelnd, seine Funde studirt, mit anderen verglichen habe, um endlich zur unumstößlichen Gewißheit zu gelangen, daß er die Reste eines Cannibalenfestes vor sich habe aus verhältnißmäßig nicht sehr alter Zeit. Ebenso bestätigte Dupont, daß er in zwei Höhlen, einer aus der Renuthierzeit, einer anderen aus der Zeit der geschliffenen Stein-Instrumente, ähnliche Reste gefunden habe. Morlaud sprach dann von Hünengräbern der Normandie, in denen Gleiches beobachtet worden, und endlich erschien der gelehrte Hamburger Bibliothekar Peterse en einen mit Citaten erfüllten Gedächtnißsaben und bewies, daß von Herodot, asse 500 Jahre vor Christus, bis zu dem heil. Hieronymus, 300 Jahre nach Christus, in den alten Schriftstellern von Menschenfressern die Rede sei, die namentlich in Irland noch sehr spät im Schwunge gewesen. Und ferner wurde nachgewiesen, daß der Cannibalismus nicht das Erzeugniß der Noth, sondern religiöser Vorstellungen gewesen sei, indem man glaubte, daß mit den grausamen Körperestelen auch gewisse Eigenschaften des Getödteten in das Körper des Verzehrers übergingen. So hielte es denn außer Zweifel sein, daß unsere Vorfahren Cannibalen waren, aber wahrlich genug, um das zarteee Gefühl der Rinder, Jünglinge und Weiber vorzugsweise Theile doch Peterse en mit, daß der heil. Hieronymus selbst einen Engländer gekannt haben wolle, welcher noch gefangene Knaben und Mädchen aufgetrieben. Daß aber die also Deutschen dieser Sitte ebenfalls gehuldigt, erhellt aus dem Capitular, welches Karl der Große im J. 785 für das Land der Sachsen erließ, nur zum Theil nämlich im 6. Art. Insbesondere „Wenn einer, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch zum Essen giebt oder es selber ißt, der soll mit dem Tode bestraft werden."

H. S.

Was die Engländer anfingen, um den Tasmanien Gerste wiszuheilen.

Es ist bekannt, daß die Urbewohner Tasmaniens unter dem Einflusse der europäischen „Civilisation", deren eine Bekanntschaft sie durch Räuber, Diebe und Lüstcher machten, welche von England aus dorthin geschickt wurden, rasch ausgestorben sind. Diese unglücklichen „Wilden" waren anfangs gut und friedliebend, bis sie durch die himmelschreienden Grausamteiten der nach ihrer Lustel besetzten englischen Ansiedeln zur Verzweiflung getrieben wurden und das Wiedervergeltungsrecht ausübten. Da sehr natürlich die Weißen, welche ihr Lustern den wüthenden Schwarzen in die Hände lühete, nicht auf Rosen gebettet wurden, so suchte alles aber die Bildhei der schwarzen Eingeborenen Feier und Mordlust an der Regierung ertieß einen Befehl, dem zufolge sich die Urvinwohner ohne Ausnahme nach gewissen sumpfigen Districten im westlichen Theile der Insel begeben sollten. Dieser Befehl wurde pünktlich, aber bezeichnet, welche er unerbittlichen betraf, konnten weder lesen noch lomen sie in irgend welche friedliche Berührung mit den Europäern. Da es bei den Verfolgungsfeligen der Weißen gegen die Schwarzen niegendwo Sitte ist, von Seiten der ersteren Parlamentäre an ihre rothhäutigen Gegner abzusenden, so war diesen einzige Ausklunftsmittel natürlich auch auf Tasmanien unanwendbar. In dieser Noth verfielen die Behörden auf ein recht sinnreiches Mittel, den Schwarzen in den Wäldern den neuen Befehl mitzutheilen, auf welchem Wege, das ganz genau wußten — wenn es seinen Zweck nicht verfehlt hätte. Man beschloß nämlich, den wilden Tasmaniern den Befehl der britischen Regierung recht ad oculos zu demonstriren, indem man ihn bildlich darstelle und mit recht grellen Farben die einzelnen Partien auswalte. Auf große Bretter wurden Figuren gemalt, Soldaten mit rothen Röcken und Flinten, vor ihnen erlosfene Schwarze liegend, um die ein rother Fled das herausgeströmte Blut anzeigte. Auf einer andern Tafel stand ein Galgen, an welchem eben ein Schwarzer hingerichtet wurde, bei auf einem dritten Tableau einen Weißen mittelst des Sperres getödtet hatte. Diese überaus sinnreichen Warnungstafeln, deren einziger Fehler war, daß sie von den Schwarzen natürlich nicht verstanden wurden, nagelte man im Umkreis an große Bäume an. Nachdem sie einige Zeit dort gehangen und seine unerklärliche Wirkung gethan hatten, hielt man sich in der Colonie von der Halsstarrigkeit der „Wilden" für hinlänglich überzeugt und begann den Vernichtungsfeldzug gegen die Urbewohner, dem diese denn auch alle erlegen sind.

Dichter und Obelleute. Der Dichter Gleim wurde einst von einer Edelame getragt, ob er keine Freunde für seinen berühmten Musen- und Freundschaftsalmanach in ganzer Figur vorschlagen könne. Der kluge Dichter Poet kannte doch die etwas boshafte Antwort geben: „Gnädige Frau, nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen, damit man den Sporn sehe; von Geschrten malt man nur die Köpfe."

Literatur.

Die Augenoblatrität oder die Kunst, das Sehvermögen zu erhalten und zu verbessern, von Dr. J. Ch. Jüngken, Gh. Ober-Medizinal-Rath, ordentl. Prof. an der Königl. Friedrich-Wilhelm-Universität zc. Zweite Aufl. $22^1/_2$ Sgr. Berlin 1870. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Die Schreden der französischen Revolution, lagt der Verfasser, haben eine Periode der Horizontalität erzeugt, die geschichtlichen Ueberschreitungen nach den Napoleonischen Kriegen harmäckige Unterleibskrankheiten, und seit 1848 hat uns der wirbelnde Kompf unsre Dasein, der Wettlauf nach dem goldnen Kalb in die Phase der Nervenkrankheiten getrieben, bei welchen das edelste uns nervenreichste Organ des Körpers, das Auge, vorzugsweise betheiligt ist. Ein Blick auf die Praxis der Augenärzte bestätigt dieß auf wie europäischen Gestunden wie Leidenden obige Schrift, welche vorsemlich auch für Nichtärzte bestimmt ist und dadurch unverkennbare Andrücke vermeidet. Der große Druck ist an diesem Buche besonders zu loben.

Inhalt: Eine Verantwortung Bismarck's. Von M. Wagner. — Im Thron und Leben. Von G. Hiller. Forts. — Alte Erinnerungen aus Weltverreisen und Binterpommern. Von F. Ruß. — Aus dem Schaubuche Louis Bonaparte's. Von O. Mach. — Am Bordstrand von J. Jurgenjen. Forts. — Der Vogelstrand im Tuilerien-Garten. Von Br. K. Mittler. — Aus allen Welttheilen: Eine Partie Piquet mit Abbildung von W. Zimmer. — Was die Engländer anfingen, um den Tasmaniern Gerste wiszuheilen. — Dichter und Obelleute. — Literatur.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Dannehey; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaßbrenner; Hahn-Hahn; Hammer; W. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Hopfen; L. Kruse; E. H. König; Kraeger; Kreutzig; Lindau; Lippert; W. Löhe; Lotz; Magnhausen; Meißhofer; J. Pfau; Reich; Reinick; Reinhardt; L. Rellstab; W. Riehl; Rodenberg; A. Roskowski; Ruß; Schäfer; A. Schmidt; R. Schöll; Schramm; Kramer; Tutzenfeldt; Venedey; G. Vogt; Waldrode; Weck; W. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Wilkomm; Wittkopf; Wurm; Zeising u. A.

№ 6. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung von S. 67.)

II.

Das freundliche Stolp ist, wie alle im Mittelalter erbauten Städte, mit Mauern, Wall und Graben gar gesichert. Allmälig blühte der Wohlstand empor, der Verkehr wuchs, und da den Bewohnern ihr sie bergender Gürtel lästig wurde, so versteckte er sich und nach die Mauern, der Graben trocknete aus und aus den Wällen wurden hübsche Promenaden. Vor den Thoren entstanden neue Stadttheile, unregelmäßig in's Grüne hineingebaute Hauser, deren Bewohner wie auf dem Dorfe sich ländlicher Ungebundenheit erfreuten.

Ungefähr sechshundert Schritte hinter der einfachen Holzbrücke, welche über das hier ziemlich tiefe Stolpeflüßchen führt, liegt vor dem Thore, etwas zurückgebaut von der Straße, eins dieser von einem Gärtchen umgebenen kleinen Häuser. — Der saubere, helle Anstrich, die hellgrünen Fensterladen, das fast noch neue rothe Ziegeldach, die durch hübsch bepflanzte Blumenbeete führenden, mit hellem Kies bestreuten Wege machten einen ungemein freundlichen Eindruck. In diesem Hause wohnte der ehrsame Schneidermeister Schmolke, früher Regimentsschneider der dort garnisonirenden Belling-Husaren, doch schien er, da man jedes Schild oder Abzeichen seines Handwerks draußen vermißte, sein Geschäft aufgegeben zu haben und eigentlich in ruhigem Genusse seines, wie man erzählte, beträchtlichen Vermögens zu leben. Es war ein sonderbares Wesen mit dem alten, hagern Meister. Auf seinen wilden Gesellenfahrten war er mit den Belling'schen in der Pfalz zusammengetroffen, hatte sich, da ihm das lustige Kriegsleben behagte, anwerben lassen und war bald einer der gefürchtetsten Husaren geworden. Als der Krieg zu Ende war und es keine Beute mehr zu machen gab, behagte ihm der Reitedienst nicht mehr so recht, und so trat er, indem er das alte Handwerk wieder beenvorsuchte, als der Tod den frühern Regimentsschneider abgerufen, an dessen Stelle. Er war ein recht geschickter Arbeiter, so daß er dadurch das Sümmchen, welches, wie böse Zungen behaupteten, auf seinen Streifereien im Kriege auf nicht besonders rechtliche Weise erworben war, erheblich vermehrt hatte. — Vor einigen Jahren hatte er sich, nachdem er vorher die hinterlassene Tochter seines Vorgängers, ein stilles, frommes Mädchen, geheirathet, jenes hübsche Haus gebaut und sich gänzlich aus dem Dienste zurückgezogen. Seine Frau, deren sanftes Wesen er nicht verstand und die er durch seine Rohheiten oft tief verletzte, hatte ihm drei Kinder geschenkt und war dann still, wie sie gelebt, hinübergegangen. Jetzt führte die älteste Tochter, ein hübsches, blühendes Kind von achtzehn Jahren, die Wirthschaft mit Umsicht weiter, indem sie bei ihren jüngern Geschwistern, einem achtjährigen Mädchen und sechsjährigen Knaben, Mutterstelle vertrat. — Wenn sie auch äußerlich ganz der Mutter Ebenbild war, so hatte doch der frühe Tod derselben ihr Wesen zeitig gereift, und sie besaß eine Festigkeit des Charakters, die bei dem despotischen Sinne des Vaters wunderbar erschien und häufig schon zu heftigen Scenen geführt hatte. Dennoch blieb sie stets eine gute Tochter, und wer die Aufmerksamkeit beobachtete, mit der sie den Launen des Vaters begegnete, und die Sorgsamkeit sah, mit der sie die jüngern Geschwister leitete und erzog, der mußte dies reizende Wesen liebgewinnen.

Es war an dem Nachmittage, welcher jenem folgte, dessen Ereignisse wir oben geschildert haben. Der Himmel war klar, freundlich blickte die Sonne herab und ließ die in den Bäumen hängenden Sommerfäden wie Silberstreifen erglänzen. Der Herbst ist eigentlich in dem östlichen Theile unsers Vaterlandes die schönste Jahreszeit, die für den späten Eintritt des Frühjahrs und die drückende Hitze des Sommers reichlich entschädigt. Die glänzende Sonne wirft nicht mehr ermattend, sondern erwärmt mild die noch reichgeschmückte Flur, indem sie noch bis spät in den October hinein den grünen Blätterschmuck erhält, der sich erst allmälig, wie eine alternde Schöne, kokett bunt färbt, gleichsam die mangelnde Frische durch farbenschillernden Putz ersetzend. An dem offenen Fenster des im klaren Sonnenschein besonders freundlich blickenden Hauses sitzt hinter den schneigen Gardinen und einem frischen Strauß von Geranium und Astern halb verborgen Lina, das hübsche Töchterchen des alten Schmolke, im einfachen dunkeln Hauskleide, mit einer Handarbeit beschäftigt. Das kleine Brüderchen, welches eben aus der Schule zurückgekehrt scheint, beißt herzhaft auf ein mächtiges Butterbrod ein, während die Schwester auf einem Schemel vor ihr an einem Strickstrumpf fleißig die Nadeln klappern läßt und sich von Zeit zu Zeit bei der ältern Schwester Rath holt, wenn dem noch ungeübten Händchen eine Masche entschlüpft ist. — Gar still war es in dem nicht großen Wohnzimmer, worin die frisch gescheuerten, mit weißem Sande bestreuten Dielen, die glänzend gebohnten Möbel, die leise tickende Uhr im großen dunkeln Holzgehäuse den wohlthuendsten Eindruck der Ruhe und Wohnlichkeit machten.

Nachdenklich schauen unter Lina's klarer, von reichem, braunen Haar umrahmter Stirn die dunkeln Augen hervor; sie scheint nicht recht bei der Arbeit zu sein, denn gar häufig ruhen die Hände unthätig im Schooß, während der feingeformte Mund unmuthig

und trotzig zuckt und zwischen den feischen rothen Lippen die kleinen Zähne hervorglänzen. Von Zeit zu Zeit blickt sie nach der nicht allzu fernen Straße, manchmal leise vor sich hinsäuselnd und tief in Gedanken versunken. Ob sie an den schmucken Reiter denkt, der vorher dort vorüberkam! Wie fest und sicher seine kräftige Gestalt im Sattel saß, wie die hellen Augen über dem hübschen Schnurrbart so feurig und unternehmend blitzten! —

Die Vergangenheit zog an ihr vorüber.

Wie einsam und still lebte sie für sich hin, seit die gute Mutter todt war, ohne Freundin, fast unbekannt mit der Außenwelt. Das rohe Treiben des Vaters und der wenigen Bekannten desselben, die sie sah, flößte ihr nicht den Wunsch ein, diese näher kennen zu lernen. — Da kam der Geburtstag des Königs, zu dem der Vater eingeladen wurde und den er jedesmal besuchte: es schmeichelte ihm, in der alten Uniform wieder unter den Kameraden zu sitzen, wenn er sonst auch wenig mehr mit ihnen verkehrte. — Auch sie wurde diesmal mitgenommen; eine Tante, die Frau des alten Wachtmeisters hatte versprochen, sich ihrer anzunehmen, und sie ging zum ersten Mal zum Tanze. —

Der erste Ball! — — Ach welche selige Erinnerung im Mädchenleben! — Wie erwartungsvoll schlagen die Herzchen unter dem neuen weißen Kleide! — Die ängstlich und bekommen treten sie in den großen Saal — Raum erkennen sie die bekannten Gesichter der Freundinnen! Wie sie dahinfliegen am Arme der flotten Tänzer, schwebend auf den gaukelnden Wogen des Tanzes! Welcher Glanz rings umher! Beinahe berauscht sind sie von dem lockenden Wirbel der Musik! — — Wie glänzen die Augen, wie leuchten die von der lebhaften Bewegung rosigen Gesichtchen vor Wonne und Glück! — — Aber, wird sie auch gefallen? Man hatte schon ältere Bekannte, ihr, die noch Unbekannten, wich Niemand nahen! Unbeachtet bleibt sie vielleicht von den prüfenden Blicken der gar wohlerfahrenen Herren! Dort sitzen sie, die armen Verschmähten! ein Lächeln auf den zuckenden Lippen, die das schmerzlich unterdrückte Auge Lügen straft. — Ach! Es ist ein gar trauriges Gefühl, unbeachtet zu bleiben, gefreist von dem höhnisch mitleidigen Blick der glücklicheren Freundin! — Der erste Schmerz, die erste trübe Erfahrung in dem sorgenlosen Mädchenleben, die bald viel schmerzlichere folgen werden! — — — Wird es ihr auch so ergehen? Nein, sie wird gefunden. Sie lernte ihn kennen, die heute da vorüberritt. Wie hübsch kleidet ihn die Uniform, wie kräftig führte er sie im flüchtigen Reigen, wie unterhaltend weiß sein lächelnder Mund zu erzählen! Ihre Aengstlichkeit schwindet, da sie in sein offenes, heiteres Gesicht blickt; auch sie wird lebhafter; man plaudert was man denkt und wie es Einem um's Herz ist; ein Tanz nach dem andern ist vorbei, eine Stunde nach der andern flieht und das Ende des Vergnügens ist da, ehe sie es glauben. — Der Vater, der mit den älteren Herren den Tag in seiner Weise feierte, ist längst nach Hause gegangen, um das von Müdigkeit und Wein schwere Haupt zur Ruhe zu legen. — Man bricht auf und er bittet schüchtern, sie begleiten zu dürfen. — Ach, wie gerne legt sie ihren Arm in den seinigen! Konnte man es ihr verdenken, daß sie beim Abschiede ihm freundlich zunickte und ihm dankbar die Hand drückte? — Seitdem kam er täglich vorüber; er grüßte so aufmerksam, sie dankte ihm erfreut. — Da eines Tages kam er zum Vater. Sie lauscht an der Thüre. Er bittet den Vater um ihre Hand! Ihr Herz klopft hörbar; ist es vor Bangen oder Freude, sie weiß es nicht! — Aengstlich lauscht sie weiter: der Vater antwortet. Die erkältend fallen die herzlosen, abweisenden Worte auf das warme Herz der Tochter! Welch' Gefühl ist es denn, was sie so plötzlich erfaßt, was sie alle Schicklichkeit vergessen läßt? Sie tritt in den Garten hinaus, um ihn zu sprechen, um die bösen Worte des Vaters ihm abzubitten. Wie bange es ihr um's Herz ist; sie weiß selbst nicht, was sie sagt; sie bittet es, daß er ihre Hände faßt, daß er einen Kuß auf ihren Mund drückt. Sie ist so glücklich gewesen. Sie weiß, daß er sie liebt; ach! und sie liebt ihn so innig wieder. Gesprochen haben sie sich seitdem nicht wieder, nur flüchtige Grüße getauscht. Und er war immer so ernst, beinahe betrübt, wenn er beim Fenster vorbeiritt; doch heute nickt, da winkte er mit der Hand so vergnügt und froh, daß sie sich erschreckt umsah, ob es auch die kleinen Geschwister bemerkt. Dabei hatte er gesagt: „Heute Abend!" — Jedenfalls galt ihr das. — Was sollte es aber bedeuten? —

In solchen Gedanken hatte Lina dagesessen, als sie plötzlich durch das Nennen ihres Namens erschreckt aufsah.

Aus der draußen im Gärtchen vor den Hause liegenden Laube von wildem Wein, dessen dichter, durch den Herbst schon rothgefärbter Blätterschmuck die darin Sitzenden völlig verborgen hatte, traten zwei Personen lebhaft plaudernd hervor. Die Größere der Beiden, der Vater, die lange hagere Gestalt in einen dunkeln Hausrock geknöpft, eine alte Husarenmütze über dem verwitterten Gesicht, dessen stark markirte Züge einen hämischen Ausdruck hatten, eine lange Thonpfeife in der Hand, aus welcher er starke Wolken in die Luft blies, schien ziemlich heftig und erregt. —

„Ach was! Schwan, die Lina muß!" wandte er sich an seinen Begleiter, eine unansehnliche Figur, deren langer Oberkörper wunderlich gegen die kurzen, krummen Beine abstach, die sich vergeblich anstrengten, mit dem Andern in den schmalen Gängen des Gartens gleichen Schritt zu halten.

„Meint Ihr denn," fuhr er fort, als Schwan die Achseln zuckte und in höflichem Grinsen seine großen gelben Zähne zeigte, „das Mädel könnte im Ernst eigenen Willen haben; das wäre noch schöner. Da heißt's: Marsch! und dann gefscheh's. — Doch, wie gesagt," fuhr er in leiserem Tone fort, „das hängt freilich von Euch ab. — Ihr überlaßt mir das Geschäft mit dem Bäcker; lange kann der's ja mit seiner Dummheit nicht mehr treiben; und wenn ich das Haus habe, dann ist auch euer Brod gebacken und Ihr habt blos zuzubeißen."

„Appetitlich genug ist es, Papa Schmolke," lachte Jener. — „Aber," fuhr er ernsthafter fort, „wenn Ihr mir das doch als Aussteuer geben wollt, wie Ihr wenigstens sagtet, so kann es Euch ja egal sein, ob ich das Geschäft mache, oder Ihr."

„Das ist meine Sache," antwortete Schmolke kurz. „Macht nur lieber, daß Euch das Mädel mit günstigeren Augen ansieht!" fuhr er fort, indem er die unansehnliche Figur mit höhnischem Blicke ansah. „Ihr meint vielleicht, daß die Euch gleich um den Hals fallen soll? glaubt mir, es ist langweilig genug, wenn Einem das Frauenzeug immer stille und mit verweinten Augen im Hause herumschleicht, — viel schlimmer, als wenn es 'mal einen ordentlichen Sturm gibt. — und ich habe das lange genug durchmachen müssen."

„Habt Ihr denn schon mit ihr gesprochen?" flüsterte Schwan leise, indem er mit lüsternem Auge nach dem offenen Fenster hinschielte, aus welchem Lina jetzt mit offenbar verächtlichen Blicken ihn musterte. „Kommt, ich könnte gleich mit dem Mädel reden; meint Ihr nicht?"

„Meinetwegen thut das! Aber macht Euch nur nicht gleich zu große Hoffnungen; die Lina hat Etwas von mir mit in die Leibe; so schnell als Ihr denkt, wird das nicht gehen! Ich will mir, während Ihr Euer Heil versucht, eine frische Pfeife stopfen." —

Während Schwan seine Mütze lüftete, um mit der Hand durch das struppige, blonde Haar zu fahren, und seinem widerwärtigen Gesichte den angenehmsten Ausdruck zu geben versuchte, näherten sich Beide rasch dem Eingange; — Schwan trat in das uns schon bekannte Zimmer, während Schmolke mit einem kurzen „Gute Verrichtung!" in seinem, jenem gegenüberliegenden Gemache verschwand.

Lina hatte sich, als sie die Beiden kommen sah, eifrig auf ihre Arbeit gebückt und blickte erst auf, als Jener mit einem grinsenden Lächeln vor ihr stand.

„Guten Abend, Jüngferchen!" edelte er die vor Widerwillen gegen den alten Schleicher Erröthende an; „Ihr habt gewaltig viel zu thun, daß Ihr Eure alten Freunde nicht einmal begrüßen kommt? Es ist wirklich Unrecht vom Vater, daß er nicht eine Haushälterin annimmt und es mit ansteht, wie Ihr Euch die schönen Händchen verderbt."

Lina sah einen Moment auf und erwiderte mit leichtem Kopfnicken ein kurzes „Guten Abend!", dann wandte sie sich, als ob sie die übrigen Worte des ihr Verhaßten gar nicht gehört, an die jüngere Schwester, die ihr das Strickzeug, um sich Rath zu holen, hingezeigt, mit der sie leise plauderte.

„Ihr führt wohl hier ein gar trauriges Leben?" fuhr Jener nach einer Pause fort, ohne, wie es schien, durch die Gleichgültigkeit der Angeredeten verletzt zu sein. „So den ganzen Tag Köchin und Kinderfrau zu spielen, ohne 'mal hinauszukommen in die Welt, das muß schrecklich sein. Habt Ihr denn nicht auch Lust, wie die andern Mädchen spazieren oder zum Tanze zu gehen? — Und dieser einfache Anzug! — Ihr müßtet Euch ein wenig herausputzen! Glaubt mir, manche große Dame würde Euch um Eure zierliche Figur und Euer hübsches Gesichtchen beneiden."

Lina antwortete immer noch nicht, als Jener eine Pause machte, um zu sehen, welchen Eindruck seine Schmeicheleien hervorbrachten, und nur das verächtliche Zucken um den kleinen Mund, als sie wieder ihre Arbeit aufnahm, hätte dem aufmerksamen Beobachter verrathen, daß sie überhaupt jene Reden gehört.

„Ja, ja!" sprach dieser weiter, „der Vater ist gar zu geizig, als daß er Euch solche Wünsche erfüllte; Ihr müßtet Euch umsehen, in andere Verhältnisse zu kommen. — Habt Ihr noch nicht daran gedacht, Euch einen Mann auszusuchen, aber natürlich einen reichen;

Digitized by Google

— der würde Euch Alles zu Gefallen thun und Ihr würdet ihn bald genug unter dem Pantoffel haben. Wie?" — und dabei verzerrte er wieder die harten Züge, was wohl ein Lachen vorstellen sollte.

„Hat der Vater schon mit Dir gesprochen?" setzte er hastig hinzu, als er ein flüchtiges Lächeln auch auf dem Gesichte des Mädchens leuchten sah, welches er zu seinen Gunsten auslegen zu müssen glaubte. — „Hast Du es die schon überlegt?"

Er hatte bei den letzten Worten sich noch mehr genähert, und indem er eine Hand Lina's zu ergreifen versuchte, flüsterte er:

„Willst Du meine hübsche Frau werden?" — — —

Die Erklärung kam Lina so unerwartet, daß sie einen Moment überrascht und sprachlos ihn anstarrte.

„Unverschämter!" rief sie endlich aufspringend, indem ihre Augen funkelten und ihr Gesicht vor Erregung bald roth, bald blaß wurde; dann eilte sie, die vorgestreckte Hand heftig zurückstoßend, die nach dem Flur führenden Stufen hinab nach der Küche hinaus, deren Thür sie hinter sich in's Schloß warf. —

Eben trat, aus der frischgestopften Pfeife lange Rauchwolken blasend, der alte Schmolke in's Zimmer, und lachend, als er seinen Gesellen ganz verdutzt der Davoneilenden nachblicken sah, fragte er:

„Nun, wie weit sind wir denn gekommen?"

„Ich dachte mir wohl," fuhr er fort, ohne die Antwort des noch immer Bestürzten abzuwarten, indem sein Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm, „daß da andere Flausen dahinterstecken; aber ich werde selber mit dem Mädel reden."

„Marsch hinaus, Kinder!" rief er die Kleinen an, welche theils neugierig, theils ängstlich die Scene mit angesehen. „Rust die Lina wieder herein; ich will sie sprechen."

Die Kinder verschwanden eiligst. —

Es trat eine Pause im Gespräch ein, im welcher Schmolke, indem er mit lebhaften Schritten das Zimmer durchmaß, nachdachte, was er seiner Tochter sagen wollte. —

Schwan hatte sich an das verlassene Fenster gestellt und blickte der sich zum Untergang rüstenden Sonne nach, deren Strahlen noch voll und licht das Wohnzimmer erfüllten. — Er war durch die unerwartete Niederlage zu sehr entkräftet worden. — Er, der reiche und — wie er sich einbildete — stattliche Kaufmann, zurückgewiesen von dem jungen Dinge, die froh sein sollte, daß er sich zu ihr, der Tochter des niedern Handwerkers, herabließ. — Er hatte ihn verschmäht und sogar verächtlich behandelt, ihn, nach dessen Besitz sich zehn — zwanzig junge Mädchen der Stadt gesehnt haben würden. Und doch war er verliebter als je; sie war ihm im Zorn noch viel hübscher erschienen, und gerade der Widerstand, den er fand, reizte ihn. —

„Da kommt sie!" flüsterte er, als er die Küchenthür sich öffnen und leichte Tritte nahen hörte, und als ob er dem Gespräche der Beiden gar keine Aufmerksamkeit schenke, dog er sich weit aus dem offenen Fenster hinaus.

Lina trat, zwar mit von Weinen etwas gerötheten Augen, aber erhobenen Hauptes vor den Vater hin und blieb, ohne ihre finstere, kalte Miene zu verändern, mitten im Zimmer stehen.

„Ich habe Dich rufen lassen," redete der Vater, indem er seinen Schritt mäßigte und endlich vor der Tochter stehen blieb, sie an, „um mit Dir Einiges über Deine Zukunft zu besprechen. Du bist jetzt in den Jahren, wo es Pflicht der Eltern ist, sich nach einer gesicherten Lebensstellung für ihre Kinder umzusehen."

„Du weißt," fuhr er fort, nachdem er eine kleine Pause gemacht und vergeblich eine Bewegung Lina's erwartet, deren Gesicht jetzt wie aus Marmor geformt schien, „daß Du wenig oder gar kein Vermögen von mir erwarten kannst; daß Du also hungern oder Dich kläglich mit eigener Arbeit durchkümmern müßtest, wenn ich einmal die Augen zumache. Dieser verehrte Mann" — dabei deutete er auf Schwan, der die draußen sich jetzt allmälig in der Abendsonne rosig färbenden Wolken zu betrachten schien, obgleich er kein Wort der für ihn so interessanten Unterhaltung verlor, — „mein würdiger Freund hat mir mitgetheilt, daß er Dich liebgewonnen hat und Dich zur Frau begehrt. — Es ist das ein unerwartetes, großes Glück für Dich, und ich habe ihn in diesem Namen versichert, daß Du Dich durch diese Werbung glücklich fühlest. Ich wünsche, daß Du ihm das jetzt selbst sagst, und es wäre gut, wenn Ihr gleich den Tag Eurer Hochzeit bestimmtet."

Er hatte geendet, und die kalten, abgemessenen Worte des Vaters fielen wie Keulenschläge auf das Haupt des armen Mädchens nieder. Und doch veränderte sich keine Miene in ihrem bleichen Antlitz, welches vom Abendrotth angestrahlt wie verklärt aussah, als sie jetzt eben so ruhig und gemessen antwortete:

„Du sprichst von Deinem Tode, mein Vater. Der ist hoffentlich noch recht fern. — Ich glaubte hier bei Dir gut aufgehoben und nöthiger zu sein, denn was sollte aus Dir, aus meinen kleinen Geschwistern werden, wenn ich fort bin? — Wenn ich einmal heirathe" — und dabei fing ihre klare Stimme unmerklich an zu zittern — „so werde ich Den da," indem sie mit einer Geberde unendlicher Verachtung auf Schwan deutete, „doch niemals heirathen."

„Du wußt!" brach nun aber auch des Vaters mühsam zurückgehaltene Heftigkeit los. „Glaubst Du, ich lasse mich durch Deine zur Schau getragene kindische Liebe täuschen? — Der Werner, der erbärmliche Schlucker, steckt Dir im Kopfe; aber ich werde Dir schon diese Gedanken austreiben! In vier Wochen heirathest Du, und Dein Bräutigam ist dieser!"

„Ja, Vater," erwiederte Lina, „wenn Du es doch weißt, ja, ich liebe Werner; er ist ein guter, braver, tüchtiger Mann, und wir würden gewiß glücklich sein; — aber Der da, vor dem die Mutter Dich immer wie vor dem bösen Feinde warnte" . . ., und als hätte das Andenken an die Verstorbene alle ihre Bitterkeit erweicht, fügte sie jetzt mit bebender Stimme und nassen Augen hinzu: „Die gute Mutter, o könnte sie doch den Kummer ihres armen Kindes sehen!"

Auch bei Schmolke verfehlte die Erinnerung an die Gattin nicht ihre Wirkung. Mit barscher Stimme, der man jedoch das Erkünstelte anhörte, sagte er:

„Das verdammte Flennen könnte Einen zur Verzweiflung bringen! Geh' nur jetzt! Uebertege Dir die Sache. Du wirst vernünftig sein und später schon finden, daß Dein Vater ganz wohl thut, wenn er gegen Deinen Willen für Dein Bestes sorgt. Deine Mutter müßte Dir dasselbe rathen. — Heirathen wirst Du Schwan doch; ich will es!" — —

Leise vor sich hinweinend ging Lina, indem sie mit der Schürze die betränten Augen zu trocknen versuchte, wieder nach der Küche hinaus.

„Kommst, Schwan," sagte Schmolke nach einer Pause, in der er nachdenklich der Abgehenden nachblickte; „gut Ding will Weile haben. Meine war erst accurat so; nachher konnte ich sie um den Finger wickeln, das gute Weib — Gott hab' sie selig! — Weiß der Himmel, und doch hatte ich einen Respekt vor ihr, wenn sie mich manchmal mit den großen Augen ansah. — Daß das Mädel gleich mit der Mutter anfing! — — Na, laßt sie nur ausflennen, das machen sie Alle so. — Jetzt kommt in meine Stube mit hinüber, da können wir in Gemüthlichkeit, bei einem ordentlichen Schluck aus von dieser Aufregung erholen."

Schwan hatte bei der ihn so bemüthigenden Verhandlung stumm am Fenster gestanden, und erst nach und nach, als sie drüben saßen und vom Geschäft sprachen, kehrte seine frühere selbstbewußte Stimmung wieder. — — —

Die Dämmerung war schon ziemlich stark hereingebrochen, so daß wir die dunkle Gestalt, welche leise aus dem Hause in's Freie schleicht, kaum mehr erkennen können. Einen Augenblick bleibt sie vor den erleuchteten Fenstern stehen und späht in's Zimmer, in welchem Schwan und Schmolke in höchst ungezwungener Haltung, vor Tabakswolken fast unsichtbar, Wichtiges zu verhandeln scheinen; dann huscht sie durch das Gärtchen nach der Eingangsthür; wir hören einen unterdrückten Ausruf, das leise Klirren eines Säbels und dann stilles und inniges Flüstern. — Lassen wir die Glücklichen ungestört plaudern. — — (Forts. f.)

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 76.)

XV.

Anna Wassiljewna liebte zu Hause zu bleiben, wie dem Leser bereits bekannt ist; zuweilen jedoch und ganz unerwartet äußerte sich bei ihr ein unüberwindliches Verlangen nach etwas Außergewöhnlichem, einer überraschenden partie de plaisir, und je schwieriger diese partie de plaisir zu Stande zu bringen war, je mehr dazu Vorbereitungen und Weitläufigkeiten erforderlich waren und je mehr Anna Wassiljewna dabei in Aufregung kam, um so wohler war ihr zu Muthe: kam ihr eine solche Geille im Winter bei, — dann wurden zwei, drei Logen

Digitized by Google

nebeneinander gemiethet, sie trommelte alle ihre Bekannten zusammen und führte sie in's Theater oder auf den Maskenball; im Sommer wurden Ausfahrten in die Umgebung der Stadt, irgend wohin, unternommen. Am folgenden Tage klagte sie dann über Kopfweh, ächzte und blieb im Bette und ein paar Wochen später spürte sie wieder einen Durst nach „etwas Ungewöhnlichem". Das war auch jetzt der Fall. Es hatte Jemand in ihrer Gegenwart von der Schönheit Zarizino's gesprochen; sogleich erklärte Anna Wassiljewna, sie habe Lust, übermorgen nach Zarizino zu fahren. Das ganze Haus kam in Aufruhr; ein Bote wurde zu Nikolai Artemjewitsch geschickt; zugleich mit jenem mußte der Haushofmeister fort, um Wein, Pasteten und allerlei Esswaaren einzukaufen; Schubin erhielt den Befehl, für eine Lohnkalesche zu sorgen (an einer Kutsche hatten sie wenig) und untergeleste Pferde zu bestellen; der kleine Dienstbursche mußte zwei Mal zu Berßenjew und zu Juharow Einladungsbillets tragen; das erste Mal in russischer, dann in französischer Sprache, geschrieben von Zoë's Hand; Anna Wassiljewna selbst mochte sich mit dem Reisekostüm der Fräulein zu schaffen. Und beinahe wäre aus der partie de plaisir nichts geworden: Nikolai Artemjewitsch kam in einer sauren, ärgerlichen und aufgeregten Gemüthsstimmung aus der Stadt (er schmollte noch immer mit Augustine Christianowna) und als er von der Ausfahrt hörte, erklärte er bestimmt, er werde nicht mitfahren, es sei eine Albernheit aus Kunzowo nach Moskau, aus Moskau nach Zarizino, aus Zarizino wieder nach Moskau und aus Moskau zurück nach Kunzowo zu jagen — und dann," setzte er hinzu, „soll man mir nur erst beweisen, daß man an dem einen Ort nicht ebenso vergnügt sein kann, als an dem andern, unter dieser Bedingung fahre ich mit." Natürlich konnte ihm Niemand das beweisen, und Anna Wassiljewitsch wollte in Ermangelung eines gesetzten Begleiters bereits die partie de plaisir aufgeben, da erinnerte sie sich Uwar Iwanowitsch's und in ihrer Verzweiflung schickte sie nach ihm auf sein Zimmer, wobei sie bemerkte: „Das Entrinnen geeift auch nach einem Strohhalm." Er kam; er gewerth, ihm herunter, hörte schweigend Anna Wassiljewna's Vorschläge an, ließ die Finger spielen und willigte, zu Aller Verwunderung, ein. Anna Wassiljewna küßte ihn auf die Wange und nannte ihn Herzchen. Nikolai Artemjewitsch lächelte verächtlich und sagte: Quello bourdo! (er tiebte bei Gelegenheit „dikfze" französische Ausdrücke anzubringen) — und am folgenden Morgen um sieben Uhr rollten Kutsche und Kalesche, ganz vollgepackt, zum Thore des Stadow'schen Landhauses hinaus. In der Kutsche saßen die Damen, ein Stubenmädchen und Berßenjew; Juharow hatte mit dem Koch Platz gefunden, in der Kalesche befanden sich Uwar Iwanowitsch und Schubin. Uwar Iwanowitsch hatte selbst mit einer Bewegung des Fingers Schubin zu sich gewinkt, er wußte, daß dieser ihm während der Fahrt neden würde, es bestand jedoch zwischen dem „Schwarzerdenzeisig" und dem jungen Künstler ein eigenes Band und eine gewisse brüske Offenherzigkeit. Für dieses Mal ließ übrigens Schubin seinen beleidigen Gefährten in Ruhe, er war stumm, zerstreut und nachgiebig. Die Sonne stand bereits hoch am wolkenlosen Himmelszelte, als die Equipagen bei der Ruine des, selbst zur Mittagszeit düsteren und schauerlichen Schlosses in Zarizino hielten. Die Gesellschaft sprang herunter in das Gras und nahm sogleich ihren Weg zum Park. Voran gingen Helene und Zoë mit Juharow, hinter ihnen kam mit dem Ausdrucke vollkommenster Zufriedenheit Anna Wassiljewna am Arme Uwar Iwanowitsch's. Er leychte und waschelte; der neue Strohhut drückte ihm die Stirn und die Füße beannten ihm in den Stiefeln, aber auch ihm war wohl zu Muthe; Schubin und Berßenjew schlossen den Zug. „Wir bilden die Reserve, Bruder, wir sind einigermaßen Veteranen," flüsterte Schubin Berßenjew zu. „Bulgarien ist jetzt vorauf," setzte er mit einem Blick der Augenbrauen auf Helena hinzu.

Das Wetter war herrlich. Alles rund herum stand in Blüthe, überall summte und sang es; in der Ferne spiegelten die Teiche; ein festliches, heiteres Gefühl umfing die Seele. „Ach, wie schön! ach, wie schön!" wiederholte Anna Wassiljewna in einem fort; Uwar Iwanowitsch nickte zur Antwort auf ihre enthusiastischen Ausrufe beifällig mit dem Kopfe und äußerte sogar ein Mal: „Dagegen ist nichts zu sagen!" Helene tauschte von Zeit zu Zeit einige Worte mit Juharow; Zoë hielt mit zwei Fingern den Rand ihres breiten Hutes, ließ ihre kleinen, in hellgraue Halbstiefeln mit stumpfen Spitzen gehüllten Füßchen coquett unter dem rosafarbenen Barégekleide hervorgucken und drückte bald auf die Seite, bald hinter sich. „Hebe!" rief auf einmal Schubin halblaut: „Zoë Nikitischna sieht sich wohl gar um. Ich will doch zu ihr. Helena Nikolajewna verachtet mich jetzt und hat Achtung vor Dir, Andrei Petrowitsch, was ja auf Eines herauskommt. Ich will hin, habe lange genug den Kopf hängen lassen. Dir aber, lieber Freund, rathe ich botanisiren zu gehen, in Deiner Lage ist das das Beste, was Dir einfallen kann, wissenschaftlich ist das von Nutzen. Lebe wohl!" Schubin holte Zoë ein, reichte ihr den Arm, sagte: „Ihre Hand, Madame," faßte sie und eilte den Anderen voran. Helene blieb stehen, rief Berßenjew und nahm gleichfalls dessen Arm, setzte jedoch die Unterhaltung mit Juharow fort. Sie fragte ihn, wie in seiner Sprache das Maiblümchen, der Ahorn, die Eiche, die Linde hießen .... („Bulgarien!" dachte der arme Andrei Petrowitsch.)

Plötzlich ließ sich in einiger Entfernung ein Schrei hören, Alle erhoben den Kopf. Schubin's Cigarrentasche flog in ein Gebüsch, von Zoë's Hand fortgeschleudert. „Warten Sie nur, ich werde Sie das entgelten lassen!" rief er, frech in das Gebüsch, holte von dort seine Cigarrentasche und wollte zu Zoë zurück; er hatte jedoch noch nicht Zeit gehabt, zu ihr heranzukommen, da flog seine Cigarrentasche über den Weg. Fünf Male wiederholte sich der Spaß, er lachte dazu laut und drohte, während Zoë still lächelte und sich wie ein Kätzchen krümmte. Endlich erhaschte er ihre Finger und preßte sie so heftig, daß sie aufschrie, noch lange nachher auf ihre Hand blies und sich böse stellte, während er ihr etwas in's Ohr flüsterte.

„Ausgelassenes junges Volk," äußerte Anna Wassiljewna fröhlich zu Uwar Iwanowitsch.

Dieser machte eine Fingerbewegung dazu.

„Was sagen Sie zu Zoë Nikitischna?" fragte Berßenjew Helene.

„Und zu Schubin?" fragte sie ihn.

Die ganze Gesellschaft war inzwischen zum Lusthause, das unter dem Namen: „Zur schönen Aussicht" bekannt ist, gekommen und machte dort Halt, um sich am Anblicke der zarizinischen Teiche zu ergötzen. Diese zogen sich, einer hinter dem andern, mehrere Werst weit hin. Im Hintergrunde lag ein dichter, dunkler Wald. Der Rasen, der den Abhang des Hügels bis zum Hauptteiche hinab bedeckte, gab der Wasserfläche eine außerordentlich grelle, smaragdgrüne Färbung. Niergends, nicht einmal am Ufer, erhob sich die kleinste Welle oder war Schaum zu sehen; nirgends trübeten sich die glatte Spiegelfläche des Wassers. Es schien, eine Masse geschmolzenen Glases habe, schwer und klar, ein ungeheures Becken angefüllt, und der Himmel sich auf den Grund derselben gesenkt, und spiegelten sich die unbeweglichen, krausen Bäume auf dem hellen Grunde ab. Lange und mit stummem Entzücken beteachteten Alle das Bild, sogar Schubin war ruhig geworden und selbst Zoë in Gedanken verloren. Endlich kam sie Alle die Lust an, eine Fahrt auf dem Wasser zu machen. Schubin, Juharow und Berßenjew liefen um die Wette über den Rasen hinab. Sie fanden ein großes bemaltes Boot, schafften zwei Bootshacke herbei und riefen die Damen. Die Damen gingen hinab; vorsichtig ließ sich nach ihnen Uwar Iwanowitsch hinunter. Bis er in's Boot gestiegen war und seinen Platz eingenommen hatte, wurde viel gelacht.

„Geben Sie Acht, Herr, setzen Sie uns nicht unter Wasser," bemerkte einer der Ruderer, ein junger flutzmäßiger Bursche in rothem baumwollenem Hemde.

„Nun, nun, Maulaffe!" sagte Uwar Iwanowitsch.

Das Boot stieß ab. Die jungen Leute versuchten die Ruder in die Hand zu nehmen, doch nur einer von ihnen, Juharow, verstand zu rudern. Schubin machte den Vorschlag, ein russisches Lied im Chor zu singen und stimmte das: „Hinab den lieben Wolgastrom" an .... Berßenjew, Zoë und selbst Anna Wassiljewna stimmten ein, Juharow konnte nicht singen; es gab jedoch eine Disharmonie, bei dem dritten Verse verwirrten sich die Sänger, nur Berßenjew versuchte noch im Baß weiter zu singen: „Nichts zu sehen in den Wellen," — sie jedoch auch bald durch. Die Ruderer tauschten mit einander Blicke und lächelten still. „Was denkt Ihr Euch?" wandte sich Schubin zu ihnen, „Ihr glaubt wohl, die Herrschaften können nicht singen?" Der Bursche im rothen Hemde schüttelte den Kopf. „Na, warte nur, Du Steinkopf," fuhr er fort, „wir wollen Dir's zeigen. Zoë Nikitischna, singen Sie uns doch: Lo tac von Niedermeyer. Nicht gerudert, Ihr!" — Die nassen Ruder streckten sich in die Luft wie Flügel und blieben unbeweglich, von pläschernden Wassertropfen triefend; das Boot glitt noch ein wenig fort und hielt dann, einen leichten Kreis beschreibend, wie ein Schwan auf dem Wasser still. Zoë machte einige Umstände .... »Allons!« ermuthigte Anna Wassiljewna freundlich .... Zoë warf den Hut ab und begann:

»O lac, l'annéo à peine a fini sa carrière ....«

Ihre nicht umfangreiche, doch klare Stimme schallte auf der Spiegelfläche des Teiches hin; weithin aus den Wäldern schlug jedes Wort zurück, wie wenn auch dort Jemand mit deutlicher und geheimnißvoller, aber nicht menschlicher, nicht irdischer Stimme sänge. Als Zoë geendet hatte, erschallte ein lautes Bravo aus einem der Pa-

Digitized by Google

villoni am Ufer und es sprangen einige Deutsche mit echten Gesichtern hervor, die nach Zarizino gekommen waren um zu „kneipen“. Einige von ihnen waren ohne Rock, ohne Halsbinde und sogar ohne Weste und riefen so ungefähr: »Bis!« bah Anna Wassiljewna bemerkte, rasch nach dem entgegengesetzten Ufer hinüberzurudern. Doch bevor noch das Boot an's Land stieß, gelang es Unwar Iwanowitsch nochmals seine Bekannten in Verwunderung zu setzen. Er hatte bemerkt, daß an einer Stelle des Wasdes das Echo besonders deutlich jeden Laut zurückwarf, und plötzlich begann er nach Art der Wachtein zu schnarren. Anfangs fuhren Alle zusammen, empfanden jedoch bald ein wahres Vergnügen, um so mehr, da Unwar Iwanowitsch sehr getreu und rein den Wachtelschlag nachmachte. Dieser Erfolg munterte ihn auf und er versuchte zu miauen; dies sist jedoch bei ihm nicht so gut aus; daher ließ er noch einen Wachtelschlag hören, blickte im Kreise umher und verstummte. Schubin wollte sich ihm um den Hals werfen, er stieß ihn zurück. In diesem Augenblicke war das Boot am Ufer angekommen, und die ganze Gesellschaft stieg an's Land.

Während dieser Zeit hatte der Kutscher mit einem Diener und dem Stubenmädchen die Körbe aus der Kutsche hervorgeholt und auf dem Rasen, unter einer alten Linde, die Mittagstafel zubereitet. Alle ließen sich um das ausgebreitete Tischtuch nieder und griffen die Pasteten und die übrigen Speisen an. Alle hatten herrlichen Appetit; Anna Wassiljewna setzte fortwährend ihren Gästen etwas vor und forderte dieselben auf, recht viel zu essen, mit der Versicherung, das sei im Freien sehr gesund. Sie richtete dieselbe Nöthigung auch an Unwar Iwanowitsch. „Sein Sie unbesorgt,“ knurrte er ihr mit vollem Munde entgegen. „Hat und der Herr einen prachtvollen Tag geschenkt!“ wiederholte sie ohne Unterlaß. Sie war nicht wiederzuerkennen; um zwanzig Jahre jünger schien sie geworden zu sein. Berßenjew sagte es ihr. „Ja, ja,“ erwiderte sie, „auch ich habe meine Zeit gehabt; aus einem Duzend hätte man mich nicht herausgeworfen.“*) — Schubin hatte sich zu Zoë gesetzt und goß ihr fortwährend Wein ein. Sie weigerte sich zu trinken, er drang in sie, und das Ende davon war, daß er das Glas selbst leerte und ihr dann wieder zugoß, auch betrunken, er wolle den Kopf auf ihren Schooß legen; sie wolle ihn aber nicht gestatten, „da eine solche Freiheit herauszunehmen.“ Helene schien ernsthafter als die Uebrigen, ihr Herz war aber wunderbar ruhig, was sie schon lange nicht empfunden hatte. Sie fühlte sich zu unbegrenzter Güte gestimmt, und wollte beständig, nicht Jwarow allein, sondern auch Berßenjew an ihrer Seite haben .... Andrei Petrowitsch hatte eine dunkle Ahnung, was das bedeute, und seufzte im Stillen.

Die Stunden flogen; der Abend rückte heran. Plötzlich gerieth Anna Wassiljewna in Aufregung. „Ach, mein Bester, wie ist es schon spät,“ sagte sie. „Wir haben gut gegessen, gut getrunken, nun ist's Zeit sich den Mund zu wischen.“ Sie faste sich auf, die Uebrigen folgten ihrem Beispiel und man begab sich zum Schloß, wo die Wagen standen. Als die Gesellschaft den Teichen vorüber kam, blieb sie stehen, um sich noch ein Mal an den Schönheiten Zarizino's zu ergehen. Das Abendlicht hatte sich über die Landschaft ergossen; der Himmel war geröthet, das Laub, vom erwachten leichten Winde gewiegt, erglänzte im Wechselspiel von Hell und Dunkel; wie geschmolzenes Gold schimmerten die Wasser in der Ferne; auf dem dunkelgrünen Hintergrunde der Bäume stachen scharf die ziegelrothen Thürmchen und Pavillons ab, die im Park hier und dort zerstreut waren. „Lebe wohl Zarizino, wir werden den heutigen Ausflug nicht vergessen!“ sagte Anna Wassiljewna .... Doch in diesem Augenblicke und gleichsam als eine Bestätigung ihrer letzten Worte ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, der in der That nicht ganz leicht zu vergessen war.

Noch hatte Anna Wassiljewna ihren Abschiedsgruß an Zarizino nicht zu Ende gebracht, als auf einmal, einige Schritte von ihr, hinter Fliedergebüschen, wirren Rufen, Geklatsche und Geschrei ertönte — und ein ganzer Schwarm von Männern in unverdentlicher Haltung, dieselben Freunde des Gesanges, welche so ungestüm Zoë Beifall geklatscht hatten, auf den Weg stürzte. Die Herren schienen angetrunken zu sein. Beim Anblick der Damen blieben sie stehen; Einer von ihnen jedoch, ein Mensch von hohem Wuchse mit Stiernacken und erhitzten Stieraugen trennte sich von seinen Gefährten, grüßte linkisch und schwankend, und näherte sich der vor Schreck wie versteinerten Anna Wassiljewna. — »Bon jour, Madame,“ sagte er mit heiserer Stimme, — „wie befinden Sie sich?“

Anna Wassiljewna taumelte zurück.

„Und warum denn,“ fuhr der Lange in schlechtem Russisch fort, „wollten Sie nicht bis singen, als unsere Compagnie bis schrie und bravo und foro?“

„Jawohl, jawohl, warum wollten Sie nicht singen?“ ließen sich Stimmen in dem Haufen hören.

Jwarow wollte hervortreten, Schubin hielt ihn aber zurück und stellte sich wie zum Schutze vor Anna Wassiljewna.

„Erlauben Sie,“ begann er, „ehrenwerther Unbekannter, Ihnen das unzweideutige Erstaunen auszudrücken, in welches Sie uns Alle durch Ihren Auftritt versetzen. So weit ich's zu beurtheilen vermag, gehören Sie zum sächsischen Stamme der lankasischen Race, folglich dürfen wir bei Ihnen Kenntniß gesellschaftlicher Gesittung voraussetzen, und doch richten Sie Worte an eine Dame, welcher Sie nicht vorgestellt sind. Sein Sie versichert, zu jeder anderen Zeit wäre es mir ein besonderes Vergnügen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, denn ich werde an Ihnen eine staunenerregende Entwicklung der Muskeln: biceps, &c. triceps, deltoideus gewahr, so daß ich als plastischer Künstler es für ein wahres Glück erachten würde, Sie zu meinem Modell zu haben; jetzt aber lassen Sie uns in Ruhe.“

„Der ehrenwerthe Unbekannte“ hörte die ganze Rede Schubin's mit verächtlicher Neigung des Kopfes, und die Arme in die Seite gestemmt an.

„Von dem Allen, was Sie da gesagt, verstehe ich nichts,“ erwiderte endlich der Lange; — „Sie denken vielleicht, ich sei ein Schuster oder Uhrmacher? Pe! Ich bin Offizier, ich bin Beamter, ja!“

„Darum weiste ich nicht,“ begann Schubin wieder.

„Ich sage blos dies,“ fuhr der Unbekannte fort, indem er Schubin mit mächtiger Hand wie einen Zweig, der im Wege steht, bei Seite schob, — „ich sage blos, warum haben Sie nicht bis gesungen, als wir bis schrieen? Jetzt aber gehe ich sogleich, in der Minute, nur muß dieses Fräulein, nicht diese Madame, die nicht, jenes Fräulein oder dieses“ (er bezeichnete Helene und Zoë), „muß mit einen Kuß geben, wie wir es im Deutschen sagen; ein Küßchen, ja wohl; was ist denn dran? Das ist nichts!“

„Nichts, einen Kuß, weiter nichts,“ riefen Einige im Haufen. „Ah, der Sakramenter!“ ließ von Lachen erstickt ein bereits ganz betrunkener Deutscher aus. Zoë faßte Jwarow beim Arm, er riß sich aber von ihr los und stellte sich gerade vor den langen Unverschämten.

„Jetzt aber gehen Sie gefälligst fort,“ sagte er, nicht sehr laut, doch mit fester Stimme.

Der Deutsche lachte dumpf. — „Wie, fort? Na, das gefällt mir! Darf ich denn nicht auch spazieren? Ich soll fort gehen? Warum fortgehen?“

„Weil Sie sich unterstanden haben, eine Dame zu beleidigen,“ sagte Jwarow und wurde plötzlich bleich, — weil Sie betrunken sind.“

„Was? Ich betrunken? Hört! Hören Sie das, Herr Provisor? Ich bin Offizier und er wagt es .... Jetzt fordere ich „Satisfaction“! Einen Kuß will ich!“

„Nur einen Schritt noch . . . “ sagte Jwarow.

„Na, und was dann?“

„Dann werfe ich Sie in's Wasser.“

„In's Wasser? Herr je! Weiter nichts? Na, das möchte ich sehen, muß hübsch sein, so in's Wasser . . . .“

Der Herr „Offizier“ streckte die Arme aus und that einen Schritt, doch da ereignete sich plötzlich etwas Außerordentliches: der Lange stieß ein Gekrächz hören, sein riesiger Körper wankte, löste sich, mit den Füßen nach oben, vom Boden ab und bevor noch die Damen einen Schrei auszustoßen vermochten, bevor Jemand etwas von dem, was vorging, begreifen konnte, plumpte der Herr „Offizier“ mit seinem ganzen Gewicht und mit lautem Geplätscher in den Teich und verschwand sogleich in dem Wasserwirbel.

„Ach!“ schrien die Damen wie aus einem Munde.

„Mein Gott!“ ließ sich auf der andern Seite hören.

Eine Minute verging . . . und ein runder Kopf, ganz von nassem Haar umflicht, zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers; dieser Kopf spie Wasser; zwei Hände arbeiteten krampfhaft, hart vor dem Munde dieses Kopfes.

„Er wird ertrinken, rettet ihn, rettet ihn!“ schrie Anna Wassiljewna Jwarow zu, der mit ausgespreizten Beinen am Ufer stand und schwer Athem holte.

„Er wird herauskommen,“ sagte er mit verächtlicher und harter Nachlässigkeit. „Kommen Sie,“ setzte er hinzu, indem er Anna Wassiljewna bei der Hand nahm, — „kommen Sie, Unwar Iwanowitsch, Helene Nikolajewna.“

„A . . . . O . . . . O . . . . O . . . . “ ließ sich in diesem Augenblicke das Klagen des unglücklichen Deutschen hören, dem es gelungen war, das Schilfrohr des Ufers zu erfassen.

*) Russisches Sprichwoort. (Nämlich wie man es mit einem schlechten Ei oder Nuß macht.)

Digitized by Google

Alle folgten Inßarow und mußten hart bei der „Compagnie“ vorbei. Doch, ihres Anführers beraubt, waren die Zechbrüder stiller geworden und ließen kein Wörtchen hören; Einer nur, der Tapferste unter ihnen, brummte, mit dem Kopfe schüttelnd: „Nun, das ist doch .... das ist, Gott weiß, was nach solchen ....;“ ein Anderer zog sogar den Hut ab. Inßarow machte ihnen recht erschreckt vorkommen, und nicht ohne Grund. Es war etwas Unheimliches, etwas Geisterhaftes über sein Gesicht ergossen. Die Deutschen beeilten sich, ihren Gästchen herauszuziehen, der, kaum auf trockenen Boden, in weinerlichem Tone den „russischen Spitzbuben“ nachschimpfte, und nachschrie, er werde sie verklagen, werde zu Sr. Excellenz selbst, zum Grafen von Kiserzig gehen ....“

Die „russischen Spitzbuben“ nahmen indessen keine Notiz von seinem Geschrei, und eilten, so rasch es ging, dem Schlosse zu. Alle schwiegen so lange sie durch den Park gingen, nur Anna Wassiljewna flüsterte leise. Endlich gelangten sie zu den Equipagen und beachten Alle in ein unaufhaltsames, unbändiges Lachen aus, wie im Homer die Bewohner des Olympß. Zuerst war es Schubin, der mit Gewieher wie wahnsinnig losplatzte, nach ihm vernahm man Berßenjew's sich überstürzendes schallendes Lachen, dann kam Zoë's feines, perlendes Kichern und Anna Wassiljewna's ruckweises Aufschreien, Helene selbst mußte lächeln und sogar Inßarow vermochte zuletzt nicht dem Drange zu widerstehen. Doch schallender, anhaltender und rasender als Alle lachte Iwan Iwanowitsch; er lachte, bis er Seitenstechen bekam, bis Riesen überfiel, er zu ersticken glaubte. Und als er etwas ruhiger geworden war, wiederholte er mit thränenden Augen: „Ach .... denke .... mir .... muß Einer .... geplatzt sein .... und das .... das war er .... platt auf den Bauch! ....“ Und mit dem letzten, krampfhaft hervorgebrachten Worte, erschütterte ein neuer Ausbruch von Lachen seinen ganzen Körper. Zoë hetzte ihn noch mehr auf. „Da sehe ich,“ sagte sie, „fliegen Beine durch die Luft!“ .... „Ja, ja,“ fing Iwar Iwanowitsch auf, „Beine, ja Beine .... dann klatsch! fällt er auf den Ba .. auch! ....“ „Ja wohl, und wie fein er es angefangen hat, der Deutsche war ja wohl drei Mal länger?“ fragte Zoë. — „Ich will's Ihnen erklären,“ sagte Iwar Iwanowitsch, sich die Augen trocknend, „ich habe es gesehen: mit einer Hand an den Gurt, ein Bein gestellt, und klatsch! Ich höre: Was war das? .... Das ist er, auf dem Bauch .... platt ....“

Schon längst waren die Equipagen davongerollt, schon war das Zarizynsche Schloß ihren Augen entschwunden, aber Iwar Inanowitsch wollte sich noch immer nicht beruhigen. Schubin, der wieder mit ihm in der Kalesche saß, brachte ihn endlich zur Vernunft.

Inßarow war verlegen. Er saß in der Kutsche Helene gegenüber und schwieg; (Berßenjew hatte den Kutscherßitz bestiegen) sie schwieg gleichfalls. Er dachte, er habe ihren Tadel auf sich gezogen; sie tadelte ihn jedoch nicht. Im ersten Augenblicke war sie sehr erschrocken gewesen; dann hatte der Ausdruck seines Gesichts sie sehr befremdet; und dann hatte sie sich ihren Gedanken hingegeben. Es war ihr nicht ganz klar, worüber sie nachgedacht hatte. Das Gefühl, welches sie im Laufe des Tages beherrscht hatte, war verschwunden, sie war sich dessen bewußt; doch etwas Anderes, wovon sie in diesem Augenblicke noch keine Vorstellung hatte, war an die Stelle jenes Gefühls getreten. Die partie de plaisir hatte sich zu sehr in die Länge gezogen, undenncrk war der Abend in Nacht übergegangen. Die Kutsche rollte rasch dahin, bald an reifenden Feldern, wo die Luft schwül und dustig war und an Getreide erinnerte, bald an breiten Wiesen hin, von denen plötzlich sanfte Kühle den Gesichtern entgegenwehte. Am Horizont schien der Himmel in Rauch gehüllt. Endlich stieg der Mond auf, trübe und roth. Anna Wassiljewna schlummerte. Zoë guckte zum Kutschenfenster hinaus auf die Landstraße. Helene sah es endlich ein, daß sie mehr als eine Stunde nichts mit Inßarow gesprochen hatte. Sie richtet: an ihn eine unbedeutende Frage, er gab ihr sogleich freudig Antwort. Laute, als wenn Tausende von Stimmen in der Ferne geredet hätten, schlugen durch die Luft immer näher an ihr Ohr: Moskau kam ihnen entgegen. Lichter tauchten vor ihnen auf; es wurden ihrer immer mehr und mehr; endlich erdröhnte Steinpflaster unter den Rädern. Anna Wassiljewna erwachte; Alle in der Kutsche sprachen, obgleich Niemand mehr unterscheiden konnte, wovon gesprochen wurde, so heftig war das Gerassel des Pflasters unter den Rädern der Wagen, und der zwei und dreißig Hufe der Pferde. Lang und langweilig dünchte ihnen die Fahrt von Moskau nach Kunzowo; Alle schliefen oder schwiegen und hatten die Köpfe in verschiedene Ecken gedrückt; nur Helene schlief nicht die Augen, sie hielt dieselben fortwährend auf die dunkle Gestalt Inßarow's gehefte:. Schubin war auf einmal betrübt geworden: ein leichter Wind blies ihm in's Gesicht und ärgerte ihn; er schlug den Kragen des Mantels in die Höhe und hätte fast gewirnt. Iwar Imanowitsch schnarchte, ganz gemächlich hin und herwackelnd. Endlich hielten die Wagen an. Zwei Diener hoben Anna Wassiljewna aus der Kutsche; sie war ganz aufgelöst und erklärte beim Abschied ihren Freunden, es wäre kaum ein Funken Leben in ihr; die Freunde dankten ihr bei ihr, sie aber wiederholte beständig, sie wäre kaum mehr am Leben. Helene drückte Inßarow zum ersten Male die Hand und blieb noch lange angelehnt am Fenster sitzen; Schubin fand einen geeigneten Augenblick dem fortgehenden Berßenjew zuzuraunen: „Nun, wenn das kein Held ist! Wirst er nicht betrunkene Deutsche in's Wasser?“

„Und du hast nicht einmal das gethan,“ entgegnete Berßenjew und begab sich mit Inßarow nach Hause.

Die Morgenröthe stieg bereits am Himmel empor, als beide Freunde in ihre Wohnung zurückgekehrt waren. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber schon spürte man die Morgenkühle; graumeißer Thau lag auf dem Grase und die ersten Lerchen stiegen singend in die halbdunkle lustige Höhe, aus welcher, einem vereinzelten Auge gleich, ein großer, später Stern hervorblickte. (Forts. f.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 71.)

5.

Der Jugendfreund.

Sir John Pendergraß war nach George's Abschied ziemlich unruhig im Zimmer auf und niedergegangen. Er blieb einige Male stehen und dachte recht kriflich nach. „Ich will für Jakob Stuart handeln,“ sagte er. „Ich bin es ihm schuldig, das Schwert zu ziehen. War es doch Karl Stuart, der mich wieder in das Recht einsetzte, als sie mich von dem Erbe meiner Väter vertreiben wollten, weil die Republik mir kein Leides gethan — ich galt deshalb für einen schlechten Royalisten und doch hing ich stets den Stuarts an — aber Karl war gerecht und ich will seiner Sache treu bleiben, wenn er auch hinüber ist.“

Diesen Monolog unterbrach der Ton der Hausglocke — nach einiger Zeit erschien Aron, der alte Hausmeister und meldete: Ein Fremder wünsche Herrn Pendergraß zu sprechen.

„Führe ihn in den runden Saal — wer kann es so spät noch sein —,“ sagte Sir John zu dem Saale hinabsteigend. Er fand hier einen schlanken, hochgewachsenen jungen Mann, dessen Beine in rindslederenen Reitstiefeln steckten. Er hatte ein sammetnes graufarbiges Wammes an und einen langen Degen an der Seite. Seinen runden Filzhut hielt er in der Hand. Er war so im Anschauen des Zimmers versunken, daß er den Eintritt Sir John's nicht bemerkte.

„Mein Herr — Sie wünschen?“ begann Pendergraß. Der Fremde wendete sich um; die Lampe ließ jetzt seine Gesichtszüge erkennen — Sir John fuhr auf — der Fremde desgleichen.

„Wie? ich irre mich wohl? — nein, nein — Sie mein Herr — Du — Sie sind —“

„Henry Hobbart,“ sagte der Fremde.

„Ich habe Sie wieder erkannt — es sind sechs Jahre verflossen, daß wir uns an dieser Stelle zum letzten Male sahen,“ sagte Sir John, seine Lippen aufeinander preffend.

„Und doch haben Sie mich wieder erkannt, Sir John? Ich muß also Ihren Herzen ebensowenig fremd geworden sein, als Ihrem Augen.“ Er reichte treuherzig die Hand dem Edelmanne hin.

Pendergraß legte die seinige in Henry's Rechte. „Ja — ja,“ sagte er. „Und was führt Euch her, Henry?“

„Eigentlich ein Auftrag — aber auch der Wunsch Sie — und er stockte „die — die Ihrigen wieder zu sehen.“

Sir John blickte ihn verstohlen an.

Digitized by Google

„Die Meinigen?“ sagte er. „Henry, ich weiß nicht, was Ihr darunter verstehen wollt.“

Henry's Hände erzitterten. Er suchte sich zu bemeistern — jetzt nahte der gefürchtete Augenblick heran — er sollte erfahren, was aus Mary geworden — die Frage Sir Johns war unglückbringend.

„Nun — ich meine,“ sagte Henry zögernd, „die Kurigen, Miß Anna — die Großmutter — Miß Ella.“

„Beide wohlauf und hier im Hause.“

Henry holte Athem. „Und Miß Mary?“

„Sie ist fort — sie und Miß Rachel Veren.“

Henry erbebte. „Al — so — eine glückliche Gattin,“ sagte er mit tonloser Stimme.

Sir John war seinen Bewegungen gefolgt. Er errieth die Ursache derselben. „Nein, mein Freund,“ sagte er bitter lächelnd, „nein. Mary ist nicht vermählt.“

„Allmächtiger Gott,“ rief Henry außer sich. „Todt? todt?“

„Vielleicht für mich. Sie ist in London bei ihrer Tante Rachel.“

Henry athmete auf, aber sein Gesicht nahm einen fragenden Ausdruck an.

„Ich will kurz sein, Henry,“ sagte Sir John; „denn es läßt sich bald erzählen. Ihr wißt, daß Miß Rachel eine Abtrünnige in meiner Familie war — verzeiht, wenn ich das Euch sage, der Ihr ja stets, als Schüler schon — auf Seite der Protestanten waret — genug, die Spaltung in meiner Häuslichkeit ward stets gefährlicher. Sie trennte meine Kinder selbst — Miß Rachel zog Mary auf ihre Seite, Ella hielt zu mir und der Großmutter, wir mußten uns täglich fremder werden, denn die politischen Strömungen thaten das Ihrige. Jener Wilhelm von Oranien hat das Land vollends gespalten, die Familien entzweit. Der Hader in diesem Hause legte sich nicht — wenn auch meine Tochter sich nur sanfte Vorwürfe machten, so waren die beiden alten Damen doch nicht zu beruhigen — ich selbst bin vermittelnd genug gewesen, eine Trennung vorzuschlagen. Mary fand, daß sie ohne Tante Rachel sehr einsam in dem Hause, der Großmutter gegenüber fast feindlich dastehen werde — sie zog mit Miß Rachel — da haben Sie die Geschichte.“

Henry schien von einer großen Last befreit. Er achtete jedoch die Betrübniß Sir John's. „Dann ist also immer noch Hoffnung, Mary einst wieder zu sehen?“ rief er.

„Für Sie, ja,“ entgegnete John finster. „Vielleicht mehr als je — denn die Anhängerinnen König Wilhelm's werden den Kämpfer vom Boynefluß freudig empfangen. Aber,“ fuhr er ein wenig heftiger fort, „vielleicht habt Ihr in Amerika, wohin Ihr wie ich weiß gezogen — den Enthusiasmus für die Protestanten und den Oranier verloren?“

Henry richtete sich auf. „Sie irren, Sir John,“ sagte er. „Wenn Sie treu Ihren Grundsätzen blieben, wenn Ihre Neigungen für Personen sich nicht änderten, so bin ich in gleichem Falle. Ich war nicht glücklich in der neuen Welt, sonst wäre ich vielleicht dort geblieben, wohin der Gram um Mary's Verlust mich trieb. Ich hatte Sehnsucht außerdem nach dem Lande, wo sie weilte — ich kehrte zurück — arm an irdischen Gütern — arm an Hoffnung, aber meine Gesinnungen habe ich nicht geändert. Ich liebte König Wilhelm, ich hänge ihm noch an, denn wer Ihnen, Sir John, steht Henry Hobbart, Gefreiter in der berühmten Leibgarde König Wilhelms von England.“

Pendergraß that einen Schritt zurück. Ein leiser Auf des Schreckens entfuhr ihm. Dicht in seiner Nähe stand ein Mann, der die geheiligte Person des Königs bewachen sollte, gegen den ringsum im Lande von Sussex und Kent die Verschwörung zu arbeiten begonnen hatte — er kam gerade im Augenblicke, wo George Porter, einer der Führer, das Haus verließ, in welchem Ella, die Tochter des Edelmanns, seine bestimmte Braut, die Schwester Mary's weilte, deren Besitz dem wackern Henry verweigert worden war, weil er treu zu dem Oranier hielt; — während Porter die Verschwörer berief, trat der Anhänger des Bedrohten in das Haus, welches er seit sechs Jahren nicht besucht hatte. Pendergraß fühlte, daß er sich seinem Verdacht aussetzen dürfe. Er gehörte zu auch den Verschworenen an. Porter hatte seinen Handschlag.

„Ich wünsche Euch Glück,“ sagte er kalt. „Ihr sprachet aber von einem Auftrage. Was kann ein Wächter des Oraniers bei einem Anhänger König Jakobs, bei strengen Katholiken suchen, die Euer Herr ja insgesammt, oder doch mit wenigen Ausnahmen für seine Feinde, für die Genossen des vertriebenen Stuart hält?“

„Ihr irrt wiederum,“ rief Henry mit leuchtendem Antlitze. „Der König ist den Katholiken niemals Feind gewesen, das reden die Hetzer nur so herum. Er verfolgt Keinen, der sich zu Jakob Stuart bekennt, wenn er die Ruhe nicht stört, und gerade der Auftrag, den ich an Euch habe, der soll Euch beweisen, daß der König gute Gesinnung gegen Euch hegt: heute wurden in Guddesford wieder so tückerische Dinge geschmiedet, und da riefen denn Seine Majestät: „Wohlan, ich will zeigen, daß ich kein Mißtrauen gegen meine katholischen Unterthanen oder gegen Jakobiten hege. Welches ist der nächste Herrensitz eines katholischen Edelmannes?“ Man nannte Kealbournhouse. „Nun denn,“ rief der König, „Henry Hobbart, reite sofort zu Sir Pendergraß, dem Jakobiten, und bitte ihn in meinem Namen, er möge mir morgen Nacht ein Zimmer, ein Bett und einen Imbiß geben. Ich will morgen Nacht unter seinem Dache schlafen und damit Jeder sehe, daß ich kein elendes Mißtrauen hege, soll meine Leibwache, mein ganzes Gefolge in Playden bleiben — ich will allein — ohne jegliche Begleitung im Hause des katholischen Jakobiten schlafen.“

Die Wirkung dieser Nachricht auf Sir Pendergraß war eine so gewaltige, daß er fast zu Boden sank. Er hielt sich mühsam mit der Hand an dem großen Tische fest, der neben ihm stand, die Stimme versagte ihm. Alle gefährlichen und schlimmen Umstände tauchten vor ihm auf. Dem Könige, das erbeten Quartier abzuschlagen war unmöglich — Pendergraß hätte nach diesem Beweise des Vertrauens durch einen Abweis seine ganze Partei compromittirt — anderseits kämpfte in der Brust des Edelmanns die Hochherzigkeit mit der Pflicht, welche ihm das an Porter gegebene Wort auferlegte. Pendergraß war edel genug, um das Schreckliche seiner Lage vollkommen zu empfinden. Der König, sein Feind, dem er sorglich ausbrich, zum vertrauensvoll zu ihm, er legte sich ohne Wache im Hause eines Mannes nieder, dessen feindliche Gesinnung er kannte, nur weil er auf die Ehrenhaftigkeit dieses Mannes traute. Er ertor seinen Gegner aus, ihn zu bewachen, während er schlief, und jetzt, gerade zu der Zeit, wo der König im ruhigen Schlafe, seine Gefahr ahnend unter Sir Johns Dache ruhte — gerade zu dieser Zeit sollte der Hüter des Monarchen sortteilen, einer Verschwörung beizuwohnen, die das Verderben seines Gastes vorbereitete. Pendergraß erbebte bei diesem Gedanken und dennoch mußte er also handeln — er konnte nicht zurück — er hatte sein Wort gegeben, morgen auf dem Romney-Moore zu erscheinen; wenn er ausblieb, war er verdächtig. Ein Genosse der Jakobiten, der sein Wort gegeben hatte, der Versammlung beizuwohnen, welche des vertriebenen Königs Anhänger bildeten — und der zurückblieb, weil der Todfeind jenes Königs in dem Hause des Mitverschworenen weilte — der mußte in den Ruf eines Verräthers, eines Spions geraten — die allgemeine Verachtung mußte ihn treffen. Zum Glück für Pendergraß war Henry viel zu treuherzig. Er hielt das tiefe Schweigen für eine Wirkung des Staunens und freudiger Ueberraschung, welche die Loyalität des Königs erzeugte.

„Nun? habe ich zu viel gesagt?“ rief er freudig. „Ist der König ein Feind der Katholiken? Ihr sollt sagen, ob ich Recht habe.“

„Ihr — habt — ganz Recht,“ sagte Sir John. „Ganz Recht. Seine Majestät beschämen mich auf's Tiefste.“

„Ich darf also die Nachricht bringen, daß der Besuch Seiner Majestät morgen hier willkommen ist?“

„Gewiß,“ stöhnte Sir Jakob.

„Und Umstände macht der König Euch gar nicht,“ sagte Henry lustig. „Er nimmt als ein ächter Soldat mit Allem fürlieb, was Ihr ihm vorsetzt — Gefolge bringt er nicht mit — also könnt Ihr ohne Sorge sein. Ob! — wer hrch hin ich, daß der Zufall ihn gerade zu Euch führte — wie wird sich der König freuen, wenn ich ihm morgen erzähle, wer Ihr mir seid — nein,“ setzte er leise hinzu, „wer Ihr mir waret.“

Gerade jetzt öffnete sich die Saalthür und mit dem lauten Freudenrufe: „Henry! Henry!“ eilte Ella in den Saal. Sie hatte den Jugendgespielen erkannt, sie hatte gelauscht. Henry streckte die beide Arme entgegen, aber ein strenger Blick Sir Johns hielt die Tochter zurück — sie blieb ein wenig vor Henry stehen und schlug die Augen nieder.

„Sir Hobbart!“ sagte sie, „verzeiht.“

Henry wollte recht innig erwidern, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn Miß Anna, die Großmutter, rauschte in das Gemach. Sie hatte die Scene noch gesehen — sie bestete ihre strengen Augen auf Henry. „Ah —“ sagte sie mit schneidendem Tone, „wieder hier, Sir Hobbart? — Es ist schlimm in Amerika. Aber die armen Jakobiten können Ihnen nicht helfen.“

„Sie irren, Mutter,“ sagte Pendergraß. „Henry Hobbart bedarf unsrer nicht. Er ist in gutem Amte. Er gehört der Leibgarde König Wilhelms an.“

Miß Anna schleuderte einen zornigen Blick auf Henry. „Ob dieses Amt ein gutes ist, das mag Gott wissen. Ich glaube, er

Digitized by Google

läßt die Bösen eben auf Erden wandeln, uns zu züchtigen. Was thut der Sir Hobbart noch in so später Stunde bei uns? Sollen die Rechtgläubigen etwa beunruhigt werden durch den Nebukadnezar, der durch diese Lande geht?"

„Mutter," rief Sir John unwillig, „sacht nicht nutzlosen Streit an. Es ist des Königs Wille nicht, uns zu belästigen. Im Gegentheil. Er will zeigen, wie fern ihm jeder Gedanke an Strenge gegen uns liegt, denn er hat mir durch Henry Hobbart anzeigen lassen, daß er morgen Nacht hier in meinem Hause Quartier nehmen werde."

„Wer? wer will hier Quartier nehmen?" rief die Alte außer sich.

„Der König Wilhelm von England," sagte Sir John ruhig.

„Und du nimmst ihn auf, mein Sohn? Du — ein offener Anhänger der Stuarts lässest den Feind Deines rechtmäßigen Fürsten unter Deinem Dache schlafen?"

„Ich muß Gastfreundschaft üben. Die Heiden und Türken weisen den Feind nicht zurück, der bei ihnen um ein Obdach bittet — ich darf dem Könige nicht mein Haus weigern."

„Du darfst es wohl," rief die fanatische alte Dame. „Einen Zerstörer alles Rechtes, einen Feind Deiner Kirche, den brauchst Du nicht Deine Schwelle überschreiten zu lassen. Ich bin mitleidig und gastfrei gegen den bettelnden Komödianten und den sechtenden Handwerksburschen, aber ich weise dem gekrönten Feinde meiner Kirche die Thür."

„Immer noch die alte zorntühende Papistin," murmelte Henry. Ella blickte besorgt bald den Vater — bald den Gardisten an.

„Ich will diesen Zwist im Hause beenden, Sir," sagte Henry, „haben Sie die Güte, mir zu sagen, welche Antwort ich Seiner Majestät geben soll. Ich kann, wenn Sie ihm das Quartier weigern, wohl sagen, daß Sir Pendergraß nicht der Herr im Hause sei, sondern daß die Mutter, eine Feindin der neuen Dinge, zu gebieten habe und deßhalb könne Seine Majestät nicht in Kealbournhouse Quartier nehmen."

„Ja — ja — sagt ihm das, Eurem Hofherren," rief die alte Dame. „Wenn er noch ein wenig Gefühl für Recht besitzt, wird er es begreiflich finden, daß wir, die — —"

„Ich befehle hier im Hause, wiederhole ich noch einmal," donnerte jetzt Pendergraß. „Ich befehle Stille — Gehorsam. Ich bin ein offener Anhänger der Stuarts — ein eifriger Papist, ich habe mich von einem Kinde getrennt, das ich liebe, weil ich sah, wie jenes Kind von den Ansichten des Vaters wich — aber ich bin Edelmann, König Wilhelm ist es auch, und kein Edelmann darf dem andern die erbetene Aufnahme weigern. Mein Dach ist ein gastliches und ich bin — wohl oder übel — ein Vasall des Oraniers. Sagt dem Könige, Henry, daß ich ihn hier erwarte und daß ich mich freue, den Gegner voll Vertrauen in meine Ehre kommen zu sehen. Der König wird mich bereit finden, ihn zu empfangen."

„Ich danke Euch, Sir John," rief Henry. „Aber erlaubt nun, daß ich mich empfehle — es schient mich, daß ich willkommen bin."

Pendergraß geleitete Henry zur Thüre — weder Miß Anna noch Ella hatten sich vom Flecke gerührt.

„Es ist meine Mutter — eine sonst brave Frau — eine eifrige Anhängerin der Stuarts, ich sehe ihr Vieles nach und es ist die Ehrfurcht, welche mich schweigen heißt," sagte Pendergraß.

„Ich weiß es," entgegnete Henry. „Ihr bringt große Opfer."

Pendergraß seufzte und drückte Henry's Hand. Der Gardist ging in den Hof, wo sein Pferd und die beiden Begleiter seiner warteten. Als er sich eben in den Sattel schwingen wollte, huschte es hinter dem Mauervorsprunge hervor.

„Ella — Du bist hier? Du willst mich noch einmal sehen?"

„Henry," sagte schnell und flüsternd das junge Mädchen, „verzeihe den schlimmen Empfang — ich bin schuldlos."

„Du brauchst nicht zu betheuern, Ella. Ich weiß es."

„Und Du? liebst Du Mary noch? hast Du unsrer gedacht? O wie gern plauderte ich mit Dir, aber die Großmutter ist unerbittlich. Ich aber habe eine Idee. Dein König kommt morgen Abend zu uns — es kann nicht auffallen, wenn Du mit ihm kommst. Schenke mir ein halbes Stündlein — ich möchte gern mit Dir plaudern."

„Es wird schwer halten, Ella," sagte Henry. „Der König kommt allein — ohne jede Wache. Er will Deinem Vater einen Beweis des Vertrauens geben, er schläft ganz allein in Eurem Hause."

Ella blickte ängstlich um sich her — eine unnennbare Angst befiel sie. „Allein? ohne Bedeckung?" sagte sie zitternd.

„Gewiß. Sollte der König im Hause Deines Vaters zu fürchten haben? Sir John ist ein Jakobit, aber ein Ehrenmann."

„Oh — mein Vater — nein, er nicht — aber die Großmutter."

Der Gardist ward unruhig. „Hm" — sagte er. „Du hast Recht — ich werde in der Nähe sein, ohne daß der König etwas ahnt. Wir sollen die Nacht in Pfaydon bleiben, aber wenn Du mich sprechen willst, komme ich herüber."

„Oh, das ist Recht, Henry — Du kennst die kleine Pforte des Thurmes, der mitten im Parke steht, sie wird offen sein für Dich, der Weg ist Dir bekannt, Du spielest oft mit uns und den Knaben von Jenkins, dem Pächter, da Versteck."

„Ich kenne den Weg. Er führt in das Zimmer Deiner seligen Mutter."

„Es ist jetzt das meine."

„Gut, ich bin morgen Abend um die zehnte Stunde hier — aber die Großmutter?"

„Sie steht mit uns nicht, denn sie hat soeben geschworen, daß sie den ganzen Abend ihr Zimmer nicht verlassen werde, um dem Oranier nicht zu begegnen. Oh — wie freue ich mich, ein Stündlein mit Dir zu verplaudern."

Henry hatte sich in den Sattel geschwungen — Ella grüßte noch einmal lautlos, dann verschwand sie. Der Gardist ritt langsam den Weg nach Guddenford zurück. „Jedenfalls ist es gut, — wenn ich in des Königs Nähe bleibe," sagte er, die Stirn in Falten ziehend. „Ella's Sorge kann mir selbst vor. Wenn der König mich erblicken, wenn er unwillig sein sollte über meine Anwesenheit, — so kann ich mich leicht damit entschuldigen, daß ich eine kleine Zeit mit Ella verplaudern wollte. Hm — hm — dieses Kealbournhouse kommt mir sonderbar vor — was quält mich — was macht mich nachdenklich." Er that einen lauten Freudenruf: „Mary! Mary! ich werde Dich wiederfinden."

Sir John Pendergraß war in sein Zimmer hinaufgestiegen. „Ich muß also handeln," sagte er. „Wäre George zu finden, ich würde ihm Alles erklären, so bin ich gezwungen zu bleiben. Die Verbündeten können es nicht mißdeuten, wenn sie Tags darauf den Grund meines Fortbleibens erfahren. Wenn ich das Haus verließe, während der König hier ist — ich erregte sogleich Verdacht — nein, nein, ich muß bleiben. Welchen Vorwand sollte ich wohl nehmen um meine Abwesenheit zu entschuldigen — gerade in der Zeit, wo die Versammlung stattfindet, ruht er in meinem Hause."

Pendergraß warf sich in seinen Lehnsessel — er versiel in tiefes Sinnen — die Stille im Herrenhause ward durch einen näselnden Gesang unterbrochen, der unheimlich und schrillend klang. Die alte Miß Anna sang ihr Abendlied.

Als Henry Hobbart in Guddenford ankam, war der König schon zur Ruhe gegangen. Die Leibgardisten hielten auf dem Flure des Hauses noch eine kleine Nachlese — sie zechten und würfelten. Ringsum war es noch lebendig. Die Reisebegleitung des Königs war eben erst in ihre Quartiere geritt.

„War Alles sonst ruhig?" fragte Henry einen der Soldaten.

„Alles."

„Hat sich nichts Absonderliches ereignet?"

„Nein. Nur eine kleine Scene so nebenbei. Die Leute von hier haben ein Mädchen fortgejagt, das an den Fenstern umherschlich, sich zwischen uns hin und herdrängte. Sie sagen, es sei eine Papistin und Hexe."

„Wie sah sie aus?" fragte Henry schnell.

„Hager und gut gewachsen — funkelnde Augen — lange schwarze Haare. Auf dem Kopfe trug sie ein braunes Tuch."

„Sie war es," murmelte Henry fortgehend. „Es war Bessie Hunt, die Tochter des Schmugglers. Wie kommt die unheimliche Dirne wieder in die Nähe des königlichen Lagers? Ich werde morgen achtsam sein."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Napoleons Flucht aus Rußland. Original-Zeichnung von Zeller du Jeur.

Digitized by Google

Ein möblirtes Zimmer für zwei Herren.

Humoreske von **Adolf Glaßbrenner.**

„Ist hier das möblirte Zimmer nebst Kabinet für zwei anständige Herren und Beköstigung zu vermiethen?“ fragte ich, die schmucklose Schreibung der so eben gelesenen Zeitungsannonce mit Absicht wiederholend.

„Ja wohl, dieses ist hier; das stimmt!“ entgegnete das Individuum, welches mir die Thür geöffnet hatte. Ich hielt dasselbe bei dem herrschenden Halbdunkel und meiner angeborenen Kurzsichtigkeit zuerst für ein etwas robustes Dienstmädchen, kam jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß es ein Arbeitsmann sei, dem die dicht unter den Aermen zugebundene blaue Küchenschürze allerdings etwas von der Würde einer Frau für Alles verlieh. „Kommen Sie nur hier durch, Herr Kohlmann sind darin!“ —

Ich hatte, dem Voranschreitenden folgend, kaum drei Schritte vorwärts gethan, als dicht neben mir eine Thür geöffnet ward, in welcher momentan ein anscheinend weibliches Wesen, dessen Toilette außerordentlich vernachlässigt und dessen Kopf mit einer Art eng anliegender Kinderhaube bedeckt, sichtbar wurde, einen kurzen, unartikulirten Schrei ausstieß und wieder verschwand; hierauf wurde die Thür mit großem Geräusch verschlossen und verriegelt.

Der Mann mit der blauen Schürze hatte eine weite, am Ende des Ganges und gerade vor uns befindliche Thür geöffnet, durch die ich eine Stufe hinab in ein ziemlich geräumiges Zimmer mit Mansardenfenstern und fast ohne alle raumbeschränkende Möbel stolperte.

„Ein Herr wegen dem Zimmer!“ verkündete der Arbeitsmann und ging an seine Beschäftigung zurück, die, wenn mich mein Gehör nicht getäuscht hatte, im Reinigen von Stiefeln bestand.

„Ah, sehr erfreut, sehr erfreut! Mein Name ist Kohlmann! Schönes Zimmer! Himmliche Aussicht, über den Skandalaber weg, grade auf die K . . . . brücke! Alles, was los ist, muß hier vorbei! Vorgestern zwei Knaben ertrunken — Leichen von der Brücke aufgefischt! Ungeheure Menschenmenge! Jeden Vormittag Betrunkene! Gestern Einer übergefahren — Kopf vollständig auseinander! Immer Leben hier — immer Bewegung!“ —

Der Mann, welcher fast ohne Athem zu schöpfen den obigen Satz mit einer bubelsackartigen Monotonie von sich gegeben hatte, befand sich in der angenehmen Lage, durch die eigenthümliche Beschaffenheit seines äußern Menschen enorme Summen verdienen zu können; ich wenigstens hätte sofort fünfzehn Kreuzer Eintrittsgeld für ihn bezahlt, wenn sie mir abverlangt worden wären.

Eine Gestalt, von wenig mehr als vier Fuß Höhe bei unverhältnißmäßiger Schulterbreite, ein der Größe nach proportionirter Kopf auf dünnem Halse, an diesen Kopf eine Bulldoggnase und ei: als direttelte Verbindungsstraße zwischen den Ohren dienender Mund, dessen wulstig aufgeworfene Lippen den prononcirten Mangel an Vorderzähnen zeitweise nur ungenügend bedeckten: dies waren Herr Kohlmann; und sie steckten in einem endlosen grauen Schlafrock und lahmarig veranlagten Filzschuhen und sahen ungemein ungewaschen aus.

Ich hatte kaum Zeit, diese Betrachtungen über meinen neuen Vermiether anzustellen (denn die Lokalität zu verlassen, ohne das Zimmer gemiethet zu haben, hielt ich nach solchem Auftpionieren für lebensgefährlich!), als Herr Kohlmann sich auch schon mit einer im Keim erstickten Pirouette zur Seite wandte, eine kleine Tapetenthür aufriß und mit ausgestrecktem Arm in die Nebenstube weisend — etwa wie ein Menageriebesitzer auf eine seltene thierische Mißgeburt — ausrief:

„Dieses ist das Zimmer mit dem daran stoßenden Kabinet!“ (Ich bemerkte im Hintergrunde des Gemaches eine blau und weiß gewürfelte Gardine, welche ein geheimnißvolles Allerheiligstes zu verschließen schien.)

— — „Hier ist die kostbare Aussicht auf den Sch . . . . platz! Dieses ist der Schreibtisch von dem andern Herrn; er hat vor acht Tagen gemiethet und ist bereits eingezogen! Dieser Kleiderschrank ist zur gemeinsamen Benutzung! — Es ist ein sehr anständiger junger Mann! — Ein Haken fehlt ihm; der wird nächstens gemacht! Schmucker Mensch! — Waschtoilette ist dort im Alkoven! Er hat nur ein Fenster nach dem Hof hinaus! — Studirt hier Medizin — da hat er seine Knochen herumliegen!“ —

Nicht ohne einen kleinen entschuldbaren Schauder bemerkte ich auf dem einfach bezogenen Canapé zwei Todtenköpfe, sowie verschiedene größere und kleinere Bruchstücke von menschlichen Skeletten, die in Gesellschaft eines Bandes der „Froriep'schen Notizen“, eines Microskops und mehrerer Zangen und Pincetten hier ein ruhiges, beschauliches Dasein zu verbringen schienen.

Eben wollte ich noch nähere Erkundigungen über meinen muthmaßlichen Collegen einziehen, als in der Tapetenthür das Frauenbild mit der Kindermütze und der zweckosen Decolletirtheit erschien und unter den nämlichen Umständen wie zuvor wieder verschwand, worauf sofort der Schlüssel im Schloß umgedreht und ich nebst dem lieblichen Kohlmann zum Gefangenen gemacht wurde.

Ich warf einen fragenden Blick auf den Vermiether. Dieser sah, ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen, in seinem Marktschreierton fort: „Dies ist eine entfernte Verwandte meiner Frau, stammt aus Rußland, spricht nur gebrochen und ist sehr scheu, wie Sie sehen!“

Er war zur Thür getreten und rüttelte an der Klinke.

„Olga! (sie heißt nämlich Olga!) Machen Sie auf! — Sehen Sie, sie thut es nicht! — Sie will hier Deutsch und Kunst lernen! — Olga, bitte, bitte, machen Sie auf! — Ich suche sie erst durch Güte zum Oeffnen zu bewegen, aber das nutzt selten etwas,“ fügte Kohlmann erklärend hinzu.

Diese letztere Bemerkung war insofern richtig, als Olga jetzt auch nach dem Riegel vorschob. —

„Verzeihen Sie, hat die Dame dies öfters?“ fragte ich, so ziemlich außer aller Fassung.

„Nein, nicht sehr häufig! Nur so oft sie aus ihrem Zimmer, das drüben auf der andern Seite des Korridors belegen ist, herüber kommt, also alle Mittage; wir speisen nämlich Mittags gemeinschaftlich dort drinnen im großen Zimmer.“

„Und, wenn ich fragen darf, wie fängt man es an, sich solcher Freiheitsbeeinbung zu entziehen?“

„Nur immer hübsch aufpassen, daß der Stubenschlüssel inwendig steckt; kommt's aber ja einmal vor, daß man eingesperrt wird, und sie öffnet nicht mit Güte, dann gleich „Feuer!“ rufen — sie schließt sofort auf und eilt in ihr Zimmer, um dort ihre Sachen einzupacken, weil sie nämlich die größte Furcht hat, daß ihr die einmal verbrennen könnten! — Passen Sie auf! — Feuer!! — Da, hören Sie? Sie hat geöffnet! So macht sie's immer!“ —

„Wahrscheinlich ist das Mädchen noch sehr jung, daß es eine so große Scheu vor den Menschen hat?“

„O nein, nicht so sehr, nicht so sehr! — Ein- — zweiundvierzig lang sie sein! Warten Sie: der Eduard war, als der Vater starb — fünfundzreißig — nein, sechsundzreißig — oder doch — einen Augenblick! ich werde gleich meine liebe Frau fragen!“ —

Ich hielt den gefälligen Mann gewaltsam zurück und erkundigte mich, um ihn von seinen genealogischen Nachforschungen abzubringen, nach dem Pensionspreis, über dessen Billigkeit, bei der Menge des dafür Versprochenen, ich in der That erstaunen mußte; ich erstaunte sogar so ungeschickt — in Anbetracht meiner erst achtzehnjährigen Lebenserfahrung allerdings kein Wunder — daß mir's Herr Kohlmann anmerkte und, sich verbesserend, den monatlichen Miethbetrag nach einem kurzen Athemzuge um drei Gulden erhöhte.

„Na,“ fügte er mit einem forschenden Blick, wie sich wohl das Barometer meiner Gesichtszüge zu einer ferneren kleinen Steigerung der Preistemperatur verhalten würde, hinzu: „Na, wir machen kein Geschäft aus dem Vermiethen, ich und meine Frau; wir sind nicht darauf angewiesen; wir thun es nur, um Leben und Bewegung um uns zu haben; — Kinder sind nicht vorhanden — (Wie schade! mußte ich unwillkürlich in mich hineinmurmeln; diese Species müßte in der That für die Wissenschaft von großem Interesse sein!) wer hierher zieht, tritt an Kindesstatt; Sorgfalt: einer Alles; Pflege: mehr als elterlich; Kost: gesund, nahrhaft, reichlich, wohlschmeckend; Sauberkeit“ — hier fuhr Herr Kohlmann in Ermangelung eines hinreichenden Epithetons mit dem Finger auf der Platte des Schreibtisches entlang und hielt mir den ersteren dann als handgreiflichen Beweis für das Vorhandensein dieser Tugend vor Augen, und allerdings zeigte der Finger gegen seine vorherige Farbe nicht die geringste Veränderung.

Ich trat schweigend an's Fenster, weniger um die in der That verlockende Aussicht noch einmal auf mich wirken zu lassen, als um die edelsteinigen Grundsätze der Familie Kohlmann im Speciellen mit meinen bisherigen Erfahrungen über den Egoismus des Menschengeschlechts im Allgemeinen in Einklang bringen zu können. Kohlmann ließ mir aber keine Zeit dazu.

„Wann dürfen wir Sie also erwarten?“ fragte er, von meiner

Digitized by Google

Zustimmung zu den gestellten Bedingungen als von etwas durchaus Selbstverständlichem abstehend.

„Ich — weiß nicht," stotterte ich verlegen. „Könnten Sie mir — vielleicht — die Entscheidung bis — bis morgen —"

„Unmöglich, verehrter junger Mann, unmöglich! Dreißig bereits hier gewesen, wegen dem Zimmer, Jedem versprochen, bis morgen zu warten; Sie sind der Einunddreißigste!" —

„Wenn Sie mir aber jetzt das Zimmer vermiethen und morgen kommen die Dreißig, um Sie beim Wort zu nehmen? — ich kann ja eine solche Bevorzugung kaum verlangen."

„Können Sie, ja wohl, können Sie!" rief Kohlmann eifrig; „Sie sind jedenfalls der jüngste von den Bewerbern; Sie kommen aus dem Vaterhause; Sie vermissen die Liebe der Mutter, die Gesellschaft der Geschwister; Sie sitzen sich einsam, allein, betommen Heimweh; Sie müssen Herzen um sich haben: hier haben Sie Herzen!" —

Der Mann besaß jedenfalls eine ganz hübsche Partie Menschenkenntniß; war auch der Ton, in welchem die obigen Worte gesprochen wurden, nicht um ein Haar weniger marktschreierisch, als der in seinen frühern Reden angeschlagene, so mußte er dennoch den Weg zu meinem Herzen finden: ich hatte in der That das Vaterhaus so eben erst verlassen, trat zum erstenmal in die Welt hinaus, und wenn auch die Freude an der neuen Freiheit einstweilen den Schmerz um das verlassene und verlorene Heim noch nicht aufkommen ließ, so fühlte ich doch schon instinktiv, daß sich dieser Schmerz früher oder später einmal einstellen würde, fühlte, daß ich in einem Kreise guter, theilnehmender Menschen das beste Linderungsmittel für's Heimweh finden würde, — und so ging ich in die Falle. —

Gegen sieben Uhr Abends waren meine wenigen Habseligkeiten — ein stud. phil. et lit., welcher theilweise auf's Stundengeben angewiesen ist, pflegt keinen übermäßigen Besitzstand mit sich zu führen — in den Schubkasten einer dreibeinigen Kommode, die als nicht zu dem „ordentlichen" Mobiliar des Zimmers gehörig, mit monatlich dreißig Kreuzern „außerordentlich" bezahlt werden mußte, untergebracht.

Ich blickte durch's Fenster hinaus in die herbstliche Dämmerung und vergaß über der Beobachtung eines Laternenanzünders, dessen Weg durch die im Zickzack aufflammenden Lichter bezeichnet wurde, gänzlich, daß ich selbst mich noch durchaus im Dunkeln befand.

Beleuchtung war zwischen Kohlmann und mir nicht besonders zur Sprache gebracht worden.

„Haben Sie Abends nicht zu arbeiten, so sitzen Sie bei uns im Familienzimmer; — einfache, durch Scherz gewürzte Unterhaltung, Musik, Gesang — so sind wir's gewohnt," hatte der Menschenfreund gesagt.

Obgleich mich der für das wackige Möbel erpreßte halbe Gulden Miethgeld etwas scheu gemacht hatte, erwachte doch jetzt Sehnsucht nach dem „Familienzimmer" und seiner „durch Scherz gewürzten Unterhaltung" in mir, umsomehr, als mir mein Wirth mitgetheilt, daß mein Studentollege, der Mediziner, heut „ausnahmsweise" erst später nach Hause kommen werde.

Ich ging an die Thür des Nebenzimmers — tiefe Stille; ich öffne hierselbe — tiefe Dunkelheit; von der Küche her aber läßt sich Kohlmanns Thierbaden-Organ im Wechselgespräch mit einer kreischenden Frauenstimme vernehmen. Es waren häusliche Angelegenheiten, welche hier in ziemlich offener Sprache, aber nicht ohne eine gewisse Gereiztheit verhandelt wurden; gern wäre ich wieder in meine Klause zurückgekehrt, hätte mich nur nicht der Mangel an Licht von jeglicher Beschäftigung abgehalten.

Also vorwärts!

Ich klopfe; die laute Unterhaltung läßt diese Art von Ankündigung überflüssig erscheinen; beim Oeffnen der Thür stehen sich Herr und Frau Kohlmann — wenigstens vermuthete ich die letztere in einer großen, mageren Dame mit nicht recht einnehmenden Gesichtszügen — an dem äußerst geschirrfreien häuslichen Herde in einer Stellung gegenüber, die kaum die geringste Aussicht auf eine nachfolgende Umarmung offen ließ.

„Drache!" rief der Hausherr ingrimmig; hierauf erblickte er mich, ließ sofort beide erhobene Arme sinken, trat auf mich zu, ergriff meine Hand und fuhr in unverändertem Tone fort: „Ah, unser junger Freund! Angelika, dieses ist unser neuer verehrlicher junger Freund und Hausgenosse" — und zu mir gewandt: „Dieses ist meine geliebte Gattin, meine theure Angelika, die Perle im Geschmeide unserer einfachen Häuslichkeit."

Angelika sagte hierauf zu mir gar nichts — zu ihrem Eheherrn „Hanswurst!" und verließ, die Thür heftig in's Schloß werfend, den gastlichen Raum.

„Dieses ist so ihre humoristische Art," erklärte Kohlmann und nahm eine Selterwasser-Flasche, in deren Hals ein brennendes Talglicht steckte, vom Küchentisch.

„In zwei Monaten sind uns — Sie werden es nicht glauben! — drei Paar silberne Leuchter von den Dienstboten gestohlen worden; aber die Beweise fehlen. Heute hat der Hausknecht zwei bronzene Armleuchter mit Glasmanschetten zerschlagen." —

„Fehlen dafür auch die Beweise?" erlaubte ich mir einzuwerfen.

„Nein! er ist sofort entlassen worden; wir müssen uns aber in Folge dessen für heut mit diesem Kristallbehälter für das Licht behelfen. Meiner Angelika ist der Glanz unserer Astral-Lampen zu blendend. Sie selbst sind wahrscheinlich mit einer Lampe versehen!"

Ich verneinte.

„Wir würden Ihnen eine solche nebst dem dazu gehörigen Petroleum für monatlich sechs Gulden überlassen können — ein Preis, den nur der Engros-Bezug des Petroleums zu stellen ermöglicht!"

Ich dankte und erbat mir für den heutigen Abend Licht und Feuerzeug, welches mir nach halbstündigem Bemühen der freundliche Wirth selbst auf's Zimmer brachte.

„Abends pflegen wir in gesundheitsgemäßer Weise leichte Speisen, abwechselnd warm und kalt, zu uns zu nehmen," hatte Kohlmann vor Abschluß unseres Vertrages geäußert. Es mußte wohl zufällig heut der „kalte Tag" sein, denn nach mehrfachen bescheidenen Anfragen meinerseits erschien endlich gegen neun Uhr die weise waltende Penelope, schleuderte einen kleinen Teller, auf welchem sich noch zwei kleinere Butterbrode, bescheiden mit Käse belegt, befanden, und ein Glas Braunbier, das den beengenden Kerkerwänden der Flasche unzweifelhaft schon seit längerer Zeit entschwunden war, vor mich hin, und verließ schweigend, wie sie gekommen, das Gemach.

Später erfolgte die versprochene „Musik nebst Gesang." Ein pensionirter Gendarm mit Frau und Tochter stellte sich etwa um halb zehn Uhr zum Besuch ein, und es wurden nun in dem meinem Zimmer zunächst gelegenen Raume theils von der ganzen Gesellschaft, theils von einzelnen hervorragenden Mitgliedern zur Begleitung einer Ziehharmonika, auf welcher Kohlmann dilettirte, ältere Volkslieder abgesungen.

Arthur Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" mit Ziehharmonikabegleitung waren für mich nicht lange genießbar, und da ich eben so wenig Lust verspürte, an den lokalen und instrumentalen Bestrebungen der Familie Kohlmann theilzunehmen, als das schüchterne Lobdach zu verlassen und mir durch Regen und Nebel den Weg in ein benachbartes Bierlokal zu suchen, so lüpfte ich den Vorhang zum „Allerheiligsten" und suchte das in seiner Primitivigkeit und Härte an spartanische Zustände erinnernde Lager auf.

Anfänglich zwar schwirrten die einfachen Weisen, welche in der Soiree „Kohlmann" zum Vortrag kamen, wie toll gewordene Maikäfer um meinem Kopf und hinderten mich am Einschlafen; aber was ist nach dieser Richtung hin einem achtzehnjährigen Jünglingsgemüth unmöglich? Nach einigen theils leichten, theils schwereren Stoßseufzern hatte Gott Morpheus die Güte, mir den Eintritt in sein friedliches Reich zu erschließen.

Wie lange er mich dein behalten, weiß ich nicht — der beim Erwachen mir noch in den Gliedern liegenden Mattigkeit nach kann es eben nicht allzu lange gewesen sein; jedenfalls erwachte ich, und zwar durch einen glänzenden Lichtschimmer, der mir in's Auge drang.

Gleichzeitig vernahm ich ein melancholisches Plätschern in meiner unmittelbaren Nähe.

Ich schlug die Augen auf.

In dem Bett, das an der gegenüber liegenden Wand des „Kobinets" sich befand, lag ein kärtiges Individuum — höchst vermuthlich mein medizinischer Stubencumpan — mit aufgespannten Regenschirm, rauchte aus einer langen Pfeife einen penetranten Knaster und las, wozu das auf einem Stuhl postirte Talglicht die nöthige Beleuchtung lieferte. Von der Decke aber rieselte ein ganz artiger Quell herab auf den Regenschirm und fiel von diesem in kleineren Cascaden in das vor dem Lager aufgestellte Waschbecken nieder.

Dies Bild war zu bezaubernd schön, als daß ich mich, um es in seiner ganzen erschütternden Gewalt auf mich wirken zu lassen, nicht hätte im Bette aufrichten sollen; das hierdurch verursachte Geräusch lieh den nächstlichen Leser von seiner Lektüre aufhieben.

„Ah!" rief eine tiefe, etwas bierbeiegte Stimme; „habe wohl das Schwein, neuen Budensocius zu begrüßen? Servus!" —

Digitized by Google

„Bitte! Sie sind der Studiosus Petri, wie mir unser Wirth mitgetheilt. Mein Name ist Denker."

„Schmeichelhaft! Wenn Sie ‚Denker' sind, wie denken Sie über dies verdammte Kaffeehaus? Mit Regendach in Plautze zu liegen, schaudervolle Position!" —

Ich gab meine Zustimmung und erkundigte mich dann nach dem Grunde dieses unerwünschten „Regens von oben".

„Zinkdachschaddhaft; gestern früh hatte der ‚Kohlkopf' einen Pfropfen in das Leck gesteckt, den scheint aber die himmlische Fluth herausgespült zu haben."

Ich sprach mein Bedauern aus und erkundigte mich dann bescheiden, ob das Licht nicht bald ausgelöscht werden könne.

„Es ist mir unmöglich, in einem erhellten Zimmer zu schlafen," fügte ich erläuternd hinzu.

„Donnerwetter, Sie können mir doch nicht zumuthen, mit dem Paraplui in der Hand im Finstern liegen zu bleiben; das ist ja Thierquälerei!"

„Dann möchte ich mir den Vorschlag erlauben, Ihr Bett an eine andere Stelle zu rücken, wo Sie der ‚kältende Strahl' nicht trifft."

„Ecce quam bonum, bonum et jucundum!" sagte das bemoos'te Haupt, klappte den Schirm zu, sprang auf und begann, bei dem Pfosten des Kopfendes anfassend, das schwere Bettgestell hinter sich herzuziehen.

„Warten Sie doch, ich werde Ihnen helfen; auf diese Weise werden Sie ja das halbe Haus aus dem Schlafe!"

Ich verlieh ebenfalls mein Lager und in kürzester Frist stand das Bett des stud. med. Petri an einer wasserdichteren Stelle unseres Boudoirs.

„Gratias tibi ago quam maximas!" sagte der Mediziner, als ich mich wieder niederlegte: hierauf nieß'te er einige Male sehr herzhaft.

„Richtig Schnupfen geholt! Dagegen müssen wir gleich etwas thun!"

Das Niesen schien ansteckend zu sein; wenigstens stimmte ich in die Nasal-Explosionen Petri's unmittelbar nachher ein.

„Sie auch? Dann wird ein steifer Grog gebraut!"

Vergebens war mein Betheuern, keinen Tropfen trinken zu können; Petri hatte über sein mehr als leichtes Nachtcostüm ein carirtes Plaid geworfen und bereitete mit von ungewöhnlicher Uebung

Digitized by Google

zeugender Geschwindigkeit auf einem Spiritusskochapparat den bereiten Labetrunk.

Ich war noch bei der ersten Hälfte des ersten Glases, als der angehende Heitkünstler bereits das dritte mit einem wohlgefälligen Schnalzen leerte, darauf legte er sich nieder und wenige Augenblicke später verkündete ein lautes Schnarchen in den tiefsten Tonlagen, daß wenigstens ein Bewohner dieses freundlichen Aufenthaltsortes die ersehnte Ruhe gefunden habe. Ich selbst war weit mich noch eine Zeitlang schlaflos auf dem Lager umher und erwachte am andern Morgen mit unsäglichen Kopfschmerzen. — — —

Mein „Budenfocus", um den wohlklingenden Ausdruck des Studiosen Petri zu gebrauchen, ging — in weite gegne Leinwandhosen und das bereits erwähnte Plaid von zweifelhaftem Colorit gehüllt — mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, rauchte aus langer Pfeife den oben gekennzeichneten Knaster und warf von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick in das Wasserreservoir seiner Kaffeemaschine, unter welchem der Spiritus bereits wieder lustig flackerte.

„Guten Morgen!" sagte ich, aus dem Allerheiligsten hervortretend und mich festständ in meinen Schlafrock hüllend.

„Servus!" —

„Was brauen Sie denn schon so früh für köstliche Tränke, Herr Doctor?"

„Grog!" erwiederte mit unendlicher Seelenruhe Petri.

„Jetzt? Schon wieder?" rief ich schaudernd.

„Ja! Meinen Sie, daß ich nächsten zur Universität gehen will?" —

„Ich muß nämlich hin, um eine Katzenmusik zu veranstalten, welche heut Abend dem Dekan Himmelhuber gebracht werden soll," fügte Petri gleichsam als Entschuldigung für seinen Collegienbesuch hinzu.

„Wenn der Ulk vorbei ist, beknejpen die Raubritter meine Bude. Sie sind doch dabei?"

Ich dankte. „Beschaft trinken Sie aber nicht lieber Kaffee?"

„Gean, theurer Freund, ist alle Theorie! Trinken Sie einmal Kaffee, wenn Sie keinen haben. Die Stiefelputze ist gestern Nachmittag abgelohnt worden und von den „Kohlköpfen" ist keiner zum Kaffeeholen zu bewegen."

„Ja, bekommen Sie denn das Frühstück nicht sie und fertig auf's Zimmee gebracht? Ich habe inclusive „jeglicher Beköstigung" gemiethet!" —

Ein homerisches Gelächter machte die Fensterscheiben erdröhnen.

„Donnerwetter, Sie sind aber noch ein crasser Fuchs in Dudez und Schweinsleder gebunden! Von der Brühe wollen Sie saufen, die Ihnen hier von der „Kohlmutter" als Morgentrunk credenzt wird? Dazu gehört Appetit! — Aber ich will Sie in Ihrem Vergnügen nicht stören! Verspechen Sie mir nur Eins: wenn Sie an dem Trünkchen crepieren sollten, mir Ihren Leichnam zur Section zu überlassen! Ich bin colossal neugierig, welche Färbung und Gestalt die Magenwände nach der Berührung mit dem Kohlkopf-Kaffee annehmen!" —

Nach diesee ermuthigenden Expectoration begann Petri von dem stark dustenden Geleänt zu schlürfen, das im Leben dieses Jüngers des Aesculap eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen schien.

In einem unbeschreiblichen Zustande tiefster Deprimation (ich war von Hause her an so guten Kaffee gewöhnt!) machte ich mich an das tägliche Reinigungsgeschäft, und war kaum damit zu Stande gekommen, als sich im Zimmer Kohlmanns eine liebliche Stimme hören ließ, die mir die Ankunft des Trankes der Levante verkündete.

Ich vollendete meine Toilette, hob die Gardine und sah, wie Petri mittelst des Theelöffels ein paar Tropfen von meinem Kaffee unter sein Mikroskop brachte. Sollte ich dies Verfahren als Beleidigung ansehen? Sollte ich es mit dem Wissensdrange des angehenden Aeskes entschuldigen? Ich trat näher und warf einen forschenden Blick auf den Inhalt der weitbauchigen Tasse; ein Schauder überlief mich, aber ich beherrschte mich so weit, das Gefäß beim

Henkel zu fassen und mit fest zusammengekniffenen Augen, zwar keinen „klatterigen Eheentrunk", doch einen in Anseyung der Umstände immerhin beachtens Schluck zu thun.

Welche Gefühle sich nach dieser Todtthöhheit auf meinem Antlitz wiederspiegelten — ich weiß es nicht! Petri war aufgesprungen und drückte theilnehmend meine Hand.

„Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt," fügte er milde hinzu. „Dies propoena-Gerinnsel kann der Zehrer nicht verdauen! Ich, der in seinem Leben manchen guten, und noch öfter manchen schlechten Trunk gethan, habe zu solchem Wagestück nicht den Muth, und selbst mein „Alter", der mich hier in „Steafmaft" gegeben, war nicht tigerheizig genug, mir diesen Hollensaft zuzumuthen."

Trotz der tiefen Niedergeschlagenheit, welche sich meiner nach dem Genuß des Kohlmann'schen Kaffee bemächtigt hatte, konnte ich doch bei dem Worte „Straſmaft" ein melancholisches Lächeln nicht unterdrücken, und ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieses ungewöhnlichen Ausdrucks.

„Heee, Sie glauben doch nicht etwa," fuhe Petri auf, daß ich mich feierlich hier eingemiethet habe? Solche Vermuthung wäre Unsch! — Ich will Ihnen sagen, wie ich hierher gekommen bin. Ich bin jetzt im fünften Semester in G. und hatte während dieser kurzen Zeit natürlich noch nicht genügende Muße, mir die innere Einrichtung der Collegienzimmer genauer anzusehen; Sie glauben nicht, wie viel Kneipen es hier gibt, und was dazu gehört, die verschiedenen Stoffe, welche daselbst verzapft werden, gründlich kennen zu lernen! Mein „Alter" aber hat für solche in die Augen springende Thatsachen leider nicht das nöthige Verständnis. Nachdem er meine diversen Pumpe niermal berappt, kommt er von unserm Gute herein in die Stadt, erkundigt sich bei Lehrern und Commilitonen nach dem anerkannt schlechtesten Logis, als welches ihm einstimmig die Villa Kohlmann bezeichnet wird; geht her, miethet mich ein und — was bleibt mir anders übrig, als wohl oder übel in diese Räuberhöhle zu hausen, bis ich mich „gebefiert" habe, wie mein „Alter" sagt. Er hat nämlich die infame Vorsicht, meinen Wechsel nicht mehr an mich, sondern direkt an den Cubikhalunken, den „Kohlkopf", zu senden, der mir den Rest nach Abzug des Wohn- und Kostgeldes herauszahlen muß."

„Und wie lange dauert Ihre Bußzeit bereits?" fragte ich teilnis.

„Acht Tage — acht volle Tage! Hatte ich die Geschichte bis Ende dieses Monats aus, dann ist das achte Weltwunder fertig; — aber ich hoffe noch immee, daß mein „Alter" Vernunft annehmen wird, sonst, hol' mich Dieser und Jener, muß ich's für einige Zeit selber thun!"

Mit diesen Worten schob Petri das Cervis auf's rechte Ohr, cegrisf seinen in der Ecke liegenden Ziegenbainer und verließ nickend das Zimmer, wobei er die Melodie eines nageinenen Gassenhauers pfiff. —

Also in eine Art von „Straſanstalt" hatte mich mein günstiger Stern geführt! Mein Auge schweifte ängstlich nach dem engen Fenster, „Gitter suchend", und meine Seele bebte, als im nächsten Augenblicke von außen eine Hand das Thürschloß berührte: ich sah im Geiste bereits den Gefängnißwärter mit einem riesengroßen Schlüsselbund in die Zelle treten.

Ein Schlüssel war's nun freilich nicht, der sich beim Oeffnen der Thür zeigte, aber eine Schlüsselrin — die hoch-naive zweiundvierzigjährige Jungfeau Olga. Sie stieß den betannten reizenden Schrei aus und wollte entsprungen; Frau Kohlmann aber, die ihr auf dem Fuße folgte, schob sie mit einem ärgerlich gebrummten: „Alte Närrin!" vollends in's Zimmer.

„Wann gehen Sie denn nun eigentlich weg?" fragte die züchtige Hausfrau mit einem bezeichnenden Seitenblick auf mich. „Hier wird jetzt rein gemacht!" Dann öffnete sie das Fenster und gestattete einer feschen, eegengeschwängerten Oktober-Brise freien Durchzug duech den gastlichen Raum.

Digitized by Google

„O, nicht böse sein!“ flötete da die liebe alte Olga mit einem unnachahmlich süßen Fistel-Organ; dann trat sie auf mich, der ich in stummer Resignation Mappe und Mütze ergriffen hatte, zu, packte meine Rechte und suchte sich auch der Hand der „Kohlmutter“ zu bemächtigen, wahrscheinlich um sie mit der meinigen zu vereinen.

„O, ich bitte — Verſönnung; erer isht so gutt!“ dabei drückte sie meine Fingerspitzen mit viel mehr als Menschenliebe.

„Wirst Du mir nun helfen, das Zimmer in Ordnung zu bringen?“ rief die Wirthin, den Arm der mildherzigen Moskowiterin ergreifend und dieſelbe nicht allzu sanft von mir wegziehend. (Tausend Dank der edlen Beſchützerin in der Noth!)

Ich eilte zur Thür; ehe ich dieſelbe aber geöffnet, wandte ich mich mit der allerdings vorſichtellen Frage an Frau Kohlmann, wann zu Mittag gespeist würde?

„Wenn's fertig ist!“ war die energische Antwort.

Beebläßt ging ich; doch noch hatte ich das große öde Vorzimmer nicht durchschritten, als ſich eine leichte Hand auf meine Schulter legte und Olga's Stimme mir zuflüſterte: „Sie ist ferrr gutt, abere traurig; aber ihch bin auch ferr gutt und aberr sanft! O, wollen Sie mihch gebben Unterricht ihn die deitschige Sprrrache?“

Hierauf schlug ſie die Augen saft hödbar nieder, legte vor jedes eine ihrer Hände, stieß einen ungemein präciſen Seufzer aus, ließ die Hände wieder ſinken und flötete, nach dem andern Zimmer zurückhüpfend: „Oh, Sie werrden mihch saggen Antwortt zu Mihtag uhnd ihch werrde sein ein ferrr geleerrnigt Schülleein!“

Dann mir ein neckiſches Kußhändchen zuwerfend, verſchwand die Geazie meinen verwirrten Blicken.

Ehe ich, nach Schluß der Collegien, zum Souper in die Kohlmann'ſchen Salond zurückkehrte, hatte ich hie und da den Verſuch gemacht, Näheres über die Verhältniſſe meines hochverehrten Wirthes in Erfahrung zu bringen. Es wurde mir nicht ſchwer! Wenn oun Manne das Umgekehrte gilt, wie von der Jungfrau, deren Ruf bekanntlich ein deſto beſſerer iſt, je weniger man von ihr weiß, hann mußte Kohlmann ein Muſter von Tugend und Wüedigkeit ſein; obſchon allerdings durch das was man mir über ihn ſagte, etwa das dreeie Gegentheil jenes ſchönen Eigenſchaften begründet würde.

„Denunciationen und Aktenmieher, das ſind ſeine Nahrungsmittel; Beſtunde und „ſeine Frau prügeln“ — ſeine Amuſements; und wenn ihm ſein Buſenfreund, der Gendb'arm Piepenhagen, einen Orden verſchafft, was ſchon lange im Werke iſt, dann tritt die Vüergeſchaft zuſammen und ſchenkt ihm einen Strick dazu, woran er — ihn tragen kann!“ —

Dies kurze Reſumé eines braven Buchbindermeiſters, bei dem ich einige Einkäufe zu machen hatte, faßte mit ziemlicher Präciſion Alles was ich ſonſt über den Menſchenfreund Kohlmann vernommen hatte, zuſammen, und ſo kehrte ich denn mehr befriedigt als erquickt in meine hier Miethspfähle zurück.

Auf der Treppe traf ich Petri, der kurz vor mir die Schwelle des Hauſes überſchritten haben mußte; er trug ein kleines Päckchen in Zeitungspapier gewickelt in der Hand und lachte ſeelenvergnügt vor ſich hin.

Als ich ihn eingeholt hatte, rief er, auf das Packet deutend: „Das iſt ein Ponat für d'e hoide Olga! Donnerwetter, wir werden einen Hauptjux haben! Hahahaha!“

„Stehen Sie mit der jungen alten ruſſiſchen Dame auf dem Geſchwiſterfuß?“ fragte ich anſtandshalber.

„Hm, theilweiſe! Wenn ſich 'mal was Ambues füe ſie findet. Dies hier,“ er hielt mir das Päckchen vor Augen, „iſt ein kleiner Fetzen Kalbsinnge. Wenn ich das bei Tiſch zum Vorſchein bringe und füe den halben Lungenflügel eines ſchwindſüchtigen Schneidergeſellen ausgebe, den wir heut zerlegt hätten, dann fällt die ganze Kohlmännerei in Ohnmacht!“ —

Damit ſprang mein Stubengenoſſe, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf und ich folgte ihm langſam, ohne jedoch im Ernſt an die Ausführung dieſes eben ſo ſinnreichen als äſthetiſch ſchönen Vorhabens zu glauben.

Aber Petri führte es aus!

Wir, d. h. das wirthliche Ehepaar, die ſchüchterne Moskowiterin, der Medizinee und meine Wenigkeit, hatten ſo eben eine, der ſpartaniſchen ſchwarzen in Bezug auf Einfachheit und Billigkeit jedenfalls nichts nachgebende Brodſuppe vertilgt (Kohlmann nannte ſie die Königin der Suppen — die „Jbadella“ wäre richtiger geweſen!), als Petri ſeinen Sitz verließ und faſt in demſelben Augenblick, da die „Kohlmutter“ eine mäßige Schüſſel gelber Rüben von fünf mikroſkopiſchen Bouletten umzingelt, aufgetragen, mit dem omnöſen Päckchen wieder erſchien und es zwiſchen ſeinen Teller und denjenigen der empfindſamen Olga legte.

Einen energiſchen Proteſt meinerſeits mittelſt ſeines Bärenorgans überwindend, gab er in kurzen, kräftigen Worten die geiſtvoll erſonnene Lüge zum Beſten und erzielte damit, wie vorauszuſehen, eine eminente Wirkung.

Das Kohlmann'ſche Ehepaar verließ unter Ausrufen des Abſcheus und vielverſprechenden Geimaſchen das Zimmer. Olga hingegen ſank beim Anblick des Stückchens blutigen Fleiſches (ihr geringes Verſtändniß der deutſchen Sprache machte glücklicherweiſe die Erklärung Petri's für ſie zum größten Theile unverſtändlich) über einen leeren Stuht hinweg auf mich zu und in Ohnmacht — und in was für eine! —

Alle meine Bemühungen, das alte Mädchen, deſſen Kopf meine Schulter bedrückte, deſſen linke Hand meinen rechten Arm krampfhaft umſpannt hielt, wieder los zu werden, waren vergeblich, ebenſo vergeblich wie meine Bitten an das mediziniſche enfant terrible, mir bei der Abſchüttelung der lieblichen Laſt behülflich zu ſein.

„Wenn Sie ſie los ſind, Collège, kommen Sie in den „blauen Affen“; der Wirth pumpt und es gibt einen ſchmucken Kälberbraten dort, und edles, ſaftiges Nürnberger!“

Damit ergriff er ſein Cervis und ſchob grinſend zur Thüe hinaus.

Ob Olga nur auf dieſen Moment gewartet hatte, oder ob ihre Ohnmacht gerade jetzt durch Zufall ihr Ende erreichte, weiß ich nicht; genug, kaum hatte Petri das Zimmer verlaſſen, als die nordiſche Jungfrau tief ſeufzend die Augen aufſchlug und, meinen Arm noch krampfhafter drückend, mit ſchwacher Stimme ſagte:

„Oh, wie garrrstig ſein erre — und wie lieb ſein Sie!“ —

„Ich danke! — Wollen Sie aber nicht lieber die Güte haben, ſich auf Ihr Zimmer zu begeben? Erholung thut Ihnen nach ſolcher Kataſtrophe durchaus noth.“ —

Sie verſtand nicht.

Ich wiederholte meine Worte noch zwei Mal.

Endlich ſagte ſie: „Oh, ihch bin noch ſerrr zu ſchwach — ihch werrde noch lange, lange nihcht mie ceheben können!“

Hierauf machte das prächtige Geſchöpf beide Augen wieder feſt zu.

Ich hatte in dieſem Moment mein Leben für einen guten Nervenſchlag gegeben; aber er blieb aus und mit vollem Bewußtſein mußte das blühende Deutſchland dem alteenden Rußland als Paladin und Stütze dienen.

Vergebens rüttelte und zupfte ich die liebliche Olga; das Einzige, was ich erzielte, war ein ſeraſiges Lächeln, das über ihre pergamentartigen Wangen flog und die halbkaut gewurmelten, tröſtreichen Worte:

„Oh, du mußſt mich gebben Unterreicht ihn der deutſchigen Muhterrrſpenache, mein Geliebeter!“ —

War es Inſtinkt, der mich bei dieſer einigemal wiederholten Expectoration auf einen letzten Rettungsgedanken brachte, oder war es die brennende Höllenangſt, länger in dieſer furchtbaren Situation verharren zu müſſen? Ich wage es nicht zu entſcheiden.

Mit voller Kraft der Lungen ſtieß ich das Wort „Feuer!“ aus — das „Seſam, thu' dich auf!“ welches mich Kohlmann heut Morgen gelehrt; und es half!

Wie eine Puppe, der man der Billigkeit halber eine Drahtſpirale als Körper eingeſetzt hat, feberte Olga empor und eilte unter Entäußerung jenes ſchon mehrfach gedachten unartikulirten Ausrufs, der bei ihr das niederſte „Hurrah!“ nordiſirender Jndianerſtämme erſetzen mochte, durch die Küchenthür hinaus. —

Mit einem Satz war auch ich in meinem Zimmer; aber erſt nachdem ich die Thür deſſelben zweimal verſchloſſen und den Schreibtiſch Petri's noch davor gerückt hatte, vermochte ich einen feinen Athemzug zu thun und das ſelige Gefühl vollkommener Sicherheit ungetrübt und im reichſten Maße zu genießen.

Ich darf wohl der theilnehmenden Leſerin, dem ſtarken Leſer nicht erſt die Verſicherung geben, daß es mein nächſtes Geſchäft war, meine Siebenſachen haſtig in den kleinen Handkoffer zu packen, welcher mich, ein treuer Reiſegefährte, von der Heimat hierher begleitet hatte.

Kaum damit zu Stande gekommen, vernahm ich ein energiſches Pochen an meiner Thür; ich ſeagte vorſichtig nach dem Einlaß Begehrenden, ehe ich mich entſchloß, den Tiſch bei Seite zu ſchieben und den Schüſſel zurückzudrehen.

Kohlmann ſtand vor mir — durchaus à propos.

Die wirdige Herr vernahm meine Mittheilung, daß ich entſchloſſen ſei, ſein Quartier, koſte es was es wolle, ſofort zu verlaſſen, mit greiſendem Schweigen.

Digitized by Google

„Hoffentlich werden Sie," sagte ich, „mit einer billigen Entschädigung fürlieb nehmen und nicht die ganze Quartiasmiethe sich hatte das Zimmer auf Andrängen Kosimanns für ein volles Vierteljahr miethen müssen!) beanspruchen wollen!"

„Ja, die will ich beanspruchen," erwiderte der Menschenfreund, „und wenn Sie sie nicht blank und baar auf den Tisch legen, so will ich Ihre Sachen als Pfandstücke hier behalten — „das will ich!" —

Bedwärts schwieg ich einen Augenblick. Die Auszahlung eines solchen Postens erschöpfte meine gesammte Baarschaft bis auf wenige Gulden; daher mein Schwanken.

Wer da Lieg vor meinem innern Auge die terrdegierige Mosskowiterin auf — ich hörte ihre süß flüsternde Stimme — ich fühlte den kneifzangenhaften Druck ihrer Rosenfinger — ein tiefer Seufzer — und die blanken Silberstücke fielen klirrend auf den Tisch.

„Empfehlen Sie mich gefälligst Ihren Freunden und Bekannten," martschrierte der brave Wirth und Odenbaumärter, indem er das Sündengeld einstrich; „comfortables Zimmer — prächtige Aussicht — gesundes, wohlschmeckendes Essen — angenehme, durch Mitgewürzte Unterhaltung — —"

Weiter kam der Philanthrop nicht.

„Der Studiosus Petri hat Sie heut einen Cubikhalunken genannt; erlauben Sie, daß ich mein Siegel unter dieses Zeugniß setze!"

Mit diesen Worten ließ ich meine Hand einigemal wuchtig auf die rundliche Wange des edlen Mannes fallen, ergriff meinen Koffer und verließ auf ewig das „Zimmer für zwei anständige Herren und Beköstigung"!

Aus allen Welttheilen.

Napoleons Flucht aus Rußland. Originalbild von Faber du Faur. S. 89. — Unter den wolmanigen Sekten, welche in den russischen Steppen ihren fanatischen Wahnwitz treiben, giebt es auch eine Abschattung, die sich Napoleonisten heißen. Sie verehren den Corsen als ihren Messias, der aus der Tartarei, wohin er von der Insel Helena entflohen, dermaleinst zurückkehren, seine Panier aufpflanzen und die Anhänger des Teufels zu Paaren treiben werde. Wenn diese Sekte sich korrigiarig, könnte es leicht geschehen, daß die napoleonische Legende im Mooskwiterreich länger fortlebt als in Frankreich selbst, wo sich tief gewurzelte Hisstoriker so gut wie hinwraunende Demagogen Tag für Tag bemühen, an der Verunmunung des Heros zu zuarreen, bis „das moralische Ungeheuer" des Abdo Gregoire der Welt im die Augen springt.

Am 19. Oktober 1812 hatte Napoleon das von Rostapschin niedergebrannte Moskau, man kann sagen fünf Wochen zu spät, verlassen, um den zummervollsten Rückzug anzutreten, von dem die Geschichte zu erzählen weiß. Die Rest in Smolensk war vereitelt, der Uebergang über die Beresina mit 30,000 Streitern bezahlt, und die trockene Niederlage der „großen Armee" hatte sich auch längst vertuschen lassen. In Smorgony, seinem letzten Hauptquartier, versammelte der Imperator am 5. Dezember seine Marschälle, suchte sie einzeln durch Gründe und Schmeicheleien, die ihm gleich bequem von den Lippen flossen, zu bestwechtigen und erklärte dann vor allen, daß er noch in dieser Nacht, von Caulaincourt, Türoc und Mouton begleitet, nach Paris aufbreche, wo seine Gegenwart für Frankreich und die Trümmer des Heers gleich nothwendig sei. „Den Befehl über den Heeren," schloß er seine Ansprache, „übertrage ich Murat. Ich hoffe, ihr werdet ihm gehorchen wie mir selbst, und es werde die innigste Eintracht unter Ihnen herrschen!" Drauf nahm er mit erzwungenem Lächeln von seinen ehrerbietig-stummen Offizieren Abschied und ging um 10 Uhr Abends in den Schlitten, der bessen Bod sich kein toner Mamelukk Rustan und der Gardeadjutan Wontowitsch setzten. Anfangs eskortierten ihn Polen, dann Neapolitaner von der königlichen Garde und um ein Haar wäre er den Reihen bei Osmiana in die Hände gefallen. Er umging Wilna, kam durch Wilkowisky, wo vor seinen Wagen mit einem Schritten verbunkte, und eilte unaufhaltsam über Warschau, Dresden, Hanau, Mainz nach Paris, wo er am 19. Dezember eintraf, zwei Tage nach Bekanntmachung seines letzten, trauerschwarzen Bülletins. Der Menschheit aber hatte er nicht entreilen können: sie ließ den Usurpator hinfort nicht mehr aus den Händen, und wenige Jahre später ward sie ihn bei Waterloo wieder, seinen Heerestretern den Verzweiflungsruf anpreffend: Nous sommes écrasés!

Betrachten wir unsern Holzschnitt, der von dem Oelgemälde des Künstlers freilich nur die Absicht der Composition wiedergiebt, mit welcher Energie, mit wie wenigen Mitteln ist hier die ganze Tragödie des russischen Feldzugs zusammengefaßt! Jeder stürzende Reiter eine verlorene Schlacht, jeder zuckende Muskel ein gesprengtes Heer, jede Schneeflocke ein eisiger Todesgruß. Gefrorne Sündfluth, erstarrte Gespensterjagd, gräßlicher Leichenzug, und der Mann in der Pelzmütze die lebendige, freigeistige Leiche! Was mag er drüben hinter seinen ehernen Zügen? Mitleid er seinen Niedergang? Schmiskt sein Starrsinn zur Klage, wie Lerzet bei Aeschylos klagt?

Weh!
Ich Verlorener, daß mich tödtliche Noth
Umgehaut mich ereilt mit zerschmetterndem Schlag!
Wie grausam waltet Ich des Schicksals Macht.
Auf der Perser Geschick! Was beginn ich? O Weh!
Wir schwebet Verderben, und der Gottheit Kraft!
Denn ich sehe sie dort, die Getreuen der Stadt
Den Ehrwerth Haar; und die Gegend dahin!
Doch daß mich mit mit den Männern, o Zeus,
Die gefallen im Kampf, in die einige Nacht
Einhülle das Todesverhängniß!

Unsern Künstler war es zu Statten gekommen, daß sein Vater als württemb ergischer Artillerieoffizier den russischen Feldzug mitgemacht und seine Erlebnisse in genialen Compositionen geschildert hatte. Ein eindringender Blick, die große Auffassung hat der Sohn vom Vater geerbt, und bei der Hingabe, mit welcher er sich der letzten Geheimnisse der Technik zu bemächtigen sucht, hat den Namen Faber du Faur bald unter den Meisterdenen hervorglänzen lassen.

Moderner Schwindel. Nicht von den marktschreierischen Anzeigen oder toller Reclame, welche spekulatiang unsere Zeitungen füllt, von Heirathsvermittlungen oder Börsenspiel will ich dem Leser erzählen, sondern ein anderes Schwindelgeschäft möchte ich hier illustrirten, um vielleicht Einen oder den Anderen des sorglosen Publicums zu warnen.

Auch der Schwindel hat sich, wie Handel und Wissenschaft, die neuen Erfindungen des Telegraphen und des Dampfes dienstbar gemacht; Graf Bismarck hat Recht mit seinem Ausspruch: „Er lügt, wie der Telegraph!"

und namentlich der schnelle Verkehr auf den Eisenbahnen macht es dem modernen Gauner leicht, ein zweiter Cäsar, bald hier bald dort aufzutauchen, — er kommt, sieht und schwindelt.

Wir sprechen von dem Geschäftsreisenden; das heißt, von der unreellen Species desselben, meist nur in Wort oder Cigarren machend, dem mitunter Brüder des sonst gewiß ehrenhaften Geschäftes.

Fassen wir einen solchen einmal unter unsere Beranglas. Du sitzest behaglich bei deinem Kaffee oder on deinem Schreibtisch beschäftigt, da meldet dir dein Bläddien oder der Diener, wenn du über einen solchen gebietest, einen Herrn, der dich dringend zu sprechen verlangt. —

Elegant in seinem Aeußern, höchst respectabel mit langen, englischen Bartcoteletten und tadelloser Wäsche, mit neuem Bismarck-Ueberzieher tritt der Fremde gegenüber. Ein vollkommener Name — Rhpbon Lowenberg oder Hermann Hirschhaal — ein Titer ist faft immer dabei, — mich dir genannt. Er reist für eigene Rechnung, im eigenen Geschäft, wie er dir mit angenommener Bescheidenheit erklärt, um nicht durch große Reisespesen, die er einem Fremden geben müsse, die Waaren zu vertheuren. Mit größter Unverschämtheit ergählt er dir von seinem Hamburger Comptoir, seiner Fabrik, von directen Verbindungen mit der Havannah — seine Correspondence mit Bierraben verschweigt er — er spricht von seiner Haupt-Correspondenz-Commandite in Berlin, von seinem großen Umsatz auf der Leipziger Meise. — Du tauschest erstaunt; — glaube es ihm nur, — zum Ueberfluß zeigt er dir ja das Alles schwory auf weiß auf der Karte, die er dir präsentirt.

Jetzt kommt er die viele Geschäftsfreunde entgegengekommen, hat er die Güte seines langen Ueberziehers zurückzuschlagen, unter welchem zwei lange Tatchen sichtbar werden, die er an einem Ledergurt, um den Leib geschnallt, trägt. Aus diesen hat er zwei bunte Päckchen hervorgezogen, im Nu geöffnet und eine der darin nebeneinander liegenden Cigarren genommen, die er mit bedcartiger Gewandtheit abschneidet und dir mit liebenswürdigem Lächeln in den vor Erstaunen geöffneten Mund schiebt. — Mit einem, du siehst nicht — woher, erstaunenen Feuerzeug hat er sie zu Brand gebracht; du rauchst — du magst wollen oder nicht.

Nachdem er die so im wahren Sinne des Wortes den Mund geklapft hat, wird es ihm leichter, ohne deine Einwendungen das Kraut zu preisen. —

„Sie loht sich selber!" bestheuert er dir.

Im Stillen giebst du ihm Recht; du weißt, daß Eigenlob klakt. —

Leider hast du zu wenig patriotisches Gefühl, keine Bewährungen, die vaterländischer Industrie der Pfalz oder der Uckermark zu heben, unterstützen zu wollen.

Er sieht dein Achselzucken, dein ironisches Lächeln, — doch er weiß Rath. „Der Geschmack ist ja verschieden; vielleicht munden dir meine Cigarren oder Cuba?" — Sofort hat er die eine zweite, dritte, ja eine vierte Cigarre in den Mund practicirt, trotz der Grimassen, die du dabei schneidest. —

Noch machst du Anstrengungen, den gewanden Fingern zu entgehen, aber — die Spekulation des Piraten war richtig; du fühlst die moralische Verpflichtung, Ihnen für die angerauchten Cigarren durch eine kleine Bestellung zu entschädigen.

„Du möchtest die erste Sorte wohl noch weiter versuchen! Vielleicht — ja du glaubst es — würde sie dir doch munden; — sie hatte gute Lust, — als Pramensbenzigarre! — o du bittest dir 100 Stück noch zur Probe aus; — du würdest dann sehen!"

Unglücklicher! Was thust du? — Nil admirari! heißt auch unserem Gentleman gegenüber die erste Weisheitsregel. — Lobe nichts! Mache keine Bemerkung über gutes Deckblatt oder wirksames Aroma! Jener dreht die daraus dein Strick, den er dir über den Hals wirft. —

Mit 100 Stück läßt sich Merpfeife nicht los. —

„Ich brauche unendlich, Herr Baron oder Herr Rath!" — er titulirt sich mindestens ein dich jowl Rangclassen höher — „unter Tausend bin ich wirklich nicht im Stande abzugehen." —

Auch du bedauerst, — mit heimlicher Freude, einen schwachen Grund, Innen loszuwerden, gefunden zu haben, — dein Bedarf ist nicht so bedeutend, du hast übrigens schon versehen.

Hilft dir nichts! Mit Hohnlachen steht er deinem Zappeln in der Schlinge, die er allmählig zuzieht, zu. Mit naiver Unbefangenheit schlägt er dir vor, deine Freunde an dem vortheilhaften Kaufe sich betheiligen zu lassen.

Noch sträubst du dich; aber dein Widerstand wird schwächer und schwächer, wenn seinem scharfen Auge nicht entgeht.

Er erinnert dich jetzt daran, wie lange du ihn schon bemühtest, — als ob es dir großen Vergnügen machte, durch sein Geschwätz deinen beringenden Geschäften seit einer halben Stunde schon entgegen zu sein. —

Digitized by Google

Er zeigt die eine Liste seiner Knoben — lauter hochachtbare Namen — unter denen du auch prangen wirst.

Jetzt holt er seine Karte hervor:

„Also von welcher Sorte darf ich Ihnen reaben?“ — —

Er weiß, er hat gefiegt.

Erschöpft und erfchauert, nur um den Qualgeift loszuwerden, nennt du eine Sorte des Preiscourants, den er dir vorlyält: — du kömmeft ebenfo gut „Camilleros“ oder „Stinkadores“ fagen, es iſt doch Alles nur die eine Feld-hütterzigarre. —

Du hoft den Beſtellzettel, den er ausfüllte, überfiogen und deinen Namen darunter gefetzt, du wußt ihn jedoch ſchrecken, die gar zu ſchlechte Kraut zu ſenden.

„Wenn ſie aber nichts taugen, ſchicke ich ſie zurück!“ ruft du dem ſich ſchon eifrig und höflich Verabſchiedenden nach.

„Gewiß; bitte ſehr!“ — — Mit höhnifchem Lachen verſchwindet er. — Mit unverſchämtem Aergec die vor dem Kopf ſchlagend, bleibſt du ihm nach. — Vorbei! — —

Doch es kommt noch beſſer. —

Zwei Tage darauf wird mir irgendwaher durch die Poſt ein Paquet zugeſandt — gegen Poſtvorſchuß. — Die iſt nicht bekannt, wer der Abſender ſein könnte; da faß von den vielen Bettlgereien mit Poſtvorſchuß gelieret; du wußt vorſichtig ſein und verweigerſt die Annahme.

Zwar ſagt die ein dunkles Ahnen, daß es die von die beſtellten Cigarren ſein könnten, aber — erſt das Geld zahlen und die Katze im Sack kaufen, das wäre doch zu thöricht. — Und aufterdem das theure Poſtvorſchuß-porto! —

Koche dich aus, Thöricbter, aber — beruhige! — Der Rechtsanwalt, der dich dazu auffordert, wackt es dir klar; du baſt auf dem Beſtellzettel das klein gedruckte „gegen Poſtnachnahme“ geflissentlich jener Gauner hatte er, als er ihn zur Unterſchrift hinhielt, mit dem Daumen verdeckt.

Beruhige, worum du nicht noch Gerichtskoſten, Gebühren, Porto in Summe noch dazu bezahlen wirſt, und nimm für kein ſchnöd Geld das Verwahrener Gemächte, das doch überall in den übelſten Geruch bringen wird. —

Hüte dich, verehrter Leſer, — verſchieße dem Verſucher dein Ohr, aber noch beſſer — die Thür; iſt er dir aber gerucht, dann giebt es nur ein Mittel; mit Abſcheiert wirſt du ihn nicht los, verſuche es mit der — „göttlichen Grobheit“! — Max Wenzel.

Polniſche Denkmale in Rapperswyl. Jener adergeſchmückten Denkſäule in Rappersmyl am Zürcher See, welche den polniſchen Patriotismus verherrlicht, hat ſich nun in der gaſtlichen Stadt des Kantons St. Gallen ein zweites Monument von derſelben Bedeutung hinzugefügt. Die Rappersmyler haben der polniſchen Emigration das erinnerungsreiche Schloß der Grafen von Habsburg zur Unmwandlung in ein Muſeum dargeboten. Den theuerſten Beſitz, der dem polniſchen Volke noch übrig iſt, die Erinnerung an ſeine nationale Exiſtenz, ſollen dieſe Räume unmittelbaren und bewahren. Die materiellen Zeugniſſe der Vergangenheit der Polen werden, die Dokumente ſeiner Geſchichte in politiſcher, literariſcher, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beziehung; werthvolle Urkunden und Autographen, Geſchichtswerke, Münzen und Alterthümer, Karten, Gemälde und Skulpturen ſollen dort zuſammelt werden und eine Verſöhnung der polniſchen Geſchichte unmöglich machen.

Die Polenfreunde in allen Ländern werden von den Gründern des Inſtituts aufgefordert, zu deſſen Unterſtützung in irgend beliebiger Weiſe mitzuwirken und ihre Beiträge an die „Direktion des polniſch-hiſtoriſchen Muſeums in Rappersmyl, Kanton St. Gallen“ gelangen zu laſſen.

Die Kleidheit der Juſekten. Gar Mancher mag wohl noch annehmen, daß ſeine Juſekten nur in Ruhe ſeien, wenn ſie ſonſt keine Sinn und daß ſie dann ſich noch gehörig entwickeln werden; das iſt aber nicht der Fall, denn ein Inſekt, wenn es keinen behaglichen Zuſtand erreicht hat, wächſet nicht mehr. Alles Wachsthum und der größte Theil ihrer Thätigkeit liegt in einem früheren Zuſtande ihres Daſeins, ja es giebt viele Inſekten von der Größe einer Biene, die beinahmmmte, die keine Nahrung mehr zu ſich nimmt, von der Zeit wo ſie die Chryſalide verließ, bis zu der Zeit, wo ſie ſtirbt.

Der junge Abel Rean. Mit 25 Jahren hat ein Amerikaner ſchon zehn Geſchäfte angefangen und aufgegeben, niermal ſein Glück und dreimal Bankrott gemacht, hat an der Börſe, auf der Kanzel geſtanden, eine Zeitung redigirt, ſechs Mann mit dem Revolver duellirt, eine Negerin emanzipirt und die Stadt Lund ammerirt. Der Engländer hat eine Bank gegründet, 4 Kathedralen befeuert, iſt zweimal um die ganze Welt gerrist, hat Walter Scott's ſämmtliche Werke geleſen und iſt dreimal in einem Doblinapolis durchgebrannt. Ein Franzoſe in dieſem Alter hat ein Dutzend Liebſchaften, drei Scandalprozeſſe durchgemacht, iſt von vier Ehrenämtern geſtorbert worden und hat zwanzigmal ſeine politiſche Meinung geändert. Ein Deutſcher hat auf dieſer Lebensſtufe mehrere Millionen Eigarren verraucht, zahlloſe Tonnen Bier vertilgt, iſt Mitglied von neun Lesebe Vereine, leſt drei Jahren dem Zündnadelgewehr angetraut und iſt ſchon zweimal wegen Defraudationsmangels als Stadtrath nicht beſtätigt worden. Aber der junge römiſche Ehrimann von 25 Jahren hat nichts gethan, nichts geſehen, nichts gehört — nichts, nichts, leidet und haßt nichts. Oeffnen wir ein Kloſter, und die junge Nonne erſcheint eben ſo unerfahren als er.

Der Kraber und die Uhr. Bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals war auch ein arabiſcher Häuptling nach Kairo gekommen und von einem reichen Türken zu Gaſte gebeten worden. Er hatte gewiß ſelten das Innere eines ſolchen Palaſtes geſehen und trat nur ergeſchüchtert über die Schwelle, dann fiel ſein Blick auf eine Wanduhr, die mit einem andern gleichen Gegenſtande zu ſpielen ſchien. Er wußte nicht, was er ſah, und ſtürzte auf die Uhr. Die Sohn der Wüſte erſchrak heftig, legte aber ſchon im nächſten Augenblicke die Hand zu ſeinem Säbel und blickte ſich nach ſeinem unſichtbaren Feinde um. Als der Kraber das Lächeln ſeines Wirthes ſah, ſtarrte er ſich nicht wenig, daß er ſeine Unruhe verrathen, und ſagte dann Lolz: „Wenn du in meinem Zelte ſäßeſt und plötzlich hinter dir das Zischen eines Speeres hörteſt, du würdeſt dich wol auch umgedreht haben.“

Malachit-Waaren. Das bekannte ſmaragdgrüne Kupererz hat, als ein in Rußland heimiſches Mineral, auf der letzten Petersburger Induſtrie-Ausſtellung, neben Gegenſtänden aus Lapis Lazuli, Jaspis und Porphyr, eine hervorragende Rolle gſpielt. In Großſtücken iſt der Malachit ſelten und theuer; er findet ſich meiſt von Brüchen und Sprüngen durchſetzt, weshalb ſich die Kleinſtücke belonders zu Furnierarbeiten anbieten. Zu dieſem Zweck zerſchneidet man den Malachit in Platten dies zu einer Linie Dicke, und mit ihnen werden die Wände in Sälen, Zimmern, Bronze, Kupfer oder auch in Serpentin und Marmor geformten Vaſen, Leuchter, Briefbeſchwerer, Stühlen, Ubrgehäuſe re belegt. Die Beſetzigung der Furniere geſchieht mit Maſtixkitt, den man mit Malachitpulver grün und ſchwarz färbt. Der dabei kommende Rest der Arbeiter auf künſtliches Aufſetzen und ornatiſche Zuſammenfügung der Stücke an, zugleich auf geſchickte Benützung der Adern und Linien des Geſteins.

Briefſorgen. So nannte man ſonſt die von den Reichspoſtmeiſtern, den Fürſten Thurn und Taxis, in den Reſidenzſtädten des Reiches, an den wichtigſten Punkten der deutſchen Straßen im Intereſſe der öſterreichiſchen Regierung errichteten geheimmiſſenden Poſtanſtalten, Filialen des „Schwarzen Cabinetes“, in denen nach Ankunft der Poſt mutterſeelich wichtige Briefe aus dem Packet genommen, geöffnet und nach Abſchrift des Inhalts wieder geſiegelt wurden. Die hauptſächlichſten Werkſtätten der Lift arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Eisenach, in den Hanſeſtädten und in den Reſidenzen der Fürſten, die ſich dazu hergaben. Der Adreſſat bekommen die mit der „Perluſtration“ betrauten Herren Beamter ereichlich und bewirten ihnen größter Vertrauen; ſie kochieren ihren Eifer an und erkundſten ſich ihr Schweigen. Um dieſen Zweck beſſer zu erreichen, ließ man die „ehrenvolle“ Beſchäftigung vom Vater auf den Sohn übergehen. Die Erben übten ſich von Jugend auf in den Handgriffen ihres Amtes. Die Familie Eberl war von Rudolf II. bis Joſeph II. thätig. Sie wohnte in Stockerau an der Donau, unfern Wien. Ein Eberl war es, der zuerſt die Ankunft und Courier, führte gewiſſe Aufträge der zerrſten Natur ſo glücklich aus, daß man ihm zum Poſtmeiſter in einer Provinz ernannte. Vom Kaiſer Matthias wurde er ſogar 1612 geadelt. Einer ſeiner Nachkommen, der Ritmeiſter Franz Eberl, war es, der in der polniſchen Zeit und die Reichsregierung durch den Wiener Wald und die Gebirge des Kobiendergs zu der Stelle führte, wo Karl von Lothringen lagerte. Noch 1790 befaß dieſe gewiſſenhafte Familie die Taxe von Stockerau.

Dromedarmarſch an der Südküſte des ſyriſchen Meerufers, ehemaliger Sitz der Kaiſer und mächtigen Menſchenkäufe, mit ſeinem großen Park und beiden Palais, durch Katharina die Große für alle Zeiten berühmt gewordenen, iſt voll von hiſtoriſchen Erinnerungen. Hier empfing gegenwärtig Beſſerin (Großfürſtin Helena Pawlowna) erfahren aber dieſe Denkmäler eine bedeutende Umwandlung, wenn auch nicht zu ihrem Nachtheil. An hoher Lage zwiſchen dunkelgrünen Tannen, mit herrlicher Ausſicht auf das ſyriſche Meer und Kronſtadt, befand ſich hier noch bis vor Kurzem der vielgenannte Pavillon Katharinens mit den bekannten Kampen, die, im Sommer mit Salz beſtreut, der Appigen Kaiſerin zur Schlittenbahn dienten. Jetzt iſt derſelbe umgebaut, der Kamen ſind entfernt und hier die Gäſte in modernere Luxusſtrepen zu ländlichen Anlagen hinab, die auf allen Seiten von dem großen Park umſchloſſen werden. Hier, wo die leidenſchaftliche Selbſtherrſcherin ihre beſten Träume in's Leben zu verkörpern und ihre zahlloſen Launen Befriedigung fand, erinnert nun noch Weniges an den einſtigen Bewohnerpaß. Auf ſeiner Krönung erblickt man ein auf den Meeresſpiegel geſrichtetes Meierateliep, mittels deſſen man auf weitefte Ferne die Segelſchiffe und Dampfer auf ſchwankungsloſen Wagen entſchwinden ſah. Teile man nicht gerade einige hin- und herfahrende kaiſerliche Karoſſen, welche Gäſte des Hofes zum Thee oder Concert bringen, ſo würde man das Gebäude eher für eine Sternwarte, als für ein Luſtſchloß halten.

Auch im Park verdeckte Reiz der Natur die Kunſt des Katharinens kaiſerlichen Gemahl bekundet nichts weniger als Pietät; es iſt dem Verfallen nahe und ſcheint die Verwuthung zu rechtfertigen, daß mit ſeinem Untergang eine Epoche mehr verſchwinden ſoll und Niemand an der unglücklichen Kaiſer und ſein tragiſches Ende. Ein ruſſiſcher Wächter, dem hier ſein Domicil angewieſen, ſcheint allen Fleiß darauf zu verwenden, durch Anhäufung von Schmutz und Unrath die innern Räume unzugänglich zu machen und die Zerſtörung zu fördern, wo die Zeit ſie noch unangetaſtet gelaſſen. Und Fremde, den der Zufall hierher führt, glaubt ein vermünſchtes Schlöſchen und der Fabelwelt vor ſich zu ſehen, aus dem ihn im Falle zu großer Annäherung wüthende Hunde aufſallen und wie Unhalde von der Schwelle treiben.

Korrespondenzkarten.

Herrn Br. R. G. in W. Hervorragenden Novitäten auf Literatur und Kunſt von allgemeinem Intereſſe, welche erſt kürzlich erſchienen werden, nehmen wir nur eine ſolgemäße Berückſichtigung, jedoch ohne Verpflichtung zur Korreſpondenz oder Zuſendung der uns irgend welchen Bücher nicht berückſichtigten Werke.

Fr. L. W. in D. Gratis-Stahlſtichpremien ſind nicht ſo häufig und den Abonnent muß ſo lange warten, bis ſolche gegeben werden. Wir haben noch das Bild bei Band bringt, auch noch zu Neujahr. Prämien gegen Nachzahlung paſſen für die Zeitzeit am allerwenigſten, ſelbe ſo die 12 fge. — Es ſind 47 fl. Gulden ſiebzig Thaler beizeiten Nachbedung, von welcher Sie unter Buch der Welt beziehen, gern einen guten Stahlſtich aus unſeren Verlag.

Herr P. L. in Z. Jede Poſtexpedition muß bei Vorausbezahlung für 1 Quartal das Buch der Welt liefern und die Nummern ohne Vorzahlerung überall dahin nachſenden, wo Sie ſich zur Zeit aufhalten, wenn Sie nur die Zeit, nach welcher Sie reiſen, immer hier genau angeben. Sie können alſo in einem Viertelſahr Ihren Aufenthaltsort 4- oder öfmal wechſeln, und werden das Heft in den Reiſe-Orten erhalten.

Herr H. R. in D. Jacob Benedix iſt nur beſchränkt in Berlin geboren. Seine Hauptwohnſitze ſind Leipzig und Dresden.

Herr H. G. in Dr. Sie werden doch die Scherz Reinhardt's in der Berliner Montagspoſtzeitung über Dr. Strousberg noch für Ernſt halten? Strousberg in ſich Phantom, er lebt als reicher Geſchäftsmann in Berlin, hat auch vorläufig ſein Haupt-Comtoir

Inhalt: Eine Beamtenwohnung Bismarck's. Von M. Wenzel. Forts. — Aus Vorahend. Von J. Tuczynski. Forts. — Im Thron und Arbeit. Von G. Hiltl. Forts. — Ein möblirter Zimmer für zwei Herren. Illuſtrirt. Humoreske von A. Blaßkowitz. — Aus alter Weltchronik: Napoleons Flucht aus Rußland mit Original-Zeichnung von Isabey in Haar. — Moderner Schwindel. — Polniſche Denkmale. — Der Rabber und die Uhr. — Malachit-Waaren. — Briefſorgen. — Dromedarmarſch. — Korreſpondenzkarten.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; A. Bitter; Brachvogel; Daxenberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaßbrenner; Fanny Gobicke; Hammer; W. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Huyhenk; L. Kerner; E. H. König; Kraftzer; Kreutzig; Liebetrau; Lippert; H. Löbe; Lotz; Magdeburg; Oelschläger; F. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhard; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rosthwolski; Rud. Schleicher; H. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Temme; Turgenjew; Venedey; L. Vogt; Wachsmuth; Weck; M. Wenzel; Werner; Wm. v. Ger; Wilkomm; Wittich; Worm; Zeising u. A.

№ 7. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

3. Die Odyssee eines französischen Priesters.

Von **Gustav Rasch.**

Das französische Pfaffenthum hat sich nach dem Verbrechen des zweiten December in ebenso haarsträubender als erbärmlicher Weise benommen. „Die katholische Priesterschaft," sagt Eugen Tenot, „wurde mit Gefälligkeiten und Gunstbezeugungen überhäuft. Darauf antwortete sie mit einer Zustimmung zu dem Staatsstreich, deren Einmüthigkeit und Begeisterung an die erinnerte, die sie nach dem 24. Februar an den Tag gelegt, als sie die Freiheitsbäume einsegnete und das „Bündniß des Evangeliums mit der Demokratie" predigte. Beide Sachen waren sehr verschieden; aber die Begeisterung der französischen Priesterschaft war die nämliche geblieben. Gleich nach den ersten Tagen hatte ein Decret das Pantheon in die Kirche der heiligen Genoveva verwandelt. Unter den amtlichen Documenten dieser Periode kann man ein Rundschreiben des Herrn de Morny lesen über die Beobachtung der Ruhe, wie sie die Kirche an dem heiligen Sonntage vorschreibt, ein Document, welches die vollkommenste katholische Frömmigkeit und Ruhe athmet*). Welche Monstruosität von Charakterlosigkeit und Unsittlichkeit! Ein Bündniß des schändlichen, noch mit dem rauchenden Blute der Opfer des December besudelten, von allen anständigen Männern in Frankreich verachteten Morny und des französischen Pfaffenthums!

Ich werde nun von einem Mitgliede dieser französischen Priesterschaft erzählen und seine schmerzensreiche Odyssee schildern, von einem Manne, der das Verbrechen des zweiten December nicht einsegnen half, sondern sich mit den Waffen in der Hand dagegen erhob. Er wurde dafür nach dem Staatsstreich von der bonapartistischen Polizei ergriffen, rasirt, kahlgeschoren, in die Jacke des Galeerensträflings gesteckt und in die afrikanische Steppe deportirt. Seine Schicksale bilden einen Beitrag zu den massenhaften Deportationen, welche Morny durch das Sicherheitsdecret vom 8. December anordnete, ein Blatt im Schuldbuche Louis Bonaparte's und seiner Helfershelfer. „Ich kannte ihn in Nantes im Jahre 1850," sagt Benjamin Gastineau**), „als wir Beide Mitarbeiter des »National de l'Ouest« unter der Redaction von Victor Mangin waren. Er war ein Mann von hochgebildetem Geiste, von edlem Herzen, von unbeugsamem Muthe, der trotz aber vielmehr in Folge aller dieser Eigenschaften des Herzens und des Charakters dahin gelangte, sehr unglücklich zu werden. In Nantes, als ich seine Bekanntschaft machte, galt Havard für den Antichristen der Stadt. Fürchterliche Anklagen, die schwärzesten und unsinnigsten Verläumdungen wurden gegen ihn ausgesprochen. Und welches Verbrechen hatte der Unglückliche begangen? Das fürchterlichste von allen, welches ein Priester begehen konnte. Er hatte die Mönchskutte ausgezogen und sie in die Nesseln geworfen. Ja, dieser aufgeklärte und geistvolle Mann hatte die Naivetät gehabt, zu glauben, daß sich seine religiösen Ueberzeugungen mit dem Priesterrock, den er trug, nicht mehr vereinbaren ließen, und daß er diesen Rock nicht mehr tragen könne, wenn er nicht mehr an das katholische Dogma glaube. Dem Elend und den Verläumdungen trotzend, hatte er seinen Ueberzeugungen gehorcht. Er hatte den Priesterrock ausgezogen und war einer der thätigsten und eifrigsten Streiter der Demokratie, der Religion der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit geworden. Aber das Kleid des Aussatzes blieb an seinem Fleische haften. Die Pfaffen hetzten die ganze bellende Meute von Jesuiten und bigotten Frömmlern der Stadt auf den Abtrünnigen. Sie zeigten mit Fingern auf ihn, wenn er über die Straße ging, und riefen: „Da geht er, der Verstuchte, der in den Kirchenbann Gethane, der fortgelaufene Mönch!" Dies infame Benehmen der Pfaffen bewog jetzt Havard, ganz und gar in das bürgerliche Leben einzutreten und öffentlich zu beweisen, daß er für immer aus der Kirche geschieden sei. Er liebte ein hübsches Mädchen, arm, klug und bescheiden, eine Waise. Er begab sich mit ihr nach Jersey, verheirathete sich dort und kehrte mit seiner Frau nach Nantes zurück. Nun hielten sich die Pfaffen und das ganze fromme Gesichter nicht mehr. Sie schnaubten Wuth und Rache. Ein Priester, der die Frechheit hatte, sich zu verheirathen! Das war zu toll! Da kam der zweite December. Havard gehörte zu den Republikanern in Nantes, die sich gegen die Staatsstreichmänner von Paris erhoben. Der Aufstand wurde niedergeworfen. Havard wurde in's Gefängniß geschleppt, vor eine sogenannte, aus einem Präfecten, einem General und einem Staatsprocurator bestehende „gemischte Commission" gestellt und als »dangereux« zu einer zehnjährigen Deportation in die afrikanische Steppe verurtheilt, wie ein Galeerensträfling behandelt und in Marseille eingeschifft. Seine alte Mutter starb vor Schmerz. Die Pfaffen und Mönche in Nantes triumphirten.

*) S. Paris im December 1851. Von Eugen Tenot.
**) S. Les Transportés du Décembre 1851. Par Benjamin Gastineau. Paris 1869.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die afrikanische Steppe! Ich habe sie in ihrer ganzen Breite vom Rande der Mittelmeerregion bis zur großen Wüste durchritten und ihre Oede, ihre Verlassenheit, ihre trostlose Einsamkeit mit eigenen Augen geschaut. Wenn ich an die afrikanische Steppe denke, so fallen mir immer wieder Freiligrath's Worte ein. Kein Dichter hat ihren Charakter treffender und naturgetreuer gezeichnet, als der berühmte Sänger des Morgenlandes und der Wüste.

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, den graust,
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine tiefe Meeresfluth.
Die Karawane, die sie sah durchrinnen,
Die ausgestorbenen Gleise, binnen
Den Colocynthen kaum sich wand;
Die Spur, in der die Wüste wuchs: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand."

Zwischen der Mittelmeerregion und der Region der Sahara, zwischen dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit und der Wiege der Civilisation der Welt und zwischen der verkörperten Unfruchtbarkeit und der hundertjährigen Zufluchtsstätte der Baccharei liegt im dritten Welttheil die Steppe. Sie reicht vom atlantischen Ocean bis zum indischen Meere. Sie bildet eine breite Reihe von Hochplateaux, weiten nackten Hochebenen, hie und da mit „Chotts" (Salzseen) bedeckt, ohne jede Baumvegetation, an deren Rändern kahle Berge aufsteigen, im Sommer mit arabischen Heerden, Leiden und Araberschwärmen bedeckt, im Herbst und Winter ein Bild vollkommener Oede und Verlassenheit, und dann oft in eine weiße Schneedecke gehüllt. Die Cultur der Mittelmeerregion ist auf dieser den Hochebene verschwunden. Der Zahn der arabischen Heerden, welche im Frühjahr durch den Sand der Wüste auf die Hochplateau's steigen, nagt jede Pflanze bis zur Wurzel ab; die Gerste ist das einzige Getreide, dessen Körner auf dieser Höhe noch zur Reife kommen können. Kein Haus, kein Baum ist zu erblicken, soweit das Auge reicht. Hie und da durchziehen einige mattgrüne Faxbentöne das einförmige, graugelbe Colorit des Bodens. Die mattgrünen Farbentöne bezeichnen die magern Striche arabischer Cultur, welche hie und da in der Steppe auftauchen. Je weiter man aus der Mittelmeerregion in die Steppe vorwärts dringt, desto mehr verschwinden auch diese magern Culturstreifen. Die Ebene fängt an, einen steinigen Charakter anzunehmen. Breite Steinwurzen von Kieseln und Geröll durchziehen dieselbe nach allen Richtungen und vereinigen sich stellenweise zu weiten, ganz mit Steinen bedeckten Flächen. Der Lehm- und Gipsboden der Steppe verschwindet ganz und gar unter den Steinmassen; selbst die sonst so zähe Meervwiebel ist nicht im Stande, diesem Gerölmeere Stand zu halten. Endlich erscheint das ganze Naturgemälde grau in grau gemalt. Die in demselben auftretenden Verschiedenheiten bestehen nur noch in helleren oder dunkleren Schattenstreifen. Denselben düstern Charakter haben die Salzseen, welche auf der Höhe der Steppe zu erscheinen beginnen. Ihre Ufer bestehen aus Sanddünen und stiegendem Sande; von einer Vegetation ist an diesen traurigen Gestaden keine Rede. Die Farbe des salzigen Wassers ist ein schmutziges Grau, aus dem jeder blaue Ton verschwunden ist. Das Wasser liegt in seinen Becken, wie eine todte Masse. Sie gleichen den Seen der Unterwelt, deren Gestade Dante in seiner göttlichen Comödie schildert. Den Horizont dieser Wüste begrenzen die Abhänge der Aueesgebirge. Schroff und kahl steigen sie auf; mit nackem Fuß treten sie auf die nackte Fläche. Nur hie und da umhüllt ihre Kuppen ein dünner Pflanzenmantel, wie das zerrissene Gewand die Schultern des Bettlers.

In dieser trostlosen Steppe haben Louis Bonaparte und seine Helfersbesser beim Staatsstreich die nach Afrika deportirten Republikaner interniet. Was für ein Schicksal sie hier erwartete, ist oben geschildert. Tausende von deportirten Republikanern haben ihre „fünf Jahre" und „zehn Jahre Algerien" in den Kasematten der Forts von Algier, Mostagamem, Saint Gregoire oder in den Kerkern von Lambessa oder Bona zugebracht. Der größte Theil der Deportirten hat die Strapazen, die Zwangsarbeit, die Kerkerhaft, die Internirung, das ungesunde Klima nicht überlebt. Sie sind im Elende gestorben, bevor die fünf oder zehn Jahre ihrer Internirung vorüber waren. Manche sind zweimal, dreimal deportirt worden, aus Afrika nach Cayenne und dann nach dem Orsini'schen Attentat nochmals nach Afrika und Cayenne. So wurde der heute in Brüssel wohnende republikanische Deputirte Miot, ein bekanntlich sehr charaktervoller und energischer Mann, mit zahlreichen Bewohnern des Bardeparlements nach Algier deportirt, wieder nach Toulon gebracht und von Neuem nach Oran deportirt und in dem verschanzten Lager von Mers-el-Kebir zehn Jahre hindurch mit Zwangsarbeit beschäftigt. Pieree Guibet, früher Hutmacher in Montreuil, wurde von Marseille nach Algier deportirt, wieder nach Toulon geführt und dann nach Cayenne deportirt. Welche Gräuel! Die Regierung Louis Bonaparte's und der Staatsstreichsmänner des December haben in ihren Deportationen nach Afrika und Cayenne den „weißen Czar" in Betreff seiner Transporte politischer Gefangenen nach Sibirien übertroffen.

Aber begleiten wir den tapfern Havard, den ehemaligen Priester aus Nantes, auf seiner weitern Odyssee in die afrikanische Steppe. Er wurde in Oeudet-Biz in der Provinz Constantine interniert. Oeudet-Biz ist ein armseliges Araberdorf. Ich habe es auf meiner Reise nach den Sibaouasen berührt. Benjamin Gastineau, der einmal nach dem Staatsstreich, das zweite Mal im Jahre 1858 nach Afrika deportirt worden ist, besuchte Havard, von Bona aus, im Herbst 1858 in seiner Steppeneinsamkeit, welche die Frau, die er in Jersey geheirathet hatte, theilte. Wandern wir mit Gastineau die staubige, immer zwischen tiefen, wilden Schluchten hinführende Straße; sie führt uns, bevor wir nach Guelma kommen, einem erbärmlichen Orte in der Steppe, zu einem einsamen, staubigen Häuschen. „Als ich vor diesem staubigen Häuschen stand," erzählt Gastineau, „fragte ich einen mir begegnenden Araber, ob ich in Oeudet-Biz sei. Auf seine bejahende Antwort trat ich in das Haus. Auf dem Fuße fand ich eine Menge Araber. Mitten unter ihnen erblickte ich einen Mann, der ihnen einige Anweisungen gab. Er hatte einen breiten und hohen Strohhut auf dem Kopfe, seine Gesichtszüge waren tiefgebräunt von der Sonne; der Körper mager und trocken. Nur mit Mühe erkannte ich in dem magern Manne mit den traurigen, tiefgebräunten Zügen meinen Freund Havard aus Nantes wieder. Die Araber waren Tagelöhner, welche, wie das in Afrika Sitte ist, für den fünften Theil der Ernte das durch Havard colonisirte Land bebauten. Ich trat zu meinem Freunde heran und nannte ihm meinen Namen. Nun erkannte auch er mich und führte mich in die an den Flur stoßende Stube. Dort fand ich Frau Havard mit ihren drei Kindern. Ihre Gesichter waren so braun von der Sonne gebrannt, daß sie für Mitglieder hätten gelten können. Havard und ich hatten uns zu viel Teuriges mitzutheilen. Schweigend standen wir einige Augenblicke einander gegenüber, stumm wie die Fische. Dann flossen die ewigen Klagen der Exilirten von unsern Lippen — von der Erbärmlichkeit der Zeit, von dem Vaterland, welches sich unter der Gewalt beugt und seine besten Söhne opfert, welche die Bagne's bevölkern und im Exil verkommen. Es wurde uns zu eng in der kleinen Stube; wir verließen das staubige Häuschen und gingen in's Freie. Die Sonne Afrika's funkelte auf den Gewehr und Zelten der Araber und warf ihre glänzenden Streiflichter auf die wilden, rothen Schluchten und auf die kahlen Felsklippen, die den Horizont einrahmten. Trotz einer Hitze von vierzig Graden herrschte eine rege Thätigkeit in Oeudet-Biz. Die Araber waren mit der Cultivirung des Bodens beschäftigt, ihre Weiber trugen Wasser in Ziegenfellschläuchen herbei; ihre fast nackten Kinder rollten im Sande umher und fliegen dann und wann durchdringende Schreie aus. Welch' ein Anblick!"

„Schauen Sie sich diesen harten Boden an und diese armen Araber, welche ihn umschaufeln, lieber Freund," sagte Havard; „seit acht Jahren lebe ich mit diesen Menschen und in dieser Thätigkeit!"

Ein Jahr später erhielt Gastineau von dem Deportirten der Steppe folgendes Schreiben; es datirt aus Guelma vom 10. Januar 1859. Ich copire es wörtlich. Seine traurigen Zeilen sind so recht dazu angethan, das Elend der Unglücklichen zu schildern, welche das Schicksal getroffen hatte, in der afrikanischen Steppe interniet zu werden. Möge es ein neues Blatt im Schuldbuche Louis Bonaparte's füllen:

Guelma, den 10. Januar 1859.

„Mein lieber Gastineau!

Sie haben unsere Nachbarschaft verlassen, und wir haben nicht mehr das Glück gehabt, Ihnen die Hand zu drücken. So will es das Schicksal des Lebens. Wie ist das Leben traurig, mein lieber Freund, in diesem Gefängniß, welches man Algerien nennt! Und wenn Sie es selbst traurig und erbärmlich in Algier finden, was ist hier unser Loos? Und wenn wir, um uns zu trösten, unsere Blicke auf unsere armen Kinder richten, diese Sprossen unseres Exils, unsere Gefährten mitten in der Wüste, so verdoppelt sich unser Elend, wenn wir daran denken, welche materiellen und geistigen Entbehrungen ihnen noch in der Zukunft bevorstehen.

Dies Afrika tödtet mich noch. Dies Exil tödtet mir Alles, was ich liebe. Meine Freunde, meine Familie, mein Herz, meine Intelligenz — Alles das muß ich opfern dem Zwang, den Boden umzurathen und ein Stück Brod zu erwerben; ich fange an zu begreifen, wie bitter das Brod des Exils ist. Sieben Jahre

Digitized by Google

habe ich jetzt mit Muth gekämpft, man weiß es, und wenn ich schwach werde, so muß man mir verzeihen. Nichts Neues hier. Wir haben einen Winter durchgemacht, drei Monate Regen .... Einige Male habe ich Doctor Plat gesehen."

Doctor Plat, Arzt in Martigay im Inderedepartement, im ganzen Departement durch seine Hingebung und seinen Eifer für die Sache der Republik wohl bekannt, wurde nach dem Staatsstreich deportirt und starb in Afrika. Seine Schwester, Athyna Plat, welche ihm freiwillig in's Exil folgte, erlag ebenfalls dem afrikanischen Klima.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung von S. 83.)

III.

Es war heute ein reges Leben in der sonst ziemlich stillen Stadt eingekehrt. Auf den im Abenddunkel durch Pfahllaternen freilich nur mäßig erhellten Straßen in der Nähe des Ringes wogte es noch geschäftig und emsig durcheinander. Es war Markt im Orte, und vom Lande und den benachbarten Landstädten waren die Bewohner theils des Geschäfts, theils nur des Vergnügens wegen hereingekommen.

Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, das ist ein Fest, auf das sich Jung und Alt schon lange vorher freut, zu dem man sorglam die Sparegroschen zurücklegt. Auf dem Marktplatze sind Breiterbuden aufgeschlagen, in denen die sparsame Bauerfrau, zu auch die wohlerliche Gutsbesitzerin Kostbarkeiten ausgestellt findet, deren Anblick den vorher sorgfältig erwogenen Ausgabenetat wie ein Kartenhaus über den Haufen wirft. Da locken Kleiderstoffe und Schmucksachen, Kuchen und Naschwerk, Nützliches und Unnöthiges in verführerischer Augenweide zum Kauf. Hier ladet ein auf hoher Tribüne stehender Hanswurst mit den schreienden Tönen einer alten Trompete, dort ein als Mohr verkleideter Menageriebesitzer, mit langer Ruthe auf die an der verhangenen Thüre ausgehängten großen Bilder fabelhafter Unthiere deutend, die gaffende Menge zum Eintritt in ihre geheimnißvollen Schaubuden ein.

Ueberall Lärmen, Schreien, Freischen und Handeln.

In den Wirthshäusern geht es nicht weniger lebhaft zu. Während die Weiber draußen die nöthigen und überflüssigen Einkäufe machen und dabei den sauer verdienten Groschen in der Tasche hin und her drehen, ehe sie ihn für die lockenden Herrlichkeiten hingeben, sitzen die Männer in den Schenkstuben, dort ihre Geschäfte abmachend, Verkäufe abschließend, oder auch über Politik, über Krieg und Frieden ihr gewichtiges Urtheil fällend.

Das ist ein Tag der Ernte für die Wirthe. Die lustige Gesellschaft macht leichtsinnig. — Gar manche gelb- oder rothgefegte Flasche wird von den geschäftigen Hausknecht aus der stillen Ecke im Keller, aus der beschaulichen Ruhe gerissen, und es ist dann kein Wunder, wenn die lodgelassenen Kobolde sich dafür rächen, indem sie den Störenfrieden zu Kopfe steigen und so viel Unfug und Lärm erregen als nur möglich. —

Auch im Gasthofe des alten Benske, in der Nähe des ...thores, ging es hoch her; das war das vornehmste Gasthaus der Stadt, wo die meisten Gutsbesitzer der reichen Umgegend, der alte pommersche Adel einzukehren und auch die Officiere der Garnison ihre Abende zu verbringen pflegten. Man hatte die Geschäfte des Tages abgewickelt und saß nun, von der Anstrengung sich zu erholen, mit den Freunden, die man da Alle vereinigt fand, bei der Flasche und gemüthlicher Unterhaltung zusammen.

In das große, nach dem Hofe hinaus gelegene Zimmer, in welchem sonst gespeist wurde, hatte sich eine besondere Gesellschaft zurückgezogen; die Speisereste, die Menge der geleerten Flaschen deuteten an, daß man schon seit dem Frühstück hier lustig und unbekümmert zusammensaß. Während einzelne ältere Herren an abgesonderten Tischchen in den gedämpften, dunkelgetäfelten Zimmer plauderten, hatte sich eine größere Gesellschaft von etwa fünfzehn bis zwanzig meist jüngeren Herren um einen großen, mit grünem Tuche bezogenen Tisch in der Mitte der Stube gesammelt, den sie, Gutsbesitzer der Umgegend und Officiere, — auch unsere Bekannten von gestern finden wir darunter, — in bunter Reihe, theils auf Stühlen sitzend, theils darüber hingelehnt, stehend umgaben. Unzusammenhängende Ausrufe, sowie die Häufchen von Gold- und Silbergeld, die vor den Einzelnen lagen, deuten darauf, daß man sich mit einer Spielpartie unterhält. Die von der Decke herabhängende Lampe, sowie mehrere auf dem Tisch stehende Lichter erhellen denselben vollständig, so daß wir die Physiognomien der Spieler deutlich beobachten können.

„Nein, das ist doch zu arg," sagte jetzt mit einer Miene, in der sich der Aerger nur zu deutlich ausprägte, unser Bekannter, der Lieutenant Treskow, zu dem neben ihm stehenden Gutsbesitzer, dem jungen v. Z., indem er ihm mit einem leisen Fluch die Karten zuschob und dann seinem Gegenüber von dem vor ihm liegenden Goldhäufchen fünfzehn blinkende Friedrichsd'or abzählte, „mit Blücher ist's heute wieder nicht auszuhalten; diesmal dachte ich doch gewiß zu gewinnen, aber da hat er wieder Landsknecht; es ist nichts gegen ihn zu machen."

„Nun, ich habe vorher genug darin verloren, und auch an Dich," meinte dieser, indem er lächelnd die blanken Goldstücke zu einem schon ziemlich beträchtlichen Haufen schob; „aber wenn Ihr wollt, wandte er sich an die Andern, „so können wir ihm zu Liebe auch ein anderes Spiel spielen. Ich gebe sehr gern Revanche."

„Gut! Gut! Acceptirt!" riefen Viele. „Wir wollen blüchern *). Man muß ihn mit den eigenen Waffen schlagen."

Der Nachbar mischte und wieder fielen die Karten, und hin und her rollte das flüchtige Gold, bald vor Einem zu einem Häufchen sich thürmend, um desto schneller wieder davonzueilen.

„Bringt doch Etwas zu trinken," rief vom untersten Ende des Tisches ein großer, kolossaler Herr, der Baron v. P., deßhalb in der Pause, während welcher seine Leute frischen Schoßjüchter:e, ein tüchtiger Jäger und Sportsman.

„Donnerwetter, alter Benske, Ihr versteht heute Euer Geschäft schlecht," redete er den sich eilfertig nahenden Wirth an, eine behäbige, wohlgenährte Persönlichkeit, dessen kleine, listig glänzende Augen kaum aus der sie umgebenden Fülle der rothen Backen hervorzuschauen vermochten.

„Burgunder und Sect her!"

Eilig verschwand der Wirth, um in der mühsam herbeigeholten Riesenbowle das edle Getränk zu der in jener Gegend so beliebten Mischung zusammenzugießen. — Noch heute darf der „Landsknecht" bei seiner irgend bedeutenden Tafel der so liebenswürdigen und gastfreien Besitzer fehlen. —

Die Gesichter flammten höher auf, die Leidenschaft wurde erregter und immer höhere Summen wurden gewagt und — verloren. Nur für Blücher, der mit offenem Attila, in bequemer Stellung das Fallen der Karten kaltblütig beobachtete, schien sich die flüchtige Fortuna dauernd zu interessiren. Er schien in dem nach ihm benannten Spiele erst recht Meister zu sein, denn immer größer wurde das Goldhäufchen vor ihm, in immer höherer Lust streckten seine blauen, glänzenden Augen. — Eben hielt er selbst Taille, und schon zum fünften Mal hatte er mit Glück die gegen ihn gewagten Einsätze gewonnen, als der alte Benske, der Wirth, welcher leise an seine Seite getreten war, ihm einige Worte in's Ohr flüsterte.

„Zum Teufel! Das hätte ich beinahe vergessen!" fuhr er plötzlich auf, indem er die Karten auf den Tisch legte.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich aufbrechen muß, allein ein Versprechen zwingt mich; ich muß heute leider Ihre angenehme Gesellschaft verlassen. Gern gebe ich ein andermal Revanche."

„Ei! Ei! Ein Liebesabenteuer!" lachten Einige.

„Allerdings," sagte Rudorf, „aber diesmal ist Blücher nicht der zärtliche Gegenstand."

„Im Gegentheil," fügte Treskow hinzu, „er ist sehr gegenstandlos, er ist nur als Geist dabei."

„Stille, meine Herren! Seien Sie discret!" Keinen Verrath!" bat Blücher, als die Andern Aufklärung jener mystischen Worte verlangten.

„Laßt ihn nur gehen," rief der kleine v. G., sein unglücklich-

*) Blücher:n ist ein von B. erfundenes Spiel, in welchem, während man obsiegt, die Karten von As bis König gezählt werden. Trifft das Fallen der Karte mit der genannten zusammen, so hat man gewonnen.

Digitized by Google

ster Gegner im Spiel, in scherzhaftem Aerger; „er wäre sonst im Stande, mir heute mein ganzes Hab und Gut abzunehmen."

Es war für Blücher nicht möglich, den ganzen, ziemlich bedeutenden Gewinn in der knappen Uniform unterzubringen; nur das Gold steckte er in der großen grünseidenen Börse zu sich, während er den beträchtlichen Haufen Silbergeld dem Wirth zur Aufbewahrung anvertraute.

Mit Bedauern sah man den muntern Gast scheiden. Alle hatten den flotten, tüchtigen Husarenoffizier gern, und Mancher der Anwesenden hätte ihn mit Vergnügen durch die Hand der Tochter enger an sein Haus gefesselt. ·

„Nun, Werner!" sagte Jener, als er in den langen Reitermantel gewickelt sein dem hellen Flur auf die nun finstere und menschenleere Straße zu der ihn erwartenden dunkeln Gestalt heraustrat; „Alles in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" erwiederte dieser.

Leise sich unterhaltend, eiligen Schritts gingen die Beiden durch die dunklen Straßen, über den Markt und die Stolpe-Brücke, nach der Vorstadt zu, und nur die bei jedem Tritte leise klirrenden Sporen verriethen die nächtlichen Wanderer. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Schau-in's-Land.

II.

Von **Jakob Venedey.**

1.

Vor vier Wochen, als wir zum erstenmale von unserm „Schau-in's-Land" um uns herblickten, saßen wir wohl hier ein verdächtiges Staubwölkchen, dort eine drohende Rauchsäule aufsteigen. Aber Prophetengabe hätte dazu gehört, um vorauszusagen, daß heute, vier Wochen später, fast zwei Millionen leichbereite, kampfbegierige Heerschaaren sich gegenüberständen; daß an dem Tage, wo wir zum zweitenmal in's Land hinaus schauen, ferner Donner den Beginn einer Riesenschlacht, weit ausgedehnte Wolken die Zerstörungswuth von Millionen Feuerschlünden verkünden würden.

Frankreichs Heere, Deutschlands mannhafte Jugendkraft stehen sich in den herrlichen Gefilden des Rheines, der Mosel, der Saar gegenüber, bereit, sich einander zu zerfleischen, zerfetzen, niederzurennen, niederzuschießen, niederzumetzeln. O! daß es keine höhere Macht gibt, die den Urheber dieser Möglichkeit, dieses beginnenden Kampfes mit den Blitzen Jupiters niederdonnern kann, niederzudonnern sich der Welt, der Menschheit, der Schöpfung Gottes gegenüber für verpflichtet hält! —

Die erste Frage ist: „Weßwegen stehen die beiden Völker sich kampfbereit gegenüber?"

Die Völker?!

O, die haben nicht den entferntesten innern Grund, sich zu bekämpfen; sie haben Gründe aller Art, die höchsten, die heiligsten der Menschlichkeit, die niedrigsten, die erbärmlichsten der Selbstsucht, der Interessen, des Handels, der Gewerbe einander als Brüder die Hand zu reichen. Und jeder denkende Mensch, dies- und jenseits, hat das Bewußtsein, daß beide Völker gar keine innern Gründe zum Kriege haben, wenn das eine das andere nicht frevelhaft und ohne Ursache mit Krieg überzieht. Beide haben das Bewußtsein, daß dieser Krieg ein Frevel ist an den Nationen und an der Menschheit, an der Bildung, an der Gesittung, an der Kultur des Jahrhunderts.

Und doch ist dieser Krieg möglich, und doch ist er bewerkstelligt, und doch wüthet in diesem Augenblicke vielleicht die Millionenschlacht?

Wo liegt die Ursache? Wer trägt die Schuld?

2.

Die Völker, sie wollen keinen Krieg! Aber es genügt nicht, daß sie ihn nicht wollen, sonst fände heute sicher keiner statt. Sie sind auch verantwortlich dafür, wenn sie Zustände dulden, oder selbst nothwendig machen, die den Krieg ermöglichen, die ihn heraufbeschwören; wenn sie keine Zustände zu schaffen im Stande, die das Geschick der Völker, Krieg und Frieden insbesondere, in die eigene Hand des Volkes legen und ihm dann die Bürgschaft geben, daß nie ein Krieg gesührt wird, den das Volk nicht will.

Wenn die ganze klaffische Organisation in eine furchtbare Heeraufstellung ausläuft, wenn der Lenker des Staates der oberste Kriegsherr ist, wenn dieser oberste Kriegsherr über Krieg und Frieden entscheidet, dann hängen Krieg oder Friede von der Laune, den Interessen des Einzelnen, nicht von dem guten Willen des Volkes ab.

Wenn die Staatsorganisation im Wesentlichen eine Heerorganisation ist, dann treibt das Heerwesen, auf den Krieg gerichtet, naturgemäß zum Kriege.

Europa ist aufgeklärt genug, um das Bedürfniß eines europäischen Völkergerichtshofes, eines europäischen Areopags, der über alle Streitfragen der Völker zu Gericht sitzt und sie nach Recht und Gerechtigkeit in Frieden schlichtet, zu fühlen, zu begreifen; — vielleicht ist ein letzter Weltkrieg in Europa nothwendig, um zu dem europäischen Völkergericht, und in allen Staaten Europa's zu einem Friedensheerwesen, einer wahren, ächten Friedens-, Land- und Bürgerwehr, anstatt eines auf den Krieg angewiesenen, ihm zustrebenden, ihn alle Tage ermöglichenden Kriegsheerwesens zu kommen.

Die Völker sind verantwortlich dafür, daß sie sich eine Organisation des Staates und des Heerwesens aufbürden lassen, die — zum Kriege führt, den Krieg in die Hand, in die Laune eines Einzelnen legt.

Es ist heute nicht der Tag, diese schwerste und höchste Frage des Völkerglückes und Völkerelendes näher in's Auge zu fassen. Aber es ist am Tage, und es wird alle Tage, so lange der Krieg dauert, an der Zeit sein, an unsere Brust zu schlagen, und zu wiederholen: „Auch wir, wir Völker, sind Schuld, daß ein solcher Krieg möglich wurde!"

Wenn dies Bewußtsein den Krieg überlebt, wenn in diesem Bewußtsein Friede geschlossen wird, und der Friede — eine Friedensorganisation — die bezwegen nichts weniger als wehrlos, sondern in Millionen wehrhafter Bürger wehrhafter als alle Soldatenstaaten sein wird — in Europa herstellt; wenn der Friede Zustände herbeiführt, in welchen die Völker selbst über ihre Geschicke bestimmen, und diese Bestimmung selbst im Interesse der Völker, der Menschheit, der Gesittung, der Kultur ausübt, dann wird die Zeit beginnen, wo Menschen menschenwürdig sich selbst regieren.

3.

Und auch sonst tragen die Völker mit an der Verantwortlichkeit für den Krieg. Es ist nicht zweifelhaft, die unendliche Mehrzahl des Volkes auch in Frankreich will den Krieg nicht.

Warum tritt nicht Jeder, der eben Frieden will, auf und sagt: „Frieden und keinen Krieg wollen wir!" Wenn nur je ein paar Tausende von den Millionen, die den Krieg nicht wollen, den Muth hätten, laut und offen zu sagen: „Nein! wir wollen nicht!" dann wäre der Krieg unmöglich.

Das feige Zuviele, das feige Geschehenlassen, das feige Ausweichen — das büßt Frankreich wie Allem — dem Deutschland ist angegriffen und muß sich vertheidigen — durch den furchtbaren Krieg, den es zuläßt, den es hat heraufbeschwören lassen, den es zu verantworten hat, und für den es theure Buße thun wird.

Der kriegerische Muth hat etwas Thierisches, wenn ein Volk, das in der That keine Ursache zum Krieg hat, keinen Krieg will — dennoch von seinem Herrscher in den Krieg hineingehetzt werden kann. Und je größer dann der Muth — desto thierischer ist das Wesen dieses Muthes.

Der kriegerische Muth des Menschen, der für die Laune eines Herrschers gegen seine bessere Ueberzeugung ein anderes Volk ohne Ursache angreift, ist verächtlich; der kriegerische Muth des Mannes, der seine gute Sache, sein Vaterland, Haus und Hof, Weib und Kind, das Recht und die Gerechtigkeit vertheidigt, der nur ist edler Menschenmuth.

Und überall in der Welt und in der Weltgeschichte besiegt der Mensch das Thier; überall in der Welt und in der Weltgeschichte — die Ausnahmen selbst bestätigen ja die Regel — besiegt der bewußte Menschen- und Mannesmuth den leichten thierischen Muth des gehetzten Wildes im Menschen.

So hoffen wir Deutsche den Sieg; wir sind sicher, daß er uns werden wird. —

Digitized by Google

4.

Und fragen wir nun erst: Warum will der Herrscher Frankreichs den Krieg? Warum zwingt er sein Volk, das den Krieg nicht will, zum Kriege?

Weil Spanien einen deutschen Fürsten zu seinem Könige wählen wollte?

Wer denkt heute noch daran, wer spricht heute noch davon?

Der Napoleonide auf dem Thron Frankreichs bedarf des Krieges nicht für Frankreich, sondern für sich.

Die Herrschaft des Napoleoniden in Frankreich ist eine elende, eine nichtsnutzige, eine unwürdige, eine heuchlerische, eine tägenhafte, eine freiheittödtende, eine sittenverderbende, eine Frankreich in Mark und Bein vergiftende und das Gift auf ganz Europa hinüber verbreitende Mißherrschaft. Das fühlt heute jeder edler denkende Franzose. Durch den Glanz kriegerischer Erfolge glaubt der Napoleonide selbst seine Herrschaft sichern zu können. Er suchte den Ruhm in Mexiko; er fand militärische Niederlagen für Frankreich.

Der Napoleonide weiß, daß er über die edleren Kräfte des Volkes nicht gebietet, und so baut er seinen Thron auf die Dummheit der katholischen Massen. Deßwegen mußte er, der sich allmächtig glaubt, eine Religiosität heucheln, die er nicht hat; deßwegen muß er den Papst bewachen, und die Chassepots an Garibaldi exerzieren. Der französische Kriegsruhm schämt sich dieses schmutzigen Werkes und dieser unehrenhaften Siege im Dienste des Papstes. Der Soldat fordert andere Arbeit.

So sank das innere Ansehen des Napoleonismus, so prestige — wie sie sagen — die Scheingröße, wie es in Wahrheit heißt, — des Cäsarismus in Frankreich. Innerlich faul in der Lüge, der Sittenlosigkeit, der Ehrlosigkeit seines Strebens und dem seiner Helfershelfer konnte die Welt, das unterjochte Frankreich, in die Zukunft sehend, — hoffen, die Tage, die Jahre der napoleonischen Herrschaft in Frankreich seien gezählt. Der Friede tödtete den Cäsarismus langsam.

Aber auch der Napoleonide fühlte dies. Um sich zu retten, um seine unwürdige Herrschaft in Frankreich zu verewigen, muß Frankreich Krieg haben. Frankreich muß Krieg führen, um seine eigene Knechtung und Entsittlichung, sein eigenes Verderben in der Hand Napoleons III. zu verewigen.

Daß die Franzosen, die denkenden, diesen Krieg nicht wollen, versteht sich zu von selbst. Daß sie ihn doch führen, daß sie, um ihre Knechtung durch den Napoleonismus zu befestigen — Deutschland angreifen, mit Krieg überziehen, das ist ein so schauerliches Verbrechen gegen Frankreich selbst, daß darob fast das Verbrechen, das sie an Deutschland begehen, in den Hintergrund tritt.

Frankreich, das sich zu diesem Kriege forttreiben läßt, begeht einen furchtbaren Selbstmord an sich, einen Völkermord an Deutschland, an ganz Europa, an der Menschheit.

Wehe ihm! Die Strafe wird nicht ausbleiben.

5.

Und weil der Napoleonide nicht fest auf seinem Throne sitzt, muß Deutschland mit Krieg überzogen werden.

Es wird diesmal, trotz der meuchelmörderischen Ueberraschung, die Napoleon durchführen zu können hoffte, das deutsche Volk zum Empfange bereit finden.

Seit Jahrhunderten wälzt Frankreich seine Scharen nach Deutschland hin, wenn die französischen Herrscher nicht ruhig auf ihren Thronen sind! Seit Jahrhunderten überziehen die Franzosen das deutsche Volk mit Krieg, Verwüstung, Plünderung, Zerstörung deutscher Städte und Dörfer, Mißhandlung, Ermordung deutscher Männer, Entehrung deutscher Frauen und Mädchen! Auf Schritt und Tritt in den Grenzländern Deutschlands stehen die Ruinen, die sie in ihrer Zerstörungswuth geschaffen; rheinauf, rheinab, dies- und jenseits bis weit in das Land hinein kann der Wanderer keine Stunde Weges gehen, ohne daß er daran erinnert wird, wie einst hier Feuer und Schwert der Franzosen Schlösser, Höfe, Dörfer, Städte, Paläste, Kirchen und Hütten geplündert, verbrannt, zerstört haben.

Seit Jahrhunderten ist kein Mann deutschen Blutes im Mannesalter gestorben, ohne daß er die beutegierige Meute französischer Heeresnachzügler, die Millionen fressenden Heere und Heerführer der Franzosen in Deutschlands Grenzen walten und wüthen sah.

Das muß ein- für allemal ein Ende haben, und, wenn es sein muß, ein blutiges Ende mit Schrecken für Frankreich!

Es war dies zeitweilige Ueberrennen Deutschlands nur möglich, weil Deutschland, das deutsche Volk, in dem dreißigjährigen Kriege die Reformation mit seinem Blute zum Heile der Menschheit, zum Heile des freien Gedankens, der denkenden Menschenseele besiegeln mußte. Erst nach diesem blutigen Opfer Deutschlands konnte das geschwächte deutsche Reich und Volk durch den westphälischen Frieden zur Ohnmacht förmlich organisirt werden.

Frankreichs Herrscher, Frankreichs Völker hatten den Krieg nach Deutschland geschleudert, als der Friede eben geschlossen werden sollte; sie haben ihn in Deutschland verewigt, bis Deutschland, sich verblutend, halbtodt niedersank. Und sie haben dann den Frieden so geschlossen, daß Deutschland nie wieder zu Kräften kommen sollte.

Das Reich wurde gebrochen; die Fürstensouveränetät allen kleinen Herrschern in Deutschland gesichert; an die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich wurden die schwächsten, die ohnmächtigsten deutschen Reichsfürsten, die Pfaffenfürsten, mächtig genug gemacht, um mit ihrer Hülfe stets die deutsche Grenze zu beherrschen. Seit Jahrhunderten ist die Geschichte der rheinischen geistlichen Kurfürsten eine fortgesetzte Kette des Verraths und des Verkaufs des deutschen Reichs und der deutschen Volksfache an die Herrscher Frankreichs.

Napoleon I. organisirte den Rheinbund, um die kleinen deutschen Fürsten, wie vorher Frankreich die rheinischen Pfaffenfürsten, zu beherrschen und so über Deutschland Herr und Meister zu bleiben.

Napoleon III. kommt heute — um die süddeutsche Freiheit zu retten! Sage: die Freiheit — zu retten! —

Es ist immer dieselbe Phrase des Hohns und der Lüge, mit der Deutschland bestegt, geknechtet, ausgeheutet, unterjocht und entehrt werden soll.

Aber die Zustände sind, dem Himmel sei Dank! andere. — Deutschland steht vereinigt. Das deutsche Volk weiß, was es von Frankreich zu hoffen hat, und hat — grade deßwegen von Frankreich Nichts mehr zu fürchten.

Es ist endlich die Zeit gekommen, wo die Franzosen begreifen lernen werden, daß Deutschland nicht mehr die Rennbahn französischen Uebermuthes, die Beute französischer Herrschgier und Genußsucht sein wird.

6.

Die Zersplitterung Deutschlands allein, der Verrath der rheinischen Pfaffenherrscher, die Vergrößerungssucht der Rheinbundfürsten waren die Ursache, daß Frankreich das zersissene deutsche Volk, meist mit Hülfe des einen Theils gegen den andern, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zeitweilig ausbeuten, aussaugen, auspressen und ausplündern konnte.

Aber selbst in dieser elenden Zeit hat die deutsche Tapferkeit überall, wo sie den Franzosen gegenübergeführt wurde, sich bewährt. Die Schlachten des großen Kurfürsten, die Schlachten Friedrichs des Großen gegen Frankreich waren fast eben so viele Siege.

Erst mit dem Revolutionskriege begannen die trüben Kriegstage für Deutschland. Und sie waren im Wesentlichen wohlverdiente Strafe. Was hatte Deutschland in Frankreich zu suchen, als die Franzosen dem wüsten, elenden, charakter-, sitten- und gewissenlosen Regiment der Bourbonen ein Ende machten? Wer gab ihm ein Recht, Frankreich zu betriegen, als das französische Volk, des Königthums satt, die Republik herstellte?

Nichts gab ihm dazu ein Recht, so wenig wie heute Frankreich ein Recht hat, der Herstellung der deutschen Staats- und Bundeseinheit in den Weg zu treten.

Schwere Buße, harte Strafe kam über Deutschland als dieses schweren Unrechts!

Der revolutionäre Schwung, die republikanische Begeisterung des französischen Volkes schlug eine Weile alle Heere Europa's, wo sie den Franzosen in den Weg traten. Aber selbst in diesen Tagen des ungerechten Krieges von Seiten der Deutschen, des begeisterten Sturmfluges der Franzosen haben die Deutschen immerhin oft genug ihre gleichberechtigten Ansprüche auf kriegerische Tapferkeit bewährt. Die Rückeroberung von Mainz, die Siege des Erzherzogs Karl, selbst die verlornen Schlachten, die nur nach übermäßigen Anstrengungen von beiden Seiten gewonnen und verlaren wurden, bekundeten den ungeschwächten deutschen Muth und die gleich hohe Kriegsbefähigung. In der Metzrzahl der napoleonischen Schlachten waren überdies die Sieger zum großen Theil — Deutsche. Die Rheinbundheere haben überall gleich tapfer neben den Franzosen gestanden. Als die „große Armee" — la grande armée de la grande nation, — nur Eine Armee, nur Eine Nation war groß, die französische! — als diese „große Armee" in Rußland zusammenbrach, waren es die deutschen Hülfstruppen, die zuletzt aufrecht standen, zuletzt von allen Theilen

Digitized by Google

der großen Armee kämpften. Die Schlacht an der Beresina, die den Franzosen den Uebergang über diese Brücke erlaubte, wurde von Rheinbundtruppen, von Badensern, Westfalen, Rheinländern des bergischen Landes, geschlagen. Am Grimmathore zu Leipzig, als Alles flüchtete, Napoleon und Poniatowsky, die alte und die junge Garde, da kämpften wieder Badenser und deutsche Rheinbundtruppen, die letzten auf dem Wahlplatze, so lange, bis sie dem Sturme der tapfern Königsberger Landwehr unterlagen.

O, daß nie wieder Deutsche — den Franzosen heißen, Kriegsruhm über Deutsche erwerben! Wozu der Seufzer? Die Zeiten waren.

Und in den bösesten Zeiten, nach der Schlacht bei Jena, haben die Preußen, deren Heer zersprengt, deren Staat zerrissen war, bei Eilau, bei Friedland so tapfer gekämpft, daß sie — Napoleon I. trotz des Sieges zwangen, Frieden zu machen, in dem Bewußtsein, daß solche Siege, wie der bei Eilau und der bei Friedland, den Sieger zum Untergange führen würden, führen müßten.

Von den Schlachten des Befreiungskrieges, von Dresden, Bautzen, Lützen, von Dennewitz, der Katzbach, Leipzig und wie sie alle heißen, von den Schlachten in Frankreich, und endlich von Ligny und Waterloo sei hier nicht die Rede.

Einen aber wollen wir noch sagen. Wer bildet die Eliteucorps der heutigen französischen Armee? Elsässer, Lothringer zu drei Fünfteln. Die Fremdenlegion, aus deutschen Deserteuren, deutschem liederlichem Gesindel zusammengerafft, ist der tapferste Heerestheil der französischen Armee, zum Sturmangriffe auf die gefährlichsten Stellungen des Feindes stets auserseben, stets bereit und auch meistens siegreich aus den verzweifeltsten Kämpfen hervorgehend.

Wozu noch sagen wir dies?

Wahrlich nicht, um und dessen zu rühmen. Selbstüberschätzung überlassen wir dem Feinde. Aber wir haben das Bewußtsein dessen, was deutsche Krieger werth sind. Und es heute zu sagen, halten wir für eine Pflicht, der deutschen Bescheidenheit gegenüber, die oft genug seufzt: „Im Anfange des Krieges könnten doch die Franzosen den Sieg davon tragen."

Ehe diese Zeilen gedruckt werden, hat der Gott der Schlachten entschieden. Wir wollen auch einer Niederlage gegenüber das Bewußtsein behalten, daß der Sieg am Ende sicher unser sein wird, wenn uns unser festes Vertrauen auch am Anfange getäuscht haben sollte. —

7.

Unser Vertrauen sußt in der Tapferkeit des deutschen Volkes, die sich von den ersten Tagen der Germanen bis zu den letzten Kämpfen gegen den großen Napoleoniden nie verleugnet hat. Sie sußt aber auch in der guten Sache, die wir vertheidigen. Wir greifen nicht an, wir sind angegriffen; wir vertheidigen unser Land, unser Recht, unsere Freiheit.

Das wäre genug, aber — ist nicht Alles.

Wir vertheidigen Europa gegen den Napoleonismus, gegen den Cäsarismus, — den romanischen, den französischen sagen wir nicht, — sondern den corsischen.

Der römische Cäsarismus war die Vernichtung der Freiheit in einer Zeit, wo das römische Volk der Freiheit nicht mehr würdig war, wo es die Freiheit nicht mehr errang. Er lag in den Zuständen Roms, er war dort nothwendig, unabweisbar, konnte offen und ehrlich auftreten und Rom zum Gehorsam gegen die cäsaristische Diktatur zwingen. Der bonapartistische, der napoleonische, der corsische Cäsarismus ist etwas Anderes. Er ist die Lüge der Freiheit, der Ehre, der Volksgröße, durch welche er das nach Freiheit strebende, nach Ehre ringende, nach Volksgröße trachtende französische Volk um Alles, was ihm heilig ist, zu betrügen weiß. Die französische Revolution war die Verwirklichung der Reformation im Staatsleben, die mit der englischen Revolution angefangen, mit der amerikanischen der ganzen Welt vorleuchtete, und die mit der französischen auf dem Continent Errungenschaft aller Völker Europa's werden sollte.

Mit der Lüge alles dessen, was die Franzosen in der Revolution erstrebten, betrügt der corsische Cäsarismus sie um Ehre, Freiheit, Ruhm und Menschenwürde. Die Herrschaft des ersten Napoleons war ein seiner Hohn gegen Alles, was Frankreich, was die Welt je Großes, Schönes, Edles erstrebt hatte. Die Freiheit verwandelte sich in knechtischen Soldatensinn, die Gleichheit in gleiche Rechtslosigkeit Aller, der Ruhm in ein Spielen mit Ehrentreuzen, Titeln und reichen Dotationen. Der Cäsarismus des zweiten Napoleons aber ist schimmer als der des ersten; er ist die wiederkehr Personifikation des Eidbruchs, der Sittenlosigkeit, der Religionsheuchelei, der Freiheitslüge, des Betrugs der Völker um Alles, was einem Volke heilig ist.

Mit der Lüge, als rette er die Gesellschaft, hat er die Gesellschaft in die schmutzige Sackgasse der wildesten Spielsucht getrieben; mit der Lüge, als stelle er die Grundsätze von 1789 wieder her, hat er Frankreich dem unbedingten persönlichen Regiment des Cäsars unterworfen; mit der Lüge, als kämpfe er für Freiheit und die Civilisation, überfällt heute der corsische Cäsar mit seinen Mamelucken, seinen Turkos, seinen gebändelten, missleidigen, betrogenen Franzosen hinterrücks ein friedliches Volk, um einen Krieg heraufzubeschwören, der die Freiheit, die Civilisation vernichtet, wenn der corsische Cäsarismus siegt, der nur dann eine Rettung der Freiheit und der Civilisation möglich läßt, wenn er mit dem bleibenden Untergange des corsischen Cäsarismus endigt.

Das hoffen wir! Er wird fallen! Für immer fallen! Das glauben wir, so fest wir wir an eine höhere Waltung in den Geschicken der Völker glauben. Die deutsche Nation, im Kampfe gegen den Lügengeist des corsischen Cäsarismus, ist die Vorkämpferin der Wahrheit, der Freiheit, des Rechts, der Sitte, der Menschheit; sie ist sich ihres hohen Rufes, Berufes bewußt. Sie wird sich seiner würdig zeigen.

8.

Und deßwegen glauben wir auch nicht daran, daß Napoleon III. in seinem Kriege gegen Deutschland Bundesgenossen finden wird.

Mit der ersten Botschaft, daß Napoleon III. wie der schaffertige Meuchelmörder über den friedlichen Nachbar herstürzen werde, sprachen alle civilisirten Völker wie aus Einem Munde ihr Verdammungsurtheil gegen ihn aus.

Und heute spricht man von Bundesgenossen, die er finden werde, gefunden habe?

Oesterreich?

Fürwahr, wir glauben daran nicht. Die Habsburger mögen die Hohenzollern haffen, sie mögen ein Recht dazu haben, sie zu haffen. Aber haben sie von dem corsischen Napoleoniden Besseres zu hoffen? Nur, wenn die Habsburger bereit sind, die Schleppenträger des Napoleoniden zu werden, dürfen sie Gnade — ja Gnade für ihr altes Herrscherhaus von dem parvenu, der sich selbst sto's zu nennte, hoffen, sobald er mit dem Siege über Deutschland Herr der Welt wäre.

Das siegreiche corsische Kaiserthum würde die Habsburger zum Lohne beseitigen, sobald die Zeit dazu gekommen.

Aber Oesterreich würde, wenn es den Sieg Napoleons III. über Deutschland förderte, für alle Ewigkeit mit dem Fluche des ganzen deutschen Volkes belastet sein.

Und die österreichisch-deutschen Völker, sie würden mit dem Siege Napoleons über Deutschland die Beute der Slaven in Oesterreich werden. Der Sieg Napoleons über Deutschland kann kein bleibender sein, ohne daß er rings um Deutschland herum allen möglichen Feinden Deutschlands einen Theil der Kette in die Hand gibt, an der das besiegte Deutschland für alle Zukunft in Fesseln liegen müßte.

Ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Deutschland würde eine Selbstvernichtung der österreichisch-deutschen Völkerschaften und auch des österreichisch-deutschen Staatslebens, eine Selbstentsagung der Habsburger auf alle Ehre und alle Zukunft sein.

Italien?

Was kann ihm Napoleon bieten? Rom? Za, unter der Bedingung, daß Italien selbst Wache steht am Fuße des römischen Stuhls. Erst nachdem die Unfehlbarkeit des Papstes gereitet, tritt Napoleon aus Rom zurück. Hat Italien Lust, die Wache in Rom für Napoleon zu übernehmen, die Unfehlbarkeit des Papstes für den corsischen Cäsarismus zu schützen?

Sicher denkt daran in Italien Niemand, außer etwa dem Könige und den gewissenlosen Spielern, die heute dem Cäsar die Hand bieten, wenn sie es überhaupt thun. —

Das Volk in Italien, es hat keinen, auch nicht den entferntesten Grund, sich in einen Krieg mit Deutschland hineindrängen zu lassen, um den Thron — des Cäsars in Paris, den Stuhl des Papstes in Rom für neue Menschenleben sicher zu stellen.

Wir sehen in der Hast, mit der Napoleon Alles ausbietet, Bundesgenossen zu finden, ein Zeichen seiner Schwäche. Wir sehen ein gleiches Zeichen in der Beseitigung von Paris, die jetzt mit Eifer betrieben wird. Wir sehen abermals ein solches vor Allem in der Lüge, die zu klar in allen öffentlichen Akten des Kaisers herrscht, und die — nur kurze Tage diejenigen täuschen wird, die zu täuschen der Cäsar für nothwendig hält, und ohne deren Täuschung er zusammenbrechen muß.

Digitized by Google

Was in der Lüge gezeugt, geboren, geschaffen — wird in der Lüge zu Grunde gehen. —

9.

Und so sagen wir heute von unserm „Schan-in's-Land“ herab:

„B'hüt di Gott, du gutes, braves, ehrenhaftes, tapferes deutsches Volk in deinem Kampfe gegen den Lügengeist des corsischen Cäsarismus!“

Und wir hören, hier oben auf unserer Warte, von allen Seiten her, über Gebirge und Meere herüber, millionenfaches Echo:

„B'hüt di Gott, du deutsches Volk!“

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 86.)

XVI.

Helene hatte, bald nachdem sie Insarow's Bekanntschaft gemacht, ein Tagebuch (zum fünften oder sechsten Male) begonnen. Folgendes sind Bruchstücke aus demselben:

Juni: . . . . Andrei Petrowitsch bringt mir Bücher, ich kann sie aber nicht lesen. Es ihm zu sagen — schäme ich mich; ihm die Bücher zurückgeben, ihn hintergehen, ihm sagen ich hätte sie gelesen — ich mag es nicht. Es könnte ihn betrüben. Er achtet sehr auf mich. Er scheint sehr an mir zu hängen. Ein sehr braver Mensch, Andrei Petrowitsch! . . . . Was will ich denn? Warum ist mir das Herz so schwer, warum möchte ich verschmachten? Warum befällt mich Neid, wenn ich die Vögel vorüberfliegen sehe? Mich dünkt, ich möchte mit ihnen davonfliegen, davon — wohin? Ich weiß nicht, aber fort, weit fort von hier. Ist dieser Wunsch aber nicht sündhaft! Ich habe hier Vater, Mutter und die Meinigen. Liebe ich sie denn nicht? Nein, ich liebe sie nicht so, wie ich sie lieben möchte. Es kommt schwer über meine Lippen, ist aber doch wahr. Ich bin vielleicht eine große Sünderin, vielleicht ist das der Grund, daß ich so traurig bin, daß ich keine Ruhe finde. Es liegt wie eine Hand auf mir, die mich drückt. Ich bin wie in einem Gefängniß; es ist mir, als müßten die Wände jeden Augenblick über mir zusammenstürzen. Warum haben Andere mich dies Gefühl? Wen soll ich denn lieben, wenn mich die Meinigen fast lassen? Mein Vater muß doch wohl Recht haben, wenn er mir vorwirft, ich liebe nur Hunde und Katzen. Darüber muß ich nachdenken. Ich bete selten, ich muß beten . . . . Doch mir scheint, ich könnte dennoch lieben.

. . . . Ich bin immer noch scheu gegen Herrn Insarow. Ich weiß nicht, weßhalb; ich bin doch kein Kind mehr und er so ist einfach und gut. Zuweilen ist sein Gesicht sehr ernsthaft. Es liegt ihm wahrscheinlich nichts an uns. Ich fühle es und mache mir ein Gewissen daraus, ihm seine Zeit zu rauben. Andrei Petrowitsch — das ist etwas Anderes. Mit ihm könnte ich den ganzen Tag verplaudern. Und er spricht auch nur von Insarow. Und was für schreckliche Sachen! Ich habe ihn diese Nacht mit einem Dolche in der Hand im Traume gesehen. Und er schien zu mir zu sagen: Ich werde Dich umbringen, ich werde mich umbringen! Was für Dummheiten!

. . . . Oh, wenn mir doch Jemand sagte: Dies mußt Du thun! Gut sein — ist wenig; Gutes thun . . . . ja, das ist die Hauptsache im Leben. Wie aber soll man das Gute thun? Oh, könnte ich mich doch selbst erfassen! Ich begreife nicht, warum Herr Insarow mir so oft in den Sinn kommt. Wenn er dachte, aufmerksam zuhört und dabei so ruhig ist, so natürlich; sehe ich ihn an und mir ist wohl — und weiter nichts; ist er fortgegangen, dann kommen mir bestündig seine Worte in's Gedächtniß, und ich ärgere mich über mich selbst und gerathe in Aufregung . . . . weiß selbst nicht worüber. (Er spricht schlecht französisch und schämt sich dessen nicht, das gefällt mir.) Uebrigens geben mir neue Gesichter immer viel zu denken. Als ich mich mit ihm unterhielt, fiel mir unser Diener Wassili ein, der aus einem brennenden Bauerhause einen fußlahmen Alten rettete und seit selbst dabei umgekommen wäre. Papa nannte ihn einen braven Kerl, Mama schrollte ihm sind Andrei und mich wurhelte die Luft an, ihm zu Füßen zu fallen. Er hatte übrigens ein einfaches, sogar dummes Gesicht und ist später Säufer geworden.

. . . . Ich gab heute einer Bettlerin einen Groschen und sie fragte mich: Warum bist Du so betrübt? Ich vermuthete gar nicht, daß ich ein betrübtes Gesicht hätte. Ich glaube, es kommt daher, daß ich allein, immer allein bin, mit Allem, was an mir Gutes, mit Allem, was an mir Schlechtes ist. Es ist Niemand, der mir die Hand reicht. Wer sich mir nähert, den brauche ich nicht; und wen ich möchte . . . . der geht vorüber.

. . . . Ich weiß nicht, was heute in mir vorgeht; mein Kopf ist verwirrt, ich möchte in die Kniee sinken und beten und um Gnade flehen. Es ist mir, als schläge man mich todt, wer? wie? ich weiß es nicht! In meinem Innern schreie ich auf und bin in Verzweiflung; ich weine und kann die Thränen nicht zurückhalten . . . . Mein Gott! mein Gott! beständige diese Ausbrüche meines Innern! Du allein kannst es, alles Andere ist ohnmächtig! Beweise meine mildthätigen Gaben, noch meine Arbeiten, nichts, nichts kann mir helfen. Wäre ich irgendwo Dienstmädchen, wahrhaftig, mir wäre besser. — Wozu gibt es eine Jugend, warum habe ich ein Leben, eine Seele, wozu das Alles?

. . . . Insarow, Herr Insarow, — ich weiß wirklich nicht, wie ich das schreiben soll, — hört nicht auf, mich zu interessiren. Ich möchte erfahren, was er auf der Seele hat. Er scheint so offen, so jugendlich zu sein, und doch ist mir Alles verschlossen. Zuweilen blickt er mich mit forschendem Blicke an . . . . oder ist das nur Einbildung von mir? Paul reist mich beständig — ich bin böse auf Paul. Was will er? Er ist in mich verliebt, ... ich brauche aber keine Liebe nicht. Auch in Jot ist er verliebt. Ich bin ungerecht gegen ihn; er sagte gestern zu mir, ich wäre nicht im Stande, nur halb ungerecht zu sein, ... wahr. Das ist aber sehr schlecht von mir.

Ach, ich fühle es, es bedarf der Mensch des Unglücks, oder der Armuth, oder der Krankheit, sonst vergißt er sich leicht.

. . . . Warum hat mir heute Andrei Petrowitsch von jenen zwei Bulgaren erzählt? Es scheint, er hat es absichtlich gethan. Was geht mich Herr Insarow an? Ich bin Andrei Petrowitsch böse.

. . . . Ich ergreife die Feder und weiß nicht wie ich beginnen soll. Wie unerwartet redete er mich heute im Garten an! Wie war er freundlich und zutraulich! Wie das schnell gekommen ist! Als wären wir a'le, alle Bekannte und hätten uns eben erst wieder erkannt. Wie war es mir möglich, ihn bis heute nicht zu verstehen! Wie nahe steht er mir jetzt! Und merkwürdig ist's dabei, daß ich jetzt bedeutend ruhiger geworden bin. Es kommt mir lächerlich vor: gestern war ich auf Andrei Petrowitsch böse, auf ihn, ich nannte ihn sogar Herr Insarow und heute . . . . Da ist doch endlich ein wahrheitsliebender Mensch, auf ihn kann man sich verlassen. Dieser lügt nicht; das ist der erste Mensch, den ich treffe, der nicht lügt; alle Uebrigen lügen; Alles lügt. Andrei Petrowitsch, Lieber, Guter, warum thue ich Ihnen Unrecht? Nein! Andrei Petrowitsch ist vielleicht gelehrter als er, vielleicht auch klüger . . . . Ich weiß nicht, er ist aber so klein im Vergleich zu ihm. Neben jener von seinem Vaterlande spricht, wird er groß und immer größer und sein Gesicht wird schön und die Stimme wie Stahl, und es gibt dann sicher keinen Menschen auf der Welt, vor welchem er den Blick zu Boden senkte. Und es sind nicht bloße Worte — es liegen Thaten hinter ihm und Thaten rufen ihn. Ich werde ihn darum fragen . . . Wie er sich plötzlich nach mir umwandte und lächelte . . . . Nur ein Bruder kann so lächeln. Ach, wie bin ich zufrieden! Als er das erste Mal zu uns kam, glaubte ich durchaus nicht, daß wir so bald bekannt werden könnten. Jetzt denke ich mit Vergnügen daran, daß ich das erste Mal gleichgiltig geblieben bin . . . . Gleichgiltig? Wäre ich denn jetzt nicht gleichgiltig?

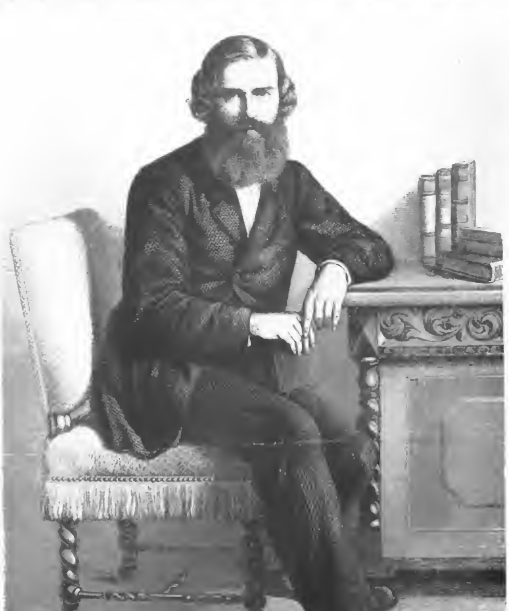
. . . . Schon längst habe ich keine solche innere Ruhe gefühlt. Es ist so still, so still in mir. Ich habe nichts aufzuschreiben. Ich sehe ihn oft. Das ist Alles. Was gäbe es da noch aufzuschreiben?

. . . . Paul hat sich eingeschlossen; Andrei Petrowitsch besucht uns seltener . . . . der Arme! Mir scheint er . . . . Doch mein es kann nicht sein. Ich liebe Andrei Petrowitsch's Unterhaltung. Niemals über sich selbst spricht er, immer nur von wichtigen, nützlichen Dingen. Nicht so Schubin. Schubin ist zierlich wie ein Schmetterling, und freut sich seiner Zierlichkeit! das thun Schmetterlinge nicht. Uebrigens, sowohl Schubin als Andrei Petrowitsch . . . . ja, ich weiß, was ich sagen will.

Digitized by Google

Ihm gefällt's, zu uns zu kommen, das ſehe ich. Warum aber? Was hat er an mir gefunden? Es iſt allerdings wahr, wir haben gleichen Geſchmack: er und ich, wir mögen Beide nicht Gedichte, verſtehen Beide nichts von Kunſt. Doch um wie viel iſt er beſſer als ich! Er iſt geſetzt und ich bin in ewiger Aufregung; er hat eine Bahn vor ſich, ein Ziel — ich aber, wohin führt mein Pfad? Wo iſt mein Neſt? Er iſt ruhig, aber alle ſeine Gedanken ſchweifen in die Ferne. Es wird einſt Zeit kommen, und er wird uns auf immer verlaſſen, wird in ſeine Heimath zurückkehren, dahin, über das Meer. Nun, Gott geleite ihn! Ich werde mich immer freuen, ihn gekannt zu haben, ſo lange er hier weilte.

Warum iſt er nicht Ruſſe? Nein, er könnte nicht Ruſſe ſein. Mama hat ihn auch lieb; ſie ſagt: Ein beſcheidener Menſch. Gute Mama! Sie verſteht ihn nicht. Paul ſchweigt, er hat es



Abdruck d. Stahl.

bemerkt, daß mir ſeine Anſpielungen unangenehm ſind, aber er iſt eiferſüchtig auf ihn. Der böſe Junge! Und was für ein Recht hat er dazu? Habe ich wohl jemals ....

Das iſt Alles Unſinn! Warum kommt mir alles dies in den Sinn? —

.... Es iſt aber doch ſonderbar, daß ich bis jetzt, bis zu meinem zwanzigſten Jahre, Niemand geliebt habe! Mir ſcheint, D.'s Seele (ich will ihn immer D. nennen, mir gefällt der Name Dmitri) iſt darum ſo klar, weil er ſich ganz ſeiner Sache, ſeiner Idee hingegeben hat. Weßhalb ſollte er unruhig ſein? Wer ſich ganz .... ganz .... ganz ... hingegeben hat, hat wenig Sorge, braucht für Nichts einzuſtehn. Nicht ich bin es, der da will, die Sache will es. Er und ich, wir lieben auch dieſelben Blumen. Ich pflückte heute eine Roſe .... Ein Blatt fiel zu Boden, er hob es auf ...

Digitized by Google

Ein Selbstmordversuch. Scene aus dem dreißigjährigen Kriege von Oberst.

Ich gab ihm die ganze Rose. . . . . Seit einiger Zeit habe ich sonderbare Träume. Was das wohl bedeuten mag?

. . . . D. kommt oft zu uns. Gestern blieb er den ganzen Abend. Er will mir Unterricht im Bulgarischen geben. Mir ihm ist mir wohl, wie zu Hause. Besser als zu Hause.

. . . . Die Tage fliehen . . . . Mir ist so wohl und zugleich so unbestimmt bange um's Herz; es treibt mich Gott zu danken und Thränen sind mir nahe! O wonnige, süße Tage!

. . . . Es ist mir noch wie vor leicht um's Herz und nur selten, selten ein wenig betrübt. Ich bin glücklich. Bin ich glücklich?

. . . . Die gestrige Aufregung wurde ich lange nicht vergessen. Was für eigenthümliche, neue, schreckliche Eindrücke! Als er plötzlich jenen Riesen packte und wie einen Ball in's Wasser schleuderte, war ich nicht erschrocken, er aber flößte mir Schrecken ein. Und dann — welch ein unheildrohendes, fast grausames Gesicht! Als er sagte: Er wird schon herauskommen! das zerriß mir das Innere. Ich habe ihn also nicht verstanden! Und dann, als Alle lachten, wie schmerzte es mich um ihn! Er schämte sich, ich fühlte es, er schämte sich vor mir. Er hat es mir nachher in der Kutsche gestanden, als es dunkel war und ich seine Gestalt betrachtete und mich vor ihm fürchtete. Ja, mit ihm läßt sich nicht scherzen, und er verträgt, sich Jemandes anzuehmen. Wozu aber die Wuth, die zuckenden Lippen, das Gift in den Blicken? Oder, vielleicht geht es anders nicht? Vielleicht kann man nicht Mann und Kämpfer und dabei zugleich sanft und weich sein? Das Leben ist ein rauhes Ding, sagte er neulich zu mir. Ich wiederhorte dieses Wort vor Andrei Petrowitsch; er war nicht derselben Meinung wie D. Wer von Beiden hat Recht? Und wie schön hatte dieser Tag begonnen! Wie wohl war mir an seiner Seite, auch wenn wir nichts sprechen . . . . Ich bin aber doch froh über den Vorfall. Es mußte so kommen.

. . . . Wieder Unruhe . . . . Ich bin nicht ganz wohl.

. . . . Ich habe in all diesen Tagen nichts hier hineingeschrieben, weil ich nicht schreiben mochte. Ich fühlte, daß, was ich auch schriebe, das nicht sei, was mir auf der Seele liegt . . . . Was ist's denn, was mir auf der Seele liegt? Ich hatte mit ihm eine lange Unterhaltung, die mich über Vieles aufklärte. Er theilte mir seine Pläne mit. (Jetzt weiß ich auch, woher die Narbe am Hasse . . . . Mein Gott! wenn ich denke, daß er schon zum Tode verurtheilt gewesen ist, daß er nur mit genauer Noth entkam, verwundet wurde . . .) Er sieht Krieg kommen und freut sich darauf. Und bei alledem sah ich D. noch nie so traurig. Worüber kann er . . . . er! . . . sich betrüben? Papa kehrte aus der Stadt zurück, traf uns Beide und blickte uns ganz sonderbar an. Andrei Petrowitsch war bei uns. Ich bemerkte, daß er sehr mager und bleich war. Er machte mir Vorwürfe, als verfahre ich gar zu kalt und nachlässig gegen Schubin. Ich hatte Paul ganz vergessen. Wenn ich ihn sehe, will ich mein Unrecht wieder gut machen. Jetzt ist mir's nicht um ihn . . . . ist mir's um Niemand auf der Welt zu thun. Andrei Petrowitsch sprach mit mir wie in einer Art Mitleid. Was soll das Alles bedeuten? Warum ist es so finster um mich her und in meinem Innern? Mich dünkt, um mich her und in mir selbst geht ein Räthsel vor; das Wort muß gefunden werden . . . .

. . . . Ich habe diese Nacht nicht geschlafen; mein Kopf schmerzt. Wozu schreiben? Er ist heute so schnell fortgegangen und ich hätte doch so gern mit ihm gesprochen . . . . Er scheint mich zu vermeiden. Ja, er vermeidet mich . . . . Das Wort ist gefunden, ein Licht ist mir aufgegangen! Mein Gott! erbarme dich meiner . . . . Ich liebe!

XVII.

An demselben Tage, als Helene jenes tehte, verhängnißvolle Wort in ihr Tagebuch schrieb, saß Insarow auf Berßenjew's Zimmer und Letzterer stand mit dem Ausdruck des Erstaunens auf dem Gesichte vor ihm. Insarow hatte ihm soeben seinen Entschluß nach Moskau zurückzukehren mitgetheilt.

„Aber ich bitte Sie," rief Berßenjew, „jetzt beginnt die schönste Zeit. Was werden Sie in Moskau anfangen? Was für ein plötzlicher Einfall!! Oder hätten Sie vielleicht irgend eine Nachricht erhalten?"

„Ich habe keinerlei Nachricht erhalten," erwiederte Insarow, — „kann aber, meinen Grundsätzen nach, nicht mehr hier bleiben."

„Aber wie ist es möglich? . . . ."

„Andrei Petrowitsch," sagte Insarow, „haben Sie die Güte, deingen Sie nicht weiter in mich, ich bitte Sie. Mir selbst fällt es schwe , von Ihnen zu scheiden, doch läßt sich daran nichts ändern."

Berßenjew blickte ihn fest an.

„Ich weiß," sagte er darauf, „Sie sind nicht zu überreden. So ist's also abgemacht?"

„Durchaus abgemacht," entgegnete Insarow, stand auf und entfernte sich.

Berßenjew ging ein paar Mal durch das Zimmer, nahm seinen Hut und begab sich zu Stachow's.

„Sie haben mir etwas mitzutheilen?" sagte Helene zu ihm, sobald sie allein waren.

„Ja; woraus haben Sie es errathen?"

„Das ist einerlei. Reden Sie, was ist's?"

Berßenjew theilte ihr Insarow's Entschluß mit.

Helene erbleichte.

„Was hat das zu bedeuten?" brachte sie mit Mühe heraus.

„Sie wissen," sagte Berßenjew, — „daß Dmitri Nikanorowitsch über seine Handlungen Rechenschaft zu geben nicht liebt. Ich glaube aber . . . . Setzen wir uns, Helene Nikolajewna, Sie scheinen nicht ganz wohl zu sein . . . . Ich glaube den wahren Grund seiner plötzlichen Abreise errathen zu können."

„Was, was ist der Grund?" wiederholte Helene, indem sie Berßenjew's Hand, ohne es selbst zu bemerken, heftig in ihren erstarrten Händen preßte.

„Ja, sehen Sie," begann Berßenjew mit traurigem Lächeln — „wie erklärte ich Ihnen das denn gleich? Ich muß wohl vom Frühlinge, von jener Zeit, als ich mit Insarow näher bekannt wurde, beginnen. Ich teuf mit ihm damals in dem Hause eines Verwandten zusammen; dieser Verwandte hatte eine Tochter, ein sehr hübsches Mädchen. Ich glaubte zu bemerken, daß Insarow nicht gleichgiltig gegen sie war und sagte es ihm. Er lachte und gab mir zur Antwort, ich wäre im Irrthum, sein Herz sei unversehrt, und wenn sich je etwad der Art mit ihm ereignete, so würde er auf der Stelle fortreisen, denn er wolle nicht — das waren seine eigenen Worte — um Befriedigung eines persönlichen Empfindens willen untreu werden an seinem Vorhaben und an seiner Pflicht. Ich bin Bulgare, sagte er, ich kann keine russische Liebe brauchen."

„Nun . . . . und was . . . . glauben Sie jetzt . . . ." sagte Helene leise und mit abgewandtem Kopfe, wie Jemand, der den Todesstreich erwartet, doch ohne Berßenjew's Hand aus der ihrigen zu lassen.

„Ich glaube," äußerte er mit gedämpftem Ton, — „ich glaube, es ist jetzt das eingetroffen, was ich damals bloß vermuthete."

„Das heißt . . . . Sie glauben . . . . quälen Sie mich nicht!" stieß plötzlich Helena aus.

„Ich glaube," vollendete hastig Berßenjew, — „Insarow hat jetzt ein russisches Mädchen liebgewonnen, und, seinem Gelübde treu, den Entschluß gefaßt, zu entfliehen."

Helene preßte seine Hand noch fester zusammen und beugte noch tiefer ihren Kopf, als wollte sie ihr plötzliche Röthe, die Gesicht und Hals überzogen hatte, dem Auge eines Fremden entziehen.

„Andrei Petrowitsch, Sie sind gut wie ein Engel," sagte sie. — „Er wird aber doch noch kommen, um Abschied zu nehmen?"

„Ja, ich denke, er wird gewiß kommen, denn er wird doch nicht fortgehen wollen . . . ."

„Sagen Sie ihm," sagen Sie . . . ."

Doch das junge Mädchen trug es länger nicht: Thränen stürzten aus ihren Augen, sie lief zum Zimmer hinaus.

„So also liebt sie ihn," dachte Berßenjew, als er langsam nach Hause zurückkehrte. „Das hatte ich nicht erwartet, ich hatte nicht erwartet, daß es so weit sei! Ich sei gut, hat sie gesagt," fuhr er in seinen Betrachtungen fort. . . . „Aber kann denn sagen, aus welchen Gefühlen und Regungen ich das alles Helenen mittheilte? Aus Güte geschah es nicht! Immer das verdammte Verlangen nach Klarheit, der Drang, sich zu vergewissern, ob der Dolch wirklich in der Wunde steckt. Ich darf zufrieden sein, sie lieben einander und ich habe ihnen geholfen . . . . Einen künftigen Vermittler zwischen der Wissenschaft und dem russischen Publikum nennt mich Schubin; es scheint sei meiner Geburt meine Bestimmung gewesen zu sein, den Vermittler zu machen. Aber wenn ich mich täuschte? Nein, ich habe mich nicht getäuscht . . . ."

Bitter war es Andrei Petrowitsch zu Muthe, und Raumer wollte ihm nicht in den Kopf.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr, erschien Insarow bei Stachow's. Der Zufall wollte, daß gerade in diesem Augenblicke in Anna Wassiljewna's Gastzimmer Besuch war. Es saß dort die Frau eines Gesitlichen und der Nachbarschaft, eine sehr beawe und achtbare Person, die aber mit der Polizei ein wenig in Conflikt gerathen war, weil sie den Einfall gehabt hatte, sich bei der großen Hitze im Teiche am Wege zu baden, wo die Familie eines wichtigen Generals vorüberzufahren pflegte. Die Anwesenheit einer fremden

Digitized by Google

Person war anfangs Helena willkommen, die ganz bleich geworden war, als sie Jußarow's Schritte vernahm; doch drückte der Gedanke, er könne sich verabschieden, ohne mit ihr unter vier Augen gesprochen zu haben, ihr das Herz ab. Er selbst schien verwirrt und mied ihren Blicken aus. „Wird er denn wirklich gleich Abschied nehmen?“ dachte Helene. Jußarow machte in der That Miene, sich zu Anna Wassiljewna zu wenden, Helene erhob sich rasch und lief ihm auf die Seite an's Fenster. Die Frau des Geistlichen war verwundert und versuchte sich umzuwenden; sie war aber so fest geschnürt, daß ihre Schnürbrust bei jeder Bewegung des Körpers knackte. Sie blieb also ruhig sitzen.

„Hören Sie,“ sagte Helene eilig, „ich weiß, weshalb Sie gekommen sind; Andrei Petrowitsch hat mir Ihren Entschluß mitgetheilt, ich bitte Sie aber, ich flehe Sie an, nicht heute Abschied von uns zu nehmen, sondern morgen, etwas früher, um elf Uhr, herzukommen. Ich muß Ihnen ein paar Worte sagen.“

Jußarow beugte schweigend den Kopf.

„Ich werde Sie nicht aufhalten .... Versprechen Sie das?“

Jußarow verbeugte sich wieder, sagte aber nichts.

„Lenotschka, komm her,“ sagte Anna Wassiljewna, „sieh doch, was für einen wundervollen Strickbeutel die Frau Pfarrerin hat.“

„Ich habe ihn selbst genäht,“ setzte die Dame hinzu.

Helene verließ das Fenster.

Jußarow blieb nur eine Viertelstunde bei Stachow's. Helene betrachtete ihn insgeheim. Er war verlegen, wußte nicht, wohin er blicken sollte und entfernte sich auf sonderbare Art .... so plötzlich; er verschwand gleichsam.

Langsam verging dieser Tag für Helene; noch langsamer schlich die lange, lange Nacht dahin. Bald saß Helene auf ihrem Bette und hatte die Knie mit ihren Armen umschlungen und den Kopf auf dieselben gelegt, bald trat sie an's Fenster und preßte die heiße Stirn an das kalte Glas, und dachte und dachte bis zur Erschöpfung denselben und immer denselben Gedanken. Ihr Herz war zu Stein geworden, war aus der Brust förmlich verschwunden; sie fühlte es nicht mehr; aber im Kopfe pochten heftig die Adern, das Haar brannte ihr, die Lippen waren trocken. „Er wird kommen .... er hat nicht Abschied genommen von Mama .... er wird uns nicht täuschen .... Hat Andrei Petrowitsch die Wahrheit gesagt? Es kann nicht sein .... Mit Worten hat er nicht versprochen zu kommen .... Verläßt er mich denn auf immer?“ Das waren die Gedanken, die nicht von ihr wichen; .... sie gingen nicht und kamen nicht — sie wogten aber beständig in ihr wie ein Nebel. „Er liebt mich!“ zuckte es plötzlich durch alle ihre Glieder und starr blickte sie hinaus in die Finsterniß; zuweilen lächelten, Niemandem sichtbar, öffneten sich ihre Lippen .... sie schreckte es aber sogleich hinweg, warf die gefalteten Hände in den Nacken und wiederum, wie ein Nebel, begannen die Gedanken den alten Reigen. Gegen Morgen entschleiche sie sich und ging zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Die ersten feurigen Strahlen der Sonne fielen in ihr Zimmer .... „O, wenn er mich liebt!“ rief sie plötzlich, und ohne Scheu vor dem sich über sie ergießenden Lichte, breitete sie ihre Arme aus ....

Sie erhob sich von ihrem Lager, warf sich in ihr Kleider und ging hinunter. Es war noch Niemand im Hause wach. Sie begab sich in den Garten. Dort aber war es so still, so grün und feisch, die Vögel zwitscherten so zutraulich, die Blumen streckten so freudig ihre Kronen empor, daß ihr unheimlich wurde. „Oh,“ dachte sie, „ist's wahr, so ist kein Grashalm glücklicher als ich; ist's aber wahr?“ Sie kehrte auf ihr Zimmer zurück und nur um sich die Zeit zu vertreiben begann sie ihren Anzug zu wechseln. Es fiel und glitt ihr aber Alles aus den Händen, und sie saß noch halb entkleidet vor ihrem Toilettespiegel, als sie zum Thee herabgerufen wurde. Sie begab sich hinunter. Die Mutter bemerkte ihr bleiches Aussehen, sagte aber blos: „Wie bist Du heute interessant,“ und nachdem sie einen Blick auf sie geworfen, setzte sie hinzu: „Dieses Kleid steht Dir sehr gut; ziehe es jedes Mal an, wenn Du Jemandem zu gefallen wünschest.“ Helene antwortete nichts und setzte sich in einen Winkel. Es schlug unterdessen neun Uhr; noch zwei Stunden bis eilf. Helene nahm ein Buch vor, dann eine Handarbeit, dann wieder das Buch; dann nahm sie sich vor, hundert Mal eine Allee auf und abzugehen und führte es aus; dann schaute sie lange Anna Wassiljewna zu, als diese Patience auslegte .... sie blickte auf die Uhr — es war noch nicht zehn. Schubin kam in's Gastzimmer. Sie versuchte mit ihm zu sprechen und entschuldigte sich bei ihm, sie wußte selbst nicht worüber .... Jedes Wort, das sie sprach, sollte ihr nicht etwa Mühe, aber setzte sie selbst in Erstaunen. Schubin beugte sich zu ihr nieder. Sie erwartete eine Neckerei, hob die Augen auf und sah vor sich ein betrübtes und wohlwollendes Gesicht .... Sie lächelte diesem Gesicht entgegen. Schubin gab das Lächeln zurück und entfernte sich schweigend und still. Sie wollte ihn zurückhalten, wußte jedoch nicht gleich wie ihn rufen. Endlich schlug es eilf Uhr. Sie begann zu warten, zu warten, zu warten und zu lauschen. Sie war nicht mehr im Stande, etwas zu thun; sie hörte auf zu denken. Ihr Herz war wieder erwacht, es fing an lauter und lauter zu pochen und sonderbar! die Zeit schien rascher zu verstreichen. Eine Viertelstunde war vergangen, eine halbe Stunde, dann noch einige Minuten, wie es Helene schien, und plötzlich fuhr sie zusammen: die Uhr hatte nicht gepfiffen, sie hatte eins geschlagen. „Er wird nicht kommen, er wird ohne Abschied abreisen!“ .... Dieser Gedanke stieg ihr mit dem Blute zu Kopfe. Sie fühlte, daß ihr der Athem ausging, daß sie sogleich in Thränen ausbrechen werde .... Sie lief auf ihr Zimmer und fiel, das Gesicht in die gefalteten Hände gedrückt, auf ihr Bett.

Eine halbe Stunde lag sie unbeweglich; zwischen den Fingern hindurch rannen ihre Thränen auf das Kissen. Auf einmal richtete sie sich auf und setzte sich hin; es war etwas Sonderbares in ihr vorgegangen; ihr Gesicht hatte sich verändert, die feuchten Augen wurden von selbst trocken und bekamen den früheren Glanz wieder, die Brauen traten vor, die Lippen preßten sich zusammen. Noch eine halbe Stunde war verflossen. Helene neigte zum letzten Mal das Ohr, ob nicht eine bekannte Stimme an dasselbe gelangen werde. Sie stand auf, setzte den Hut auf, zog die Hausschuhe an, warf eine Mantille über die Schulter und schlich sich aus dem Hause. Eiligen Schrittes schlug sie den Weg zu Bertzenjew's Wohnung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von Georg Hiltl.

(Fortsetzung von S. 88.)

6.

Das Nachtlager des Königs.

Zwei große eiserne Kohlenkörbe, auf die Terrasse von Kealbournhouse gestellt, mit Harz und Pechstücken gefüllt, welche dann angezündet worden waren, verbreiteten ihren Glanz über die Landstraße, die sich von Playden und Guddensford her dicht an der Terrasse von Kealbournhouse hinwand. Auf der Terrasse selbst standen Sir John Pendergraß und seine Tochter Ella, hinter ihnen der alte Aron und ein zweiter Diener. Die Nacht war schon längst angebrochen, der Mond aufgegangen und die Nebel zogen durch den Fichtenwald. Sir John Pendergraß' Herz klopfte gewaltig. Obwohl der Edelmann muthig und unverzagt war, ersahen ihm seine Lage doch immerhin gefährlich und drohend. Wenn er sich auch sagte, daß die Verschworenen, als deren Genosse Porter ihn bezeichnen wollte, selbst einsehen mußten, wie verdächtig Pendergraß sich machen würde, verließe er sein Schloß während der Anwesenheit des Königs, so konnte Sir John andererseits doch die Ueberzeugtheit einiger Theilnehmer der Verschwörung, die ihm gerathen haben würden: Alles dem gegebenen Worte zu opfern — deren Mißtrauen ihn aber vielleicht auch als einen Feind oder Spion des Unternehmens bezeichnen konnte. Pendergraß hatte eine heftige Scene zu fürchten. Er besorgte, man werde ihm nicht glauben, daß der König sich so plötzlich bei ihm habe anmelden lassen — und in der That konnte es verdächtig scheinen, denn Henry war unmittelbar nach Porters Abreise erschienen. Außerdem konnte Sir Pendergraß sich nicht ableugnen, daß die bevorstehende Ankunft des Königs ihn sehr erregte. Er bekand sich dem Könige gegenüber, dem Feinde des Regenten, dem er selbst anhing, in einer wunderlichen Lage. Er sollte den Mann gastfreundlich aufnehmen, den er gern aus England verbrieben gesehen hätte, er sollte ihn bewohren vor Schaden, den er am liebsten als Kriegsgefangenen der Jakobiten erblicken mochte — und doch durfte

Digitized by Google

er Nichts gegen Den wagen, der voll Vertrauen in seine Redlichkeit gerade das Haus eines katholischen Jakobiten erwählte, um zu zeigen, daß er die papistisch gesinnten Edelleute für eben so redlich halte als die protestantischen. — Sir Pendergraß hatte jeden großen Empfang vermieden. Nach der Bestimmung des Königs wollte dieser nur ganz allein, ganz einfach erscheinen, also verbot sich jede besondere Feierlichkeit von selbst. Als die zehnte Stunde vom Thurme zu Playden summte, hörten Pendergraß und die Seinen ein lebhaftes Geräusch auf der Landstraße. Wagen rasselten, Pferde stampften, Fackellicht glänzte durch die Zweige — der Zug des Königs nahte. Voran die Leibgarde, dann der offene Wagen des Königs, dann eine Menge Lords und Herrn zu Pferde. Pendergraß erbebte, seine Lippen zitterten, er hatte geglaubt, der König werde ganz allein erscheinen, er fürchtete, so manchen Feind, aber auch so manchen verlogenen Freund zu erblicken, bei welchem er als ein Zweifelhafter erscheinen mußte. Rasselnd sprengte Henry Hobbart an der Spitze der Gardisten vor die Auffahrt. „Halt! Rechts geschwenkt! Theilt Euch!“ tönte das Commando. Die Reiter trennten sich und bildeten eine Gasse, durch welche des Königs Wagen fuhr, hinter demselben hielten die Lords, gespannten Blickes Sir John Pendergraß betrachtend, der mit Ella an der Hand von der Terrasse niederstieg, den König zu empfangen.

Wilhelm war aus dem Wagen gestiegen, er schritt auf Pendergraß zu und reichte ihm die Hand. „Sir John Pendergraß,“ sagte er; „ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe, aber es schien mir geboten, Euch um ein Quartier anzugehen, weil man mir nachsagt, ich meide die Häuser meiner katholischen Edelleute.“

Pendergraß hielt des Königs Hand in der seinigen. Er zitterte merklich. „Majestät,“ sagte er, „ich bin ergriffen und gerührt von diesem Beweise des Vertrauens.“ Er fühlte seine Festigkeit wiederkehren und fuhr mit starker Stimme fort: „Ich darf dieses Vertrauen um so höher schätzen, als meine Gesinnung hinlänglich bekannt ist. Ich füge mich dem Gesetze, der bestehenden Gewalt, der herrschenden Kirche — aber ich bin nichtsdestoweniger ein treuer Anhänger meines vertriebenen Herrn Königs Jakob Stuarts, ich bin ein eifriger Bekenner der römisch-katholischen Glaubens an die allein selig machende Kirche — aber dennoch heiße ich Euere Majestät bei mir willkommen.“

Es ließ sich aus den Reihen der Lords ein mißbilligendes Gemurmel hören. Der König wendete sich unwillig um. „Ruhig — ruhig, meine Lords,“ sagte er. „Sir Pendergraß hat recht gethan, sich also offen und frei vor allen Zeugen auszusprechen. Doch, bester Sir,“ wendete er sich zu Sir John, „Ihr irrt in einer Sache. Ihr scheint zu glauben, ich wolle Euch von Euren Grundsätzen abwendig machen, indem ich zu Euch komme — nein, nein; Ihr sollt Euren Glauben, Eure Treue behalten, und wenn Ihr Euch dem Gesetze fügt, das nicht ich allein, das auch Englands Wol durch seine Parlamente mit mir zusammen machte, dann werdet Ihr mir nicht minder willkommen sein, als meine besten Anhänger. Ich komme deshalb zu Euch, weil die Leute mir kleinliche Gereiztheit zutrauen — ich bin gewiß: ich kann bei dem Edelmanne Sir Pendergraß sicher ruhen, also: Gute Nacht, meine Lords und Herren — gute Nacht, meine braven Garden — Alles bleibt in Playden. Morgen um die achte Stunde wedet Ihr mich abholen, um die Reise nach Winchelsea fortzusetzen. Bis dahin bleibe Jeder fern vom Herrensitze Keatbourne-house, ich habe den besten Wächter an Sir Pendergraß.“

Die Lords, die Gardisten und alle Dienerschaft entfernten sich. Pendergraß und der König schritten über die Terrasse in den Saal des Erdgeschosses, wo bereits eine Tafel gedeckt war. Hier empfing Ella den Monarchen. Sie war, als die Unterredung begann, zurückgeeilt und neigte sich nun hocherröthend vor dem Könige.

„Ei — ei —“ rief der König, dem schönen Mädchen die Hand reichend, „das ist das Beste von Allem, Eure liebe Tochter — nicht wahr, Sir John?“

„Ja, Majestät,“ sagte Pendergraß. „Ich bitte, mit unserer Gesellschaft vorlieb zu nehmen — Majestät wollten allein sein, ich würde auf Ihren Wunsch sonst gern noch einige Herren bewirthet haben.“

„Vollkommen zufrieden, Sir John,“ rief der König. „Aber Miß — Miß —“

„Ella,“ sagte Pendergraß.

„Miß Ella wird mir gestatten, sie an den Tisch führen zu dürfen.“ Er reichte Ella seinen Arm und führte sie zu Tische. Pendergraß winkte den Dienern und das Mahl begann.

„Ihr seid ein strenger katholischer Christ, Sir Pendergraß,“ sagte der König. „Ich hoffe, Ihr lasset Euch nicht durch mich abhalten von dem, was bei Euch im Hause Brauch ist.“

Pendergraß neigte sich dankend. Er zog seine Mütze, auch der König entblößte sein Haupt. Nun sprach der Edelmann ein katholisches Tischgebet, einen Gruß an den Schutzpatron des Hauses. Ella betete ihm nach. Andächtig hörte der König dem Gebete zu — dann sagte er kräftig: Amen. Man begann zu essen. Der König war sehr lebhaft. Er erzählte von dem Empfang, der ihm in Kent zu Theil geworden, vielerlei kleine Anekdoten machten die Unterhaltung interessant; Ella betrachtete mit leuchtenden Blicken den König. Dicht neben dem großen bewunderten Helden seiner Zeit, dem unerschrockenen Kämpfer zu Lande und zur See konnte sie stehen, sie streifte die Hand, welche Kronen zerschmettert, Throne umgestürzt hatte, um sich neue Diademe und neue Königssitze zu schaffen und zu errichten. Sie hörte lustige und harmlose Dinge aus dem Munde, der Armeen gegen die mächtigsten Herrscher Europa's in Waffen rief und sie mit seinem Befehle lenkte, auf dessen Ruf sich das Meer mit furchtbar gewaffneten Schiffen bedeckte, an dessen Lippen die Blicke der Parlamentsglieder einer großen Nation erwartungsvoll hingen. Von dem Könige schweiften Ella's Gedanken zu George — der große König war bedroht durch den Mann, den sie liebte, eine schreckliche Angst verscheuchte die Freude, welche Ella empfand, sie gedachte der kommenden Stunden, sie wußte aus George's Munde, daß eine Unternehmung sich vorbereitete, daß ihr Vater derselben nicht fern stand — wenn diese Nacht zu einem Schlage gegen den arglosen König benutzt würde? — ihre Besorgniß wich einige Augenblicke, als sie des Versprechens Henry's gedachte. Wenn er kam, dann war der König sicher; sie war entschlossen, Henry so lange als möglich aufzuhalten — aber wird er, den der Befehl des Königs fern hielt, kommen? und wenn er kam, wenn der wilde George auf irgend eine Weise Nachricht von des Königs Anwesenheit erhielt, entspann sich dann nicht vielleicht eine schrecklichere Scene?

„Also ist es mir auf dieser Reise ergangen,“ schloß der König seine Erzählung. „Und ich habe am Schluß derselben nur ein merkwürdiges, mir unerklärliches Abenteuer erlebt — gar nicht weit von hier.“

„Und wo, Majestät?“ fragte Sir John.

„Dicht in der Nähe eines einsamen Wohnhauses auf dem Romney-Moore, das wie sie sagen, einem Manne Namens Hunt gehören soll.“

Ella sank vor Schrecken in den Sessel zurück — Pendergraß erbebte so heftig, daß das Trinkglas, welches er in der Hand hielt, gegen die Kannen klirrte.

„Und welcher Art war dieses Abenteuer, Majestät?“ fragte er.

„Ei nun, in den Blackmanstones sah ich zwei oder drei Personen in den Eebboden verschwinden.“

„Oh!“ machte Pendergraß unglaubig lächelnd.

Der König erzählte nun das Abenteuer — je weiter er kam in seinem Berichte, desto unruhiger wurde der Edelmann. Er wußte, daß Hunts Wohnung der Sammelplatz der Verschwörer war, er hatte von den Gerüchten vielfach gehört, nach welchen die Wohnung des Schmugglers mit den Ruinen und sein Treiben mit dem unheimlichen Wesen zusammenhangen sollte, das zwischen dem Gesteine eine Art von Hexensabbath feierte. Pendergraß war weit entfernt, an diese Mädchen zu glauben — er hatte aus George's Schilderungen längst geschlossen, daß Hunt die Verschwörer bei sich jedesmal aufnehme, ward Sir John doch selbst am heutigen Abend dort erwartet. Er zweifelte deshalb auch keinen Augenblick daran, daß Erscheinung und Verschwinden jener Personen mit dem Complotte in Verbindung ständen.

„Diese Täuschung, Majestät, ist verzeihlich,“ sagte er. „Die Erhitzung durch den Jagdritt — —“

„Ich würde daran glauben, wenn nicht andere Herren meines Gefolges dasselbe gesehen hätten. Hätte ich Zeit, würde ich es näher untersuchen.“

Pendergraß preßte seine Hand auf die Brust — er sah sich ängstlich nach der Thür um — er fürchtete George Porter eintreten zu sehen oder die Großmutter zu erblicken, aber Niemand erschien. Die Uhr schlug halb zwölf. Sir John runzelte besorgt die Stirne: die Versammlung im Hause des Schmugglers mußte jetzt längst ihre finstere Arbeit begonnen haben. Der König verfolgte die Blicke seines Wirthes.

„Ha — ha —“ lachte er. „Ihr seht Euch nach dem alten Diener um. Ja, ja — dort der alte Mann ist gewiß ein treuer Jakobit. Es ist kein freundlich Gesicht, das Ihr mir zuwendet, Alter.“

Wirklich blickte Aron, der am Schenktische stand, auf den König mit dem Ausdrucke größten Hasses. Aron hatte unter Karl dem Zweiten gefochten — der Greis konnte sich diese neuen Zeiten nicht erklären.

„Wenn ich nicht im Hause eines redlichen Mannes wäre, könnte Euer Gesicht mir Sorge machen, mein Freund,“ sagte der König,

Digitized by Google

„denn Ihr besorgt das Einschenken des Weines, aber ich bin ohne Furcht — schenkt mir noch ein Mal das Glas voll — ich trinke es auf meines Wirthes Wohl.“ Er reichte Aeon das Glas, der es voll schenkte.

Pendergraß und Ella betrachteten mit Staunen und Achtung den König, dessen Sorglosigkeit und Vertrauen sie hoch ehrte.

„Und nun, lieber Wirth, weiset mir meine Lagerstätte an, ich bin müde,“ sagte der König, sich erhebend. „Es wird mich freuen, wenn Eure reizende Tochter mir mit Euch zugleich das Geleite dahin gibt. Man schläft doppelt gut, wenn ein Engel und an das Lager führt.“ Der König drückte einen Kuß auf die Stirn Ella's. „Es ist ein alterndes Mann,“ sagte er; „Ihr dürft es Euch schon gefallen lassen.“

Puritaner auf Feldwacht. Nach einem Oelgemälde von **W. Camphausen.**

„Wenn es Eure Majestät beliebt, so gehen wir,“ sagte Pendergraß, ein Licht ergreifend.

Der König nahm seinen Degen und schritt von Ella geführt durch die Thür, welche die beiden Diener offen hielten.

„Ihr seht, ich habe Euch heute zu meiner Wache ernannt,“ scherzte der König. „Die Gardisten schlafen in Playden.“

„Ich weiß es, Majestät,“ sagte Ella. „Und Einer von ihnen wäre gern hier. Er würde sich auch guter Aufnahme erfreuen.“

„Wer ist das?“ fragte der König stehen bleibend und Ella nicht ohne ein wenig Mißtrauen anblickend. — „Es ist Sir Henry Hobbart.“

„Henry Hobbart?“ rief der König erstaunt. „Er ist ein Freund — ein Verwandter von Euch etwa?“

Digitized by Google

Wilhelms ursprünglich kaltes Wesen, sein Hang zum Argwohn begannen in ihre Rechte zu treten.

„Nein, Majestät. Sir Henry Hobbart ist in Windsessa geboren. Er kam früh, als Knabe schon, in unser Haus, und daher die einstige Freundschaft — nicht Verwandtschaft. Wir sahen ihn sechs Jahre lang nicht. Ein Zufall, der Befehl Euer Majestät, führte ihn wieder in unser Haus."

„Zu dem er gern und oft verweilte?" fragte der König scharf und finster blickend.

„Gewiß. Denn er liebte meine Tochter," sagte Pendergraß, der des Königs steigenden Argwohn wohl bemerkte.

„Diese hier? — dieses schöne Kind?"

„Nein, Majestät, meine ältere Tochter — Miß Mary."

„Ah — Ihr habt also noch mehr Kinder? wo sind sie? Eure Familie ist nicht vollzählig hier? man verbirgt sich im Hause? wo? wer?" Er ließ seine Blicke über den Gang hinstreifen, in dem Alle standen.

„Meine Tochter Mary ist nicht hier — sie ist in London. Wenn es Eure Majestät beruhigen kann, so will ich Ihnen in Kürze mittheilen, daß meine Tochter dieses Haus verließ, weil sie weder unsere religiösen noch politischen Ansichten theilt. Sie ist eine eifrige Presbyterianin und Anhängerin Eurer Majestät. Henry Hobbart liebte sie, als sie noch fast ein Kind war — er verließ unsere Familie kurz nach der Schlacht am Boynefluß, weil ich ihm erklärte," sagte Sir John mit fester Stimme, „daß ich nie einen Anhänger der neuen Dinge und des neuen Herrschers in meine Familie aufnehmen werde. Henry Hobbart verließ deshalb unser Haus — ja Europa. Seine Ueberzeugung galt ihm mehr. Nun werden Eure Majestät wohl den letzten Rest von Argwohn gegen meine Offenheit und gegen Henry Hobbart, sowie gegen meine Familie fallen lassen."

Der König biß die Lippen. Er hatte sich eine Blöße gegeben — er hatte Mißtrauen gezeigt. „Nun, Henry ist ein wackrer Mann," sagte er. „Es wundert mich nur, daß er mir nichts von all Dem sagte. Daher mein Fragen."

Sie gingen weiter. Der Weg zum Schlafzimmer des Königs führte durch einen Gang, dessen Fenster auf den Park sahen. Am Ende dieses Ganges war ein achteckiger Vorsprung. In der Mitte dieses Vorsprungs lag die Thür zum Schlafzimmer. Dicht neben demselben liefen zu beiden Seiten schmalere Gänge hin, welche auf Treppen ausmündeten. Eine dieser Treppen führte in das Erdgeschoß hinab auf einen Corridor, welcher an dem Zimmer Miß Ella's vorbeiging. Die andere Treppe wand sich ein wenig und lief dann auf einen kleinen Flur aus, der im Erdgeschoß eines Thurmes lag. Der Treppe gegenüber war die Thurmthüre, durch welche man in den Park gelangte. In den zuerst beschriebenen Gang, der neben dem Schlafzimmer hinlief, öffnete sich von demselben aus eine kleine Thür. Sie führte zu einem Kabinette, welches mit dem Schlafzimmer in Verbindung stand und das eine mächtige Schaale aus gelbem Marmor enthielt, in welche durch Aufschrauben eines Hahnes Wasser geleitet werden konnte. Der Urkunde nach hatten einst die Herren Pendergraß dieses Kabinet herrichten lassen, als die Königin Maria die Katholische ihren Besuch auf Keatbourneshouse ansagte. Sir John öffnete die Thür des Achteck's. Der König trat in das Zimmer. Ein prachtvoll geschnitztes Bett, durch dessen seidene Vorhänge die schwelenden Kissen zum Ruhen einluden, nahm einen Theil der dem Badekabinet gegenüberliegenden Wand ein. Ein schön verzierter Kamin trug ein Bildniß Kaels des Zweiten. An den Wänden hingen verschiedene andere Portraits umher. Ueppig gepolsterte Sessel standen in den Ecken. Von der Decke herab leuchtete eine Ampel, welche aus Hirschgeweihen zusammengesetzt war und einen mächtigen Tannenzapfen als Knopf zeigte.

„Es sieht das recht behaglich aus," rief der König, über den weichen Teppich schreitend und das Bild auf dem Kamine betrachtend.

„Majestät werden vielleicht über dieses Portrait des hochseligen Königs nicht erfreut sein — wenn Sie befehlen, wenn es Ihre Nachtruhe stören sollte — so lasse ich es fortnehmen."

„Oh nicht doch — es bleibe ruhig an seinem Platze. Ich würde dem Manne nicht ausgewichen sein, wär' ich ihm im Leben begegnet — obwohl ich ihn nicht liebte. Uebrigens war sein Todfeind auch mir nicht genehigt. Oliver Cromwell verfolgte uns Beide. Wir sind ja Abkömmlinge der Stuarts. Ei — das ist ein schönes Bild dort. Prinz Rupprecht von der Pfalz. Ein wackrer Mann — ja — ja, Freund Pendergraß. Wenn Euer Jakobus diel solcher Leute gehabt hätte, schiefe ich wohl nicht hier."

Der König hatte seinen Hut auf den Tisch geworfen.

„Befehlen Majestät einen Diener beim Auskleiden?" fragte Sir John.

„Nein. Ein Soldat wie ich ist gewöhnt daran, sich selbst zu bedienen. Nun, gute Nacht, Sir John — ich werde trefflich im Hause, im Bette meines braven Widersachers ruhen. Herzlichen Dank für die Bewirthung — ich werde es zu rühmen wissen." Beudergraß und Ella ergriffen die ihnen vom Könige dargereichten Hände.

„Gute Nacht — schöne Miß," sagte der König. „Und wenn Euer Herz noch ein wenig an den König Wilhelm zu denken erlaubt, so vergeßt nicht dieses Abends, wo ich mich im Schutze Eures Vaters unter diesem gastlichen Dache niederlege."

„Ich habe Eurer Majestät für das Beetrauen zu danken," sagte Pendergraß. „Sie sind hocherzig genug, dem Gegner die Ehre zu erweisen, die ihm in Wahrheit gebührt: der Ruf eines redlichen Mannes."

„Ich weiß es, Sir John — und deßhalb kam ich zu Euch ohne jegliche Wache, ohne jeden Schutz — nur den da, den behalte ich bei mir — und Ihr werdet mir das nicht verargen — der gehört zum Soldaten."

Er ergriff bei diesen Worten seinen kurzen und breiten Hiebdegen, eine sehr einfach aber vortrefflich gearbeitete Waffe, deren Klinge schon oft im Gefecht geblitzt, deren mächtiger Führerner Handkorb seine Faust oft beschirmt hatte — denn der König war stets in den ersten Linien der Fechtenden. Er drückte die Waffe, von der er sich selten trennte, an seine Brust.

„Ich finde es nur ganz in der Ordnung — ein Krieger ohne Schwert ist ein Priester ohne Bibel — ruhen Sie wohl unter meinem Dache, Majestät."

„Wecket mich morgen um die siebente Stunde — gehabt Euch wohl."

Pendergraß ging hinaus und schloß die Thüre hinter sich — er hörte, wie der König seine Kleider abzulegen begann. Sir John und Ella gingen durch den Gang zurück. Als sie in den Saal traten, erschrak der Großmann. Gleich einem Gespenste stand die hagere Gestalt der Großmutter vor ihm.

„Schickt der Holofernes?" flüsterte sie. „Oh — wenn er doch eine Judith fände."

„Mutter," rief Sir John, „wie dürft Ihr's wagen, also zu sprechen — vor meiner Tochter. Macht Euch der Haß ganz blind und taub gegen Alles? der König schläft unter meinem Dache, und Niemand soll ihm ein Haar krümmen. Hinauf in Euer Zimmer."

„Und Du selbst?" fragte Miß Anna.

„Ich werde den König bewachen."

Ella küßte des Vaters Hand — sie eilte in ihr Zimmer — die Alte würdigte den Sohn keiner Antwort mehr — sie entfernte sich schweigend. — Ella hatte die Zeit unter großer Erregung langsam verstreichen sehen. Die mit Henry verabredete Zeit war vorüber — er war sicherlich schon fort, und doch war die Gefahr nicht entschwunden — der König lag unbewacht im Zimmer — wenn George etwa Gesährten mitbrachte, so gelang ein Handstreich vollkommen, denn die Garden und Diener des Königs waren auf seinen eigenen Befehl in Playden. Aber Ella hatte sich gelobt — als sie über den Corridor nach ihrem Zimmer huschte, sah sie den Schatten eines Mannes — „Henry," flüsterte sie.

„Ich bin es, Ella," antwortete Henry.

„Oh — so komm in das Zimmer," sagte Ella. „Ich fürchtete schon, Du würdest nicht erscheinen." Sie ging mit Henry in ihr Zimmer, dessen Fensterneuerhänge man schloß.

„Ich saß Dich und Sir John mit dem Könige durch den Gang schreiten, dessen Fenster in den Park hinausgehen, als ich das Schloß umstrich. Ich konnte mir nicht denken, daß der König mit Euch länger plaudern werde. Er schlaft im Zimmer der Königin Maria."

„Ja. Ganz allein — ob er ist so voll Vertrauen."

„Gewiß — gewiß!" sagte Henry, unwillkürlich unter sein weites Wammes greifend — seine Hand faßte den Kolben eines kurzen Pistols. „Und wie gefällt Euch der König?"

„Herrlicher Mann — eine stille, ernste Größe und doch so heiter — —"

„Das ist er selten — nur in Kent und Sussex — auf der ganzen Reise ließ er sein stilles Wesen hinter sich. Er ist sonst immer ernst — fast kalt, nur am Tage der Schlacht belebt er sich auffallend, wenn er seines Thrones und Landes Feinde züchtigt."

„Die Anhänger der Stuarts, nicht wahr?"

„O verzeih, Ella," sagte Henry, ihre Hand fassend. „Aber ist es nicht thöricht, davon zu reden? haben wir nicht andere Dinge zu besprechen?"

„Es ist wahr, Henry. Setzen wir uns hieher und plaudern wir von Deinen Hoffnungen — Entwürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die jetzige Physiognomie Berlins.

Skizze von **L. F. Liebetreu.**

Berlin mit seinen vielen Einwohnern, deren Anzahl bereits mehr als 700,000 beträgt, mit seiner weiten Ausdehnung, es ist trotz seines ewigen Schaffens und Treibens mit einem trägen Riesen zu vergleichen, der wohl einmal dieses und ein anderesmal jenes Glied bewegt, niemals aber die einmal angenommene Körperlage irgendwie zu verändern strebt. Enstaltet sich an einem schönen Sommertage die Pracht des Reichthums auf dem Corso im Thiergarten, drängt sich Karosse hinter Karosse, fliegen Tausende von Blumen und Sträußen bald hierhin, bald dorthin, drängen sich lange Reihen müßiger Zuschauer, um die reizenden Mädchengesichter, die raschenden Toiletten zu sehen, dann sollte man glauben, ganz Berlin feiere ein Freudenfest, Jung und Alt müsse die enge Stube verlassen haben, um daran Theil zu nehmen, und doch — kaum zwanzig Minuten von dem lustigen Treiben entfernt, in der Königsstadt, weiß kaum der Zehnte, daß überhaupt Corso stattfindet; gleichgiltig eilt Jeder seinen Geschäften nach. Brennt in irgend einem Theile der Stadt eine mächtige Fabrik und färben die riesigen Flammen den Himmel blutroth, so wird es Niemanden einfallen, den Ball, der in der nächsten Straße bei einem reichen Banquier abgehalten wird, zu verlassen und vom Tanze abzustehen. Ja, selbst bei der Einholung des Königs nach den Siegen in Böhmen, wo Tausende von Fremden eingetroffen, um die Pracht des Festes zu schauen, wo so viele Berliner vergebens nach einem Plätzchen haschten — auch da war die Physiognomie der Straßen so wenig verändert, daß nur ein aufmerksamer Beobachter eine gewisse Verminderung der Fußgänger hätte bemerken können. Der Anblick Berlins mit seinem ewigen Wechsel der Kommenden und Gehenden, mit seinem Wagengerassel und seinem Stande während der heißen Sommertage, er bleibt sich so gleich, daß wir in den letzten zweiundzwanzig Jahren nur dreimal zu beobachten Gelegenheit hatten, wie in sämmtliche Glieder des Riesen zugleich eine gewisse Unruhe gefahren, abgesehen von der Märzkatastrophe des Jahres 1848, in welche durch die Macht der Umstände auch Unbetheiligte hineingerissen wurden.

Das erstemal, wo wir Berlin freiwillig einen anderen Anblick annehmen sahen, war — der erste Urwählertag zur Nationalversammlung! Niemand, der damals schon Mann gewesen, kann sich eigentlich dieses Anblicks erinnern, denn während der Zeit von 10 bis 1 Uhr Vormittags war kein gesunder, unbestrafter erwachsener Mann in den Straßen zu sehen. Fremde hatten sich seit der Katastrophe noch nicht eingefunden, die Soldaten waren aus der Stadt zurückgezogen, und es gewährte einen gar eigenthümlichen Eindruck, nur Frauen, Greise und Kinder auf den Straßen zu sehen, wo nur hin und wieder eine Patrouille Bürgerwehr marschirte — eigentlich Wire-Bürgerwehr, denn es waren Bürschchen von 16 Jahren darunter, welchen man wohlweislich alle Gewehre ohne Perkussionshahnen gegeben, so daß selbst das martialischste Vergnügen, damit „einen Kupferhut aufzuknallen", zur Unmöglichkeit geworden war. —

Die zweite vollkommene Veränderung in dem Anblicke Berlins bot sich vor dem Kriege des Jahres 1866 dar. So finster, so traurig, so verzweifelt hat Berlin wohl niemals ausgesehen. Jeder hatte sich die Schrecken des Krieges, und Bismarcks Feinde waren zahllos, ja, man würde sich Gefahren ausgesetzt haben, hätte man in einem öffentlichen Lokale laut die Partei des Premierministers genommen. Lag das an Muthlosigkeit, an Feigheit der Berliner? Sicherlich nicht; aber nur eine verschwindende Minderheit war von der politischen Nothwendigkeit eines Krieges überzeugt. „Wir Deutsche sollen gegen Deutsche kämpfen?" rief hier ein Volksart entrüstet. — „Ich soll gegen Oesterreicher ziehen, mit denen ich Lorbeeren in Schleswig gepflückt!" brummte der eingezogene Reservist, und so ging es Tag um Nacht, im Hause und auf der Straße, und wenn ein Regiment auszog unter klingendem Spiel, da liefen die Berliner ihrer vielgefürchteten Junge freien Lauf; dem scheidenden Krieger wurde die Hand gedrückt, aber gesucht und gewettert gegen die, welche den Krieg heraufbeschworen. Wenn Bismarck durch die Straßen fuhr, Niemand grüßte ihn — mag er wohl da gedacht haben, daß der Enthusiasmus der Berliner für ihn nach den ruhmreichen Kämpfen Thränen der Rührung, der freudigen Aufregung ihm abpressen würden!

Die dritte Veränderung in dem Anblick Berlins ist jetzt da — sie ist himmelweit verschieden von den beiden ersten, wo sie gleichsam einen Knaben und dann einen leidenschaftlichen Jüngling abspiegelte; jetzt ist es, als wenn der Riese zum Manne gereift ist, sich erhebt, seine gewaltigen Glieder reckt und in seinen Adern das Feuer der Begeisterung rollt. Krieg mit Frankreich! rauscht es durch alle deutschen Gauen; die Geister Ernst Moritz Arndts und des alten Vater Jahn, sie scheinen Umzug zu halten in jedem deutschen Herzen; ihre Worte leben wieder auf, ihre Lieder erschallen auf's Neue. Krieg mit Frankreich! Das Auge des zitternden Greises flammt auf, wenn er erzählt von Anno 13, und die Jugend lauscht seinen Worten und denkt: Wir wollen Euch nicht nachstehen! „Das ganze Deutschland soll es sein!" hat der Alte prophetisch gesungen, und von Nord und Süd, Ost und West tönte das Echo zurück: „Das ganze Deutschland soll es sein!" — Jetzt endlich hat sich sein Prophetenwort erfüllt. Ganz Deutschland ist einig; selbst seine fernen Söhne, die am Mississippi wohnen, die nach Rußlands Steppen den deutschen Fleiß verpflanzt, die das Schicksal in das märchenhafte Australien verschlagen, die deutsche Lieder an Egyptens Pyramiden singen — sie jubeln und jauchzen der deutschen Heimath zu und senden inbrünstige Grüße und Wünsche aus weiter, weiter Ferne — ist es da ein Wunder, wenn der Riese Berlin sich schüttelt und reckt?

Als zuerst eine Ahnung auftauchte, es könne Krieg geben, da schlug jedes Herz in banger Erwartung. Die Schreckensbilder des Krieges, sie waren noch zu frisch in Aller Erinnerung: Kaufmann und Handwerker fürchteten eine neue Zeit der Noth und des Mangels. Die Wissenschaft sträubte sich vor dem Gedanken: tausendfacher und abertausendfacher Mord im neunzehnten Jahrhundert! Plötzlich kam die Nachricht aus Ems von der Ansamie gegen den greisen Monarchen, von seiner würdevollen Abweisung, und — die treuen Bilder traten bei jedem ächten Berliner Kinde zurück; jetzt galt es Kampf für die deutsche Ehre und die deutsche Heimath! Wie in einem Riesenkessel regte es sich auf den Straßen; selbst dem unaufmerksamen Beobachter mußte die Hast, die Eile, das lebhafte Sprechen auffallen. Die Theater standen verödet, an den Anschlagssäulen waren Vergnügungen vergeblich angezeigt, nur nach öffentlichen Plätzen und in Bierhäuser eilte die Menge, um Neues zu erfahren und es schnell weiter zu verbreiten, die Werkstatt blieb leer, in der Aula der Universität wurde politisirt und die Vorlesung überhört, und Lust und Jauchzen ertönte aus den Kasernen. Kaum vierundzwanzig Stunden später und die Ordre-Zettel wurden zu Tausenden ausgegeben. Landwehr und Reserve wurden einberufen, sie kamen in hellen Haufen zu den Landwehr-Bureaux, auf der Brust die Kriegsgeschen vom Düppel und Sadowa. So sehr aber auch „Kladderadatsch" seine Witze nach Paris geschleudert, so empfindlich „Die Wespen" dem Mann des zweiten Dezember in das Fleisch gestochen — sie waren nur fromme Lämmer gegen die Marktweiber und Höckerinnen, die mit nie ermüdender Zunge ihrer Wuth, ihrem Schmerz Luft machten, weil ihre Männer wieder „mit mußten". Verzeihe, Leser, wenn wir den schwächlichen Ausdruck der Abneigung, den wir gegen Napoleon von diesen Damen gehört, wiederzugeben uns erlauben: „So 'ner Kanonaille müssen die Kalbaunen im lebendigen Leibe verfaulen!"

Die Männer aber, sie kamen Alle; ja, noch mehr als beordert waren. In dichten Mengen warteten sie auf der Meldestelle des Aufrufes; der reiche Banquiersohn plauderte mit seinem früheren Kutscher, welcher jetzt als Oberjäger über ihm steht, und freute sich seines zukünftigen Vorgesetzten; der junge Theologe macht ein süßsäuerliches Gesicht, als sich ihm ein alter Schulkamerad, als ob derselben Compagnie gehörig, vorstellt und mit Pathos mittheilt: „Ich bin Schauspielerer!" — „Herr Jeks, Herr Assfor," ruft ein etwas „angeheiterter" vierschrötiger Arbeiter; „also Sie auch? Doch bei die Dragoner? Na, bei is nett! Wissen Sie, Sie haben mir jwarst vorigen Monat wejen die zuppige Kellerei uf einen Dag in den „Kahn" inspunnen lassen, aber det schadt nischt! Wär' ick Assfor jewesen, un Sie hätten sich jetalkt, ick hätte Ihnen ooch in's Loch 'reinbesorjt! Wollen Sie 'mal?" Und dabei hält er ihm mit etwas unsteter Hand die Schnapsflasche hin. Der Assessor dankt mit einer Miene, als wäre er dergleichen Freundlichkeiten längst gewöhnt. — Nicht laut und übermüthig geht es im Allgemeinen hier zu, nicht schwenkham, traurig oder verzweifelnd; es lagert entschlossener Ernst auf jeder Stirn der bunt zusammengewürfelten Menge, der nur hin und wieder durch die heiß-läßige Aufnahme eines ächten Berliner Witzes unterbrochen wird. Etwas weit ab aber, da stehen in weitem Kreise Mütterchen, Frauen und Mädchen und harren der Nachrichten, die ihnen ihre Lieben von dort drüben zu bringen versprochen. Hier,

Digitized by Google

die Braut, sie steht allein, scheut den Blick der Vorübergehenden und weint still vor sich hin; dort die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm, sie klagt laut und dort das Kind wimmert mit, ohne zu wissen, warum; und dort und dort — überall Bilder der Verzweiflung, des tiefschneidenden Schmerzes — mögen ihre Thränen dem Manne wie glühendes Blei auf der Seele brennen in seiner letzten Stunde, mag der tausendfache Fluch der verzweifelnden Weiber dem Manne im Ohre dröhnen Tag und Nacht, der die Schuld trägt an einem solchen Kriege des neunzehnten Jahrhunderts! —

In den ersten Tagen sah Berlin nur aus, wie ein summender Bienenkorb; Eingezogene lärmten durch die Straßen, neugierige Gruppen steckten die Köpfe zusammen. Nach und nach aber wied es stiller und — bunter! Das „Königs Rock“ ist angezogen — es ist merkwürdig, wieviel magische Bildung derselbe ausübt! Der Reservist, der noch gestern in seiner Arbeitsjacke durch die Straßen gejubelt, ihm schmiegt sich heute der Waffenrock eng an; sein Schritt ist stramm und militärisch, sein Antlitz ernst und die Hand berührt vorschriftsmäßig die Mütze, wenn ein Offizier ihm begegnet. Immer mehr Uniformen zeigen sich auf den Straßen, lachend reichen sich alte Freunde die Hände, die vor acht Tagen hinter dem Schreibtisch noch nicht ahnten, sich heute in Uniform zu begrüßen. Die Eisenbahnen leuchen heran, sie bringen Truppen, holen andere; alle größeren Plätze sind mit Wagen und Karren gespickt und täglich hat Berlin 90,000 Mann Einquartierung. Welch' furchtbar große, markaufzehrende Anzahl! wird der Leser sagen. Nicht doch! der Riese Berlin hat viele und große Taschen, in die er ohne viel Aufhebens, ohne sich irgendwie belästigt zu fühlen, wohl 100,000 Mann und mehr hineinschieben kann, und aus seiner Speisekammer „Viehhof“, wohin an jedem Markttage durchschnittlich 3000 Stück Rindvieh, Hämmel und Schweine zusammengetrieben, einem sichern Tode entgegengehen, wird der Riese wohl auch genug übrig haben, um die Brüder aus Pommern, aus Schlesien, aus der Mark und aus Altpreußen satt zu machen.

„Heute Nacht geht die Garde fort!“ hieß es gestern. Halb Berlin war auf den Beinen; alle Straßen, durch welche die verschiedenen Regimenter ziehen mußten, waren Kopf an Kopf besetzt. Und da zogen sie her, die Riesen der Armee, eine Freude war's, die prächtigen Gestalten mit ihren im Gaslichte blitzenden Waffen zu sehen. „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus!“ spielte die Musik vom Kaiser-Franz-Regiment und die Soldaten sangen mit und das Publikum auch; andere spielten „Die Wacht am Rhein“, andere „Sie sollen ihn nicht haben“, und so ging's fort in hellen Jügen bis zum Morgengrauen die Linden jubelnd entlang, wo vor vier Jahren dieselben Krieger jubelnd zurückkamen vom heißen, ruhmreichen Waffentanze.

Die Truppen kommen oder gehen, oder ruhen ermüdet auf den Stufen der Bahnhöfe; plötzlich ertönt es: „Der König kommt!“ und wie mit einem Zauberschlage ist alle Müdigkeit verschwunden. Das bisherige Kommandowort stehen sie da in Reih' und Glied, stramm das Gewehr präsentirt und die Augen leuchten vor Freude. Die ihn aber zum erstenmale sehen, das greifen Heiden mit seiner hünengestalt, die haben gar oft eine Thräne der Hingebung im Auge und auf ihrer Stirn steht der stolze Gedanke: „Was wird Mutter sagen, wenn ich ihr schreibe, der König hat dich vor mir Halt gemacht!“

So ist Berlin jetzt einem Feldlager ähnlich; Truppen und Kanonen dort, hier Pferde und Karren, und in der Hütte wie im Palast, in der armseligen Kellerwohnung wie in den Salons der Reichen — Muth und Entschlossenheit, die kommenden schweren Tage zu ertragen, feste, heilige Zuversicht, daß deutsche Biederkeit, deutsche Gesichtigkeit den Sieg davon tragen wird über ein entnervtes, frivoles, bemoralisirtes Geschlecht, daß das Volk der Demi-monde gestürzen wird vor denen, welche frisch, fromm, fröhlich und frei den deutschen Herd vertheidigen!

Das walte Gott!

Aus allen Welttheilen.

Albrecht v. Gräfe (1. S. 104), der weltberühmte Augenarzt, ist am 20. Juli in seiner Vaterstadt Berlin gestorben. Ein unheilbares Brustübel hat den genialen Operateur, den begeisterten Lehrer seiner Wissenschaft, den rastlos thätigen Menschenfreund im 43. Lebensjahre weggerafft. Wie Leidende aus allen Zonen in Scharen zu ihm geeilt kamen, um die verlorene Sehkraft durch ihn wieder zu erlangen oder die geschädigte von ihm heilen zu lassen, so tritt sein Verlust die ganze Menschheit, unter deren großen Wohlthätern er sich eingereiht hat. Mit dem von Heimholz erfundenen Augenspiegel hat er neues Licht über die Natur der bisher unbekannten Augenkrankheiten verbreitet; die künstliche Pupillenbildung hat er vervollkommnet und in ihr ein sichres Heilmittel für den vorher so unheilbar gehaltenen grünen Staar gefunden; und für die Operation des grauen Staares hat er eine neue Methode in Anwendung gebracht, welche nunmehr über die ganze civilisirte Welt ausgedehnt wird. Und wie sein Geist und Gemüth war auch seine äußere Erscheinung. Eine schlanke Gestalt, seinen Geistes und geübteste Sinne, von dunklen aber fest regsamen Locken umrahmt, milder doch eindringender Blick, bezaubernder Lächeln um den beredten Mund — in allen diesen Zügen sprach sich die Energie wie die Beschiedenheit seines ächten Menschen Wesens aus. Die Hülle ist nun todt, aber ihr Gehalt ist als ein fortwirkender unsterblich.

Ein Soldateneinfall (1. S. 105), Scene aus dem dreißigjährigen Kriege von Eberle. Noch besand man sich erst in der Mitte dieses grauenvollsten aller Kriege, dessen Ende ganz Deutschland einem zerrissenen Leichnam gleich, und schon konnte der Kurfürst von Bayern an seinen Bruder schreiben: „Was das arme Bayerland belangt, worinnen ich Eure Liebden mit mehr Hennen und ohne mitleidend mit ansehen können, dergleichen erbarmliches ist in diesm Krieg nit erhört worden“ Und einige Jahre darauf ließ der schwedische General Banner, die in Pommern stand, den belagerten Erfurt sagen, er wäre ihm längst in Hände gekommen, aber zwischen Oder und Elbe sei alles so verwüstet, daß hierselbst weder Hund noch Katz, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten können. So war in Nord und Süd, in Ost und West durch Norden und Martern, durch Sengen und Brennen alles Land zur Heimat des Grauens gemacht. Und wenn dann ein Federmund durch eherne Stelle gerüsteter Kriegeskecht, wie der auf unsrem Bilde, zu einer Dale kommt, wo noch eine wohlhäbige Familie um ein menschliches Essen friedlich beisammen sitzt, so findet er keine Worte der Verwunderung. Aber es bleibt nicht lange beim Wundern; auf der Schwelle der Menschenwohnstatt lauert schon die Bestie, und nach wenigen Stunden sind Wohnsitz und Insassen in einen wüsten Haufen von Leichen und Trümmern verwandelt.

Puritaner und Feldwache (1. S. 106). Wem versetzt es nicht den Athem, wer empfindet nicht einen Schauder, eine bedrückende Melancholie, wenn er sich in die Nähe einer Puritanerin denkt, eines fanatischen Calvinisten, der die Welt theologisch reformiren will, der sich nicht die Zähne stochern kann, ohne einen Bibelspruch zu murmeln, nicht seinen Rock ausbürsten, ohne endlos zu beten, nicht seine Nägel beschneiden, ohne den Namen des Herrn wie vielmal zu rufen? Und je wackrer der Mann Gottes ist, um so peinlicher seine Gegenwart! Der schottische Puritanismus hat sich nach Maria Stuarts Hinrichtung reich über England ausgebreitet und verschiedene Sekten von Parteigängern des kirchlich-politischen Radikalismus erzeugt. Die ruhigen Presbyterianer sträubten sich nur gegen Episkopale Hierarchie; die Puritaner, Weltverbesserungsmänner und grämlichsten Frauen und breiten Hutkrempen, wollten Calvin's demokratische Kirchenart eingeführt wissen; die Independenten, schwärmerische Ultra's, glaubten sich vom heiligen Geiste inspirirt und nur Leuten Ihresgleichen sollte das geistliche und weltliche Regiment anvertraut werden. Eine Probe von der traurig-komischen, einfach-sittlich-langweiligen Predigersprache, welche diese Pietisten zu Haus und im Felde, bei jedem geringsten oder gewichtigsten Anlaß im Munde führen, mag unser wachthabender Schwärmer nach Martin Scott's Fassung von sich geben. Hört man den Thurn von dreistündigen Predigten, so hat man sie alle gehört.

„Wohl dem, der an diesem Tage vertraucht sein Haus für einen Heim und sein Kleid verkauft um ein Schwert, und sein Kaus weist mit den Kindern des Evangelii, bis daß ersüllet wird die Verheißung: und wehe, wehe dem, der um fleischlicher, selbstsüchtiger Zwecke willen zurückbleibt von dem großen Werke; denn der Fluch wird ihn treffen, ja, der grimmige Fluch des Herrn, weil er nicht kam, dem Herrn beizustehen gegen die Gewaltigen. Auf denn, an's Werk! Das Blut der Märtyrer, das auf den Altarstätten rauchet, schreit um Rache; die Gebeine der Heiligen, welche auf der Heerstraße bleichen, fordern Vergeltung; die Seufzer der unschuldigen Gefangenen auf wüsten Inseln des Meeres und die Thränen der Letzten der festen Schlösser der Zwingherren stehen um Erlösung; die Gebete der verfolgten Christen, die sich in Einöden und Höhlen vor dem Schwerte ihrer Verfolger verbergen, erschöpft vor Hunger, sterbend vor Kälte, ohne Feuer, Obdach und Kleidung, weil sie Gott mehr lieben als das Menschen — Alle sind sie mit uns, hüten, wachen, pochen und stürmen die Pforte des Himmels für unsre Sache. Der Himmel selbst wird für uns streiten, wie die Sterne in ihrem Lauf streiten wider Sisseru. Laßt also Alle, welche aufrichtigen Herzens sind, Gott lieben und ewige Seligkeit in der zukünftigen gewinnen wollen, einkreten in den Dienst Gottes, und Hauptgeld nehmen von seinem Diener, — einen Segen nämlich über ihn und sein Haus und seine Kinder bis ins zehnte Glied, ja, den Segen der Verheißung für immer und ewigl Amen.“

Frankreichs Volkszahl in den 89 Departements hat sich in den Jahren 1861 bis 1866 von 37,386,313 auf 38,067,064 aber um 0,38 Prct. vermehrt, was einer Verdoppelung des Volkerung in 193 Jahren entspricht. Der Zuwachs ist meist durch Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle entlaufen. Im gleichen Verhältniß hat sich die Zahl der Gebäude (7,722,000) vermehrt.

Inhalt: Aus dem Schuldbuche Fritz Bonpariel's. Von R. Rasch. — Eine Brautwerbung Bücher's. Von M. Wenzel Fürst. — Schau-in's-Land. Von J. Venedey. — Im Vorahend von J. Zuegnjew. Forts. — Im Thron und Leben. Von Sh. Hiltl. Forts. — Die jetzige Physiognomie Berlins. Von C. J. Liebetrau. — Aus allen Welttheilen: Albrecht von Gräfe. Porträt. — Ein Soldateneinfall. Scene aus dem dreißigjährigen Kriege. Originalzeichnung von Eberle. — Puritaner auf der Feldwache mit Holzschnitt. —

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schiller's
Dramatische Meisterwerke
mit beleuchtenden Einleitungen
und
Schiller's Lebensgang,
von
H. Viehoff.

Ein Band, elegant in Originalband gebunden. 1 Thlr. — 1 fl. 48 kr. rhn. enthaltend:

Die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesco. — Kabale und Liebe. — Don Carlos. — Wallenstein's Lager und Piccolomini. — Wallenstein's Tod. — Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Braut von Messina. — Wilhelm Tell.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche dem Leser über das Stück, seine Entstehung ꝛc. orientirt.

Goethe's
Dramatische Meisterwerke
mit beleuchtenden Einleitungen
und
Goethe's Lebensgang,
von
A. Viehoff.

Ein Band, elegant in Originalband gebunden, 2⅔ Sgr. = 9 kr. rhn.

enthaltend:

Faust erster Theil. — Faust zweiter Theil. — Götz von Berlichingen. — Egmont. — Clavigo. — Geschwister. — Tasso. — Iphigenie auf Tauris.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche dem Leser über das Stück, seine Entstehung ꝛc. orientirt.

G. E. Lessing's
Dramatische Meisterwerke
enthaltend:

Miß Sara Sampson. — Minna von Barnhelm. — Emilia Galotti und Nathan der Weise.

Mit Biographie und Porträt.

Elegant gebunden 12 Sgr. = 42 kr. rhn.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche dem Leser über das Stück, seine Entstehung ꝛc. orientirt.

Ferdinand Raimund's
Dramatische Meisterwerke
mit beleuchtenden Einleitungen
und
Raimund's Lebensgang,
von
A. Feinig.

Elegant gebunden 12 Sgr. = 42 kr. rhn.

enthaltend:

Der Diamant des Geisterkönigs. — Der Bauer als Millionär. — Der Alpenkönig und der Menschenfeind. — Der Verschwender.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche dem Leser über das Stück, seine Entstehung ꝛc. orientirt.

Geschichte Julius Cäsars
von
Kaiser Napoleon III.
Commentirt von
Wilhelm Rüstow, Oberst-Brigadier.

Preis des ganzen Commentars: 2 Thlr. 25 Sgr. = 4 fl. 45 kr. Rhn. Einband apart ca. 7 Sgr. = 24 kr. fl. rhn.

In Napoleon III. Geschichte Julius Cäsar ist ein Material verarbeitet, dessen enorme Fülle nur ein Kaiser bereiten konnte. Dadurch hat das Werk für die Studien des Historikers, Militairs und Alterthumsfreundes eine hohe Bedeutung, während es durch die Form, in welcher sich der Verfasser darin bewegt, zugleich das Interesse des Publikums und des Buchhandels in Anspruch nehmen dürfte. Der Rüstow'sche Commentar bezieht den Text des Kaisers auf alle diejenigen Geschichtsquellen mit ungewöhnlicher Vollständigkeit und in ungewöhnlicher Gründlichkeit. Dabei ist er so zweckmäßig eingerichtet, daß er dem Text den Werth des Originals beilegt.

Das Mutterrecht.
Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur.
Von
J. J. Bachofen,
Appellationsgerichtspräsident zu Basel.

Mit 9 Steindruckbildern und einem ausführlichen Sachregister.

Preis 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. rhn.

Die vorliegende Abhandlung beschreibt eine geschichtliche Erscheinung, welche von Wenigen beachtet, von Niemand auch diesem ganzen Umfange unerörtert worden ist. Die lebendige Alterthumsanschauung findet das Mutterrecht nicht. Nur in der Kindheit, anbefannt der Familiengruppe, worden er beschrieben. Die Behandlung eines solchen Gegenstandes bietet bei ungewöhnlichen Schwierigkeiten auch mannigfaltige Reize.

Theater-Bibliothek
aller Nationen.

In abgeschlossenen Bänden, von denen jeder apart à 3 Sgr. = 9 kr. südd. W. gegeben wird.

Für anziehende Lectüre, für Theaterbesucher, für das gesellschaftliche Lesen mit vertheilten Rollen, auch für das Studium und das Bedürfniß der Schulen ist hier reichlich gesorgt, und bei den weiteren Serien, die jeden Monat erscheinen, bleibt es ein Haupt-Augenmerk, das Publikum nach allen diesen Gesichtspunkten zu befriedigen.

Erschienen sind bis jetzt Nro. 1 bis 76.

Angely's Von Sieben die Häßlichste Nro.	72.	Molière's Gelehrte Frauen	Nro. 72.
Babo's Otto von Wittelsbach	58.	Moreto's Donna Diana	15.
Beaumarchais' Barbier von Sevilla	40.	Müllner's Schuld	19.
" Verheirath des Figaro	49.	Oehlenschläger's Correggio	54.
Calderon's Leben als Traum	7.	Racine's Phädra	69.
Cumberland's Jude	43.	Raimund's Alpenkönig und Menschenfeind	29.
Kurlpidee' Cyklop	16.	" Bauer als Millionär	37.
Goethe's Clavigo und Geschwister	23.	" Diamant des Geisterkönigs	62.
" Egmont	24.	" Verschwender	50.
" Faust I. Theil	8.	Schiller's Braut von Messina	35.
" Faust II. Theil	9.	" Don Carlos	26.
" Götz von Berlichingen	20.	" Fiesco	31.
" Iphigenie auf Tauris	44.	" Jungfrau von Orleans	32.
" Tasso	45.	" Kabale und Liebe	21.
Goldoni's Diener zweier Herren	33.	" Maria Stuart	47.
Gozzi's Glückliche Bettler	36.	" Wallenstein's Lager und Piccolomini	60.
" Turandot	56.	" Wallenstein's Tod	61.
Hertz' König René's Tochter	66.	" Wilhelm Tell	48.
Holberg's Politischer Kannengießer	58.	Schröder's Porträt der Mutter	18.
Iffland's Jäger	10.	" Stille Wasser sind tief	71.
" Verbrechen aus Ehrsucht	30.	Scribe's Glas Wasser	63.
" Herbstag	67.	Shakespeare's Kaufmann von Venedig	5.
Kleist's Käthchen von Heilbronn	1.	" Macbeth	57.
" Prinz Friedrich von Homburg	55.	" Richard der Dritte	41.
" Zerbrochener Krug	53.	" Sommernachtstraum	25.
Körner's Zrinyi	11.	" Romeo und Julia	46.
Kotzebue's Deutsche Kleinstädter	14.	Sheridan's Lästerschule	30.
" Kreuzritter	64.	" Nebenbuhler	45.
" Menschenhaß und Reue	3.	Sophokles' Oedipus	59.
" Wirrwarr	75.	Terentius' Brüder	68.
Leisewitz' Julius von Tarent	27.	Voltaire's Mahomet	54.
Lessing's Emilia Galotti	13.	Werner's 24. Februar	52.
" Minna von Barnhelm	12.	Wieland's Precious	74.
" Nathan der Weise	6.	Ziegler's Faustrecht	78.
" Miß Sara Sampson	42.	Zschokke's Abällino	35.
Mercier's Kosighandtier	39.		
Molière's Eingebildeter Kranke	38.		
" Geizige	7.		
" Tartüffe	14.		

Im Abonnement auf 1 Serie Gratis-Prämien.

Jeder Band dieser Theater-Bibliothek wird auch fernerhin ein abgeschlossenes Stück nebst Einleitung enthalten und einzeln abgegeben. Denjenigen aber, welche sich wenigstens zur Abnahme einer Serie von je 20 auf einander folgenden Nummern verpflichten, liefern wir ohne Nachzahlung, gratis, an praktischen

Theater-Album

mit den Porträts dramatischer Dichter und der berühmtesten Schauspieler im Kostüm nebst Scenen aus den beliebtesten Dramen. Dieses Album erscheint in Heften und zwar, der „Subscriptions-Verpflichtung" entsprechend, zu jeder 20sten Lieferung der Bibliothek jedesmal 2 Blatt in einem Heft, welches für Nicht-Subscribenten der Bibliothek 15 gr. = 54 kr. S. kostet. Jedes Blatt apart à 10 gr. = 36 kr. Südd.

Die ersten 2 Hefte 60 der vorstehenden Theaterstücke können also das 1te bis 3te Heft des Theater-Albums gratis beanspruchen mit: Karl Grossert als „König Lear", Julie Rettich als „Thusnelde", Lessings Porträt, Rosine Sattorn als „Minna von Barnhelm", Emil Devrient als „Marquis Posa", Fanny Janauschek als „Medea".

Album des classischen Alterthums
zur
Anschauung für die Jugend, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen.
Eine Gallerie von 72 Tafeln in Farbendruck,
nach der Natur und nach antiken Vorbildern, mit beschreibendem Text von
Hermann Rheinhard,
Professor am Gymnasium in Stuttgart.

Vollständig in 12 Lieferungen à 54 kr. = 15 Sgr.

Inhalt des Albums:

I. Landschaften u. Bauwerke.
a. Griechische.
1. Athen mit der Akropolis.
2. Theseus-Tempel in Athen.
3. Jupiter-Tempel.
4. Abreputz zur Zeit der Perikles.
5. Erechtheum.
6. Propyläen.
7. Thurm der Winde.
8. Monument des Lysicrates.
9. Sparta.
10. Corinth mit Akrocorinth.
11. Elonis.
12. Minerva-Tempel auf Aegina.
13. Dorische restaurirt.
14. Neptun-Tempel in Paestum.
15. Basilacostruinen.
b. Römische.
16. Rom vom Capitol aus.
17. Tiber-Insel.
18. Capitol in Rom.
19. Thermen des Diocletian.
20. Circus des Maxentius.
21. Pantheon (innern).
22. Pantheon (äuss.).
23. Forum (restaurirt).
24. Colosseum.
25. Tempel der Faustina.
26. Bogen des Severus.
27. Bogen des Titus.
28. Grabmal der Cecilia Metella.
29. Grabmal des C. Cestius.
30. Katrinberg.
31. Basis des Trajan.
32. Säule des Antonin.
33. Thurm des Mausolus.
34. Janus quadrifrons.
35. Circus maximus.
36. Thorm der Vesta.
37. Nymphaeum der Egeria.
38. Vesta-Tempel in Tivoli.
39. Amicht von Pompeji.
40. Strasse in Pompeji.
41. Aquaedukt bei Nimes.

II. Das Haus.
42. Römisches Haus (Grundriss).
43. Römisches Haus (Seitenansicht).
44. Saal im Hause des Sallust in Pompeji.
45. Wandgemälde in Pompeji,
46. Mosaikboden.
47. Mobiliar.
48. Hausgeräthe.

III. Mythologie und Cultus.
49. Götterversammlung.
50. Opfer.
51. Leichenbegängniss.
52. Grabmonument, Grabkammer, Sarkophag.
53. Apotheosen.

IV. Theater.
54. Theater zu Xanten.
55. Theater.
56. Theater-Scene.
57. Ornamente des Theaters.

V. Kriegswesen.
58. Alexanderschlacht.
59. Römische Soldaten auf dem Marsche.
60. Allocutio vom Suggestum.
61. Flucht auf eine belagerte Stadt
62. Schweres Geschütz.
63. Triumphzug.
64. Seewesen.

VI. Kostüme und Statuen.
65. Griechen.
66. Griechin.
67. Römer in der Toga praetexta.
68. Römerin.
69. Cocetus-Kämpfer.
70. Venusin.

VII. Vasen u. Vasengemälde.
71. Vase von Xanten.
72. Bedeutsame Vase.

Digitized by Google

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen ohne Preiserhöhung bezogen werden:

J. F. Cooper's

Amerikanische Romane,

aus dem Englischen

von

Dr. C. Kolb, Dr. G. Friedenberg, Dr. L. Tafel und E. Mauch.

Neue wohlfeilste und allein vollständige, mit 30 Prachtstahlstichen illustrirte Classiker-Ausgabe in 30 Bänden.

Ladenpreis 15 thlr. = 27 fl. Südd.

Cooper's Schilderungen des amerikanischen Waldlebens, seine See-Romane stehen einzig und unerreicht in der Literatur da! Dabei können diese unvergleichlichen Erzählungen, die neben ihren poetischen Vorzügen eine seltene Reinheit der Gesinnung zeigen, der **Jugend** unbedenklich in die Hände gegeben werden. — Das Ganze besteht aus 160 Lieferungen à 3 sgr. = 9 kr. S. oder aus folgenden 30 Bänden, **von denen jeder** mit schönem Stahlstich **auch einzeln** à 54 kr. S. = ½ thlr. zu haben ist.

1. Bd. **Der letzte Mohikan.**
2. „ **Der Pfadfinder.**
3. „ **Die Ansiedler.**
4. „ **Die Prairie.**
5. „ **Der Lootse.**
6. „ **Der Spion.**
7. „ **Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston.**
8. „ **Der rothe Freibeuter.**
9. „ **Die Beweinte von Wish-Ton-Wish.**
10. „ **Die Wasserhexe.**
11. „ **Donna Mercedes v. Castilien.**
12. „ **Der Wildtödter.**
13. „ **Die beiden Admirale.**
14. „ **Der Jerwisch oder der Kaper.**
15. „ **Der Bravo.**
16. Bd. **Wyandotté oder das Blockhaus.**
17. „ **Red Myers.**
18. „ **Miles Wallingford's Abenteuer zu Land und zur See.**
19. „ **Lucy Hardinge.**
20. „ **Die Heidenmauer.**
21. „ **Die Heimkehr oder die Verfolgung.**
22. „ **Eva Effingham oder die Heimath.**
23. „ **Der Scharfrichter oder die Winzerabtei.**
24. „ **Satanstoe.**
25. „ **Der Kettenträger.**
26. „ **Ravensnest oder die Rothhäute**
27. „ **Mark's Riff oder der Krater.**
28. „ **Capitain Spike.**
29. „ **Seelöwen.**
30. „ **Bienenjäger**

Auch in rothe Leinwand gebundene Exemplare mit Goldtitel können in allen Buchhandlungen bestellt werden. Der Einband eines Bandes wird bei Abnahme sämmtlicher 30 Bände mit circa 5 sgr. = 18 kr. S. besonders berechnet.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

3. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.

Alle Buchhandlungen, Expeditionen etc., Postanstalten etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern ohne Preiserhöhung.

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold Auerbach; Arthur Bitter; Brachvogel; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glassbrenner; Gumtram; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Hopbeus; T. Kerner; E. A. Königs; Krasser; Kreyssig; Liebetreu; Lippert; W. Löhe; Loth; Mützelburg; Oelschläger; F. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhardt; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Roskowska; Russ; Schasler; R. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Temme; Turgénjew; Venedey; C. Vogt; Walesrode; Weeck; M. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Willkomm; Wittstock; Wurm; Zeising etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(Carl Hoffmann.)

Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden; jedes Heft wird einzeln bezahlt. Eine Gratis-Stahlstichprämie wird nicht gewährt.

Inhalt des dritten Heftes.

	Seite
Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's: 4. Leidensgeschichte eines Widerspänstigen in Afrika. Von Gustav Rasch .	114
Eine Krautwerbung Blücher's. Von Max Wenzel. (Schluß) . . . . . 116.	134
Am Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hilt (Forts.) . . . . . 117. 140.	155
Berliner Skizzen. Von Dr. Otto Löwenstein	119
Karl Friedrich Freiherr vom Stein. Von Jakob Venedey. Mit Portrait . . . . . 119.	131
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. (Forts.) . . . . . 123. 138.	148
Berliner Briefe an eine Dame. Dritter Brief	126
Die beiderseitigen neuen technischen, militärischen und politischen Hülfsmittel in dem gegenwärtigen Kriege. Von Dr. Ferd. Pflug	129
Der Bauernkaiser. Historischer Roman von Ferd. Pflug	145
Die Volksmehr von Wasserburg. Eine zeitgemäße Erinnerung von Karl Ruß	151
Aus allen Welttheilen: Der „König Wilhelm" im Kieler Hafen, mit Original-Zeichnung von Lorenz Ritter. Humor des Krieges, mit Originalbild: der erste Gefangne von Prof. Häberlin. Chronik des Kriegs. — Frankreich an der Seine, mit Panoramabild 1 und 2 von Paris, von Heinrich Merte. Der Tag von Weißenburg, mit Originalbild von Prof. Häberlin: Verhaftung eines Weißenburger Bürgers. Chronik des Kriegs, (Forts.). Deutsche Heeresmacht. Französische Fahnen. Kriegs-Anekdoten. Gallische Mordbrennerspuren in Deutschlands Gauen. Robert von Mohl über Turcos und Consorten. Deutsche in Frankreich. Metz. Gallische Geographie. Deutschthum gegen Franzosenthum auf dem Gebiete der Industrie. Aus Castelar's Cortesrede gegen die Sklaverei. Letzter Akt, letzte Scene. Mortlaut des Dogma's der Unfehlbarkeit. Literatur. — Der Putsch von la Vilette. Panoramabild 3 von Paris, von Heinrich Merte. Eine Kriegswurst-Fabrik, von C. F. Liebetreu. Chronik des Kriegs, (Forts.). Kriegs-Anekdoten, (Forts.). Ein lithauischer Dragoner 127. 142. 159	

Aeltere Jahrgänge zu bedeutend herabgesetzten Preisen:

1) **Buch der Welt,** 1843. 44. 45. 46. 47. 48. 53. 54. 55. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67 u. 68. Ladenpreis pro Jahrgang 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl., jetzt **herabgesetzt** auf 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr. S.

2) **Freya,** illustrirte Blätter für die gebildete Welt, jeder Jahrgang mit 48 Bogen Text, ca. 150 Holzschnitten, 18 Kunstblättern in Stahlstich und Farbendruck. Jahrgänge 1866 und 67, früherer Ladenpreis pr. Jahrgang: 3 Thlr. = 4 fl. 48 kr., jetzt **herabgesetzt** auf 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr. pr. Jahrgang.

Prämien werden zu beiden obigen Journalen bei herabgesetztem Preise nicht gegeben, doch stehen solche in Auswahl à 17½ Sgr. = 1 fl. zu Diensten.

3) Journal illustré des Familles. (Passend als Lesebuch für junge Mädchen und zu Geschenken in Instituten). 2 Bände. Ladenpreis à Band 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. südd., **herabgesetzt** auf à Band 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr. südd.

Einbände (jeder Jahrgang bildet 1 Band) werden zum Selbstkostenpreise berechnet, in brauner Leinwand à 9½ Sgr. = 33 kr. südd., in rother Leinwand à 11½ Sgr. = 41 kr. südd.

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Demosthenes'
ausgewählte Reden,
von
A. Westermann.

Vollständig in 12 Lieferungen. 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 48 kr.

Lief. 1. Einleitung. 1. bis 3. Olynthische Rede; 1 Rede gegen Philipp und Rede vom Frieden §. 1 bis 17.
„ 2. Rede vom Frieden §. 18 bis Schluß; 2. Rede gegen Philipp; Rede über die Angelegenheiten im Chersonnes und 3. Rede gegen Philipp.
„ 3. Einleitung. Aeschines' Rede gegen Ktesiphon vom Kranze §. 1 bis 57.
„ 4. Aeschines gegen Ktesiphon vom Kranze §. 58 bis 288.
„ 5. Aeschines gegen Ktesiphon vom Kranze 289 bis Schluß und Demosthenes' Rede für Ktesiphon vom Kranze §. 1 bis 147.
„ 6. Demosthenes für Ktesiphon vom Kranze §. 148 bis Schluß.
„ 7. Rede gegen Leptines, Einleitung und §. 1 bis 164.
„ 8. Rede gegen Leptines §. 165 bis Schluß und Rede gegen Meidias.
„ 9. Rede gegen Androtion und gegen Aristokrates §. 1 bis 66.
„ 10. Rede gegen Aristokrates §. 67 bis Schluß.
„ 11. 1. und 2. Rede gegen Aphobos; 1. und 2. Rede gegen Onetor; Rede gegen Konon §. 1 bis 20.
„ 12. Rede gegen Konon §. 21 bis Schluß und Rede gegen Eubulides.

Heliodor's
äthiopische Geschichten,
von
Theodor Fischer.

Vollständig in 6 Lieferungen. 18 Sgr. = 54 kr.

Lief. 1. Einleitung und Buch 1 und 2, Kap. 1 bis 21.
„ 2. Buch 2, Kap. 22 bis Schluß und Buch 3 und 4, Kap 1 bis 12.
„ 3. Buch 4, Kap. 13 bis Schluß und Buch 5.
„ 4. Buch 6 und 7, Kap. 1 bis 23.
„ 5. Buch 7, Kap. 24 bis Schluß und Buch 8 und 9, Kap. 1 bis 20.
„ 6. Buch 9, Kap. 21 bis Schluß und Buch 10.

Cäsar's, Gaius Julius, Werke,
von
H. Köchly und W. Rüstow.

Vollständig in 11 Lieferungen. 1 Thlr. 3 Sgr. = 1 fl. 39 kr.

Atlas dazu von Rüstow
22½ Sgr. = 1 fl. 18 kr.

Lief. 1. Memoiren über den Gallischen Krieg, von H. Köchly u. W. Rüstow. Vorwort und Buch 1, Kap. 1 bis 45.
„ 2. Gallischer Krieg, Buch 1, Kap. 46 bis Schluß und Buch 2 bis 4, Kap. 1 bis 12.
„ 3. Gallischer Krieg, Buch 4, Kap. 13 bis Schluß und Buch 5, Kap. 1 bis 54.
„ 4. Gallischer Krieg, Buch 5, Kap. 55 bis Schluß und Buch 6 und 7, Kap. 1 bis 24.
„ 5. Gallischer Krieg, Buch 7, Kap. 25 bis Schluß und Buch 8, Vorwort des Hirtius und Kap. 1 bis 3.
„ 6. Gallischer Krieg, Buch 8, Kap. 4 bis Schluß.
„ 7. Memoiren über den Bürgerkrieg, von H. Köchly, Einleitung und Buch 1, Kap. 1 bis 23.
„ 8. Bürgerkrieg, Buch 1, Kap. 24 bis Schluß und Buch 2, Kap. 1 bis 6.
„ 9. Bürgerkrieg, Buch 2, Kap. 7 bis Schluß und Buch 3, Kap. 1 bis 27.
„ 10. Bürgerkrieg, Buch 3, Kap. 28 bis 73.
„ 11. Bürgerkrieg, Buch 3, Kap. 74 bis Schluß.

Epiktet's
Handbüchlein der stoischen Moral und das Gemälde des Cebes von Theben,
von
Carl Conz.

Vollständig in 2 Lieferungen.

Lief. 1. Handbüchlein, Einleitung und Kap. 1 bis 15.
„ 2. Handbüchlein, Kap. 16 bis Schluß und Cebes Gemälde.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Bunzberger; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Giseke; Glaßbrenner; Ludw. Haldich; Hammer; M. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Hundeshagen; L. Kerner; C. L. Kindt; Kraffert; H. Kurz-Bieberstein; Lippert; M. Löher; Lorck; Mühlbach; Oelschlager; H. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhard; J. Rittershaus; M. Ring; L. Rodenberg; A. Roquette-Pichl; Schanz; C. Schmidt; L. Schücking; Schramm; Temme; Turgenjew; L. Venedey; C. Vogt; Waldstedten; Weck; W. Wenzel; Werner, Lad. j. Sen; Wichmann; Wittrock; H. Wurm; Zetlitz ꝛc. ꝛc.

№ 8. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Hogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

4. Leidensgeschichte eines Widerspänstigen in Afrika.

Von **Gustav Rasch.**

Unter den vielen Tausenden von französischen Republikanern, welche die Verbrecher des Staatsstreiches während der verflossenen siebzehn Jahre haben nach Afrika deportiren lassen, sind diejenigen, welche die französischen Militairbehörden in Algerien »récalcitrants« — Widerspänstige — getauft haben, am niederträchtigsten behandelt worden. Es waren, wie ich schon erwähnt habe, diejenigen Deportirten, welche nach ihrer Transportation über das Mittelmeer den französischen Militaircommandanten erklärten, daß, weil sie ohne irgend eine richterliche Verurtheilung gewaltsam nach Afrika gebracht seien, sie sich weder der Zwangsarbeit noch der Internirung unterziehen würden. Sie wurden in die afrikanischen Forts eingesperrt und dort wie widerspänstige Militairsträflinge in der grausamsten Weise behandelt. Aus der großen Zahl dieser ebenso muthigen und charaktervollen als unglücklichen Opfer der bonapartistischen Gewaltregierung will ich die Leidensgeschichte eines Mannes erzählen, der die tausend Martern, die man ihm angethan, glücklich überstanden hat. Er weigerte sich, die Amnestie einer Regierung, die er bis zum letzten Augenblick nicht anerkannte, anzunehmen, kehrte nicht nach Frankreich zurück, sondern blieb in Dellys, einer kleinen Stadt in der Kabylie. Dort konnte man ihn täglich in Begleitung eines mit Holz beladenen Esels kommen sehen. Er zog dann durch die Straßen des Städtchens und verkaufte seine Ladung Holz den Einwohnern. Von dem Ertrage dieses Holzhandels nährte er sich. Er wohnte in einer Hütte, die er sich selbst gebaut hatte. Seinen Esel hatte er „zweiten December" getauft, und wenn er auf den trägen Esel losschlug, so hörte man ihn rufen: »Hue, bourrique! Hue, deux décembre!« — „Hallo, Esel; hallo, zweiter December!" Vor einigen Jahren ist der Mann in Dellys in seiner Hütte unter fürchterlichen Flüchen und Verwünschungen auf „den Mann des zweiten Decembers" gestorben. Die Leidensgeschichte dieses „Widerspänstigen" ist mehr oder minder die Leidensgeschichte aller seiner Gefährten. Sie unterscheiden sich nur in den Details der erlittenen Martern und Qualen.

Der Deportirte, von dem ich hier erzählen will, hieß eigentlich Herault. Er war Seemann und hatte als Capitain eines Handelsschiffes mehrmals die Reise um die Welt gemacht. Seine Kameraden und Unglücksgefährten in Afrika nannten ihn wegen seines kühnen, entschlossenen und energischen Charakters nicht Herault, sondern »Courageux«. Der Capitain Herault ist unter diesem Namen allen Deportirten in Afrika wohlbekannt gewesen; jeder Deportirte, mit dem ich von ihm gesprochen habe, nannte ihn »Courageux«. Ich werde deshalb in meiner Erzählung auch diesen Namen beibehalten. Der Capitain Courageux wurde am 22. Januar 1852 zu Troyes in der Champagne von den bonapartistischen Polizisten verhaftet, weil er sich bei dem Widerstande, den die Stadt dem Verbrecher des zweiten Decembers entgegenstellte, betheiligt hatte. Er wurde in das Stadthaus geführt, wo er schon einige fünfzig andere politische Gefangene vorfand. Auf alle Fragen, welche der Generalprocurator an ihn richtete, erwiderte er nichts als die Worte: „Ich habe Ihnen nichts zu sagen; denn ich erkenne Alles das, was seit dem 2. December in Frankreich geschehen ist, nicht an." Wie sich erwarten ließ, erklärte die „gemischte Commission" des Aubedepartements, vor welche er geführt wurde, diesen tapfern und entschlossenen Mann für „gefährlich"; er wurde mit einigen dreißig Bürgern von Troyes, die sich dasselbe Prädicat erwarben, zu „zehnjähriger Deportation nach Algerien" verurtheilt. Aus Troyes wurde er mit seinen dreißig Genossen im Fellenwagen nach Paris geführt und dort im Fort von Bicêtre eingesperrt. Als er im Fort angekommen war, erblickte er an den Mauern Placate, auf denen Morny allen denen eine gelinde Behandlung und auch gänzlichen Erlaß der Strafe zusicherte, welche sich unterwerfen und die Gnade der Regierung ansehen würden. Das Erste, was Courageux in Bicêtre that, war, daß er die Placate von den Mauern riß. Diese revolutionäre That brachte ihm sein erstes Strafgefängniß ein. Er wurde in ein finsteres Loch geworfen. Kaum war er wieder aus dem Loche herausgelassen, so schalt er einen Soldaten, der einen Greis in das Fort begleitete, welcher von den Gensd'armen in der Umgegend von Paris, wo er sich seit dem 6. December verborgen hatte, ergriffen worden war. Der Gefangene trug schwere Holzschuhe, welche ihm während des langen Marsches zwischen den Pferden der Gensd'armen die Füße blutig gerieben hatten. Mit zitternder Stimme versuchte der Greis den Soldaten gegen die heftigen Vorwürfe Courageux's in Schutz zu nehmen, indem er auf die strenge Disciplin hinwies, welcher der Soldat unterworfen sei. Der Soldat senkte den Kopf auf die Brust und weinte bitterlich. Der Greis mit dem weißen Haar, mit dem weißen Bart und mit den blutigen Füßen in den schweren Holzschuhen war sein eigener Vater ....

Ein in der Nähe stehender Gendarm hatte gehört, wie Courageux den Soldaten anfuhr. Courageux wurde wiederum einige Tage in das dunkle Loch geworfen, worauf er so eben entlassen war.

Im Mai 1852 wurde das Fort Bicêtre von den politischen Gefangenen geleert, welche bis dahin in seinen Casematten eingesperrt und in der miserabelsten Weise behandelt waren. Auch Ollivier's Vater, Demosthènes Ollivier, war eine Zeit lang der Gefangene des Fort Bicêtre gewesen. Emile Ollivier, später Justizminister desselben Mannes, der seinen leiblichen Vater in das Fort Bicêtre einsperrte, spricht in seinem Tagebuche aus damaliger Zeit von der brutalen und niederträchtigen Behandlung, welche sein Vater in Bicêtre erfahren hat. Im Fort Bicêtre befanden sich im Mai 1852 noch 307 politische Gefangene. Sie wurden gezählt wie die Hämmel und über die äußern Boulevards nach dem Bahnhofe geführt. Bei diesem Transporte nach dem Bahnhofe gelang es einem von den Gefangenen zu entkommen. Vor einem Tabakladen auf dem äußern Boulevard zählte der Commandant der Colonne seine Gefangenen und fand nur 306 statt 307. Er trat in den Laden und erkannte oder wollte in einem jungen Menschen, der in dem Laden Tabak verkaufte, seinen entflohenen Gefangenen wiedererkennen. Er ergriff ihn, zog ihn hinter dem Verkaufstisch hervor und führte ihn trotz alles seines Sträubens und Protestirens in die Reihen der vor dem Laden aufgestellten Gefangenen. Der junge Mann behauptete, der Commandant irre sich; Letzterer blieb dabei, er sei der Entflohene. Die Ziffer 307 war wieder voll. Nach dem Bahnhofe marschirten 307 Deportirte.

Die dreihundert und sieben Deportirten wurden auf der Eisenbahn nach Havre geführt und auf der Rhede von Havre auf dem Bertholet eingeschifft. Der Bertholet brachte sie nach Brest. Auf der Rhede von Brest wurden sie auf den Duquetlin umgeladen. Vierzehn Tage brachten sie im Zwischendeck dieses großen Transportschiffes in Gemeinschaft mit Bagnosträflingen aller Art zu. Der Raum war so beschränkt, daß sie buchstäblich auf einander gepackt lagen. Galeerensträflinge und politische Deportirte, wie der Insaß sie durcheinanderwürfelte. Von Matratzen, von Hängematten, von Decken, von Stroh war gar keine Rede. Sie lagen in ihren Kleidern auf den blanken Planken.

Nach vierzehntägiger Tortur im Zwischendeck des Duquetlin wurden die dreihundert und sieben Deportirten an Bord des Mogador gebracht, einer Dampffregatte von sechshundert Pferdekraft. Der Mogador dampfte über das Mittelmeer nach Afrika. Auf der Rhede von Algier wurden sie ausgeschifft. Umgeben von Gensd'armen und Spahis wurden sie aus Algier nach dem drei Stunden entfernten Staatsgefängniß Maison carrée geführt. Wie es in Maison carrée aussah, wie nicht zu ihrer Aufnahme bereit war, wie die unglücklichen Deportirten auf dem Fußboden ohne Decken und Matratzen schliefen, wie erbärmlich die Nahrung war, die man ihnen verabreichte — Alles das habe ich bereits erwähnt. Als ich vor einigen Jahren Maison carrée besuchte, fand ich in den wüsten Räumen dieses Gefängnisses nur Sträflinge afrikanischer Race vor, Neger, Araber, Mischlinge aller Arten und Farben.

Die Deportirten blieben drei Wochen in Maison carrée; dann wurden sie in das verschanzte Lager von Douera geführt. Douera ist zwanzig Kilometer von Algier entfernt. Der Lager-Commandant empfing sie mit einer ganz militärischen Anrede und kündigte ihnen an, daß Lazarene und Gefängniß diejenigen unter ihnen erwarte, welche die Arbeit verweigern und den militärischen Befehlen keinen Gehorsam leisten würden. Da trat Courageux aus den Reihen der Deportirten vor und protestirte in seinem und seiner Kameraden Namen gegen eine Maßregel, die nur dazu diene, sie mit den Militairsträflingen in dieselbe Classe zu bringen und sie demgemäß zu behandeln. Zugleich forderte er die Deportirten auf, sämmtlich die Zwangsarbeit zurückzuweisen. „Ihr seid sämmtlich," sagte er hinzu, „ohne irgend ein richterliches Urtheil nach Afrika deportirt. In ungesetzlicher Weise zusammengesetzte „gemischte Commissionen" haben Eure Deportation beschlossen. Niemand in der Welt hat das Recht, Euch hier mit Zwangsarbeit zu beschäftigen."

Die Ziffer der Männer von Energie und Willensstärke ist immer die geringere. Aus den Reihen der Deportirten von Bicêtre traten nur 52 heraus, die dem Commandanten erklärten, daß sie gegen den Gewaltakt ihrer Deportation protestirten, und das Anerbieten der Zwangsarbeit rundweg abschlugen. Unter diesen 52 „Widerspänstigen" befanden sich drei Artilleristen, welche deportirt waren, weil sie für Republikaner galten, Lucien Babofle, Sohn des ehemaligen Generalcommissärs der Republik im Aube-Departement, Eduard Goulet-Gadan und Saumier, ein alter republikanischer Kämpfer, der in den Junitagen 1848 durch eine Kugel getroffen war, welche ihm in die Seite hinein und aus dem Rücken wieder hinausfuhr, ohne die Gedärme zu verletzen, ein bekannter Schriftsteller, Wilfried de Fonvielle, Bruder Ulrich's de Fonvielle, der bei der Ermordung Victor Noir's durch Peter Bonaparte in Auteuil zugegen war, Beide später Mitarbeiter der Marseillaise, und ein Mann, den man im Lager von Douera den „Erschossenen" oder auch den „Bombardirten" — le fusillé ou le bombardé — nannte. Der Mann hieß eigentlich Boisin und war nur durch ein Wunder am 4. December 1851 der Füsilirung hinter der Barrikade in der Rue Montorgueil entgangen.

Ich halte hier einen Augenblick in meiner Erzählung der Schicksale Courageux's in Afrika inne, um die Erschießung Boisin's zu schildern. Sie bildet einen Beitrag zu den Verbrechen, welche während der drei Tage des Staatsstreiches durch die Männer desselben in Paris vollbracht worden sind.

Am 3. December frühmorgens fand man auf den Mauern von Paris folgendes Plakat angeschlagen:

„Der Kriegsminister, laut des Gesetzes über den Belagerungszustand, verordnet:

„Jede Person, die beim Bau oder bei der Vertheidigung einer Barrikade oder mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, soll erschossen werden.

Der Divisions-General und Kriegsminister
de Saint-Arnaud."

Wie das Verbrechen des zweiten December in der Geschichte unseres Jahrhunderts ohne Beispiel ist, so auch dieser Erschießungsbefehl. Tenot, der Geschichtsschreiber des Staatsstreiches, sagt darüber: „Was man nie gesehen hatte, war, daß ein Kriegsminister im Voraus öffentlich und offen die Verurtheilung zum Tode und zur Hinrichtung decretirte, ohne andere Procedur, als die des Erschießens, welche jede Person treffen sollte, die beim Bau oder bei der Vertheidigung einer Barrikade oder mit den Waffen in der Hand ergriffen würde. Und das Gesetz über den Belagerungszustand, worauf in der Verordnung Saint-Arnaud's hingewiesen wird — das braucht man kaum zu sagen — enthielt nicht und hat nie eine Vorschrift dieser Art enthalten"*).

Dieser grausame und in der Geschichte dieses Jahrhunderts beispiellose Befehl ist am 3. und 4. December 1851 vielfach in Paris hinter den Barrikaden executirt worden. General Magnan sagt in seinem amtlichen Bericht über die Barrikaden der Straße Beaubourg: „Alle Hindernisse wurden im Sturmschritt überwältigt, und die sie vertheidigten, ließen wir über die Klinge springen." In einer Liste von Gefallenen, die nicht zur Armee gehörten, welche Trebuchet, Vorsteher der Gesundheitsabtheilung auf der Polizeipräfectur, hat aufstellen lassen, finden sich sechs Nummern mit der Bemerkung „sind erschossen worden". Am Pont neuf wurde der Gärtner Berger auf Paffo niedergeschossen und in die Seine geworfen. Der Pariser Moniteur vom 6. December bestätigt, daß der Commandirende des Wachtpostens am Pont Saint-Michel einen Gefangenen in der Straße Jerusalem niederschießen ließ. Die Soldaten des 36. Linienregiments erschossen am 5. December Abends ein Weib aus den Volke, welches sie feigenommen hatten. Eine Menge dieser barbarischen Erschießungen haben in der Straße Montorgueil nach Einnahme der dortigen Barrikade stattgefunden. In diesen Erschossenen gehört auch Boisin, der Erschossene des Lagers von Douera. Tenot sagt in seinen berühmten Bucht: „Einer von den Hingerichteten, Herr Boisin, General der Haute-Vienne, war niedergeschossen und todt auf dem Platze liegen geblieben. Er wurde von einer alten Frau aufgehoben und in das Armenhaus Dubois gebracht. Er hatte fünfzehn Wunden, wurde aber doch geheilt. Im Monat März befand er sich in der Genesung, da ergriff ihn die Polizei und sperrte ihn im Fort von Ivry ein. Endlich wurde er nach Afrika deportirt." Nach späteren, durch Boisin an Tenot gemachten Mittheilungen wurde er nach Einnahme der Barrikade leicht verwundet durch die Soldaten in der Loge des Concierge von einem der Rothbartkäufer aufgefunden. Der commandirende Offizier befahl, ihn sofort zu erschießen. Er wurde an eine Mauer gestellt und erschossen. Zwanzig Kugeln trafen ihn, ohne ihn zu tödten. Pompiers fanden ihn, legten ihn auf eine Tragbahre und deckten, um ihn zu verbergen, die Uniform eines geldbeiten Jägers von Vincennes über ihn. Da begegnete ihnen derselbe Offizier, der die Erschießung Boisins befohlen hatte. „Wen tragt Ihr da fort?" fuhr er die Pompiers an. „Einen unglücklichen, halb todten Jäger," erwiderten die beiden Pompiers und so wurde Boisin vor

*) Paris im December 1851 von Eugen Tenot. Paris 1868.

Digitized by Google

einer nochmaligen Erschießung bewahrt — um nach Afrika deportirt zu werden.

Ich lehre nun nach dieser kurzen Abschweifung zu meiner Schilderung der Schicksale des tapfern Courageux zurück. An andern Morgen erschien der General Goyon im Lager zu Douera, um eine Revue über die Deportirten abzuhalten. Die 52 „Widerspänstigen" weigerten sich, sich zur Revue zu begeben und blieben in dem Raum, wo sie eingesperrt waren. Der General kannte wahrscheinlich den Spruch Mohammeds: „Wenn der Berg nicht zu Dir kommt, so gehe selbst zum Berge," und begab sich zu den „Widerspänstigen". Sie empfingen ihn stumm, wie Senatoren des alten Roms. Er trat zu einem noch sehr jungen Mann hinan und sagte zu ihm: „Allem Anschein nach wird Ihre Theilnahme an dem Aufstande gegen den Staatsstreich des Decembers wohl nicht sehr ernster Natur gewesen sein, mein Freund?" Der junge Mann erwiderte auf diese liebenswürdige Mittheilung nichts als: „Ich bin mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Es lebe die Republik!" „Es lebe die Republik!" riefen nun sämmtliche „Widerspänstige". General Goyon entfernte sich stumm, ohne weiter ein Wort zu sagen. Alle vier oder fünf Tage erschien nun der Lagercommandant, um die 52 Widerspänstigen zu fragen, ob sie ihre Meinung geändert hätten und sich zur Zwangsarbeit bequemen wollten? Sie blieben, wie sich erwarten ließ, fest bei ihrem edlen Entschlusse stehen.

Eines Tages erschien der Lagercommandant von Neuem im Raume der „Widerspänstigen". Blühend sehr er die drei Artilleristen an: „Tretet hinaus und begebt Euch in den Polizeihof. Ihr werdet morgen nach Cayenne abreisen."

Courageux erlangte vom Commandanten das Versprechen, daß die drei Artilleristen erst übermorgen nach Cayenne gebracht werden sollten. Der Commandant entfernte sich, und die „Widerspänstigen" gaben nun ihren drei nach Cayenne bestimmten Kameraden ein Abschiedsdiner. Beim Dessert trank man auf das „freie Frankreich" und sang die Marseillaise. Als der Commandant draußen den Gesang der Marseillaise hörte, erschien er abermals, zwei Soldaten begleitet, im Saal der Widerspänstigen und befahl den drei Artilleristen, ihm augenblicklich zu folgen. Er wurde mit dem allgemeinen Ruf empfangen: „Es lebe die Republik!"

Courageux sagte dem Commandanten nun, daß er sein Versprechen nicht halte. Uebrigens hätten sämmtliche Gefangene die Marseillaise gesungen; es sei also gar kein Grund vorhanden, daß die drei Artilleristen allein in's Gefängniß gehrn sollten.

„Nun gut," fuhr der Commandant wüthend auf, „so soll Ihr sämmtlich nach Cayenne. Sofort in den Polizeisaal! Ich werde Euch sämmtlich durchprügeln lassen."

„Vorwärts nach Cayenne! Nach Cayenne!" schrieen sämmtliche Deportirte.

Nun marschirten sämmtliche Deportirte aus dem Saal in den Hof, Courageux voran. Der Hof war rings von Zouaven besetzt. Ihre Reihen öffneten sich und schlossen sich sofort hinter den drei Artilleristen, Courageux, Lucien Labosse und Saunier. Diese sechs waren es, die man züchtigen wollte. Sie wurden in den Saal der Polizei gebracht. Der Commandant gab den Zouaven Befehl zum Laden. Jetzt packte Courageux den Commandanten mit der Faust an der Brust, schleuderte ihn zu Boden und erzwang von ihm das Versprechen, daß die ganze Geschichte vergessen sein und die sechs Widerspänstigen keine Strafe treffen solle. Kaum war er aber der kräftigen Umarmung des tapfern Courageux entwickt und wieder aus dem Saale, so wurden die Thüren von Außen verschlossen und verriegelt. Um zwei Uhr Morgens erschien eine Abtheilung Soldaten und führte die sechs Rebellen nach dem Arresthause von Douera. Am Tage nahm sie eine Compagnie leichter Infanterie in die Mitte und führte sie im Laufschritt von Douera nach Algier. Dort wurden sie in das Fort Babazoun gebracht und in ein schreckliches Loch gesperrt, welches sich fünfzehn Meter unter dem Boden befand. Vier und sechzig Tage, während ihr Proceß vor dem Kriegsgericht instruirt wurde, blieben die Gefangenen in dem entsetzlichen Loche. Nach und nach trafen noch zehn Leidensgefährten ein, politische Deportirte aus Lambessa, die sich geweigert hatten, an der Zwangsarbeit der Sträflinge Theil zu nehmen. Sie waren gleichfalls für Cayenne bestimmt. In dem Loche wimmelte es von Ungeziefer. Die Verzweiflung trieb die unglücklich n sechzehn Deportirten endlich zu einem Fluchtversuch, bei dem sie auf die Plattform des Forts zu gelangen suchten. Der Fluchtversuch mißlang. Der Commandant befahl, sämmtliche Gefangene des Forts in Eisen zu legen. Courageux wurde in ein anderes Loch geworfen, wo er sechzig Stunden mittelst schwerer Fesseln an den Füßen, an den Armen und am Hals an den Boden angeschlossen wurde; die andern fünfzehn Deportirten wurden mit beiden Füßen mittelst einer Kette an einen Balken befestigt. Nachdem sie diese Tortur fünmtlich einige Tage ausgehalten hatten, führte man sie vor das Kriegsgericht.

Das Kriegsgericht wollte nur den drei Artilleristen den Prozeß machen, und sich bei diesem Verfahren der übrigen Deportirten als Zeugen bedienen. Aber diese schlaue Intrigue scheiterte an der Hartnäckigkeit der Deportirten vollkommen. Courageux erklärte, die drei Artilleristen seien ganz unschuldig; die Revolte sei nur von ihm und Saunier ausgegangen. Saunier erwiderte auf die Frage nichts als: „Wenn es nur dreihundert Männer, wie ich und Courageux, in Algerien gäbe, so stünded Ihr jetzt hier vor uns als Angeklagte; wir wären Eure Richter und würden Euch zweifelsohne verurtheilen." Alle andern Deportirten antworteten in ähnlicher Weise. Was war da zu machen! Die dreizehn Deportirten wurden in die erstes Gefängniß in Fort Babazoum zurückgeführt. Die drei Artilleristen wurden zum Tode verurtheilt und aus dem Fort in das Stadtgefängniß gebracht. Den Muth, sie erschießen zu lassen, hatte die Militairbehörde indeß nicht. Ihre Strafe wurde in Zwangsarbeit umgewandelt, welche sie bis zur Amnestie des Jahres 1859 verbüßt haben.

Courageux, Saunier und Labosse wurden wieder in's Lager von Douera geführt. Alle drei wurden endlich krank und in's Hospital gebracht. Im Lager von Douera waren damals nicht weniger als 1200 politische Deportirte. Bei Verrichtung ihrer Zwangsarbeit erhielt Jeder von Seiten der Militairverwaltung nichts als 25 Centimes täglich und ein viertel Litre Wein. Fieber und Dysenterie räumten schrecklich unter den Unglücklichen auf. Von den zwölfhundert Deportirten sind nach und nach dreihundert den Strapazen, dem Klima und der schlechten Nahrung erlegen. In dem Saal des Hopitals, wo die drei Deportirten Aufnahme fanden, waren nicht weniger als siebzig Betten mit Fieberkranken belegt.

Als Courageux wieder von seinem Krankenbett aufstand, setzte er seinen energischen Widerstand fort. Hartnäckig verweigerte er die Uebernahme der Zwangsarbeit. Endlich wurde der Lagercommandant der Kämpfe mit einem so energischen und entschlossenen Manne müde. Man ließ ihn in seiner Baracke in Ruhe, ohne ihn zur Zwangsarbeit heranzuziehen. Aber noch einen Versuch machte der Commandant, um ihn zu bengen. Die im Lager von Douera befindlichen Deportirten erhielten, nachdem die Kleider, welche sie aus Frankreich mitgebracht hatten, gänzlich zerrissen waren, die Bekleidung von Seiten der Militairverwaltung, weil man sie doch nicht nackt umhergehen lassen konnte; die Kosten dieser Kleidung wurden ihnen aber auf ihren Gemeinantheil der Zwangsarbeit zur Last geschrieben und nach und nach in dieser Weise abgezogen. Der Commandant verweigerte nun einen Tages dem tapfern Courageux die Kleidung, wenn er sich nicht zur Theilnahme an der Arbeit entschlösse. Das schreckte Courageux aber gar nicht. Nackt wie Adam verließ er seine Baracke und entschuldigte bei Jedem, den er auf seinem Wege traf, sein indecentes Erscheinen damit, daß er ergählte, der Commandant habe ihm die Kleider wegnehmen lassen. So zwang er den Lagercommandanten, ihm seine Kleidung zurückzugeben, wie er ihn bereits gezwungen hatte, ihm Wohnung und Lebensunterhalt umsonst zu verabreichen. In dieser Lage blieb Courageux im Lager von Douera bis zum Jahre 1859, wo sich die Staatsstreichsmänner des December veranlaßt sahen, die in Folge des Staatsstreichs deportirten Republikaner zu amnestiren. Aber der alte Republikaner nahm die Amnestie der bonapartistischen Gewaltherrschaft ebenso wenig an, wie er die Internirung und die Zwangsarbeit angenommen hatte. Er erklärte, nur nach dem „freien Frankreich" zurückkehren zu wollen, und zog sich nach Dellys in der Kabylie zurück. Als ich im Jahre 1865 Dellys besuchte, fragte ich nach Courageux. Jedermann hatte ihn gekannt, Jeder ihn gesehen, wie er, seinen Esel neben sich, Holz verkaufend in den Straßen von Dellys umherging. Jeder ihn gehört, wenn er mit dem Stock auf den Rücken des Esels schrie und dabei ausrief: „Halloh, Esel; halloh, zweiter Decembre!" Der tapfere Deportirte war im Herbst 1864 unter Verwünschungen auf „Bonaparte und den zweiten December" gestorben.

Digitized by Google

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung von Seite 100.)

IV.

Bevor wir die später sich entwickelnden Scenen betrachten, ist es nöthig, den Schauplatz derselben ein wenig in's Auge zu fassen.

Das Schmolke'sche Haus war im Innern ziemlich einfach eingerichtet. Aus dem geräumigen Hausflur, in welchem einige große Schränke und Truhen standen, betrat man rechts das uns schon bekannte Wohnzimmer, an welches nach der Hinterseite zu das Schlafzimmer Lina's und der beiden Kinder stieß. Links vom Flur lag das Zimmer Schmolke's, zu welchem, da das Haus auf feuchtem Grund gebaut war, ebenso wie zum Wohnzimmer einige Stufen in die Höhe führten. Direkt aus dem Hausflur gelangte man in die Küche, aus welcher nach der Hinterseite des Hauses auch eine Thür führte, welche stets verschlossen gehalten wurde. Im oberen Stockwerke befanden sich noch zwei kleinere Giebelstuben, die jedoch nur zur Aufbewahrung von Sachen benutzt wurden.

Im Wohnzimmer brannte noch Licht. Vor dem in der Ecke des Zimmers stehenden Schranke aus dunkelgebeiztem Nußbaumholz kniete Lina, mit dem Ordnen der darin liegenden Wäsche beschäftigt. Doch schienen andere Gedanken sie in Anspruch zu nehmen; mit unverkennbarer Aengstlichkeit in den heute etwas angegriffenen Zügen trat sie von Zeit zu Zeit an das Fenster, um auf das Geräusch draußen zu horchen.

Eben hatten von dem Thurme der alten Hauptkirche zwölf Schläge durch die stille Nacht und die Wächter verkündeten unter langgezogenem Hornruf die Mitternachtsstunde, als sie draußen vorsichtige Tritte zu vernehmen glaubte. Eilig sprang sie auf und lauschte. Die Gartenpforte knarrte leise und jetzt hörte sie dicht vor dem Fenster ein leises Räuspern. Wie unschlüssig ging sie hin und her im Zimmer, dann eilte sie leise durch den Flur nach der aus der Küche in's Freie führenden Thüre, öffnete diese geräuschlos, und bald darauf trat sie mit zwei in dunkle Mäntel gehüllten Gestalten, in denen wir, nachdem sie letztere abgelegt, Blücher und Werner erkennen, in's Zimmer.

In der gegenüberliegenden Stube, welche der Vater bewohnte, herrschte tiefe Ruhe und Dunkelheit.

Vor kaum einer Stunde war Schwan in ziemlich erheiterter Stimmung nach Hause gegangen, und der noch starke Duft von Tabaksqualm und Weinduft, sowie die Zahl der geleerten Flaschen bewies, daß Schmolke mit seinem Gast nicht gerade mäßigem Genusse sich hingegeben. Deutlich hörte man in dem großen dunkeln Zimmer das Tikkak der alten Wanduhr, und aus dem durch eine offene Thür mit großen grünen Vorhängen verbundenen Alkoven die tiefen Athemzüge eines Schläfers. Die späte Mahlzeit oder der reichlich genossene Wein schienen Schmolke's Schlaf zu beunruhigen; Röhrend und unzusammenhängende Worte murmelnd wälzte er sich auf dem Lager umher.

Da wurde leise die Thür geöffnet, und in der einen Hand ein Licht tragend, welches durch die vorgehaltene Hand geschützt eigenthümliche Streiflichter warf, trat eine hohe weiße Gestalt die drei Stufen hinan in's Zimmer. — Blücher, denn diesen erkennen wir sofort in der Verammnung durch die lange weiße Bettdecke, welche nur den oberen Theil des Gesichtes frei ließ, näherte sich leise dem Alkoven und ließ nun einen Moment den vollen Lichtschein auf das gerötete Gesicht des Schläfers fallen.

„Was wollt Ihr?“ murmelte Jener noch im Schlafe.

Jetzt öffnete er, durch den Lichtschimmer geblendet, ein wenig die Augen.

„O mein Gott!“ rief er ängstlich, als er die stumm vor ihm stehende weiße Gestalt erblickte . . . „Du bist es, Therese! — — Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — — —

Die Gestalt erhob sich trotz der Beschwörung vor seinen noch traumverwirrten Blicken, wie ihm schien, zu übermenschlicher Größe.

„Du willst mich strafen, Therese! Ach ich weiß, was Du von mir willst!“ — — — —

Kein Laut antwortete dem in kaltem Angstschweiß Gebadeten, der sich angstvoll im Bette aufzurichten versuchte.

„Nein! Nein! Er soll sie nicht haben. — Du weißt ja, ich habe sie immer lieb gehabt! Aber ich bin arm, — sehr arm!“

Die Gestalt schüttelte lautlos den Kopf, aus welchem zwei gespenstige Augen den Zitternden anstarrten.

„Nun gut! Ich weiß, Du wünschest, daß sie den Andern heirathe. Ich will ja gern Deinen Willen thun. Sie soll den Unteroffizier haben. Ich will nicht mehr dagegen sein.“

Wieder schüttelte die Gestalt den Kopf.

„Du glaubst mir nicht!“ fuhr Jener fort, der sich jetzt halb aufgerichtet hatte und im Bette kniete, — zum großen Ergötzen Blüchers, der kaum vor Lachen an sich halten konnte.

„Schwöre!“ murmelte eine tiefe Grabesstimme.

„Nun ja, ich schwöre es,“ flüsterte Jener, indem er die zitternde Rechte zum Schwur emporstreckte. „Aber, jetzt gehe! Verlaß mich! Ich sterbe, wenn Du noch länger bleibst.“

Die Gestalt nickte feierlich und zog sich langsamen Schritts nach der Thüre zurück. —

Eben war sie im Begriff, durch den Ausgang zu verschwinden, als Schmolke, der allmälig von seiner Schlaftrunkenheit und Angst sich zu erholen begann, ein Stolpern, einen leisen Fluch und den Fall eines schweren Körpers auf den nach dem Flur führenden Stufen hörte. In gleicher Zeit war das Licht erloschen und tiefe Dunkelheit erfüllte das Gemach.

So groß auch der Aberglaube Schmolke's und die Verwirrung durch den Schlaf und den vorhergenossenen Wein war, jetzt war er durch das laute Geräusch völlig nüchtern geworden und erblickte, zwar noch mit einem Gefühl von Furcht aber doch jetzt bei klarem Bewußtsein, durch die noch nicht geschlossene Thür auf dem Flure einen Lichtschimmer. — Nach kurzem Bedenken erhob er sich rasch vom Bett, warf schnell den weiten Hausrock über und eilte noch etwas schwankenden Schrittes, jedoch vorsichtig, dem Hausflur zu, auf welchem er, als er näher kam, leises Flüstern zu vernehmen glaubte. Geräuschlos öffnete er die nur angelehnte Thür und . . . kaum traute er seinen Augen bei dem Anblick, der sich ihm darbot. —

Blücher hatte, während er die Rolle des Geistes spielte, bei dem Anblick des jämmerlichen alten Frömmlers kaum sein Lachen verbergen können. Als er sich langsam zurückzog, hatte er auf das Ende des lang nachschleppenden Lakens getreten und war ziemlich unsanft die drei nach dem Flur führenden Stufen hinabgestallen. Eben waren draußen Lina und Werner, welche mit angehaltenem Athem gelauscht hatten, beschäftigt, Jenen das Laken abzunehmen und die vom Falle etwas klaubig gewordene Uniform abzuklopfen, wobei Blücher erzählte, wie leicht ihm Schmolke's Angst seine Gespensterrolle gemacht habe, als eine leises Knarren der Thür sie aufschauen ließ.

„Herr Gott! der Vater!“ flüsterten kaum hörbar Lina's Lippen, während sie sich unwillkürlich bei dem Schreck an Werner schmiegte, als ob sie bei diesem Schutz vor dem drohenden Ungewitter suchen wollte.

Dunkelroth theilt aus Scham, theils aus Aerger über den ihn überraschenden Anblick, — die weiße Nachtmütze auf den wirren Haaren, die langen magern Glieder unvollständig durch den schlotternden Schlafrock verhüllt, erschien Schmolke, jetzt selbst einem Gespenst ähnlich, unter den Erschrecken. —

„Was Du, nichtsnutziger Hallunke, hier in meinem Hause!“ herrschte er wüthend Werner an, der verlegen an seinen langen Bartzipfeln zupfend vergebens eine Entschuldigung zu stottern versuchte.

„Und die Dirne mit im Bunde gegen ihren Vater? Wartet, das soll Ihr mir büßen!“

„Und wer ist denn das Gespenst, das sich zur Nachtzeit in fremde Schlafstuben schleicht und die Leute zu Tode erschreckt?“ wandte er sich höhnisch an Blücher, der, selbst einigermaßen überrascht, jetzt vortrat und dem Zornigen ruhig in's Gesicht blickte.

„Schämen Sie sich, alter Sünder, solche Reden gegen Ihre Tochter zu führen. Ich meine, Sie hätten das arme Kind genug gequält; und Sie haben genug der Sünde an Ihrer unglücklichen Frau gut zu machen!“

Die niederschlagenden Worte, der imponirende Blick Blüchers schüchterten den Schreier sofort ein.

„Wie? Sie sind es, Herr Lieutenant!“ stammelte er verwirrt, als er das ihm wohlbekannte Gesicht seines früheren Vorgesetzten erkannte, dessen Energie er in seiner Dienstzeit oft genug kennen und fürchten gelernt, indem er unwillkürlich die kaum noch darauf haftende Nachtmütze vom Kopfe zog. „Sie haben sich einen Spaß gemacht?“

Mit kurzen Worten setzte ihm Blücher das ganze Sachverhältniß

Digitized by Google

auseinander, was Jener zuerst mit Aerger, später mit großer Beschämung mitanhörte.

„Sie sehen ja," schloß er, indem er auf Werner zeigte, der die sich gar nicht Erkühnende Lina immer noch im Arme hielt, — „wie lieb sich die Beiden haben. Uebrigens" — fügte er lächelnd leise hinzu — „Sie selber haben ja Ihrer Frau versprochen, sie ihm zu geben."

„Dem Habenichts!" brauste Jener bei der Erinnerung an seine schmähliche Gespensterfurcht auf, indem er sich gegen Werner wandte, der ihm ein geeigneter Gegenstand für seinen Zornausbruch zu sein schien — „Nimmermehr, eher soll mich — — —"

„Fluchen Sie nicht mehr!" unterbrach ihn Blücher belästigend. „Uebrigens ist der Unterschied nicht so arm als Sie meinen; erstens ist er ein stattlicher Kerl, den sich Jeder gern zum Schwiegersohn wünschte, der sein gutes Auskommen hat, und der, das kann ich ihm prophezeien, nächstens Wachtmeister wird; und dann" — hierbei holte er mit raschem Entschluß aus der engen Tasche des knappen Attilas die uns schon bekannte, ziemlich gewichtige Börse hervor, die er dem dadurch völlig verwirrten Werner in die Hand drückte — „ich denke diese vierhundert Thaler werden wohl zu seiner ersten Einrichtung hinreichen, wenn der Schwiegervater noch ein Weniges hinzulegt."

Schmolke stand, ohne etwas zu erwidern, überlegend da, indem er verwundert bald den Leutenant, bald Werner anblickte, der über das reiche Geschenk noch immer sprachlos war. Es war ein hübsches Paar, das mußte er selbst gestehen, wenn er dagegen an Schwan dachte, und dann, — der Skandal in der Stadt, wenn die Geschichte ruchbar wurde — —

„Nun?" fragte Blücher.

„Vater!" rief jetzt Lina, indem sie sich weinend mit Werner dem Alten zu Füßen warf.

„Nun! Meinethalben! Ich muß ja wohl!" sagte Jener endlich. „Aber was soll ich Schwan sagen?"

„Ich rathe Ihnen," unterbrach ihn Blücher, „sich mit dem Hallunken nicht weiter einzulassen, diese Galgenphysiognomie sehen wir gewiß noch baumeln." —

„Nun, Ihr beiden Turteltauben," wandte er sich an Werner und Lina, welche vor Freude lachend und weinend sich in den Armen lagen und bald ihm, bald dem Vater die Hand küßten, „ich wünsche Euch von Herzen Glück; ich denke, Ihr werdet mich auch zur Hochzeit einladen, und . . . . zur ersten Kindtaufe!" fügte er lachend leiser hinzu.

Während Schmolke jetzt ganz gerührt über die Seligkeit seiner Kinder lächelte und Lina an Werners Brust ihr erröthendes Gesichtchen versteckte, hatte Blücher seinen Mantel umgenommen und eilte, indem er die Glücklichen sich selbst überließ, still in tiefen Gedanken durch die dunkle Nacht seiner einsamen Wohnung zu.

(Schluß folgt.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 107.)

7.

Die Verschwörung des Herzogs von Berwick.

Bleich und geisterhaft, von dem aufsteigenden Nebel mit einem zitternden Gewande bekleidet, lag im Schimmer eines matten Mondlichtes das Romney-Moor. Gleich einem feurigen Cyklopen-Auge flammte das Licht am Fenster des Hauses, das Hunt der Schmuggler bewohnte. Die tiefste Stille herrschte wie immer rings in der Gegend und sie wurde nur durch den einsinnigen Ruf der Unken gestört, die in großer Menge die stehenden Gewässer des Moores bewohnten und denen die Fulen in den Blockmanshouses zu antworten schienen. Zuweilen änderte sich die Einförmigkeit der Szene ein wenig, aber diese Aenderung war nur unbedeutend. Es huschte nur ein Schatten hier und dort durch den blaßsilbernen Streifen, den das Mondlicht zwischen die dunklen Tümpel zog. — Einige Male tauchten zwei oder drei solcher Schatten zugleich auf oder sie fließen, von verschiedenen Richtungen kommend, gegen einander — aber alle nahmen ihren Weg nach dem großen dunklen Punkte, der inmitten des Moores und des glänzenden Nebels lag; nach dem Hause des Schmugglers. Wenn sich einer dieser Schatten der Hausthüre nahte, dann konnte man ein leises Pochen hören — darauf sprachen zwei Stimmen hinter einander gewisse Wörter — dann zuckte es hell auf wie ein Blitz durch den Nebel, die Thür ward geöffnet, die Schatten verschwanden im Hause.

„Wer sind jene Leute dort am Kamin?" sagte Berwick zu Charnock.

„Es sind die Herren King, Chambers und Courtenay."

Der Ort, wo sich der Herzog, Charnock und Barclay befanden, war der kleine Raum hinter dem Täfelwerk, welches sich zurückschieben ließ, und hinter dessen Platten die Treppe zum Schlafzimmer Berwicks aufstieg. Der Herzog von Berwick hatte die Falze des Täfelwerkes ein wenig gelüftet, so daß er in den Saal und die Eintretenden sehen konnte, die sich nach und nach versammelten.

„Jetzt kommen zwei wichtige Männer," sagte Charnock flüsternd. „Es sind Maxwell, der Major Lowick — da erscheint auch der alte Clifford."

Wieder öffnete sich die Thür, ein kräftiger Mann, dessen entschlossene Miene jeder Gefahr zu trotzen schien, trat in den Saal und reicht Clifford die Hand.

„Das ist Fergusson, der Schotte — jetzt kommt Sir Roger l'Estrange — der ihm folgt, ist der Doctor Petersen, ein sehr gelehrter Mann, dessen wir bei Abfassung unserer Schriften bedürfen."

Berwick nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Ihr seht jetzt den Sir Wolbank, er kommt mit Lord Courtenay — ah — da ist auch Howard und selbst Brice und Dinant, die edlen Herren, fehlen nicht."

„Wer ist der Mann, der dort in's Zimmer tritt und auf den Alle zugehen?"

„Das ist einer unserer Hauptführer. Es ist George Porter."

Die hinter dem Gesäfel Lauschenden vernahmen nun bald mehr bald weniger heftige, durcheinander schreiende Gespräche der Anwesenden. Hunt und sein Diener liefen ab und zu, sie brachten Weinund Bierkrüge herbei, die Versammelten setzen sich auf die Sessel, es bildeten sich Gruppen, die heftig gestikulirten. Endlich hörte man, wie Lord Howard laut sagte: „Sir Porter, wir müssen beginnen — auch ohne ihn."

„Gut, Mylord, ich werde den Abgesandten des Königs rufen," sagte Porter. Er ging und klopfte leicht an das Täfelwerk. Im Saale war Stille eingetreten — Berwick schob das Gesäfel zurück. Er hatte ein besonders festliches Kleid angelegt und trat mit einen Schritte unter die Versammelten. Bei seinem Anblick erhoben sich Alle — anfangs erstaunt und prüfend — dann aber rief plötzlich Lord Howard: „Auf die Knee, Ihr Anhänger des Königs! Jakob Stuart hat uns seinen Sohn gesendet. Es ist Lord Fitz Jakob, Herzog von Berwick, der vor uns steht."

Die Verbündeten liefen einen Jubelruf ertönen, sie umringten den Herzog, der ihre Hände schüttelte und sie vom Niederknien zurückhielt. Jetzt erkannten ihn erst Viele der Anderen, sie hatten seit langer Zeit den Lieblingssohn des verbannten Königs nicht gesehen — sein Antlitz war männlicher geworden, seine Stimme aber tönte wohlbekannt in ihre Ohren, als er rief:

„Ich danke, meine Freunde, im Namen des Königs."

Berwick's Erscheinung übte mächtigen Einfluß. Mehr als jede Betheißung oder Proclamation wirkte der Anblick dieses Prinzen.

„Sie sehen, meine Freunde," rief Charnock, „daß ich nicht zu viel verhieß, als ich Ihnen bei unserer letzten Zusammenkunft die Anwesenheit eines hohen Gesandten König Jakobs versprach."

Berwick ließ sich die eingetnen Personen vorstellen, er hatte in der That nicht auf so ansehnliche Namen und Männer gerechnet. Als Porter ihm präsentirt wurde, schüttelte Berwick die Hand des Beschworenen. „Ich höre, Ihr seid einer der Besten, Sir, — Euer Eifer, Eure Umsicht fördern die Sache zumeist. Ihr sollt nicht umsonst gearbeitet haben — der König wird Euch lohnen, wenn er nur erst wieder in Whitehall eingezogen ist."

„Hoheit," entgegnete Porter, „die Sache sieht gut aus — wir dürfen aber nicht auf halbem Wege stehen bleiben." Er machte eine bezeichnende Geberde.

„Sieht nicht zu heftig vor," warnte Berwick, seine Stimme dämpfend. „Es ist seltsam mit den Engländern, wenn es zum Blutvergießen bei einer Verschwörung kommen soll, wenn es sich um ein Wegschaffen des Feindes durch Dolch oder Kugel so ans dem Hinterhalte her handelt — dann schrecken sie zurück. Es findet sich immer Einer unter den Verschworenen, der die Sache verräth. Fel-

Digitized by Google

tun war mit Niemand im Complott, darum gelang ihm der Anschlag."

„Nun, Hoheit," sagte Porter. „Ich würde den Oranier auf mich nehmen." Berwick fühlte trotz seiner Entschlossenheit dennoch ein leises Frösteln, als er so dicht neben dem Manne stand, der seinen schrecklichen Entschluß mit der größten Kaltblütigkeit offenbarte.

„Nun — nun," sagte er; „vielleicht ist es auch mit einer Entführung abgemacht. Meiden wir Blutvergießen, wenn es angeht."

Porter schüttelte das Haupt, als wolle er sagen: Ihr seid ein matter Verschwörer.

„Genug jetzt," sagte Berwick laut. „Ich denke, meine Freunde, wir lassen die Berathung beginnen."

„Es ist Alles bereit, Hoheit," antwortete Charnock. „Beginnen wir."

Die Verbündeten nahmen Platz. George Porter schien mit den Augen Etwas zu suchen — er musterte jeden Winkel des Saales und sein Antlitz blickte finster, als er das nicht gefunden hatte, was ihm so überaus wichtig schien. Berwick trat in den Kreis.

„Ich darf annehmen," begann er, „daß ringsum Alles sicher ist?"

„Vollkommen, Hoheit. Die Wachen sind ausgestellt. Sobald Gefahr naht, geben sie uns Zeichen. Dieses Haus enthält der verborgenen Ställen genug. Die Pferde derjenigen Herren, welche einen Ritt hierher thun mußten, sind im Hanse Stall untergebracht," sagte Charnock.

„Also denn — meine Herren — hier stelle ich Sir George Barclay vor, Bevollmächtigten Seiner Majestät Jakob des Zweiten. Wie ich gehört, wie ich erkundet, befindet sich die Unternehmung im besten Fortschreiten. Kent, Sussex, Essex und Middlesex, auch Surrey sind mit Freunden angefüllt, welche im entscheidenden Augenblicke zu den Waffen greifen werden. Achtundvierzig große Waffendepots sind errichtet, die nöthigen Gelder sind vorhanden, hier ist die Liste aller unserer Bundesgenossen, so wie von deren Dienststerken und Pächtern, auf welche wir uns im Augenblicke der Entscheidung verlassen können. Meine Freunde — ich habe nie daran gezweifelt, aber ich wollte doch mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, um dem Könige so viele Liebe, so viel Anhänglichkeit berichten zu können. Es wird von des Königs Seite Alles geschehen, um diese Anstrengungen zu Gunsten seines Hauses kräftig zu unterstützen. Der König hätte wieder eine Proclamation senden können — Lord Barclay hätte genügt, wenn er mit dem Schreiben des Königs über den Kanal gekommen wäre, aber ich wollte Euch Allen den Willen Seiner Majestät verkünden, Ihr müßt wissen, daß der König ernstlich entschlossen ist, Alles gegen den Räuber seiner Krone zu wagen. Ich bin das verkörperte Wort des Königs — ich, in dessen Adern sein Blut rollt — ich komme Euch aufzurufen im Namen Jakobs des Zweiten, des Vaterlandes und der Religion. Wie lange sollen noch die besten Kräfte Englands in nutzlosem Kriege vergeudet werden? Dieser Oranier ruft die halbe Welt in Waffen gegen sich und England, wenn man ihn nicht stürzt. Kaum ist ein ungeheurer Feldzug beendet — und es droht schon der zweite. Noch sind die Wahlen zum Parlamente nicht vorüber, noch gegangen und es bereitet sich schon eine neue Welt vor zur Unterstützung kriegerischer Operationen des Oraniers in den Niederlanden — saget das Euren Pächtern — Euren Dienstleuten, verkündet es in den Städten und Dörfern, daß der Räuber von Stuarts Krone auch ein Räuber der friedliebenden Bürger ist — daß er die Kraft des Landes vergeudet, um sich, sich allein den Thron zu befestigen, der fortwährend wankt unter ihm, weil hochherzige Kämpfer in und außerhalb dieses Landes nicht ruhen werden, bis Wilhelm der Oranier hinausgeweischt ist, über das Meer hinweg, und Jakob Stuart wieder in London einzieht. So lange also der Thronräuber sich bläht und brüllt zu Whitehall und Westminster, wird England nimmermehr Frieden haben. Sein Sturz allein sichert die Ruhe. Aber meine Freunde, ein Zweites ist zu bedenken: die Religion ist bedroht. Ich spreche nicht nur zu den katholischen, ich spreche auch zu den protestantischen Anhängern König Jakobs. Wie lange wird es dauern, und das Geschmeiß der Jansenisten zerrümmert den Protestantismus, während die Katholiken bedroht sind durch die Bevorzugung der Whig-Partei, welche nur den Atheismus predigt — deren Mitglieder ein Bündnis heraufschwören wollen. Jakob Stuart wird sich feierlich verpflichten, die Religionen zu achten — keine Maske der Duldung wird er vornehmen, wie dieser Oranier es thut, um hinter derselben die frommen Bekenner desto sicherer zu verderben. Also sein Friede auf dem Gebiete der Kirche, so lange der Oranier steht — sein Sturz allein schichtet den Streit."

Er machte eine Pause und Lord Howard ergriff das Wort.

„Hoheit," begann er, „Sie haben mit kurzen Worten des Königs Willen ausgesprochen — seine Billigung uns verheißen. Die, welche Sie hent hier versammelt sehen, bilden nur einen kleinen Theil der Masse von Anhängern König Jakobs. Wir wollen für ihn einstehen und wenn es auch nicht möglich ist, Alle, die für Stuart sich erheben werden, zusammenzurufen, so darf ich doch sagen: wir, die hier anwesend sind, gelten so viel, daß unsere Genossen vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit sein, daß sie die Entschlüsse billigen werden, die wir hier fassen, daß sie das, was wir ihnen mittheilen, glauben werden, als hätten sie es gehört mit eigenen Ohren. Aber, Hoheit, deshalb eben ist es unsere Pflicht, die wichtige Sache der Erhebung nicht eher als gerecht anzusehen, bevor wir nicht Eines wissen: wie gedenkt König Jakob uns Hilfe zu leisten? Der Oranier ist ein großer Kriegsmann, sein Heer ist schlagfertig und ihm noch ergeben. Wir können nicht eher den Degen ziehen, bevor nicht König Jakob mit einer Hilfsarmee an den Küsten Englands gelandet ist. Wir dürfen das Blut unserer Söhne, Enkel, Unterthanen nicht leichtsinnig preisgeben einem ungewissen Erfolge. Wenn wir mit einer Hilfsarmee Hand in Hand gehen, dann ist der Sieg gewiß."

„Lord Howard," sagte Berwick, „Sie haben gesprochen, wie ich es von dem Edelmanne, dem weisen Kenner des Landes erwarten durfte. Aber der König hat auch daran schon gedacht. Mit Rücksicht darauf, daß seine Anhänger in England zahlreich genug sind und den Degen bereitwillig ziehen werden, hat König Jakob bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Er hat die feierliche Zusage des großen Bundesgenossen, des Königs von Frankreich, Ludwigs des Vierzehnten: an dem Tage, wo hier in England die Jakobiten sich erheben, landet an der Küste von Kent eine französische Armee. Ludwig kann seine Truppen jetzt entbehren, seit dem Fall von Namur hat er Leute genug übrig. Den Oberbefehl übernimmt der berühmte Boufflers, schon werden in Calais die Vorbereitungen getroffen, Stadt und Hafen wimmeln von Soldaten und Schiffen — die besten Truppen sind ausersehen — hier in England Mißbehagen überall, eine Finanzkrisis in Aussicht, Mangel an Geld, Zweifel in die Sicherheit der Maßregeln der Regierung. Sie sehen es deutlich, meine Freunde: diese Reise Wilhelms ist nur eine Prüfung der Stimmung, ein Mittel durch falsche Freundlichkeit die Gemüther sich geneigt zu machen — Ihr seht, wie unsicher er sich fühlt — o meine Freunde, nur Eures Willens bedarf es, rüstet Euch und steht auf für Jakob Stuart, mit einem kräftigen Stoße wird der Koloß der Ungerechtigkeit von seinen thönernen Füßen herabgestürzt."

„Wir werden ihn stürzen!" riefen einige Stimmen.

„Wir werden rütteln an ihm, — an dem Tage, wo die verheißene Armee Ludwigs an Englands Küsten landet — eher nicht," sagte mit fester Stimme Lord Clifford. „Was Howard sagte, sage auch ich."

Berwick schwieg betroffen — er hatte schnelleres Eingehen der Ebelleute auf seine Vorschläge erwartet.

„Die Verheißungen der Franzosen sind nicht lockend für Engländer," sagte der düstere Ferguson; „schon zwei Mal haben wir vergeblich gewartet."

Berwick wartete einige Minuten, während welcher die Versammlung in tiefstem Schweigen verharrte, dann sprach er: „Ich bitte Lord Barclay, die Proclamation König Jakobs zu verlesen."

Barclay entfaltete ein Pergament, es war mit dem in silberner Kapsel ruhenden Siegel Jakob Stuarts versehen. Barclay begann zu lesen: „Der König fordert seine getreuen Unterthanen auf zu den Waffen zu greifen, die Regierung des Thronräubers zu stürzen, die blutigstrn Kriege gegen ihn zu führen, Festungen und Städte zu nehmen." Als er gegen den Schluß kam, erhob Barclay seine Stimme: „Männer von England," las er, „Ich, Euer König, weiß gar wohl, daß es nicht immer die großen Schlachten sind, in denen das Große gethan wird für eine heilige Sache. Es ist oft ein einziger Mann, eine sichere Hand, ein klug geleiteter Ereignis, das da große Wendungen hervorbringt. Ich ermächtige jeden meiner Anhänger, in meinem Namen zu verfahren wider den Thronräuber Wilhelm von Oranien, wie es eben die Nothwendigkeit erheischt, wie es der Dienst des rechtmäßigen Königs, der ich bin, verlangt, wie es die Pflicht jedes Unterthanen ihm gebietet, und ich entbinde die treuen Anhänger der Stuarts von allen menschlichen und gesetzlichen Pflichten gegen den besagten Wilhelm von Oranien. Gegeben unter unserem Insiegel zu Saint Germain im Januar des Jahres 1696. Jakob II. von England, Irland und Schottland." (Forts. f.)

Digitized by Google

Berliner Skizzen.

Von **Dr. Otto Löwenstein.**

Es ist natürlich, daß die gewaltige Veränderung, die vor wenigen Wochen die Weltlage erfahren, indem der kleine Neffe eines großen Onkels, welcher jenem nur die Herrschsucht, die Kriegslust und die Geringschätzung des gegebenen Wortes, geschlossener Verträge, nicht aber auch sein Genie vererbt hat, indem jener gebrüte Verbrecher Europa aus friedlicher Sommerruhe aufscheuchte, um seiner Mordlust und Eroberungsgucht zu frönnen — es ist natürlich, daß jene Veränderung sich auch äußerlich in der Stadt bemerklich machen mußte, die die Residenz des von Napoleon angefeindeten deutschen Fürsten ist. Der Fremde würde das Berlin von heute nicht wieder erkennen, wenn er es vielleicht früher zur Sommerzeit besuchte oder es aus Schilderungen und Berichten kennt. Man muß wissen, wie ausgestorben sonst die nordische Metropole, der Mittelpunkt von des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse, sonst in den Monaten ohne r, man muß das Contingent von Badegästen kennen, das Berlin in allen deutschen und österreichischen Bädern, das Heer von Vergnügungsreisenden, das es in Deutschland, Italien, der Schweiz und in den europäischen Hauptstädten um diese Zeit stellt, um die ungeheure Wandlung, die sich seit einigen Wochen vollzogen, gebührend würdigen zu können.

Staub und Hitze hindern nicht, daß ungeheure Volksmassen auf den Straßen sich hin- und herdrewegen, Militär aus allen Truppengattungen und Regimentern, mit den schwarzen Menschenknäueln seltsam contrastirend, machen das Bild nur malerischer; schwere Lagerkehrwagen und unaufhörliche Eisenbahnzüge auf der Verbindungsbahn, dahinsausende Couriere gewähren einen großartigen Anblick.

Wo ist die sonst so stille Zeit, die sich auf den Gesichtern abspiegelte? Ueberall sieht man erregte, bewegte Mienen, Alles ist in lebhaftem Gespräch begriffen *). In dem Auge der zarten Jungfrau, der jungen Gattin glänzt die Thräne des Abschiedes, das Gesicht des jungen Studenten, der dahinzieht, sich freiwillig zu stellen in dem Kampfe gegen den Verächter der deutschen Ehre, glänzt Begeisterung; bange Sorge zeigt jenes würdige Antlitz der Matrone, die ihre drei Söhne in den Krieg schickte und nun selber in das Bureau des vaterländischen Frauen-Vereins eilt, um auch ihr Weis ihr Theil mitzuwirken an dem großen vaterländischen Werke. Mit eiligen Schritten jagt der Zeitungsreporter, der eben eine wichtige Nachricht empfangen, in das Redaktionslokal, der Finanzmann stürzt auf die Börse mit vor Erregung zitternder Miene; der eben eingekleidete Landwehroffizier grüßt, die weiß behandschuhte Rechte an den Mützenschirm legend, stolzen Blicks nach jenem Fenster hinaus, an dem zwei blaue Mädchenaugen mit seltsam getheilten Gefühlen den Gruß erwiedren.

Eine ungeheure Menschenmenge wälzt sich jene schönste Straße entlang, die sich „Unter den Linden“ betitelt, an ihrem Ausgange das Brandenburger Thor mit der Siegesgöttin zeigt, und an ihrem andern Ende das königliche Palais, vor dessen Thoren die Statue Friedrichs des Großen, von Rauch's Meisterhand geschaffen, Wache hält. Sie strömen Alle zusammen bei jenem Schlosse, um den König zu begrüßen, der das gegen das deutsche Volk gerichtete Attentat so mannhaft abgewehrt hat. Der König erscheint auf der Rampe des Schlosses, er will reden, aber Thränen ersticken seine Stimme. Er ist sich der Verantwortlichkeit wohl bewußt, die er auf sich ladet, indem er die ihm zugedachte Beschimpfung mit Verachtung zurückweist, aber nichts würdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre! Der Jubel will nicht enden, in hellen Flammen lodert die Begeisterung auf zum Himmel. „Hoch König Wilhelm!“ tönt's aus hunderttausend Kehlen. „Hoch ein einiges, freies deutsches Vaterland!“ Das ist nicht das Strohfeuer eines durch die Kriegswuth angefachten Enthusiasmus, nicht das praktische Geschrei einer auf günstige Erfolge hoffenden chauvinistischen Volksmasse; das ist die edelste, reinste Begeisterung eines für seine heiligsten Güter kämpfenden Volkes, die in jenem Rufe ihren Ausdruck findet. — Es sind Nachrichten eingetroffen, die Kunde geben von dem ehrenvollen patriotischen Verhalten der süddeutschen Fürsten und Völker, die einen blutigen Kampf für die Ehre des Gesammtvaterlandes einem schimpflichen Frieden vorziehen, auf den der falsche Spieler auf dem Nachbarthron gerechnet. „Hoch ein einiges, freies Vaterland! Hoch Deutschland! Hoch unsere süddeutschen Brüder!“ erschallt es von Neuem. An der Ecke, wo die „Linden“ von der längsten Straße, der großen Friedrichsstraße durchschnitten werden, wird der Gedränge unentwirrbar. Hier befindet sich jene berühmte Kranzler'sche Conditorei, von der wohl jeder Fremde schon gehört hat. Dort halten sich die Börsenmänner außerhalb der Geschäftszeit auf, dort ist die Morgen-, Nachmittags- und Abendbörse. Die Berliner Börse ist bekanntlich die größte Spekulationsbörse in Europa. Die unerhörten Coursdifferenzen der letzten Tage haben ungeheure Verluste hervorgerufen, viele Millionen sind verloren gegangen. So herrscht denn in jenem Winkel eine gewaltige Bewegung. Es handelt sich um dasjenige, woran Alles hängt, wornach Alles drängt! Das Volk aber erfährt hier die neuesten Depeschen, wenn nicht auch den gedruckten Berichten, so doch aus den bald freudig erregten, bald niedergeschlagenen Gesichtern der Jünger Fortuna's. —

Ein vergnügungssüchtiges Volk sind sonst die Berliner. — 23 Theater genügen kaum, den theatralischen Durst der Spree-Athener zu befriedigen; täglich finden Concerte, Kirchsvorstellungen, Bälle statt. Aber jetzt hat man für nichts derartiges Sinn. Ein Dutzend Theater hat schon seine Pforten geschlossen, das k. Opernhaus hat sich in eine Wohlthätigkeitsanstalt verwandelt, Polyhymnia weiht Charitas ihre Dienste, an der Kasse, die zur Gabenstätte des König-Wilhelm-Vereins geworden, sitzt die gefeierte Primadonna Frau Lucca, deren Gatte, Herr v. Rhaden, eingezogen worden, die Gelder in Empfang nehmend mit der ihr innewohnenden Grazie, und wenn in diesem Geschäfte eine Pause eintritt, eifrig Charpie zupfend. Nur die Militär-Concerte des beliebten Musikdirektors Wiepredt finden — so lange noch Militärmusiker in Berlin anwesend sein werden — bei dem feinen Publikum großen Beifall. Im letzten Concert hielt Meister Wiepredt eine Ansprache an das Publikum und executirte die Nationalhymne, das Publikum antwortete mit begeistertem Hoch auf König Wilhelm und das deutsche Vaterland und verlangte stürmisch den Pariser Einzugsmarsch.

So sehen wir denn das norddeutsche Babel wie mit einem Zauberschlage verwandelt. Das vielsüchtige Ungeheuer hat nur einen Sinn, nur ein Herz, nur einen Kopf und nur einen Gedanken: den Gedanken, die dem deutschen Vaterlande angethane Schmach zu rächen, den Gedanken, daß selbst das blutige Opfer des Krieges nicht zu groß sei für Deutschlands Ehre, Größe, Einheit und Freiheit. — Deßhalb zieht die Berliner wehrfähige Jugend hinaus in's Feld mit den Brüdern aus Oft und West, aus Nord und Süd; die daheim bleiben, helfen und arbeiten für die Ausziehenden. Ein Ruf aber erschallt durch die Straßen der norddeutschen Residenz bis zu den Ufern des Neckars und der Isar, das ist die Losung für den gegenwärtigen Krieg:

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

*) Dort stürmt das Herr der Zeitungsjungen heran, an die Zeiten der fliegenden Buchhändler von 48 erinnernd, die vielbegehrte Waare der Extrablätter ist zu hohen Preisen bald an den Mann gebracht.

Karl Friedrich Freiherr vom Stein.

Von **Jakob Venedey.**

1.

Die letzten Tage des Juli in dem entscheidenden Jahre 1870 waren für den freiheitliebenden Vaterlandsfreund so sorgenvoll, wie uns in dem vierzigjährigen Frieden, den wir seit 1830 mit durchgestochten, keine zuvor geboten worden. Millionen denkender Menschen standen sich gegenüber und harrten der Losung, um über einander herzufallen und sich einander niederzumetzeln.

Und zu welchem Ende?

Um die Herrschaft eines Einzelnen über Frankreich, über Europa zu sichern.

Wer es bedenkt, was in dieser Thatsache liegt, dem muß das Herz bluten. Daß es im neunzehnten Jahrhundert noch möglich ist, ein Volk gegen das andere zu hetzen, um persönlicher Vortheile eines Menschen, einer Dynastie, einer herrschenden Partei willen, das ist

Digitized by Google

der bitterste Wermutskelch, den der Geist des Jahrhunderts der Menschheit bieten kann.

Und daß der Sieg, selbst der bessern Sache, der Sieg Deutschlands und Preußens, wieder Zustände fördern helfen wird, die am Ende noch einmal Verhältnisse, Grundsätze, Personen, Parteien, Familien, Dynastien zu größerer Macht und Herrschsucht führen, aus deren hergebrachter Herrschermacht dann neue Bedrohungen, Beherrschung, Ausnutzung der Völker zum Heile und Besten Einzelner, zum Besten von Familien, Dynastien, Parteien hervorgezogen werden — das ist selbst in dem Becher, den wir im Geiste zur Feier des Sieges erheben, ein neuer Tropfen Wermuth, der, wenn er nicht beseitigt werden kann, auch den edelsten Wein verderben muß.

Wie Deutsche wollen den Sieg. Wir werden für ihn den letzten Blutstropfen einsetzen, weil der Sieg in diesem Kampfe die erste Bürgschaft der ehrenhaften, selbstständigen Lebens- und Entwicklungsfreiheit der deutschen Nation und zugleich die erste Bedingung der Befreiung Europa's von dem Sklavenjoche des pariser Cäsarismus, des römischen Absolutismus ist. Aber wir vergessen deßwegen nicht, daß auch der Sieg, errungen unter der Leitung, die heute in Deutschland obenan steht, den Freunden deutscher Größe, deutscher Freiheit, deutscher Volkssouverenität in den Lorbeer, den wir mit unserm Blute erringen helfen werden, Dorne genug, spitze, scharfe, tief eindringende, oft selbst vergiftete einflechten wird. —

In diesen sorgenvollen Stunden ob des bevorstehenden Entscheidungskampfes, in diesen Augenblicken des Zweifels, die uns selbst beherrschen, wenn wir zweifellos dem Siege unserer Brüder entgegen sehen — saß eine Gesellschaft angstvoll der Stunde der Entscheidung harrender in Teinach beisammen und dachte der Vergangenheit, sah hoffnungsvoll in die Zukunft. Da trat das Bild des großen Mannes, des herrlichen Menschen uns vor die Seele, der das erste pariser Kaiserthum brach, der dann — wie wir jetzt noch einmal fürchten dürfen — doch nicht im Stande war, den vollen Preis des harten, schweren Kampfes, den ganzen Lohn des blutigen, opferreichen Sieges in der Freiheit und Einheit Deutschlands, der Größe und Würde des deutschen Volkes zu sichern. —

Es war das Bild unseres Freiherrn Karl v. Stein, Unseres Stein, des deutschen Volkes Grund- und Eckstein am Bauwerke der freien deutschen Volkseinheit. — Zum Trost, zur Stählung unseres Vertrauens, unserer Hoffnung auf eine bessere Zukunft dachten wir an ihn. —

2.

Jedes Volk hat in seinem Wesen einen gemeinsamen Grundton; überall erkennt man den Griechen, den Römer, den Gallier des Alterthums, den Franken, den Sachsen, den Normannen des Mittelalters, den Deutschen, den Franzosen, den Engländer der Neuzeit. Jedes Volk hat in seiner Geschichte nicht viele, sondern immer nur ein paar Männer, die diesen Grundton nach allen Richtungen hin in reinster Vollendung darstellen. Mitsiades und Aristides der Griechen; Brutus der Aeltere, Cincinnatus und Cato der Römer; John Hampden und Cromwell, Chatham und Cobden der Engländer; Washington, Franklin und Lincoln der Amerikaner, sind solche Volksvorbilder, die alle großen Eigenschaften ihrer Volksart in sich vereinigen. Die deutsche Volksgeschichte hat das Glück, deren ebenfalls zum Muster, zum Vorbild, zum Nachstreben mehr denn ein paar zu zeigen. Die beiden größten aber sind Luther und Stein.

Beide besaßen denselben Ernst, denselben unerschütterlichen, über alle Menschenfurcht erhabenen Muth, denselben Zorn des heiligen Geistes der Wahrheit und Treue, der Menschenliebe und der Vaterliebe. Beide waren helle, klare, blanke, unwiderstehliche Streitzeugen der Seelenfreiheit und der Menschenwürde gegenüber den Thronen und Kronen, dem Papste und dem Kaiser; Beide standen, Beide stehen im Geiste und in Wahrheit wie strahlende Erzengel des Lichtes, die Engel der Finsternis zurückdrängend, an den Thoren des Weltlagers, in welchem germanische Menschenachtung der römischen Sklavenknechtschaft den Zutritt verwehrt.

Es ist auch mehr als Zufall, daß Beide in Kreisen geboren, aufgewachsen, erzogen sind, in welchen der hohe Geist, der sie nachher beherrschte, seinen Zugang hatte, und denen er mit Aengstlichkeit und Eigensinn verbannt und ferngehalten wurde. Beide brechen diese Geistesfesseln beim ersten Auftuge ihrer freien Menschenseelen. Luther warf die Mönchskutte und mit ihr den mönchischen Geist hinter sich; und Stein schüttelte die Bande des deutschen Adelswesens, des deutschen Junkerthums ab. — Der Mönch wie der Freiherr wurden freie Menschen, die Seelenfreiheit gegen die Klosterfesseln, mächtigsten, bis dahin unbesiegten, unbesiegbar erscheinenden Mächte der Seelenknechtschaft siegreich vertheidigend.

Und beider Geschick hatte auch im Einzelnen ähnliche Bahnen zu durchlaufen. Wie Luther auf der Wartburg flüchtig, geächtet, bedroht, seinen Namen verleugnen, als Ritter Hans sich dem Blicke seiner Verfolger entziehen mußte, weil ihn der Mächtigste aller Mächtigen seiner Zeit in den Bann gethan: so lebte Stein in Prag flüchtig, geächtet, bedroht, unter dem fremden Namen Karl Fricht, weil auch ihn der Mächtigste der Zeit in den Bann gethan, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Und die Mächtigsten der Machthaber aller Zeiten waren ohnmächtig gegen den schlichten, tapfern Vorkämpfer der Freiheit, des Rechts, der Wahrheit, die im Geiste, im Worte die Macht fanden, die sie zum Siege über ihre allmächtigen Feinde führte.

3.

Die erste Erziehung Steins war eine aristokratische, dieselbe, welche damals alle rheinischen Freiherrn erhielten. Sein erster Ausflug in's Leben ging an einen rheinischen, den churmainzischen Pfaffenhof, wo damals der rheinische Adel zu künftigen Metternichs in frevelhaftem Spiele mit dem Heiligsten, mit Sitte, dem Recht, der Wahrheit, gezogen wurde. Es stieß ihn dies Getreibe ab; er suchte anderswo eine Thätigkeit auf größerem, schönerem Felde. In Wien fesselte ihn eine Weile der höhere Flug des österreichischen Adlers, bis er nur zu bald merkte, daß derselbe, wie das so Adlerart, hoch nur nach unedler Beute auf dem Leichenfelde der Völker ausflog, merkte, daß hier, wie an den rheinischen Höfen — wo der zukünftige Minister Oesterreichs seine ersten Sporen sich erwarb — doch nur Sittenlosigkeit, Rechtlosigkeit und Unwahrhaftigkeit zur Geltung kamen.

Der große Friedeich zog ihn nach Berlin. Aber auch hier, wo der Ernst und das tapfere Schaffen ihm zusagten, fesselte ihn nichts an den Hof. Er suchte Arbeit und fand sie in den Bergwerken der Grafschaft Mark. Hier, als Bergwerkbeamter der untersten Stufe beginnend, erstieg er die höheren Stufen dieser Laufbahn, und nach und nach die höchsten derselben durch Arbeit, Fleiß, Hingebung, Opferwilligkeit in seinem Berufe. Unter den schlichten Bergleuten, unter den einfachen und rüstigen Ackerbauern und Gladbisitzern der Grafschaft Mark wurde er zum Manne des deutschen Volkes. Die Grafschaft Mark war eine Art Oase in der Wüste des deutschen Staatslebens. Ueberall, mit seltenen Ausnahmen, war in Deutschland deutscher Sinn, deutsches Recht, deutsche Freiheit durch das deutsche Klein- und Großfürstenthum verdrängt worden. Die hartnäckigen Sachsen Westfalens, die tapfern Söhne der Grafschaft Mark hatten ihre altgermanische Freiheit gerettet. Hier gab es noch, in Soest, das sich stolz das „Dorf" nannte, in den andern Städten freie Bürgerschaften, Reste der Hansa; hier gab es freie Bauern, die selbst zu Gericht über einander saßen und selbst ihr Recht schützten und schirmten. Hier lernte Stein freies Bürgerthum und Bauernthum achten und lieben, und nachdem er auch auf einer Reise in England gar manches Staatsthum und Bürgerthum hatte achten lernen, trug er von hier aus diese Liebe hinüber in die große Lauf-

Digitized by Google

Der „König Wilhelm“ im Kieler Hafen. Original-Zeichnung von **Lorenz Ritter.**

Digitized by Google

bahn, die ihm bald geöffnet werden sollte. — Ein Sohn des hohen Adels, wurde er ein Mann des schlichten Volkes im Volke, unter dem Volke lebend, seine Tüchtigkeit erkennend, sein Wesen achtend, seine Kraft schätzend und ihm sich in Liebe widmend, seine Würde, seine Größe sich zum Ziele setzend.

Hier fand ihn der Kampf, den Preußen im Leichtsinn und Uebermuth freudelhaft gegen Frankreich begann, als die Franzosen der elenden Herrschaft der Bourbonen und mit ihr ihrem Königthum ein Ende machten. Stein sah in dem Kriege vor Allem einen neuen Kampf des deutschen Volkes gegen den kecken Nachbarn, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Gelegenheit suchte, in Deutschland Beute zu machen, von deutschem Schweiß und deutscher Arbeit sich wohlzuthun. Stein rief die Volksbegeisterung gegen die Franzosen auf, und so war er 1793 mit Schuld, daß es den Deutschen gelang, die Franzosen wieder vom deutschen Boden, aus Frankfurt, aus Mainz zu vertreiben. In tiefem Mißmuth aber verließ er das Heer, weil dessen Führer es nicht verstanden, die deutsche Volkskraft zu wecken und zu leiten. Und unendlich tiefer und schmerzlicher wurde dieser Mißmuth, als er es erleben mußte, daß Preußen Oesterreich, und Oesterreich wieder Preußen im Stiche ließ, und endlich Beide, jedes in seiner Weise, die deutschen Rheinlande und später den ganzen deutschen Rheinbund der französischen Großsucht opferten. In diesem Gefühle empörte sich zuletzt sein Geist derart gegen den Herrscher in Preußen, daß er zu dem Entschlusse kam, seinen Abschied aus preußischem Dienste zu nehmen und auf seinem „Hofe an der Lahn“ Bauer zu werden.

4.

Wir armen Menschenkinder sprechen von Zufall, wenn wir die Hand nicht erkennen, welche die Geschicke der Menschheit lenkt. So starb zufällig in diesen Tagen, wo Stein zu dem Entschluß gekommen war, dem preußischen Staatsdienste den Rücken zu kehren, der damalige Finanzminister Preußens, v. Struensee. Und wieder war es so ein Zufall, daß der damalige Cabinetssekretär Friedrich Wilhelms III., v. Beyme, die Finanzen unter sich und die Arbeitstüchtigkeit Steins hoch genug schätzen gelernt hatte, um ihn dem Könige als Finanzminister vorzuschlagen. Der König aber kannte Stein besser. Er wollte nichts von ihm als Finanzminister wissen. „Er ist ein Genie!“ war der Grund, warum Friedrich Wilhelm III., der kein Genie, sondern ein „Philister“ war, von Stein nichts wissen wollte. Es kostete den geschmeidigen Cabinetsrath alle Künste der Ueberredung, bis der König sich entschloß, Stein das Finanzministerium anzutragen zu lassen.

Anfangs aber stutzte Stein. Er wollte ja aus dem preußischen Dienste austreten. Der Gedanke, daß er berufen sein könne, die preußische Regierung in bessere Bahnen hinein leiten zu helfen, stiften ihn, nicht ohne daß er vorher selbst seine Unzulänglichkeit zu dieser hohen und verantwortlichen Stellung dem Könige dargelegt, seine eignen Scrupel besiegen.

Stein wurde Minister.

Und in der That, Friedrich Wilhelm III. hatte Recht, er war ein Genie. —

Er brachte die Finanzen Preußens in eine neue Bahn. Er verfolgte die Ausbeuter, die unredlichen Beamten, bis zum Präsidenten der Beinhandlung hinauf, rücksichtslos als Verbrecher, stellte Ordnung und Ehrlichkeit in allen Zweigen des Finanzwesens her, und brachte gerade hierdurch die preußischen Finanzen in Kürze zu einem nie vorher dagewesenen blühenden Zustande.

Das war in Wahrheit ein großes, doch kein kleinliches Verdienst.

Es gab in Preußen damals, wie sonst fast überall, keine Staatsregierung, sondern eine Cabinetsregierung, keine Rechtsverwaltung im Staats- und Volksleben, sondern eine rücksichtslose und meist auch gewissenlose Willkürherrschaft.

Stein stellte sich die Aufgabe, die Willkürherrschaft eines Cabinets zu beseitigen, die Rechtsherrschaft eines Staatsministeriums durchzusetzen. Er fand zu diesem Ziele in den tüchtigsten Männern des Tages Bundesgenossen und Helfer. Ihm aber übertrugen sie die Aufgabe, in einer Denkschrift an den König die Unzulänglichkeit des Cabinets als Institution und zugleich die Unwürdigkeit der gegenwärtigen Cabinetsräthe in seinen Personen als Lenker des Staates darzustellen. Er that es mit einer heldenmüthigen Rücksichtslosigkeit. Die Cabinetsminister v. Hangwitz und v. Lombard und der Cabinetssekretär v. Beyme waren von dem Geiste beseelt, der unter Friedrich Wilhelm II. in Berlin geherrscht hatte, dem Geiste der schmutzig-sittenlosesten und gewissenlosesten Scheinheiligkeit. Stein zerriß mit fester Hand den Schleier, der die Mitglieder des Cabinetts deckte, stellte sie in ihrer nackten Elendigkeit, Sittenlosigkeit, Charakterlosigkeit und Gehaltlosigkeit dar. Dann zeigte er dem Könige, daß der Staat ohne Staatsregierung überhaupt dem Zufall, der Laune, der Willkür einzelner Menschen preisgegeben sei, und schloß damit, daß er den Untergang Preußens, den Zerfall des Staates vorhersage, wenn nicht Preußen in andere Bahnen einlenke, eine Staatsregierung, ein Staatsministerium, verantwortlich dem Könige und dem Volke, an die Stelle des nur sich und dem Könige verantwortlichen Cabinets setze, wenn die Regierung nicht Männern von Charakter, Würde, Ehrenhaftigkeit und Kenntnissen übertragen werde. —

Als Stein diese Denkschrift den Freunden, die dazu gerathen hatten, vorlegte zur Mitunterzeichnung, hatte Niemand Lust dazu. Und in der That, es war ein Akt des größten Muthes, sie dem Könige zu überreichen. Die Regierung des Königs wurde als das Land zum Untergange führend dargestellt; die mächtigen, Alles mit entschiedenen Cabinetsräthe in nie dagewesener Weise angegriffen; dieselben Leute, an welche diese Denkschrift im Cabinet doch wieder gelangen mußte, wie nichtswürdige und nichtsnutzige Buben aus dem Rathe des Königs hinauszuweisen versucht.

Der König war entrüstet. Er ließ Stein seiner Ungnade versichern; aber — demnach blieb Stein Minister. Auch viele Gegner, auch der König selbst standen, wenn auch widerwillig, unter dem Einflusse des „Genies“, das eben so viel Charakter als Talent besaß. Man fühlte, daß man Stein nicht entbehren könne.

Die Denkschrift Steins, die Prophezeiung, daß der preußische Staat zusammenbrechen, aus einander fallen müsse, war kaum ein paar Monate vor der Schlacht bei Jena geschrieben, wo dann die Prophezeiung Steins mit Schrecken in Erfüllung gehen sollte. Die Lenker des Staates brachen zuerst zusammen: sieben Minister, Steins Collegen, huldigten und schwuren Napoleon acht Tage nach der Schlacht bei Jena den Eid. Stein rettete die Staatsakten und eilte zum Könige, sodaß in Berlin nichts mehr zu retten war. Die Cabinetsräthe wurden nach der Schlacht bei Jena krank. Stein mußte für sie eintreten, wurde Minister des Innern und in der That der Lenker des Staates, so weit dies neben Friedrich Wilhelm III. der Fall sein konnte. Aber jetzt fühlte Stein nur um so mehr die Nothwendigkeit einer wurzelgreifenden Wiedergeburt des Staates. Von Neuem und nur entschlossener trat er an den König mit der Forderung der Herstellung einer Staatsregierung, der Bildung eines dem Staate, dem Volke verantwortlichen Staatsministeriums. Und jetzt schien der zähe Friedrich Wilhelm III. zur Nachgiebigkeit halbwegs bereit. In der That halbwegs. Er machte Zugeständnisse, aber nur halbe. Es sollte eine Staatsregierung, ein Staatsministerium neben dem Cabinet errichtet werden und einstweilen die Staatsangelegenheiten lenken. Stein war aber ein ganzer Mann, und er war ihm nicht mit halben Maßregeln, halben Zugeständnissen gedient. Er durchschaute den Rückgedanken des Königs, der den Schein einer Staatsregierung neben die Wahrheit einer Cabinetsregierung stellen wollte. Stein erwiderte, daß er sich zu diesem Scheine, zu diesem Trugbilde einer Staatsregierung nicht hergeben könne. Den König verletzte der Stolz, die männliche Offenheit Steins, aber mehr noch das Gefühl, daß Stein die rückhaltvolle Absicht des Königs durchschaut habe. Friedrich Wilhelm III. schrieb einen sehr heftigen Brief an Stein, worin er ihm sagte, daß er ihn stets für ein Genie gehalten, das vor Allem nur seinen Willen durchsetzen wolle, und daß mit solchen Genies nicht zu regieren sei. Stein erwiderte einfach, daß, weil eben mit ihm nicht zu regieren sei, er seinen Abschied eingebe. Der König konnte denselben nicht verweigern, ohne sich mehr zu demüthigen, als es Friedrich Wilhelm III. möglich war.

So mußte Stein in dieser schrecklichen Krisis aus dem Dienste des Landes, das er zu retten suchen wollte, das er zu retten berufen war, scheiden, als es am Abgrund stand, in den es ein nächster Stoß hineinstürzen mußte.

5.

Stein ging auf seine Burg an der Lahn. Hier aber war er von dem Gefühle, daß Preußen seiner bedürfe, daß der Tag bald kommen werde, der ihn wieder an die Spitze der Geschäfte in Preußen führen müsse, so durchdrungen, daß er eine Denkschrift entwarf, in welcher er alle Reformen, die er für Preußen nothwendig hielt, ausführlich darstellte, so daß diese Denkschrift bald nachher zur Grundlage der Reformen, die Preußen ihm verdankt, werden sollte. Denn der Tag, wo er wieder an die Spitze der preußischen Staatsregierung berufen werden sollte, kam bald; und wieder einer jener

Digitized by Google

Zufälle, jener Fingerzeige der höheren Waltung des Geschickes ist es, daß Napoleon selbst den Mann, der ihn stürzen sollte, an die Spitze des Staates stellte, der seinen Sturz zu vollenden berufen war.

Noch der Schlacht bei Jena erlebte Napoleon das kleine deutsche Wunder, daß das geschlagene, zersprengte Heer des zerrissenen, zersplitterten Staates ihm beim nächsten Zusammentreffen mit einer Kraft und Tapferkeit gegenüber trat, die ihm nicht nur die größte Achtung einflößte, sondern ihn auch belehrte, daß es klug sei, Frieden mit diesem Staate zu schließen, und ihn durch den Frieden tiefer herabzudrücken, als er es durch den Krieg gekonnt hatte.

Die Schlachten bei Eilau und Friedland, die Napoleon gewann, kosteten dem überlegenen Heere und dem übertegenen Heerführer solche Opfer, ließen, trotz dieser Opfer, trotz des Sieges, das zurückgedrängte Heer so unangegriffen, daß neue Schlachten, so zweifelhaft wie die erst gewonnenen, bevorstanden, wenn es nicht gelang, Frieden zu schließen. So versuchte Napoleon Rußland durch übermäßige Zugeständnisse, selbst auf Kosten Preußens, durch das Spiegetbild der Theilung der Weltherrschaft zwischen Rußland und Frankreich zum Frieden zu verlocken. Und der Versuch gelang. Rußland opferte den treuen Bundesgenossen. Preußen wurde gedierttheilt, und das letzte Viertheil, das man dem König Friedrich Wilhelm III. ließ, sollte, ohnmächtig und wehrlos, für immer ein Spielball Frankreichs bleiben. Das war der Friede von Tilsit.

Eine der geheimen Bedingungen dieses Friedens war die, daß Preußen den Minister Hardenberg entlassen und nie wieder in Dienst nehmen dürfe. Napoleon hatte gefühlt, daß Preußen trotz Jena's sich erhalte; er schrieb diese im Geiste des Volkes liegende Erhebung nach jeder Niederlage dem Minister zu, und forderte deßwegen folgerecht, um Preußen gänzlich lahm zu legen, die Beseitigung des Ministers, dem er zuschrieb, was er nicht verschuldet hatte. Als in dieser Lage Friedrich Wilhelm III. verzweifelnd sagte: „Aber was soll ich denn anfangen, woher soll ich einen Minister nehmen?“ antworte Napoleon, von einem höhern Geiste getrieben: „Nehmen Sie den Herrn v. Stein, das ist ein Mann von Geist!

Wunderbar sind die Wege einer höhern Waltung!

6.

So wurde Stein zum zweitenmale Minister.

Als ihn der Ruf auf seiner Burg an der Lahn erreichte, eilte er, obgleich krank, augenblicklich nach Königsberg, die damalige Residenz des Königs von Preußen. In milder Form, aber in riesiger Entschlossenheit forderte er die Herstellung eines Staatsministeriums, einer Staatsregierung; und wenn auch mürrisch, gab doch jetzt Friedrich Wilhelm III. nach. Dann schuf Stein den preußischen Staat, der bis dahin ein Bündel unzusammenhängender Landestheile mit besonderen Regierungen und besonderen, nichts entscheidenden Ministerien unter der grundsatz-, gedanken- und haltlosen Willkürherrschaft des Cabinets gewesen war. Die heute bestehende Form des Ministeriums und der Regierungen mit ihren Präsidenten und Collegien sind im Wesentlichen sein Werk. Aber sein Wirken mußte noch viel tiefer greifen. Es gab kein Volk, keinen Bürgerstand, keinen freien Bauernstand mehr in Preußen. Mit dem Untergange der freien Städte und des reichsfreien Bauernstandes unter der Herrschaft des deutschen Fürstenthums nach dem Bauernkrieg und nach dem dreißigjährigen Kriege war das deutsche Volk in Land und Stadt zu einer gedankenlosen Masse, einem willenlosen, charakterlosen und meist in sich verkommenen Quasimhausen geworden. Das vor Allem war die Ursache, warum die deutsche Nation, das deutsche Reich allen äußeren Angriffen würdelos und kraftlos preisgegeben war. —

Steins Herz für das Volk fühlte, was vor Allem noth that, — ein freies, selbstbestandenes und selbsthandelndes Volk; und er suchte ein solches herzustellen, ohne daß er, monarchisch gesinnt, wie er war, der Monarchie dadurch Abbruch thun, im Gegentheile, ihr im Volke selbst erst eine feste Grundlage schaffen wollte. Durch seine Aufhebung der Leibeigenschaft bereitete er den Boden eines freien Bauernstandes vor. Durch die Freigebung der Mehrzahl aller Domanialbauern, damals nach vielen Hunderttausenden zählend, welche Stein beim Könige durchsetzte, gab der König selbst das Beispiel der Bereinung des Bauernstandes. In der Städteordnung, die Stein nach dem Muster der Hansastädte, des alten Sachs, der alten Städte und Städtchen der Grafschaft Mark, ausarbeitete, schuf er aus allen diesen saulen Stadthaufen, die einem unmündigen Willkürregimente verfallen waren, kleine Republiken, die sich selbst regierten.

Gleichzeitig betrieb er die Wiedergeburt des preußischen Heeres. Allgemeine Wehrpflicht, Landwehr, Landsturm wurden die Mittel, zu einem wahren Volksheere zu gelangen. Mit Gneisenau und Scharnhorst zusammen bildete er eine auf kurze Dienstzeit gegründete Heerorganisation in Preußen aus, die von drei zu drei Monaten die 48,000 Mann, die Napoleon Preußen in Gnaden erlaubte, heimschickte und durch Uebermänner ersetzte, wodurch am Ende des Jahres ein eingeübtes Heer von 150,000 Mann aufgestellt werden, wenn die Zeit gekommen, zu den Waffen gerufen werden konnte.

Den Schlußstein des ganzen Baues sollten Reichsstände bilden. Klar und bewußt sagte sich der große Staatsmann und Staatsdenker: Ein Volk, das sich nicht selbst mit den Staatsangelegenheiten befaßt, wird zu einem gemeinen Krämervolke, erzieht nur elende, kleinliche Selbstsüchtler. Die Theilnahme des Volkes an den großen Staatsangelegenheiten erweitert seinen Gesichtsblick, erhebt seinen Seelenflug. Und deßwegen vor Allem hielt er Reichsstände, in denen das Volk selbst die großen Fragen der Staatspolitik mit entscheide, für eine der ersten Bedingungen der Volksmacht, der staatlichen Kraft und Tüchtigkeit einer Nation.

(Schluß folgt.)

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 102.)

XVII.

Helene ging mit vorgestreckten Kopfe und unbeweglich in die Ferne gerichtetem Blicke dahin. Sie fürchtete nichts, überlegte nichts: sie wollte noch ein Mal Insarow sehen. So ging sie dahin, ohne zu bemerken, daß die Sonne schon längst hinter schweren, schwarzen Wolken rasch verschwunden war und der Wind in Stößen durch die Bäume rauschte und mit ihrem Kleide ein Spiel trieb, daß eine Staubsäule plötzlich emporwirbelte und auf dem Wege dahergog . . . Es fielen bereits schwere Regentropfen, auch dies bemerkte sie nicht; immer stärker wurde der Regen; es blitzte, der Donner rollte. Helene blieb stehen, blickte um sich . . . . Zu ihrem Glücke befand sich nicht weit von der Stelle, wo das Gewitter sie ereilt hatte, eine kleine, alte und verfallene Kapelle über einem eingefallenen Brunnen. Sie flüchtete hin und trat unter das niedrige Schutzdach. Der Regen goß in Strömen herab; rund herum war der Himmel bedeckt. In stummer Verzweiflung blickte Helene hinaus in das dichte Netz der rasch niederstürzenden Tropfen. Die letzte Hoffnung, Insarow wiederzusehen, schwand für sie dahin. Ein altes Bettelweib trat in die Kapelle, schüttete das Wasser von sich ab, sagte mit einem Seufzer: „Vom Regen hergetrieben, Mütterchen,“ und setzte sich ächzend und stöhnend auf einen Vorsprung neben dem Brunnen. Helene steckte die Hand in die Tasche. Die Alte wurde diese Bewegung gewahr und ihr runzeliges und gelbes, vormals hübsches Gesicht wurde belebt. „Ich danke Dir, mein Herzchen,“ sagte sie. Helene fand nicht ihren Beutel in der Tasche und schon streckte die Alte die Hand aus . . . .

„Geld habe ich nicht, mein Mütterchen,“ sagte Helene, — „da, nimm aber, vielleicht kann es Dir zu Etwas nützen.“

Sie gab ihr ihr Taschentuch.

„Oh, Oh! mein schönes Kind,“ sagte die Bettlerin, „wozu nützt mir Dein Tüchelchen? Für die Erkältin will ich's aufbewahren, wenn die einmal heirathen wird. Gott lohne Dir Deine Güte!“

Es ertönte ein Donnerschlag.

„Herr, Du mein Jesus,“ murmelte die Alte und bekreuzte sich drei Mal. „Scheint mir's doch, ich hätte Dich schon ein Mal gesehn,“ setzte sie nach einer kleinen Weile hinzu. „Hast Du mir nicht einmal eine Gabe um Gottes willen gegeben?“

Helene sah die Alte an und erkannte sie.

„Ja, mein Mütterchen,“ entgegnete sie, „Du fragtest mich noch, warum ich so bekrübt sei.“

„Richtig, mein Liebchen, richtig. Wußte ich's doch, daß ich Dich erkannt hatte. Du scheinst aber auch jetzt noch in Kummer zu

Digitized by Google

leben. Und Dein Tüchelchen ist auch ganz naß, das sind Thränen. Ach, Ihr jungen Fräulein habt Alle denselben Schmerz, den großen Kummer."

„Welchen Schmerz, Mütterchen?"

„Welchen Schmerz? Ach, Du mein schönes Fräulein, mich Alte wirst Du nicht täuschen. Weiß ich doch, was Dich bekümmert; es ist kein Waisenkindsjammer, der Dich drückt. Bin auch jung gewesen, Herzchen, habe das auch Alles durchgemacht. Ja wohl! Nun will ich Dir aber für Dein gutes Herz was sagen: Hast Du ein Mal einen rechten Mann gefunden, seinen Windbeutel, dann halte nur fest an ihm allein, halte fest bis an's Grab. Soll es kommen, wird es kommen, soll es nicht, so ist es Gottes Wille gewesen. Ja wohl. Was flennst Du mich so an? Kann ja auch Wahrsagerin sein. Willst Du, daß ich mit Deinem Tüchlein all' Deinen Kummer davontrage? Trage ihn davon, und weg ist er. Sieh' mal, der Regen hat nachgelassen; warte ihn noch ab, ich aber will gehn. Mir kommt er nicht das erste Mal. Vergiß also nicht, mein Liebchen, Kummer kam und Kummer ging, und nichts ist davon nachgeblieben. O du mein Gott!"

Die Alte erhob sich von ihrem Sitz, verließ die Kapelle und schlepppte sich ihres Weges weiter. Helene blickte ihr erstaunt nach. „Was soll das?" murmelte sie unwillkürlich.

Immer schwächer wurde der Regen, für einen Augenblick schien die Sonne wieder. Schon wollte Helene ihre Zufluchtsstätte verlassen .... da erblickte sie plötzlich, zehn Schritte von der Kapelle, Inßarow. In einen Mantel gehüllt, kam er denselben Weg, den Helene gegangen war; er schien nach Hause zu eilen.

Sie stützte sich auf das verfallene Geländer, wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr .... Inßarow ging vorüber ohne den Kopf zu erheben.

„Dmitrei Nikanorowitsch!" entschlüpfte es endlich ihren Lippen. Inßarow blieb plötzlich stehen und blickte zurück .... Im ersten Augenblicke erkannte er Helene nicht, trat jedoch sofort zu ihr heran. — „Sie! Sie hier!" rief er aus.

Schweigend trat sie in die Kapelle zurück. Inßarow folgte ihr. — „Sie sind hier?" wiederholte er.

Sie verharrte in Schweigen und ließ blos einen langen, weichen Blick auf ihm ruhen. Er schlug die Augen nieder.

„Sie kommen von uns?" fragte sie ihn.

„Nein .... nicht von Ihnen."

„Nicht?" wiederholte Helene und versuchte zu lächeln. — „So also halten Sie Ihr Versprechen? Ich habe seit dem Morgen auf Sie gewartet."

„Erinnern Sie sich, Helene Nikolajewna, ich gab gestern kein Versprechen."

Helene lächelte abermals kaum merklich und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Gesicht und Hände waren sehr bleich. „Sie wollten also ohne Abschied fortreisen?"

„Ja," äußerte dumpf und barsch Inßarow.

„Wie? Nach unserer Bekanntschaft, nach jenen Unterhaltungen, nach Allem .... Wenn ich Sie also nicht zufällig hier getroffen hätte (Helenens Stimme klang, als wollte sie brechen, und sie schwieg einen Augenblick) .... wären Sie davongefahren und hätten mir die Hand nicht zum letzten Male gereicht, und es hätte Ihnen nicht leid gethan?"

Inßarow wandte sich ab. — „Helena Nikolajewna, ich bitte Sie, reden Sie nicht so. Ohnehin ist mir nicht froh zu Muthe. Glauben Sie mir, mein Entschluß hat mir große Ueberwindung gekostet. Wenn Sie wüßten ...."

„Ich will nicht wissen," unterbrach ihn Helene erschrocken, — „weshalb Sie reisten .... Es muß wol so sein. Wir müssen uns wol trennen. Ohne Grund werden Sie Ihre Freunde nicht betrüben. Scheiden aber Freunde so von einander? Wir sind doch Freunde, nicht wahr?"

„Nein," entgegnete Inßarow.

„Wie? ..." stieß Helena hervor; ihre Wangen überfloß eine leichte Röthe.

„Eben deßhalb reise ich fort, weil wir nicht Freunde sind. Zwingen Sie mich nicht zu sagen, was ich nicht sagen will, nicht sagen werde."

„Sie waren früher offen gegen mich," sagte Helene mit schüchternem Vorwurfe im Tone. „Wissen Sie es wol?"

„Damals konnte ich offen sein, damals hatte ich nichts zu verheimlichen; jetzt aber ...."

„Nun, und jetzt?" fragte Helena.

„Jetzt .... Jetzt muß ich mich entfernen. Leben Sie wohl." Wenn Inßarow in diesem Augenblicke die Augen zu Helena aufgeschlagen hätte, hatte er gesehen, wie ihr Gesicht immer klarer wurde, je mehr das seinige sich bewölkte; er starrte jedoch den Boden an.

„Nun, dann leben Sie wohl, Dmitrei Nikanorowitsch," sagte sie. — „Geben Sie mir jetzt aber, da wir nun einander begegnet sind, Ihre Hand."

Inßarow streckte die Hand vor. — „Nein, auch das kann ich nicht," sagte er und wandte sich wieder ab.

„Sie können es nicht?"

„Ich kann es nicht. Leben Sie wohl." Und er schritt dem Eingang der Kapelle zu.

„Warten Sie noch etwas," sagte Helena. — „Sie schienen mich zu fürchten. Ich habe aber mehr Muth als Sie," setzte sie mit einem leichten Zittern am ganzen Körper hinzu. — „Ich kann Ihnen sagen .... wollen Sie es wissen? .... warum Sie mich hier getroffen haben? Wissen Sie, wohin ich ging?"

Inßarow blickte verwundert Helena an.

„Ich ging zu Ihnen."

„Zu mir?"

Helene bedeckte ihr Gesicht. „Sie wollten mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe," flüsterte sie, — jetzt .... habe ich es ausgesprochen."

„Helene!" rief Inßarow.

Sie nahm ihre Hände vom Gesichte, warf einen Blick auf ihn und sieh an seine Brust.

Er hielt sie fest umschlungen und schwieg. Er brauchte ihr nicht zu sagen, daß er sie liebe. Aus seinem Ausrufe allein, aus der plötzlichen Umwandlung seines ganzen Wesens, aus der Bewegung der auf und nieder wogenden Brust, an welche sie sich so vertrauensvoll schmiegte, aus der Art, wie seine Finger ihr Haar berührten, konnte Helena verstehen, daß sie geliebt werde. Er schwieg und sie forderte keine Worte. „Er ist da, er liebt .... was brauche ich mehr?" Die Stille des Glücks, die Stille des ungetrübten Hafens, des erreichten Zieles, jene himmlische Stille, die dem Tode selbst Sinn und Schönheit verleiht, erfüllte sie ganz mit ihrem überirdischen Frieden. Sie wünschte nichts, weil sie Alles besaß. „O, mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter! ...." flüsterten ihre Lippen; sie wußte selbst nicht, wem das Herz gehörte, ob es das seine, ob es das ihre war, das in ihrer Brust so beglückend schlug und zerfloß.

Er aber stand regungslos. Mit kräftiger Umarmung hielt er dieses junge Leben, das sich ihm hingegeben hatte, er fühlte diese neue, unendlich süßbare Last an seiner Brust; Rührung, unsägliche Dankbarkeit hatten seine harte Seele gebrochen und niegesannte Thränen traten ihm in die Augen.

Sie aber weinte nicht; sie sagte immer nur: „O mein Freund! o mein Bruder!"

„Und gehst Du mit mir überall hin?" fragte er eine Viertelstunde später, sie immer noch in seinen Armen haltend und stützend. „Ueberall hin, bis an's Ende der Welt. Wo Du bist, bin auch ich."

„Und Du täuschest Dich nicht, Du weißt, daß Deine Eltern niemals in unsere Heirath willigen werden?"

„Ich täusche mich nicht; ich weiß es."

„Du weißt, daß ich arm, fast ein Bettler bin?"

„Ich weiß es."

„Daß ich nicht Rufe bin, daß mir vom Schicksal nicht bestimmt ist, in Rußland zu leben, daß Du alle Deine Verbindungen mit dem Vaterlande, den Verwandten wirst abbrechen müssen?"

„Ich weiß es, ich weiß es."

„Du weißt auch, daß ich mich einer schwierigen, undankbaren Sache gewidmet habe, daß ich es .... daß wir uns nicht allein Gefahren, sondern auch Entbehrungen, vielleicht der Erniedrigung werden aussetzen müssen?"

„Ich weiß, weiß Alles .... Ich liebe Dich."

„Daß Du alle Deine Gewohnheiten wirst lassen müssen, daß Du dort, allein unter Fremden, vielleicht gezwungen sein wirst, zu arbeiten ...."

Sie legte ihre Hand auf seine Lippen. — „Ich liebe Dich, mein Geliebter."

Er küßte feurig ihre schmale, zarte Hand. Helene zog sie nicht von seinen Lippen zurück, und sah ihm mit einer Art kindlicher Freude und lustiger Neugier zu, wie er bald ihre Hand, bald ihre Finger mit Küssen bedeckte ....

Plötzlich wurde sie roth und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Er bog freundlich ihren Kopf etwas in die Höhe und blickte ihr fest in die Augen.

„So sei Du mir gegrüßt," sagte er, „Du meine Gattin vor den Menschen und vor Gott!"

(Forts. f.)

Digitized by Google

Der erste Schuß. Originalbild von Professor Häberlin.

Digitized by Google

Berliner Briefe an eine Dame.

Dritter Brief.

Welche Veränderungen während der kurzen Wochen, die seit Absendung meines letzten Briefes an Sie verflossen sind, welche ungeheuren und .... ungeheuerlichen Veränderungen!

Ganz Deutschland ist in ein Heerlager verwandelt — selbst das fernste, friedlichste Thal wiederhallend vom Lärm der Waffen, überall, allüberall Vorbereitungen zu dem „männermordenden Kriege“ und, ach! an vielen Orten auch bereits die Spuren seiner furchtbaren Bannerträger — des Elends, der Noth, des Hungers, der Verzweiflung!

Und all' das beraufbeschworen aus dem tiefsten Abgrunde des Orkus durch die Nichtswürdigkeit eines einzigen .... Menschen!

Ein Unhold, der, seit er den blut- und hirnbespritzten Fuß auf die Stufen eines der jungfräulichen Herrscherin „Republik“ gemauten Thrones gesetzt, den Wahlspruch des Apollo: nulla dies sine linea — dahin wandelte: kein Tag ohne Mord oder Lüge; ein solcher Unhold, sage ich, darf unbehindert und ungestraft zwei friedlich neben einander lebende, mit einander durch civilisatorische, durch Handels- und gewerbliche Interessen eng verbundene Völker zu grausigem Kampf verhetzen; darf es wagen — ein verstuchter Adept — zwischen rauchenden Dörfern und zerstampften Saatfeldern aus Blut und Menschengebein die Teufelssalbe zu brauen, die seiner abstebenden, faulichten Dynastie neue Lebenskraft verleihen soll?! —

Ich weiß, Sie werden mir's übel nehmen, meine Gnädige, daß ich mit der Sprache so grad herausgehe; aber in solchen Zeitpunkten, wie der gegenwärtige, bekomme ich ein unerträgliches Jucken in den Fingerspitzen, der göttlichen Gerechtigkeit ein wenig aus ihrem gewohnten ruhigen Gleise zu helfen! —

Dumm aber ist der gekrönte Schuft an der Seine doch!

Ich theile zwar nicht die Ansicht mancher eben so gutherzigen als schwachköpfigen Optimisten, welche behaupten, Louis Napoleon habe den beginnenden Frühling einzig auf eigene Rechnung und Gefahr und ohne sich irgendwelches Bundesgenossen versichert zu haben, unternommen; die Rüstungsnachrichten von Italien aus bestätigen meinen Verdacht eben so sehr, wie die „feämerhafte Janus-Neutralität“ Englands und das unartikulirte Kriegsgebrüll des „tapferen Landsoldaten“.

Aber sicher ist, der Kaiser der Franzosen war .... naiv genug, den alten Spottreim:

„Deutschland ist ein Land;
„Verzeih' den Einwand:
„Ist Charpie Leinwand?!“

auch in dem Falle für wahr und mustergiltig zu halten, daß ein fremder Eroberer Gelüste nach den Rebgeländen des deutschesten aller Flüsse trüge; nun, ich hoffe, wir werden dem „Neffen als Onkel“ bald genug dieses seinen Irrthum und gleichzeitig die Welt von einem Kreb[illegible]schaden heilen, der, noch fernerhin um sich greifend und weiter fressend, im Stande wäre, Bildung, Freiheit und Volkswohlstand Europa's auf Dezennien hinaus zu vernichten.

Freilich wird auch diesmal — wie schon so oft in ähnlichen Dimmen — der Deutsche wieder die Kastanien für die übrige civilisirte oder civilisirt sein wollende Welt aus dem Feuer holen! —

Ich gebrauchte zuvor den Ausdruck, ganz Deutschland sei in ein Heerlager verwandelt; dies ist keine Phrase, wenn ich von der norddeutschen Bundeshauptstadt auf die übrigen Landestheile schließen darf. —

In allen Straßen Truppen- und Munitionstransporte ohne Ende; auf allen Eisenbahnhöfen bivouakirende Infanterie; Plätze, deren Empfindlichkeit gegen Fuhrwerk fast seinen Kindermagen zu dulden im Stande ist, durchrasselt von drillscherschleierten Marketenderkarren.

Ja, inter arma silent leges! — Der Kriegsstürm macht die Stimme des Gesetzes verstummen.

Doch nicht allein des Gesetzes. Mehr noch als Themis haben die neun „himmlischen Schwestern“, und besonders Melpomene, Thalia, Terpsichore und Polyhymnia, von dem entsetzlichen Maes zu leiden!

Freilich, das Loos der glücklichen Künstler-Minorität, die ein „Königl. Hof-“ vor ihre respektive Charge stellen darf, ist hinlänglich gesichert; aber die unglückseligen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen der kleinen Provinzialtheater sowohl als der Residenzbühnen dritten und vierten Ranges?!

Es hat sich hier ein Comité zur Unterstützung von „durch die Schließung der Theater brodlos gewordenen Bühnenkünstlern“ gebildet, an dessen Spitze ein — Theater-Agent steht. Denken Sie: ein Theater-Agent, die Kunst unterstützend! So werden alle Civilverhältnisse durch den Krieg auf den Kopf gestellt.

Möge sich übrigens das oben beregte Comité seiner Aufgabe nur mit voller Hingebung unterziehen; an Gelegenheit, zu unterstützen, wird's ihm nicht fehlen.

Von jenen zahllosen kleinen Bühnen hierselbst, über deren pikyarigen Aufschichten ich in einem meiner frühern Briefe gesprochen, läßt eines nach dem andern die Gardinen zum letzten Male vor der „leergebrannten Stätte“ des Zuschauerraumes fallen, und die verwaiste Schaar der Jünger und Jüngerinnen Thaliens zieht hinaus, Thränen im Auge und Verzweiflung im Herzen. Bei einer dieser brodlos gewordenen „Künstlereinen“ scheint das Unglück sich auf das kleine Gehirn geworfen zu haben. Anders wenigstens kann ich mir den in allen hiesigen Zeitungen veröffentlichten (und mit mehr oder weniger witzigen Anmerkungen der respektiven Redaktionen versehenen) Aufruf einer Operetten-Soubrette, Mina Hänsel, nicht erklären, in welchem Schelfstück die Genannte zur Bildung eines berittenen Amazonen-Freicorps gegen Frankreich auffordert. — —

Was die Betheiligung der hiesigen Damenwelt an den Liebeswerken zum Wohle des deutschen Heeres betrifft, so dürfte dieselbe irgendwo anders kaum zahlreicher und opferfreudiger gefunden werden. Eines nur wäre noch wünschenswerth — und ich bitte Sie, beste Freundin, inständigst, auch in Ihren Kreisen für diese „Idee“ Propaganda zu machen —: daß die deutschen Frauen und Jungfrauen, während sie für ihre deutschen Brüder, Gatten, Verlobten deunten am Rhein Verbände bereiten und Charpie zupfen, ihre Köpfchen nicht mit jenen widrigen verstützten französischen Haarbomben, vulgo Chignons, verunzieren; daß sie auf der Promenade, in Gesellschaften, im Hause ausschließlich in deutsche Stoffe gekleidet erscheinen (die wahrlich den Pariser und Lyoner Erzeugnissen heut in nichts mehr nachstehen), und dadurch die deutschen Fabrikanten in den Stand setzen, auch während der Zeit der schweren Noth fortarbeiten zu können, und nicht durch das Entlassen von tausend und abertausend Arbeitern das öffentliche Elend noch öffentlicher und elender machen zu müssen. — —

Der heutige Tag, der 3. August, sollte, wie Ihnen seinerzeit die Zeitungen sicher gemeldet haben, für Berlin ein Tag großen öffentlichen Gepränges werden. Allerhöchsten Orts war der Geburtstag Friedrich Wilhelms III. dazu auserseben, das diesem Monarchen im Luftgarten zu setzende Reiterstandbild mit ungeheurem Pomp zu enthüllen. Es ist anders gekommen.

Vielleicht hat der Lenker der Völkergeschicke beschlossen, daß zu nicht allzu langer Frist gleichzeitig mit diesem Monument ein Siegesdenkmal deutscher Tapferkeit über fränkischen Uebermuth errichtet werde, ein Wahrzeichen deutscher Einigkeit für ewige Zeiten, ein Denkstein an die glorreichen Jahre 1813, 14 und 15 .... ohne den 1817er Beigeschmack!

Sie haben den Erlaß König Wilhelms gelesen, der an das preußische Volk adressirt, aber für das deutsche berechnet war?! Glauben Sie, daß es mit den darin niedergelegten Versprechungen einer freiheitlich-einigen Entwickelung des Gesammtvaterlandes ehrlich gemeint ist? Ich glaube es!

Es spricht mir dafür ersteus die ganze Fassung der Proklamation, die einfach und ohne großen Wortschwall von Herzen kommend zu Herzen ging, und dann .....

Ich will Ihnen Etwas verrathen, was eigentlich tiefstes Geheimniß bleiben muß. Sie sind aber eine Frau, und so gehe ich sicher.

Es ist Ihnen wohl bekannt, daß der König wie der Kronprinz von Preußen zum Freimaurer-Bunde gehören. Am 24. Juni, dem Rosen- und Gebuetstage der Maurerei, nahm hier der Kronprinz in der großen Landesloge den Sitz des „Meisters vom Stuhl“ ein, den sonst der Schloßhauptmann und Kammerherr v. Dacherden, ein Verwandter Alexanders v. Humboldt, inne hat, und hielt eine Rede, die beinahe eine Stunde währte und von den meisten Brüdern mit Enthusiasmus, von einigen aber mit langen, befremdeten Gesichtern aufgenommen wurde. Es waren schöne Worte, um so schöner, als sie aus solchem Munde kamen. Der Kronprinz, dessen edles Aeußere noch durch den Maurerschmuck gehoben ward, warnte zunächst die Loge vor Stillstand, und wenn Sie eine Ahnung davon hätten, verehrte Freundin, was solche Warnung in unserer Maurerei bedeutet, so würden Sie eben so staunen, wie jene langen Gesichter.

„Die Idee und die That unseres Jahrhunderts,“ sagte der

Digitized by Google

hohe Herr, „ist und muß der Fortschritt in der Humanität sein. Die Formen der Freimaurerei, in denen allein sich leider noch so viele Brüder beseligt fühlen, seien Blätter am Lebensbaum dieses Ordens, die welken müssen, wenn der Geist ihnen nicht Saft und Sonne gäbe, und dieser Geist sei das fortdauernde Arbeiten am Tempel, das rastlose Schaffen für das Bruderthum der Menschheit, zu dessen schlimmsten Feinden die Frömmerei gehöre." — Die Frömmelei aber war es besonders, der das deutsche Volk das Jahr 1817 und die ganze darauf folgende mitternächtig-Mettermichtige Knechtung[s]periode zu danken hatte!

Ich kann Ihnen übrigens die volle Wahrheit jener Worte des Kronprinzen verbürgen und füge zu ihrer Werthmessung hinzu, daß Politisches in der Loge nicht besprochen werden darf. — —

Hüten Sie mir nicht, Lebensunwürdigste Ihres Geschlechts, wenn ich diesen Brief schließe, ohne auch nur Einem friedlichen Gedanken darin Ausdruck gegeben zu haben! Wie wäre dies auch möglich? Unter Trommelschall nahm ich die Feder zur Hand, und jetzt, da ich sie niederlegen will, stürmt marschfertig eine Schwadron Ulanen an meinem Fenster vorüber. Doch sollen Ihnen wenigstens meine letzten Worte noch eine kleine Freude bereiten.

Das Blatt „Gaulois" brachte vor Kurzem einen Artikel über die bedeutendsten preußischen Generale, welchen es mit den Worten einleitet: „Es ist zum Mindesten eben so wichtig, seine Feinde als seine Freunde kennen zu lernen."

Nun lernen Sie, meine Theuerste, aber . . . . lachen Sie nicht!

Unter den preußischen Heerführern werden zum Schluß aufgezählt:

Manteufel-Steinmetz, ein geschickter Stratege; Graf Bismarck-Schönhausen, und endlich Herr v. Dreyds (!!), der Erfinder des Zündnadelgewehres.

Guter, lieber Schloßermeister Dreyse, wenn Du aus den himmlischen Höhen herniederschauest auf unseren verderbten Mutterstern, Erde genannt, so wird sich Dein verklärtes Angesicht bei dieser kühnen französischen Sachverdrehung zu einem milden Lächeln verziehen. Sollteſt Du aber etwa dort unten, wo Heulen und Zähneklappen ist, in irgend einer scharfgeheizten Bülge schmoren, dann erzähle Beelzebub diesen Schwank, und er wird gute Laune werden und Dir vielleicht einen oder gar zwei Töpfe kaltes Wasser zur Erquickung in den dampfenden Sud gießen lassen. —

Ich scheide für heut mit dem innigen Wunsch: Gott schenke uns Frieden und Freiheit!

Ewig der Ihrige.

Nachschrift. Am 3. August beendete ich diesen Brief; ich wollte ihn am 4. beförderen, und heut, am 9., liegt er noch auf meinem Schreibtisch. Darf ich Ihnen erst sagen, weshalb ich ihn nicht abgesandt? Gewiß nicht! Sie müssen — müssen mit mir wachen, was mich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zögern ließ! —

Die Freude bestürzt das Blut und mit ihm unsere Wünsche und Hoffnungen. Die glorreichen Erfolge der deutschen Waffen, deren uns der electrische Draht in so wenig Tagen so viele gemeldet, sie haben in meinem und in Ihrem — in jedem deutschen Herzen unsagbaren Jubel entzündet. Das deutsche Volk, das so lange, lange Jahre in todähnlichem Schlummer gelegen, es ist erwacht! erwacht aus dem Kuß eines schönen jungen Prinzen, der sich Bahn gebrochen hat durch die scharfen und spitzen Dornen, die ein Gau dem anderen herb und undulsam entgegenstreckte — dieser Prinz aber heißt „Einigkeit".

Und jetzen sehen Sie, meine Gnädigst, den Hochseligthag des schönen Prinzen mit Dornröschen wollte ich eben abwarten, ehe ich Ihnen diesen meinen Brief absandte; ich hatte ganz vergessen, daß ja zuvor erst der böse Zauberer, der das Dornröschen so lange verwunschen gehalten hat, seine blutige Strafe empfangen und sammt seiner Teufelsbrut in eisernen Schuhen auf glühendem Rost den Kehraus tanzen muß!

Nun, auch diese Stunde wird schlagen, und in ihr wird das Band zwischen Süd und Nord fest, unzerrennbar fest geknüpft werden!

Ein freies, einiges Deutschland!
Ich mag jetzt nach diesem Gedanken leinen anderen denken!
Leben Sie wohl!

Aus allen Welttheilen.

Der „König Wilhelm" im Kieler Hafen. (S. S. 121) Original-Zeichnung von **Loren Ritter.** — Nicht so bald hatte der Nordostsee-Kanal seine schmalspurige Treff-As ausgetheilt, daß den Kieler bedeutet, als er auch sogleich unter blankes Schiffspen-Trumpf-As zu Gnaden bekam, das die Großschaustr seiner Empire's bedeuten wird. Noch ehe sie genehm waren, strömten die deutschen Streiter in Scharen zu ihren Fahnen, und kein heißer Monat wrging so war ein Tier an die Grenze gezaubert, wie es der vielumkämpfte Rhein bis jetzt nicht gesehen hatte. Die Menge und Kriegstüchtigkeit, mehr noch die begeisterte Haltung der Truppen gab Vertrauen auf den schließlichen Sieg, so harmlich auch das Ringen sein mochte.

Das deutsche Landheer schien dem Feind in Allem gewachsen, in Vielem überlegen; anders die Seemacht. Aber was an Zahl der Schiffe gebrach, konnte die natürliche und durch Kunst bewerkstelligte Sicherheit der Küsten ersetzen, dazu die unbrechenbare Kraftentfaltung einer freiwilligen Seewehr. Gegen 20 große Panzerschiffe der Franzosen kommen nur 3 große und 2 kleine auf deutscher Seite, gegen mehr als 40 französische Fregatten und Corvetten nur 10 deutsche, wovon 2 in fernen Meeren abwesend sind. Aber so klein auch die Flotte ist, welche unsere Nordsee und Ostsee zu vertheidigen hat, möchte sie doch einem noch so überlegenen Gegner zu schaffen machen, vor allem das Panzerschiff „König Wilhelm", das wir jetzt näher ins Auge fassen.

Es war ein herrlicher Morgen, als uns ein freundlicher Schiffer hinausfuhr in den Kieler Hafen, der wie ein Spiegel vor uns lag.

An dem Kommandoboote Chamäleon und der Segel-Fregatte Thetis vorbei steuerten wir unserem Dampfziele, der Panzer-Fregatte „König Wilhelm" zu. Je näher wir kamen, desto mehr sprangen die kolossalen Verhältnisse dieses größten unserer Kriegsschiffe in die Augen.

Unter dem Anker, der aufgegangen an der Eisenwand hing, fuhr unser Boot weit eine Nußschale dahin. Durch die Oeffnungen der Kanonenlucken, woraus uns die gezogenen 96-Pfünder entgegen gähnten, sah man Köpfe von Matrosen, die damit beschäftigt schienen, ein Dampfboot, das eben angelangt war, sammt der Mannschaft an den Eisenkranen in die Höhe zu ziehen und an der Seitenwand unterzubringen, eine Arbeit, die in wenigen Minuten bewerkstelligt war. Auf unsre Anfrage, ob wir wohl die Fregatte besuchen könnten, wurde uns durch den dienstfreundlichen Marinelootsen die Erlaubniß ertheilt, und so kletterten wir denn an der Eisenwand empor.

Als wir auf dem stockgeschwerten Verdeck zwischen den eisernen Mosten, deren Durchmesser wohl an 7 Fuß haben mochte, dahingingen, waren es vor Allem die 4 gezogenen 72-Pfünder Ringgeschütze, welche unsre Aufmerksamkeit fesselten.

Ein Blick vom Verdeck in den Maschinenraum ließ uns schwindeln; es mochten wohl an 60 Fuß Tiefe sein. Doch besser, wir lassen nun unsren Führer, einen tüchtigen Matrosen, selbst über den Bau des Schiffes sprechen.

Die Panzer-Fregatte „König Wilhelm" hat eine Länge von 265 Fuß bei 60 Fuß Breite und 26 Fuß Tiefgang. Mit einem 8 Zoll starken und 15 Fuß breiten Eisengürtel umgeben, der noch 7 Fuß unter den Wasserspiegel reicht und an der vordern Spitze in einen Sporn ausläuft, hat sie noch einen Hinterkiele von 10-zölligem Teakholz. Sie hat einen doppelten Boden; der Raum zwischen beiden Böden ist in kleine wasserdichte Abtheilungen getheilt, welche bei Beschädigung des Wasser nur theilweise eindringen lassen, so daß das Innere des Schiffes immer geschützt bleibt.

Der mittlere Raum der Fregatte, die Kolemate, in der die Geschütze stehen, ist außerdem noch mit Querwänden und die die Batterien abschließenden Querwände sind mit 6-zölligem Eisenpanzer versehen. Aus 23 Geschützen, wovon 4 gezogene 72-Pfünder Ringgeschütze auf dem Oberdeck, 19 gezogene 96-pfünder Ringgeschütze in der Kolemotte sich befinden, werden 200 und 270-pfündige Geschosse gewerfen.

Die Fregotte hat eiserne Mosten und Untervaoen und eine große Zahl Boote, das größte davon mit einer Dampfmaschine. Wierzig Kesselröre geben den nöthigen Dampf, der täglich 80 Tonnen a 2000 Pfund Kohlen erfordert.

Ihre Besatzung ist 700 Mann stark, und ihre Schnelligkeit beträgt 14½ Knoten in der Stunde (23½ geogr. M.) — eine Kraft, welche bis jetzt von keinem größeren Dampfschiffe erreicht wurde.

So steht denn „Wilhelm", als König der See, gewaltig in seinen Linien, ausgerüstet mit den furchtbarsten Geschützen, versehen mit einer Maschine, welche das riesige Bauwerk mit reißender Schnelligkeit fortbewegt, einzig in seiner Art da. Und daß dürften sich die Abschiedsworte unsres Führers erklären: Wehe dem Schiffe, das sich uns entgegenstellt! über seinen Trümmern wird König Wilhelm sich freien Weg bahnen. **Lorenz Ritter.**

Kanonen des Krieges. Mit Originalbild: Der erste Gefangene von Professor **Kaserlin.** (S. S. 125) — Sogar der Krieg hat seinen Humor. Je umständig ungeführter der männerverdorbene Ares über das Blachfeld stürmt, um so näher liegt ihm die Gefahr über seinen Mordstein zu strauchetn oder in eine Dornwand zu gerathen, den zahlbaren Bäumen und — da er als Gott eine complete Natur ist — sich selbst zum Gelächter. Die Werkzeuge des Humors sind Witz und Ironie, und somit ist der Krieg auch witzig, und wie Falstoff hat er nicht blos selbst Witz, sondern bewirkt auch viel Komisches in Andern. Den Selbstwitz des Kriegs werden wir mehr auf Seite des Gegners suchen und finden, den erregten mehr auf der unsrigen. Von der hehren Verblüdung gezogen lehen zahlreiche Anekdoten, auch von der ersteren giebt es Beispiele genug, welchenumen Stoff sie den karrikirenden Griffel. Hier sind einige.

Als am Lauterstroße die Kriegspartei die Oberhand gewonnen hatte und den Kabinet, dessen Nachgiebigkeit nur durch seine Kopflosigkeit aufgewogen ward, den Lügenbaum auf der Tribüne entwickelte, drückte der Marschall Lebeouf durch sein Kraftwort „Ich stehe für den Erfolg!" der theilweise noch schwankenden Kammer die Kriegsfackel fest in die Hand. Und was geschah? Nach wenigen Wochen standen die deutschen Armeen siegreich auf französischem Boden, und Herr Lebeouf, zu deutsch der Ochs, wird wegen bewiesner Unfähigkeit — abgesetzt. Niemals, heißt es, haben sussiance und insuffisance näher beisammen gewohnt als in den Eingeweiden dieses Kriegsministers und Generalstabs-Chefs.

Digitized by Google

Und nach jener sprudelnden Einnahme Saarbrückens durch die Franzosen bildete der Sieg des Kriegs dem Kaiser Napoleon folgenden Telegramm an die Kaiserin Eugenie: „Louis hat so eben die Feuertaufe erhalten; er war von denunerschrockenster Kaltblütigkeit und ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen. Eine Division des Generals Frossard nahm die Höhen, welche die linke Seite von Saarbrücken beherrschen. Die Preußen leisteten einen kurzen Widerstand. Wir stürmten in erster Reihe, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unsern Füßen wieder. Louis hat eine Kugel behalten, welche ganz nahe bei ihm einschlug. Er ist so Soldaten, welche meinten, als sie ihn so ruhig sahen. Wie hatten als getödtet nur einen Offizier und zehn Mann." O Mama, Papa und Louis, wie unartig und laut hat Europa gelacht an den Thränen eurer Zärtlichkeit!

Und wetch' ein Meisterstückchen vom Selbstmut des Kriegs das folgende! Nach den Weltenburger Kämpfen verbreitete sich in Paris die Nachricht von einem glänzenden Siege der Franzosen. Nicht weniger als 25,000 Preußen, unter ihnen der Kronprinz selbst, seien getödtet worden. Auf der Börse war wie Feuer an der Börse ausgeklommen und kraß weiter wie Feuer. Während man das Individuum, das ihm zuerst seinen Mund gelieben, im Triumph umherzog, kommen die Börsenleute voll Begeisterung die Marseillaise an. Schnell drang das Zauberwort in die benachbarten Stadtteile. Man beflaggte die Fenster, man jubelte, und eine ungeheure Menschenmasse wälzte sich nach dem Börsenplatze, selben Berkehr hemmend. Die gleiche Aufregung im Zuschauerhalt. Der Gerichts-Präsident unterbrach die Verhandlungen, um das Telegramm vorzulesen. Ungeheurer Enthusiasmus der Versammelten! Richter, Advokaten, Gendarmen, Huissiers und Verkehrdiener stimmen im Chor die Marseillaise an. Ein ernstes Mitglied der Magistratur weist sogar vor Freude seine Richtermütze in die Luft. Aber gar nicht lehr lange, so zeigt sich, daß man — mystificirt worden. Und obendrein durch einen Herrn Jakob, der diesmal nicht der wahre Jakob gewesen. —

Unser Bild „Der erste Gefangene" verspinnelt einen komischen Vorgang auf deutscher Seite. Preußische Vorposten, zu denen sich ein fernschauender Berichterstatter gesellt, worin guter Dinge wie immer. Einer von ihnen sang:

> Marsinanchen, unsre Gluts
> Badenchen ich im Blute,
> Sie reden Spitz' und Schwinge
> In deutscher Land hinein:
> Herr Nachbar, nicht gewurrelt
> Stiehl's es nicht seinem Nicht!
> Soll kommt einmal gefurrel,
> Mit mich verbunden ich.
> Wortwurst nur, wir kommen schon,
> Louis, Louis!
> Pfui, Napoleon!
> Pfui Napoleon!

Der Refrain war in Chor wiederholt, da hörten sie in einiger Ferne von einer unsichern Stimme folgende Lieder singen:

> On va lui couper la tête à Bismarck,
> On va lui couper la tête, c'est bien fait.

Und unschwer fangen sie den heitern Vogel, einen verrunkten Sergeanten, der sich verschaukt mich befunden kam, was und wie ihm so plötzlich geschehen ist — taumelnd und verblüfft, wo das Empire, das zu verherrlichen er ausgezogen war.

Chronik des Kriegs. (Vom 4. bis 27. Juli 1870.)

4. Juli. Der französische Geschäftsträger zu Berlin erscheint im auswärtigen Amte, um der Empfindung Ausdruck zu geben, welche die Annahme der Thronkandidatur Seitens des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen in Paris hervorgerufen hat. Der Staatssekretär antwortet, daß diese Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire.

— Unterredung über denselben Gegenstand zwischen dem Botschafter des nordeutschen Bundes, Freiherrn von Werther, und dem Herzog von Gramont, unter Thelnahme des Ministers Ollivier. Der Botschafter von Werther wird ersucht, bei seiner Anwesenheit in Ems die Eindrücke, welche in Paris herrschen, dem König von Preußen vorzutragen.

5. Juli. Abreise des Herzogs von Werther nach Ems; der Depeutirte Cochery bringt im gesetzgebenden Körper zu Paris eine Interpellation über die spanische Frage ein.

6. Juli. Der Herzog von Gramont brantwortet diese Interpellation in Preußen verletzender Weise.

9. Juli. Der französische Botschafter Benedetti, von Wildbad in Ems eintreffend, wird von dem Könige empfangen, welchen er bittet, dem Prinzen Leopold die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Der König lehnt dies ab.

11. Juli. Benedetti dringt wiederholt in den König, den Prinzen zum Verzicht auf die Thronkandidatur zu veranlassen. Der König weist diese Zumutung zurück.

12. Juli. Der Erbprinz von Hohenzollern entsagt aus eigenem Antrieb der Kandidatur. — Der Herzog von Gramont verlangt in einer Unterredung mit dem an demselben Tage in Paris wieder eingetroffenen Botschafter des Bundes, der König solle von dem Kaiser schriftlich entschuldigen und sich der Entsagung des Erbprinzen anschließen.

13. Juli. Graf Benedetti stellt dem Könige in Ems auf der Promenade das Ansinnen, die Verzichtleistung des Erbprinzen zu approbiren und die Versicherung zu ertheilen, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Der König lehnt dies entschieden ab und verweigert dem Grafen Benedetti weitere Audienzen.

14. Juli. Der Minister des Innern stellt im gesetzgebenden Körper über die diplomatischen Vorgänge ein unrichtige Thatsachen enthaltendes Exposé und theilt mit, daß Frankreich sich zum Kriege entschlossen habe.

Rückreise des Königs nach Berlin. Begeisterter Empfang auf der ganzen Reise und in Berlin. Aus allen Theilen Deutschlands werden dem Könige an diesem und in den nächsten Tagen Zustimmungsadressen überreicht.

16. Juli. Der Bundesrath des Nordeutschen Bundes billigt einstimmig alle bisherigen Schritte des Bundespräsidiums und erklärt, den von Frankreich angebotenen Krieg anzunehmen.

Die bayrische Armee und die badische Division werden mobil gemacht.

17. Juli. Großherzumnen bietet seine Vermittlung zur Beilegung des Konflikts an.

Mobilisirung der württembergischen Armee.

18. Juli. Der Bundesrath lehnt im Auftrage des Königs die Vermittlung Großherzumnens ab.

19. Juli. Eröffnung des Reichstags des Nordeutschen Bundes. Eröffnung der Feindseligkeiten von Seiten Frankreichs, durch Einfall auf preußischen Gebiet bei Saarbrück, Durchschuß des Rebenzug Amtes Solstershöhe und Gefangennahme zweier preußischen Eisenbahnbeamten.

Französische Chasseurs d'Afrique überschreiten die Grenze bei Saarbrücken und werden von preußischen Ulanen zurückgeworfen.

Die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen wird dem Grafen Bismarck um 1½ Uhr Mittags überbracht.

Erlaß betreffend das Wiederaufleben des Ordens des eisernen Kreuzes für diesen Krieg.

20. Juli. Adresse des Reichstags an den König. Mittags Ueberreichung der Adresse. Nachmittags Antwort auf die Adresse. Graf Bismarck legt dem Reichstag die auf den Konflikt bezüglichen Aktenstücke vor. In der Nachmittagssitzung genehmigt der Reichstag einstimmig den für die Mobilmachung und Kriegsführung geforderten Kredit von 120 Millionen Thalern.

Die bayrische Regierung macht dem Bundeskanzler die Mittheilung, daß Bayern als Verbündeter Preußens in den Krieg gegen Frankreich gleich sämmtlichen deutschen Regierungen eingetreten sei.

Der König benachrichtigt den König von Bayern, daß er das Kommando über dessen Armee übernommen und dieselbe der unter den Kronprinzen von Preußen gestellten III. Armee überweisen habe.

21. Juli. Der Reichstag des Nordeutschen Bundes genehmigt u. A. den Gesetzentwurf wegen Errichtung von Darlehnskassen, ferner den Gesetzentwurf, betreffend die Verabfolgung der Legitimationspapiere des Reichstages.

Die Deutschen in St. Louis überweisen die Summe von 1,000,000 Dollar für die Invaliden und Hinterbliebenen deutscher Krieger. — 6. Pl.-Sitzung des Reichstags. Gesetz über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit wird angenommen. — Die Legislaturperiode des Reichstags wird bis spätestens 31. Dezember 1871 verlängert. — 8. Pl.-Sitzung des Reichstags. — Ein Freiwilliger aus Frankfurt a. M. stellt dem Reichstage 200 Pfd. Sterling zur Unterstützung der Hinterbliebenen deutschen Krieger zur Verfügung. — Schluß des Reichstags. — Erklärung des Fürstenhauses in den Niederlanden, daß es, wie bisher, neutral bleiben werde.

Graf Haldenstein zum General-Gouvernenr der Bezirke des 1., 2., 9. und 10. Armee-Corps ernannt, übernimmt seine Dienstfunktionen (Hauptquartier: Hannover). Vorgenehmigt bei Saarbrücken.

22. Juli. Einsetzung von 5 General-Gouvernenren im Bundesgebiete, und zwar 1) für den Bezirk des 1., 2., 9. und 10. Armee-Corps (Hannover); 2) des 7., 8., 11. Armee-Corps (Coblenz); 3) des 3., 4. Armee-Corps (Berlin); 4) des 5., 6. Armee-Corps (Breslau); 5) des 12. Armee-Corps (Dresden).

Bayern erklärt sich als im Kriegszustand mit Frankreich befindlich; der französische Gesandte reist von Karlsruhe ab.

Sprengung der Kehler Rheinbrücke durch die Deutschen.

23. Juli. Proklamation Napoleons an das französische Volk. Schluß des gesetzgebenden Körpers und Senats in Frankreich.

24. Juli. Vorpostengefecht bei Saarbrücken. Der Feind versucht, in der vergeblichen Absicht eines Bataillons, sich in den Besitz der Brücke bei Wehrden zu setzen, wird jedoch durch ein aus Saarlouis entsandtes Infanterie-Bataillon und eine Abtheilung Ulanen daran gehindert und zieht sich wieder zurück.

25. Juli. Scharmützel beim Dorfe Gersweiler. Die Franzosen verlieren 10 Mann und ziehen sich zurück.

Eine Compagnie des 8. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 70 nimmt das Rathhaus in Schreckling gegen drei Zollschiffe.

Einige 30 Ulanen des 7. Ulanen-Regiments sprengen einen Viadukt in die Luft und unterbrechen dadurch die Verbindungsbahn zwischen Saargemünd und Hagenau.

26. Juli. Dankerlaß des Königs für die aus allen Kreisen des deutschen Volks, selbst von jenseits des Meeres zugegangenen Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland.

Errichtung einer freiwilligen Seewehr.

Frankreich ernennt provisorisch seinen Entschluß, die Regeln der Seerechts-Deklaration von 1856 zu beobachten.

26. Juli. Der Kronprinz von Preußen begiebt sich zur Uebernahme des Befehls über die deutsche Südarmee nach München, Prinz Friedrich Karl zur II. Armee nach Mainz.

Kleines Gefecht an der Brücke von Rheinheim. Französische Infanterie wird von preußischen Ulanen in Mannheim verfolgt. Plänkeren wird bayerischen Jägern zurückgeworfen.

Truppenconcentrirung der Gegend um Bitsch und Hagenau durch den württembergischen Generalstabsoffizier Grafen Zeppelin und 3 badische Offiziere.

Der König von Württemberg übergiebt die württembergischen Truppen der Führung des Königs von Preußen.

Der König von Preußen benachrichtigt den König von Württemberg in einem Erwiderungsschreiben, daß er die württembergischen Truppen dem Kommando des Kronprinzen von Preußen zugetheilt habe.

27. Juli. Allgemeiner Betag in Preußen.

Ankunft des Kronprinzen von Preußen in München.

Der „Staats-Anzeiger" veröffentlicht den dem Bundesrathe Seitens des Grafen Benedetti überreichten Vertragsentwurf, betreffend die Einverleibung der süddeutschen Staaten in den Nordeutschen Bund und die Eroberung Belgiens durch Frankreich.

(Fortsetzung folgt.)

Inhalt: Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's. Von G. Rasch. — Eine Brautwerbung Blüchers. Von M. Wenzel. Forts. — Um Thron und Ehre. Von G. Hiltl. Forts. — Berliner Skizzen. Von Dr. Otto Verdinand. — Zwei Freudenfeste Friedrichs von Stein. Mit Portrait von J. Benedey. — Am Vorabend von 3. Juli. Forts. — Zweierlei Briefe an eine Dame. Dritter Brief. — Aus allen Welttheilen: — Der „König Wilhelm" im Hafen Tsingtau. Original-Zeichnung von L. Richter. — Humor des Kriegs. Mit Originalbild: Der erste Gefangene. Von Prof. Hasselin. — Chronik des Kriegs (vom 4. bis 21. Juli 1870).

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach: Bitter: Brachvogel: Duncker: Engel: Freiligrath: Dr. Friedrich: Gerstäcker: Glaser: Glaßbrenner: Ludw. Habicht: Hammer: W. Hartmann: Hiltl: Fr. Hoffmann: Gundeloch: L. Kerner: L. A. König: Kraffer: Kreutzer: Fichtner: Lippert: M. Löw: Lorh: Mühlbrunn: Oelsschläger: F. Pfau: Rasch: Reclam: Reinhardt: J. Reitershahn: W. Rinck: Rodenberg: v. Rosenfeld: Rud. Schäfer: P. Schmidt: A. Schell: Schramm: Temme: Targetzow: Venedey: L. Vogt: Waldteufel: Weil: W. Wenzel: Werner, Gen.-L. Ser: Wilkomm: Wittich: Worm: Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 9. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Die beiderseitigen neuen technischen, militärischen und politischen Hülfsmittel in dem gegenwärtigen Kriege.

Von **Dr. Ferdinand Pfau.**

Das Uebergreifen der technischen Wissenschaften auf das Gebiet der Kriegswissenschaft hat hier, wie auch auf dem engverwandten maritimen Gebiet, eine unendlich große Zahl neuer Erscheinungen zu Tage gefördert, und die Thatsache, daß in den letzten größeren Kriegen auch jedesmal der Sieg dem verblieben ist, welcher durch irgend eine neue militärische Erfindung dem Gegner zu imponiren vermochte, hat namentlich den französischen Kaiser dazu veranlaßt, seine Aufmerksamkeit der Prüfung und Erwerbung solcher Erfindungen zuzuwenden, um sich so durch deren unerwartete Wirkung und die vermittelst derselben bei dem Gegner hervorgerufene Bestürzung und Ueberraschung den Sieg in dem lange geplanten deutschen Kriege gleichsam schon im Voraus zu sichern.

Die Ausrüstung der französischen Armee mit dem Chassepot-Gewehr verfolgte dabei zunächst nur den Zweck, den Vortheil, welchen die deutsche Armee durch ihre Bewaffnung mit dem Zündnadelgewehr vor jener voraushatte, auszugleichen. Dagegen aber stellten die Annahme der Mitrailleusen, der Bau der gefechtbaren und für den Rhein bestimmten Panzerboote, die endlosen Versuche mit neuen Pulversorten und Sprenggeschossen, die mit tragbaren und transportablen Panzerständen und für jede Landtasche zu benutzenden Straßen-Lokomobilen und noch eine lange Reihe ähnlicher Bestrebungen auf die Erlangung des erwähnten Vortheils und des damit verbundenen Uebergewichts, welches überdies durch die gleichen unausgesetzten Bemühungen für die Umgestaltung und Erweiterung der französischen Seemacht noch verstärkt werden sollte.

Die meisten dieser Projekte sind nicht zur praktischen Ausführung gelangt. Die Anwendung der französischereits bereits angenommenen Explosionsgeschosse ist auf Antrag Rußlands in der Petersburger Konferenz durch internationalen Vertrag beseitigt worden. In der Hauptsache bleiben demnach französischerseits als wirklich neue und in diesem Feldzug hervortretende technische Erscheinungen nur das Chassepot-Gewehr, die Mitrailleusen und die Rhein-Panzerboote, wozu für die Kriegführung zur See noch die auch für diese geschaffene und vorzugsweise für das Bombardement der feindlichen Hafenplätze bestimmte Panzerbootsflottille hinzutritt.

Keine dieser neuen militärischen Erfindungen kann als eine schlechterdings verfehlte bezeichnet werden. Im Gegentheil ist nach sachverständigem Urtheil das Chassepot-Gewehr eine sehr gute Waffe, und in der Leichtigkeit und Handlichkeit, der Tragweite und selbst der Feuergeschwindigkeit dem preußischen Zündnadelgewehr überlegen. Ebenso besitzen die Mitrailleusen, wenngleich ihr Schußfeld nur eine geringe Ausdehnung beherrscht, bei einer Batterieverwendung doch eine Wirkung, welche keineswegs gering angeschlagen zu werden vermag, und diese Wirkung erscheint noch gesteigert, wo es sich um die Behauptung und Beherrschung eines Engpasses oder eines nicht zu weit entlegenen Punktes handelt. Für die Rhein-Panzerboote hingegen würde es sich nur um eine genügende Wasserliefe gehandelt haben, um bei einer Belagerung der deutschen Rheinfestungen vielleicht entscheidend in die Aktion einzugreifen, während die See-Panzerflottille sowohl für die Beschießung der Küstenpunkte, wie auch möglicherweise selbst für den Kampf auf hoher See eine Bedeutung besitzt, welche ganz unbedingt als eine sehr große veranschlagt werden muß.

Das Chassepot-Gewehr und die Mitrailleusen dürfen durch zahlreiche Besprechungen und Abbildungen jetzt wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, weniger möchte dies jedoch mit den Rhein- und den See-Panzerbooten der Fall sein, und sollen die allgemeinen Maße und Verhältnisse derselben deßhalb hier mit angeführt werden.

Beide Bootarten sind darin einander gleich, daß sie in ihrer vordern Hälfte einen angeblich mit fünf- bis sechszölligen Platten gepanzerten Kasemattenstand besitzen, in welchem sich zwei neunzöllige Geschütze (300-Pfünder) und das Steuerruder des Schiffes befinden. Die Länge des Fahrzeugs beträgt dazu bei den Rheinbooten 35, die Breite 9 und der Tiefgang $4^3/_4$ Meter. Die Maschine wird bei den Rheinbooten zu 25—30, bei den Seebooten zu 80 und 120 Pferdekraft angegeben, und finden sich die Boote bis 1 Meter unter der Wasserlinie mit derjelben Platten gepanzert. Die Länge der See-Panzerboote wird auf 64, resp. 86, die Breite zu 14, resp. 17, die Wassertiefe zu 6 und 8 Meter angegeben, so daß sich deren Wirksamkeit also noch für sehr seichte Wasserstraßen und Küstenstrecken vollkommen geeignet sande.

Eine andere wichtige Fürsorge fand sich Seitens des französischen Kaisers den Festungen der französischen Ostgrenze zugewendet. Die Werke von Lille, Metz und Straßburg wurden in der umfassendsten Weise erweitert und den ersten beiden Plätzen je ein

befestigtes Lager für 150,000, resp. 200,000 Mann hinzugefügt. Die gleiche Absicht waltete auch für Straßburg ob, wo die Ausführung jedoch noch nicht erfolgt zu sein scheint.

Ebenso wurden bereits im Frieden, und zwar zurückreichend bis 1867, im Verlauf dieser Grenze eine Reihe von Aufnahmefestungen vorbereitet und mit Feldbefestigungen versehen. Nicht minder wurde auch die Zahl der stehenden Lager, deren bis 1866 nur zwei, zu Chalons und St. Maur, bestanden hatten, um noch drei, zu Satchonay bei Lyon, Lannemezan und Pas des Lanciers, erweitert, welche zusammen für die Aufnahme von 9 Infanterie- und 3 Kavallerie-Divisionen genügten, und die neben den so erleichterten größeren Truppenübungen vor Allem die Bestimmung hatten, zur Ausnützung jeder sich bietenden Gelegenheit die ausreichenden Truppenkräfte unmittelbar in Bereitschaft zu besitzen.

Die Sicherung der Seeplätze und der Bau von immer neuen Panzerschiffen gingen hiermit Hand in Hand, wobei auf die Verstärkung der Armirung und die Panzerung der letzteren, wie auf die Verbesserung ihrer Construktion und die Berücksichtigung jeder denkbaren Art der Schiffsverwendung eine nicht geringere Aufmerksamkeit als auf die Ausrüstung der Landarmee verwendet wurde.

Als bei weitem die wichtigste unter all' den in Vollzug gesetzten neuen Maßregeln muß jedoch die 1868 zum Gesetz erhobene neue französische Wehrverfassung betrachtet werden, welche, da durch dieselbe neben der neuen Organisation der französischen Streitkräfte zugleich die Aufstellung einer allgemeinen Miliz beabsichtigt wird, gleichermeise einen militärischen wie politischen Charakter beanspruchi, und mit der dem preußischen, auf der allgemeinen Dienstpflicht beruhenden Wehrsystem ein noch wirksameres, mindestens für diese Miliz auf der wirklichen allgemeinen Wehrpflicht beruhendes Wehrsystem entgegengestellt werden sollte.

Der Grundgedanke in dieser neuen Wehrorganisation war, unter dem Schutze einer sehr starken und auf's Beste ausgerüsteten stehenden Armee erforderlichenfalls die gesammte wehrbare Mannschaft der Nation in die Waffen rufen und durch diese thatsächliche Volksbewaffnung so riesenhafte Streitkräfte entwickeln zu können, um damit außer den durch all' die anderen Kriegsvorbereitungen bedingten Vortheilen auch noch das Uebergewicht der Zahl auf die französische Seite zu bringen.

Für diese Volksbewaffnung sollte die Mobilgarde den Rahmen bilden, und entsprechend dem Militärcharakter derselben befand sich dieselbe nicht unmittelbar, wie die deutsche Landwehr, der Armee einverleibt, sondern sie stand als ein durchaus selbstständiger Theil der französischen Waffenmacht neben derselben. Für das erste Aufgebot derselben war deren Organisation auf 304 Bataillone und 128 Artillerie-Compagnien bestimmt worden, doch blieb für den Fall der Noth ebensowohl die Bildung einer unbeschränkten Zahl neuer Truppenkörper, wie eine erhöhte Einstellung von Mannschaften bei den schon vorhandenen Truppenkadres vorbehalten.

In der Stärkeveranschlagung der neuen französischen Waffenmacht figurirte diese Volkswehr zunächst mit 500,000 Mann, während das stehende Heer auf 800,000 Mann gebracht werden sollte, so daß demnach, wenn diese Ziffern zutrafen, Frankreich in erster Reihe 1,300,000 Mann würde haben aufstellen können, während außerdem noch eine beliebige Steigerung dieser riesenhaften Streitkräfte durch eine weitere Ausdehnung der Mobilgarde in der Möglichkeit gelegen hätte.

Der Rücksicht auf den Kostenpunkt wegen, wie wiederum in genauer Anlehnung an den Militärcharakter der Mobilgarde, waren für dieselbe im Frieden nur sehr unzulängliche Waffenübungen vorgesehen. Die Kadres sollten sich jedoch dauernd vorhanden befinden, und meinte man durch diese Einrichtung wie unter dem Schutz der starken aktiven Armee die thatsächliche Aufstellung dieses Theils der französischen Waffenmacht auch nach eingetretenem Kriegsfall noch immer rechtzeitig bewirken zu können.

Es war somit die Spitze der Revolution und die Wehrinstitution freier Völker, welche der Kaiser seinem aktiven Heere durch diese neue Wehrorganisation hinzugefügt hatte, und eine gewisse Größe der Idee kann der von ihm Frankreich verliehenen Wehrverfassung durchaus nicht abgesprochen werden.

Die Frage lag freilich von Anfang an dahin zugespitzt, ob die Ausführung dieser Idee auch entsprechen würde, sodann ob das bis in seinen innersten Kern verderbte kaiserliche Regiment diese nur von dem starken Arm eines durchaus gesunden Staatskörpers zu schwingende vollwuchtige Waffe auch zu führen vermöchte?

Es ist dies sich gegenseitig bedingend nicht der Fall gewesen. Aus Scheu vor dem in der Mobilgarde sich äußernden revolutionären Geist war das Kaiserthum von der Ausführung der angekündigten großen Idee abgestanden, und erst mit dem gegenwärtigen Kriegsausbruch selbst ist von ihm die praktische Verwirklichung derselben wieder aufgenommen worden.

Noch ein anderer, gerade für die französische Armee doppelt bedenklicher und vielleicht verhängnißvoller Umstand ist aber durch diese Verzögerung erzeugt worden. Die Stärke dieser Armee ist immer der Angriff gewesen, und um jenes erst mit der erfolgten Kriegserklärung in die Hand genommene Rüstungswerk zu decken, hat sie sich jetzt einem so starken Gegner wie Deutschland gegenüber in der Lage gesehen, auf dieses ihr Hauptmittel zum Siege zu verzichten. Denn auch darin hat die Corruption des Kaiserreichs seine Wirkung geäußert, daß die französischen Heere lange nicht die vorausgesetzte hohe Ziffer erreicht haben, sondern bei der thatsächlichen Aufstellung nahezu um 200,000 Mann hinter dem vermeinten ausrückenden Sollstand zurückgeblieben sind.

Auf deutscher Seite hat in der Vorbereitungsperiode zu dem gegenwärtigen Kriege nicht entfernt das gleiche Haschen nach neuen Vernichtungsersindungen wie auf französischer Seite stattgefunden. Es ist darin sogar vielleicht zu wenig geschehen. Eine verbesserte Construktion des Zündnadelgewehrs ist nach jahrelangen Versuchen erst Anfang dieses Jahres angenommen und deßhalb deren Ausführung kaum erst begonnen worden. Ebensowenig hat man sich bestimmt gefühlt, den französischen Mitrailleusen eine entsprechende deutsche oder auswärtige Erfindung entgegenzusetzen, und gleichermeise ist auch keinem der vielen anderen neuen Hülfsmittel der Kriegführung ein besonders hervorragender Werth beigelegt worden.

Eine Ausnahme machen hiervon allein die vielen artilleristischen Versuche, welche aber in erster Reihe nur den Zweck verfolgten, die Artilleriebewaffnung der Marine vom Auslande unabhängig hinzustellen und die deutschen Marinegeschütze auf eine möglichst hohe Stufe der Vollkommenheit hinaufzubehen. Ebenso haben zum Zweck der Küstenvertheidigung vielfache Versuche mit Torpedo's stattgefunden, über deren Ausfall und die daran sich knüpfende Entscheidung aber sortgesetzt das tiefste Geheimniß beobachtet worden ist.

Um desto entschiedener ist man mit der Uebertragung der 1866 bewährten preußischen Heeresinstitution auf ganz Deutschland vorgeschritten. Auch dürfen die dabei erzielten Resultate als wahrhaft bedeutend erachtet werden. Französischerseits selbst ist offiziell noch im Mai d. J. die Ziffer der aktiven norddeutschen Streitkräfte allein auf 945,000 Mann angegeben worden, und im Verein mit Süddeutschland dürfen die deutschen Streitkräfte sicher nicht unter 1,100,000 Mann veranschlagt werden. Der Unterschied mit den allerdings noch höheren Angaben der französischen Streitkräfte beruht aber darin, daß die deutschen Armeen bis zum letzten Mann aus vollkommen ausgebildeten Soldaten bestehen und eine Reuformation an Truppen mit dem Eintritt in den Krieg nicht weiter statt hat, als dies für den Ersatz der im Felde stehenden Truppenkörper unerläßlich erscheint, wogegen französischerseits, incl. der gleichen Ersatzabtheilungen, noch, wie zwor ausgeführt, nahezu die Hälfte, wo nicht zwei Drittheile dieser Streitkräfte sich eben jetzt erst in der Anfangsbildung begriffen befinden.

Nicht minder eifrig ist man auf deutscher Seite bemüht gewesen, durch unablässige Uebung der Truppen sowie durch die Erprobung neuer Verwendungsformen für die einzelnen Waffen deren Wirkungsfähigkeit zu erhöhen. Es gilt dies namentlich von der Kavallerie und Artillerie, welche letztere zugleich auch ausschließlich mit dem Ziele, den Feldkriegsfall und durch die Einführung eines neuen Zündersystems wesentlich verbesserten gezogenen Hinterladungsgeschütz ausgerüstet worden ist.

Noch sind in Preußen seit 1868 umfassende Versuche auf die Verbesserung der Kriegs- und Lazarethverpflegung gerichtet gewesen, und haben für den gegenwärtigen Krieg mehrere bewährt gefundene compromirte Nahrungsstoffe als ein den Truppen mitgegebener dreitägiger Verpflegungsbestand eine allgemeine Verwendung gefunden.

Es scheint indeß, als ob auch die vorerwähnten artilleristischen Versuche doch nicht ausschließlich auf die Marinewendung gerichtet gewesen wären. Mindestens verlautet, daß die dort gepreßten schweren Geschütze und die neuen Mörser mit gezurchten Kessel bestimmt seien zur Belagerung von Metz mit in Verbindung gezogen zu werden. Auch die seit Jahren consequent fortgesetzten Pionier-Uebungen dürften für diese Belagerung vielleicht ihre Rückwirkung äußern. Das über alle diese Vorgänge beobachtete Geheimniß gestattet jedoch nicht, über die an eine solche etwaige Verwendung zu knüpfenden Aussichten schon ein irgendwie berechtigtes Urtheil abzugeben.

Noch mag zum Schluß mit einigen Worten der auf beiden Seiten wirksamen geistigen Einflüsse und Impulse gedacht werden. In Frankreich hatte man sich bemüht, durch den Himmel auf die gloire und den unwiderstehlichen elan der grands nations, wie durch das

Digitized by Google

Anschauungen aller Leidenschaften des französischen Nationalcharakters ein wahres Kriegsfieber zu entzünden. In Deutschland hingegen hat schon die französische Drohung genügt, jeden Unterschied zwischen Süd und Nord, jeden Gegensatz der Parteien und Bestrebungen auszulöschen, und die gesammte Nation in todesmuthiger und opferwilliger Begeisterung wider den alten Erbfeind des deutschen Namens in die Waffen zu rufen. Dort die schrankenlose Ueberhebung, die wüste Exaltation, der Verzicht auf jeden rechtlichen und selbst politischen Grund für das Heraufbeschwören des Krieges, hier der stolze, feste Muthsmuth, der Entschluß, das aufgezwungenen Kampf auf jede Gefahr hin zum glücklichen Ende zu führen, und die einmüthige Erhebung eines ganzen Volks: das sind demnach die geistigen Erscheinungen, welche der gegenwärtige Krieg bietet, und das unendliche Uebergewicht der auf deutscher Seite wirksamen geistigen Factoren braucht bei dieser Lage wohl kaum noch hervorgehoben zu werden.

Schon sind denn auch aus diesem einmüthigen Aufschwung des deutschen Volks alle die französischen Listen, Ränke und Kunstgriffe, und im blutigen Ringen alle die so hoch angeschlagenen neuen Vernichtungswerkzeuge und Kriegsvorbereitungen schmählich zu Schanden geworden. Zum erstenmal seit dem Krimkriege haben die neuen technischen Hülfsmittel vollständig ihre Wirkung verfagt. Weder der furchtbare Kugelhagel der Chassepots, noch das nicht aufsetzende Knatterfeuer der Mitrailleusen, noch die auf fast unerreichbaren Höhen angelegten Verschanzungen haben die anstürmenden deutschen Massen auch nur einen Augenblick aufzuhalten vermocht. Von Sieg zu Sieg ist der deutsche Aar geflogen, und durch einen Meisterzug der Strategie befindet sich nach einer Reihenfolge der blutigsten Schlachten die französische Hauptarmee in Metz eingeschlossen, während die zweite auf Chalons zurückgewichene französische Armee die Stärke und den innern Halt nicht besitzt, mit Aussicht auf Erfolg den Kampf in offener Schlacht wieder aufzunehmen. Die nächsten Tage endlich müssen entscheiden, ob sich in der durch die Mobilgarde begründeten Militärverfassung ein wirklich militärisch verwendungsfähiger Kern enthalten findet, denn auf dieser Volkswehr und auf der Befestigung von Paris sind momentan Frankreichs letzte Hoffnungen begründet.

Berlin den 27. August 1870.

Karl Friedrich Freiherr vom Stein.

Von **Jakob Venedey.**

(Schluß von Seite 123.)

7.

Ehe aber das ganze Werk vollendet war, ehe insbesondere die Reichsstände hergestellt und eingeführt, merkte Napoleon, welchen Fehlgriff er gethan, als er Stein an die Spitze des preußischen Staates gebracht hatte.

Nicht auf Preußen allein beschränkte Stein seine Thätigkeit, um den zukünftigen Aufstand und Kampf gegen Napoleon und seine Gewaltherrschaft in Deutschland vorzubereiten. Nach allen Seiten in ganz Deutschland hinaus gingen seine Sendboten, um die Tüchtigsten zu mahnen, wach zu bleiben, um ein großes Netz von Verbrüderungen der einflußreichsten Männer in allen deutschen Gauen herzustellen. Einer seiner Sendboten wurde in Berlin selbst verantzigt, den Brief, den Stein ihm anvertraut, in unrechte Hände zu geben. Selbst in dieser Zeit der vaterländischen Noth gab es in Berlin eine französische Partei, an deren Spitze ein Name prangt, der durch eine Frau dieses Namens neben Lafalle sich eine europäische Be — wie soll ich sagen? — gewonnen hat. Einer dieser französischen Partei in Berlin übergab Steins Weckbrief, für einen Freund in Westfalen bestimmt, an den Marschall Soult, der damals in Berlin beschäftigte. Dieser schickte ihn an's Ministerium nach Paris, und dort wurde er, um Stein mit Einem Schlage zu stürzen, im Moniteur abgedruckt.

An dem Tage, an welchem der „Moniteur" mit dem Briefe Steins in Königsberg anlangte, war Stein reisefertig, um eben mit dem Kaiser Alexander und mit seinem König zum Congreß nach Erfurt abzugehen. Augenblicklich eilte er zum Könige und gab seinen Abschied ein. Es war klar, daß Napoleon ihn nicht länger als Minister dulden werde. Es ist wohl möglich und wahrscheinlich, daß auch Wilhelm Friedrich III. nicht ungern den Mann scheiden sah, der ihn zwang, zu thun was noth that, und nicht was dem Könige gut schien. Der Kaiser Alexander aber hatte bei diesem Besuche am Hofe Friedrich Wilhelms III. die Tüchtigkeit Steins kennen und achten gelernt, was für die Zukunft von großem Einfluß sein sollte.

Friedrich Wilhelm III. wünschte, daß Stein die Geschäfte fortführen solle bis nach dem Congreß von Erfurt. — Gerne verstand sich Stein dazu, weil ihm so das Mittel gegeben war, noch die letzte Hand an Manches zu legen, was erst halb fertig war. Die Reichsstände aber herzustellen, dazu reichte zum Unheile Preußens und Deutschlands die Zeit nicht.

In einer Art Testament, das Stein zum Abschied an die Staatsdiener Preußens erließ, legte er noch einmal seinen ganzen Plan dar und zeigte besonders auch noch einmal die Nothwendigkeit der Reichsstände. Manches wurde noch von seinen Ideen vermittelt, Vieles hinausgeschoben; die Hauptsache, die Herstellung einer Vertretung des ganzen Volkes in seinen Reichsständen — sollte er selbst nicht mehr erleben.

Endlich übergab er die Staatsgeschäfte Andern, verließ Königsberg, ging noch Berlin, um von hier aus auf seine Burg an der Lahn zu gehen und dort der Zukunft entgegenzusehen.

In Berlin aber traf ihn ein wunderbares Aktenstück. Napoleon hatte in Spanien die Macht eines sich erhebenden Volkes kennen gelernt. Die Briefe Steins, die Berichte seiner Agenten und Spione in Deutschland ließen ihn ahnen, daß auch in Deutschland an der Erhebung des Volkes gearbeitet werde. Dazu kam sicher der Aerger, daß er es gewesen, der den gefährlichen Minister an die Spitze Preußens gestellt. Dies Alles erklärt den zornigen Bannfluch, den Napoleon aus dem Königsschlosse zu Madrid gegen den deutschen Freiherrn schleuderte.

„Le nommé Stein est declaré ennemi de la nation française et de la Confédération du Rhin!"

„Der Namens Stein ist zum Feinde der französischen Nation und des Rheinbundes erklärt!"

Zugleich wurde seine Verbannung, wo man seiner habhaft würde, verordnet, ebenso die Confiskation seiner Güter.

8.

„Le nommé Stein!"

Niemanden hat Napoleon die Ehre angethan, ihm in solchem Zorne seinen Bannfluch nachzuschicken. Niemand hätte diese Ehre aber auch in derselben Weise verdient gehabt, wie unser Freiherr v. Stein. Er zog sich nach Prag zurück und lebte hier unter dem Namen Karl Friedrich in stiller Zurückgezogenheit, so oft er nicht seinen, des Vaterlandes Freunden aufmunternde Briefe, um das Bestrauen auf die Zukunft in ihnen wach zu erhalten, schrieb, sich dem Studium der Geschichte und der Erziehung seiner Kinder widmend. In seiner Umgebung lebte ein anderer Flüchtling, der ebenfalls dem Zorne Napoleons aus dem Wege gehen mußte. Es war Oerg, der später so unwürdige Geheimschreiber Metternichs. Wie mächtig, wie unwiderstehlich aber der Eindruck war, den Stein überall hervorrief, das bekundet eine Aeußerung von Gentz, die er in diesen Tagen über Stein an einen Freund schrieb: „Der Freiherr v. Stein," hieß es in diesem Briefe, „ist der Patriarch der deutschen Freiheitskirche. Wenn diesem Manne die Regierung Deutschlands in die Hand gegeben würde, so wollte ich ruhig sterben, sicher, daß es seine Freiheit wieder erringen werde!"

Aber das Geschick Deutschlands lag in andern Händen, deren Köpfe alle Tage mehr den Muth, das Vertrauen, auch nur die Hoffnung, Deutschland befreien zu wollen, verloren. Immer tiefer sanken die deutschen Herrscher in der Abhängigkeit Napoleons, immer elender fühlte sich das deutsche Volk. Es kamen die Tage, wo Palm erschossen wurde, weil er deutsch dachte; wo der Kaiser von Oesterreich seine Tochter dem corsischen Ehrgeiz überliefern, und wo dieser seine Hochzeit in denselben Tagen feierte, in welchen Andreas Hofer, der tapfere Kämpfer für Oesterreich, erschossen wurde.

Jeder Schlag, der das deutsche Volk traf, traf auch das Herz Steins. In tiefer Entrüstung geißelt er in dieser Zeit die Bürdelosigkeit, mit der ein Theil des deutschen Volks die Schmach des französischen Joches trug, das eigene Volk, ganz besonders aber die Menschen, die damals in Berlin obenauf schwammen und sich in der Schmach des Vaterlandes zu sonnen schienen. Da überkamen Augenblicke der Verzweiflung den starken Mann, der endlich selbst daran

Digitized by Google

dachte, auszuwandern und in Amerika einen freien Boden für seine freie Seele zu suchen. Wie einst Cromwell und John Hampden am Vorabende der englischen Revolution bereits den Fuß auf die Brücke zu dem Schiffe setzten, das sie der neuen Welt zuführen sollte, so bischte jetzt Stein verzweifelnd nach den Ufern der Freiheit — am Vorabende der Befreiung Europa's.

Mit der vollkommenen Besiegung Oesterreichs, mit der Heirath des Kaisers Napoleon und der Kaisertochter Oesterreichs — war die Unterjochung Europa's vollendet. Nur Rußland stand noch aufrecht. In Tilsit, noch in Erfurt hatte Napoleon den Kaiser Alexander hoffen lassen, daß sie Beide sich friedlich in die Herrschaft Europa's theilen könnten. Jetzt hatte Napoleon das Vertrauen, daß er die Herrschaft Europa's, trotz Rußlands, errungen habe, erklämpfen werde, wenn Rußland Einspruch zu erheben wage. In dieser Stimmung lag die Ursache des Krieges zwischen Rußland und Frankreich, der zur Rettung Europa's führen sollte.

9.

Frankreich war in den Augen Napoleons und seiner Anbeter nicht mehr eine große Nation, sondern die große Nation, la grande nation, die einzige auf Gottes Erdboden. Frankreichs Heer war nicht mehr ein großes Heer, sondern das große Heer, la grande armée, das einzige des Nehmens werthe in Europa. Mit dieser, mit „der großen Armee", die Heere von Deutschland, Italien, Spanien, Holland, Belgien verschlepprend, zog Napoleon gegen Rußland, um auch seine Macht zu brechen.

Da entsann sich der Kaiser Alexander des Einen Mannes, „du nommé Stein," den Napoleon in den Bann zu thun gewürdigt hatte. Und er berief den „Namens Stein" zu sich, und Stein ging nach Rußland und wurde hier die Seele der Kräfte, die den „nommé Bonaparte" von Moskau bis nach St. Helena vor sich hertreiben sollten. Als Stein in Petersburg anlangte, bot Alexander ihm eine Stelle in seinem Ministerium an. Stein antwortete: „Ich wünsche keine solche Stellung, ich möchte als Deutscher in Rußland thätig sein, um von hier aus Deutschland zum Kampfe gegen Frankreich zu wecken!" — Er vermied so die Eifersucht der russischen Staatsmänner und Minister; er wurde Alexanders Freund, erlangte als solcher über den Kaiser einen geheimnißvollen Einfluß, wie ihn oft der Mann über seine Geliebte ausübt, und benutzte diesen Einfluß von nun an bis zur Eroberung von Paris in der Weise, daß er alle Versuche, und sie kamen von vielen Seiten, Alexander auf halbem Wege zurückzuhalten, abzuwehren vermochte. Er war es mit, der dem Kaiser den Plan einflößte, Napoleon, so lange er siege, stets weiter und weiter nach Rußland hineinzuziehen; er hielt den Kaiser in dieser Richtung, trotz aller Siege Napoleons in Rußland, gegen alle kleinlichen Versuche russischer Staatsmänner, Romanzof's insbesondere, den Stein zu beseitigen wußte, und ebenso der Kaiserin von Rußland selbst.

Nach Deutschland hin thätig, bildete er in Rußland eine deutsche Legion, berief er den tapfern Ernst Moritz Arndt zu sich und gab diesem die Mittel, daß ihm seine tapfern Kriegsschriften für Deutschlands Erhebung herstellen und nach Deutschland hinüberwerfen, setzte er sich in Verbindung mit den preußischen Heerführern in dem preußischen Bundesheere, das Napoleon mit nach Rußland schleppte, und bereitete so den Uebergang der preußischen Truppen im gegebenen Augenblicke vor.

Als endlich Moskau erobert war, da schwankten auch die Halbmuthigen in Petersburg, und Stein hatte schwere Arbeit, selbst den Kaiser in der rechten Bahn zu halten. Als nun gar die Nachricht in Petersburg ankam, daß ganz Moskau brenne, da zitterten Viele; Stein aber sagte zu seinem Freunde Arndt: „Kommen Sie, wir wollen ein Glas Rheinwein mit einander trinken, Napoleon ist verloren!"

Und wenige Tage später kam die Botschaft von der Flucht Napoleons. Da wuchs dann auch den Aengstlichen wieder der Kamm. Am Hofe wurde die Nachricht durch eine Festtafel gefeiert, zu der auch Stein geladen war. Beim Nachtisch richtete die Kaiserin, eine Württembergerin, das Wort an Stein und sagte: „Herr Baron, ich hoffe, daß jetzt die deutsche Nation keinen einzigen Franzosen über die Grenze kommen läßt. Ich werde unser Volk verachten, wenn dies der Fall!" Da wurde der alte deutsche Freiherr, Freiherr, Freibauer blaß, erhob sich und erwiderte: „Majestät, Sie haben Unrecht, doppelt Unrecht, im Kreise der Russen das deutsche Volk anklagen und berechten zu wollen. Ich war mit dabei in den Jahren 1793—94, 95, 96; nicht das deutsche Volk ist Ursache, daß Frankreich so weit gekommen. Hätte man des deutschen Volkes guten Willen zu benutzen gewußt, so wäre kein französisches Heer je bis an die Elbe, geschweige den Dnieper gekommen. Daran ist nicht das Volk in Deutschland, sondern — Ihre Vettern, die deutschen Fürsten, Schuld!"

Todesstille herrschte im Saale. Die Kaiserin war aber groß genug, dem großen, tapfern Staatsmann die Hand zu reichen und zu erwiedern: „Verzeihen Sie, Herr Baron, ich hatte Unrecht!"

10.

Wenige Tage später saßen Stein und Arndt zusammen in einem Schlitten und fuhren ungelähr in demselben Gleise Deutschland zu, in welchem Napoleon eben aus Rußland herausgeschlichen war; — Le nommé Stein hinter dem nommé Bonaparte: der Verbannte hinter dem Verbannenden her.

Und nicht eine Minute ließ der Verfolgende mehr von dem Verfolgten ab.

Nachdem Napoleon aus Rußland geflohen war, konnte Rußland auf seinen Lorbeeren ausruhen. Eine große, mächtige, die ganze altrussisch-nationale Partei wollte in der That keine weitere Verfolgungskriege gegen Napoleon zu treiben, in welchem er Alles haßte, was ihm in Gottes Welt hassenswerth, und was Alles ihm in Napoleon Bösen zur höchsten Vollendung ausgebildet erschien, — die Lüge, den Verrath an Recht und Gerechtigkeit, die stolze Ruhmsucht, die kalte Menschenverachtung, die blutgierige, unersättliche Kriegslust, die Knechtung des eigenen und aller andern Völker. Wie willig auch Alexander in seinem Wesen hierzu war, so war doch die erste Bedingung für den Vertitgungskrieg Rußlands gegen Napoleon die thätige Theilnahme Deutschlands an diesem Kriege. Und diese zu bewirken, flog Stein unmittelbar hinter Napoleon her in seinem Schlitten mit Arndt nach Deutschland.

Hier oft haben wir in deutschen Prunkzimmern und Wirthsstuben das Bild gesehen, wie Kaiser Napoleon, in seinen Mantel gehüllt, in seinem Schlitten die Schneewüste Rußlands durchfliegt! Warum ist es keinem deutschen Maler je eingefallen, die beiden großen Helden des Geistes und des Wortes, Stein und Arndt, in ihrem Schlitten zu malen? Warum hängt dies Bild nicht an der Stelle jenes in deutschen Sälen und Stuben? O, wir wissen die Antwort, aber wir begnügen uns hier und heute mit der Frage. Denk' darüber nach, lieber Leser, und vielleicht entdeckst du den großen Jammer, das tiefe Elend, das Ursache war und theilweise noch ist, warum die große, mächtige, starke und tapfere deutsche Nation weder zu Hause noch auswärts das gilt, was sie werth ist.

Stein eilte mit Arndt vorerst nach Königsberg. Hier war York mit seinem Armeecorps, dessen Uebergang von den Franzosen zu den Russen Stein vorbereitet hatte. Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der „nicht gedrängelt" sein wollte, sah in Yorks selbstständigem, welthistorischem, entscheidendem Schritte einen Eingriff in seine königlichen Rechte, entsetzte York seines Besehls und stellte ihn vor ein Kriegsgericht. In dieser Richtung bleibend, hätte die Engherzigkeit des Königs von Preußen Napoleon gerettet. Stein bot in Königsberg Alles auf, die Hauptstadt Ostpreußens und mit ihr die ganze Provinz und durch sie Preußen und Deutschland in den Krieg hineinzutreiben. Es gelang ihm und d. Schön, York und anderen tüchtigen Vaterlandsfreunden, daß die Landstände der Provinz unbersuzen vom Könige, wie York, selbstbestimmend, zusammentraten, die Landwehr aufboten, den Landsturm aufriefen. Landstände, Landwehr, Landsturm — das waren die leibgewordenen Geister, mit denen Stein Preußen, als er Minister war, auferwecken wollte, deren Bethätigung er vorbereitet hatte, in deren Verwirklichung er jetzt in Königsberg, oft im Kampfe gegen die besten, aber weniger entschieden und selbstständig durchgreifenden Vaterlandsfreunde, selbstständig und ohne Königsbefehl, und trotz des königlichen Unwillens, welcher der Heldenthat Yorks gefolgt war, durchsetzte, und so Deutschland in die rechte Bahn lenkte, dem Kaiser von Rußland die erste Bürgschaft lieferte, daß der Krieg in Deutschland, ernst gemeint, ein wahrer Volkskrieg, die einzige Bürgschaft eines endlichen entscheidenden Sieges werden müsse.

Ein schweres, gewichtiges Wort aber hatte in dieser entscheidenden Stellung, die Stein wollte, dennoch immerhin der König von Preußen mitzusprechen. Dieser hatte sich endlich entschlossen, Berlin, wo er gewissermaßen Gefangener Napoleons war, heimlich zu verlassen und nach Breslau zu gehen. Die besten Männer Preußens trieben zum Krieg, die Jugend, das Volk strömte schon in Massen

Digitized by Google

zum Volkskriege zusammen. Aber Friedrich Wilhelm III., der eben „kein Genie“ war, zauderte, scheuchte zurück vor der Volkskraft, die er zur That aufrufen sollte. Da eilte Stein auch nach Breslau. Er kannte den König zu gut, um nicht zu wissen, welchen zähen Widerstand er hier zu bekämpfen haben werde, wenn er den Volkskrieg durchsetzen wollte. Er kannte aber auch die Mittel, dir auf Friedrich Wilhelm III. zu wirken vermochten. Er ließ sich von Alexander als dessen Bevollmächtigten beauftragen, das Bündniß zwischen Preußen und Rußland mit dem Könige festzustellen. In dies Bündniß nahm Stein die Landwehr auf; und erst als der König von Preußen die Berufung der Landwehr in ganz Preußen genehmigt und in dem Vertrage mit Rußland festgestellt hatte, unterschrieb Stein denselben im Namen des Kaisers Alexander.

Erst jetzt war der Krieg in die rechte Bahn gelenkt. Er wurde, was er werden mußte, deutsch, und dieser allein war Ursache, daß das Ziel, welches Stein sich setzte, der Sturz Napoleons erreicht wurde.

11.

Aber nur Steins unablässiger Nachdruck war eine der Ursachen, die Hauptursache, daß die Gegner Napoleons nicht doch zehnmal auf halbem Wege stehen blieben.

Nach der Schlacht bei Leipzig übernahm Stein die Organisation der deutschen Staaten, die durch die Schlacht für Deutschland gewonnen worden waren, Sachsens, Westfalens insbesondere. Unterdeß verhandelten die Verbündeten in Frankfurt mit Napoleon. — Oesterreich, unter Metternichs Leitung, suchte den Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich zu retten. Ein Vertrag auf der Grundlage der Alpen, des Rheines, der Meere und der Pyrenäen als Grenzen für Frankreich, unter Napoleons Herrschaft, war entworfen und stand auf dem Punkte, abgeschlossen zu werden, als Stein Nachricht von der drohenden Gefahr erhielt. Er eilte nach Frankfurt in die Nähe des Kaisers Alexander, und es gelang ihm bald, den Vertrag bei Alexander unmöglich zu machen.

Während des ersten Feldzuges in Frankreich drängte Metternich immer noch zu einem raschen Frieden; während Stein immer zur Entscheidung trieb, — wurde der österreichische Befehlshaber stets zum Hinhalten der Entscheidung, oft zu höchst gefährlichen Rückschritten veranlaßt, so daß Stein und freilich auch Blücher, von Alexander unterstützt, um so mehr zum raschen Vorwärts trieben, und endlich in Paris das Ziel erreichten, das sie sich gesteckt hatten.

„Das unsaubere Thier liegt am Boden,“ schrieb Stein im Prophetentone an seine Frau.

Aber mit dem vollendeten Sturze Napoleons war auch der Einfluß Steins gebrochen. Es war, als ob alle die kleinen Lenker der Staaten fühlten, daß der große Geist Steins allein den großen Geister Napoleons, das „deutsche Genie“, das in Stein so gewaltig den Geist der deutschen Nation darstellte, dem französischen „Genie“, das so strahlend in Napoleon die Welt zwei Jahrzehnte durchflogen hatte, gewachsen war. Als Napoleon gestürzt, bedurften die, welche ihn fürchteten bis er am Boden lag, Steins nicht mehr.

Die äußere Veranlassung, daß Steins Einfluß mit Napoleons aufhörte, lag darin, daß Stein zuletzt in Widerspruch mit Alexander geratben war. Stein hatte zehnmal als Staatsmann den Gedanken ausgesprochen: „Polen muß wiederhergestellt werden.“ Er wollte mit demselben eine Schutzwehr zwischen Deutschland und Rußland stellen. Der Kaiser Alexander dachte ebenfalls an eine Art Wiederherstellung Polens unter russischer Oberherrschaft. Stein nannte, als Alexander ihm zum erstenmale von diesem Plane sprach, denselben ohne Umstände einen politischen Unsinn. Er stieß so einen russischen Erbprinz Polen gegenüber zurück, und von der Stunde an stand Stein nicht mehr in voller Gnade beim Kaiser. Erst nach Napoleons Sturz trat dies Gefühl Alexanders offen an den Tag.

Friedrich Wilhelm III. hatte andere, innere Gründe, die ihm Stein unleidlich erscheinen ließen. Ehe Friedrich Wilhelm von Paris zurückkehrte — war die Cabinetsregierung, mit Hardenberg und Bittgenstein als eigentlichen Cabinetsministern, wiederhergestellt, und natürlich Stein überflüssig, beseitigt, und sobald als nöthig und thunlich, zurückgewiesen.

Noch einmal, als Napoleon von Elba zurückgekehrt, als die Alliirten nach seinem zweiten Sturze schon in Paris auf dem Punkte standen, über die Beute, über die zukünftige Macht und Stellung der Sieger, in Streit zu gerathen, wurde Stein von Hardenberg nach Paris berufen; aber — ehe er in Paris anlangte, hatten sich die Hadernden so weit verständigt, daß sie seiner nicht mehr zu bedürfen glaubten. —

12.

Stein hatte mit dem Sturze Napoleons die Wiederherstellung eines deutschen Reiches zu erringen gehofft. Die Proklamation von Kalisch, die er dem Geiste nach den Lenkern der Politik der Zeit eingeflößt hatte, versprach dem deutschen Volke als Lohn seines Sieges die Freiheit und die Wiederherstellung des deutschen Vaterlandes zu politischer Einheit. Sie war in ihrer Abfassung so, daß dieses Versprechen für jeden sein Vaterland liebenden Deutschen in den Worten lag, und doch auch wieder so, daß, als später nach dem Siege, nach dem Kriege die Machthaber Deutschlands nicht Lust hatten, zum Heile des Ganzen ein Opfer an ihrer durch Napoleon ihnen aufgebürdeten souverainen Selbstständigkeit zu bringen, das Versprechen geleugnet werden konnte.

Auf dem Wiener Congreß sollte auch des deutschen Volkes und des deutschen Reiches Geschick entschieden werden. Alle Staatsmänner und alle Diplomaten, groß und klein, der ganzen Welt wurden nach Wien berufen, nach Wien gesandt. Niemand dachte an Stein. Aber Stein berief sich selbst, weil er den hohen Beruf, für Deutschland zu sorgen, in sich trug. Er war auf dem Wiener Congreß der einzige Bolkschafter des deutschen Volkes, der deutschen Nation in partibus infidelium!

Infidelium!

Stein, der unbeugsame Vertreter des deutschen Volkes in Wien, fand hier überall Metternich, ihm den Weg versperrend. Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß diese beiden Söhne rheinischen Reichsadels überall in ihrer Laufbahn als Gegensätze auf einander stoßen. Bei seinem ersten Auftritte fand Stein Metternich am Hofe des Kurfürsten von Mainz. Stein empörte und ekelte das Getreide des liederlichen Pfaffenhofes, Metternich wurde in dieses Getreide vollkommen hineingerissen, ging in demselben auf und war sein Lebenlang der geistreiche Schüler des liederlichen, gewissenlosen, verlogenen, heuchlerischen Getreides des rheinischen Pfaffenhofes.

Stein wollte die Wiederherstellung des Reichs, Metternich die Vergrößerung der Macht seines Hofherrn und nebenbei die Vergrößerung der Macht aller Fürsten, so weit dieselbe seinem Kaiser nicht in den Weg trat, und sie ihm selbst — mit Gott bezahlt wurde. —

Stein setzte an allen Punkten an, die ihm einen Halt zu bieten schienen, wie das Reich herzustellen; alle versagten, wenn sie eine Probe bestehen sollten. Stein versuchte eine Doppelherrschaft Oesterreichs und Preußens, dann eine Vorherrschaft Preußens, dann eine deutsche Reichsorganisation, auf die kleineren Höfe gegründet. Alles vergebens, überall konnte Metternich seine Pläne durchkreuzen, weil Metternich in der Selbstsucht der Machthaber Deutschlands überall eine feste Stütze und durchsichgende Hülfe fand.

Als das Reich nicht zu retten war, versuchte Stein wenigstens constitutionelle Verfassungen, Volksvertretung, freie Presse, freie Lehre auf selbstständigen Unterstützen zu retten. Und letzteres gelang halbwegs wenigstens seinem nie ermüdenden Treiben und Wirken. Die Verfassungen von Württemberg, von Baden, von Nassau danken ihm ihr Entstehen, indem er nicht ruhte und rastete, bis er dieselben noch während des Congresses, oft mit Hülfe der württembergischen Fürstin, die als die Gattin Alexanders die Freundschaft des Letztern für Stein theilte, und eben so mit Hülfe des damaligen Kronprinzen von Württemberg, verwirklicht oder wenigstens sicher angebahnt hatte.

Auch für Preußen setzte er nach dieser Richtung immer wieder an, immer vergebens; Friedrich Wilhelm III. verzieh ihm nie, daß er ihn ein paarmal zum Handeln, zum Rechtthun im Interesse des preußischen und des deutschen Volkes gezwungen hatte.

Der Wiener Congreß ist vom ersten bis zum letzten Tage — mit Ausnahme der Herstellung der Verfassungen in den kleineren deutschen Staaten — ein ununterbrochener Sieg Metternichs über Stein, des Geistes der rheinischen Pfaffenpolitik, die Metternich am Kurhofe zu Mainz eingelogen hatte, über den Geist der westfälischen, der altdeutschen, germanischen Freiheit, die Stein in seinen Bergwerken, in den kleineren Städtchen, den freien Bauernschaften der Grafschaft Mark in seiner reinen Seele, sein treues deutsches Herz aufgenommen hatte.

Es war eine Weile die Rede davon gewesen, daß Stein für seinen Kampf gegen Napoleon eines äußeren Lohnes werth. Alle Andern, die sich ausgezeichnet, erhielten „Dotationen“. Man dachte daran, Stein den Johannisberg im Rheingau zu schenken. Es war logisch, daß, als Metternich die Hand darnach ausstreckte, die reiche Beute ihm anheimfiel — dem Pfaffenzögling das Pfaffenerbe.

Stein — hatte einen höhern Lohn verdient, er steht im Herzen des deutschen Volkes, auf dem schönsten Blatte der deutschen Geschichte eingeschrieben.

Digitized by Google

13.

Ich könnte hier schließen. Vielleicht sollte ich es. Denn Steins große politische Laufbahn schloß mit dem Wiener Congreß. Nach demselben lebte er zurückgezogen vom öffentlichen Leben als Landedelmann auf seinem Hofe in Nassau und später auf seinem Gute in Cappenberg. Das Andenken an seine ersten Arbeitsjahre in Westfalen trieb ihn auch in seinen letzten Jahren, dort sich ein Gut zu kaufen, um unter den schlichten Söhnen der rothen Erde den größten Theil seiner letzten Lebenstage zuzubringen.

Am Hofe zu Berlin hatte man eine ganz natürliche Scheu vor diesem eisenfesten Manne, der selbst die Könige auf den Thronen nicht schonte. Anfangs war er eine Weile in einer gewissen Gefahr, mit Arndt und Görres unter die Demagogen geworfen zu werden. Bei dem ersten Worte, das eine Möglichkeit dieser Art andeutete, erhob sich der alte Löwe, und sein Fornesausruf, den er den Bundesabgesandten, die von seiner Verfolgung gesprochen, an den Kopf schleuderte, belehrte sie, daß er die Fäden, die sie etwa spinnen könnten, mit einem Hauche zerreißen werde.

Erst spät, als mit dem Nellerweden Friedrich Wilhelms III. der Einfluß des Kronprinzen, bald Friedrich Wilhelms IV. Einfluß stieg, begann ein gewisses Liebäugeln mit liberalen Grundsätzen, mehr liberalen Redensarten, Mode zu werden. Es wurden Provinzialstände versucht. Und da dachte man wieder an Stein, und es gelang auch, Stein für dieselben zu gewinnen, indem er sie als die letzte Stufe zum Uebergange zu den feierlichst versprochenen, nie gewährten Reichsständen ansah. In der That gab er dem hohlen Kern durch seinen schönen Namen nur eine glänzendere Schale.

Stein selbst aber hatte sich in den Ruhesjahren, in der Mußezeit, wo er von den „Geschäften" fern gehalten wurde, eine Aufgabe gestellt, wie sie sich eben nur Athleten des Geistes seiner Art zu stellen, sich nur zu denken wagen. Wenn du, lieber Leser, ein Gelehrter bist, so weißt du vielleicht, welche Verdienste sich die Benediktiner Frankreichs um ihr Vaterland erworben haben, indem sie die Scriptores, die Quellenschriftsteller der französischen Nation gesammelt haben. Es war dazu die ganze Muße und die ganze Thatkraft, alle Mittel und alle Hülfe des großen, reichen Ordens nothwendig. Und die Welt verzeiht den Mönchen, daß sie Mönche waren, wenn sie bedenkt, welch' großes Werk sie geschaffen.

Und nun hat die deutsche Nation heute ein eben so großes Werk, du kennst es, wenn du je einen Gedanken an deutsche Geschichtsstudien gehabt hast, es ist das Mach't- und Prachtwerk der Monumenta historica Germaniae, die unter dem Namen Pertz stehen. Und diese Monumente hat kein Orden geschaffen, dazu den Plan angegeben, die Mittel herbeigeschafft, um sie zu verwirklichen, die Verwirklichung selbst betrieben, sondern Ein Mann; und dieser Eine Mann ist unser Freiherr, Freiherr, Freibauer vom Stein. Das schmälert das Verdienst der Gelehrten nicht, die, wie Pertz und die ganze neue, große Schule deutscher Geschichtsforscher, mit den Monumenten Steins wie auf einen Wink aus dem deutschen Volks- und Gelehrtenleben aufgeschossen, den „Monumenten" ihre Kräfte auf Steins Anstoß gewidmet haben. Stein aber ist der Gründer derselben. Und in welchem Geiste er sie gegründet, das möge eine einzige Anekdote bekunden.

Das große Werk forderte viel Geld. Stein opferte ihm viel, eben so seine nächsten Freunde. Das aber langte nicht weit. Dann „bettelte" Stein selbst allerwärts, bei Jedem, von dem er einen Zuschuß zu erlangen hoffte. So kamen seine Bettelbriefe auch bis nach Rußland, und der damalige badische Gesandte in Petersburg, v. Blittersdorf, wendete sich an den russischen Minister und den Kaiser selbst, und konnte dann Stein schreiben, daß er sicher sei, es werde ein sehr namhafter Zuschuß erfolgen, wenn Stein sich direkt dazu an den Kaiser von Rußland wenden werde. Stein antwortete augenblicklich: „Wir wollen die Monumente der deutschen Geschichte herstellen; es würde sich schlecht schicken, wen wir dazu bei russischen Geldes bedürften!"

So wurden diese Monumenta historica Germaniae, — das Monument, das Stein sich selbst gesetzt hat.

Er bedarf keines andern.

Er bedürfte auch dieses Denkmals nicht, denn ein viel größeres, ein viel lebendigeres hat er in das Herz jedes deutschen Mannes gelegt, den er deutsch denken gelehrt, in das Herz des deutschen Volkes, das er mehr als irgend ein Anderer zum deutschen Selbstbewußtsein weden gehossen hat.

14.

Unter den Arbeiten für die Provinziallandtage, für die Monumenta, für seine Höfe und Güter erlebte Stein noch die Julirevolution des Jahres 1830. Er wurde von ihr auf's Tiefste erschüttert; er fürchtete einen neuen Weltbrand, einen neuen Kampf auf Sein und Nichtsein zwischen Frankreich und Deutschland. Das Alter hatte seinen Blick abgeschwächt.

Ebenso, fast noch mehr erschütterte ihn die polnische Revolution. Diese hatte er vorhergesehen, als er den Plan Alexanders Unsinn nannte. Mit dem schmerzlichsten Gefühle folgte er den unheilvollen Kämpfen der Polen gegen die Russen, voller Theilnahme für die Polen, deren Befreiung vom Joche Rußlands er für eine Nothwendigkeit zum Schutze Preußens, Deutschlands, Europa's gegen Rußland hielt.

Diese geistigen Kämpfe in dem alternden Körper nutzten dessen letzte Stahlkraft ab. Eines Tages fand ihn sein Gärtner besinnungslos im Wege seines Gartens zusammengesunken. Als der Gärtner ihn aufhob und er wieder zu sich kam, sagte er, wie einen Satz vollendend, den der Schlag, der ihn getroffen, eben abgebrochen: „Und so kämpfen die armen Polen immerfort!"

Es war der letzte politische Gedanke, der von ihm aufbewahrt wurde. —

Rasch nahmen seine Kräfte ab, und er selbst spürte klar, daß die letzte Stunde nahe. Wie er im ganzen Leben mit Ruhe und Ordnung Alles, was ihm oblag, angegriffen und beendigt, so bestellte er auch jetzt mit Ruhe und Ordnung die letzten Geschäfte seines Lebens. Von jedem seiner Geliebten, von jedem seiner Diener nahm er ruhig Abschied; er bedachte Jeden und alle Armen seiner Nachbarschaft in seinem Testamente. Endlich rief er den Geistlichen zu sich und schloß so auch mit seinem Gotte ab.

Wenige Stunden nachher sprach er noch ein paar Worte mit seiner Umgebung, legte sich auf die andere Seite, schlief ein — um nicht wieder aufzuwachen. Ein Herzschlag, den er vorhergesagt, hatte ihn getroffen.

In den Herzen des deutschen Volkes lebt er, so lange Eines noch für Deutschland schlägt, und wird sie alle stählen und stärken in allen Kämpfen, die sie für die Freiheit, das Recht, die Gesittung, für deutsches Wesen, deutsche Manneswürde und deutsche Volksgröße noch zu führen haben werden. —

Teinach, den 31. Juli 1870.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Schluß von Seite 117.)

V.

Schmolke bereute sein so ungern gegebenes Versprechen nicht. Je mehr und je näher er den geraden, ehrlichen Charakter des wackern Soldaten kennen lernte, um so lieber gewann er ihn; seine frühern bösen Neigungen, sowie den Umgang mit Schwan und dessen unsaubern Freunden gab er gänzlich auf. Werner wollte zwar das ihm damals so unverhofft von seinem Lieutenant geschenkte Geld durchaus nicht behalten, aber Blücher mochte nichts von der Rückgabe wissen, indem er seinen Freunden wiederholt versicherte, daß nie ein Spielgewinnst ihn so erfreut habe wie der an jenem Abend. Ueber die Begebenheiten jenes Abends beobachteten Alle, trotz der neckenden Anfragen, tiefes Schweigen; nur am Hochzeitstage, der ein Jahr später gefeiert wurde und zu welchem Blücher, der inzwischen seine Garnison gewechselt hatte, herübergekommen war, fragte er bei dem ziemlich heitern Schmause den neben ihm sitzenden Schmolke scherzend, ob ihm seine Frau nicht erschienen sei, um ihm zu danken, was dieser mit lächelndem Kopfschütteln verneinte.

VI.

Eine geraume Reihe von Jahren seit jenen oben geschilderten Begebenheiten war vergangen. Mächtige Stürme waren über unser armes Vaterland gezogen, verheerend und zerstörend eingreifend selbst

Digitized by Google

in die heiligen Räume des häuslichen Herdes. — Doch eine begeisterte Zeit war gefolgt auf jene Tage der Schmach und Erniedrigung. Ein kräftiger Wille hatte die schimpflichen Fesseln des fremden Eroberers gesprengt und „Auge um Auge" war jetzt die blutige Losung. Nur der kühne, thatkräftige Mann galt etwas.

Aus dem einfachen Lieutenant d. Blücher, der nicht lange nachher, weil er im stolzen Bewußtsein seines Werthes sich zurückgesetzt glaubte, einen ungnädigen Abschied erhalten, war ein Mann geworden, auf den das wiederaufathmende Vaterland als Retter aufzublicken anfing. — — —

Es war in den ersten Nachmittagsstunden des 26. October 1813, als zwei Reisende auf der von Langensalza nach Eisenach führenden Straße munter dahinschritten. Der Weg war keineswegs angenehm, denn der Tags zuvor ziemlich heftige Regen hatte den ohnehin durch tiefe Räderspuren gemachten zähen Lehmboden zu einem dickflüssigen Brei aufgeweicht.

„Ihr seid gewiß schon müde, Vater?" begann der Jüngere der Beiden, eine hohe stattliche Figur in dunkelrother Husarenuniform, die Brust mit dem eisernen Kreuze geziert, den fast silberne Portepee an dem blanken Säbel, der in beim Gehen unter dem Arme trug, als Wachtmeister kenntlich machte, indem er einen Augenblick stehen blieb, um seinen Begleiter, der einige Schritte zurückgeblieben war, zu erwarten. „Wir hätten doch lieber in Tennstedt warten sollen, bis wir einen Wagen bekommen hätten."

„Nein, ich, durchaus nicht," erwiederte der Andere mit wohlklingender, kräftiger Stimme, indem er sich aus seiner etwas gebückten Haltung stramm aufrichtete. — Die derbe, gedrungene Gestalt, die sich in dem langen dunkeln Rock und den hohen, bis an's Knie reichenden Stiefeln, in der muskulösen Hand einen derben Knotenstock, noch recht stattlich ausnahm, obgleich der rüstige Fußgänger gewiß über die Sechzig hinaus war, die lebhaften Augen in dem frischen rothen Gesicht unter der dunkeln Jagdmütze, unter welcher volles schneeiges Haar hervorlugte, und der stattliche weiße Schnurrbart, den er, während er antwortete, wie aus alter Gewohnheit zur Seite strich, — schienen seine Worte zu bekräftigen.

„Wenn Dir nur der lange Marsch dienlich ist!" fuhr er fort, indem er auf den durch ein schwarzes Tuch verbundenen Kopf des Begleiters deutete, wo unter der keck auf einem Ohr sitzenden Feldmütze hervor eine breite, dunkelrothe Schwarte sich in dem Barte verlief.

„O! Unbesorgt!" lächelte dieser. „Ich bin ganz munter, und das Bischen wird beim Regiment viel schneller wieder gut, als wenn man auf der Bärenhaut liegt. Uebrigens können sie nicht mehr weit vor uns sein," fuhr er fort, nachdem Beide sich wieder in munteren Schritt gesetzt hatten. — „Das Schießen vorhin war ziemlich nahe; ich denke, wir müssen sie bald einholen, wenn sie auch den windigen Franzosen verteufelt auf den Hacken sind." — — —

Und munter pilgerten die Beiden ihren Weg weiter.

VII.

Nach der so ruhmreichen Völkerschlacht bei Leipzig zogen sich die noch stattlichen Trümmer des feindlichen Heeres jetzt langsamer zurück, gefolgt und stets in der Flanke bedroht durch den unermüdlichen Blücher, den für seine Verdienste wenige Tage zuvor sein gnädiger König mit dem Marschallstabe belohnt hatte. Durch seine rastlose Verfolgung wurden die Franzosen, so oft sie auch sich festzusetzen versuchten, von Position zu Position unwiderstehlich dem Rhein zugedrängt. Ohne Rast und Ruh' Immer Vorwärts! —

Gegen vier Uhr Nachmittags saß der greise Feldherr in einem freundlichen Zimmer einer Mühle, ganz in der Nähe vor Eisenach. Eben hatten die Adjutanten, denen er Befehle für den folgenden Tag ertheilt, ihn verlassen und behaglich ruhte er am offnen Fenster in dem ledergepolsterten Lehnstuhl, nach des Müllers nach dem anstrengenden Ritt aus. Noch lockerte die feurigste Jugendkraft unter der hohen Stirn aus den großen blauen Augen; noch vermochte er wie in der frischen Jugend sein Roß kühn zu tummeln und in der nervigen Faust den Säbel in die erschreckten Feinde blitzen zu lassen.

Draußen zogen die kampferprobten Bataillone und Schwadronen vorüber, den angebeteten Feldherrn am Fenster durch lauten Zuruf begrüßend.

Während Jener aus dem kurzen braunen Pfeifchen mächtige Rauchwolken um sich thürmte, hörte man draußen im Vorzimmer lebhafte Worte. Eine kräftige, tiefe Stimme schien zu bitten, worauf eine kurze, abweisende Antwort des wachthabenden Offiziers erfolgte. Nicht lange darauf erschien dieser selbst mit der Meldung, daß draußen ein alter Mann den Feldmarschall zu sprechen verlange und sich durchaus nicht abweisen lassen wolle. Zu gleicher Zeit trat dieser selbst, unser Bekannter — der ältere der beiden Fußgänger — in's Zimmer.

„Was wollt Ihr, Alter? Wer seid Ihr?" redete Jenen Blücher an, nachdem er durch kurzen Wink den Offizier entlassen.

In militärischer Haltung, die Mütze in der Hand, blieb der Angeredete, verlegen den langen weißen Bart streichend, an der Thüre stehen.

„Ich wollte nur Euer Excellenz einmal wieder sehen!" stotterte er; doch bald, als ob ihm der freundliche Blick seines alten Vorgesetzten Muth gemacht, fuhr er entschlossener fort: „Sie kennen mich wohl nicht wieder? Ich bin der alte Wachtmeister Werner; derselbe, dem Sie damals das viele Geld schenkten — bei der Spatzgeschichte."

„Werner!" fragte Jener überrascht, indem er dem jetzt Bekannten die Hand entgegenstreckte, die dieser lebhaft ergriff und schüttelte. „Aber wie kommt Ihr denn aus Pommern jetzt hierher? — — Doch setzt Euch, mein Alter! — Wenn wir es auch in unsern Jahren noch mit manchem Jüngeren aufnehmen, so werden doch die alten Knochen mürbe, namentlich wenn man, wie Ihr — ein alter Husar, — wie ich sehe, zu Fuß marschirt ist."

Voller Freude über den freundlichen Empfang seines alten Lieutenants nahm dieser den ihm dargebotenen Sessel an und bald war er in der lebhaftesten Erzählung:

Wie er zu Hause mit Jubel von der großen Schlacht bei Leipzig gehört; — leider habe dabei Jeder, sein Aeltester, der Wachtmeister — Blüchers Pathchen, obgleich dieser damals nicht, wie er doch versprochen, zur Taufe gekommen sei, — eine derbe Schramme abgekriegt. Da er die Nachricht durch einen Andern erhalten, so habe er sich, in der Meinung es stehe schlimm mit ihm, sofort nach Leipzig aufgemacht, um im Lazareth nach Jenem zu sehen. Der habe aber nur einen tüchtigen Wischer über den Kopf bekommen und sei schon wieder beinahe fertig. Da der Sohn nach der verlassenen Schwadron sich zurückgesehnt habe, so sei auch er zu dem Entschluß gekommen, da er ja einmal in der Nähe sei, seinen alten Lieutenant, den jetzt so berühmten Feldmarschall wiederzusehen. —

Blüchers Freude war eine so herzliche, daß der alte Werner ordentlich aufthaute und immer rüstiger von der frohen Vergangenheit und seinem häuslichen Glücke plauderte.

„Meine Jungen sind prächtige Kerle, alle vier Husaren und Unteroffiziere, wie ihr Vater, und alle haben sie das Kreuz; — blos der Zweite nicht, den haben sie bei Großbeeren begraben!" fügte er leiser hinzu, indem eine Thräne das von väterlichem Stolz leuchtende Auge verdunkelte. „Und meine Frau, das alte Linchen," fuhr er dann lebhaft fort, „ist noch ganz die Alte und so stink und rührig wie jetzt ihre Tochter Gertrud, die auch schon mit einem wackern Husaren verheirathet ist." —

Er erzählte, wie er nach dem Tode des alten Schmolke, der noch lange bei ihnen gelebt, seinen Abschied genommen und nun das kleine Grundstück, zu dem er von den ererbten Thalern des Schwiegervaters noch mehr Land hinzugekauft habe, bewirthschafte. Wenn der Krieg glücklich zu Ende sei, dann wolle er dem Aeltesten Alles übergeben und sich mit seiner Alten zur Ruhe setzen.

Die Prophezeiung des Lieutenants damals über Schwan sei wirklich eingetroffen; bei dem Buchergeschäft mit einem armen Bäcker, der sich aus Verzweiflung erhängte, sei er abgefaßt worden; dabei sei eine Menge böser Geschichten zu Tage gekommen und Jener habe in dem Zuchthause seine wohlverdiente Strafe büßen müssen, wo er bald darauf gestorben sei. —

Der alte Feldherr hörte mit Theilnahme dem frohen, geschwätzigen Plaudern des Alten, der jetzt ganz dreist geworden war, zu. Auch Lebrecht — Blüchers Pathchen — wurde gerufen und die stolze, stattliche Gestalt, im Gesicht so sehr der hübschen Mutter ähnlich, mit Wohlgefallen gemustert.

* * *

Die Armee hatte das Defilé bei Eisenach passirt und noch spät Abends brach das Hauptquartier auf, den vorausmarschirenden Truppen nach.

Als in der längst angebrochenen Dunkelheit des Oktobrabends Blücher zu Pferde stieg, drückte er in stiller Rührung dem alten Soldaten, der durch eifriges Streichen des langen Bartes vergebens seiner Bewegung Herr zu werden versuchte, zum Abschied die Hand, und noch lange stand dieser, die Mütze in den gefalteten Händen, dem in der dämmernden Ferne Verschwundenen nachblickend. —

Und Jener? — Noch jugendlich kräftig eilte er zu neuen Kämpfen, frischeren Lorbeeren entgegen, vorwärts, immer vorwärts über den Rhein! —

Digitized by Google

Panoramabild von Paris Nr. 1.
(S. Seite 142.)

Digitized by Google

Panoramabild von Paris Nr. 2.
(S. Seite 142.)

Digitized by Google

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 134.)

XIX.

Eine Stunde darauf trat Helena, ihren Hut in der einen Hand, die Mantille in der andern, leise in's Gastzimmer des Landhauses. Ihr Haar hatte sich leicht gelöst, auf jeder Wange war ein kleiner rosenfarbener Fleck zu bemerken, ein Lächeln kam nicht von ihren Lippen, die Augenlider senkten sich und halbgeschlossen lächelten auch die Augen. Sie kam fast um vor Müdigkeit! und diese Müdigkeit war ihr angenehm; überhaupt war ihr Alles angenehm. Alles erschien ihr lieblich und freundlich. Unwar Iwanowitsch saß am Fenster; sie trat zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, bog sie ein wenig und lachte unwillkürlich auf.

„Worüber ....?“ fragte er verwundert.

Sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Sie hätte Unwar Iwanowitsch küssen mögen.

„Platt auf den Bauch, wie der Deutsche in Zarizino,“ sagte sie endlich.

Unwar Iwanowitsch zuckte mit keiner Miene und fuhr fort Helena verwundert anzublicken. Sie ließ Mantille und Hut auf ihn fallen.

„Lieber Unwar Iwanowitsch,“ sagte sie, „ich will schlafen, ich bin müde,“ und sie lachte wieder und sank auf einen Lehnstuhl neben ihm.

„Hm,“ knurrte Unwar Iwanowitsch und bewegte die Finger. — „Das, man sollte, ja ....“

Helene aber blickte um sich herum und dachte: „Bald werde ich mich auf diesem hier trennen .... und sonderbar: nicht Furcht, noch Zweifel, noch Bedauern ist in mir .... Doch nein, Mama thut mir leid!“ Dann stand wieder die Kapelle vor ihren Gedanken, sie hörte wieder seine Stimme, sie fühlte sich von ihm umschlungen. Freudig, aber schwach zuckte ihr Herz. Die Erschöpfung des Glücks war auch über dieses Herz gekommen. Das alte Bittelweh fiel ihr ein. „Wahrhaftig, sie hat all meinen Schmerz davongetragen,“ dachte sie. „O wie bin ich glücklich! wie unverdient! wie bald!“ Hätte sie nur ein ganz klein wenig ihrer Neigung gefolgt, so wären süße, unaufhaltsame Thränen ihren Augen entströmt. Nur dadurch, daß sie lächelte, hielt sie dieselben zurück. Welche Stellung sie auch annehmen mochte, ihr schien, es gebe keine bessere, keine bequemere; ihr war's, als werde sie gewiegt. Alle ihre Bewegungen waren langsam und weich; was war aus ihrer Hastigkeit, ihrem eckigen Benehmen geworden? Zoë trat herein. Helena war überzeugt, sie habe nie ein hübscheres Gesichtchen gesehen. Anna Wassiljewna kam; Helena war's als empfände sie einen Stich, aber mit welcher Zärtlichkeit umarmte sie ihre gute Mutter und küßte ihr die Stirn an dem Rand des Haars, das schon grau zu werden begann. Darauf begab sie sich in ihr Zimmer. Wie lächelte dort ihr Alles entgegen! Mit welcher Empfindung von verschämtem Triumph und Demuth setzte sie sich auf ihr Bett, auf dasselbe Bett, wo sie vor drei Stunden so bittere Augenblicke verlebt hatte. „Ich wußte so aber schon dann, daß er mich liebt,“ dachte sie, „und früher noch .... Ach nein! nein! das ist nicht recht. ‚Du bist meine Gattin!‘ flüsterte sie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und sank auf die Kissen.

Gegen Abend verließ sie in Nachsinnen. Der Gedanke, daß sie Insarow nicht bald wiedersehen sollte, machte sie traurig. Er durfte nicht, ohne Aufsehen zu erregen, bei Berßenjews bleiben, und darum waren er und Helene über Folgendes übereingekommen: Insarow sollte nach Moskau zurückkehren und sie vor dem Herbst noch zwei Mal besuchen; ihrerseits versprach sie ihm zu schreiben und wenn es möglich sei, ihm irgendwo in der Nähe von Kunzowo eine Zusammenkunft zu bestimmen. Zum Thee kam sie in's Gastzimmer hinunter und traf daselbst alle Hausgenossen und Schubin, der sie von ihrem Eintritt ab scharf beobachtete. Sie wollte mit ihm, nach gewohnter Weise, ein freundschaftliches Gespräch anknüpfen, fürchtete sich jedoch vor seinem Scharfblick, ja vor sich selbst. Ihr schien, er habe sie nicht ohne Absicht mehr als zwei Wochen in Ruhe gelassen. Bald erschien Berßenjew und überbrachte Anna Wassiljewna einen Gruß von Insarow und zugleich seine Entschuldigung, daß er, ohne ihr seine Empfehlung gemacht zu haben, nach Moskau zurückgereist sei. Zum ersten Male wurde an diesem Tage in Helenens Gegenwart Insarows Name genannt; sie fühlte, daß sie roth wurde; sie fühlte zugleich, daß sie ihr Bedauern über die unerwartete Abreise eines so lieben Bekannten ausdrücken mußte; sie mochte sich aber nicht verstellen und blieb nach wie vor unbeweglich und schweigsam sitzen, während Anna Wassiljewna ein Ach! ausstieß und klagte. Helene suchte in Berßenjew's Nähe zu bleiben; sie fürchtete ihn nicht, obgleich ein Theil ihres Geheimnisses ihm bekannt war; sie suchte bei ihm Schutz gegen Schubin, der sie immerfort, wenn auch verstohlen, aber doch aufmerksam betrachtete. Ueber Berßenjew kam an diesem Abend ein Zweifel an Helena, er hatte erwartet sie traurige zu finden. Zu ihrem Glück entspann sich zwischen ihm und Schubin ein Streit über Kunst; sie zog sich zurück und vernahm die Stimmen Beider wie in einem Traum. Nach und nach erschien ihr auch das Zimmer, Alles um sie herum wie ein Traum. Alles: die Thermaschine auf dem Tische, die lange Weste Unwar Iwanowitsch's, die glatten Nägel Zoë's und das Oelporträt des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch an der Wand, Alles schwamm durch einander, hüllte sich in einen leichten Nebel und hörte auf wirklich zu sein. Aber um Alle empfand sie ein stilles Leid. „Wozu leben die?“ dachte sie. „Willst Du schlafen, Lenotschka?“ fragte sie die Mutter. Sie hörte die Frage der Mutter nicht.

„Eine halbgerechte Anspielung, sagst Du? ...“ Diese heftig ausgesprochenen Worte Schubin's erregten plötzlich Helenens Aufmerksamkeit. „Was fällt Die ein,“ fuhr er fort, „darin gerade liegt das Unangenehme davon. Eine gerechte Anspielung erzeugt Mißstimmigkeit — das ist nicht christlich; gegen den ungerechten Menschen bist Du gleichgiltig — das ist human, der halbgerechte aber flößt Dir Aerger und Ungeduld ein. Wenn ich zum Beispiel sagen wollte, Helena Nikolajewna sei in Einen von uns verliebt, zu welcher Gattung würde diese Anspielung gehören? Wie?“

„Ach, Monsieur Paul,“ sagte Helena, — „ich möchte Ihnen wol meinen Aerger zeigen, aber wahrhaftig, ich vermag es nicht. Ich bin sehr müde.“

„Warum gehst Du denn nicht schlafen?“ sagte Anna Wassiljewna, die Abends selbst einzunicken pflegte und daher Andere gern schlafen schickte. — „Nimm Abschied von mir und gehe mit Gott. Andrei Petrowitsch wird es entschuldigen.“

Helena küßte ihre Mutter, empfahl sich den Uebrigen und ging hinaus. Schubin folgte ihr bis zur Thür. — „Helene Nikolajewna,“ sagte er an der Schwelle leise zu ihr, „Sie treten Monsieur Paul mit Füßen, Sie treten ohne Barmherzigkeit auf ihm umher, und Monsieur Paul preist Sie und Ihre Füßchen und die Schuhe an Ihren Füßchen und die Sohlen dieser Schuhe.“

Helene zuckte die Achseln und reichte ihm die Hand hin — nicht die, welche Insarow geküßt hatte. — In ihrem Zimmer angelangt, entkleidete sie sich sogleich, legte sich zu Bett und schlief ein. Ihr Schlaf war tief und ruhig .... so schlafen selbst Kinder nicht; so schläft nur das gesunde Kind, wenn die Mutter neben seiner Wiege sitzt, es anblickt und auf seinen Athem lauscht.

XX.

„Komm zu mir auf einen Augenblick,“ sagte Schubin zu Berßenjew, als Letzterer sich bei Anna Wassiljewna verabschiedet hatte, — „ich habe Dir etwas zu zeigen.“

Berßenjew begab sich auf Schubin's Zimmer in das Nebengebäude und erstaunte über die Menge Studien, Statuetten und Büsten, die mit nassen Tüchern bedeckt, überall im Zimmer umherstanden.

„Nun, Du machst ja Ernst aus Deiner Beschäftigung, wie ich sehe,“ bemerkte Berßenjew.

„Etwas muß man doch machen,“ entgegnete Jener. „Zieht das Eine nicht, muß das Andre dran. Ich beschäftige mich übrigens, wie der Korsikaner, mehr mit der Bendetta als mit der edlen Kunst. Trema, Bisanzio!“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte Berßenjew.

„Warte ein Weilchen. Betrachten Sie gefälligst, mein lieber Freund und Gönner, meine Rache-Nummer 1.“

Schubin tödte den Lappen von einer Figur, und Berßenjew erblickte die außerordentlich ähnliche, ausgezeichnete Büste Insarow's. Die Züge des Gesichts hatte Schubin bis in die kleinsten Einzelnheiten treu aufgefaßt und in dieselben einen vortrefflichen Ausdruck gelegt: bieder, ehrlich, edel und kühn.

Berßenjew war entzückt.

Digitized by Google

„Das ist ja ein Meisterstück!“ rief er aus. „Ich gratulire Dir. Das gehört auf die Ausstellung! Weshalb nennst Du aber diese ausgezeichnete Arbeit eine Rache?“

„Deshalb nenne ich sie so, Sir, weil ich die Absicht habe, diese ausgezeichnete Arbeit, wie Sie dieselbe zu nennen belieben, Helenen Nikolajewna zu ihrem Namenstage zu überreichen. Verstehen Sie diese Allegorie? Wir sind nicht blind, wir sehen, was um uns her vorgeht, wir sind aber Gentleman, mein lieber Herr, und nehmen gentlemännisch Rache.“

„Und hier,“ fuhr Schubin fort, indem er eine andere Figur aufzudecken begann — „da nach den neueren Begriffen der Aesthetik der Künstler das benedenswerthe Recht genießt, jede Absichtlichkeit in sich aufzunehmen, um dieselbe zu einer Perle der Kunst zu erheben, so haben wir, bei Erhebung dieser Perle Nummer 2, nicht mehr als Gentleman Rache geübt, sondern sind dabei ganz einfach, en canaille, verfahren.“

Er zog geschickt die Leinwand ab und es zeigte sich Berßenjew's Blicken eine Statuette in Dantan'schem Geschmacke von demselben Inßarow. Unmöglich konnte etwas Boshafteres und Witzigeres erfunden werden. Der junge Bulgare war als Schafbock, auf den Hinterfüßen stehend, die Hörner zum Stoße nach vorn gebeugt, dargestellt. Dumme Wichtigkeit, Anfmucht, unbehoffene Beschränktheit waren beutlich in der Physiognomie des „Gemahles der feinmolligen Schafe“ ausgedrückt und dabei war die Aehnlichkeit so überraschend, so unverkennbar, daß Berßenjew sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

„Was? Ein guter Spaß?“ fragte Schubin. — „Erkennst Du den Helden? Soll ich das auch auf die Ausstellung schicken? Das, mein Lieber, will ich mir selbst zu meinem Namenstage schenken .... Erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren einen Bocksprung!“

Und damit machte Schubin drei Sprünge und schlug sich dabei von hinten mit den Fersen.

Berßenjew hob das Tuch von dem Boden auf und warf es über die Statuette. „Du bist ein Edelmüthiger,“ begann Schubin, — „wer gilt denn deutlich in der Geschichte für besonders edelmüthig? Nun, einerlei! Jetzt aber,“ fuhr er fort, feierlich und traurig eine dritte ziemlich beträchtliche Lehmmasse abdeckend, — „jetzt wirst Du ein Etwas erschauen, was Dir einen Beweis geben wird von Deines Freundes Demüthigkeit und Scharfsinn. Du wirst Dich davon überzeugen, daß er abermals als wahrhafter Künstler das Bedürfniß und den Nutzen einer Selbstbefriedigung fühlt. Blicke her!“

Die Leinwand fiel nieder und Berßenjew erblickte zwei gleichsam mit einander verwachsene Köpfe neben einander .... Er begriff nicht sogleich, was das bedeute, erkannte aber nach einiger Betrachtung in dem einen Annschka'e, in dem andern Schubin's eigenes Abbild. Es waren übrigens ehre Karrikaturen als Portraits. Annuschka war als kräftiges, volles Mädchen, mit niedriger Stirn, aufgedunsenen Augen und keck aufgeworfener Nase dargestellt. In den wulstigen Lippen lag ein freches Lächeln, das ganze Gesicht drückte Sinnlichkeit, Sorglosigkeit und Verwegenheit, nicht ohne Gutmüthigkeit, aus. Sich selbst hatte Schubin dargestellt als verlorenen, abgefallenen Zechbruder, mit eingefallenen Wangen, schlaff herabhangenden Strähnen dünnen Haares, stumpfsinnigem Ausdrucke in den blöden Augen, und leichenartig spitzer Nase.

Berßenjew wandte sich mit Abscheu ab. — „Wie gefällt Dir das Pärchen, Bruder?“ fragte Schubin. — „Würdest Du Dich nicht herablassen, eine passende Inschrift hierzu zu erfinnen? Zu jedem der andern Stücke habe ich schon eine erdacht. Unter der Büste soll stehen: „Ein Held, der sein Vaterland zu befreien beabsichtigt.“ Unter der Statuette: „Platz gemacht, Wurstmacher.“ Und unter diesem Stücke — was meinst Du? — „Des Künstlers Pawel Jakowlewitsch Schubin's Zukunft ....“ Ist es gut so?“

„Höre auf,“ erwiderte Berßenjew. — „Es war der Mühe werth, die Zeit an sosch einem ....“ Er fand nicht sogleich das passende Wort.

„Schmutz? willst Du wol sagen. Nein, Bruder, laß gut sein, soll etwas auf die Ausstellung kommen, so muß es diese Gruppe sein.“

„Wirklich ist es ein Schmutz,“ wiederholte Berßenjew. — „Und was soll der Unsinn?“ Es sehlen Dir ja alle die Anlagen zu einer solchen Ausbildung, mit denen leider unsere Künstler so reich begabt sind. Wahrhaftig, Du begehst eine Lüge an Dir selbst.“

„Du glaubst?“ sagte Schubin mit finsterer Miene. — „Wenn ich diese Anlagen nicht habe und sie doch bekommen werde, dann trägt die Schuld davon .... eine gewisse Person. Weißt Du wol,“ setzte er mit tragischem Stirnrunzeln hinzu, — „ich habe schon versucht, mich dem Trunke zu ergeben.“

„Lüge doch nicht!“

„Bei Gott, ich habe es versucht,“ entgegnete Schubin, lächelte dabei nnd ward wieder heiter, — „es ist aber nichts Angenehmes darin, ich bringe es nicht hinunter und nachher wirdelt es im Kopfe. Sogar der große Luschkin — Charalamjuß Luschkin, der erste Mostauer, nach Anderen der erste großrussische Trinker, hat erklärt, daß aus mir Nichts werden wird. Die Fischer, wie er sich ausdrückt, hat mir nichts zu sagen.“

Berßenjew hatte zum Schlage gegen die Gruppe aus, Schubin hielt ihn jedoch zurück.

„Laß doch, zerschlage sie nicht, Bruder, das mag als eine Lehre, als Schreckbild stehen bleiben.“

Berßenjew lachte auf.

„In diesem Falle will ich die Vogelscheuche verschonen,“ sagte er — „und die ewige, reine Kunst soll leben!“

„Sie lebe hoch!“ fiel Schubin ein. — „Mit ihr wird das Gute besser und das Schlechte nimmt man schon mit.“

Die Freunde drückten einander kräftig die Hand und schieden.

XXI.

Die erste Empfindung Helenens als sie erwachte war freudiger Schreck. „Ist es wahr? Ist es wahr?“ fragte sie sich selbst und ihr Herz vermochte das Glück nicht zu fassen. Erinnerungen drängten sich ihr in Menge auf .... sie verging ganz in denselben. Dann kam wieder die frühere, wonnige, verjüchte Ruhe über sie. Doch im Laufe des Morgens überfiel sie eine Unruhr und die folgenden Tage war ihr müde und trübe zu Muth. Ja, sie wußte es jetzt, wonach sie sich gesehnt, doch erleichterte sie das nicht. Jene unvergeßliche Zusammenkunft hatte sie für immer aus dem alten Geleise hinausgeworfen, sie stand nicht mehr in demselben, war ihm weit entrückt, und doch ging Alles um sie her den Gang der früheren Ordnung, als hätte sich nichts verändert; das alte Leben bewegte sich wie früher und rechnete wie früher auf Helenens Theilnahme und Mitwirkung. Sie verfuchte einen Brief an Inßarow zu beginnen, es ging damit nicht, die Worte standen auf dem Papier wie todt, wie unwahr. Ihr Tagebuch schloß sie; unter die letzte Zeile zog sie einen großen Strich. Das gehörte der Vergangenheit und sie war mit allen ihren Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der Zukunft zugewandt. Ihr war schwer um's Herz. Bei der Mutter, die von Nichts unterrichtet war, zu sitzen, sie anzusehen, ihr zu antworten, mit ihr zu sprechen: es schien ihr ein Unrecht. Es war ihr, als trüge sie eine Lüge in sich; das empörte sie, obgleich sie über nichts zu errötben hatte; mehr als einmal hatte sie ein fast unüberwindliches Verlangen angewandt, Alles ohne Vorbehalt zu erzählen, geschehe, was da wolle. „Warum,“ dachte sie, „hat mich Dmitri nicht damals schon aus jener Kapelle irgendwohin entführt? Sagte er mir denn nicht, ich sei seine Gattin vor Gott? Warum bin ich hier?“ Sie begann plötzlich Jedermann, sogar Wwar Iwanowitsch, zu meiden, der jetzt mehr als je zuvor die Finger spielen ließ und erklaunt schien. Nicht freundlich, nicht traulich, nicht wie ein Traum mehr schien ihr Alles, was sie umgab; wie ein Alp lastete es auf ihr, wie eine unabwägbare, todte Last, und schien Vorwürfe an sie zu richten, Mißfallen gegen sie zu bezeigen, sie herausfzufordern .... Thue was Du willst, Du gehörst doch uns an. Selbst ihre armen Pfleglinge, die unbeachteten Vögel und Thiere, schienen sie mißtrauisch und feindselig anzublicken. Sie empfand Gewissensbisse und Scham vor ihren eigenen Gedanken. „Es bleibt doch immer mein Haus,“ dachte sie, „meine Familie, meine Heimath .... Nein, es ist nicht mehr Deine Heimath, nicht mehr Deine Familie,“ rief ihr eine andere Stimme zu. Ihr wurde angst und sie ärgerte sich über ihren Kleinmuth. Das Weh begann erst und doch verlieh sie schon die Geduld. War es das, was sie versprochen?

Nicht so bald wurde sie Herrin ihrer selbst. Eine Woche verging, noch eine .... Helene wurde etwas ruhiger und fand sich in ihre neue Stellung. Sie schrieb zwei kurze Briefe an Inßarow und trug dieselben selbst auf die Post. Um keinen Preis, aus Scham wie aus Stolz, hätte sie einer Magd ihr Vertrauen geschenkt. Schon fing sie an ihn selbst zu erwarten .... Doch statt seiner erschien eines schönen Morgens Nikolai Artemjewitsch. (Forts. f.)

Digitized by Google

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 118.)

Barclay ließ des Königs Schreiben von Hand zu Hand gehen. Es fanden sich wirklich einige Fanatiker, welche des Königs Unterschrift küßten. Berwick hatte unterdessen genau Porters Gesicht beobachtet. Als Barclay den Schluß las, nickte Porter, zufrieden lächelnd — er hatte ihn verstanden. Lord Howard war der Letzte, welcher die Schrift las — er reichte sie ehrerbietig an Barclay zurück.

„Kein Zweifel mehr," sagte er. „Es ist königlicher Befehl — wir müssen gehorchen — aber dennoch richte ich noch ein Mal an Eure Hoheit die Frage: Wann wird Frankreichs Hilfsarmee auf englischem Boden stehen?"

Berwick wollte ungeduldig werden, er bezwang sich aber. Er sah ein, daß er nachgiebig und geduldig sein müsse. „Mylord," entgegnete er, „das ist nicht ganz leicht zu beantworten. Sie wissen, welche Störungen eine Landung verzögern können. Ich glaube, wenn die Anhänger des Königs sich alle in Waffen erheben, dann würden sie sich reichlich und gut so lange halten können, bis die Armee Ludwigs in Kent gelandet ist."

Die Lords erhoben sich. „Das ist ein gewagtes Spiel," rief Clifford. „Wir wissen, wie Viele mit uns gehen, wissen wir genau, wie Viele gegen uns sind? noch ist Wilhelm unter den Seinen — er hält die Parteien zusammen — die Oranische Partei hat ein sichtbares Oberhaupt, das unsere fehlt noch."

Berwick hatte diesen Moment erwartet. Kaum hatte Clifford ausgeredet, als der Herzog schnell, wie mit einem Schwertstreiche ihm in die Rede fiel: „Ha — recht so, Mylord! die Feinde haben ein sichtbares Oberhaupt! man muß es unsichtbar machen, man muß es vertilgen."

Die Wirkung dieser Worte war eine gewaltige auf die Versammlung, sie schwirrte durcheinander, als sei ein Sprenggeschoß zwischen sie geworfen worden.

„Halt — halt, meine Freunde!" rief Berwick. „Ihr seid unruhig — aber gedenkt der Worte Eures Königs. Sagt Jakob nicht, daß es Eure Pflicht sei, gegen den Oranier zu verfahren, wie es eben des Königs Dienst erheischt? hat er Euch nicht aller Pflichten gegen ihn entbunden? also — hinunter mit ihm, dem Kronräuber. Lord Clifford hat Recht: Wenn er verschwindet, löst sich Alles auf und in dem Augenblicke der Verwirrung ist die Erhebung ihres Sieges gewiß — Ihr steht mit den Waffen in der Hand auf — ein Schiff bringt die Nachricht nach Calais, daß der Oranier beseitigt, daß die Gentry und alle treuen Jakobiten in Waffen stehen — wenige Stunden darauf lichtet die Flotte Frankreichs ihre Anker und setzt am folgenden Tage ein Heer an das Land."

Die Aufregung hatte sich gemindert, aber Lord Howard sagte mit fester und martiger Stimme: „Was versteht Ihr unter beseitigen, Hoheit?"

Berwick begriff leicht, daß er höchst vorsichtig handeln müsse; Leute, die so gewissenhaft mit dem Blute ihrer Untergebenen schalteten, konnten unmöglich allzuschnell für einen Mord sich begeistern. „Nun," sagte der Herzog, „ich will kurz und bündig sein. Da Wilhelm von Oranien das Haupt der Seinen ist, so muß man ihn zu beseitigen suchen, wenn man freies Spiel haben will, das geschieht am Besten dadurch, daß man ihn eines Tages gefangen nimmt und entweder aus England oder auf eine Festung entführt."

Howard athmete auf. „Das läßt sich hören," sagte er; „und es wäre dann allerdings ein Aufstand leichter zu bewerkstelligen — aber wer wird es wagen? Die Angelegenheit tritt heute in ein neues Stadium durch die Eröffnungen, welche Hoheit uns machen und durch Seiner Majestät Proclamation, deren Inhalt nicht anders zu deuten ist — so weit es den Schlußsatz anlangt. Wer aber: frage ich noch ein Mal — wer wird es wagen?"

„Ich will es wagen," sagte jetzt zum Staunen Aller George Porter, in den Kreis tretend.

„Er ist's? Wieder der kühne George? er ist ein Tollen!" so riefen die Herren durcheinander. Porter und Charnock lächelten, ebenso King.

„Wie werden Ihnen beweisen, meine Herren," nahm jetzt Barclay das Wort, „daß wir nicht phantastische Gebilde ersinnen, sondern daß wir uns mit der Ausführung der Dinge beschäftigt haben, die wir ein Mal uns durchzuführen vorsetzten. Wir haben gemagt, meine Herren. Sir Porter, Sir Charnock, Sir King und ich selbst haben bereits das Unternehmen eingeleitet. Wir haben zahlreiche Verbindungen am Hofe, im Haushalte Wilhelms von Oranien, in der Stadt London selbst, wir haben selbst in der Armee, in der Garde des Königs Anknüpfungspunkte, noch ist der eigentliche Plan nur ein Entwurf, Sie werden ihn erfahren, damit Sie bereit und zur Stelle sind, wenn es gilt, sich zu erheben. Wir haben Alles erwogen. Für die kriegerischen Operationen sollen Sie, die Männer von England bleiben — unsere geworbene Schaar führt den Handstreich aus und damit nicht einer unserer besten Freunde compromittirt werde, sollen die für den Streich Bestimmten in Frankreich geworben oder auserlesen werden. Fünfundvierzig Mann werden genügen — sie kommen einzeln oder zu zweien über den Kanal, sie treten hier in Hunts Haus ein und begeben sich nach London. Es sind Leute aus König Jakobs Garde — in London werde ich selbst die Leute empfangen. Es muß Alles höchst unverdächtig zugehen — kein Empfang am Hafen oder in der Stadt — nein — die Soldaten haben ihre Weisung. Jeden Abend nach ihrer Ankunft gehen sie auf den Platz von Covent-Garden, dort achten sie auf einen Gentleman, der daselbst umherspaziert und aus jeder Tasche seines Wammses oder Rockes einen dreieckig zusammengelegten Schnupftuchzipfel heraushängen läßt. Dieser Gentleman bin ich, meine Herren — ich werde die Soldaten empfangen und einzeln an sichere Orte geleiten. Wenn der Tag des Unternehmens gekommen ist, dann wird man Sie vorher in Kenntniß setzen — Sie werden auf dem Posten sein — ist der König entführt, so bricht die Verschwörung aus — jene fünfundvierzig Mann und ich mit den übrigen Verschworenen, wir werden das Unsrige gethan haben — thun Sie das Ihre."

Die Anwesenden waren von dem bereits halbfertigen Unternehmen so überrascht, daß die Lords nur zu Ja gaben vermochten: „Gut denn — gut — wir werden absbann nicht fehlen."

Berwick schien zufrieden. „Ich nehme Sie in Eid für König Jakob, meine Herrn," rief er. Mit aufgehobenen Händen teilteten die Männer den Eid für einen Fürsten, der nie die Rechte seiner Unterthanen gewahrt hatte. Barclay mußte lächeln — er gedachte der hingebenden Treue dieser Männer und der Täuschungen, die ihrer selbst im Falle des Gelingens warteten, aber dem schlauen Intriganten, der hoch zu steigen hoffte, kam es nur auf eine glückliche Durchführung an — die Schicksale der Uebrigen kümmerten ihn nicht.

„Hoheit," sagte nun Clifford, „wir müssen Ihnen den Dank für das Geleistete aussprechen — auch den andern Herren gebührt er, aber nehmen Sie die Warnung an: lassen Sie sich nicht durch Erfolge zur Unvorsichtigkeit hinreißen — gedenken Sie vergangener Zeiten: die Verräther sind oftmals inmitten der Verschwörung."

Berwick ließ seine Blicke durch den Kreis schweifen. „Ich sehe hier keinen Mann, den ich einer solchen That fähig hielte."

„Nein — hier ist vielleicht keiner, aber draußen" sagte plötzlich eine helle und weibliche Stimme. Erschrocken blickt Alles um sich.

„Wober kam das?" rief Berwick.

„Wer sprach da?" schrie Charnock.

„Ich kenne die Stimme," rief Porter. „Es ist Bessie Hunt — hebe, Bessie, wo steckst Du?" Ohne weitere Nachsuchungen abzuwarten, kroch die Tochter des Schmugglers hinter dem Kamine hervor. Sie hatte sicherlich dort lange gestanden.

„Teufel — was soll mit der Dirne werden?" rief Ferguson; „sie hat uns in der Hand — sie kann uns verrathen."

„Ha, ha, ha!" lachte das Mädchen. „Seht doch den Großsprecher an — er hat Furcht. Wollt' ich Euch verrathen — es wäre schon zehn Mal geschehen — hätt' ich Böses gegen Euch im Sinne, ich würde dort die Beiden nicht gerettet haben."

„Es ist wahr," sagte der Herzog; „sie hat uns von einer sichern Gefahr errettet."

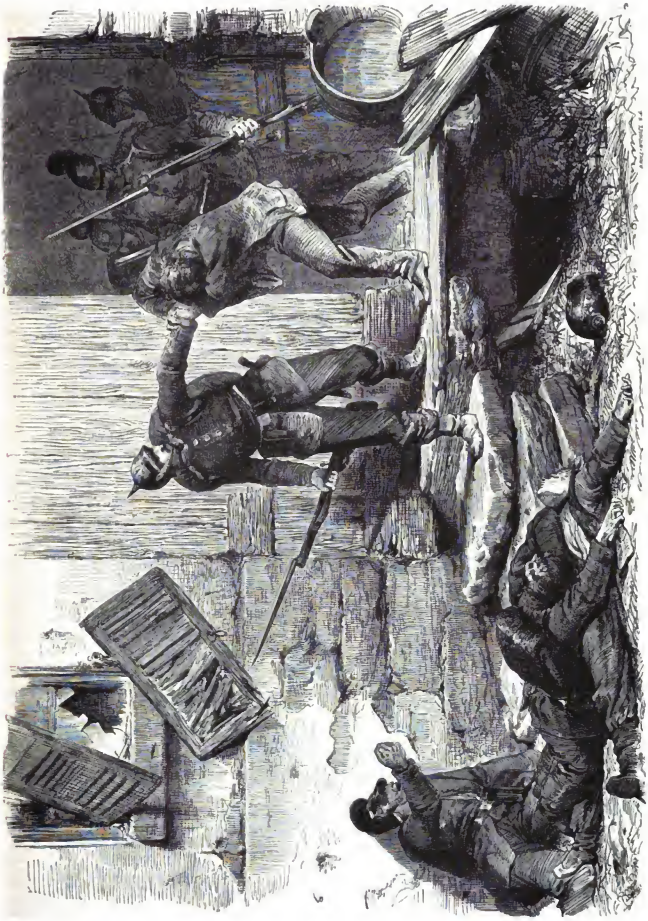
„Meine Tochter ist eine Anhängerin König Jakobs — eine treue Botin," rief Hunt, hinzutretend. „Bessie thut seit Jahr und Tag gute Dienste," sagte Porter.

„He — he — meinst Du?" rief das Mädchen. „Ja wohl, bessere als Viele von Euch, die mit schlimmen Leuten verkehren."

„Sie muß Etwas wissen," schrie Ferguson. „Heraus mit der Sprache!"

„Gemach," sagte Bessie, ihn mit stolzen Blicken messend. „Ich rede wie ich will — und ich will Euch warnen: George Porter — wo ist Euer Freund und künftiger Schwiegervater wie die Leute sagen: der Sir Pendergrass?"

Digitized by Google



Verhaftung eines Wiesenburger Bürgers. Originalbild von Professor Haberstin.

Digitized by Google

George schreckte zusammen, Sir John fehlte; George hatte ihn gleich bei Beginn der Versammlung, den neuen Genossen des Bundes gesucht — und nun diese Frage Bessie's —

„Ich weiß nicht, wo Pendergraß anders sein kann, als auf seinem Schlosse," sagte er. „Ein Unwohlsein wird ihn abgehalten haben — ich —"

„Wo ist König Wilhelm, Sir George!" fragte das Mädchen. Alle horchten gespannt.

„In Guddensford."

„Nein, Sir George, — nein, Ihr Herren. Oh — Sir Pendergraß ist es wohl wert, daß Ihr Euch so sehr um seine Freundschaft bemühet — es ist ein redlicher Freund — ja, ja — die Liebe zur schönen Miß Ella macht blind, sonst würdet Ihr sehen, daß die Leute auf Heatbournhouse nicht große Anhänger von König Jakob sein können. Sir John kam nicht zu der Versammlung, weil heut der König Wilhelm in seinem Hause zu Nacht gespeist mit ihm und der Tochter und weil König Wilhelm heut Nacht im Hause des treuen Jakobiten die Nachtruhe hält."

Ein Schrei des Zornes und des Schreckens tönte durch den Saal. Die Männer stießen Flüche aus, sie zogen die Degen, man rief nach den Pferden. „Besonnenheit!" riefen Berwick und Charnock.

„Bessie, Du sprichst die Wahrheit?" brüllte Porter.

„So wahr ich vor Euch stehe. Ich hört' es in Guddensford, als ich von Plunden kam, und als ich in Landhause war, erzählten es alle Leute einander: der König schlafe bei dem Jakobiten."

„Warum sagtest Du es nicht früher?" zürnte George.

„Ich wollte Euch gestehen lassen, das Dich von dem Pendergraß trennen muß," flüsterte Bessie.

Die Verbündeten vermochten sich nicht zu beruhigen, sie tobten wie trunken über den Verrath.

„Halt! — um Gottes Willen," rief George Porter. „Wir werden wissen, woran wir sind — ich habe den Pendergraß gewarnen — ich halte ihn für redlich — aber ich will Alles wissen — Alles erfahren. Ist es so, wie Bessie berichtet, dann droht Gefahr — ich will sie erkunden. Bleibt Alle hier, Ihr Herren — in zwei Stunden bin ich zurück — rührt Euch nicht; wenn Sir John ein Schurke ist, dann ist es jetzt zu spät zur Flucht — er hat die Häscher schon gegen uns ausgesendet, nur die Gewölbe können dann retten — ich jage nach Heatbournhouse, ich muß — ich werde den Oranier finden — und dann vielleicht —" er machte eine drohende Geberde.

„Haltet an Euch," rief Charnock.

„Bleibt Alle hier — Hunt, hattet die Fallthüren offen, wenn Gefahr naht — Ihr kennt meinen Muth, Sir Charnock — ich kehre bald zurück — mein Pferd, mein Pferd!"

Die Verschworenen lauerten erwartungsvoll zusammen.

„Eine Prediget wider die Gewalt des Bösen," rief Doctor Peterson. „Wir wollen uns umstanden das Haus in gewisser Entfernung — der Vorderste war Edmund Keyes, George's Diener.

„Alles ruhig, Edmund?" fragte Hunt.

„Alles, Master."

In diesem Augenblicke jagte eine dunkle Masse wie eine tiefsteinende Woike durch das Moor. Es war George Porter, der nach Heatbournhouse galoppirte.

„In zwei und einer halben Stunde kann er zurück sein," sagte Hunt. „Komm in's Haus zurück, Bessie. Wir wollen Peterson predigen hören."

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Welttheilen.

Frankreich an der Seine. Mit Panoramobild 1 und 2 von Paris, von **Heinrich Merte** (1. S. 136 und 137). — Paris ist zu dieser Stunde mehr als jemals das Herz, die Seele, der Schicksalsort Frankreichs. Auf den pariser Boulevards, wo das politische Leben von Frankreich pulsirt, hatte man — es sind kaum vier Wochen her — siegesbetrunken gerufen: A la frontière! à bas les Prussiens! — hatte sich gebrüstet, am Napoleonstage in Berlin den Frieden zu diktiren, nachdem man die Saarbrückenfeste nimt und sondern in den Rhein katzkäschelt. Und nach dem Tage von Weißenburg rief man dort bestürzt: L'ennemi est sur le sol français! Und schon reicht dieser verachtete Feind in Elsaßlothringen näher und näher gegen die Hauptstadt, wo man für Europa, für die Welt in hergebrachtem Uebermuth die Kriegs- und Friedensfragen aus dem Aermel zu schütteln gewohnt war. Schon ist auch der mit Blut und Meineid gefeimte Usurpatore aus den Augen und die ganze gräßlichschlechte Ordnung in Frage gestellt. Zwei Millionen Menschen wogen in Paris durcheinander, heute mit bangem Stirnrunzeln, morgen in fieberhafter Aufregung; verhaltener Zorn, Scham und Selbstvorwürfe, Unsicherheit, Angst, Muth beherrschen die Bevölkerung, aus was aus diesem Chaos hervorspringen wird, birgt sich in den Falten der allernächsten Zukunft.

Vorläufig flammern sich die Hoffnungen an die Festermachung der Hauptstadt. Der Gedanke, Paris in eine Festung umzuwandeln, auf Thiers' Anregung von Louis Philipp gefaßt, wurde am 4. April 1841 zum Gesetz erhoben; angeblich, um eine Okkupation wie anno 14 und 15 zu verhindern, in der That aber, um innern Aufruhr überwältigen zu können. Diesem Zwecke wurde auch der Umfang der Stadt unter Napoleon III. bedeutend gemacht. Die Umwallung besteht aus einer befestigten Ringmauer mit gepflasterter Militärstraße, Wall, Graben und Glacis. Mehr als 80) Bastionen und zahlreiche Vorsprünge bestreichen das Vorterrain und den 35 Schritt breiten Graben, der durch Kanäle mit Seine hinlänglich werden kann.

Nahe der Militär-Verbindungsstraße läuft die Gürtellinie, welche alle in Paris einmündenden Eisenbahnen und deren nach Bahnhöfe unter einander verbindet. Die Umwallung ist von 68 Forts beschützen, an welchen sich die Zollmauer befindet, und 16 Forts sind ihr vorgelegt. Eine Linie, von welcher man sich diese Forts umfaßt dächte, würde über 12 Wegstunden messen, und zu ihrer einfachen Besetzung Schützen an Schützen 96,000 Mann verlangen. Alle Forts sind kasemirt, bombenfest sich und mit Paris durch den Telegraphen; das größte und stärkste derselben ist die Forteresse de Mont-Valérien 415 Fuß über der Seine. Die Werke sind mit 1000 Geschützen armirt und überall mit gemauerten Lauf- und bombenfesten Pulvermagazinen versehen. Gewiß ist Paris allerdings einer der festesten Plätze der Welt und seine Terrainung würde eine riesige Armee erfordern; aber andererseits seine Vertheidigung ebenso; und wie sollen 2,000,000 Pariser auf die Länge verpsovianirt und — was noch mehr heißen will — bei guter Laune erhalten werden? und hat die Festung nicht ihre Achillesferse?

Unser erstes Panoramobild giebt die allgemeine Physionomie der Stadt, Andeutung ihrer leigerstichen Schönheiten, ihrer Friedensreize, der Bauten, Monumente, Straßen, Plätze, der Leichtlebigkeit und Lebenslust ihrer Bewohner. Auf dem zweiten Bilde steht man oben die Cathedrale Notre-Dame in vordrer und hinterer Ansicht, mit dem Pantheon rechts, dem Invalidendom links; in der Mitte das neue Opernhaus, rechts davon den Thurm Saint-Jacques la Boucherie am Boulevard Sebastapol, links den gothischen Glockenthurm am Louvre-Platz; unten den Justizpalast, darüber das Stadthaus, zur Rechten die Kirche du Val-de-Grace, zur Linken die des St. Augustin.

Der Tag von Weißenburg. Mit Originalbild von Prof. **Häberlin:** Verhaftung eines Weißenburger Bürgers (1. S. 141). Gleich die erste Botschaft vom Kriegstheater war eine Siegesbotschaft und gab den trostreichen Ton an, der in immer nachhigern Akkorden nachwogte. Es war die glückliche Erstürmung von Weißenburg, die Vorläuferin der glorreichen Schlacht von Wörth.

In der südöstlichen Pfalz deutet sich das Rheinthal mit dem Bienwalde und dem Hagenauer Walde in das Hügelgebirge ein. Beide dumpfgrünen Riesenwogen werden durch einen im Durchschnitt anderthalb Meilen breiten Höhenrücken geschieden, dessen nördliche Abdachung am Ostende von Lauterburg, im Westen von Weißenburg gedüet wird. Das letztere (Wissembourg, Hauptort des Departements Bas-Rhin) hat 6600 Einwohner, liegt links an der Lauter, von Hügeln umgeben, über welche die Spitzel der Bogesen hervorblicken. Nur gegen Osten ist das Thal offen. Die Höhen auf dem linken Ufer der Lauter sollen sehr steil ab, sind aber weniger hoch als die auf dem rechten Ufer, von denen der Geisberg sonst anfleigend eine ansehnliche Höhe erreicht. Weißenburg, eine uralte Ansiedelung, ist wichtiger Knotenpunkt für alle Straßen, die aus dem Unter-Elsaß nach der Pfalz einerlein, nach Straßburg ausgehen führen, von wo es 8 Meilen nördlich liegt. Ehemals feste deutsche Reichsstadt, kam es im Ryswyker Frieden (20. Sept. 1697) an Frankreich. 1744 und 1793 wurde es von den deutschen Reichstruppen eingenommen, belagert und aber von den Franzosen zurückerobert. Vor dem Südthoren beginnen am Fuße des Berges Schlechstein (montagno du pigeonier) die im Jahr 1705 durch Marschall Villars bis nach Lauterburg errichteten Redouten der Lauterbrueger oder Weißenburger Linie.

Dem diesen berühmten Weißenburger Linien sollte jetzt vierzehn Tage nach der Kriegserklärung, die III. aber Süd-Armee, von Kronprinzen von Preußen kommandirt, Beistz ergreifen. An der Grüße des 4. August brachen die Truppen zu diesem Zweck von ihren Bivouacs auf, und zwar kam die bayerische 4. Division ins Gefecht. Sie stand den wohlbefestigten Werken von Weißenburg gegenüber und sollte diese nehmen. Das 5. und 11. preußische Armeecorps hatten die Linien von Lauterburg zu nehmen, während die badische und württembergische Division, unter General v. Werder in einem Armeecorps vereinigt, Lauterburg erobern sollten. Das 5. preußische Corps hatte kaum den Kanonendonner der Bayern vor Weißenburg gehört, als es sich sofort mit seiner Avantgarde zur Unterstützung der Bundesgenossen in Marsch setzte. Um halb 9 Uhr waren die ersten Kanonenschüsse bayerischerseits gefallen, und um 9 Uhr verkündeten schon die preußischen Geschütze, daß sie mit in das Gefecht eingetreten seien. Der Kronprinz leitete die Angriffsbewegungen mit Beginn des Kampfes von der Höhe bei Schweigen. Die Franzosen vom Corps Mac Mahon hatten Weißenburg mit dem 74. Regiment belegt. Auf dem Geisberg stand das erste Turcos-Regiment, das 5. und 50. Linien-Regiment mit drei leichten und einer Mitrailleusen-Batterie. Von diesen Truppen war gleichzeitig das Dorf Altstadt am Fuße der Höhen besetzt und von den Preußen im ersten Anlauf genommen. Weißenburg, das lebhaften Widerstand leistete, wurde von einigen Bataillonen des 47. und 58. Regiments in die Flanke gefaßt, zugleich rückte

Digitized by Google

das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 gegen die baßionnenartige Schanzenburg vor. Hier war die Mittrailleusen-Batterie aufgefahrt, die ihre abstreichenden Salven den Stürmern auf weite Distanz entgegenschleuderte, ohne großen Schaden zu thun, auch das Schnellfeuer aus den Bewaffneten nun dem Schlosse der Schanzenburg brachte ihnen nur Tod und der Festung. Ohne einen Schuß zu thun, brangen sie beherrscht vorwärts. Hier war es, wo der Divisionsgeneral Douay seinen Tod fand. Inzwischen war auch General v. Werder, der Lauterburg unbesetzt gefunden, mit den Badensern und Württembergern auf den Kanonendonner losmarschirt, so daß Mörsches bald 1 Uhr, wo Weißenburg von den Preußen und Bayern genommen war, die Gontingente der III. Armee dem weichenden Feinde Schutter an Schutter gegenüberstanden. Die beiderseitigen Avantgarden hatten sich nun zum erstenmal gemessen, und schon war auch das Vorurtheil fränkischer Unüberwindlichkeit vernichtet.

In diesen Kämpfen schossen die Bürger, von ihren Pfuffen aufgetrieben, aus Dachfenstern und Kellerlöchern auf die Deutschen, mißhandelten sogar Verwundete. Einen solchen Fanatiker zeigt unser Bild im festen Griffe der Preußen, während ein verwundet am Boden liegender Bayer ihn sträflings als Opfer begehrt. Der Bayer konnte seinen letzten Tag genießen, und das Los des Preußen von Zeinwolle hätte ihn milder, wenn nicht am 10. August aus Brüssel an einen Freund geschrieb: „Ich sehe, daß die Bürger von Weißenburg während des Kampfes auf den Feind geschossen haben. Die braven Leute! Hätte doch alle Welt das gethan!“

Chronik des Kriegs, Fortsetzung zu Seite 128. (Vom 28. Juli bis 4. August 1870.)

28. Juli. Tags zuvor hatten bei Bitlingen 3 Compagnien französischer Infanterie und 80 Mann Cavallerie einen Zug des 7. Preuß. Infanterie-Regiments Nr. 69 angegriffen, waren jedoch mit Verlust von 1 Officier und 6 Mann abgewiesen worden. — Der Kaiser der Franzosen begiebt sich nach Metz. — Der Kronprinz von Preußen kommt nach Saarbrücken, trifft Abends in Karlsruhe ein. — Preußische Rekognoscirungen bei Saarbrücken.

29. Juli. Königliche Kabinetsordre, betreffend die Uebertragung der Geschäfte des Ober-Kommandos der Marine an das Marine-Ministerium. — Ertheilungsbefehle des Königs Wilhelm, als Bundesfeldherr des Norddeutschen Bundes, die Allianz-Anträge Frankreichs betreffend. — Der Kaiser von Frankreich übernimmt den Oberbefehl über die französische Armee. — Plänkeleien zwischen preußischen Jägern und französischen Reitern bei Schweigen nächst Neuhornbach. — Eine französische Pauerstatte passirt Hessingde und geht theilweise bei Kopenhagen vor Anker.

30. Juli. Der Kronprinz von Preußen begiebt sich nach Speyer, wo das Hauptquartier einstweilen sein Sitz hat. — Prinz Friedrich Karl von Preußen verlegt sein Hauptquartier von Mainz westwärts. — Eine französische Infanteriekolonne, welcher Artillerie beigegeben ist, greift Saarbrücken an, wird aber zurückgeschlagen.

31. Juli. Proklamation des Königs von Preußen „An mein Volk“. — Der König und Prinz Karl von Preußen gehen zur Armee ab, auch der Bundeskanzler und die Generale v. Roon und von Moltke. — Armeebefehl des Kronprinzen von Preußen.

1. August. Rekognoscirung zwischen Chrouzweiers und preußischer Husaren gegen Stürtzelbronn südlich Bitsch. — Der General des 9. Armee-Corps, v. Obel, liegt in den Kreisen Bonn, Hadersleben, Tondern, Flensburg und Sonderburg. — Die Nr. 6, 27, 29 und 30 der Preußischen Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1851. außer Kraft.

2. August. Ankunft des Königs von Preußen in der Nacht in Cobleng, am Morgen in Mainz (Hauptquartier). — Proklamation an Kämpfer in der Armee. Der König übernimmt das Kommando über die gesammten Armeen. — 3 französische Divisionen mit 23 Geschützen greifen Saarbrücken an; die preußischen Vorposten (3 Compagnien vom Hohenzollernschen Füsilier-Regiment Nr. 40) ziehen sich, dem Befehle gemäß, ohne Widerstand zu leisten, auf die Stadt zurück und nehmen nördlich, nahe derselben, eine neue Stellung ein. — Eine starke französische Infanterie-Truppen überschreitet bei Rheinheim die Grenze, zieht sich aber nach wenigen Stunden auf kleine Patrouillen wieder zurück. — Eine französische Flotte, in die Ostsee einlaufend, passirt Fredericshaven.

3. August. Amnestie-Erlaß.

4. August. Glänzender Sieg der II. Armee unter den Augen des Kronprinzen von Preußen bei Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geisberges durch Regimenter vom 5. und 11. preußischen und 2. bayrischen Armee-Corps. Die französische Division Douay vom 5. Corps Mac Mahon's wird unter Zurückziehung der Zeitlingers in Aufstellung zurückgewiesen, General Douay getödtet; 800 Franzosen gefangen und 1 Kanone erobert. — Die badische Division rückt auf dem linken Rheinufer, von der Pfalz aus nach Süden vor und überschreitet die französische Grenze. Hauptquartier Lauterburg. Rekognoscirung badischer Truppen bei Seltz (auf dem linken Rheinufer, 1½ Meile südlich von Lauterburg, 5½ Meilen nordöstlich von Straßburg.) (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heeresmacht. Die preußischen Oberfeldherrn zu Anfang stehenden Streitkräfte drüfften sich auf 550,000 Mann norddeutsch-preußische Feldtruppen mit 1200 Feldgeschützen und 53,000 Mann ausmarschirenden Landwehrtruppen; 187,000 Mann norddeutsche Besatzungstruppen mit 234 Geschützen und 18,000 Mann Cavallerisen; 205,000 Mann Landwehr und Besatzungstruppen mit 10,000 Mann Cavallerie, zusammen also 944,000 Mann norddeutsch-preußische Truppen mit 1680 mobilen Geschützen und 193,000 Pferden; ferner 100,000 Mann bayrische Feldtruppen mit 192 Geschützen und 14,800 Pferden; 25,000 Mann bayrische Ergänzungstruppen mit 2400 Pferden; 22,000 Mann bayrische Besatzungstruppen; 22,000 Mann württembergische Feldtruppen mit 54 Geschützen und 2200 Pferden; 6500 Mann württembergische Ergänzungstruppen; 6000 Mann württembergische Besatzungstruppen, 16,000 Mann badische Feldtruppen mit 54 Geschützen; 4000 Mann badische Ersatztruppen, 3600 Mann badische Besatzungstruppen. Alles zusammen ergibt die ungeheure Zahl von 1,121,000 Mann aller Waffengattungen. — Im ganzen Verlauf der deutschen Geschichte hat es niemals, auch nur annähernd, ein deutsches Nationalheer von gleicher Stärke gegeben. Und von diesen 1,124,000 Mann waren zu Beginn des Kriegs kaum 360,000 Mann unter den Waffen. Innerhalb 14 Tagen war das ganze Heer gerästet, waren die zum Kampfe bestimmten Schaaren an die Grenze geleitet.

Französische Fahnen. — In der französischen Armee besindet sich bei jedem Infanterie-Regiment nur 1 Adler (drapeau), den jedesmal das 2. Bataillon führt, das 1. und 3. Bataillon haben beim Exerciren nur Flaggen (canons), für welche aber auch häufig der Name drapeaux gebraucht wird.

Kriegs-Anekdoten. — Ein pariser Modegeschäft wurde von seinen Eltern nach dem Bahnhof begleitet, als es nach dem Lager von Chalons ging. Vater und Mutter weinten bitterlich. Der Sohn aber sagte: „Seht ihr, es geschieht auch schon recht, worum habt ihr beim Plebiscit mit Ja gestimmt.“

— In Metz wurden etliche gefangene Preußen eingebracht. Einen besonders faßte ein vorübergehender Blousenmann beim Kinn und sagte höhnisch: „Da bien, Bismarck!“ Der Preuße aber gab ihm einen gelinden Stoß zum Beweis des begleitenden Gendarmen und bot ihm zuschauenden Menge. Dieses brave Benehmen vergalt ein bayrischer Stabsofficier. Als der Weißenburg französische Gefangene aller Waffen durch seine Colonnen geführt wurden, sprach er zu den Seinigen: „Kinder! Es kommen französische Gefangene; daß mir Keiner lacht oder spottet: bedenkt, es sind arme Gefangene!“

— In Berlin hatte ein Landwehrmann, als er einberufen wurde, eine Klage beim Stadtgericht anhängig. Diese Klage nahm er jetzt mit folgendem Schreiben zurück: „Da ich in den nächsten Tagen einen Termin mit Louis'a habe, bitte ich den mit der Wittwe Müncke aufzuheben“.

— Ein schwäbisches Mädchen, wegen Dialektgebrauchs mit p und b, mit Zweifeln und Doppelsinnen auf gefangenen, sagte: „Ihr habt Ohr- hof die Verwundeten erquickt und erzählte zu Hause, die französischen Gefangenen ließen laß alle an die Thüren schreiben: „Je suis prussionnier sans plaisir“. Sie wollte sagen: „ganz blossonnet“.

— In dunkler Nacht fiel den bayrischen Vorposten ein Schuß. Alles wird lebendig, man sammelt einen Uebersall, der kommandirende Officier stürzt herbei und examinirt den Posten, der gelassen sagt: „Warum haben Sie geschossen?“ — „A Franzos wollt' sich stehlen mit'n Bier einschleichen, da hab' i ihn g'schossen.“ „Haben Sie ihn angerufen und was hat er gesagt?“ „Er konnt' nix antworte oui oui, und da hab' i g'schosse.“ — Das Terrain wird abgesucht, die Patrouillen gehen hin und her, und endlich findet man den nui-ruft Franzosen. Mit Trauergesichtern wird er aufgehoben, zum Lager gebracht und — als tüchtiger Kerlesbiffen verspeist. Der nui-nui-Sager war nämlich ein sattliches Wildschwein.

— Ein flügerer Buchhändler in Berlin wird gefragt, wie sein Geschäft gehe. Er antwortet: „Ach, mit de Extrablätter ist es jetzt doch janz schön mau mit de Publikum jetzt nich in jedes zweite Blatt eene dolle Franzosen einzeuckelt bringt, dann loofen se's nich!“

— In dem Brief eines württembergischen Cavalleristen, der die gefährlichen Mac-Mahonner mit verfolgt hatte, war zu lesen: „J sog euch, die Franzosle sind gloffe wie der Wind, wer henaus beim Blitz gar net derreite könne.“

(Fortsetzung folgt.)

Gallische Mordbrennerspuren in Deutschlands Gauen. — Die Leichen in Palatinat hatte Ludwig XIV., der allerchristlichste Franzosenkönig geboten, und seine raubgierigen Brüthunde Mélac, Montclas, Crequi machten sich mit raimendster Genauigkeit ans Werk, so daß weiland Elisabeth Charlotte bekennt, sie sei monatlang nächtlich in Thränen aufgefahren, weil Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ihr brennend im Traume erschienen. Wie wurde von den „Aposteln der Civilisation“ in Speyer, Worms, Oppenheim gehaust und allerchristlich am Neckar und Rhein! Jenen jetzt eben Gallien führte eine Liste von 1200 Ortschaften bei sich, die er einäschern müsse. Welche namenlosen Greuel von Mißhandlungen und Plünderung, des Kirchenraubs und der Schändung wurden damals von den „europäischen Segensbringern“ mit viehischer Brutalität ausgeübt! Nur damals? Ebenso hatten es Ludwigs Vorgänger unter den verruchtesten Vorwänden getrieben, ebenso trieben es seine Nachfolger, die Bataia wie die Bourbonen, die Sansculotten, die Corsen, die Louis-Philippe, Napoleon und Bonaparte. Ebenso hausten Franzosen, an der Ostsee und an der Donau, wohin man auf deutschem Boden treten und blicken mag, erz-de sich jetzt ein Rechgen, Raiten und Beschwören: Ihr endlich geringsten Deutschen, legt das deutschen Mordbrennern, den scheinheiligen „Befreiern“ für immen das Handwerk!

Robert von Mohl über Turros und Consorten. — „Inwiefern die Bildung solcher einheimischen Kriegshauen und ihre Verwendung im Lande selbst, soweit sie dort zu führenden Kriegen Frankreich nothwendig oder wenigstens zweckmäßig ist, mag dahingestellt bleiben. Es kann sein, daß barbarische Feinde am besten bekämpft werden durch ähnliche Barbaren. Allein es ist entschieden unrichtig einen Gebrauch der afrikanischen Barbaren in einem europäischen Krieg und in einem europäischen Lande noch recht. Das Völkerrecht beruht wesentlich auf der Gesittung und entspricht der Stufe derselben; es ist daher auch zu allen Zeiten verschieden gewesen, je nach dem Bildungsgrade der betheiligten Nationen. Manches wird gegen die Bewaffnung von barbarischen Truppen nicht besonders Einsprache gethan, weil ihre Kampfweise eine fremdartige ist. Sie mag wild und den Grundsätzen europäischer Heere unangemessen sein; allein, daß sie an und für sich unerlaubt sei, etwa eine Analogie habe mit den vom Völkerrecht verpönten Kriegsmitteln, wird nicht behauptet. Allein, es liegen sanftige schwere Bedenken vor. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß solche unciviliserte Truppen von zweierlei schwerem Unfuge nicht abgehalten werden können. Einmal ist ihre Behandlung von Verwundeten und Gefangenen grausam, und es steht nicht zu erwarten, daß auch noch so strenge Vorschriften sie davon abhalten können. Durch solche Handlungen wird nun aber kein Einfluß auf die militärische Entscheidung ausgeübt, sondern nur eine Unsumme von unnützlichen Uebeln verbreitet. Auch darf nicht vergessen werden, daß ein derartiges wildes Verfahren unvermeidlich zu Retorsionen führt, dadurch aber der Krieg immer unmenschlicher wird. Daraus aber daß solche Barbaren eine empfindliche Plage für die Bevölkerung der Länder, und zwar faß gleichmäßig für Freund und für Feind, Gemeinschaftigkeiten gegen Einwohner können nicht verhütet werden; in der Nähe solcher Wilder hört jede Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf, das Heimgehr wird nicht geachtet. Wenn nun selbst die Krieger gesitteter Nationen nur allzu großes Leidet über die von ihren übergegnen Landsleute verursachen, so ist es gewiß der Menschlichkeit und der Bildung eines europäischen Staates unwürdig, dieses Unglück durch Wilde auch die zum Unterjochen zu steigern. Allerdings lassen sich aus der Kriegspsychische Beispiele von der Verwendung ähnlicher Soldtruppen oder Bundesgenossen anführen, so z. B.

die Gewinnung von indianischen Wilden in nordamerikanischen Freistaaten, die Benützung von Tschetschen gegen die aufständischen Polen u. s. w. Allein es ist dies auch zu jeder Zeit als völkerrechtswidrig betrachtet worden. Die Grenze mag nicht ganz leicht zu ziehen sein, namentlich für jene Staaten, deren Gefüt mag sich in den entferntern Gegenden des eigenen Landes allmälig in Barbarei verliert. Allein darüber dürfte doch kein Zweifel sein, daß es der Gesittung Frankreichs nicht würdig ist, zur Ausscheidung von Zerwürfnissen mit europäischen Mächten seine afrikanischen Söhnen herbeizuführen und sich dadurch freilich auf eine viel tiefere Stufe der Gesittung herab zu stellen. Die Aufrechterhaltung seiner Macht erfordert dieses Mittel sicher nicht, und es würden die übrigen europäischen Staaten in ihrem Rechte sein, sie würden nur auf den gemeinschaftlichen Standpunkt der Gesittung handeln, wenn sie die Wiederholung einer Verwendung von Turcos und ähnlichen algerischen Truppen als ein der erlaubten Kriegführung widersprechendes Verhalten erklären."

Deutsche in Frankreich. Im Jahr 1866 betrug ihre Anzahl 106,606. Davon kamen auf Paris 30,556, auf Straßburg 6682, Mülhausen 3099, Lyon 2462, Metz 1741, Havre 1371, Colmar 1175, Sarreguemines 1109, Bordeaux 949, Nancy 807, Reims 628, Besançon 486, Marseille 484, Lille 291, Dijon 258, Troyes 209.

Wer sieht bei den Alten Divodurum Mediomatricorum, die Götterburg der Mediomatriker, später Mediomatrici, im Mittelalter zu Mettis abgeschlüpft, jetzt auf Metz eingeschmolzen.

Gallische Geographie. — Nachdem die Franzosen Saarbrücken genommen hatten, beraltschlagte ein Pariser Blatt über die Siegesplatze, die nun die Truppen der glorie wandeln sollen, und entschied sich für die folgende Richtung: Homburg, Landthum, Kaiserslautern, wo da über Tukeim oder Neustadt nach Manheim!

Deutschthum gegen Franzosenthum auf dem Gebiete der Industrie. — Wenn ein Künstler Schneidermeister auf seinem Ausshängeschilde sein Heil 19. Juli den „tailleur" in einen „Kleidermacher" verwandelt hat, so erkennt und lobt man die Regung eines nationalen Gefühles. Damit ist es aber weitaus nicht genug. Die Stunde ist gekommen, wo wir endlich aufhören müssen, den Werken unserer deutschen Intelligenz und Thatkraft einen französischen Lappen als Titel oder Marke anzuhängen, — wo wir endlich äußerlich müssen mit Selbstverachtung unsern Geschmack nach dem Vorbilde einer Pariser Cantilane auf dem Throne Frankreichs, oder eines seiten Hoflings ihres Gemahls, des Wiederer unserer Sitten, zu richten, — wo wir endlich anfangen müssen, so stolz auf das Erstgeborene unseres Hauses zu sein, wie wir auf unsere Schwerter es sind! — Das Ehrgefühl gebietet uns also sortan, unsere deutsche Arbeit auch deutsch zu nennen, — dies ist unser Selbstschutzung, unser Selbstwerk; — es gebietet uns aber noch mehr — die Kriegserklärung der deutschen Industrie:

Beschämen wir uns, Händler und Consumenten, wiederlegt während der Dauer dieses, durch französische Perfidie über uns verhängten Krieges und seiner Folgen, gegen den Contrast und Einfluß aller französischen Fabrikate, weisen wir den frechen Friedensschändern die Thür, wo immer sie sich zeigen, vor Allem aber auf den Gebieten der Industrie, denn es gilt wahrend der Zeit der bitterlen Noth durch Anwendung des gesammten deutschen Credit- und deutsch Fabrikantenthums die deutsche Industrie zu heben und die Hundertausende ihrer Arbeiter und Familien vom Untergange zu retten! Es werde zur Ehrenlache, daß der deutsche Consument jetzt nicht noch französischen Stoffen trägt, daß eine deutsche Frau sich nicht weiterhin mit einem französischen Kleidungsstücke zeigt, welches mit der Existenz deutschen Söhne bezahlt wäre — so lange die Kinder der Arbeiter deutsche Stoffen, und diese selbst, hungern und Noth leiden!

Aus Castelar's Correspondenz gegen die Sklaverei. — Die moderne Sklaverei ist fürchterlicher als jene der Alten; sie entspringt der Habsucht der Krieg, jener der modernen ist ein schändlicher Handel; die alte wurzelte in einem gewissen metaphysischen Prinzipe. Aristoteles vergleicht die Familie mit einem Dreieck, von den Eltern, den Kindern und den Sklaven gebildet; thatsächlich war der Stand der Eltern mit menschlichen Functionen einer Natur betraut und dadurch sein Einfluß so bedeutend, daß es in dieser Classe Berühmtheiten gab; die moderne Sklaverei hat keinen Terenz, keinen Epiktet aufzuweisen, während unter den Alten die große Zeit eines Spartacus treten konnte. Nur durch sein Gente ein Aristoteles, ein Mitbruder seiner Kaste von numidischer Rasse, aber Thracier von Geburt, konnte er ein Heer von 40,000 Männern bilden und gegen die Brust der Barbiere ebenso viele, und zwar leichtbewaffnete richten, mit welchen sie Europens Heere trafen und auf dem Sande des Circus sie sich hätten wechselseitig den Lebensfaden abschneiden sollen.

Oh, meine Herren, die moderne Sklaverei ist brutall Sie verwandelt den Menschen in eine arbeitende Maschine. — In den Tagen der Maria des alten Rom, als die Horden Alarich's es heulend umkreisten, mußte es die Sklaven, die Gefährten des Spartacus, wie Rache-Engel van den Kreuzen, zu welche es sie gelchlagen, herunterstiegen sehen, um seine dienstgetreulte Asche nach allen Winden umherzustreuen, zur Strafe für allen frechen Uebermuth.

Welche Strafe hat die Weltgeschichte uns vorbehalten?

Und die Priester, die ihr hier seht — sie sind wohl nicht allein dazu gekommen, um religiöse Zustiterung und monarchische Restaurirte zu nutzen? — Wenn ich ihr Amt ausübte, würde ich so sprechen: „Gott, erbarme dich unser. Die Hände, welche des Weltall gesormt, wurden durchlöchert von den Nägeln des Sklaventhums, die Lippen, die dem Universum Leben geboten, wurden von dem eisigen Hauche des Todes geschlossen. Derjenige, der die Wasser verdichtete, mußte dürsten, der der Sonne ihr Feuermeer gab, mußte frieren, und sein Todesdampf, der die Steinbeile seiner Gnaden stärkte, konnte das Herz seiner Tyrannen nicht rühren. Erbarmen Schmerzensmutter, einzig und allein dem Erbarmwurme, Mensch genannt, gewähnet; aber unsinnes Werk, erlogene Erlösung für Jene, die noch in der Sklaverei schmachten. Sklaven, erhebt euch zum Leben im Namen Christi, und ihr, die Knechte ihr Sklavenhalter, weicht zurück und zittert vor der Gerechtigkeit des Himmels!"

Letzter Akt, letzte Scene. — Am 18. Juli, demselben Tage, wo die französische Kriegsverklärung nach Berlin geschickt wurde, haben sich in St. Peter zu Rom einige tausend Menschen versammelt, überwiegend Priester, Mönche und Zöglinge der geistlichen Seminarien. Es sollte die Exequien der Conciile-Aula, die das ganze rechte Querschiff von St. Peter einnimmt, worden geöffnet; außer den Diplomaten, Militärs und vornehmen Römern, denen die Zuhörerinnen der Aula selber anzuhören, kommen sonst nur die der Thür zunächst Stehenden etwas von der Feier sehen. Der Papst war durch einen Seitengang ohne Aufsehen in die Aula gelangt. In rothem, reich mit Gold gestickten Mantel und goldener spitzer Mütze saß er in der Mitte auf dem Throne, umgeben von einer kunterbunten Gesellschaft, in grünen Waldkreise, amphitheatralisch aufgebaut, die Bischöfe und Cardinäle. Die gesammte Minorität, ungefähr 116 Bischöfe zählend, war abwesend. Nach der feierlichen Eröffnung begann die öffentliche Abstimmung mit Namensaufruf und dem einstimmigen hundertfach wiederholten Placet. Nur zwei der Anwesenden stimmten mit Non placet. Aber trotzdem kommen auch die Treuesten der Treuen sich des Gefühles der Beklommenheit nicht erwehren. Statt des sogenannten Jubels, der so manche seiherige Sitzungen erfüllt hatte, tiefliches Schweigen, Verunfragen nach Neuigkeiten von außen her, erschütterte Abspannung und lieberdrup an den Schauspiele ohne Zuschauer, in dem sie nun nach einmal mitwirken hatten und dessen Ende sie doch nicht herbeiführen vielleicht morgen schon die Geschichte sorgsamlich hat. Es war ein trüber Tag. Am Morgen schon war der Himmel grau bedeckt, und je weiter die Sitzung vorrückte, desto finsterer und unheimlicher wurde es in den weiten Hallen. Ein schweres Gewitter zog herauf, und mitten in der Placeten hinein, die dem in Brocat gehüllten Greise die Unfehlbarkeit zuwiesen, stürzte und donnerte es fast zwei Stunden lang ohne Unterlaß mit unheimlicher Gewalt. Immer dunkler wurde es in der Aula, die Flammen werden gezählt (etwa 555), das Protocoll festgestellt, und als die Schreiber des Protocolls hatte, tiefliches Schweigen, Verunfragen nach Neuigkeiten von außen her, erschütterte Abspannung und lieberdrup an den Schauspiele ohne Zuschauer, in dem sie nun noch einmal mitwirken hatten und dessen Ende sie doch nicht herbeiführen vielleicht morgen schon die Geschichte sorgsamlich hat. Es war ein trüber Tag. Am Morgen schon war der Himmel grau bedeckt, und je weiter die Sitzung vorrückte, desto finsterer und unheimlicher wurde es in den weiten Hallen. Ein schweres Gewitter zog herauf, und mitten in den

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Berthold Auerbach; H. Bilter; Brachvogel; Daxenberg; Engel; Hertigrath; Fr. Felderich, Gerstäcker; Glaser; Gleibenmei; Fanw. Hahnel; Hammer; W. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Hopfenzeig; L. Kerner; E. E. Kinkel; Kraffert; Kreutzig; Liebetrau; Lippert; W. Löhr; Lotz; Magdeburg; Dalschläger; H. Pflug; Reich; Reiman; Reinhard; J. Rittershaus; W. Ring; Rohrberger; v. Rosenfeld; Rud; Schäfer; R. Schmidt; E. Scholl; Schramm; Temme; Tarnenius; Vrendner; C. Vogt; Walkrodt; Weck; F. Wenzel; Werner; Esq. z. Ger; Wiltmann; Wittstock; Worms; Zeitung ꝛc. ꝛc.

№ 10. | Der 24. Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

I.

Es ging gegen Morgen des 20. Februar 1638. Der Mond war längst hinter dem westlichen Horizont niedergesunken, und nur noch schwach funkelten und glitzerten die Sterne vom hohen Himmelsdome. Der erste Duft der Dämmerung ließ die schneebedeckten Kuppen der hohen Berge ringsum bereits in schattenhaften Umrissen hervortreten, unten über den Thälern aber brauten die Morgennebel, und nur die gleich einem weiten Leichentuche die ganze Natur einhüllende Schneedecke gewährte Licht genug, um die nächsten Gegenstände nothdürftig unterscheiden zu können.

Zwei Personen, so viel die in der Tiefe noch herrschende Dunkelheit und die von Beiden gegen die heftige Kälte getragenen Umhüllungen erkennen ließen, ein Mann und ein Mädchen, strebten mühsam der verschneiten Pfade aus einem der Seitenthäler der Mueg zu den dahinter aufsteigenden Höhen hinan. Endlich hatten sie einen plateauähnlichen Vorsprung des Berges erreicht und waren damit zugleich in den helleren Lichtkreis hier oben eingetreten.

Der Mann kehrte sich um und schaute lange zurück zu den jenseitigen Bergen und hinunter in das Thal, wo die Nebelmassen, vom Morgenwinde bewegt, in phantastischen Gestalten auf und niederwogten. Nur die höchsten Felswände ragten aus diesem Chaos hervor und die Wipfel des Föhrenwaldes, welcher von der Schneelast wie von einem weißen Netze überspannen sich schwarz und dunkel über alle nur irgend zugänglichen Berglehnen fortpflanzte. Auch über die beiden Wanderer streckten die Waldreisen ihre weitausgebreiteten Zweige, und Stamm dicht an Stamm gedrängt, zog sich in ihrem Rücken der Wald bis vollends hinauf zu der Kuppe des Berges.

Das Mädchen, von der Anstrengung des Steigens erschöpft, war auf einen umgestürzten Baumstamm niedergesunken. Das Gesicht in ihren Händen verbergend, suchte sie mühsam ihr Schluchzen zu unterdrücken. Ihr Begleiter schien über die Aufmerksamkeit, mit welcher er die Gegend erforschte, ihre Anwesenheit ganz vergessen zu haben.

„Ha dort,“ murmelte er, „das sind die Berge, welche sich hart über Lauffenburg gegen den Rhein niedersenken. Der Wind steht abwärts, darum ist hier nichts zu hören, aber die lichten weißen Wölkchen über jenen Höhen beweisen, daß der Kampf noch andauert. Sie fechten noch und ich — besiegt, kläglich!“

Der Mann blieb, die Rechte auf sein altertümliches Feuerrohr gestützt, in ein finsteres Sinnen versunken. Er war eine imposante Gestalt. Der Wind spielte mit dem schon halbergrauten Haar, das ihm bis tief in den Nacken niederwallte, und ein wirrer, schwarzer Bart verdeckte fast das ganze Gesicht. Nur die kraftig gebogene Nase ragte daraus hervor, und die von dichten schwarzen Brauen überwölbten Augen leuchteten, wenn er aufblickte, in unheimlichem Glanze. Schwere, bis über das Knie hinaufreichende Stiefeln und ein kurzer Schafpelz, darüber Pulverhorn, Kugel- und Jagdtasche vollendeten seine äußere Erscheinung.

„Alles verloren!“ flüsterte er, „die Arbeit eines langen Lebens, in einer einzigen Stunde zerstört und vernichtet. Das Glück nur hat diese Bauern an mich gefesselt und mit dieser ersten erlittenen Niederlage ist der Zauber von mir gewichen, welche, so oft ein Feind mit Raub und Brand des Gebirge bedrohte, auf meinen Ruf Hunderte und Tausende um mich zusammenscharte. Von fünfhundert tapferen Männern auch nicht einer gerettet, sie, meine Besten. Doch nein, der Hauf ist wohl nur versprengt. Gleich mir werden sich die meisten unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels durch die nur ihnen bekannten Schluchten und Klüfte den Händen des Feindes entzogen haben. Ja gewiß! In Hoffingen, unserm Sammelplatz, wird sich, was nicht, verschüchtert von dem heutigen Unglück, gleich den Rückweg in die heimischen Dörfer eingeschlagen hat, schon wieder zusammenfinden. — Aber wie vor die Männer hintreten, denen ich gestern noch so sicher den Sieg verheißen habe?“

„Und besaß ich denn nicht auch die vollste Wahrscheinlichkeit für die Erfüllung meines Versprechens?“ überlegte er mehr, als daß sich seine Lippen bewegten. „Ich selber sasse die letzten Begebnisse kaum. Die Schweden nach ihrer gestrigen Niederlage da unten vor Rheinfelden auf dem Rückzuge, ohne Halt, ohne innere Ordnung, in finsterer Nacht, die siegenden kaiserlichen und bayrischen Völker ihnen auf den Fersen, und wir in sichrem Hinterhalt in unsern Bergen; die Straße unten gesperrt: der Plan konnte unmöglich fehlschlagen, kein Mann dieser räuberischen Banden durfte uns entrinnen. Da, Feinde über, hinter uns, verwirrte, schmachvolle Flucht unsere einzige Rettung. Nur auf dem schmalen Felsenpfade über Rippoldingen kann diese Satansbrut uns den Rücken abgewonnen haben. Doch der van der Leyen hatte sich ja gegen mich erboten, den Paß dort mit seinen Musketieren zu besetzen, und es ist kein Schuß aus jener Richtung gefallen. Ha!“

Einem Moment blitzten die Augen des Mannes furchtbar drohend in der Richtung nach Rheinfelden, indeß nur einen Moment, dann

schüttelte er, wie über sich selber unzufrieden, das Haupt und schaute abermals vor sich wieder.

„Unmöglich," murmelte er, „nein, die Bayern mögen den verfluchten Pfad vielleicht selber versetzt haben, indem ein abscheulicher Verrath — unmöglich, — Kämpfen wir denn nicht für dieselbe Sache wider denselben Feind — und dennoch . . . ." Aus der Richtung von Lauffenburg tönte Schlag auf Schlag ein ferner dumpfer Schall herüber. Die Sterne waren schon ganz erblichen, das erste Frührothe säumte den Osten und der Wiederschein davon erzitterte rosig und golden auf den hohen Bergesgipfeln.

„Ein Kanonenschuß!" hatte der Mann mit dem ersten zu seinem Ohr gedrungenen Schall ausgerufen. Er zählte die einzelnen Schläge: „eins, zwei, drei, sechs. Der Pulverdampf liegt dicht gedrängt über den Höhen dort. Das muß am Rhina-Paß sein. Der Salomon Reiner, der Amtsschreiber des Grafen von Fürstenberg, mit den von ihm herangeführten Bauern von St. Blasien hatte sich jene Stellung vorbehalten. Sollte er . . . ."

„Pah!" ein verächtliches Lächeln glitt über seine harten Züge, „der . . . . wie sollte der — Aber Herr im Himmel! es ist der Berthold Schöpflin mit den 300 Schützen, welche ich dem Schreiber zum Nüchalt bestimmt hatte. Ja, der ist es und kein Anderer, welcher dem Feinde dort den Weg verlegt hat. Um Gott! auf diesen Haufen war noch meine letzte Hoffnung begründet. Lauffenburg ist von dem Paß keine halbe Stunde entfernt und im Besitz der Schweden. Die Besatzung der Stadt wird dem braven Jungen in den Rücken fallen, und der Schreiber —"

„Ha! jetzt wird mir Alles klar. War dieser es denn nicht auch, welcher dem van der Leyen seine Stelle angewiesen hat? Der Schuft! Die feste Haltung von uns Bauern auch gegen seine eigenen Erpressungsversuche war dem habgierigen tückischen Schleicher seit lange ein Dorn im Auge! Er und kein Anderer hat uns heute Nacht dem Feinde geliefert."

Auf das erste laut hinausgerufene Wort des Mannes hatte das Mädchen den Kopf erhoben. „Berthold Schöpflin," flüsterte sie, sich mühsam auf ihren Füßen aufrichtend. „Gnadenreiche Jungfrau! auch er verloren, todt, gefangen in dieser entsetzlichen Nacht!" Ihre Mundwinkel zuckten, große Thränen rollten über ihre Wangen. Die Hände gefaltet, starrte sie zu dem fernen Bergrücken hinüber, hinter welchem noch immer der Pulverdampf bald in leichten, flockigen Wölkchen aufstieg, bald wieder in schweren, weißgrauen Wolken sich zusammenballte.

Das arme Kind mochte wenig über achtzehn Jahre zählen. Unter der letzten Bewegung war das grobe Wollentuch, das sie lauzenartig über den Kopf gezogen hatte, in den Nacken hinuntergeglitten und ihr im Contrast zu dem reichen lichtbraunen Haar doppelt blaß und verstört erscheinendes Antlitz dadurch sichtbar geworden. Die Schrecken der vergangenen Nacht lagen in demselben noch zu deutlich ausgeprägt, um die auffällige Regelmäßigkeit der Züge recht wirksam hervortreten zu lassen. Auch die großen blauen Augen blickten noch zu umklort, zu starr und ängstlich, um ein irgend zutreffendes Urtheil zu gestatten. Mit der wehmüthigen Ergebung, welche momentan den Grundzug in dem Gesicht des jungen Mädchens bildete, standen indeß die breite Stirn und das fast männlich stark geformte Kinn in einem zu auffälligen Widerspruch, um andrerseits bei ihr nicht auch ein ungewöhnliches Maß von Energie und Willensstärke vorauszusetzen zu lassen. Ihre Kleidung war, soweit sie sich unter dem dicht um den Körper geschlungenen dunkelfarbigen Mantel unterscheiden ließ, von der gewöhnlichen weiblichen Landestracht des obern Schwarzwaldes in keiner Weise verschieden. Der faltenreiche rothe Rock ragte unter dieser Umhüllung hervor, die frei gebliebenen Arme zeigten sich von den bauschigen Aermeln des schwarzen Mieders umschlossen. Die Hände steckten in großen Fausthandschuhen von blauer Wolle, die Füße in festen Rundschuhen, über welche sich Gamaschen von weichem Leder der kräftig geformten Wade anschmiegten. In der Rechten hielt sie einen langen, am unteren Ende mit einem Spitzeisen versehenen Stab, und neben einer Art Jagdränzel von Hirschfell trug sie noch eine kleine, sorgfältig gearbeitete Ledertasche.

„Vater," richtete sie das Wort an ihren Begleiter, „Du kannst und wirst den Berthold nicht so dem Feinde preisgeben. Gleich hinter dem Gipfel des Berges führt der Weg zur Rhina hinunter, in spätestens einer Stunde können wir uns an seiner Seite befinden. Er muß gerettet werden." Ein ganz anderer Geist schien plötzlich über das Mädchen gekommen, sie weinte nicht mehr, ihre Augen leuchteten, jede Spur der Schwäche und Erschöpfung war aus ihrer Haltung verschwunden, statt der vorigen Entmuthigung lag die kühnste Entschlossenheit in ihren Zügen ausgeprochen.

Der Angeredete blickte unentschieden bald auf seine Tochter, bald zu der fernen Gefechtsstelle hinüber. „Es ist unmöglich, zur rechten Zeit dort einzutreffen," warf er ein. „Im hohen Sommer mag der Weg von hier bis zur Rhina allerdings binnen einer Stunde zurückgelegt werden, allein jetzt bei den verschneiten Schluchten und Thälern würden drei Stunden dazu kaum hinreichen. Und deine Kräfte sind erschöpft, Mädchen. Ehe wir dort anlangen, muß die Niederlage des Berthold längst entschieden sein. Was sollen wir Beide ihm auch nützen? Vielleicht, daß die Unsrigen sich bei Hottingen bereits versammelt haben, und daß wir ihn von dort, wenn nicht mehr zu retten, doch zu rächen vermögen."

„Vater, ich bin stark," drängte das Mädchen. „Auf, auf, ihm zur Hülfe! Gedenke, wie oft der Berthold sein Leben für dich eingesetzt hat. Dein Zuruf und deine unvermuthete Erscheinung werden die Männer dort zu neuem Muthe entflammen. Auch ich will sie anfeuern. Ich will die Zauberprüche beten, welche die alte Zigeunerin die Marsa, mich einst gelehrt hat. Die heilige Jungfrau wird uns nicht verlassen. Vielleicht, daß die dunklen Worte nochmals ihre so oft erprobte Kraft bewähren. Du kannst, Du darfst den Berthold, nicht aufgeben, ohne wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu wagen."

Der Bauernführer hatte mit raschem, stummem Entschluß seine Büchse übergewoefen und kletterte dem Mädchen voraus den nach hinterwärts sich anschließenden Bergabhang empor. Auf dem Gipfel der Höhe ward von der Beiden statt der bisher verfolgten Richtung die nach rechts eingeschlagen. Nur an der Stelle, wo der Fels frei aus dem Boden hervor trat, und der Nordsturm den nackten Stein von seiner Schneelast freigefegt hatte, ließ sich die Spur eines schmalen Fußpfades unterscheiden, doch mit nimmer irrender Sicherheit verfolgte der Mann seinen Weg. Es war allmählig lichter Tag geworden.

Eine Stunde und darüber mochte seit dem Antritt dieser Wanderung verflossen sein, als die Beiden aus dem dichten Walde auf eine freiere Berghalde hinaustraten. Scharf und bestimmt in die klare Winterluft emporragend, lag in nicht allzuweiter Entfernung der Bergzug vor ihnen ausgebreitet, auf und hinter welchem vorhin das Gefecht Kaltgewinden hatte.

Dasselbe mußte indeß bereits entschieden sein, wenigstens fiel nach jener Richtung kein Schuß mehr, nur von weit, weit darüber hinaus trug gelegentlich der Morgenwind einen unbestimmten Schall wie von einem fernen Gewehrfeuer herüber.

Ein enges, vielgekrümmtes Thal zog sich nach links unter dem Fuße des Berges fort, jenseits desselben und hinterwärts wieder neue, noch höhere Berge aufthürmend. Nach den Fußspuren im Schnee schienen mehrere Pfade auf dieser Stelle zusammenzutreffen.

Auf seine Büchse gestützt, verfolgte der Mann die Richtung des Schalles, und seine bis dahin finsteren Züge hellten sich auf.

„Gieb dich zufrieden, Mädchen," äußerte er nach einer langen stummen Beobachtung, „der Berthold hat sich schon selber zu helfen gewußt. Hörst du das Knattern und Knallen von dort drüben? Wenn er vor dem übermächtigen feindlichen Andrang auch den Pfad nicht zu behaupten vermochte, so ist er den Schweden doch nicht von der Seite gewichen. Wie scharf das Feuer ist! Das blutige Geleit, das ihnen da geworden, wird dieß Saitansbrut so bald nicht vergessen. Ein Teufelsjunge, der Berthold!"

Nach ihren gefalteten Händen und den gläubig nach oben gerichteten Blicken schien das Mädchen ein stummes Dankgebet gen Himmel zu senden. Schlag auf Schlag dröhnte wieder der Donner des schweren Geschützes aus der Ferne.

„Was der Bursch auf diesen Tag stolz sein darf!" nahm in freudiger Erregung der Bauernführer das Wort wieder auf. „Bis unter die Walle von Lauffenburg hat er die Feinde getrieben. Das ist der Schall der hohen Karthaunen, welche der Bernhard von Weimar zur Sicherung der dortigen Rheinbrücke auf dieselben gepflanzt hat. Beiche Ehre, von diesem Haufzpolken der stolzen Schweden durch Geschützfeuer abgetrieben zu werden! Die berühmtesten Feldobersten möchten den jungen Fant darum beneiden. Doch wir haben nach dorthin nun nichts mehr zu thun, und der Pfad hier führt über den Winterhof ebenfalls nach Hottingen. Auf denn, Gertrud, wir müssen uns hasten, die verlorene Zeit wieder einzubringen."

Der Ausdruck von Glück und Freude in den Zügen des Mädchens hatte sich über diese Aufforderung in Besürzung verwandelt.

„Geh nicht nach Hottingen!" rief sie, mit der Hand ihren Vater zurückhaltend, „mir ahnt ein Unglück. Du bist allein und ich traue dem Reiner nicht."

„Pah, der Amtsschreiber, er mag sich hüten, der elende Schleicher!"

„Du hast die Blicke nicht gesehen, welche die Beiden, er und der bayrische Offizier, unter einander ausgetauscht haben, als Du

Digitized by Google

dich zur Uebernahme des Postens am Oberhof bereit erklärtest. Sie sinnen Verrath gegen Dich — Und wenn Du wüßtest . . . .“

Der Mann war aufmerksam geworden, sein vorhin gegen den Schreiber geäußerter Verdacht hatte so eine erneute Bestätigung erfahren. Fragend schaute er auf seine Tochter. Die letzte Aeußerung derselben, zerstreute jedoch schnell den Ernst in seinen Zügen.

„Ich weiß, du närrisches Ding,“ lachte er, „der Schreiber hat seine Blicke auf dich gerichtet. Nun, es soll ihm das mit all dem Andern zugleich heimgezahlt werden. Doch wer kommt da?“ Von dem hinter ihnen gelegenen höheren Bergrücken kam zwei Männer im wollen Lauf den Weg niederwärts verfolgen.

Eine rasch sich steigernde Unruhe spiegelte sich in dem Antlitz des Bauernführers. „Jene ich mich denn?“ murmelte er. „Indeß nein, der Vorderste ist der Kaspar Schwind aus Todtnau, und der Andere der Tobi aus Wieladingen. Was bedeutet die Eile der Beiden? — Und dazu sind sie, soviel ich unterscheiden kann, unbewaffnet.“

Auch die zwei Männer hatten die Beiden jetzt zu Gesicht bekommen. Der Eine rief dem Andern zu und zeigte hinunter zu ihnen. Ein Gebüsch auf ihrem Wege ließ jene gleich darauf den Blicken der zu ihnen Aufschauenden wieder verschwinden, und es währte noch mehrere Minuten, bevor diejenigen auf dem jenseitigen Rande der Waldlichtung ins Freie heraustraten.

Der Bauernführer war zuvor schon den neuen Ankömmlingen entgegengeeilt. „Was ist geschehen?“ richtete er schon aus der Ferne die Frage an dieselben. „Wo habt Ihr eure Waffen gelassen? Ist Hottingen vom Feinde genommen? Was führt Euch von dem Wege zu unserm Sammelplatze nach dieser Richtung?“

„Unsere Waffen?“ knirschte der Eine. „So ahnt Ihr nicht? Nun denn, mein schönes Feuerrohr und meinen Jagdranzen haben die Schelme mir in Hottingen abgenommen, kaum daß mir uns selber noch zu salviren vermochten. Die Halunken! Die Mordbuben!“ Dabei schüttelte der Mann wüthend seine Faust nach der Richtung des genannten Orts.

„Zurück, Hauptmann!“ hatte der Andere dazwischen gerufen. „Die Bayern haben sich gegen uns gewendet. Einzeln, wie unsere flüchtigen Leute in Hottingen eintrafen, sind sie von denselben entwaffnet und gefangen genommen worden.“

„Ihr irrt Euch, Männer, das können, das werden sie nicht gewagt haben. Nur ein Mißverständniß kann hier obwalten. Spracht, auf wessen Befehl seid Ihr entwaffnet worden? War der Amtsschreiber in Hottingen?“ — Die Bayern, nein, unmöglich, der von der Leyen, ihr Oberstlieutenant, muß sich mit seinen Musketieren noch in Rippoldingen befinden.“

„Der und der Schreiber wurden noch erwartet. Reiter sind's, die Hottingen besetzt halten, meist welsches Volk, und ein fremder Graf führt den Haufen. Aber fort, flieht, Hauptmann! Die Bayern und Kaiserlichen streifen aller Orten, und sie haben allen Bauern den Tod geschworen.“ Die Beiden hatten dumt durcheinander berichtet, der Boden schien ihnen unter den Füßen zu brennen.

„Folgt mir! Sicher gehören die Reiter zu den frischen Regimentern, welche der Entevort dem kaiserlichen und bayrischen Heere unter Werth und Savelli nachführen sollen. Ein Wort wird Alles aufklären.“

„Nein, nein, bleib, lieber Vater! kehre um!“ Das Mädchen hielt in höchster Angst den Bauernführer umschlungen. „Glaube mir, in Hottingen lauert der Verrath. O höre nur dießmal meine Warnung. Laß uns den Weg zu Berthold einschlagen, er wird zu helfen und zu rathen wissen.“

„Geht nicht!“ warnte einer der flüchtigen Bauern. „Eilt Euch, flieht! Auf Euch ist es von den Reitern dort zum meisten abgesehen. Sie drohen Euch den Tod und prahlen laut, jetzt, wo sie die Schweden besiegt haben, mit uns freien Bauern ein für allemal ein Ende machen zu wollen. Auch gehören sie nicht zu den Entevort'schen Regimentern, sondern der Werth und Savelli haben sie selbst in unsern Rücken gesendet. Nicht? Friede! . . . .“

Zwei, drei Schüsse blitzten vom Saum des Dickichts auf, und noch unter dem letzten Worte war der Bauer, von einer Kugel in den Kopf getroffen, zusammengesunken. Dem Bauernführer hatte eine andere Kugel den Hut vom Kopfe gerissen. Im gleichen Moment sank sich derselbe von einem Soldatentrupp ergriffen und zu Boden geworfen. Seine Tochter theilte dieses Schicksal. Nur dem zweiten Bauer war es gelungen, gleich einem gehetzten Hirsch mit gewaltigen Sätzen den Abhang links hinabflüchtend, sich dem Tode oder der Gefangenschaft zu entziehen. Auf der jenseitigen Höhe sah man noch sofort unter dem Schall der vorigen Schüsse zehn oder zwölf Bewaffnete auftauchen, doch war der Abfall des Berges hier zu steil und die Entfernung zu groß, als daß dieselben unmittelbar ihren Weg hätten fortsetzen, oder jenen sonst Hülfe leisten können.

„Hoho! Hussa!“ jubelte es um die Beiden. „Es ist der Rädelsführer des Bauerngesindels, der Bauernkaiser. Schnürt ihm die Hände zusammen. Hahaha! gefangen, beide gefangen! ihn und seine Tochter, die Hexe! Bindet sie! fest, fester noch, daß sie uns nicht zu entschlüpfen vermag. Steckt ihr einen Knebel in den Mund, damit ihre Zauberprüche die Kraft verlieren.“

Mit einem Wuthgebrüll über die seiner Tochter widerfahrene Behandlung hatte sich der Bauernkaiser von der Erde aufzukämpfen versucht. Noch war es seinen Angreifern nicht gelungen, seine Hände zu fesseln. Ein zurchtbarer Faustschlag ließ den Einen derselben zurücktaumeln. „Schelme! Schurken! Heran zu mir, ihr Buschritter und Mordgesellen!“ keuchte er unter dem Ringen mit den sich gleich einer wüthenden Meute an ihn festklammernden Gegnern.

Das Auftreten der Männer auf der gegenüber liegenden Anhöhe war von den Kriegsleuten völlig unbeachtet gebliehen. Mit dem ersten Blick waren jene auf den Zuruf des Einen die Kuppe des Berges wieder hinunter und auf dem nächsten Wege in das Thal hinabgestürmt. Auf ihrem Wege mußten sie mit dem vorhin entkommenen Bauer zusammengetroffen sein. Dieser hatte die jenseitige Höhe eben erklommen, und man sah ihn, ohne daß er von dort nur noch einen Blick zurückgeworfen hätte, in der Richtung nach Lauffenburg davoneilen.

„Dieser Strick von einem Gehängten macht allen Zauber zu Schanden,“ rief der Führer des Soldatenhaufens, eine lange, dürre Gestalt von unheimlichem Aussehen. Mit raschem Wurf hatte er die Schlinge eines von seinem Gürtel gelösten Stricks dem vor Schrecken halb bewußtlosen Mädchen über den Kopf geworfen und mit Henkersgewandtheit ihren Oberkörper in das herabhängende Ende desselben eingeschlungen. „Der Fang ist Goldes werth! Doch vorwärts, Ihr da! Macht ein Ende . . . .“

Indem er den Kopf wandte, bemerkte er den eben hinter dem jenseitigen Höhenrande verschwindenden Bauer und ein Blick in das Thal ließ ihn dort zugleich noch die letzten eben die diesseitige Höhe erklimmenden Männer gewahr werden.

„Fort mit der Dirne!“ herrschte er den noch mit dem Mädchen beschäftigten Soldaten zu. „Schnell hinein in das Gebüsch!“ Er selber hatte seine Büchse von der Erde aufgegriffen und schlug auf den Bauernkaiser an. Das Waldgebüsch des Feuerchrist ließ jedoch nur die Funken spielen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

Im selben Augenblick brach es durch die Büsche. — Nieder mit dem Raubgesindel!“ donnerte der Ruf. Ein junger Mann in Jägertracht war zunächst ganz allein dem eben erneut von seinen Widersachern zur Erde niedergezwungenen Bauernführer zu Hülfe geflogen. Das Gewühl um denselben lötte sich: „Zurück in das Dickicht!“ vernahm man schon von dort die Stimme des feindlichen Anführers: „Schießt, Leute, schießt!“ Er selber hatte dem Mädchen die Büchsete aus der Hand gerissen; allein sei es, daß deren Träger den Schuß bereits vorhin abgegeben hatte, sei es, daß durch die Heftigkeit dieser Bewegung das Pulver von der offenen Pfanne des plumpen Luntengewehrs verschüttet worden war, dasselbe versagte ebenfalls.

„Verflucht!“ heulte der Mann, voll Wuth die Waffe weit von sich schleudernd. „Aber ha! der Zauber wirkt nur so lange sich die Hexe auf ihren Füßen befindet.“

Mit Wiljesschnelle hatte er das Mädchen aufgegriffen und gleich einem Waarenbündel einem seiner Begleiter zugeworfen. „Fort mit der Dirne, fort! Geist mit zu, tanger Peter,“ rief er einem Zweiten zu, „und so lieb Euch eure Leben ist, sorgt, daß ihre Füße den Boden nicht berühren. Steht, ihr Andern!“

Der junge Jäger hatte sich auf ihn geworfen und von einem furchtbaren Kolbenschlag desselben auf das Haupt getroffen, drehte der Mann sich um sich selbst und schlug, mit den Händen in die Luft greifend, lautlos zur Erde. In dem gleichen Moment indeß sauste ein Reitertrupp von rückwärts in das jetzt über die ganze Lichtung verbreitete Getümmel.

In einem Augenblick sahen sich die neu aufgetretenen Bauern von den übermächtigen Ansturm ihrer Gegner nach allen Richtungen versprengt. Von fünf oder sechs Gegnern an den steilsten Abhang des Berges gedrängt, blieb dem jungen Jäger, um dem Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen, kein anderer Ausweg, als sich die fast senkrechte Wand hinabzustürzen.

Der Bauernkaiser war von der allgemeinen Flucht der Seinen mit in das jenseitige Gebüsch zurückgerissen worden. „Da, das ist der Jacob Eschwanger aus Thunau!“ hatte ein nach Art der bürgerlichen Magistratspersonen in Schwarz gekleideter Mann dem Führer

Digitized by Google

des Reiterstrupps zugerufen. Dieser, ein junger Offizier mit der gelb und schwarzen kaiserlichen Feldbinde über dem blanken Brustharnisch, stürmte dem Flüchtigen nach, mehrere Reiter versuchten von rechts und links diesem die Flucht abzuschneiden. Unter dem Schutz des dichten Unterholzes erneuerte sich indeß der Widerstand der Bauern, und von einem scharfen Feuer empfangen, sahen sich die Reiter zurückgetrieben.

Nur der junge Offizier war in der Hitze der Verfolgung dem Bauernführer zur Seite geblieben. „Stich, Hund von einem Bauer!“ rief er demselben zu. In dem gleichen Augenblick hatte dieser sein Feuerrohr an den Backen getroffen, der Schuß blitzte auf und durch den Hals getroffen sank der Reiter hintenüber. In wilden Sätzen trug sein durch den Feuerstrahl und Knall erschrecktes Roß den tödtlich Verwundeten wieder hinaus auf die Lichtung.

Von der jenseitigen Höhe tönte jetzt der langgezogene Ruf eines Hifthorns, und im vollen Lauf sah man mehrere hundert Bewaffnete den Weg in das Thal hinabstürmen.

„Zurück nach Hottingen!“ ertönte die Majestätsperson den Befehl. „Um Gottes und aller Heiligen willen! der Graf ist verwundet. Haltet das Pferd auf! Fort, fort, ihr Männer!“ Zwei Reiter waren dem Roß des Verwundeten in den Zügel gefallen und unterstützten im Davonjagen den Wankenden.

Bei der allgemeinen Flucht hatten die beiden Kriegsleute, welche Gertrud mit sich schleppten, den Weg des Mannes in Schwarz gekreuzt. „Halt, Herr!“ rief der Eine dem mit verhängtem Zügel Daherprengenden zu. „Ihr seid beritten, nehmt Ihr die Herr an Euch. Ihr Fuß darf den Boden nicht berühren, oder wir Alle sind verloren.“ Im Fluge ward das gebundene und gekneblete Mädchen zu dem Reiter in den Sattel gehoben.

„Himmel, er, der Salomon Reiner! Gertrud! Gertrud!“ Mit diesem Ausruf war der Bauernkaiser, seine Tochter in der Gewalt des schwarzen Reiters erblickend, den Abhang hinuntergeflogen. Bereits hatte der Amtsschreiber jedoch seinem Pferde die Sporen eingedrückt und gleich einem Pfeil von der Sehne trug das schnelle Roß ihn und seine Gefangene von dannen.

Der Bauernführer raufte sich das Haar vor Verzweiflung. „Auf, nach Hottingen!“ donnerte sein Ruf; „Keiner dieser Verräther darf unserer Rache entrinnen!“

Erst weit anher dem Bereich seiner Verfolger hatte der schwarze Reiter die Muße gefunden, einen Blick auf das Gesicht des Mädchens zu werfen und ein freudiges Erstaunen spiegelte sich in seinem blassen, von tiefen Pockennarben zerrissenen Antlitz.

„Ho!“ lachte er, „welch ein günstiger Zufall! Da ist der schöne Vogel, nach welchem ich so lange gefahndet habe, mir ja ganz ohne mein Zuthun in's Garn geflogen.“

Er warf einen besorgten Blick hinter sich, von wo in einzelnen abgerissenen Lauten noch immer die Zurufe der Verfolger und der durch die Ferne geoämpfte Knall einzelner Schüsse herübertönte. —

„Wie scharf sich diese Bauernbrut den Unsern an die Ferse geheftet hat,“ drängte sich ihm die Bemerkung auf. „Hm! es wäre eine Narrheit von mir, wenn ich mich nach Hottingen wenden wollte, um möglicherweise dort oder auf dem Wege dahin dem Gesindel in die Hände zu fallen.“

„Nein,“ entschied er sich nach einer kurzen Ueberlegung; „das Beste für mich bleibt schon, mich nach Rheinfelden zu wenden, um dort vor Allem diese meine kostbare Beute in Sicherheit zu bringen. Auch befinde ich mich dadurch zugleich in der Lage, dem von der Leyen zum ehesten Sukkurs senden zu können. Wenn nur der junge Graf nicht tödtlich getroffen ist, oder gar etwa auf der Flucht dieser jetzt doppelt blutgierigen Meute in die Hände fällt. Indeß gleichviel, auch die Nothwendigkeit seinen Vater von diesem Unfall zu benachrichtigen, verweist mich in die gleiche Richtung. Vorwärts denn — Habacha! endlich hatte ich diesen plumpen Bauer, den Jacob Eschwanger, unter mir, und ich mußte nicht der sein, der ich bin, wenn mir mit dem Mädchen nicht auch seine sicher irgendwo verborgenen oder vergrabenen Schätze zufallen sollten.“ (Forts. f.)

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 102.)

XXII.

Noch nie hatte jemand im Hause des Gardelieutenants a. D. Stachow denselben so übelgelaunt und zugleich so voll Selbstvertrauen und wichtig gesehen, wie an diesem Tage. Er trat in Paletot und Hut, langsamen und schweren Schrittes, hart auftretend in's Gastzimmer, stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange, wiegte das Haupt mit ruhigem Ernst und nagte an seinen Lippen. Anna Wassiljewna empfing ihn äußerlich besorgt und im Herzen froh (sie empfing ihn nie anders); er nahm den Hut nicht einmal ab, begrüßte sie nicht und reichte Helena seinen Handschuh zum Kuß. Anna Wassiljewna richtete an ihn Fragen über seine Brunnenkur, — er gab ihr keine Antwort; Unwr Iwanowitsch trat herein, — Stachow warf einen Blick auf ihn und sagte: „Bah!“ Sein Benehmen gegen Unwr Iwanowitsch war überhaupt kalt und herablassend, obwohl er ihm „Spuren echten Stachow'schen Blutes“ nicht absprach. Es ist bekannt, daß fast alle russischen adeligen Familien von dem Vorhandensein ausschließlicher, nur ihnen angeborener, Gattungseigenthümlichkeiten überzeugt sind. Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, Verhandlungen „Beitheiligter“ über „K K'sche“ Nasen und K K K'sche Nacken anzuhören. Zoë trat in's Zimmer und machte Nikolai Artemjewitsch einen Knix. Krächzend ließ er sich in einen Lehnstuhl nieder, forderte Kaffee und nahm nun erst den Hut ab. Man brachte ihm den Kaffee; er trank eine Tasse und nachdem er der Reihe nach Alle im Zimmer mit Blicken gemustert, murmelte er durch die Zähne: »Sortez, s'il vous plait« und setzte, zu seiner Frau gewendet hinzu: »et vous, madame, restez, je vous prie.«

Alle Anwesenden, außer Anna Wassiljewna, verließen das Zimmer. Ihr Kopf gerieth vor Aufregung in's Zittern. Die Feierlichkeit in Nikolai Artemjewitsch's Auftreten machte sie beklürzt. Sie war auf etwas Außerordentliches gefaßt.

„Was gibt es?“ rief sie, sobald die Thür sich geschlossen hatte. Nikolai Artemjewitsch warf einen gleichgiltigen Blick auf Anna Wassiljewna.

„Nichts Besonderes, warum haben Sie die Gewohnheit, immer die Miene eines Schlachtopfers anzunehmen?“ sagte er, bei jedem Worte die Winkel des Mund's herabziehend. — „Ich habe Sie blos davon benachrichtigen wollen, daß wir heute zu Mittag einen neuen Gast haben werden.“

„Wen denn?“

„Kurnatowsky, Jegor Andrejewitsch. Sie kennen ihn nicht. Oberseltetär im Senate.“

„Er wird heute bei uns speisen?“

„Ja.“

„Und nur um mir dies zu sagen, haben Sie Alle hinausgehen lassen?“

Nikolai Artemjewitsch warf seiner Gattin wieder einen Blick zu, doch nun einen ironischen.

„Das wundert Sie? Warten Sie doch mit Ihrer Verwunderung.“ Er schwieg. Anna Wassiljewna schwieg auch einige Augenblicke.

„Ich wünschte doch,“ begann sie . . . .

„Ich weiß, Sie haben mich von jeher für einen „unmoralischen“ Menschen gehalten,“ unterbrach sie plötzlich Nikolai Artemjewitsch.

„Ich!“ stotterte bestemdet Anna Wassiljewna.

„Und vielleicht haben Sie Recht. Ich will nicht leugnen, daß ich Ihnen in der That zuweilen gerechten Anlaß zu Mißvergnügen gegeben habe — (die Grauschimmel steten ihr ein) — obgleich Sie selbst zugeben werden, daß bei bewußtem Zustande Ihrer Constitution . . . .“

„Ich mache Ihnen zu keine Vorwürfe, Nikolai Artemjewitsch.“

„Cest possible, auf jeden Fall ist es nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen. Die Zeit soll mich rechtfertigen. Ich hatte es jedoch für meine Schuldigkeit, Ihnen zu versichern, daß ich meine Verpflichtungen kenne und . . . . und den Vortheil der mir anvertrauten . . . . mir anvertrauten Familie zu wahren weiß.“

„Was bedeutet dies Alles?“ dachte Anna Wassiljewna. (Sie konnte nicht wissen, daß am vergangenen Abend, im englischen Club, in einer Ecke des Diwanzimmers über die Unsähigkeit der Russen, speeches zu halten, gestritten worden war. „Wer bei uns versteht das Wort zu führen? Nennt mir Jemand!“ hatte einer der Streitenden ausgerufen. — „Nun, Stachow, zum Beispiel,“ hatte ein

Digitized by Google

Anderer geantwortet und dabei auf Nikolai Artemjewitsch gewiesen, der in der Nähe stand und vor Freude fast aufgeschrien hätte.)

„Zum Beispiel," fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, — „mein Kind Helena. Finden Sie nicht, daß es für sie Zeit wäre, mit festem Schritte die Bahn zu betreten . . . zu heiraten, will ich sagen? All dies Philosophieren und Philanthropieren ist gut, jedoch nur bis zu einem gewissen Grade, bis zu einem gewissen Alter. Es ist Zeit, daß sie aus diesen Nebeln herauskomme, der Gesellschaft von allerlei Artisten, Scholaren und unbekannten Montenegrinern entsage und daß sie werde wie Alle."

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen?" fragte Anna Wassiljewna.

„Ich hätte mir Gehör zu schenken," erwiderte Nikolai Artemjewitsch mit jener oben bezeichneten Bewegung des Lippen. — „Ich will es Ihnen grade heraus sagen, ohne allen Umschweif sogen: Ich habe die Bekanntschaft, die Freundschaft dieses jungen Mannes, des Herrn Kurnatowsky gesucht, in der Hoffnung, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Ich erlaube mir zu glauben, daß Sie, wenn Sie ihn gesehen haben werden, mich der Parteilichkeit oder Voreiligkeit nicht bezichtigen werden." (Nikolai Artemjewitsch redete und gewann seine Reden lieb.) „Vortreffliche Bildung, Jurist, herrliches Benehmen, drei und dreißig Jahr alt, Oberferetär, Collegienrath, Stanislaus am Halse. Ich hoffe, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht zu lenen gehöre, die comödie gehört, die nur von Wüchen schwärmen; Sie haben mir aber selbst gesagt, daß Helena Nikolajewna an gediegenen, tüchtigen Männern Gefallen findet: Jegor Andrejewitsch ist der Erste in seinem Fach; dann hat andrerseits meine Tochter eine Schwäche für hochherzige Thaten: so erfahren Sie denn, daß Jegor Andrejewitsch, sobald er sich die Möglichkeit verschafft hatte, verstehen Sie mich wohl, die Möglichkeit mit seinem Gehalte sicher auszukommen, sofort einen jährlichen Summe, die ihm sein Vater ausgesetzt hatte, zu Gunsten seiner Brüder entsagte."

„Und wer ist sein Vater?" fragte Anna Wassiljewna.

„Sein Vater? Sein Vater ist auch ein in seiner Art bekannter Mann von hoher Sittlichkeit, un vrai stoïcien, ein Major außer Diensten, wie ich glaube, der Verwalter aller Güter des Grafen B."

„Ach!" ließ Anna Wassiljewna Hören.

„Ach! Warum ach?" fragte Nikolai Artemjewitsch heftig, — „sind Sie denn auch von Vorurtheilen angesteckt?"

„Ich habe ja nichts gesagt," entgegnete Anna Wassiljewna.

„Nein, Sie sagten: Ach! . . . Wie dem nun sei, ich hielt es für nöthig, Sie von meinen Ansichten zu unterrichten, und erlaube mir zu denken . . . erlaube mir zu hoffen, daß Herr Kurnatowsky à bras ouverts empfangen werden wird. Das ist nicht etwa irgend ein Montenegriner . . . ."

„Freilich; es muß aber Wanka, der Koch, gerufen, ein Gericht mehr bestellt werden."

„Sie begreifen, daß dies nicht mich angeht," sagte Nikolai Artemjewitsch. Er erhob sich, setzte den Hut auf und ging pfeifend in den Garten hinaus. (Es hatte ihm Jemand gesagt, man dürfe nur im eigenen Hause, auf dem Lande und auf der Reitbahn pfeifen.) Schubin sah ihn aus dem Fenster seines Zimmers und streckte schweigend die Zunge nach ihm aus.

Um vier Uhr weniger zehn Minuten fuhr eine Lohnkutsche bei der Thür des Stachow'schen Landhauses vor, und ein noch junger Mann, von gefälligem Aeußern, einfach und elegant gekleidet, stieg aus dem Wagen und ließ sich anmelden. Es war Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky.

Am anderen Tage schrieb Helene unter Anderem Folgendes ihrem Jugfarow: „Wünsche mir Glück, mein lieber Dmitri, ich habe einen Bräutigam. Er speiste gestern bei uns; Papa hat, glaube ich, seine Bekanntschaft im englischen Klub gemacht und ihn eingeladen. Natürlich machte er gestern nicht als Bräutigam die Visite. Die gute Mama aber, welcher Papa seine Hoffnungen mitgetheilt, flüsterte mir in's Ohr, was für ein Gast das sei. Er heißt Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky und ist Oberferetär im Senate. Ich will Dir zuerst sein Aeußeres beschreiben. Er ist nicht groß von Wuchse, kleiner als Du, hübsch gewachsen, seine Züge sind regelmäßig, das Haar trägt er kurz geschnitten und hat einen großen Backenbart. Seine Augen sind (wie die deinigen) nicht groß, braun, rasch, die Lippen flach, breit; in den Augen und um die Lippen ein Stätes, gewissermaßen officielles Lächeln, als wenn daselbe dort immer da jour wäre. Er hält sich sehr einfach, seine Rede und Alles an ihm ist genuesen; er geht, lacht, ißt, wie wenn er eine Dienstangelegenheit verrichte. „Wie sie ihn findet hat!" denkst Du vielleicht in diesem Augenblicke. Ja, und zwar um Die eine Beschreibung von ihm zu geben. Und wie sollte man wohl den desginirten Bräutigam nicht studiren! Es liegt etwas Eisernes . . . . . Stumpfes und Leeres und zugleich auch — Ehrliches in ihm; man sagt, er soll in der That ein sehr rechtschaffener Mensch sein. Du bist mir auch ein Mann von Eisen, aber doch nicht wie der. Bei Tische sah er neben mir, und gegenüber Schubin. Zuerst war die Rede von gewissen Handelsunternehmungen, es heißt, er sei darin bewandert und habe beinahe den Dienst aufgeben wollen, um Vorsteher einer großen Fabrik zu werden. Das ging vorüber. Darauf sprach Schubin vom Theater; Herr Kurnatowsky erklärte, und das muß ich ihm lassen, in ungeheuchelter Bescheidenheit, daß er von Kunst nichts verstehe. Da fiel du mir ein . . . . ich dachte aber: nein, Dmitri's und meine Unwissenheit in der Kunst ist doch anderer Art. Jener schien sagen zu wollen: Ich verstehe nichts davon, übrigens ist es auch unnütz, wird aber in einem wohlgeordneten Staate geduldet. Für Petersburg und das commo il faut ist er übrigens ziemlich gleichgiltig, einmal nannte er sich sogar einen Proletarier. Wir, sagte er, machen die grobe Arbeit. Ich dachte: Wenn Dmitri das gesagt hätte, wäre es mir unangenehm gewesen, dieser aber mag es sagen! mag damit großthun! Gegen mich war er sehr artig; mir klang es aber, als spräche mit mir ein sehr, sehr nachsichtiger Vorgesetzter. Wenn er Jemand loben will, sagt er, der und der ist ein Mann von Grundsätzen, — das ist sein liebstes Wort. Er muß Selbstvertrauen, Arbeitslust haben, der Aufopferung fähig sein (du siehst, ich bin unparteiisch), das heißt, der Aufopferung seines Vortheils, er ist aber ein großer Despot. Wehe denen, die ihm in die Hände gerathen! Dann fiel das Gespräch auf Bestechungen . . . . — Ich verstehe, sagte er, daß in vielen Fällen derjenige, der sich Sporteln macht, nicht strafbar ist, er konnte nicht anders verfahren. Wenn er aber ertappt wird, muß er zermalmt werden.

„Einen Schuldlosen zermalmen!" rief ich aus.

„Ja, des Principis wegen."

„Welches Princip?" fragte Schubin. Wurde nun Kurnatowsky verlegen, oder nahm es ihn Wunder, genug, er sagte, daß bedürfe keiner Erklärung. — Papa, der, wie es scheint, ganz von ihm eingenommen ist, griff das Wort auf und sagte, natürlich bedürfe es solcher nicht, und zu meinem Aerger wurde dies Gespräch abgebrochen. Abends kam Berjenjew und ließ sich in einen furchtbaren Wortstreit mit ihm ein. Noch nie habe ich unseren guten Andrei Petrowitsch in solcher Wallung gesehen. Herr Kurnatowsky leugnete keineswegs den Nutzen der Wissenschaft, der Universitäten u. s. w. . . und dennoch war mir die Entrüstung Andrei Petrowitsch's begreiflich. Jener betrachtet diese Dinge wie eine Art Gymnastik. Nach dem Essen trat Schubin zu mir und sagte: Dieser da und noch ein Anderer (er kann deinen Namen nicht aussprechen) — sind beide praktische Männer, betrachten Sie aber, welch' ein Unterschied: Dort ist ein wirkliches, lebendiges, aus dem Leben genommenes Ideal; hier nicht einmal Pflichtgefühl, sondern bloß Dienstreue und Gesicht ohne inneren Gehalt. — Schubin ist ein kluger Kopf, und ich habe seine geschreiben Reden um deinetwillen behalten; was hättet Ihr aber mit einander gemein? denke ich. Du, du glaubst, Jener nicht, denn nur an sich selbst glauben ist unmöglich.

Er ging spät. Mama theilte mir mit, ich hätte ihm gefallen, und Papa wäre entzückt . . . . Du bist ihm nicht gar gefagt hat, daß ich auch Grundsätze habe? Beinahe hätte ich Mama erklärt, es thäte mir sehr leid, ich hätte aber bereits einen Mann. Warum mag dich denn der Vater so gar nicht? Mit Mama ließe sich's noch irgendwie . . . .

O, mein Geliebter, ich habe dir diesen Herrn so umständlich geschildert, um meine Treue zu beläuben. Ohne dich lebe ich nicht; fortwährends sehe und höre ich dich . . . Ich erwarte dich, aber nicht bei uns, wie du es anfangs gewollt hast — denke nur, wie das schwer und ungelegen sein wird! — Du weißt aber, wie ich dir geschrieben habe — in jenem Wäldchen . . . . O, mein Geliebter! Wie liebe ich dich!"

XXIII.

Drei Wochen nach Kurnatowsky's erstem Besuche zog Anna Wassiljewna, zu Helenens großer Freude, nach Moskau in ihr großes hölzernes Haus an der Pretschistenka, ein Haus mit Säulen, weißen Leiern und Kränzen über jedem Fenster, mit einem Halbgeschoß, Nebengebäuden, einem Gärtchen vor dem Hause, einem großen grünen Hofe, einem Brunnen in demselben und einem Hundehäuschen neben dem Brunnen. Anna Wassiljewna pflegte niemals so frühzeitig das Landhaus zu verlassen, in diesem Jahre jedoch war sie, in Folge der herbstlichen Kälte, von Katarrhen heimgesucht; Nikolai Artemjewitsch seinerseits trug nach beendigter Kur nach seiner Gemathlin Verlangen, zumal da Augustine Christianowna zu ihrer

Digitized by Google

Cousine nach Reval gefahren war; auch war in Moskau eine ausländische Gesellschaft angekommen, die plastische Stellungen, des poses plastiques, sehen ließ, wie eine Beschreibung in der „Moskauer Zeitung“ die Neugier Anna Wassiljewna's äußerst gereizt hatte. Mit einem Worte: ein längeres Verweilen auf dem Lande wäre unangelegen, ja sogar, nach Nikolai Artemjewitsch's Versicherung, unverein bar mit der Realisirung seiner Pläne gewesen. Die letzten zwei Wochen tamen Helena sehr lang vor. Kunuatowsky machte zweimal Besuch, an Sonntagen, die übrige Zeit war er beschäftigt. Er kam eigentlich um Helenens willen, unterhielt sich jedoch mehr mit Jos, der er sehr gefallen hatte. „Das ist ein Mann!“ dachte die bei sich, wenn sie sein gebräuntes und männliches Gesicht betrachtete und seine selbstgenügsamen und herablassenden Reden hörte. Nach ihrer Meinung war Niemand mit einer so wunderbaren Stimme begabt, verstand Niemand so vortrefflich: „Ich habe die Ehhhre gehabt,“ oder: „Ich bin ssscher zufrieden,“ zu sagen. Inssarow hatte Stadowss nicht besucht, Helena war mit ihm jedoch insgeheim ein Mal, in einem Wäldchen an der Moskwa, wohin sie ihn beschieden, zusammengekommen. Sie hatten kaum Zeit, einander einige Worte zu sagen. Schubin kehrte mit Anna Wassiljewna in die Stadt zurück, Berkenow einige Tage später.

Inssarow saß in seinem Zimmer und las zum dritten Male Briefe, die ihm aus Bulgarien mit einer „Gelegenheit“ zugestellt worden waren; man hatte Bedenken getragen, sie durch die Post zu befördern. Sie hatten ihn sehr aufgeregt. Die Ereignisse drängten sich im Oriente, die Besetzung der Fürstenthümer durch russische Truppen hatte alle Gemüther in Gährung gebracht, das Gewitter zog sich zusammen, schon wehte der Hauch eines nahen, unausbleiblichen Krieges. Rund herum war das Feuer ausgebrochen und Niemand konnte voraussehen, wohin es seinen Gang nehmen, wo es Halt machen werde; alle Erwartungen, verschärfte Erwartungen — Alles ward aufgeregt. Inssarow's Herz schlug heftig, seine Hoffnungen gingen der Erfüllung entgegen. „Ist's aber nicht zu früh? Ist's nicht umsonst?“ dachte er, die Hände zusammenpressend. „Wir sind noch nicht bereit, — doch, nun hilft nichts! Ich muß hin.“

Ein leichtes Geräusch ließ sich hinter der Thür hören, sie ward rasch aufgerissen — Helena trat in's Zimmer.

Inssarow erbebte am ganzen Leibe, er stürzte ihr entgegen, fiel vor ihr auf die Kniee, umfing sie und schmiegte seinen Kopf eng an sie an.

„Du erwartetest mich nicht?“ sagte sie, saß außer Athem. (Sie war die Treppe im Laufe hinaufgestiegen.) „Geliebter! Geliebter!“ — Sie legte ihre Hände auf seinen Kopf und warf einen Blick umher. — „Hier also wohnst du? Ich habe dich bald aufgefunden. Die Tochter deines Wirthes hat mich hierher geleitet. Vorgestern sind wir übergegangen. Ich wollte dir schreiben, habe aber gedacht, es wird besser sein, ich komme selbst. Ich bin auf eine Viertelstunde zu dir gekommen. Stehe auf, schließe die Thür.“

Er stand auf, schloß rasch die Thür, kehrte zu ihr zurück und faßte ihre Hände. Er konnte nicht sprechen, Freude preßte ihm die Brust zusammen. Lächelnd blickte sie in seine Augen .... es lag so viel Glück in denselben .... Sie fühlte sich beschämt.

„Warte,“ sagte sie, ihre Hände freundlich zurückziehend, — „laß mich meinen Hut ablegen.

Sie löste die Bänder am Hute, warf ihn bei Seite, legte die Mantille ab, ordnete ihr Haar und setzte sich auf den kleinen alten Diwan. Inssarow rührte sich nicht und betrachtete sie wie begaubert.

„So setze dich doch,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen und auf den Platz neben sich deutend.

Inssarow ließ sich nieder, doch nicht auf den Diwan, sondern auf den Fußboden, zu ihren Füßen.

„Da, ziehe mir die Handschuhe von den Fingern,“ sagte sie mit unsicherer Stimme. Ihr wurde angst.

Er knöpfte zuvor den einen Handschuh auf und streifte ihn dann zur Hälfte ab und preßte nun heftig seine Lippen an die entblößte, weiße und zarte Oberhand.

Helena wollte ihn mit der andern Hand von sich abhalten, er begann auch diese zu küssen. Helena zog sie an sich, er warf den Kopf zurück; sie blickte ihm in's Gesicht, beugte sich vor — und ihre Lippen schlossen sich aneinander ....

Eine Weile darauf .... riß sie sich los, sprang auf, sagte leise: „Nein, nein,“ und trat rasch an den Schreibtisch.

„Ich bin ja hier Frau im Hause, du darfst vor mir keine Geheimnisse haben,“ sagte sie, indem sie sich bemühte, gleichgiltig zu scheinen und ihm den Rücken zuzuwenden. — „Welche Menge Papier! Was für Briefe sind das?“

Inssarow machte ein ernstes Gesicht. — „Diese Briefe?“ sagte er, sich erhebend. — „Du kannst sie lesen.“

Helena drehte sie in den Händen umher. — „Es sind ihrer so viele und so fein geschrieben, und ich muß gleich fort .... Sie mögen liegen bleiben! Es steht keine Nebenbuhlerin dahinter? .... Das ist ja auch nicht russisch,“ setzte sie hinzu, die seinen Blätter durchfliegend.

Inssarow näherte sich ihr und faßte sie in den Arm. Sie wandte sich rasch um, lächelte ihn heiter an und schmiegte sich an seine Schulter.

„Das sind Briefe aus Bulgarien, Helena; die Freunde schreiben mir, ich solle zu ihnen kommen.“

„Jetzt? Dahin?“

„Ja .... jetzt, so lange es noch Zeit ist, so lange man noch hinreisen kann.“

Sie warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals. — „Du nimmst mich doch mit?“

Er drückte sie an seine Brust. — O, mein liebes Mädchen, o mein Heldenherz, wie du das gesagt hast! Ist's aber nicht Wahnsinn von mir, dem Obdachlosen, Alleinstehenden, dich mit mir zu ziehen .... Und wohin gar!“

Sie hielt ihm den Mund zu. — „Pst .... sonst werde ich böse und komme nie mehr zu dir. Ist denn nicht Alles abgeschlossen, abgemacht? Bin ich denn nicht dein Weib? Verstößt denn das Weib seinen Ehemann?“

„Weiber ziehen nicht in den Krieg,“ sagte er mit halbtraurigem Lächeln.

„Ja, wenn sie zurückbleiben können. Kann ich denn hier bleiben?“

„Helena, du bist ein Engel! .... Bedenke aber, ich werde vielleicht .... in zwei Wochen Moskau verlassen müssen. Ich darf nicht mehr an die Vorlesungen in der Universität, nicht mehr an die Beendigung der Arbeit denken.“

„Was thut es denn?“ unterbrach ihn Helena. — „Du sollst bald reisen? Ja, willst du's, ich bleibe jetzt schon, sogleich, in diesem Augenblicke bei dir, für immer bei dir, kehre nicht nach Hause zurück, willst du's? Wir wollen gleich fort, willst du?“

Inssarow preßte sie mit verdoppelter Kraft in seine Umarmung. — „So möge Gott mich strafen,“ rief er aus, — „wenn ich eine böse That begehe! — Bou diesem Tage an sind wir auf ewig vereint!“

„Ich soll bleiben?“ fragte Helena.

„Nein, du mein reines Mädchen; nein, du mein Schatz. Du sollst heute nach Hause zurück, sei aber bereit. Auf ein Mal läßt sich die Sache nicht machen; es muß Alles reiflich erwogen werden. Dazu ist Geld, sind Pässe nöthig ....“

„Geld habe ich,“ unterbrach ihn Helena, — „achtzig Rubel.“

„Nun, das ist nicht viel,“ bemerkte Inssarow, — „kann aber auch genug sein, auch werden.“

„Ich kann aber Einiges bekommen, aufnehmen, will die Mutter bitten .... Nein, ich will sie um nichts bitten .... Ich kann aber meine Uhr verkaufen .... Ich habe Ohrgehänge, zwei Armbänder .... Spitzen.“

„Es handelt sich nicht um Geld, Helena; aber den Paß, einen für dich, wie machen wir das?“

„Ja, wie machen wir das? Ein Paß ist durchaus nöthig?“

„Durchaus.“

Helena lächelte. — „Was mir jetzt einfällt! Ich war noch ein kleines Mädchen, ich erinnere mich .... Ein Stubenmädchen lief uns davon. Es wurde weder eingefangen, man bezahlte ihm und es lebte nachher lange bei uns .... man nannte es aber immerfort ‚Laljana‘, die Entlaufene. Habe ich doch damals nicht gedacht, daß auch ich dereinst vielleicht, wie Jene, eine Entlaufene sein werde.“

„Helena, schäme dich doch!“

„Was denn? Freilich, es ist besser, mit einem Passe zu reisen. Wenn es aber nicht angeht ....“

„Wir werden das Alles in Ordnung bringen, warte nur,“ sagte Inssarow. „Ich muß mich zuerst zurecht finden, darüber nachdenken. Wir wollen Alles mit einander besprechen, wie sich's gebührt. Geld hätte ich auch.“

Helena strich ihm mit der Hand das Haar von der Stirn. — „O, Dmitri! welch' eine Freude wird's sein, mit einander zu reisen!“

„Ja,“ sagte Inssarow, — „aber dort, wohin wir reisen ....“

„Nun,“ unterbrach ihn Helena, — „wird es denn nicht auch eine Freude sein, mit einander zu sterben? Doch nein, weshalb denn sterben? Wir wollen leben, wir sind jung. Wie alt bist du? Sechsundzwanzig?“

Digitized by Google

„Sechsundzwanzig."

„Ich bin zwanzig. Noch viel Zeit liegt vor uns. Geh'! Du wolltest mir davon laufen? Du brauchtest die russische Liebe nicht, Bulgare! Nun, sieh' zu, wie du mich los wirst. Was wäre aber aus uns geworden, wenn ich damals nicht zu dir gegangen wäre!"

„Helena, du weißt, was mich bewog, fortzugehen."

„Ich weiß es: du hattest dich verliebt und erschrakst. Hast du denn aber keine Ahnung gehabt, daß du wieder geliebt wurdest?"

„Auf meine Ehre schwöre ich es, nein, Helena."

Sie gab ihm rasch und plötzlich einen Kuß. — „Dafür habe ich dich aber auch lieb. Jetzt aber lebe wohl."

„Du kannst nicht länger bleiben?" fragte Jußarow.

„Nein, mein Geliebter. Glaubst du, es war mir leicht, allein aus dem Hause zu gehen? Die Wiertelstunde ist längst vorüber." — Sie legte Mantille und Hut an. — „Komm morgen Abend zu uns. Doch nein, übermorgen. Es wird dort gezwungen und langweilig sein, dabei ist nichts zu machen, wenigstens werden wir einander sehen. Lebe wohl. Laß mich doch." — Er umschlang sie noch zum letzten Male. — „O, gib Acht! Du hast meine Kette zerbrochen. O, du mein Unbesonnener! Nun, das ist nichts. Um so besser. Ich werde auf die Schmiedebrücke gehen und sie zum Ausbessern geben. Wenn man mich fragt, sage ich, daß ich auf der Schmiedebrücke gewesen bin." — Sie faßte den Griff an der Thür. — „Ja, ich vergaß, dir zu sagen, Herr Kurnatowsky wird wir wahrscheinlich nächstens einen Antrag machen. Ich werde ihm aber so machen." — Sie hielt den Daumen der linken Hand an die Spitze der Nase und spielte mit den übrigen Fingern in der Luft. — „Leb' wohl. Auf Wiedersehen. Jetzt kenne ich den Weg .... Du aber verliere keine Zeit ...."

Helena machte die Thür ein wenig auf, horchte, wandte sich zurück nach Jußarow, nickte ihm mit dem Kopfe zu und schlüpfte zum Zimmer hinaus.

Einen Augenblick blieb Jußarow gleichfalls lauschend vor der geschlossenen Thür stehen. Die Thür unten auf den Hof hinaus wurde zugeworfen. Er trat an den Divan, setzte sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er hatte sich niemals in ähnlicher Lage befunden. „Wodurch habe ich eine solche Liebe verdient?" dachte er. „Ist's nicht ein Traum?"

Ein leichter Duft von Reseda, den Helena in seinem ärmlichen, finstern Stübchen zurückgelassen, erinnerte ihn an ihren Besuch. Zugleich mit dem Dufte schienen in der Luft des Gemaches der Klang der jugendlichen Stimme, das Geräusch des leichten, jugendlichen Schrittes und die Wärme und Frische des jugendlichen, jungfräulichen Körpers zurückgeblieben zu sein. (Forts. f.)

Die Volkswehr von Wasserburg.

Eine zeitgemäße Erinnerung.

Von **Karl Ruß.**

Wiederum hallt der Lärm eines großen Krieges durch das gesittete Europa, wieder rafft die rohe, blutige Schlacht Tausende von Menschenleben dahin und die scheußlichen Mordwaffen — jene Ueberbleibsel der uncivilisirten Vorzeit — halten ihre nur zu reichliche Ernte. —

Während wir dies schreiben, sind aber bereits die ersten Siegesnachrichten zu uns gedrungen, und das jetzt von der Offsee bis zur Donau, von der Memel bis zum Rhein einige Deutschland jauchzt hoch auf vor Freude über den Fall des bösen Nachbars, der jetzt hoffentlich bald für immer unschädlich gemacht werden wird, so daß unser deutsches Vaterland und die ganze civilisirte Welt einer dauernden Ruhe sich erfreuen.

Gleichviel aber, wie die Schlachtberichte ausfallen und welche Nachrichten vom Kriegsschauplatz noch eintreffen mögen, wir dürfen an einer Ueberzeugung festhalten, an der nämlich, daß unser deutsches Vaterland jetzt niemals mehr völlig unterjocht werden kann, daß das deutsche Volk sich wohl noch allenfalls niederschmettern, niemals aber für die Dauer mehr knechten lassen werde. Zum Beweise für diese Behauptung sei es uns vergönnt, eine Erinnerung aus ferner Zeit zu wecken.

An den Küsten der Nord- und Ostsee sowohl, als auch im Südwesten Deutschlands hat man Aufrufe zur Bildung der Volkswehr erlassen. Der Kampf mit Frankreich ist furchtbar ernst, sonst würde man nicht selbst zu diesem, sonst zu dem letzten Mittel der Landesvertheidigung greifen. Wenn ein Volk in schweren Schlachten völlig niedergeworfen ist, dann greift es in der Verzweiflung wohl zu dem letzten Rettungsmittel — der Volkswehr; es bietet auch seine älteren Männer, seine noch knabenhaften Jünglinge auf, und wer nur irgendwie die Waffen zu tragen vermag, muß mit hinaus, um den Feind von den Grenzen abzuhalten, um, wenn irgend möglich, zu verhindern, daß er mordend und sengend einziehe in die vaterländischen Gauen. Nur eine schwache Kraft liegt in dieser Wehr, die allenfalls den Feind durch Hinterhalt auf Bergen und in Schluchten aufhalten und nur selten in verzweifelstem Muth wirklich zurückzuschlagen vermag. So kläglich aber auch der Eindruck sei, den von militärischen Gesichtspunkten aus eine Volkswehr hervorrufen mag — ein um so rührenderes Bild gewährt sie unseiestos jedesmal im Hinblick auf ihre Vaterlandsliebe und ihren freudigen Muth, mit welchem sie selbst dem sichern Tode entgegengeht.

Wenn ich im Nachstehenden nun eine Schilderung aus der Thätigkeit einer solchen Wolkswehr vor den Leseen aufrolle — so wolle Niemand glauben, daß ich damit ein Zerrbild zeichnen will. Denn obwohl die Vorgänge der Natur der Sache nach durchaus humoristischer Aei sind, so wird doch wohelich Niemand den ernsten Hintergrund verkennen, und in diesem Sinne wolle man die kleine Erzählung als zeitgemäß ansehen.

Im Jahre 1848 gehörte bekanntlich außer den übrigen Errungenschaften des deutschen Volkes auch die zu seinen neu erworbenen Rechten, daß die Bürger jeder Stadt und jedes Ortes überhaupt eine bewaffnete Wehr bilden durften, um in dieser einerseits ihr Recht als freie bewaffnete Männer zur Geltung zu bringen, andererseits in etwa vorkommendem Falle ihren eigenen Herd selbst vertheidigen zu können, und dritterseits hauptsächlich durch das Wehrhaftwerden des gesammten Volkes allmälig vielleicht die stehenden Heere überflüssig zu machen.

Auch in einem kleinen Städchen, welches wir seiner Lage wegen Wasserburg nennen wollen, war man zur Bürgerwehr zusammengetreten. Der Pastor, der dicke Bürgermeister, der Richter und alle übrigen Beamten mußten ebenso, wie jeder Handwerker und Tagearbeiter, als Gemeine mitexerciren. Zum Oberzunführer hatte man einstimmig den früheren Artillerieofsizier Werner gewählt und ebenso auch die übrigen Offsiziere und Unteroffsiziere aus lauter früheren Soldaten.

Die ganze Heeresmacht der Bürgerwehr bestand aus verschiedenen Abtheilungen, deren kleinste, aber vorzüglichste bildeten die Büchsenschützen unter Anführung des Kaufmanns Meister, welcher früher bei den Jägern in Greifswald Oberjäger gewesen. In diesem kleinen Trupp hatten sich die Beamten, Kaufleute, sowie die gebildetsten Bürger und der Rest einer früher ziemlich zahlreichen Schützengilde zusammengefunden. Eine ungleich größere Abtheilung, schlichtweg Infanterie genannt, stand unter dem seitherigen Rentner Meyer. Zwar hatte sich diese tapfere Schaar nicht vollständig mit gebräuchlichen und noch weniger mit gleichen Waffen versehen können — man erblickte neben einer blutgetränkten Lanze aus den Befreiungskriegen eine friedliche Hengabel aus der Scheune, neben einer gerade gereckten Sense ein altes verrostetes, wohl kaum mehr schußtaugliches Gewehr — und ebenso durfte man vergeblich bei ihnen nach besonderer Mannzucht und Kriegskunst suchen. Den letzten Bestandtheil des kleinen Heeres bildeten die ganz jungen Leute in einem vereinigten Trupp von Städtern und Bewohnern der umliegenden Dörfer unter Leitung des alten Stadtförsters Horn, zu denen sich noch ein Trupp Reiter, bestehend aus den Söhnen und Inspektoren der nächsten Gutsbesitzer, unter dem Landwehr-Lieutenant Haus von Grabow gestellt hatte.

Diese ganze, immerhin ansehnliche Macht exercirte nun an jedem Sonntage, sowie auch wohl noch mehrmals in der Woche so fleißig und übte alle möglichen kriegerischen Aufgaben mit solcher Liebe und Lust und solchem Ernste ein, daß man mindestens auf einen noch bevorstehenden Volkskrieg hätte schließen dürfen.

Die Besürchtung eines solchen war freilich nicht als Beweggrund für diesen Eifer anzunehmen. Mag man aber über die Bürgerwehr jener Zeit urtheilen, wie man will, das muß man zugeben, daß damals Jeder, der Aermste wie der Reichste, der Vor-

Digitized by Google

nehmste wie der Geringste, von dem Gefühl durchdrungen war, daß es jeden deutschen Mannes würdig sei, die Waffen selber zu tragen. Willig opferten auch die Alexärmsten ihre kostbare Zeit — die sie im Schweiße des Angesichts in doppelt schwerer Arbeit dann nachholen mußten — um sich die Erforderniße bewehrter Männer anzueignen.

Das kleine Städtchen wußte damals aber noch gar nicht, wie nothwendig ihm seine Bürgerwehr dereinst sein oder doch erscheinen sollte. Die Exercitien gingen immer besser, die Leistungen aller Abtheilungen, selbst der Infanterie, wurden immer befriedigender, so daß der Oberamtsführer bereits mit stillem Entzücken auf sein kleines Heer sah. Da, eines Morgens, als sie eben wieder ausrücken wollten, kam aus der Nachbarstadt Hammerburg ein reitender Bote auf schweißtriefendem Pferde dahergesprengt mit der Nachricht, daß eine starke Bande von den im aufständischen Großherzogthum Posen kämpfenden Polen abgesprengt, sich raubend und mordbrennend nach Pommern zu gewendet habe und so eben in die Stadt Polsterburg gezogen sei. Anfangs schüttelte man ungläubig die Köpfe, denn wie war es möglich, daß diese Polenschaare dann bereits so weit nach Pommern hineingekommen sein konnte; doch während man sich noch darüber hin- und herstritt, kam von der andern Seite aus dem Städtchen Rotterburg ein anderer Eilbote mit derselben Nachricht, in welcher als der angegriffene Ort aber nicht P. in Pommern, sondern Kotzenburg in Westpreußen genannt wurde. Aus diesen widersprechenden Nachrichten konnte natürlich Niemand klug werden; dennoch war es so immerhin möglich, daß ein Haufe versprengter Gesindels in dieser Gegend sich umhertriebe, und Vorsicht erschien demnach für alle Fälle empfehlenswerth. Der Oberamtsführer ließ daher ringsum die Höhen besetzen und führte einen regelmäßigen Wachtpostendienst ein.

Gerade an diesem Tage kam merkwürdigerweise ein Geschenk für die Bürgerwehr von Wasserburg an. Man hatte sich nämlich an den damaligen Prinzen von Preußen — jetzigen König Wilhelm — mit der Bitte um eine Anzahl Büchsen für die Bürgerwehr gewandt mit Hinweis auf den Umstand eben, daß sehr viele minder wohlhabende Bürgerwehrmänner aus eigenen Mitteln sich doch keine Waffen anschaffen könnten. Heute nun erhielten sie den Bescheid, daß der Prinz ihren Wunsch in Betreff der Waffen jetzt noch nicht gewähren könne, daß er ihnen aber vorläufig drei Trommeln und drei Signalhörner schenke. Freilich war das Bedauern über die fehlenden Gewehre jetzt doppelt groß, dennoch erfüllte der Jubel über das Geschenk das ganze Städtchen. Von den vielen sogleich sich meldenden Freiwilligen wurden die tauglichsten ausgewählt und so konnte das kleine Heer jetzt wenigstens mit voller Musik auftreten.

Kaum begrüßte der nächste milde Sonntagsmorgen das in einfacher Naturschönheit zwischen hohen bewaldeten Hügeln liegende und an zwei Seiten von lieblichen kleinen Seen umspülte Städtchen, als plötzlich alle vier Trommeln, mit Einschluß der bereits vorhandenen, der Schützengilde gehörigen, und die drei Hörner sich meldeten und ihre freilich nicht gar zu melodischen Töne in die taue Maienluft hinaustärmten. Bald jedoch wurde es wieder feierlich stille, denn der Sonntag verlangte sein geweihtes Recht.

Nicht leicht konnte es ein lieblicheres Bild harmlosen Friedens und anheimelnder Ruhe geben, als das Städtchen jetzt bot. Der Wasserspiegel glänzte in den goldnen Strahlen der Frühlingssonne und lief in der dunkeln blauen Flut spiegelte sich der alte hohe Kirchthurm nebst allen bedeutenden Gebäuden des Städtchens. Drüben auf der grünen, jenseit des Wassers sich erhebenden Hügelspitze weideten einige Knaben ihre Lämmchen und hatten ein großes Feuer angezündet. Jetzt hallten die feierlichen Töne der Glocken über den See und brachen sich in mehrfachem Wiederhall an den Uferwänden, und dieser Wiederhall machte auf jeden Fremden den täuschenden Eindruck, als sei es antwortendes Geläute auf der Wassertiefe. Die Lerchen jubelten in der klaren blauen Luft, das Glöckchen der Kuhheerde, welche den Abhang hinaufgetrieben wurde, erklang so silbern dazwischen, und selbst die dünnen Nauchsäulen, welche aus den Schornsteinen emporwirbelten, trugen das ihrige dazu bei, um die ganze Landschaft als ein verführerisches Bild des Wortes Gemüthlichkeit erscheinen zu lassen.

Als die Kirchengloden so eben zum zweitenmale die Andächtigen herbeiriefen, kam aus der nach dem nahen Dorfe Schneeberg sich hinziehenden Waldecke ein Reiter mit verhängten Zügeln dahergesprengt. Das Pferd und auch der Mann drachen auf dem Marktplatze zusammen, und nur mit Mühe konnte man aus dem Halbtodten herausbekommen, daß die Polen in dem um S. meilenweit sich ausbreitenden Walde, der Baumberg genannt, eine Heerde Schafe überfallen und ein großes Feuer angezündet, um einige von den Schafen sogleich zu braten und zu verzehren. Als ganz natürlich durfte man es jetzt aber ansehen, daß diese augenscheinlich versprengte Polenabtheilung jetzt demnächst das Dorf S. und dann die Stadt W. plündern würde.

Die Wirkung dieser Mittheilung auf die Umstehenden war furchtbar. Niemand vermochte einen Laut hervorzubringen; in starrem Entsetzen blickte Einer den Andern an und wankte dann nach Hause zu Weib und Kind, um wenigstens mit den Theuren zusammen zu sterben. Glücklicherweise kam so eben der Oberamtsführer hinzu, und nachdem er endlich von dem vor Furcht und Todesangst fast sinnlosen Haufen und von dem noch immer halb ohnmächtig auf seinem Pferde liegenden Boten das Wesentlichste erfahren, traf er seine Maßregeln. Und diese waren kurz gefaßt, sachgemäß und kräftig.

Zuerst rief er von den hinzugekommenen Männern Freiwillige auf und schickte diese zum Erkunden des Feindes hinaus bis an den Waldrand nach dem Dorfe Schneeberg zu. Dann sendete er reitende Boten nach allen umliegenden Dörfern und Städten, um Hülfe herbeizurufen. Ferner ließ er eine starke Abtheilung der Büchsenschützen unter das Gewehr treten, um sofort nach dem Walde abmarschiren zu können. Und schließlich berief er alle seine Offiziere und die angesehensten Bürger von Wasserburg zusammen zum Kriegsrath.

In diesem waren die Stimmen sehr getheilt. Der alte Stadtförster erklärte von vornherein das Ganze für baaren Unsinn, da es unmöglich sei, daß plötzlich wie vom Himmel gefallen eine Schaar Polen hierher ließ in Westpreußen und Pommern eingedrungen sein könnte. So viel Wahrscheinlichkeit diese Behauptung des alten Freiheitskämpfers auch aus den Jahren 1813—1815 auch hatte, so widerlegte man sie doch durch den Hinweis auf die Thatsache, daß in früherer, jedoch noch nicht ferner Zeit auch das nur drei Meilen von hier entfernte Städtchen Neuburg einmal von einem Haufen polnischer Aufständischer überfallen und beraubt worden sein sollte.

Auch der Oberamtsführer war daher der Ansicht, daß immerhin eine Bande versprengten Gesindels sich hier herumtreiben könnte. Und in diesem letztern Falle, so urtheilte er weiter, wae die Volkswehr von W. auch im Stande, erfolgreichen Widerstand zu leisten und den Eindringen der Horde zu verbieten. Wenn die nahenden Polen dagegen sich als eine Abtheilung wirklicher Soldaten zeigten, so meinte er, würden die Bürger von W. in jedem Falle besser daran thun, jeden Widerstand aufzugeben und die Leute möglichst freundlich aufzunehmen. Einer der Offiziere machte den Vorschlag, man solle schnell einige hölzerne Kanonen machen lassen, diese schwarz anstreichen, um vielleicht dem Feinde damit Furcht und Schrecken einzujagen. Auch noch verschiedene andeee Hülfsmittel ähnlicher Art wurden angerathen, allein die Zeit war zu kurz, so daß von alle dem nichts mehr in's Werk gesetzt werden konnte. So wurde denn beschlossen, daß ein Jeder noch Pulver eilen, die Seinigen von dem Stande der Dinge unterrichten und bezahlen solle, worauf man dann die Bürgerwehr zu den Waffen rufen wollte.

Doch es kam anders. Während man noch sprach, stürzte der Schneider Wicht mit allen Zeichen des höchsten Entsetzens in die Versammlung und rief in schrillen Jammertönen, daß die Polen bereits in die Stadt einrückten, daß sie Alle verloren seien und die Stadt W. in wenigen Augenblicken in einen Aschenhaufen verwandelt sein werde. Nichts ist ansteckender als Furcht und Schrecken — und wie mit einem Schlage hatte sich die ganze Sache verändert. Wie von unsichtbaren Händen gezogen, heulten die Sturmglocken los, die schon bereit stehenden Trommler und Trompeter stelen ohne Befehl, wie von unsichtbarer Macht getrieben, ein und donnerten und schmetterten raffelnd und heulend die Straßen auf und ab. Weiber, Kinder und Männer stimmten das entsetzlichste kreischende Geschrei und Gewimmer an, das nur jemals durch ein solches Ereignis hervorgebracht werden kann.

Der Oberamtsführer hatte wirklich alle seine männliche Kraft und ruhige Geistesgegenwart nöthig, um Herr der Lage zu bleiben und sich die Dinge nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Er befahl zunächst, daß der Schneider, welcher die Finte sorgenvollen und von seinem Posten laufenden Boten dem Berg heruntergelaufen war, noch dem Gesängnis abgeführt werde, damit die Leute sähen, daß Feigheit und Ungehorsam im Dienst auch unter den schwierigsten Verhältnißen bestraft werden müßten. Dann ließ er die Schützen ausmarschiren, um den etwa hundert Schritte vor der Stadt, dicht an dem Wege nach dem Dorfe Schneeberg gelegenen Kiechhof zu besetzen. Die Ausführung dieses Befehls war jedoch keineswegs leicht, denn von dem Hause eines jeden Bürgerwehrmannes hing in entsetzlichster Angst ein Weib und um seine Kniee wimmerten die Kinder. Der Oberamtsführer wollte daher durch eine Abtheilung der Infanterie die Straßen räumen und vor jedes Haus einen Mann als Wache

Digitized by Google

Der Patsch von la Bilette. Original-Zeichnung von **August Beck.** (S. Seite 159.)

Digitized by Google

stellen lassen, welcher Niemand herauslassen und als Beschützer zugleich der Bewohnerschaft Beruhigung gewähren sollte. Zur Ausführung dieses Befehls schlte es aber an dem Lieutenant, dem Kentner Meyer, welcher nirgends zu finden war. Endlich stellte sich heraus, daß er todtkrank im Bette liege.

Als ein großes Glück durfte es angesehen werden, daß gerade jetzt die muthige Schaar des alten Förstersohn Horn, mit einem großen kupfernen Kessel anstatt der Trommel voran, hereinmarschirt kam, und daß zugleich auch die dazu gehörigen Reiter über die Höhen daherjprengten. Sei es nun, daß dieser Einmarsch muthiger Bekämmer allgemeine Beruhigung brachte, oder sei es, daß man mit der Stille der Verzweiflung sich in's harte Schicksal fügte — genug, der schrecklichr Höllenlärm erstarb allmählig und die Frauen und Kinder wurden ohne zu großen Widerstand zur Ruhe gebracht. Am widersprechlichsten zeigten sich die Judenfrauen, deren eine unter ohrenzerreißendem Jammergeschrei ihrem Mann noch sämmtliches Silberzeug und andere werthvolle Sachen in die Taschen pfropfte, so daß der arme Bürgerwehrmann die Last kaum fortschleppen konnte — und dem Feinde gewiß eine willkommene Beute geworden wäre. Jn Haus bei Haus wurden nun die Thüren verriegelt und vor jede dieser Thüren wurde ein alter Jnvalide, mit irgend einer Waffe in der Hand, als Wache aufgestellt. Alle wehrfähigen Männer und Jünglinge aber marschirten jetzt in Reihe und Glied auf.

„Achtung! Rechtsum marsch!“ erschallte jetzt das Commando — noch einmal erhob sich aus allen Fenstern ein unbeschreibliches Geschrei und Geschluchze, dann verlor sich dasselbe in stilles verzweifeltes Weinen, und Tripp, trapp, tripp, trapp, tripp, trapp, marschirte das kleine Heer hinaus in den blutigen Kampf, in Tod und Verderben.

Zur Erklärung manches dunkel Gebliebenen müssen wir die Leser bitten, uns ein wenig zurückzubegleiten. Der in dem Dorfe Schreeberg wohnende Jäger Schulz, ein ruhiger, verständiger Mann, hatte auf die Nachricht, welche schreiende und weinende Kinder aus dem Walde gebracht, jenen ersten Boten abgesendet, der seinerseits, von Todesangst ergriffen, die kurze Strecke so unvernünftig dahingejagt war, daß er sich sammt dem Pferde beinahe um's Leben gebracht hätte. Der Jäger erwartete nun ganz bestimmt, daß man aus Wolfeerdng ihm Hülfe senden würde; um indessen auch seine Schuldigkeit zu thun, bewaffnete er mit seinen vielen und schönen Gewehren seine Knechte und die jungen Bauernsöhne, im Ganzen ungefähr zwanzig Mann, und zog mit dieser Schaar vorsichtig aber wohlgemuth dem Walde zu. Seine Absicht war es, durch Heranschleichen die Stärke der Räuberbande, dem dafür hielt er die angeblichen Polen, zu erforschen, und im Falle es ihrer nur wenige wären, sie sogleich mit seinen Leuten anzugreifen. Doch wie sehr hatte er sich geirrt! Kaum hatte er nämlich die letzten Häuser des Dorfes im Rücken, als er, sich zufällig umsehend, gewahrte, daß von allen seinen tapfern Kämpen nur noch ein einziger ihm folgte, während die übrigen sich noch und nach in die Häuser gedrückt hatten. Was blieb ihm nun übrig? Er kehrte ebenfalls um, sieß Frau und Kinder einen Wagen bespannen, der welchen seine besten Pferde gespannt waren, und ließ sie hinausfahren auf die nächste Höhe nach W. zu, und hierher flüchteten sich auch bald fast sämmtliche übrigen Bewohner des Dorfes.

Unterdessen schlich der Jäger Schulz ganz allein dem Walde zu und ließ in denselben hinein; zu seiner Verwunderung war jedoch weithin rings von den Räubern oder Polen durchaus nichts zu entdecken. Endlich, nachdem er den ganzen Wald kreuz und quer durchsucht, fand er denn auch die Erklärung des Räthsels. Die Veranlassung zu der ganzen Geschichte hatten nämlich einige Kohlenbrenner gegeben, von denen der Eine zufällig eine rothe Mütze getragen. Sie waren aus dem Dickicht gekommen und hatten durch ihren Anblick die Hirten der „überfallenen“ Schafheerde so erschreckt, daß dieselben in wissinniger Flucht in's Dorf gerannt und damit alle die Angst und all' den Jammer heraufbeschworen hatten.

Der Förster beeilte sich nun, einen zweiten Boten nach W. zu schicken, und dieser eingeine Reiter war es wiederum, der den auf dem äußersten Vorposten stehenden Schneider so schmählich die Flucht ergreifen ließ, wodurch der unglaubliche Wirrwar hervorgerufen wurde.

Während die Wehrmänner von W. in gutem Muthe hinausmarschirten, um den andringenden Feind von ihren Städtchen zurückzuhalten, stärte sich allmählig Alles auf und sie konnten sich in der That Glück dazu wünschen, daß sie ihr Vertrauen zu den Anführern und zu sich selber bewahrt und eine Probe ihrer Mannhaftigkeit gegeben hatten. Zum Glück war der ganze Krieg auch ohne einen Unglücksfall vorübergegangen, und nachdem nun alle Angst glücklich überwunden, gab es überall viel Stoff zu heiterem Gelächter, Scherz und Spott. Am meisten mußte der tapfere „Jnfanterie-General“ Meyer herhalten, indem er seines Kanonenfiebers wegen von Alt und Jung verhöhnt wurde. Auch die Gattin des alten Försters Horn wurde viel geneckt, doch sie konnte gottlob mitlachen, denn sie hatte, trotz der größten Angst, eine bewundernswerthe Schlauheit entwickelt. Denn als ihr Mann ausmarschirt, ihre Knaben zum Zuschauen fortgelaufen und sie mit ihrer kleinen Tochter allein geblieben war, packte sie alle ihre kostbaren Habseligkeiten in einen Kasten zusammen, trug diesen mit vieler Mühe hinunter in den Gemüsegarten, versenkte ihn dort in einem Beete und hackte die Erde darüber, gleich als sei hier so eben Salat oder dergleichen ausgesäet worden.

Ein Unglück hätte es dennoch zu guter Letzt beinahe noch gegeben. Zwei Züge der Jnfanterie marschirten nämlich auf zwei verschiedenen, in gleicher Richtung laufenden Wegen aus der Stadt, und hinter einem Berge hervorkommend, erblicken sie in der bereits angebrochenen Dämmerung plötzlich sich einander gegenüber und halten sich gegenseitig für die Polen. So machen sie in plötzlichem größtem Schreck Kehrt und laufen spornstreichs den Berg hinunter zurück, wo sie denn in der Straße wieder zusammenprallen und die Sache zur allgemeinen Beschämung sich aufklärt. Doch wie leicht hätten sie in der Angst noch rückwärts auf einander Feuer geben und zufällig den Einen oder den Andern aus ihrer Mitte erschießen können! —

Die Leser werden vielleicht glauben, daß wir diese Schilderung aus der Luft gegriffen oder doch sehr übertrieben haben. Abgesehen aber von einem geringen Maße poetischer Freiheit zur Ausschmückung, sowie der Veränderung der Namen, haben wir nur wahrheitstreu erzählt.

Diese sonderbare, kaum glaubliche Panikwurth herrschte in jenen Tagen buch ganz Pommern, in einem großen Theile von Westpreußen und erstreckte sich noch in die Provinz Beandenburg hinein. Sie brachte natürlich, abgesehen von all' der tödlichen Angst und dem Schrecken, auch viele schnurrige Vorkommnisse, von denen wir nur noch einis erzählen wollen. Jn dem Hinterm arschen-Städtchen Rummelsburg war die Nachricht eingetroffen, daß die polnischen Bewohner des unweit gelegenen Dorfes Briesen einen Angriff auf die Rummelsburger beabsichtigten. Ein durchreisender Fremder fand an diesem Morgen die ganze Stadt in ungeheurer Aufregung, und das Thor und die nach Briesen zu gelegenen Höhen mit bis an die Zähne bewaffneter Bürgerschaft besetzt. Ihm schien jedoch keine wirkliche Gefahr vorhanden, und so fuhr er ruhig in der Richtung auf das Dorf zu weiter. Beim Herannahen bemerkte er aber wirklich eine große Menschenmenge und glaubte nun beinahe seine Unvorsichtigkeit bereuen zu müssen. Die Menschenhaufen verhielten sich jedoch ruhig, und so faßte er wieder Muth und fuhr getrost heran. Jetzt harrte seiner allerdings eine eigenthümliche Ueberraschung, denn die schmutzigen, halbnackten Dorfbewohner bestürmten wirklich seinen Wagen, jedoch nur um Auskunft darüber zu erhalten — ob denn die Rummelsburger sie heute wirklich angreifen wollten. Züge dieser Art gab es wohl Hunderte zu erzählen und dieselben dienten noch lange Zeit in der ganzen Gegend zur Unterhaltung und Erheiterung.

Als die Ursachen dieses merkwürdigen, gleichmäßig verbreiteten, überall Aufregung und Verwirrung bringenden und doch so grundlosen Gerüchtes wurde Mancherlei angenommen. Der Wahrheit am nächsten dürfte vielleicht das Folgende kommen: Jn Berlin am Hofe Friedrich Wilhelms IV. war in Gegenwart eines hohen pommerschen Herrn (ob einer großen Kleinen oder eines kleinen Großen, wer kann's wissen?) das Gespräch auf die Bürgerwehr gekommen, und der Gast aus Pommern hatte die Behauptung aufgestellt, daß dieselbe keineswegs so haemlos und unbedeutend sei, als man annähme, sondern daß sie bei vorkommender Gelegenheit im Guten wie im Bösen (selbstverständlich nach seinen Anschauungen) recht inhaltschwer in's Gewicht fallen könne. Als er Widerspruch gefunden, hatte er um die Erlaubniß gebeten, die Bürgerwehr in seiner Gegend einmal in Thätigkeit bringen zu dürfen, um zu zeigen, wie sie in einem ernsten Falle sich benehmen würde. Nur daher war es erklärlich, daß die reitenden Boten von einem Landrathsamt zum andern, von Stadt zu Stadt geflogen, und daß die Mähr so auf „amtlichem“ Wege wirklich den Glauben und die Ausmerksamkeit gefunden, welche sie sonst wohl nimmer hätte gewinnen können. Ob der pommersche Kreuzritter wirklich einen schlagenden Beweis geführt, — und ob diese Angabe überhaupt auf Wahrheit beruht, vermögen wir nicht zu verbürgen. Dafür gestatten wir uns aber, unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß ebenso in W. wie in allen übrigen kleinen Städten die doch erst seit kurzer Zeit zusammengetretene Volkswehr

Digitized by Google

bis zu den äußersten Grenzen ihrer Aufgabe: bis zum kräftigen Zurückschlagen kleinerer feindlicher, räuberisch umhergehender Scharen, diese zweifellos in bester Weise erfüllt hätte.

Am Morgen des nächsten Tages schmetterte wiederum die Trommete dumpf durch die Straßen unseres kleinen Städtchens. Die ängstlichen Gemüther fuhren entsetzt aus dem Schlafe, fürchtend, daß „in neues Unglück hereingebrochen sei. Doch diesmal galt es etwas Anderem. Die Mannschaften der Volkswehre von Wasserburg wurden wieder zusammenberufen, um ein großes Volksgericht zu halten, über den so schmählich von seinem Posten entlaufenen Bürgerwehrmann. Der Oberanführer legte dies für jeden Mann, der Ehrgefühl besitzt, scheußlichste und erbärmlichste Vergehen Jedermanns Beurtheilung vor, und der Angeklagte wurde einstimmig dazu verurtheilt, aus der Bürgerwehr, als ihrer seiner unwürdig, ausgestoßen zu werden.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 142.)

George Porter jagte durch den Nebel. Er kannte den Weg an verschiedenen Merkzeichen. Er sprengte durch den Wald in das Gebiet von Sussex, trabte an Guddensford vorüber. In Playden war es noch lebendig — George stutzte. Er sah viele Gardisten, Bediente und Jäger. Er lenkte in den Park von Kealbournhouse. Ueberall dort tiefe Stille. Porter hatte erwartet, alle zehn Schritt einen Gardisten zu finden, er hatte sich bereits die Vermünde einstudirt, die er brauchen wollte, um bis zu Sir Johns gelangen zu können — nirgends eine Wache — lautlose Ruhe im Park, um das Schloß, im Hofe. „Der König kann nicht hier sein — er würde nicht ohne Wache schlafen," murmelte er. „Die Dirne hat sich geirrt — suchen wir Sir John." Er band sein Pferd an den Ast einer Zwergeiche, dann nahm er aus dem Halfter seine Pistolen und näherte sich dem Schlosse, ging wieder zurück und lugte aus der Ferne. „Dort ist Licht — es ist Johns Zimmer — er ist also im Schlosse, wie es scheint. Aber freilich — brütet er Verrath, so kann er es brennen lassen, um zu täuschen." Er näherte sich wieder dem Hause und musterte die Fenster. „Ha — was ist das? dort ein Licht? ja — ja — es schimmert hinter dem Vorhange. Das ist das Zimmer der Königin Maria — dort schläft sonst Niemand, als nur ein hoher Gast — ich werde auf der Spur sein, gewiß — gewiß, der Oranier ist im Hause, sie haben ihm das königliche Gastzimmer eingeräumt." Er war dicht an dem Thurme, er tappte leise auf den Thürgriff — die Thür öffnete sich. Es war diejenige, durch welche Henry geretten war. George schlich über den Flur bis zur Treppe. „Ich muß wissen, wer in dem Zimmer ruht," flüsterte er. „Wenn es der Oranier wäre — ich könnte mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge ändern." Seine Pulse schlugen bei diesem Gedanken, er begann die Treppe hinaufzusteigen, mit der Localität des Hauses vollkommen vertraut, war er bald in dem Theile des Ganges angekommen, der neben dem Zimmer des Königs hinlief, und auf welchen sich die kleine Thüre des Badecabinets öffnete. Durch die Ritzen der Thür fiel Licht — das Zimmer war also bewohnt. George schritt leise um den achteckigen Vorsprung — er legte sein Ohr an die Thüre — ein trockenes Hüsteln schallte aus dem Gemache, die Beschwörer fuhr zurück. Er hatte bei seiner Anwesenheit in London oft genug den König gehört und gesehen, war oft in dessen unmittelbarer Nähe gewesen, dieser trockene Husten war der des Oraniers, jenes Uebel oder jenes Ueberbleibsel einer Kinderkrankheit, von welcher dem Manne noch die Spuren zurückgeblieben waren. „Es ist kein Zweifel mehr — er schläft in diesem Zimmer," murmelte George mit finsterm Blicke, den Lauf seines Pistols betrachtend. Er schlich wieder zurück bis zur Cabinetsthüre —.

„Sehen wie uns hieher, Henry — und plaudern wie von Deinen Hoffnungen und Entwürfen," hatte Ella zu Henry Hobdart gesagt.

„Meine Entwürfe, liebste Ella, sind ziemlich einfach," lächelte Henry. „Da ich den Beruf des Soldaten erwählt habe, werde ich alle Stellungen durchmachen, bis ich bei dem Punkte angelangt bin, den man als den wünschenswerthesten bezeichnet — der König will mir wohl — er wird mich fördern und da er hoffentlich noch lange in Kraft den Thron Englands behalten wird, ist mir nicht bange." Ella fuhr zusammen. Henry ahnte nicht, was sich zum Sturze dieses Thrones vorbereitete. „Meine Hoffnungen," fuhr Henry fort. „Ich — sie sind freilich anderer Art. Sie lassen sich zusammenfassen in ein Wort: Mary."

Ella reichte ihm die Hand. „Henry," sagte sie herzlich, „ich hoffe für Euch Beide. Glaube nicht, daß ich der Schwester zürne. Ich liebe sie wie immer, kann ich auch nicht die Ansichten theilen. Sie ist in den Händen von Tante Rachel Wren — wie ich und Papa in den Händen der Großmutter sind — vielleicht hätte ein wenig Nachgeben von beiden Seiten die Spannung verhütet."

„Aber Dein Vater, ein so braver Mann, sonst so klar, so offen, wie kann er — —"

„Henry, die Ansichten in der Politik, der Religion scheiden oft die Besten — Du weißt es. Und daß der Vater ein ruhig denkender Mann ist, das hat er bewiesen, indem er Mary keinen Zwang anlegte. Er ließ sie ziehen mit der Tante, da sie sich hier nicht glücklich fühlte — er schnzt demnach an Mary. Jedes Brief aus Bonbon, der von ihr kommt, erfreut ihn. Man meidet freilich jegliche Erörterung über Politik oder Religion und so ist die Trennung vielleicht ein Glück für unsere Ruhe und Neigung — hier wiederholten sich täglich die leidenschaftlichen Scenen zwischen der Tante und der Großmutter. Jene eine steenge Oranierin — diese eine wüthende Freundin des Stuarts. Wir Mädchen nahmen Partei — ich neigte mich wohl zur Schwester, aber Großmutter eiferte dagegen, der Vater ist, wie Du weißt, ebenfalls ein leidenschaftlicher Jakobit, wir sind in dem römisch-katholischen Glauben erzogen — ein Jeder kann nicht so leicht die eingelogene Lehre aufgeben."

„Aber Du, Ella — sag es Dich nicht zur Schwester mächtig hin? hast Du nie den Wunsch gehegt, sie wiederzusehen?"

„Es ist noch nicht allzulange her, daß sie uns verließen — die Sehnsucht wird wohl noch mächtiger — dann aber — dann gab es doch noch eine Stimme, die mich zurückhielt von den Freunden des Oraniers."

Ella schwieg und spielte, ein wenig verlegen, mit dem Bande ihres Mieders.

„Ei — ei — will es da hinaus?" lachte Henry. „Meine kleine Ella — sieh — sieh — also eine mächtige Stimme, ich kann mir das denken. Ein hübscher, braver Anhänger des Stuarts ist der Gegner König Wilhelms bei Miß Ella. Ei nun, wer ist es denn?"

„Es ist Sie George Porter, ein schöner und braver junger Mann," sagte Ella. „Wir kennten ihn von der besten Seite kennen. Als nach dem Tode König Karls, der meinem Vater, wie Du weißt, das Besitzthum des Erbes auf's Neue sicherte, eine Streitigkeit entstand, war es George Porter, der sich der Sache des Vaters lebhaft annahm. Der Vater konnte nicht immee in London mit allen Advokaten verkehren, da war George denn die Triebfeder. Er mühte sich, er lief und verlocht, er scheute keinen Gang und setzte Alles in Bewegung, daß dem Vater sein Recht ward — ich will gern glauben, daß die Neigung zu mir einen Antheil an seinen Mühen hatte," setzte sie lächelnd hinzu. „Aber George erwies uns große Dienste."

„Wann war das?" fragte Henry.

„Im Jahre Neunzig."

„Da war ich schon in America," seufzte Henry. „Und jenee George ist wohl ein eifriger Jakobit?" fuhr er unmuthig fort.

„Ja — das ist er," sagte Ella eifrig. „Er hängt König Jakob mit ganzem Herzen an." Sie blickte ängstlich umhee — sie rief sich die Scenen, welche hier stattgefunden, zurück.

„Und was ist dieser Herr Porter?" examinirte Henry.

„Er ist der Sohn eines reichen Grundbesitzers an der schottischen Grenze. Seine Eltern sind todt und George liegt im Streit um den Besitz. Noch hat er ihn nicht durchgefochten, aber wenn dieser schlimme Rechtshandel brendet sein wird, holt er mich auf seine Güter."

„Und wo liegen diese?"

„Ich sagte es — droben in Northumberland."

„Dein Vater kennt diese Güter?"

„Nein. George aber macht eine heerliche Beschreibung davon."

„Und was ist Herr Porter sonst? welchen Stand hat er erwählt?"

„Er ist eben — ei nun — es ist eben ein Gentleman, der von den Zinsen seines Vermögens lebt."

„Woein besteht dieses Vermögen?"

Digitized by Google

„Ach, Henry," lachte Ella, halb unwillig, „was weiß ich davon? ich werde doch nicht danach fragen? genug, George lebt, wie es einem Gentleman zukommt. Auf allen Herrenfesten ist er gern gesehen — überall wird er freundlich aufgenommen. Er gewinnt die Herzen Aller — was fragt man da weiter?"

Henry dachte nach — seine Stirn zeigte einige Falten. „Hm — hm" sagte er. „Ich wünsche Dir Glück. Liebst Du diesen George so recht innig?"

„Gewiß."

„Du bist ein liebes — herziges Kind, Ella. Mit der großen Welt wenig vertraut — hast Du Dich, hast Du den Herrn George recht gepriift?"

„Ja — wohl, ich habe es —" sagte Ella, ein wenig zögernd. „Freilich zürne ich zuweilen mit George. Er ist etwas unstät. Bald hier bald dort ist er zu finden. Er reist in den Grafschaften umher, weil er ein gelochter und beliebter Gesellschafter ist. Er fehlt bei keiner Fuchsjagd und bei keinem Sanct Valentinsfest."

„So — so —" sagte Henry, aufmerksamer werdend. „Dieser Herr Porter reist viel in den Grafschaften umher? aber er wohnt in London?"

„Ja. In Norfolk-Street."

„Und die Herren, die er hier besucht, mit denen er verkehrt, sind natürlich lauter Anhänger der Stuarts, wie Dein Vater?"

„Gewiß — sie sind —" Ella hielt inne. Sie schreckte zusammen, denn sie bedachte plötzlich, daß ihre Plauderhaftigkeit George's geheime Pläne vielleicht kreuzen könne, die sie zwar mit Sorgen erfüllten, von deren Geheimhaltung aber George's Wohl abhing. Henry hatte die Arme gekreuzt. Er war erfahren genug, um zu merken, daß George Porter und die Jakobiten entschieden zu politischen Zwecken verbunden waren. Aber die Katholiken wirkten für sich ja durch die Wahlen zum Parlamente. George Porter konnte also in ganz erlaubter Weise für seine Partei agiren.

„Ich wollte," fuhr Henry fort, „ich wäre so glücklich wie Du, Ella. Ich habe Mary nicht gesehen. Ich könnte mir die Haare raufen, wenn ich bedenke, daß in London Diejenige lebt, welche ich so innig liebe, die ich hier in Susser glaubte, daß ich vielleicht an ihrem Hause vorüberging, ohne zu wissen, daß sie wenig Schritte von mir weilte. Aber ich bin erst kurze Zeit wieder in England — und London ist so groß. Aber so wie ich zurückgekehrt bin — wird mein erster Gang zu Mary sein — mein Herz schlägt höher bei dem Gedanken an dieses Wiedersehen; wird sie mich freundlich empfangen?"

„Kannst Du zweifeln?"

„O wenn sich doch Alles glücklich fügte — ich hoffe es, das sind meine Hoffnungen. Dein Vater ist ja ein Ehrenmann. Er wird uns nicht trennen. Er achtet die Meinung, und da Mary sich von ihm entfernen durfte, wird er mir einst wohl gestatten, ihr eine neue Heimath zu gründen. Ein Jakobit, der den König Wilhelm in seinem Hause aufnimmt, ist mindestens ein braver Mann. Hier ruht der König sicher — hier droht ihm keine Gefahr — und ein solcher Wächter wie Sir John wird dem redlichen Bestreben eines Dieners des Königs kein Hinderniß entgegensetzen: dem Bestreben, Mary glücklich machen zu wollen."

Ella's Herz klopfte schneller. Sie gedachte wieder der geheimnißvollen Angelegenheit, welche Porter und ihren Vater beschäftigte. „Aber nun vor allen Dingen, süßes Ellachen, noch Eins. Ich könnte es morgen im Trubel der Abreise vergessen," sagte Henry. „Wo finde ich Mary und die Tante Rachel in London? ich brenne vor Verlangen, Beide aufzusuchen."

„Oh, das ist leicht zu finden für Jemand, der in London Bescheid weiß, wie Du, Henry. Sie wohnen in — —"

„St! — St!" machte Henry plötzlich, ihre Hand fassend. Sein Hals streckte sich ein wenig, seine Augen öffneten sich weit und er horchte gespannt.

„Was hast Du?" flüsterte Ella ängstlich.

„Horch — hörst Du Nichts?"

„Nicht das Geringste."

„Aber ich höre deutlich — ich täusche mich darin nicht — das Ohr des Soldaten kennt diese Töne genau. Es war das Wiehern eines Pferdes."

Ella's Angst stieg bei jedem Worte Henry's. Sie fürchtete das Herannahen eines Ereignisses, welches dem schlafenden Könige gefährlich werden konnte. „Du irrst Dich," sagte sie leise. „Es wird ein schriller Ruf der Nachteule gewesen sein."

„Nein — nein — ich bin meiner Sache gewiß — da — hörst Du? es beginnt auf's Neue."

Beide schwiegen und horchten; auch Ella konnte nicht mehr zweifeln — deutlich drang durch die Stille der Nacht das helle Wiehern eines Rosses. Es mußte nicht weit vom Mittelwege des Parkes sich befinden.

„Was kann es sein?" beschwichtigte Ella. „Es ist vielleicht einer von Deinen Gardisten."

„Unmöglich, sie haben ebenso wie ich den strengsten Befehl, Plätzen nicht zu verlassen. Der König will dadurch, daß er Niemanden als Begleitung oder Wache bei sich hat, Deinem Vater seine Achtung, sein Vertrauen beweisen."

„Und wie kann Dich dieses wiehernde Pferd in Unruhe versetzen?"

„Dieses Pferd muß irgendwo angebunden sein — denn der Ton kommt nicht näher und entfernt sich nicht — da — da ist es wieder. Entweder ist der Reiter abgestiegen oder er hält im Park. Ich würde nicht darauf achten, wenn der König nicht ganz allein wäre." Er ging auf die Zimmerthüre los und öffnete sie leise.

„Was willst Du thun, Henry?" flüsterte Ella.

„Laß mich — laß mich!" Er horchte in den Gang hinein — von oben her zischelte es, als wenn zwei Menschen sehr heftig mit einander sprächen — zuweilen drang ein lauterer Ton hervor.

„Holla, da geht Etwas vor," flüsterte Henry. „Und es kommt von dem Gange über uns her, gerade dort liegt das Zimmer, in welchem der König schläft." Er zog unter dem Wamms ein Pistol hervor, das er schußfertig machte.

„Henry, ich beschwöre Dich!" flehte Ella, seinen Arm fassend — er aber war bereits aus dem Zimmer, das junge Mädchen ließ ihn nicht los.

„Ich glaube, ich kam zur rechten Zeit," flüsterte Henry. „Halte mich nicht auf, Ella — ich muß mich überzeugen."

„Es ist Nichts."

„Desto besser."

Er war bereits bis zur Treppe gekommen, welche von Ella's Zimmer in den Gang mündete, der um des Königs Kabinet lief und dem gegenüber lag, der bei der Thüre des Wachzimmers vorüberführte. „Keinen Laut, Ella — ruhe nicht. Denn wenn der König erwacht und es ist wirklich da oben was Unrechtes im Werke, dann seid ihr Alle verloren."

Er stieg leise die Treppe hinauf. Seine Rechte hielt das Pistol, Ella hatte seine Linke krampfhaft erfaßt, sie vermochte vor Angst nur schwer zu athmen. Sie blieb neben ihm.

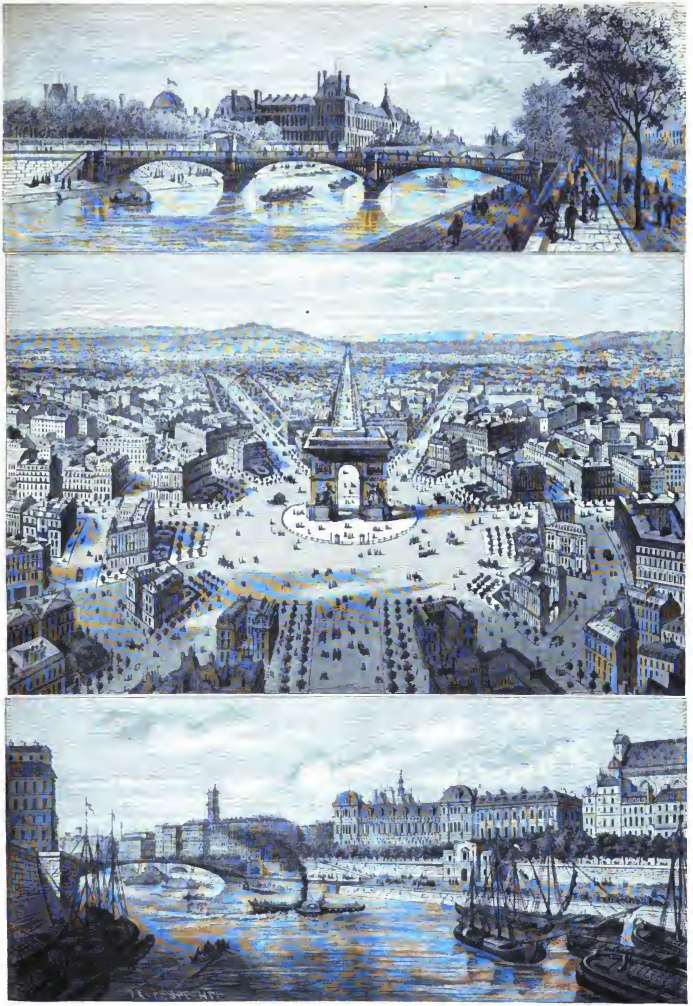
Sir John Pendergrass war nach der kurzen Unterredung mit seiner Mutter wieder in sein Zimmer hinaufgestiegen. Aron hatte ihm im Nachstamme auf den Simmis des Kamins gestellt, der Schein des Lichtes spielte auf einigen Rüststücken, welche neben dem Kamin auf Holzkreuzen glänzten. „Es sind gute Waffen meiner Ahnen gewesen," sagte Sir John leise vor sich hin, mit der Hand einen schön gearbeiteten Harnisch berührend. „Sie waren Alle thätig und wacker im offenen Gefechte. Der hier stand im Feuer von Marston Moore gegen die Hakenschützen Cromwell's — keiner der Träger hat sich mit Verschwörungen abgegeben — pah — es war eine andere Zeit. Heut ist es nicht mit der Waffe allein gethan. Wer müssen im Dunkeln arbeiten für unsern rechtmäßigen Herrn, und ich thue genug, wenn ich den Mann, der heut unter meinem Dache ruht, als ein heiliger Gunst hegüte. Es ist freilich nicht allzu schwer — es wird ihn Niemand bedrohen — ich fürchtete schon die Verschworenen. George wird ihnen aber meine Treue zugesichert haben, wenn es gilt, das Schwert für König Jakob zu ziehen —. Es ist Alles ruhig — aber ein Schloßherr, dem sich der Feind anvertraut, soll doch seine Runde machen." Er nahm seine Kappe, einige Schlüssel und verließ sein Zimmer. Der blasse Schein des Mondes fiel durch die Fenster von Kealbourn-house und erleuchtete die Gänge und Treppen nur spärlich, aber doch genügend für den Schloßherrn, der jeden Winkel, jede Biegung kannte. Neben der Thüre zu Sir John's Zimmer war ein Bild des heiligen Jakob von Compostella angebracht, unter welchem eine kleine Lampe brannte, die stets mit Beginn der Dunkelheit angezündet ward. Sir John betrachte sich, als er bei dem Bilde vorüberging, dann schritt er durch die Gänge in den andern Flügel des Schlosses. Mitten in seinem Laufe blieb er stehen. Er horchte. Es war ihm, als knirsche auf den Steinstreppen der Schritt eines Mannes. Er räuspere sich leise. Das Geräusch schwieg. „Es kann Täuschung gewesen sein," sagte Sir John leise — eine gewisse Unruhe überfiel ihn. Er näherte sich auf den Zehen dem Schlafzimmer des Königs. Entsetzt fuhr er zurück — aus dem Dunkel des Ganges trat eine Gestalt.

„Wer da?" flüsterte Sir John.

„George Porter," antwortete der nächtliche Gast, „der gekommen ist — Rechenschaft von Euch zu fordern."

„Um Gotteswillen, was wollt Ihr hier, George?"

Digitized by Google



(S. Seite 159.)
Digitized by Google

„Euch holen, Sir John. Ist das Euer Wort? sind das Eure Verheißungen? in dem Hause des Schmugglers sind die Mannen versammelt, denen Ihr in meine Hand Beistand gelobtet — Ihr habt schrecklichen Verdacht auf Euch geladen. Wer schläft dort?“ er wies auf die Thür des Schlafzimmers.

„Wilhelm, König von England,“ sagte Sir John ruhig.

„Dem Feinde Eures Glaubens, Eures Königs öffnet Ihr Euer Haus? Wir wußten es — aber ich bin mit rasender Eile hierhergeritten, um zu sehen, ob das, was wir gehört, Wahrheit ist.“

„Es ist Wahrheit. Ich schickte mich an, nach Romney-Moore zu eilen, als der König sich bei mir ansagen ließ. Ich konnte nicht hinweg, ohne Verdacht zu erwecken — ich durfte ihm nicht meine Thür verschließen, wollte ich nicht die Jakobiten seinem Hasse noch mehr aussetzen. Die Klugheit gebot mir also zu handeln.“

„Ist das alles gewesen, Sir John?“

„So wahr mir Gott helfe!“

„Wohlan denn, ich will Euch glauben — enge Bande sollen uns verknüpfen — ich denke nur gut von Euch. Sir John Pendergraß, das Schiffsal hat Euch und Euer Haus auserlesen, dem Staate Englands eine neue Form zu geben, als es den Oranier unter Euer Dach führte — Ihr sollt frei bleiben von Allem — ich will es vollbringen. Die Verschwörung ist beendet, noch ehe sie ihre Arbeit begann, wenn Ihr mir die Thür jenes Zimmers öffnet.“

Pendergraß befiel eine tödtliche Angst, seine Kniee schlotterten, er konnte sich kaum auf den Beinen halten. „Was — was wollt Ihr!“ stöhnte er leise.

„Oeffnet die Thür und ich zerschmettre dem Oranier den Kopf mit meinem Pistol.“

„Entsetzlicher — nimmermehr! Im Vertrauen auf meine Ehre hat er sich schlafen gelegt — ohne Beistand — ohne Wache. Ich bin entehrt, krümmt man ihm nur ein Haar, niemals werde ich dulden, daß er und sein Schlaf gestört werde. Ich nahm ihn auf, als er lam und sagte: Ich will der Welt zeigen, daß es noch edle Gegner gibt und daß ich ohne Furcht mein Haupt niederlege unter dem Dache eines katholischen Edelmannes!“ Er hat sich nicht getäuscht haben, mit meinen Ehren stehe ich für das des Königs.“

George Porter trat einen Schritt zurück. „Ihr seid ein Verbrücher, Sir John,“ flüsterte er mit scharfer Stimme. „Ich befehle Euch im Namen der Verbündeten, die Thür zu öffnen.“

Pendergraß rührte sich nicht.

„Wohlan denn, so brauche ich Gewalt. Ihr setzt mich mit zwei Pistolen bewaffnet — diese hier ist für Euch — der König schläft ohne Wache; wenn Ihr am Boden liegt, entreiße ich Euch leicht den Schlüssel zur Thür des Badekabinets — Hülfe ist für den Oranier nicht bei der Hand, Niemand hört das Rufen, selbst nicht die Schüsse, diese zweite Ladung zerschmettert den Feind der Stuarts — Euer Weigern ist nutlos, denn Ihr könnt den König nicht retten. Gebt den Schlüssel.“

Pendergraß faßte einen schnellen Entschluß — er hatte gesehen, daß die Thür, welche von dem Badezimmer in das Schlafgemach führte, geschlossen war, als er den König verließ. Da George durch das Badekabinet in das Schlafzimmer dringen wollte, so hatte Pendergraß die Absicht, den wüthenden Jakobiten zuerst in das Badekabinet treten zu lassen, dann aber die nach dem Gange führende Thür schnell zu schließen und den gefährlichen Mann auf diese Weise zwischen zwei geschlossene Thüren in das Kabinet zu sperren. Was dann geschehen würde, das wußte Pendergraß freilich nicht — Zeit zum Ueberlegen blieb ihm keine — er hoffte, daß die Verbindungsthür geschlossen sein werde und mit einem schweren Seufzer sagte er: „So kommt.“

George's Tritte waren nicht mehr so fest als vorher — trotz seines Muthes wankte er dennoch ein wenig; die Größe des nahenden Momentes wirkte mächtig auf ihn — Pendergraß zitterte nicht weniger; wenn die zweite Thür nicht geöffnet war, so war der König verloren. Sir John steckte den Schlüssel in's Schloß — George hob die Pistole. Pendergraß entnahm aus dieser Bewegung, daß der Verschwörer sofort auf den im Bette ruhenden König Feuer geben werde, wenn er sein schreckliches Ziel vor Augen hatte. Ohne zu sehen — zu hören öffnete Pendergraß die Thüre — ein heiserer Schrei entfuhr seiner Kehle. — die zweite Thür war offen, gegenüber von derselben stand das Bett, in welchem, vom Licht der halbgelöschten Ampel beleuchtet, deutlich sichtbar, der König ruhig schlummerte. Sein Haupt lag hoch — wie es seine Gewohnheit war, auf dem Kissen, seine Rechte hielt sein Schwert, das halb auf seiner Brust, halb auf dem Bette ruhte. Pendergraß deckte die Augen mit der Hand — er vermochte nicht zu rufen und fühlte eine heiße Welle in seine Brust steigen. George hatte sofort die Lage überschaut, er hob seine Waffe auf's Neue — er wollte abdrücken — ein Zittern befiel ihn, die Kniee bebten, die Zähne schlugen leise gegeneinander, kalter Schweiß rieselte über die Stirne, seine Leuchte er und sah hörbar klopfte sein Herz — Pendergraß blinzelte angstvoll bei Seite — der Schuß fiel nicht — George senkte die Pistole. „Hinweg — hinweg,“ lispelte er, den Arm des Edelmannes erfassend. „Ich habe die Kraft, ich habe den Muth verloren.“ Der König regte sich — er hustete. Pendergraß ließ den Moment nicht entschlüpfen, er zog George aus dem Kabinette in den Korridor und ohne sich Zeit zu gönnen, die Thür wieder zu schließen, schob er den noch immer Zitternden so weit als möglich von dem Schlafzimmer hinweg.

„Gelobt sei Gott,“ flüsterte er. „George, es war eine höhere Macht, welche Euren Arm ausstreckte. Ihr sollt nicht der Mörder des Oraniers werden.“

George hatte tief Athem, seine Fassung kehrte zurück und er bäumte sich mit auf. „Nein, nein,“ knirschte er, die Waffe wieder hebend, „es war eine Feigheit, dieser schlafende Mann war mir hinderlich, der Mord des Ruhenden wollte mir nicht gelingen — und doch, ich bin ein Feigling, ich hatte das Schicksal Englands, der Stuarts in meiner Hand, ward meinem Worte untreu — ich will zurück, will ihn wecken, der wachende Mann ist mir nicht furchtbar — laßt mich.“ Er that wieder einen Schritt gegen das Zimmer, aber Pendergraß warf sich ihm in den Weg.

George hatte tief Athem, seine Fassung kehrte zurück und er bäumte sich mit auf. „Nein, nein,“ knirschte er, die Waffe wieder hebend, „es war eine Feigheit, dieser schlafende Mann war mir hinderlich, der Mord des Ruhenden wollte mir nicht gelingen — und doch, ich bin ein Feigling, ich hatte das Schicksal Englands, der Stuarts in meiner Hand, ward meinem Worte untreu — ich will zurück, will ihn wecken, der wachende Mann ist mir nicht furchtbar — laßt mich.“ Er that wieder einen Schritt gegen das Zimmer, aber Pendergraß warf sich ihm in den Weg.

„George, leuchte er; „George, bedenke meine Ehre — ich hafte für das Wohl des Gastes.“

Aber George drängte den starken Edelmann mit der Kraft des Zornes bei Seite, nur wenige Schritte noch und er war wieder an der Thür — als plötzlich von der Treppe her ein Mann aus dem Dunkel trat, in seiner Hand blitzte ein Pistol, das er auf George richtete.

„Ella!“ rief der Verschwörer zurücktaumelnd; er hatte das junge Mädchen erkannt, welches mit Henry die Treppe heraufgekommen war.

„Henry Hobbart!“ rief Sir John. „Ich bin verloren.“

„Zurück von diesem Orte,“ sagte Henry ruhig. „Ich bin der Wächter des Königs und ich will mit seinen Mördern kämpfen.“

George und Pendergraß standen regungslos. Beide waren auf diese Wendung nicht vorbereitet.

„Sir John,“ sagte Henry, „schließen Sie die Thür des Kabinets.“ Pendergraß that es.

„Falsche Freunde,“ knirschte George. „Und sogar das Mädchen, welches ich liebe, ist gegen mich und übt Verrath.“

„George, Du irrst — ich bin unschuldig,“ flehte Ella.

„Ah — Herr George Porter,“ sagte Henry.

„Und Sie, Sir John, im Complotte mit diesem Herrn? — Sie ein Verräther — mehr noch: ein Mordgeselle gegen den, der im Vertrauen auf Ihre Ehre sich unter dem Dache dieses Hauses niederlegte? Oh — es ist schmerzlich.“ Henry schüttelte ernst das Haupt.

„Henry Hobbart,“ sagte Pendergraß, „ich bin unschuldig. Ich würde niemals in einen Streich gegen den König gewilligt haben.“

„Also dieser Mann ist der Mörder — dieser — der Verlobte von Miß Ella? — ha — Ihr sollt den König von England nicht ungestraft bedrohen. Darum jene Rütte in die Umgegend — deßhalb Eure Botanisirschaften? ich wecke den König — während ich ihm den Rückzug decke, soll er seine Garden herbeirufen — vielleicht enthüllt sich ein Complott — ich will —“

„Halt ein, Henry,“ bat Ella. „Du stürzest uns in das Elend — Du vernichtest den Vater Mary's.“

„Mary!“ stöhnte Hobbart.

„Ich bin ein Erbärmlicher, wenn ich den König nicht von der Gefahr unterrichte, und dennoch muß ich schweigen, will ich Euch nicht verderben.“

Pendergraß und George hatten mit gekreuzten Armen dem Gardisten gegenübergestanden.

„Wir sind in Ihrer Hand, mein Herr,“ sagte George kalt; „obwohl es noch darauf ankäme, wer von uns Beiden diesen Gang lebend verläßt, auch ich habe Waffen.“ Er hob wieder sein Pistol, aber Ella trat vor Henry.

„George — gieb Feuer,“ sagte sie; „aber Deine Kugel muß mich durchbohren, ehe sie Henry trifft.“

„Hollah! hollah! wer da? was gibt es?“ rief es in diesem Augenblicke aus dem Zimmer. Alle fuhren erschrocken zusammen — der König war erwacht — er hörte den Lärmen und rief aus dem Bette.

„St — um Gotteswillen, bleibt still — wenn er uns sieht, sind wir verloren,“ flüsterte Pendergraß und eilte in das Kabinet. „Majestät,“ rief er, „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung — ich

Digitized by Google

habe, um Eure Majestät recht gut zu bewachen, mit meinen Dienern die Runde gemacht und dabei wohl gelärmt — ich hielt es für gut, wenn —"

„Ha! ha!" lachte kurz der König. „Ihr seht, daß ich mich nicht einen Augenblick beunruhigte — Wachen? oh — wohlauf? Geht schlafen, Sir John. Ich log in guter Ruhe, Gott wich und Euch nicht." Er warf sich wieder in die Kissen zurück.

Sir John eilte hinaus. Er fand seine Leute noch auf derselben Stelle. George Porter saß ein, daß er verloren war, wenn Henry den König rief.

„Henry Hobbart," sagte Sir John, „was wollt Ihr thun?"

„Sir George," entgegnete Henry, „Sie werden Kealbournhouse verlassen und zwar mit mir."

Ella schreckte zusammen. „Mir Dir? — Ihr wollt Euch schlagen."

„Nein, Ella. Sir George wird nichts gegen mich wagen, denn selbst wenn er mich besiegte — es wäre euer Aller Unglück. Morgen würde der König zu Gericht sitzen. Ich will Sie — Sir George, nur sicher aus dem Bereich von Kealbournhouse entfernt wissen. Jenseits Playden entlasse ich Sie."

George schüttelte unmutig seine Locken. „Ich muß es thun — um Eurettwillen," stürzte er. „Ihr würdet sonst verloren — kommen Sie, mein Herr." Er schob sein Pistol in den Gürtel. „Auf Wiedersehen, Sir John," setzte er fast drohend hinzu. Er schritt die Treppe hinunter. Henry winkte nur noch einen Abschiedsgruß, dann folgte er ihm.

„Geh auf Dein Zimmer, Ella," sagte Sir John dumpf, „ich werde bei dem Könige wachen, bis es Tag ist."

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Welttheilen.

Der Putsch von la Villette. Mit Originalzeichnung von **August Beck** (s. S. 153). Trotz Antonat war ein rohes Unternehmen von Meuteren aus der Zeit der Lotos ohne politischen Hern. Bedeutung hat es dadurch gewannen, daß Gambetta sogar sich hinreißen ließ, die Betantwortlichkeit dafür auf jene Bismarck'schen Agenten zu wälzen, welche die Phantasie der Franzosen seit dem für sie unglücklichen Krieg aus allen Winkeln hervorlanern sieht. Indem der Deputirte dieser ebenso abgeschmackten als feigen Beschuldigung in der Kammer selbst Ausdruck gab, hat er die bei Austreibung der Deutschen verübten Gewaltsamkeiten zum guten Theil mit veranlaßt.

Es war am Sonntag den 19. August, als die Pariser Geheime Nachmittags 3 Uhr durch die Rue Andervilliers zog, mit Revolvern, Zagdflinten, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Ihr Ziel war die Kaserne der Sappeurs-Pompiers auf dem Boulevard la Villette, einer der dürftigsten Vorstädte von Paris. Dort forderte die Bande von der Schildwache, sie einsetzen zu lassen, sie wollen sich Gewehre und Munition holen, und als der Posten sich weigerte, schlugen sie auf ihn und suchten ihm unter dem Rufe: Vive la République! das Gewehr zu entreißen. Der Pompier rang mit seinen Angreifern und als er nicht losließ, gaben sie mehrere Pistolenschüsse auf ihn ab. Eine Kugel verwundete ihn an der Hand, eine andere in der Brust, so daß er zusammenbrach. Jetzt bemächtigten sich die Aufrührer seines Gewehrs, stürmten zwei Reihen, gaben ihrer gegen die Kaserne und drangen ein. Nachdem die Wache, welche aus einem Lieutenant, einem Corporal und zwölf Mann bestand, sich von der Ueberraschung gesammelt hatte und mit dem Bayonnette gegen das Gesindel anrückte, stießen sie in der Richtung vom Bictorville ab, brannten ihre Revolver los, brüllten ihr Marseillaise und richteten in jenem ganzen Stadttheil Verwirrung und Unruhe an. Bald aber gewannen die Bürger ihre Besinnung wieder, und im Verein mit herzlosen Straßenraum (Garde du Paris à cheval) und Municipalgarden wurden die Insurgenten verjagt, eine Anzahl von ihnen verhaftet.

Bei der ersten kriegsgerichtlichen Verhandlung am 21. Aug. machte der Lieutenant, welcher den Posten von la Villette commandirt hatte, folgende Aussage: „Am 14. gegen 3 Uhr lag ich mit meinem Bett in der Kaserne und hörte einen Lärm und dann Pistolenschüsse fallen dörte. Ich sah etwa 30 bewaffnete Individuen in die Kaserne eindringen. Ich ging unbewaffnet hinunter und trat dem Haufen mit der Frage entgegen: was wollt ihr? Worauf Einer: wir erwiderte man mir von allen Seiten, indem man die Revolver auf mich anlegte. Aber, sagte ich, die Pompiers haben nicht ihre Waffen, um sie euch zu geben! Seid ihr denn Mörder? Rein, antwortete einer von ihnen, der sie anscheinen führen, wir wollen die Waffen nur, um auch dem Gesetzgebenden Körper zu ziehen und dort die Republik zu proclamiren. Ich bichte um mich; ich hatte nur fünf Mann auf Wache. Gut, sagte ich, zieht euch zurück, man wird euch Waffen geben und ich werde mit euch auch dem Gesetzgebenden Körper ziehen. Da sie gehorchten, sagte ich nun zu meinen Leuten: Stellt euch in Reihe und Glied und geht Feuer! Unmöglich, antworteten sie, man hat uns heute früh unsere Waffen genommen. Da kamen einige von den Aufrührern zurück und riefen wiederholt: her Verräther, er hat commandirt, auf uns zu feuren! Ich eilte nach meinem Zimmer, bewaffnete mich mit meinem Revolver, kam wieder herunter und befahl meinen Leuten, mit dem Bayonnet anzugreifen. Auf diese andere Bewegung lief die Bande sogleich davon, indem sie Jäcke und Gewehre in dem Hofe zurückließ.

Von den sind Angeklagten — ein sechster konnte sich, durch einen Säbelhieb im Hasse verwundet, nicht verantworten — wurden nach dieser Verhandlung drei verurtheilt, die übrigen freigesprochen. Von etwa Dutzend Gefangenen aber wollte durchaus nichts zum Vorschein kommen.

Panoramobild 3 von Paris, von **Heinrich Merle** (s. S. 157.) — Man hat die jüngsten Schlachttage von Metz mit der Leipziger Völkerschlacht verglichen, und es ist nicht gesagt auch auf die letzte Einzelne von Paris einen Blick rückwärts zu werfen. Im Jahr 1815 hatte Napoleon, noch bevor er gegen die englischen und preußischen Heere in Belgien aufbrach, die Befestigung des Montmartre und von Montmartrenaut und ihre Armirung mit 300 Geschützen angeordnet, desgleichen wurde St. Denis, la Villette verschnzt und die Dörfer auf dem Plateau von Romainville zur Vertheidigung eingerichtet. Um diese Nordost- und Ostfront zu halten, hatte man aus den Besatzungen der Vorstädte, die nicht zu den 30,000 Mann Nationalgarde gehörten, 24. Bataillone Tirailleurs gebildet (17,900 Mann) und 20 Kompagnien Marine-Artillerie zur Bedienung der Geschütze bestimmt.

So war die Situation bei Paris, als Blücher nach der Schlacht bei Belle Alliance auf der Straße von Senlis bei seiner Verfolgung am 29. Juni vormittags von Dammfe eintraf und gegen St. Denis und Paris recognoscren ließ. Er hatte die Reste der französischen Armee unter Grouchy sich gegenüber, welche durch die von der Loire herbeigezogenen Depots etwa mehr als 55,000 Mann betrugen, 200 neue Geschütze aus Paris erhielten und von jenen 30,000 vorerwähnten Nationalgarden, 17,200 Mann Barrikadirten und 1000 Artilleristen aufgenommen wurden. Die Alliirten griffen die befestigte Front nicht an, wechselten bei Argenteuil das eine Mal und danach bei St. Germain das zweite Mal die Seine-Ufer, um sich mit Rechtsabwarsch vor die Südfront von Paris zu schieben, die minder verheidigungsfähig und gegen den Angriff nicht vorbereitet — leichter genommen zu werden versprach. Man fand zwar dort die Deschesten Sevres, Meudon, Montiseau und Issy besetzt, aber man schon nach einem Gefecht von mehreren Stunden Herr derselben. Der Versuch des Marschalls Davoust, Issy wieder zu erobern, wurde abgewiesen und nun ertheilte Napoleon schon am 29. Juni von Malmaison nach Rochefort abgegangen, kam am 3. Juli eine Capitulation zu Stande, in Folge welcher Paris übergeben wurde. —

Ueber dritten Panoramabild der jetzt von neuem bedrohten Weltstadt zeigt die Seiche des Tuilerieugartens, den Platz und Triumphbogen de l'Etoile, die Quais de la Grève und de la Megisserie mit den neuen Theatern und der Arcole-Brücke.

Eine Kriegswaffen-Fabrik, von **C. P. Liebeiren.** — Einer der beliebtesten Sammelsitze der Berliner, „Krugs Garten", welches an dem mit langen Baumalleen bepflanzten Boulevard des neuen Kanals gelegen, und zu dem fast Tausende pilgerten, um im Glanze der Toilettten bewundert zu werden und zu bewundern, und bei den Klängen der Militärmusik zu zvomeriren — Krugs Garten ist jetzt still und einsam; die Soldaten haben ja den Franzosen die Noten beigubringen und die trostigen, von schönen Augen oft verlagten jungen Leute, sie sind nicht bolehrt, sondern sein im Felde und der Feuerwache nach Paris. Dicht neben Krugs Garten aber, wo noch vor vier Wochen ein Roggenfeld auf und abwogte, wo die Bienen summten und Schmetterlinge sich wiegten, da ist seit vemnzehn Tagen eine kolossale, pallende, himmelhohe Welt entstanden. Der Regierung ist eingeschwirrt und auf seinen Stoppeln bedeuen sich vier parallel liegende, wohl 300 Fuß lange Werterbuden, die durch eine Querbude verbunden sind. Daneben auf freiem Platz werden hunderte von Rädern zugenagelt, ganze Wagenladungen möchtiger Kisten abgeladen und das Klopfen und Hämmern, das und den Männern schallt, begleitet die Arbeit der emsig dohei Beschäftigten.

Wie bitten neugierig um Einlaß; auf das Bereitwilligste öffnen sich die Thüren bei nächstbesten Buden und wir treten ein.

Ein unerwünzigter Anblick! Der erste lange Schuppen ist von oben bis unten mit Regalen gefüllt und in denselben dicht auf und übereinander gepackt: Büchse und nichts als Büchse!

„Wir sehen", beginnt unser französischer Führer, „der gestrige Verrath ist hier aufgetzhaelt, der heute zur Vertheidung kommt!"

„Nur der gestrige Verrath? Wie ist das möglich!"

„Nur der gestrige. Die fabricirten täglich sechzigtausend Büchse. Jede Wurst wiegt ein Pfund und ist zweimal geschnürt, so daß sie drei gleiche Theile giebt. Jeder Theil mit dreiviertel Quart Wasser gefacht, giebt das bei uns Drucksen so beliebe Gericht Erbsen und Würstelsuch!"

„Sprechen Sie von diesen Würsten, mein Herr?" fallen wir erstaunt ein.

„Nur von ihnen," erwidert lächelnd der Führer, „und ich werde Ihnen jetzt zeigen, was hinein kommt und wie sie fertigt werden".

Wir betreten nun in einem Seitenflügel. Hier sitzen Frauen und Mädchen vor einem wohl vier Fuß hohen, langgeflochtenen Wursthügel.

„Diese hundertachtzig Frauen und Mädchen binden die Würste in der Art, wie Sie gleichen bemerken werden" erklärte der Führer.

Der Blick öffnete sich jetzt auf einen langen anderen Schuppen. An den leitwärts stehenden Tischen sind Mann an Mann, lauter Fleischer, und wir konnten unserer Verwunderung nicht unterdrücken, nur kräftige rüstige Gesellen zu sehen, wie wir der Meinung waren, daß derselben täglich im Kriege hin müßten. Es waren ihrer fünfhundert, die mit flinken Messern den heißen, schönduftenden Speck, die Schinken und das Pökelfleisch verarbeiteten und in Würfel schnitten.

„Welche Berge von Rauchwaare!" riefen wir erstaunt.

„Wir verbrauchen davon täglich zweihundert Centner! Selbstverständlich kann Berlin soviel nicht liefern und da müssen die Schweine herhalten in Ungarn und in Hamburg, in Triest, Lübeck und Bremen. Stündlich kommen Fässer, die damit gefüllt sind, hier an, aber wir haben damit gar keine Umstände. Ein Berliner Lieferant hat die Sache in die Hand genommen, er liefert pünktlich, erhält pünktlich sein Geld von der Intendantur der II. Armee, für die wir ausschließlich auf Staatskosten arbeiten, und so geht Eins mit dem Andern Hand in Hand. Sehen Sie hier" fuhr er fort und zeigte auf zwei mächtige Kessel, „hier schmoren jedesmal ein Scheffel Zwiebeln in Schmalz." Der Duft war dezauberns!

Wieder ging's vorwärts in einen anderen Schuppen, wo ein mächtiger

Digitized by Google

Kupferkessel neben dem andern stand. Es war der Raum, wo die zweihundert Centner täglich gar gekocht wurden.

Auf der andern Seite befanden sich andere Kessel mit einem Drehwerk zum Umrühren und hier erst wurde aus die Lösung von der zähflüssigen Erhärtung: Eichsen und Pökelfleisch!

Mächtige Blöcke Rinderfett wurden in diesen Kesseln zerlassen und dazu ein Drittel von den oben beschriebenen Speck- und Fleischmassen und zwei Drittel heißes Erdenmehl gethan, das aus Braunschweige gelegenen Thurm die Riesenarme der Civilisation: die Eisenbahnen hergeschleppt hatten. Dazu kam die hertzlich duftende Zwiebel, Salz und Gewürz und — ein Geheimnis des Wurstfürsthers, das den Zweck hat, den Brei für mindestens zwei Jahre gut zu erhalten; woraus daßelbe bestand, wurde uns nicht mitgetheilt, jedenfalls aber wohl nicht aus Insectenpulver oder Petroleum, denn wir kosteten den durchgemengten Brei und — in der That — wie hat uns Erbsen und Pökelfleisch so gut geschmeckt, wie hier.

Große Blechkasten befanden den Brei zu den Wurstmachern, deren Jeder eine freidige Wurstmaschine vor sich hatte, aus der er mit der Linkenken preußischen „aufrechtigen Geschwindigkeit" seine Würste herauskschob und — wir hatten Alles gesehen.

„Wie ist es möglich," fragten wir beim Abschiede den Erfinder dieser Würste und Leiter des riesigen Unternehmens, einen westberühmten Berliner Koch, Oetzinger, den wir mit seinem Lorbeer Weben aber sehr einen Gruben gehalten, als für einen Koch, „wie ist es möglich, bei Ihren tausend Arbeitern, die nicht einmal im Accord, sondern im Tagelohn arbeiten, die Ordnung aufrecht zu erhalten und sie so fleißig sein zu lassen, wie wir bemerkt haben?"

„Sehr einfach," erwiderte lächelnd der Angeredete, „man muß nur ge-müthlich sein. Bummelt einmal Einer oder der Andere, drückt man ein Auge zu. Thut er es wiederholt, so rufe ich ihn, aber heß in die Stube, und sage zu mir, lohne ihn ab und — weg ist er! Vor diesem Verschwinden haben Alle Respect, nur nicht — am Tage, wo es Geld giebt!"

Bestätigt über den Umfang der Lieferungen, stammen über die riesigen Mengen, welche durch den klaren Kopf des Einen und durch die Eintracht der Mitwirkenden geschaffen wurden, verliehen nur die Schuppen, zu denen vor 19 Tagen der erste Pfahl in die Erde gerammt wurde und aus denen bereits — sechshundert und sechzig tausend Würste hervorgegangen! Wie manche von ihnen mag vom tapferen, hungrigen Krieger im fernen Frankreich freudig an's Herz gedrückt sein und mit Blicken betrachtet, als erzeuge er in die Augen des Liebchens daheim!

Berlin den 28. August 1870.

Chronik des Krieges. Fortsetzung zu Seite 143. (Vom 5. bis 10. August 1870.)

5. August. Die bei Weißenburg gegrecht (III.) Armee des Kronprinzen von Preußen setzt den Vormarsch in Frankreich fort. — Gefecht bahischer Truppen am linken Rheinufer bei Mündhausen. — Die Franzosen, welche Tage zuvor auf einen von Durbach nach Trier führenden Eisenbahnzug gefeuert, bewerfen die Stadt Saargebrücken in St. Johann mit Granaten.

Berlin den 28. August 1870.

Chronik des Krieges. Fortsetzung zu Seite 143. (Vom 5. bis 10. August 1870.)

5. August. Die bei Weißenburg gegrecht (III.) Armee des Kronprinzen von Preußen setzt den Vormarsch in Frankreich fort. — Gefecht bahischer Truppen am linken Rheinufer bei Mündhausen. — Die Franzosen, welche Tage zuvor auf einen von Durbach nach Trier führenden Eisenbahnzug gefeuert, bewerfen die Stadt Saargebrücken in St. Johann mit Granaten. — Ein Geschwader der französischen Panzerflotte paßirt Korfoer südwärts. — In Paris große Aufregung in Folge des Gerüchts von dem Siege der Preußen bei Weißenburg.

6. August. Großer Sieg der III. Armee unter Führung des Kronprinzen von Preußen bei Wörth über das Corps des Marschalls Mac Mahon, welches durch Divisionen der Corps Failly (5. Corps) und Canrobert (6. Corps) verstärkt war. Kronprinz Wilhelm weist General Colson, Generalstabs-Chef Mac Mahons, getödtet, General Raguet verwundet. — Nachdem sich die Spitzen der preußischen Kolonnen der I. Armee am 5. der Saar genähert hatten, greift General v. Kamecke mit der 14. Division das Corps Bazaine und 3 Divisionen anderer französischer Corps westlich von Saarbrücken in deren verschanzter Stellung auf den Bergen von Spichern an. Mit Unterstützung von Abtheilungen der 16. Division und der 5. und 6. Division von der II. Armee wird unter dem Kommando des Generals v. Goeben die feindliche Position erstürmt und der Feind zum Rückzug gezwungen. Der Commandeur der 27. Infanterie-Brigade, General-Major von Francois, fällt. — In Folge der Siege der deutschen Truppen bei Weißenburg und Spichern hat der französischen Armee mancherlei aus der ganzen Linie Kehrt und tritt den Rückzug nach den Innern Frankreichs an. Die Franzosen werden bei ihrem Rückzuge aus Saarbrücken Bomben in diese Stadt. — Die französische Flotte ist vor Emden in Sicht. — Der erste Transport französischer Kriegsgefangenen paßirt Berlin. — In Paris beherrschte Aufregung, gesteigert durch bald als falsch erwiesene Börsengerüchte über einen von den Franzosen gewonnenen Schlacht. Proklamation des Minister-Conseils, welche zur Ordnung mahnt. — Die französischen Truppen, welche den Kirchenstaat besetzt hielten, werden in Civita-Vecchia eingeschifft.

7. August. Königliches Hauptquartier in Homburg (Rheinpfalz). — Gefecht bayrischer Truppen bei Niederbronn und württembergischer Kavallerie bei Reichshofen gegen Truppentheile des zurückweichenden Mac Mahon'schen Corps. — Die I. Armee besetzt Saargemünd und Forbach, die III. Hagenau. — Prinz Friedrich Karl von Preußen (II. Armee) verlegt sein Hauptquartier nach Bieskosheim. — Ein Theil der preußischen Flotte vor Stift feuert Salut-schüsse Frühmorn. — Paris wird in Belagerungszustand erklärt.

8. August. Bundes-Präsidial-Verordnung, betreffend das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von Waffen, Kriegsmunition, Blei, Schwefel und Salpeter. — Die hessische Division unter Prinz Hessen-Darmstadt entläßt den Dank und für die tröstige Abwehr des ruchlosen Angriffs auf die deutschen Grenzen. — Proklamation der Minister in Paris, durch welche das Volk zur Erhebung aufgefordert wird. Der gesetzgebende Körper wird zum 9. d. M. berufen.

9. August. Der König verleiht dem Kronprinzen für den Sieg bei Weißenburg das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. — St. Avold (an der Eisenbahn von Saarbrücken nach Metz) wird von preußischen Truppen besetzt. Preußische Patrouillen streifen bis 2 Meilen von Metz. — Die Feste Lützelstein (La petite pierre) wird von der III. Armee besetzt und das Fort Lichtenberg von württembergischer Artillerie in Brand geschossen. — Der Kommandant von Straßburg, welches von den deutschen Truppen cernirt ist, wird von dem General v. Werder zur Uebergabe aufgefordert; er weist die Aufforderung zurück. — Marschall Bazaine übernimmt den Oberbefehl über die französische Armee. — Ein zweites französisches Panzergeschwader paßirt Dover, nach der Ostsee steuernd. — Eröffnung der französischen Kammern. Im Senat verliest der Minister Parieu, im gesetzgebenden Körper der Minister Ollivier eine Erklärung, nach welcher die Regierung alle außerordentlichen Befugnisse der Nationalgarde, die Einverleibung der Mobilgarde in die aktive Armee und die Einziehung der Altersklasse 1871 verlangt. Nach heftigen Scenen nimmt der gesetzgebende Körper eine militärische Tagesordnung an, welche ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium ausspricht. Das Ministerium tritt in Folge dessen zurück und Marschall Graf Palikao wird mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Der gesetzgebende Körper beschließt, daß die unverletzlichen Gebäuden der Gesetzgebenden 1858—1863 zu den Fahnen einberufen werden sollen. Tumultuanten auf dem Boulevard werden durch berittene Munizipalgarden zerstreut. — Der Belagerungszustand wird in Frankreich über die Departements der I., III., VII. und Corse der VIII. Militärdivision verhängt. — In London wird zwischen dem Grafen Bernstorff und Lord Granville ein neuer Vertrag bezüglich Belgiens unterzeichnet.

10. August. Das Königliche Hauptquartier trifft in Saarbrücken ein. — Der französische Marine Lieut. Prinz Napoleon hat Dieppe verlassen, obgleich von der deutschen Kavallerie. — Die Linie Saarunion, Groß-Tenquin, Faulquemont, Fouligny, les Etanges ist von der deutschen Kavallerie bereits überschritten. — „Der Staatsanzeiger" veröffentlicht ein Schreiben des Grafen Bernstorff an den Präsidenten des Nord-Deutschen Bundes-Kanzleramt vom 5. August 1866 nebst dem gehörigem Entwurf einer von Frankreich vorgeschlagenen geheimen Konvention, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich betreffend. — Depesche des Handelsministers (des früheren Gesandten v. Thiele), mittheilt welcher der vorerwähnte Vertrags-Entwurf vom 5. August 1866 den Gesandten des Nordeutschen Bundes mitgetheilt wird. — In dem französischen gesetzgebenden Körper wurden die Namen der neuen Minister von dem Grafen Palikao bekannt gemacht.

Kriegs-Anekdoten. (Fortsetzung zu S. 143.) — Zwei holländische Matrosen studiren am Schaufenster einer Kölner Buchhandlung die ausgelegten Karten vom Kriegsschauplatz. Zur Erläuterung waren die Stellungen der Kämpfenden durch Nadeln mit farbigen Köpfen bezeichnet. Als einer der beiden sich endlich zurecht gefunden, rief er dicht holländisch aus: „Goddome, do Franschen hebben een slechte pip patak gerookt!!" —

— Im der Nähe von Pont-à-Mousson, 16. August. Nachmittags 3 Uhr eine Zündkapselfabrik in die Luft. Der Stadtbrief, welcher die Explosion zunächst lag, hielt die Detonation für einen Kanonenschuß aus dem benachbarten Fort, welcher nichts andres bedeuten konnte als einen Sieg bei Berdun. Allgemeines Straßenjubel, Hochrufe, Absingung der Marseillaise. Erst gegen Abend erfuhr man das Richtige, die Gesänge verstummten, die Flaggen wurden eingezogen, und die Bevölkerung sprach still mit langen Gesichtern.

— Ein leichtverwundeter Soldat vom 40. Regiment kam in eine Berliner Restauration, die nur von besseren Gesellschaft besucht wird. Da er nun Alle um den Soldaten versammelt und hatte ihn, ihnen doch von der Schlacht bei Saarbrücken — dort war er nämlich verwundet worden — zu erzählen. Er kam gern der Aufforderung nach, erzählte mit der ihm eigenthümlichen Manne, als welcher der Krieger sich erwies, eigenen Weise sehr lebendig von der mörderischen Schlacht. Alle wollten ihm, um sich dankbar zu bezeigen, zu trinken geben lassen. Der Soldat setzte indeß sowohl dies, als auch die ihr ihn verantwortlich Gastgeber, Bewirthung ab, und sie sagte: Ihr sagt sei, verstehen zu bedürfen. „Dann verstehen sie doch das Geld unter Ihre bedürftigen Kameraden", schlugen die Anwesenden vor, und mit diesem Auftrage nahm der Soldat die gesammelte Baarschaft mit. Gesammelt an.

— Ein litthauischer Dragoner erhielt bei dem Gefecht am 14. August einen Hieb über den Kopf und in demselben Augenblicke brach auch sein Pferd, von einer feindlichen Kugel getroffen, unter ihm zusammen. Anfangs betäubt, sah er sich bald nach seinem Pferde um, das er sah in einiger Entfernung einen Artilleristen zu Pferde. Rasch lief er auf denselben zu, und indem er sich mit der einen Hand das Blut vom Kopfe abwischt, lagt er zu dem Artilleristen verwundert: „Mensch giff mie mal faste een Beet Dien Pörd; dem Kerel kann's nich!" —

— Vom Schachtfeche zum Saarbrücken schrieb ein Stettiner Offizier: „. . . . Nicht weit von unserm Biwouak war ein schiefster Hügel, gezirt mit einem roh zusammengeschlagenen Kreuze. Ich war oben im Begriff hinzugehen, um zu sehen, wessen Körper dort begraben, als ein General mit einigen Leuten sich dem Grabe näherte, die sich anschickten, das Grab zu öffnen. Ich fragte einen Mann vom 74. Regiment, was das zu bedeuten; er erzählte mir Folgendes: Soeben trat noch der General v. Manteuffel auf der Chaussee und sagte zu mir: „Na, mein Sohn, habt ihr viele Verluste gehabt?" — „Ja wohl, Excellenz, es sah sehr, sehr viele gebliehen." „Bei welcher Compagnie seid ihr denn, mein Sohn?" Der Gefragte nannte seine Nummer. „Lebt euer Compagnie-Chef noch?" — „Nein, er und der größte Theil unserer Leute sind gefallen." — Das Gesicht des Generals zuckte schmerzhaft, eine Thräne quoll aus seinem Auge, der Vater hatte seinen Sohn verloren! Der General eilte darauf mit mir zu dem Grabe hinter. Sie der Erzähler. Inzwischen war das Grab geöffnet. Unsere Leute nahmen den Todten heraus und wuschen das entsetzliche Gesicht ein wenig ab. Lange schaute der Vater auf das bleiche Antlitz des tapferen Gefallenen, endlich drückte er einen Kuß auf die erkaltete Stirn, dann wendete er sich ab und gab die nöthigen Anordnungen, einen Sarg aus der Stadt zu holen, um seinen Sohn in denselben legen zu lassen."

(Forts. f.)

Inhalt: Der Bauernkaiser. Historischer Roman von F. Pfau. — Im Vaterland von J. Tarzenjew. Forts. — Die Postwerke von Wolfenburg. Eine zeitgemäße Erinnerung. Von Karl Ruß. — Im Thron und Heben. Von G. Hiltl. Forts. — Aus alten Weltheilen: Der Parsch von le Bieter. Originalzeichnung von H. Vogel. — Panoramabild 3 von Paris, von Heinrich Merte. — Eine Kriegsmunitz-Fabrik. Von C. H. Fiederitz. — Chronik des Kriegs (vom 5. bis 10. August). Forts. — Kriegs-Anekdoten. Forts.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Album des class. Alterthums,

zur Anschauung für die Jugend, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Galerie von 72 Tafeln in Fordenbruck, nach der Natur und nach antiken Vorbildern, mit beschreibendem Text von **Hermann Rheinhardt**, Professor am Gymnasium in Stuttgart.

Vollständig in 12 Lieferungen à 15 Sgr. = 54 Nr. südd. Mit erläuterndem Text pro Einband apart ca. 12 Sgr. = 45 kr.

Gallia,

oder

C. Julii Caesaris temporibus.

In neuem schulgerum edidit

Arminius Rheinhardt.

Große colorirte Wandkarte des alten Galliens.

Auf Leinwand gezogen à 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. südd.

Athenae,

edidit A. Rheinhard.

Großer colorirter Plan von Alt-Athen, nach den neuesten Forschungen.

Mit einem Carton des Hafen von Athen. Auf Leinwand gezogen à 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. südd.

Roma vetus,

edidit **A. Rheinhard.**

Großer colorirter Plan von Alt-Rom, mit 10 Randbildern römischer Prachtbauten und einem Carton des Forums.

Auf Leinwand gezogen à 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. südd.

Einzelne dieser Wandkarten à 20½ Sgr. = 1 fl. 30 kr. südd. Pro Einband apart ca. 5 Sgr. = 15 kr.

Von dem berühmten Militär-Schriftsteller Rüstow nach Napoleons III. Generalstabskarte.

Atlas

zu Julius Cäsar's gallischem Krieg.

Hauptsächlich für Studirende und Militärs.

Von **W. Rüstow**, Obers-Brigadier.

15 colorirte Karten und Pläne. Preis: Broschirt 22½ Sgr. = 1 fl. 18 kr. südd. Pro Einband apart ca. 5 Sgr. = 15 kr.

Von dem berühmten Militär-Schriftsteller Rüstow nach Napoleons III. Generalstabskarte.

Atlas orbis antiqui,

edidit **A. Rheinhard.**

Schul-Atlas der alten Geographie in 12 colorirten Karten und Plänen.

Cartonnirt 22½ Sgr. = 1 fl. 18 kr. südd.
Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Chiolich-Löwenberg, Hermann v.,

Ingenieur zum Wasserbau

nach den neuesten Quellen bearbeitet.

1. Abtheilung. Der Brunnenbau. 2. Abtheilung. Pumpwerke, Cisternen, Brunnen, artesische Brunnen, Wasserleitungen. 3. Abth. Entwässerung und Bewässerung. Kanal- und Kanalisirungsleitungen, Dammbrüchen, Gerbers. Veröffentlicht 10 Bände = 17 fl. 30 kr. südd. Einzeln: 1. Abtheilung 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. südd. 2. Abtheilung 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. südd. 3. Abtheilung 3 Thlr. = 5 fl. 30 kr. südd. Pro Einband ca. 1 Thlr. = 1 fl. 45 kr. südd.

R. Baumeister,

Professor der polytechnischen Schule in Carlsruhe.

Architektonische

Formenlehre für Ingenieure.

50 Bogen in 4°, mit 302 Holzschnitten. Preis vollständig 5 Thlr. 15 Sgr. = 9 fl. südd. Pro Einband des ganzen Werkes wird ca. 10 Sgr. = 36 kr. apart berechnet.

Inhalt:

Erste Abtheilung. 1 Thlr. 25 Sgr. = 2 fl. südd. Allgemeine Grundsätze der Baukunst.

Zweite Abtheilung. 3½ Thlr. 25 Sgr. = 6 fl. südd. Anwendungen auf den Steinbau.

Die einfach- und direkt wirkenden

Woolf'schen

Wasserhaltungsmaschinen

der Grube Altenberg bei Aachen.

Beschreibung, Berechnung und Resultate derselben.

Notizen über verwandte Maschinensysteme und einer Abhandlung über die Anwendung der Expansion bei Maschinen ohne condensirtes drehende Bewegung.

Von **Carl Ley**,

Civilingenieur in Bonn, Corrispond. der Gesellschaft «Vieille Montagne», früher Assistent bei Hrn. Prof. Reidenbacher am gewerb. Inst. Polytechnikum zu Karlsruhe.

Mit 9 in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Tertfafeln nebst einem Atlas von 12 großen Tafeln.

Preis 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. südd.

Neu erschien in unterzeichnetem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Pacific-Eisenbahn

in

Nordamerika

von

Robert von Schlagintweit.

Mit Illustrationen, einer Karte und einer Meilentafel.

8. eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Da sowohl der Gegenstand wie der Name des Herrn Verfassers hinreicht, um die allgemeinste Aufmerksamkeit diesem interessanten Buche zuzuwenden, begnügen wir uns hier mit der Mittheilung des Inhaltsverzeichnisses:

I. **Allgemeine statistische Angaben:** Einleitung. Die Verbindungen zwischen Osten und Westen. Dauer der Fahrzeit. Verwandlungstabelle englischer Meilen in deutsche. Bisherige, Länge der Bahnlinien. Historisches über den Bau der Bahn.

II. **Die Union-Pacific-Eisenbahn** (vom Missouri zu den Felsengebirgen): Omaha, der Ausgangspunkt der Pacificbahn. Council Bluffs. Die Eisenbahnbrücke zwischen Omaha und Council Bluffs. Abfertigung der Reisenden mit den Zügen. Einrichtung der Eisenbahnwagen. Die Pullman'schen Schlafwagen. Die Gegend zwischen Omaha und North Platte City. Die Länge der Bahn angesiedelten Indianer. Die Fahrgeschwindigkeit der Pacific-Eisenbahn. Columbus in Nebraska. Jalesburg, Cheyenne und Fort Dodge A. Ruffell. Die klimatologischen Verhältnisse der Ebenen. Die Thierwelt auf den Ebenen. (Ueber die Felsengebirge zum Großen Salzsee): Sherman, die höchste Eisenbahnstation der Welt. Die Laramie Ebenen. Die Bevölkerung der Reisenden. Die Große amerikanische Wüste. Die Felsengebirge. Die Felsen-Cathedrale bei Church Buttes. Der Tahle Rock im Bitter Creek Thal. Eisenbahnpassage durch die Canons. Das Teufelsthor, Salt Lake City und die Mormonen. Die Dämme der Union-Pacific-Eisenbahn. Die Brücken und Bindbrete der Union-Pacific-Eisenbahn. Die Union-Pacific-Eisenbahn im Winter. Die Beamten der Union-Pacific-Eisenbahn. Die Einnahmen der Bahn und deren Herstellungskosten. Frachtpreise der Union-Pacific-Eisenbahn.

III. **Die Central-Pacific-Eisenbahn** (vom Großen Salzsee zur Sierra Nevada): Die Wagenwechsel in Ogden. Promontory Point in Utah. Das Große Salzseebecken. Chinesen und Indianer. Das Humboldthal. Die junge Stadt Elko und ihre Bewohner. Die Silberminen von White Pine. White Pine, seine Städte und sein Klima. Die geologischen Verhältnisse Nevada's, Argenta, Winnemucca und Virginia City. Der Westen Mineralbezirk. (Ueber die Sierra Nevada nach Sacramento): Die Fahrt über die Sierra Nevada. Technische Vorrichtungen. Die höchsten Spitzen der Sierra Nevada. Im Hotelzug der Pacific-Eisenbahn. Stagelahrt über die Sierra Nevada. Californien's Wälder. Sacramento. Die Beamten der Central-Pacific-Eisenbahn.

IV. **Die Western-Pacific-Eisenbahn:** Länge der Bahn. Bau der Bahn. Stocken. Das Klima Californien's. San Francisco.

V. **Die Eisenbahnstationen zwischen New-York und San Francisco:** Die Stationen zwischen Newyork und Chicago. Die Stationen zwischen Chicago und Omaha. Die Stationen auf der Union-Pacific-Eisenbahn. Die Stationen auf der Central-Pacific-Eisenbahn. Die Stationen auf der Western-Pacific-Eisenbahn.

Verzeichniß der Illustrationen: 1. Die Sierra Nevada in ihren höheren Theilen; Mittelbild. 2. Pullmanscher Schlafwagen. 3. Locomotive auf Dreiß. 4. Ansichten und Schaubrod von Brigham Young in Salt Lake City. 5. Indianerin mit Kind. 6. Die Eisenbahn in den höheren Theilen der Sierra Nevada. 7. Ein Schneebach in Californien. 8. Ein Tunnel in der Sierra Nevada. 9. Ein Viadact der Central-Pacific-Eisenbahn.

Beilagen: 1. Karte der Pacific-Eisenbahn. 2. Meilentafel der gegenseitigen Entfernungen der wichtigsten an der Pacific-Bahn und einigen ihrer Verzweigungen zwischen Omaha und San Francisco gelegenen Orte.

Cöln und Leipzig 1870. **Eduard Heinrich Mayer.**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen:

Die

Deutsche Schaubühne,

Organ

für Theater, Musik, Kunst, Literatur und soziales Leben.

Herausgegeben von **Martin Pereis.**

XI. Jahrgang.

Jährlich erscheinen 12 Hefte à 6 Bogen in 8°. Preis des Jahrgangs 4 Thlr. einzelner Hefte à 15 Ngr.

Da die Mitwirkung **aus den bedeutendsten Schriftstellern** jetziger Zeit bestehen, so wurde die deutsche Schaubühne allgemein von der Kritik als eine der besten Zeitschriften in diesem Fache anerkannt, was auch ihr schon zehnjähriges Bestehen am Besten bekundet. Der Inhalt eines jeden Heftes ist äußerst reichhaltig und bietet, außer trefflichen neuen Theaterstücken aller Gattungen, gediegene Aufsätze über Theater, Musik, Kunst und Literatur; ferner Feuilletons aus allen größeren Städten Deutschlands, biographische Skizzen bedeutender Bühnenkünstler und Künstlerinnen mit seinen Portraits in Stahlstich 2c. Recensionen über die Leistungen der deutschen Bühne und Literatur, Poesien 2c. 2c. Die Deutsche Schaubühne bietet also einen sehr mannigfachen und gediegenen Inhalt und sollte daher in keiner Bibliothek der Theater- und Literaturfreunde fehlen.

Von den Jahrgängen 1860, 1861, 1863 bis 1869, soweit complet, ist noch eine kleine Partie vorräthig.

Verlag von **Oskar Leiner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Walter Scott's

sämmtliche Romane,

neu übersetzt von

Dr. Herrmann, Fr. Richter, Fr. Funk, Oelckers, Dr. E. Susemihl, Dr. Carl Andrä, W. Sauerwein und Andern.

Vollständig in 25 Bänden mit 25 Stahlstichen.

Preis 12 thlr. = 21 fl. 36 kr. Südd. — Jeder Band einzeln à 15 sgr. = 54 kr. Südd.

Verzeichniß der sämmtlichen Bände:

Bd. 1: **Waverley.**
„ 2: **Robin der Rothe.**
„ 3: **Der Pirat.**
„ 4: **Das Kloster.**
„ 5: **Der Abt.**
„ 6: **Quentin Durward.**
„ 7: **Guy Mannering.**
„ 8: **Kenilworth.**
„ 9: **Der Alterthümler.**
„ 10: **Der Kerker.**
„ 11: **Die Schwarmer.**
Bd. 12: **Nigels Schicksale.**
„ 13: **Der Talisman.**
„ 14: **Ivanhoe.**
„ 15: **Das Mädchen von Perth.**
„ 16: **Braut v. Lammermoor.**
„ 17: **Graf Robert von Paris.**
„ 18: **Anna v. Geierstein.**
„ 19: **Woodstock.**
Bd. 20: **Montrose und Der schwarze Zwerg.**
„ 21: **Peveril v. Gipfel.**
„ 22: **Redgauntlet.**
„ 23: **St. Ronans-Brunnen.**
„ 24: **Die Verlobten.**
„ 25: **Das gefährliche Schloß und Chronik von Canongate.**

Sämmtliche Romane können auch in einzelnen Lieferungen à 3 sgr. = 9 kr. Südd. bezogen werden.

Jedem Roman wird ein englischer Stahlstich beigegeben.

Diese Ausgabe ist die einzige handliche, elegante und dabei **ganz vollständige** eines klassischen Schriftstellers, dessen hohe Verdienste um Geistes- und Geschmacksbildung aller Nationen von keinem Andern jemals verdunkelt werden können: die Romane von **Walter Scott** stehen einzig und unerreicht da — in Hütten und Palästen gern und mit Nutzen gelesen, glauben wir sie namentlich in jetziger Zeit mit Recht als eine erfrischende, kräftigende, und dabei höchst unterhaltende Lektüre ganz besonders empfehlen zu können.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an und liefert ohne Preiserhöhung und zwar broschirt zu obigen Preisen; in rothe Leinwand mit Goldtitel gebunden wird bei Abnahme sämmtlicher 25 Bände pro Band circa 5 sgr. = 18 kr. S. apart berechnet.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

4. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold **Auerbach**; Arthur **Ritter**; **Brachvogel**; **Engel**; **Freiligrath**; Fr. **Friedrich**; **Gerstäcker**; **Glagau**; **Glassbrenner**; **Gumtram**; Ludw. **Habicht**; **Hammer**; M. **Hartmann**; **Hillt**; Fr. **Hoffmann**; **Hugbenss**; T. **Kerner**; E. A. **Königi**; **Krasser**; **Kreyssig**; **Liebetreu**; **Lippert**; W. **Löbe**; **Loth**; **Mützelburg**; **Oelschläger**; E. **Pöhg**; **Rasch**; **Reclam**; **Reinhardt**; J. **Reitenbach**; M. **Ring**; **Rodenberg**; v. **Roskowska**; **Russ**; **Schasler**; R. **Schmidt**; A. **Schöll**; **Schramm**; **Temme**; **Turgénjew**; **Venedey**; C. **Vogt**; **Walesrode**; **Weck**; M. **Wenzel**; **Werner**, Cap. z. See; **Willkomm**; **Wittstock**; **Würm**; **Zelsing** etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(**Carl Hoffmann.**)

Alle Buchhandlungen, Expeditionen, Postanstalten etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern *ohne Preiserhöhung.*

☛ Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden; jedes Heft wird einzeln bezahlt. Eine Gratis-Stahlstichprämie wird nicht gewährt.

Digitized by Google

Inhalt des vierten Heftes.

	Seite
Der Dämon Napoleons III. Von Dr. Gustav Beck.	161
Der Bauernkaiser. Historischer Roman von Ferd. Pflug. (Forts.)	162. 181. 193
Zur Abrechnung mit Frankreich. Von Richard Schmidt.	165
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. (Forts.)	166. 179. 195
Der Artillerie-Belagerungs-Park von Metz. Von Dr. Ferd. Pflug.	170
Um Thron und Ehren. Historischer Roman von Georg Hiltl. (Forts.)	171. 187. 199
Das Gefecht bei Weißenburg am 4. August 1870. Von Dr. Ferd. Pflug.	177
Nach der Schlacht. Mit Bild.	184
Alfred de Musset's deutscher Rhein. Von S. Junghans	184
Kriegsbilder. Von Friedrich Henning.	189
Vermißt! Eine zeitgemäße Erinnerung und Mahnung aus dem Kriege des Jahres 1866. Von Dr. Karl Ruß.	198
Die modernen Festungen. Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höheren Ingenieur-Offizier. Mit Plänen.	204
Aus allen Weltheilen: Freiherr v. Moltke. Von Dr. Otto Löwenstein, mit Porträt. Auf Deck des deutschen Panzerschiffs „Friedrich Karl". Mit Abbildung von Lorenz Ritter. Ein projektirtes Kabel. Chronik des Kriegs, (Forts.). Zur Beleuchtung Napoleons I. Frankreichs Janustempel. Das Elsaß. Loskringen. Die Champagne. Kriegs-Anekdoten, (Forts.) — Durchzug französischer Gefangener auf dem Bahnhof in Stuttgart, Originalzeichnung von Robert Ruß. Zu Hegel's hundertjährigem Geburtstag (27. August 1870), mit Porträt. Der eiserne Graf, mit Porträt. Chronik des Kriegs, (Forts.). Berliner Skizzen von Dr. Otto Löwenstein. II. Physiognomie von Lüneville. Saargemünd. Chassepot und Zündnadel. Gepanzerte Eisenbahnzüge. Kriegs-Anekdoten, (Forts.) — Württembergische Jäger mit Beute aus Lichtenberg auf dem Weißenburger Marktplatz. Originalzeichnung von Prof. Häberlin. Der deutsche Oberfeldherr, mit Porträt. Chronik des Kriegs, (Forts.).	175. 190. 207

Der im vorigen Jahre angestellte Versuch, die älteren Jahrgänge von

Buch der Welt — Freya — Journal illustré

sauber gebunden in Glanzleinwand, mit Goldvignette und Rückentitel, auf den Weihnachtsmarkt zu bringen, hat so allseitigen Anklang gefunden, dass ich mich entschlossen habe, die älteren Jahrgänge

noch weiter herabzusetzen

A. **1. Buch der Welt, Jahrgänge: 1843. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 53. 54. 55. 57. u. 58.** (die Jahrgänge 1842. 50. 51. 52. 56. u. 59. sind vergriffen), also 12 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 2 thlr. 18 sgr. = 6 fl. 8 S., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. 8.**

2. Freya, Jahrgänge: 1865. 66. u. 67. (die Jahrgänge 1861. 62. 63. u. 64. sind vergriffen), also 3 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 3 thlr. = 4 fl. 48 kr., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. 8.**

B. **Buch der Welt, Jahrg. 1860. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. u. 69.,** also 10 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 3 thlr. 18 sgr. = 6 fl., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. 15 sgr. = 2 fl. 42 kr. 8.**

Prämien werden bei herabgesetzten Preisen nicht gratis gegeben, auf Wunsch stehen dieselben jedoch à 12½ sgr. = 1 fl. 6 S. zu Diensten.

C. **Journal illustré des Familles, reich illustrirt, passend für junge Mädchen und zu Prämien-Geschenken in Instituten), Jahrgänge 1863 u. 64,** also 2 Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 2 thlr. = 3 fl. 36 kr. S., **herabgesetzt à Jahrgang auf 15 sgr. = 54 kr. S.**

Einbände und Decken zum Selbstkostenpreise.

1 Einband **braun** Leinen 10 sgr. = 36 kr. 1 Decke 8 sgr. = 28 kr.
1 „ **roth** „ 12 sgr. = 42 kr. 1 „ „ 10 sgr. = 36 kr.

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Herodot's
von Halikarnassus Musen,
von
J. Chr. F. Bähr.

Vollständig in 24 Lieferungen. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. Südd.

Lief. 1. Einleitung und Buch 1 (Klio), Kap. 1 bis 38.
„ 2. Buch 1 (Klio), Kap. 39 bis 171.
„ 3. Buch 1 (Klio), Kap. 172 bis Schluß.
„ 4. Buch 2 (Euterpe), Einleitung und Kap. 1 bis 14.
„ 5. Buch 2 (Euterpe), Kap. 15 bis 77.
„ 6. Buch 2 (Euterpe), Kap. 78 bis 126.
„ 7. Buch 2 (Euterpe), Kap. 127 bis Schluß.
„ 8. Buch 3 (Thalia), Kap. 1 bis 58.
„ 9. Buch 3 (Thalia), Kap. 59 bis Schluß.
„ 10. Buch 4 (Melpomene), Einleitung und Kap. 1 bis 43.
„ 11. Buch 4 (Melpomene), Kap. 44 bis 125.
„ 12. Buch 4 (Melpomene), Kap. 126 bis Schluß.
„ 13. Buch 5 (Terpsichore), Einleitung und Kap. 1 bis 54.
„ 14. Buch 5 (Terpsichore), Kap. 55 bis Schluß.
„ 15. Buch 6 (Erato), Einleitung und Kap. 1 bis 63.
„ 16. Buch 6 (Erato), Kap. 64 bis Schluß.
„ 17. Buch 7 (Polymnia), Einleitung und Kap. 1 bis 10.
„ 18. Buch 7 (Polymnia), Kap. 11 bis 91.
„ 19. Buch 7 (Polymnia), Kap. 92 bis 165.
„ 20. Buch 7 (Polymnia), Kap. 166 bis Schluß.
„ 21. Buch 8 (Urania), Einleitung und Kap. 1 bis 66.
„ 22. Buch 8 (Urania), Kap. 67 bis Schluß.
„ 23. Buch 9 (Kalliope), Einleitung und Kap. 1 bis 57.
„ 24. Buch 9 (Kalliope), Kap. 58 bis Schluß.

Hesiod's Werke,
metrisch von **Ed. Eyth.**

Vollständig in 2 Lieferungen. 6 Sgr. od. 18 kr. Südd.

Lief. 1. Einleitung, Theogonie und Schild des Herakles, Vers 1 bis 95.
„ 2. Schild des Herakles, Vers 96 bis Schluß und Hauptlehren oder Werke und Tage.

Homer's Werke,
Ilias und Odyssee,
in der Versart der Urschrift,
von
J. J. C. Donner.

Vollständig in 20 Lieferungen. 2 Thlr. od. 3 fl. Südd.

Lief. 1. Ilias, Gesang 1 und 2.
„ 2. Ilias, Gesang 3 bis 5, Vers 1 bis 613.
„ 3. Ilias, Gesang 5, Vers 614 bis Schluß und Gesang 6 bis 8, Vers 1 bis 265.
„ 4. Ilias, Gesang 8, Vers 266 bis Schluß und Gesang 9 und 10.
„ 5. Ilias, Gesang 11 und 12.
„ 6. Ilias, Gesang 13 bis 15, Vers 1 bis 155.
„ 7. Ilias, Gesang 15, Vers 156 bis Schluß und Gesang 16 und 17, Vers 1 bis 119.
„ 8. Ilias, Gesang 17, Vers 120 bis Schluß und Gesang 18 und 19, Vers 1 bis 356.
„ 9. Ilias, Gesang 19, Vers 357 bis Schluß und Gesang 20 bis 22, Vers 1 bis 364.
„ 10. Ilias, Gesang 22, Vers 365 bis Schluß und Gesang 23 und 24.
„ 11. Odyssee, Gesang 1 bis 4, Vers 1 bis 122.
„ 12. Odyssee, Gesang 4, Vers 123 bis Schluß und Gesang 5, Vers 1 bis 366.
„ 13. Odyssee, Gesang 5, Vers 367 bis Schluß und Gesang 7 bis 9, Vers 1 bis 123.
„ 14. Odyssee, Gesang 9, Vers 124 bis Schluß und Gesang 10 und 11, Vers 1 bis 16.
„ 15. Odyssee, Gesang 11, Vers 17 bis Schluß und Gesang 12.
„ 16. Odyssee, Gesang 13 bis 15, Vers 1 bis 559.
„ 17. Odyssee, Gesang 15, Vers 560 bis Schluß und Gesang 16 und 17, Vers 1 bis 540.
„ 18. Odyssee, Gesang 17, Vers 541 bis Schluß und Gesang 18 bis 21, Vers 1 bis 81.
„ 19. Odyssee, Gesang 21, Vers 82 bis Schluß und Gesang 22 und 23, Vers 1 bis 188.
„ 20. Odyssee, Gesang 23, Vers 189 bis Schluß und Gesang 24.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; A. Bitter; Brachvogel; Donnenberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glogau; Glaßbrenner; Ferd. Gobbin; Hammer; W. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Huyden; T. Kerner; L. A. König; Kraffer; Kreyßig; Liebetrau; Lippert; W. Löhe; Lotz; Magdeburg; Meißchlager; F. Löhe; Mohl; Mosen; Reinhard; J. Reinershof; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenstein; Rud. Schmidt; R. Gottl. Schramm; Temme; Turgenjew; Venedey; C. Vogt; Waldeck; Weck; M. Wenzel; Werner, Cap. v. Ser; Wilkomm; Wittich; Wurm; Zeitung ꝛc. ꝛc.

№ 11. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Der Dämon Napoleons III.

Von **Dr. Gustav Beck.**

Es war vor 33 Jahren.

In einem Gemach des holländischen Schlosses **, das noch heute stattlich und schmuck inmitten grüner Gebüsche sich erhebt, stand eine ältere Dame, an die Brüstung eines der hohen Bogenfenster gelehnt. Sie schien dem Sturm und dem Wogendonner zu lauschen, der aus geringer Entfernung zu ihr herüberdrang. Zuweilen kehrte sie das Gesicht, dessen sanfte und ruhige Züge bei aller aristokratischen Feinheit wie ein Spiegel der nationalen Gelassenheit erschienen, der Thür zu, als ob sie Jemand erwarte.

Endlich öffnete sich dieselbe. Heerein stürmte ein junger Mann mit bleichem, scharfgeschnittenem Gesicht, um das verwirrt die dunklen Haare hingen, während in Haltung und Gewändern eine gleiche Vernachlässigung sich zeigte. Sein Auge, groß und von wunderbarer Schwärze, schweifte durch das Zimmer mit unheimlicher Schnelle und wechselnden fieberhaftesten Glanze, aber gedankenlos, als erblickte es ganz andere Dinge, als die Gegenstände vor ihm.

Erst die Bewegung, welche die Dame jetzt machte, schien ihn erkennen zu lassen, daß er nicht allein war. Erröthend, mit etwas unbehülflichen Schritten, eilte er auf sie zu und stammelte eine Begrüßung.

„Nun, Prinz," hob die Holländerin lächelnd an, „ist es nicht unverzeihlich, daß Sie mir Ursache geben, um das Wohl meines Gastes besorgt zu sein?"

„Verzeihung, Gräfin! Es duldet mich nicht im Zimmer, so lange ich mich in der Nähe des Meeres, dieses Meeres weiß. — Seine Wogen rufen und mahnen mich — ihre Stimme tönt mir wie ein Vorwurf, daß ich unthätig hier verweile, während drüben in Frankreich —"

„Frankreich? — wie? was soll der Name Ihnen jetzt? Wie mich dünkt, kehren Sie eben aus der Verbannung zurück, in die dieses selbe Frankreich Sie geschickt!"

„Nicht Frankreich — oh, nicht Frankreich! Seine Regierung, ja — jener Usurpator, jener lächerliche Bürgerkönig — doch nicht das Land, nicht das Volk! Der Klang meines Namens würde hinreichen, Millionen für mich zu den Waffen zu treiben, wenn sie könnten, wie sie wollten, — noch wird er, noch muß er das!" setzte er leiser hinzu.

„Noch immer der alte Träumer? Hat Ameeika Sie nicht geheilt?"

„Die Zukunft wird lehren, ob ich diesen Namen verdiene. — Träumer? — doch ja, Sie könnten Recht haben, Gräfin. Freilich ist es ein Traum, der mir die Gewißheit von meiner Mission gegeben hat. Oh, es war ein Traum, in dem alle Sterne, die meinem großen Ohm geleuchtet, in erneutem Glanze mir aufgingen!"

„Jetzt im Ernste, Prinz. — Sie wissen, ich meine es gut mit Ihnen. Die Freundschaft für Hortense, Ihre Mutter, gibt mir ein Recht zu sprechen. Geben Sie diese eitlen Phantasterein auf und entlagen Sie dem Gedanken an Dinge, die Nichts ungeschehen machen wird. Oder haben jene Sterne, von denen Sie reden, nicht den Ersten Napoleon zum Untergang geführt? Sind sie dem Zweiten etwas Anderes gewesen, als der traurige Widerschein einer geschwundenen Größe?"

„Nun, so werden sie dem Dritten die Führer zu größerer Herrlichkeit sein!" Die Worte waren mit einer wilden Begeisterung ausgestoßen worden, die keinen Zweifel an der Ueberzeugung des Sprechers zuließ; dann setzte dieser ruhiger, mit geheimnißvollem Tone, hinzu: „Hören Sie mich, Gräfin. Sie kennen meine Anschauungen, meine Pläne. — Sie sollen Alles wissen. Meine Laufbahn kann nicht abgeschlossen sein, weil ein erster Versuch mir fehlschlug. Ich werde einen zweiten machen — im Laufe der nächsten Wochen, Monate, in Jahresfrist, früher oder später, aber gewiß!"

„Und wenn es abermals mißlingt?"

„Es kann nicht! Der Adler des großen Weltbezwingers wird im Siegesfluge vor mir herziehen. Herzen und Thore werden sich öffnen."

„Aber wenn dennoch —?"

„Wenn es dennoch fehlschlagen sollte? Dann komme ich ein drittes, ein viertes Mal wieder. Mein Ziel werde ich erreichen."

„Und ein Traum sagt Ihnen das? Ein wunderbarer Traum muß das sein!"

„Wunderbar in der That! Durch mein ganzes Leben zieht er sich hindurch, ein sicheres Zeichen, daß das Schicksal ihn mir sendet. So lange ich denken kann, sehe ich diese Bilder vor mir. Vor der Straßburger Affaire erschienen sie mir wohl zehnmal."

„Um sich auf dem Transport über den Ozean zu verwirklichen?"

„Spotten Sie, wie Sie wollen. In diesen drei Nächten, die ich auf dem Boden meines Geburtslandes, in Ihrem Schlosse, zugebracht, ist der Traum nicht ein einziges Mal ausgeblieben."

„Und darf man endlich erfahren, was sein Inhalt ist?"

„Ah, Sie wissen noch nicht — mein Leben, meine ganze künftige Existenz. Zunächst setze ich mich an der Spitze einer jubelnden Menge einziehen in die Residenz Napoleons des Ersten."

„Ohne Zweifel, nachdem Sie glänzende Siege über die königlichen Armeen erfochten?"

„Nein — meine Aufgabe wird es nicht sein, jenen Louis Philipp zu bekämpfen. Die Franzosen werden mit ihm fertig werden, auch ohne mich."

„Zuvörderst also keinen Kriegsruhm. Aber Sie werden dann Herrscher sein, König oder Kaiser?"

„Nicht sogleich vielleicht, aber bald. Ich sah Blut strömen über die Steine von Paris, aber dann schmückte mich der kaiserliche Purpur in Notre Dame."

„Aber jenes Blut — Franzosenblut ohne Zweifel — Sie werden es vergießen, um sich groß zu machen?"

„Bah, es wird fließen für Frankreichs Wohlfahrt. Das Land kann nur glücklich sein unter dem Scepter eines Bonaparte. Im Uebrigen wird es die Schuld der Sterne sein, nicht die meinige."

„Und mit diesem Krönungsblute schließt Ihr Traum?"

„O wie — noch viele Bilder folgten. Das Volk jubelte mir zu. Die Welt lag zu meinen Füßen. Ich ergriff das Schwert der Rache. Das Verbrechen, das Europa an meinem Oheim begangen, mußte gesühnt werden. In Rußland haben Verrath und die Schrecken der Natur zuerst das Heer bezwungen, dem nichts Menschliches widerstehen konnte. Mit Rußland sah ich mich zuerst im Kampf. Ueber breite Wasserfluthen setzten meine Truppen. An festigen Gestaden kämpften sie, immer siegreich die goldenen Adler vor sich hertragend. Sie lagen vor einer mächtigen, flammenspeienden Feste. Ich sah weite Schneegefilde, mit Leichen bedeckt. Aber zuletzt wehte die Tricolore von den zerschossenen Zinnen."

„Und dann?"

„Dann durchzog ich blühende Ebenen, von Citronen- und Myrthenwäldern umsäumt — an der Spitze meines Heeres. Mir gegenüber standen Soldaten in weißen Waffenröcken, eine stattliche glänzende Armee. Aber die Feinde wurden geschlagen — auch ihnen war ich Rache schuldig."

„Und dann?"

„Dann war's in fernen Ländern, jenseits des Meeres, wo ich meine Banner flattern sah. Zuerst am Fuße nackter Felsen, im brennenden Wüstensand. Braune, weißbemäntelte Gestalten auf flüchtigen Rossen suchten meinen Kriegern den Weg zu versperren. Alles umsonst. Dann stiegen Scenen vor mir auf, noch wunderbarer als diese. Ein weites Reich öffnete sich meinen Blicken, von mächtigen Strömen durchzuckt, erfüllt von einer Vegetation, wie nur die glänzenden Länder der Tropen sie kennen. Eine Stadt vor Allem, eine Perle der Städte, erblickte ich, mitten auf dem Wasser schwimmend, mit hohen Palästen und schimmernden Gärten. Ueberall aber in den Straßen dieser Stadt, auf den rauschenden Trümmern anderer, am Ufer der Ströme, im Schatten des Urwaldes, auf dem Grate der Felsen begegnete ich den französischen Farben."

„Und dann?"

„Dann sah ich ein Werk sich vorbereiten, von dem ich fühlte, daß es zu vollführen mir noch übrig blieb. Frankreichs Flotte wuchs, sie war die erste Flotte der Welt. In allen Häfen drängten sich riesige Schiffe, Berge des Donners und der Flammen. Es galt, den Kerkermeister des großen Gefangenen von Helena zu züchtigen. Aber kaum, daß es dieser Rache bedurfte. Das stolze Albion küßte die Schleppe meines kaiserlichen Purpurs."

„Und dann? — Sie antworten nicht Prinz? Was Ihr Traum nun zu Ende?"

„Dann?" — Ludwig Bonaparte war aufgesprungen von dem Sessel, den die Gräfin ihm an ihrer Seite angewiesen hatte. — Furchtbar war der Ausdruck seines Gesichtes, das eben noch wie in dämonischem Entzücken geleuchtet hatte. Aschfahle Blässe hatte Stirn und Wangen überzogen. Seine Lippen zuckten, seine Brust arbeitete gewaltsam. Endlich preßte er die Worte hervor: „Sie sollen Alles wissen! — Nein, mein Traum hat ein anderes Ende — ein entsetzliches, wenn es sich erfüllt. Aber — es muß sich erfüllen! Ich werde noch einen Krieg zu führen haben — einen Krieg mit Deutschland, dem verwünschten, das auch meinem Ohm die Todeswunde gab. Ich werde nicht siegen. Ich werde fliehen müssen. In England werde ich ein Asyl suchen. Ich habe Straße und Haus gesehen, wo ich wohnen werde. Aber — kurze Zeit nachher wird man mich in **strest erwarten!"

Auch die Holländerin war aufgesprungen von ihrem Sitze. Das Wesen ihres Gottes, der Ton, mit dem er die letzten Worte sprach, einer Pythia gleich, die das Orakel der Gottheit verkündet, drohten auch ihr die Fassung zu rauben.

„Wie? Sie wissen das — das Alles — und wollen dennoch —?" stammelte sie.

Bonaparte war der Thür zugeschritten; er kehrte sich um auf ihre Frage und fixierte sie einen Moment mit erloschenem Blicke an. „Ich muß!" sprach er dann dumpf und war verschwunden. — —

Der Prätendent hatte das Schloß seiner Gastfreundin mit dem mütterlichen Ahnenherz verlaucht. Kurze Zeit hatte hingereicht, um den Eindruck, den seine seltsamen Worte auf die Gräfin gemacht, zu vermischen. Aber als sie bald nachher am Strande von Scheveningen mit einem Bekannten, einem berühmten Finanzmann aus Berlin, zusammentraf, erzählte sie ihm von den Excentricitäten ihres Schützlings. Zu ihrem Erstaunen erfuhr sie dort, daß der letztere mehreren englischen Staatsmännern ähnliche Mittheilungen gemacht hatte. —

Die erwähnten Personen leben heute fast sämmtlich noch. Der Financier, der einen der geachtetsten Namen in der norddeutschen Metropole trägt, hat mehr als ein Mal im Freundeskreise das in Scheveningen Gehörte wiedergegeben und mit steigender Verwunderung sind die davon Unterrichten Zeugen der historischen Ereignisse gewesen.

Dem Putsch von Straßburg folgte nach vier Jahren der Putsch von Boulogne und diesem die Einkerkerung in Ham. Aber nach acht weiteren Jahren ward in Frankreich der Bürgerkönig vertrieben und Ludwig Bonaparte an die Spitze der neu ereirten Republik gestellt. Nach aber vier Jahren hieß Ludwig Bonaparte Napoleon der Dritte, Kaiser der Franzosen. Napoleon der Dritte schlug die Russen an den Gestaden der Krim und eroberte Sebastopol. Napoleon der Dritte schlug die Oesterreicher auf den Gefilden der Lombardei. Napoleon der Dritte colonisirte Algier und civilisirte die Kabylen. Er pflückte die Rosen von Puebla. Er fing einen frevelhaften Krieg mit Deutschland an. Napoleon der Dritte ist geschlagen. Napoleon der Dritte — — — —

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von Seite 148.)

II.

In dem Sitzungssaal des alten Rathhauses zu Rheinfelden befanden sich etwa um die neunte Morgenstunde desselben Tages fünf bis sechs Herren um den wie es schien soeben eingetretenen Amtsschreiber versammelt.

Angstgeheul, verwirrtes Rufen und Geschrei, fernes Schießen und das wüste Gejohle einer aus allen Banden der Disciplin und des Gehorsams gewichenen Soldateska lärmten außen wirr durcheinander. Ein Blick durch die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben der gothischen Spitzbogenfenster gewährte dazu ein Bild der wildesten Zügellosigkeit und Verwirrung. Um große Feuer gelagert, verprassten auf dem freien Platz vor dem Rathhause einzelne Haufen die aus der Plünderung der Stadt gewonnene Beute, während andere wüste Banden noch in wilder Hast über den Platz stürmten, oder von ihren gelungenen Raubzügen mit allerhand Hausgeräth beladen, dahin zurückkehrten. Zu einer ferneren Schatzung aufgesparte Einwohner wurden von den Plünderern unter den empörendsten Mißhandlungen herbeigetrieben, oder lagen an die hier und dort zusammengefahrenen Karren und Wagen gebunden, von der Kälte halb erstarrt und von den schon erlittenen Martern erschöpft, in dem Schnee gebettet. Kinder irrten dazwischen; Trotzbuben, Lagerdirnen und das braune Volk der ungarischen Pußten vermehrten noch das Getümmel. Kein Haus endlich, das nicht in seinen erbrochenen Thüren und zerschlagenen Fenstern die Spuren der allgemeinen Verwüstung und Verstörung aufgewiesen hätte.

„Was sagt Ihr, Mann?" hatte ein unterseptet, finster blickender Herr mit schon ganz kahler Stirn und starkem grauem Kinn- und

Digitized by Google

Knebelbart, den Bericht des Schreibers unterbrochen. „So wäre also unser Plan, diese Bauernbrut mit Einem Schlage zu vernichten, fehlgeschlagen! Maledetto.“

„Der Plan hat mit gleich nicht gefallen wollen,“ äußerte ein zweiter Offizier, eine hohe, ernste Gestalt in schwarzer Rüstung und darüber die weiß und hellblaue bayerische Feldbinde. „Mit dem Bauerngesindel fertig zu werden, blieb am Ende später immer noch Zeit. Im Grunde haben wir durch diesen Fehlgriff doch nur dem Bernhard das Entkommen erleichtert. Wenn der Herr Feldmarschall auf mich hätten hören wollen, mit ein Mann des ganzen weimarschen Heeres hätte nach Lauffenburg entrinnen sollen. Eine gleich günstige Gelegenheit, den Feind für immer niederzulegen, kommt uns sobald nicht wieder.“

„Was mir zu thun beliebte,“ erwiderte der Erste, „das werde ich vor meinem Kriegsherrn, Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand III. zu verantworten wissen. Auch blieb es dem Herrn Feldmarschall zu unbenommen, mit seinen bayrischen Völkern den Feind nicht aus den Eisen zu lassen.“

Ein Zornblitz zuckte aus den schwarzen Augen des bayrischen Feldherrn und eine dunkle Röthe war ihm auf seinem von Wind und Wetter gebräunten, männlich kühn geschnittenen Antlitz bis in die Schläfe gestiegen. Andererseits spielte ein schadenfrohes Lächeln über diese sichtliche Wirkung seines groben Ausfalls in den breiten und dünkelhaften Zügen des österreichischen Heerführers.

Ein auffälligerer Contrast als der zwischen diesen beiden Männern konnte überhaupt kaum gedacht werden. Der Eine, dem Greisenalter nahe, mit hoher Glatze, kurz, dick, schwerfällig, und in seinem falschen Blick, wie in dem vollen, rothen Antlitz das gleiche Maaß von stolzer Selbstüberschätzung und kleinlicher, tückischer Beschränktheit verrathend: der Andere noch im besten Mannesalter, von fast riesigem Wuchs, mit dunklem Bart und wallendem schwarzem Haar, voll selbstbewußter Kraft in jeder seiner auch unwillkürlichen Bewegungen, die Züge frei und offen, das Auge der rechte Spiegel einer klaren Feuerseele. Es bedurfte keiner Erklärung dafür, es fühlte sich bei dem ersten Blick auf die Beiden gleichsam von selbst heraus, daß diese in all ihren Eigenheiten grundverschiedenen Naturen nicht miteinander gehen, daß sie, zu einem gemeinsamen Handeln gezwungen, sich nur entgegenwirken konnten.

„Mich dünkt, Herr Feldmarschall Graf Savelli,“ brauste der bayrische Heerführer, durch das höhnische Lächeln des Andern vollends zu einem Aeußersten fortgerissen, auf, „daß wir, meine Bayern und ich, Ihres Rathes nicht erst bedurft haben, um dem Feinde, soweit an uns, Abbruch zu thun. Beweis dafür ist wohl, daß, während von den bayrischen Truppen den flüchtigen Schweden ein blutiges Geleit gegeben worden ist, sich andere Leute das zur Plünderung dieser armen Stadt bestens zu Nutz gemacht haben. Doch Herr Feldmarschall, ein Wort für tausend, wollen Sie meine vorige Forderung auf gemeinsame Besetzung Rheinfelden's gewähren oder nicht?“

„Es bleibt bei meiner darüber bereits vorhin abgegebenen Entscheidung. Die Stadt ist des Kaisers und darum sollen diesebe auch die kaiserlichen Völker allein besetzt halten.“

„Nun denn, Herr Feldmarschall,“ giftete der so mit seinem Verlangen Zurückgewiesene, „so wahr Freund und Feind mich den schwarzen Werth heißen, werde ich mir auch wider Ihren Wunsch und Willen den Eintritt in diesen kaiserlichen Platz zu erzwingen wissen.“

„Herr, was unterstehen Sie sich!“ erwiderte der kaiserliche Feldherr mit noch gesteigerter Ueberhebung. „Mein Patent ist älter als das Ihrige, und wenn das auch nicht wäre, wo kaiserliche und ligistische Kriegsvölker zusammen operiren, führet allemal der kaiserliche Heerführer das Oberkommando. Sie haben darum einfach meinen Befehlen zu gehorsamen.“

„War das etwa auch schon,“ höhnte Werth, „als Bouquoi und der alte Tilly, die doch Beide auch nur bayrische Generäle waren, das Oberkommando zugleich mit über die gesammte kaiserliche Kriegsmacht führten? Fürwahr, Herr Feldmarschall, wenn Sie Rheinfelden als einen kaiserlichen Platz betrachten, so hat sich der Kaiser bei Ihnen bald über die Behandlung dieser seiner Stadt zu bedanken. Seit Paserwolf und Magdeburg ist ein gleiches Wüthen des Kriegswotts wider die unglücklichen Einwohner noch nicht erhört worden.“

„Wer hat es in seiner Gewalt,“ hatte Savelli nicht ohne eine gewisse Verlegenheit eingeworfen, „in einer mit Sturm erstiegenen Stadt den Ausschreitungen der Soldateska Einhalt zu thun?“

„Um Gottes und aller Heiligen willen!“ hatte auf eine ihm von dem Amtsschreiber zugeflüsterte Mittheilung ein dritter mehr als Cavalier denn als Krieger gekleideter Herr den Steeit der beiden Heerführer unterbrochen. „Graf Savelli, hören Sie den Bericht meines Schreibers erst vollständig. Ihr Sohn ist schwer, vielleicht tödtlich verwundet. Feldmarschall Werth, Ihr Oberstlieutenant von der Leyen befindet sich in Hottingen von der gesammten Macht der Bauern eingeschlossen!“

„Besser immerhin,“ grollte Werth, „wenn der Oberstlieutenant von den Händen der ergrimmten Bauern den Tod findet, als daß der Henker ihm nach dem Spruch des seiner harrenden Kriegsgerichts den Kopf vor die Füße legt. Wer hieß diesen Unsinnigen auf irgend welche beliebige Anweisung hin wider die ihm von mir ertheilten Befehle handeln! Er und Niemand anders trägt die Schuld, daß der Bernhard von Weimar entkommen ist.“

„Sprecht, Mann, was ist mit meinem Sohn?“ hatte sich auf jenen Zuruf Savelli schreckensbleich zu dem Amtsschreiber gewendet.

„All ihr Heiligen!“ unterbrach er dessen Bericht, „so ist er todt, oder vielleicht gar verwundet in die Hände dieses höllischen Gesindels gefallen? Mein Sohn! mein einziger Sohn!“

„Nach dem heftigen, aus der Gegend von Hottingen herüberschallenden Feuer,“ hatte einer der auf die unerwartete Kunde zum nächsten Fenster gestürzten Offiziere von dort zurückgerufen, „hält sich der von der Leyen dort noch. Vielleicht ist noch Rettung möglich.“

„Zu Rettung!“ stöhnte der verzweifelnde Vater. „Mein Sohn muß gerettet werden. Die gesammte Reiterei soll aufsitzen, ich selber werde deren Führung übernehmen.“

„Die Truppen haben sich in Folge der ihnen gewährten Plünderung vollständig aufgelöst,“ war von einem der Adjutanten zögernd eingeworfen worden. „Augenblicklich befindet sich von den sämmtlichen Reiterregimentern keine Cornette mehr um ihre Standarte versammelt.“

Werth hatte einem Offizier einen kurzen Befehl zugeraunt, welcher auf die ihm gewordene Weisung aus dem Zimmer eilte. „Graf,“ richtete er das Wort an Savelli, „somit sind Sie selben, daß ...“

„Da kommt der Rottmeister vom Auffeß'schen Regiment, der schwarze Ottfried, über den Markt gesprengt,“ hatte einer der Offiziere die Aeußerung des bayrischen Feldmarschalls unterbrochen. „Der Mann befand sich in der Begleitung des jungen Grafen.“

Nach einigen Augenblicken trat der Erwähnte in's Zimmer. Es war der Kriegsgesell, welchen der junge Jägersmann bei dem vorausgegangenen Kampf niedergestreckt hatte. Der Mann vermochte sich augenscheinlich nur mit Mühe auf den Füßen zu erhalten, sein Gesicht bedeckte Leichenblässe, den Kopf trug er mit einem blutgetränkten Tuche umwunden.

„Was ist mit meinem Sohn?“ richtete der Feldmarschall noch unter der Thüre die Frage an ihn. „Lebt er noch? Wo befindet er sich?“

„Auf Schloß Beuggen. Noch lebt der junge Graf, doch ...“ Die Stimme versagte dem Manne und er würde vor Erschöpfung zusammengebrochen sein, wenn einer der herzuspringenden Offiziere ihn nicht aufgefangen und mit Hülfe eines zweiten aufrecht erhalten hätte. —

„Schnell einen Sessel für den Rottmeister!“ befahl der alte Feldmarschall, „einen Becher Wein!“ Nach einem tiefen Trunk aus dem ihm gereichten Humpen schlug der Halbohnmächtige die Augen auf, doch währte es noch eine ganze Weile, bevor er die stürmischen Fragen des besorgten Vaters im Zusammenhang zu beantworten vermochte.

„Der junge Graf ist durch den Hals geschossen worden,“ berichtete er endlich. „Wie und wo, ist mir unbekannt. Ich selber war bei dem Versuche, den Höllenhund, den Bauernkasper, zu fangen, von einem dieser Hallunken durch einen Kolbenschlag niedergestreckt worden. Mein Schädel würde unter der Wucht des empfangenen Schlages sicher in Splitter gegangen sein, wofern das Eisenkreuz in meinem Hute die Kraft desselben nicht gebrochen hätte. Wie lange ich bewußtlos gelegen, weiß ich ebenfalls nicht anzugeben. Um nicht gar vielleicht der Bauernbrut noch lebend in die Hände zu fallen, raffte ich mich auf und schleppte mich vorwärts. Fünfhundert Schritt vielleicht von der Stelle, wo ich niedergestreckt worden, lief mir ein völlig gesatteltes und gezäumtes Pferd ganz von selbst in die Hände. Noch eine Strecke weiterhin lagen zwei Todte. Der blanke Brustharnisch und der schwarz und gelbe Federbusch auf dem Helme des einen machten mich aufmerksam. Es war der junge Graf, doch bei näherer Untersuchung fand ich noch Leben in ihm. Der andere in den Rücken oder den Hinterkopf getroffene Reiter mochte den Schwerverwundeten auf sein Pferd genommen haben, aber unter dem Bemühen denselben zu retten, von diesen mörderischen Schurken heruntergeblitzt worden sein. Mit äußerster Anstrengung gelang es mir, den jungen Herrn auf das

Digitized by Google

Pferd zu heben und mich hinter ihm aufzuschwingen. Bei dem aus der Richtung von Hottingen herüberschallenden Feuer wandte ich mich gleich nach Altenfelden. Indeß bei Schloß Buggen verwochte mein Roß nicht mehr von der Stelle. Auch fürchtete ich, daß der junge Graf mir unter den Händen sterben möchte. Der Herr Feldmarschall Werth hat sein Hauptquartier daselbst und ich habe den Verwundeten dort unter den besten Wundarzten gelassen. Auf einem mir zur Verfügung gestellten zweiten Gaul sprengte ich dann hierher und ....“

„Mein Pferd!“ war der Feldmarschall dem Berichterstatter in's Wort gefallen. „Schnell, mein Pferd!“

„Hören Euer Gnaden erst noch das Eine,“ raffte der Bote seine ganze Kraft zu einer Einsprache zusammen. „So weit ich mich auf Wunden verstehe, und ich habe in meiner langen Kriegerlaufbahn deren wo allen Arten gesehen, ist unter der Behandlung auch des geschicktesten Wundarztes die Verletzung des jungen Grafen sicher eine Todeswunde. Vielleicht bleibt indeß doch noch Rettung möglich. Daß ich ohne eine Minute Verzug hierher gesprengt bin, geschah eben Euer Gnaden darauf hinzuweisen. Die Tochter des Bauernkaisers ist von mir gefangen genommen, und wie ich bei meinem Eintreffen auf Schloß Buggen gehört habe, von dem schwarzen Herrn dort, dem Amtsschreiber des Grafen von Fürstenberg, daselbst als seine Gefangene hinterlassen worden. Die Dirne aber wie ihr Vater sind in allerhand Zauberweisen erfahren. Zweimal habe ich heute selbst aus den Alten ausgeschlagen, und zweimal hat mein sonst nie fehlendes Feuerrohr versagt. Seine Tochter hingegen besitzt die Kunst durch Handauflegen und ihre Zauberſprüche oder sonst welche anderen Höllenmittel jede, auch die schwerste Verwundung zu heilen. Von den Bauern selbst habe ich die unglaublichsten Dinge darüber vernommen. Wenn irgend wer noch den jungen Herrn retten kann, so ist sie es allein.“

Noch unter dieser Mittheilung war ein Reiter in den Saal getreten und hatte Werth einen beschriebenen Zettel eingehändigt.

„Nun denn, warum ist mein Sohn nicht gleich der Behandlung der Dirne übergeben worden?“ fuhr der Feldmarschall auf.

„Euer Gnaden wollen verzeihen,“ wandte der Rottmeister ein; „der Wundarzt Seiner Gnaden des Feldmarschall von Werth setzte sich dem entgegen und es geschah um deßwillen, daß ....“

„Mein Pferd! schnell mein Pferd!“

„Halt, Herr Feldmarschall,“ hielt Werth den Eilenden zurück. „Fassen Sie sich, armer Vater!“

„Was ist?“ Alles Blut war aus dem Antlitz des alten Herrn gewichen, seine Augen hafteten starr und gläsern an dem Munde und den ernst bewegten Zügen des bayrischen Heerführers. „Um aller Heiligen willen! sprechen Sie. Mein Sohn ....“

„Ist todt. — So eben wird mir gemeldet, daß er bereits unter dem Anlegen des ersten Verbandes verschieden ist.“

„Mein Sohn! mein einziger Sohn!“ stöhnte der Graf. Seine Blicke irrten am Boden. Der harte Schlag schien für den ersten Moment den alten Mann völlig betäubt zu haben.

Von dem Amtsschreiber war die ihm so gewährte Frist benützt worden, dem zuvor schon für ihn eingetretenen Herrn eine Mittheilung zuzuflüstern. Nach dessen Gegenrede und bedenklichem Kopfschütteln schien er darauf abzuzielen, denselben seiner Ansicht günstig zu stimmen.

„Fassen Sie sich, Feldmarschall,“ versuchte Werth diesem Trost zuzusprechen. „Ihr Sohn ist den schönen Tod des Soldaten gestorben.“

„Nein, das ist er nicht!“ stammte Savelli auf. „Wenn er in offener Schlacht auf erkämpfter Wahlstatt gefallen wäre: Gott sei mein Zeuge! ich würde mich zu fassen wissen. Allein mein Sohn, mein einziger Sohn, der letzte Sproß des alten Hauses Savelli, hinterrücks, aus feigem Hinterhalt von diesem elenden Bauernpack niedergestreckt — der Gedanke bringt mich um!“

Die Augen des Feldmarschalls leuchteten wie von einem blutigen Schimmer, in wildester Erregung stürmte er den Saal auf und nieder.

„Rache! Rache!“ tobte er. „Die Brandfackel will ich über diese Gebirgsthäler schwingen, daß schaudernd nach hundert Jahren noch Kind und Kindeskind sich davon erzählen sollen.“

In seinem maßlosen Zorn hatte er ein Fenster aufgerissen. „Werft Feuer in die Häuser!“ schrie er auf den Platz hinunter.

Werth war dazwischen gesprungen und hatte den Rasenden zurückgerissen.

„Um Gotteswillen!“ kehrte er sich zu den Offizieren, „eilen die Herren hinunter auf den Platz, um den Befehlen dieses wahnsinnigen Befehls vorzubeugen! Schnell, schnell!“

Ermannen Sie sich, Graf!“ richtete er das Wort an diesen.

„Rache! ich will meine Rache haben!“ verharrte der Feldmarschall bei seinem Verlangen. „Ha! — Die Dirne, die gefangene Dirne. Alle ihre Zauberkünste sollen an ihr zum Flammentode nicht retten. Zur Stelle mit der Hexe! Den Holzstoß für sie aufgeschichtet!“

Ein tödtlicher Schrecken zuckte bei dieser unerwarteten Entscheidung in dem Antlitz des Amtsschreibers. „Jetzt bleibt dem Herrn Grafen keine Wahl mehr,“ flüsterte er dem noch immer unentschlossenen Herrn zu, „als wider diese Absicht des Feldmarschalls und jene andere, das ganze Gebirge mit Mord und Brand zu verheeren, Einspruch zu erheben.“

„Wollen der Herr Graf denn,“ fuhr er auf dessen verlegenes Schweigen fort, „von diesem Wahnsinnigen mit den Dörfern und Höfen der freien Bauern zugleich Ihr eigenes Gebiet in eine Einöde verwandeln und Ihr Recht als oberster Gerichtsherr des Gebirges mit Füßen treten lassen? Noch ist es Zeit, durch ein entschiedenes Auftreten dem vorzubeugen, und bei dem Zwist zwischen den beiden Führern des kaiserlich-ligistischen Heeres bliebe zum Aeußersten wohl noch der Ausweg, den Schutz des bayrischen Feldherrn wider die Entschließungen des kaiserlichen Feldmarschalls anzurufen.“

Auf diese doppelte Anspornung versuchte der Graf mit zögernder Zurückhaltung zunächst sein Recht als Gerichtsherr zu wahren: „Dem Wunsche des Herrn Feldmarschalls gemäß,“ richtete er das Wort an denselben, „soll die eingefangene Hexe sofort von meinem Amtsschreiber zum Verhör vernommen, auch nöthigenfalls die peinliche Frage bei derselben angewendet und deren Justificirung so sehr nur immer möglich beschleunigt werden.“

Savelli starrte den Sprecher an, doch er begriff augenscheinlich noch nicht. „Was beliebt, Herr Graf von Fürstenberg?“ richtete er im hohen Tone die Frage an denselben.

„Ich bemerkte dem Herrn Feldmarschall schon,“ entgegnete der in seinem Stolz verletzte Grundherr, „daß der Prozeß der meiner Gerichtsbarkeit unterstellten und seit lange in dem dringenden Verdacht der Zauberei stehenden Tochter des Jacob Eschwanger aus Thuna. Dero eben geäußertem Wunsche gemäß thunlichst beschleunigt werden soll.“

Der durch diesen Einspruch verletzte Eigendünkel des kaiserlichen Feldmarschalls ließ vor dem so aufgestachelten blinden Ungestüm seines Charakters den Schmerz des Vaters zurücktreten.

„Herr,“ donnerte er den Grafen an, „wo kaiserliche Truppen den Fuß hinsetzen, da steht alle Gerichtsbarkeit einzig und allein bei dem Führer derselben. Sie werden ohne Weiteres die Hexe an den Generalprofoß meiner Armee überantworten.“

„Bei Gott, das werde ich nicht!“ Die Energie des Grafen war durch diese empörende Behandlung geweckt worden und hochaufgerichtet bot er seinem Beleidiger die Stirne. „Ich berufe mich auf die geschlossenen Tractate,“ fuhr er fort. „Die übernommenen Verpflichtungen sind meinerseits auf das Genaueste erfüllt worden. Dafür beanspruche ich aber auch die gleiche Berücksichtigung meiner Rechte und meines Eigenthums. Noch befindet sich das Aufgebot meines Landes bei dem Heere ....“

„Noch!“ höhnte Savelli, „doch sicher zum längsten. Haben der Herr Graf etwa wirklich gemeint, daß es mir mit der Erfüllung der für die freie Paßtage über das Gebirge und die ausbedungenen Lieferungen eingegangenen Verbindlichkeiten jemals Ernst gewesen sein könnte, so sage ich demselben, jetzt, wo die Schweden niedergeworfen sind, ist es meine feste Absicht und mein unwandelbarer Entschluß, den Trotz der Bewohner dieser Berge zu brechen und die Ueberhebung, womit dieselben bisher noch jedem der kämpfenden Heere begegnet sind, mit eiserner Faust zu Boden zu schlagen. Darum, daß Sie es wissen, Herr, ich bin nicht gewillt, irgend eine Gewalt neben mir zu dulden. Heute noch sollen die von Ihnen dem Heere zugeführten Bauern entwaffnet und unter meine eigenen Kriegsvölker untergestellt werden.“

„So berufe ich mich auf den Feldmarschall von Werth,“ hatte der Graf auf eine Zustimmung des Amtsschreibers sich zu bleiben gewendet. „Mit ihm so gut wie mit Ihnen ist von mir paktirt worden. Er wird mich gegen diese Vergewaltigung zu schützen wissen.“

„In der That, Herr Feldmarschall,“ versuchte der durch die schrankenlose Anmaßung Savelli's ebenfalls verletzte bayrische Heerführer diesen zu sich selbst zurückzuführen, „meine Autorität werden Sie neben der Ihrigen schon gelten lassen müssen. Die aufgeborenen Bauern des Grafen von Fürstenberg ....“

„Ich erkenne keine Autorität neben der meinigen,“ war Savelli Werth in die Rede gefallen. „Herr Graf von Fürstenberg, auf Ihre Gefahr beanspruche ich die sofortige Auslieferung der Hexe.“

„Herr Feldmarschall von Werth,“ bekarrte der Bedrohte bei

Digitized by Google

der schon einmal mit Erfolg angewendeten Taktik, „auch für diesen Punkt nehme ich Ihre Vermittlung in Anspruch. Unter der Bedingung der Zuziehung meines Amtsschreibers zu dem einzuleitenden Gerichtsverfahren bin ich bereit, die Dirne in Ihre Hand auszuliefern." —

Die Meldung eines eben eingetretenen Offiziers hielt Werth augenblicklich in Anspruch genommen. Das Schießen außen könne weit näher und die Heftigkeit derselben ließ auf ein sehr ernstes Gefecht schließen.

„Es ist nicht möglich!" hatte der bayerische Heerführer in flammender Empörung den ihm erstatteten Bericht unterbrochen.

„Was ist geschehen?" forschte Savelli.

„O, nur was nach dem Verhältniß der unterseits ertragtru Herausforderung kaum ausbleiben konnte," grollte Werth. „Meine zum Entsatz der in Hottingen eingeschlossenen Abtheilung entsendeten Regimenter sind von den Bauern zurückgetrieben worden. Bereits befindet sich Schloß Beuggen von den wie aus der Erde aufgestiegenen Schwärmen bedroht. Wenn die Schreiben zu ihnen fließen sollten, so kann sich bei der Zerstreuung und der augenblicklichen Verfassung der sämmtlichen kaiserlichen Truppen unser gestriger Sieg nur zu leicht in eine heutige Niederlage verwandeln, und schon soll ein schwedischer Offizier in ihren Haufen bemerkt worden sein."

„Schloß Beuggen muß um jeden Preis behauptet werden!" bestimmte der kaiserliche Heerführer. „Himmel, der Schimpf wäre zu unerhört, wenn die Leiche meines Sohnes auch nur einen Augenblick in die Hände dieser Höllenbrut fallen sollte. Zur Sicherung Rheinfeldens willige ich darein, die Besatzung der Stadt um zwei bayrische Regimenter zu verstärken. Auch sonst aber, Herr Feldmarschall, zählen Sie zuverlässig auf meine Unterstützung. Uebernehmen Sie die Behauptung jenes Postens nur so lange, bis ich meine eigenen Truppen nothdürftig gesammelt habe."

„Herr Graf, ich nehme Ihr wortgetreues Erbieten an," hatte sich, im Begriff aufzubrechen, Werth an den Grafen von Fürstenberg gewendet, „Ihr Amtsschreiber mag zur erhöhten Sicherheit die gefangene Dirne hierher führen. Die Eröffnung eines Verfahrens wider dieselbe muß jedoch bis auf das Eintreffen näherer Nachrichten ausgesetzt bleiben. Wahrscheinlich hat sich der von der Leyen mit seiner ganzen Abtheilung den Bauern ergeben müssen, und sowohl für diesen Fall wie überhaupt für die ganze obwaltende Lage bietet uns die Gefangennehmung des Mädchens einen zu augenscheinlichen Vortheil, um deren Ausantheilung irgendwie übereilen zu sollen."

Der kaiserliche Feldherr befand sich Werth bereits voraus. Von dem Marktplatz wirbelten die Trommeln. Unter dem sich fortpflanzenden Alarmsignal hatte sich der bayrische Heerführer in den Sattel geschwungen und in Begleitung einiger seiner Offiziere sah man ihn die Straße nach Schloß Beuggen entlang sprengen. (Forts. f.)

Zur Abrechnung mit Frankreich.

Von **Richard Schmidt.**

Lawinengleich, unaufhaltsam dringen Deutschlands Heere auf ihrer Siegesbahn gegen das Herz Frankreichs, gegen den Sitz der „großen Nation", gegen Paris vor; Blut und Leichen bezeichnen den Weg, der so Gott will bald — recht bald zum Ziele der „Freiheit im Frieden" führen wird. Was dieser furchtbare Krieg an Menschenopfern kosten wird — was er bereits gekostet hat: eines läßt sich im Augenblick so wenig sagen, als das andre; nur so viel steht fest, daß es der heißesten Kraft langer — langer Jahre bedürfen wird, all' die Thränen zu stillen, die er erpreßte, all' die Wunden zu heilen, die er geschlagen! —

Doch noch andere Opfer, mit denen an frischen, blühenden, hoffnungsvollen Leben freilich nicht vergleichbar, indessen immerhin in Anschlag zu bringende, nanventlich in einem Zeitaltrr, das man mit Gewalt als das des grassesten Materialismus bezeichnen zu müssen glaubt (der Geist, welcher gegenwärtig das gesammte deutsche Volk durchdringt und in Wort und That sich gleich bedeutsam kundgibt, straft diese Benennung Lügen!) — noch andere Opfer fordert der Kampf der Menschenrechte gegen die blinde Gewalt des Despotismus, wie sie sich seit mehr als zwanzig Jahren auf dem französischen Thron müstet und brüstet. Opfer an Gut und Geld — ungeheure Summen, welche dem deutschen Gewerbfleiß, dem deutschen Handel entzogen werden und dren Wirdergewinnung aus dem besiegten Lande nur als ein Act der Gerechtigkeit — deren Wiederersestattung an die Geschädigten der deutschen Nation nur als eine Selbstverständlichkeit angesehen werden dürfte.

Da aber seltsamer Weise die Diplomatie zu Zeiten ein äußerst empfindsames und gutes Herz zu haben pflegt — sehr seltsamer Weise am häufigsten bei Gelegenheit von Friedensschlüssen — und da die Geschichte eine nicht ganz unbedeutende Reihe von Fällen aufzählt, in welchen durch seltsame Großmuth der Diplomatie die von einem Volke mit den gerechtesten Waffen errungenen Vortheile unbenutzt blieben, so dürfte es vielleicht geboten erscheinen, schon jetzt die etwaige übertriebene Milde und Weichherzigkeit der deutschen Friedens-Feldherren ein wenig „hart zu schmieden".

Die nachfolgende, zum Theil einer „Chronik der Stadt Erfurt vom Jahre 1810" entnommene Reminiscenz an die französisch-napoleonische Herrschaft in Deutschland möge auch einige Hammerschläge zu dieser „Schmiede-Arbeit" beitragen — oder doch mindestens allzu sensiblen Gemüthern die Beruhigung geben, daß Deutschland beim Abschluß des Friedens immerhin schon recht namhafte Forderungen an Frankreich stellen kann, ohne befürchten zu müssen, vom neutralen Europa der Erpressung angeklagt zu werden.

„Die sich mehr und mehr häufenden Abgaben," schreibt der Chronist, „deren Herbeischaffung den Bürgern endlich unmöglich sei, machten, daß sich 44 derselben in diesem Jahre (1810) muthvoll entschlossen, ihre Beschwerden beshalb an den Kaiser selbst zu bringen. Ihr Vorhaben wurde aber noch im ersten Entstehen verrathen und mehrere dieser sogenannten Insurgenten wurden festgenommen. Unter ihnen war ein Materialist, Namens Feder, der, als man ihn verhaftet hatte, gleich im ersten Verhör alles entdeckte und bekannte. Ein gewisser ancien militaire, Namens Bellemain, war von den Vierundvierzigen erwählt worden, die in dieser Absicht verfaßte Bittschrift dem Kaiser nach Paris zu überbringen."

Wie geben nachstehend einen kurzen Auszug aus diesem Briefe, welcher vollständig in der Chronik Platz gefunden hat.

„Die Bürger der Stadt Erfurt
an
S. M. den Kaiser der Franzosen und König von Italien ꝛc.

„Sire! Von dem Augenblick an, in welchem wir unter den hohen Schutz Ew. M. kamen, bis auf den heutigen Tag, war unsere Aufopferung ohne Grenzen. Wir haben mit Muth und Selbstverläugnung alle Beschwerden, welche durch den Krieg und andere Umstände herbeigeführt worden, ertragen. S. M. wurden von unserm guten Willen überzeugt, und die Zufriedenheit, welche Sie uns bezeigten, machte uns glauben, auf Ihren Schutz rechnen zu dürfen.

„Aber Sire! Dieser Glückstern, welcher uns eine gute Zukunft versprach, verschwand eben so bald als er erschienen war. S. M. gegebene Versprche zur Erleichterung der Provinz wurden nur zum Theil ausgeführt; die durchgehenden Truppen, welche aus den Magazinen verpflegt werden sollten, wurden nur kurze Zeit aus denselben verpflegt, nach welcher die Last wieder auf die Einwohner zurückfiel. Die Contributionen sind nicht nur mit derselben Strenge beibehalten worden, sondern wir haben auch noch neue Abgaben leisten müssen, welche uns bisher ganz unbekannt waren. Trotz allen Eifers, dem wir den Befehlen Ew. M. nachzukommen uns bestrebten, waren wir doch nicht im Stande, diese neuen Auflagen aufzubringen.

„Vom 16. Oktober 1808 bis zum Abgang des Hauptquartiers der Rheinarmee im Frühjahr 1809 war keine Veränderung unserer Privilegien, sowrit sie J. M. genehmigten, geschehen, aber von da an konnten die Ausgaben der Provinz nur durch bedeutende Anleihen gedeckt werden, welche vereinigt mit der alten Schuld ungefähr 111,000 Francs jährlich Interessen ausmacht (!). Eine neue Auflage von 120,000 Franken wurde im Jahre 1809 erhoben, und eine von 60,000 Franken in diesem Jahre. Auflagen aller Art wurden den schon bestehenden, ohnedies allzu großen, noch hinzugefügt, welche die Unterthanen zu Grunde richteten. Die Besoldung der Bedienung, welche nach solch vorhergegangenen Ereignissen hätte verringert werden müssen, wurde im Gegentheil um 240,000 Franken für das Jahr 1810 erhöht.

Die Provinz ist nicht mehr im Stande, den ungeheuren Abgaben, denen sie ohne ordentliche Einheitung unterworfen ist, Genüge zu leisten.

Digitized by Google

„Unsere Wünsche zu den Füßen Ihres Thrones legen zu können, haben wir zu dieser Sache den Herrn Bonzerau Bellemain gewählt und ihm mit unserer Vollmacht versehen, eine alte, in sich zurückgezogene Militärperson, von deren Liebe zum Gouvernement wir überzeugt sind. Diesen haben wir beauftragt, J. M. die Beweggründe unsers Verfahrens auseinander zu setzen.

— — — — — — — — — — — —

„Wir nehmen uns die Freiheit uns zu nennen Ew. M. treue Unterthanen."

Nun folgen die Unterschriften von 44 der angesehensten Bürger.

Aus der zwanzig Nummern umfassenden Liste der Beschwerden, welche der Beauftragte dem Kaiser mündlich vortragen sollte, heben wir nur einige hervor, die nachstehenden Angelegenheiten betreffend:

„die sich auf 284,000 Franken jährlich belaufende Steuern (bei einer Bevölkerungszahl von 40,000 Seelen!);

„das zahlreiche bei der Verwaltung angestellte Personal, das mit der Größe des Landes und seinem Vermögen in gar keinem Verhältniß steht;

„die Verwehrung desselben und die Gehalte, die verbunden mit noch unbekannten Ausgaben in den Finanzen des Jahres 1810 ein Defizit von 24,000 Franken hervorgebracht haben;

„die Verwaltung der Fonds, wovon die Kriegsausgaben bestritten werden, und welche sich die Verwaltungskammer angemaßt hat, ungeachtet der Widersetzung der Bürgerdeputation, welche beauftragt war, diese Fonds herbeizuschaffen und die sie auch bisher verwaltet hat;

„die der zur Revision der Rechnung bestimmten Commission verweigerten Rechnungen und Belege;

„der unersetzliche Schaden, den die Stadt durch den Transitzoll erleide, und der für 37,325 Franken verpachtet ist;

„die außerordentliche Auflage, welche auf die Aecker des platten Landes gelegt ist, und welche sich auf 25,900 Franken beläuft, um die Ausgaben des Marstalls zu decken;

„die Einführung der Patent-Steuer, welche sich mit den alten Privilegien und der Regierung des Landes nicht verträgt;

„die Verkäufe und Verpachtungen ohne öffentlichen Anschlag und Versteigerung;

„die Verbote des Handelsverkehrs mit Italien, der Schweiz und dem nördlichen Frankreich;

„den nicht befolgten Befehl S. M., die Truppen aus den Magazinen zu verpflegen, um der Provinz die Erfordernisse des Krieges zu erleichtern"

Während man von Seiten der Regierung und Polizei noch mit der Untersuchung der „Verschwörung" beschäftigt war, reiste Bellemain, mit einem alten Passe versehen, heimlich nach Paris ab.

Den Intendanten, fährt der Chronist fort, wurmte dieser ohne sein Vorwissen unternommene kühne Schritt der Bürger gewaltig. Er setzte sogleich, in Vereinigung mit den Verwaltungsbehörden, den General-Intendanten der reservirten Provinzen, den Grafen von Villemanjan, davon in Kenntniß.

Trotz der Schwierigkeiten, mit denen es damals verknüpft war, eine Audienz bei Napoleon zu erlangen, wußte Bellemain sich nach längerem Harren doch endlich Zutritt zu den Ministern, zuletzt auch zum Kaiser zu verschaffen; und was noch mehr, er bewirkte sogar die Absendung eines Auftrages an den in Hannover befindlichen commandirenden General der Rheinarmee, Compans, die Ernennung einer Commission betreffend, die an Ort und Stelle die Klagen und Beschwerden untersuchen sollte.

Bellemain reist zurück; klugerweise nicht ohne einen Geleitsbrief des Herzogs von Auerstedt, welcher alle jene Schritte, die bereits von Seiten des ergrimmten Intendanten und der General-Polizei gegen ihn unternommen waren, hemmte.

Weniger schnell jedoch erfolgt die Ankunft der versprochenen Commission. Und als dieselbe endlich wirklich eintrifft, besteht sie aus zweien der intimsten Freunde und Collegen des Intendanten.

Daß unter diesen Umständen die Untersuchung der Klagepunkte mit möglichst wenig Ernst und möglichst vieler Oberflächlichkeit vor sich ging, versteht sich wohl eben so von selbst, wie, daß es der Verwaltungsbehörde außerordentlich leicht wurde, die meisten jener Beschwerden von sich abzuwälzen, und daß ihr schließlich von dem Commissariat noch viele Komplimente über ihre treffliche Verwaltung gemacht und versprochen wurde, derselben auf's Vortheilhafteste beim Kaiser zu gedenken.

Es war folglich, heißt es bei unserem Gewährsmann weiter, durch diese kaiserliche Commission, von der man sich so viel versprochen hatte, gar nichts für das allgemeine Beste gewonnen worden. Vielmehr wurde es noch schlimmer als zuvor, und der Intendant, dessen Muth gegen die sogenannten Vierundvierziger keine Grenzen kannte, gab Befehl in einem Schreiben an die Verwaltungskammer, daß diese binnen 24 Stunden veranlassen solle, daß alle diejenigen Personen, welche eine vorgebliche Bittschrift an S. M. in Betreff der Klagen über die Landeslasten und besonders über die nach seiner Meinung über alles Lob erhabene Verwaltung unterschrieben hätten, wenn sie „ihre ganze ihnen angelegte Vermögenssteuer nicht bezahlt haben würden, dazu binnen 3 Tagen unter Strafe militärischer Execution angehalten werden sollten."

Trotz dieses „mit größter Strenge auszuführenden Patents" ließen sich die kühnen Vierundvierziger doch noch nicht irre machen. Sie setzten im Gegentheil Bellemain in den Stand, eine nochmalige Reise nach Paris machen zu können, um im Interesse ihrer Mitbürger sich womöglich persönlich beim Kaiser über die parteiische Commission zu beschweren.

Bellemain kam auch, trotz allen Auflauerns, mit seinem alten Passe glücklich dort an, und es gelang ihm wirklich wieder, mit dem Kaiser zu sprechen, der ihm Tag und Stunde bestimmte, wo Bellemain vor ihm erscheinen und seine abermaligen Beschwerden ihm überreichen solle.

Aber noch am Vorabend des Tages, wo dies geschehen sollte, wurde Bellemain auf Davoust's Befehl — vielleicht auch mit speciellter Genehmigung des Kaisers, der sich den unangenehmen Mahner vom Halse schaffen wollte — verhaftet und nach der Force gebracht, wo er eine geraume Zeit sitzen mußte. Bei seiner Verhaftung wurden seine Papiere versiegelt, — er selbst von der Polizei streng durchsucht, da man ihm „hochverrätherische Absichten" zumuthete.

Mit seiner, nach etwa sechs oder sieben Wochen erfolgenden Freilassung zugleich erhielt Bellemain den Befehl, Paris binnen 24 Stunden zu verlassen. In Erfurt angekommen, wurde er jedoch abermals verhaftet, und erst nach mannigfachen Mißhandlungen und längerer Einschließung wieder frei gegeben. —

Dies der schließliche Erfolg eines gewiß durchaus friedlichen Schrittes der über jedes Maß hinaus gemeldeten Bevölkerung einer deutschen Stadt zu ihren Rechte zu verhelfen! und wieviele Aufzeichnungen ähnlicher Fälle aus jenen Jahren des Elendes und der Schmach mögen in den Archiven anderer Städte niedergelegt sein?

Deßhalb noch einmal: Wenn Eure Arbeit beginnt, Deutschlands Friedens-Feldherren — erinnert Euch!

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 151.)

XXIV.

Insarow beschloß, genauere Nachrichten abzuwarten, machte aber inzwischen Vorbereitungen zur Abreise. Die Sache war sehr schwierig. Für ihn persönlich gab es keine Hindernisse, — was aber sür Helena thun? Auf gesetzlichem Wege war es unmöglich, ihr einen Paß zu verschaffen. Eine heimliche Heirath und dann sich den Eltern vorstellen .... „Sie werden uns dann ziehen lassen," dachte er. „Wenn aber nicht? Wir fahren doch fort. Wenn sie aber gegen uns Klage führen .... wenn .... Nein, besser ist's, sich irgendwie einen Paß zu verschaffen." Er beschloß (natürlich ohne Jemand bei Namen zu nennen), einen ihm bekannten verabschiedeten oder abgesetzten Procureur, einen in allen geheimen Angelegenheiten erfahrenen Schlaukopf um Rath zu fragen. Dieser ehrenwerthe Mann wohnte nicht in der Nähe. Eine ganze Stunde schleppte Insarow sich in einer elenden Droschke, fand ihn nicht einmal zu Hause und word auf dem Rückwege von einem plötzlichen Regenguß völlig durchnäßt. Am folgenden Tage, ungeachtet eines ziemlich heftigen Kopfschmerzes, machte er sich nochmals zum verabschiedeten Procureur auf. Der Procureur hörte ihn aufmerksam an, schnupfte dabei aus einer Tabaksdose, deren Deckel mit dem Bilde einer vollbrüstigen Nymphe geziert war, und betrachtete seinen Gast mit seinen kleinen, schlauen,

Digitized by Google

tabaksforbenen Augen von der Seite; er hörte ihn bis zu Ende an und verlangte eine „eingehendere Darstellung der faktischen Belege"; als er jedoch bemerkte, daß Jnjarow es vermied, die Einzelheiten zu berühren (er war ohnehin nur ungern zu ihm gekommen), beschränkte er sich darauf, ihm den Rath zu ertheilen, sich vor Allem mit „Monsieur" zu versehen, und bat ihn, ein anderes Mal vorzusprechen, „sobald Sie," — setzte er hinzu, eine Pfeife über der offen gehaltenen Dose einziehend, — „eine Zunahme von Vertrauen und eine Abnahme von Mißtrauen spüren werden. Bezüglich des Paßes," fuhr er fort und gleichsam vor sich hin, „das ist ein Werk menschlicher Hände; Sie reisen, will ich sagen; wer kann wissen, ob Sie eine Maja Berebichin sind oder eine Caroline Vogelmeier?" Jnjarow empfand eine Anwandlung von Ekel, er dankte indessen dem Procureur und versprach nächstens wieder zu kommen.

Denselben Abend fuhr er zu Suchow's. Anna Wassiljewna empfing ihn freundlich, machte ihm Vorwürfe, daß er sie gänzlich vergessen habe, und da sie ihn bleich fand, erkundigte sie sich nach seinem Befinden. Nikolai Artemjewitsch sprach kein Wort mit ihm und betrachtete ihn blos mit nachdenklich nachsichtiger Neugier; Schubin benahm sich kalt gegen ihn, Helena aber setzte ihn in Erstaunen. Sie hatte ihn erwartet, hatte für ihn bestellte Kleid angelegt, welches sie am Tage ihrer ersten Zusammenkunft in der Kapelle angehabt hatte; sie begegnete ihm jedoch so ruhig, war so liebenswürdig und sorglos heiter, daß Niemand, der sie sah, hätte glauben können, das Schicksal dieses jungen Mädchens wäre bereits entschieden und nur die innere Ueberzeugung bezüglicher Liebe verleihe ihren Zügen Leben, ihren Bewegungen Leichtigkeit und Reiz. Sie machte statt Zoë's den Thee, scherzte und plauderte; sie wußte, daß Schubin sie beobachte, daß Jnjarow keine Maske anzulegen vermöge, sich nicht gleichgiltig zu stellen im Stande sei, und hatte sich auf Alles zum voraus gefaßt gemacht. Sie hatte sich nicht geirrt. Schubin verwandte kein Auge von ihr, Jnjarow war sehr schweigsam und finster im Verlaufe des ganzen Abends. Helena fühlte sich so glücklich, daß sie die Lust anwandelte, ihn zu necken.

„Nun, wie steht es?" fragte sie ihn plötzlich, — „schreitet Ihr Plan vorwärts?"

Jnjarow wurde verwirrt.

„Welcher Plan?" fragte er.

„Sie haben es vergessen?" erwiderte sie, ihm in's Gesicht lachend; es allein war im Stande, die Bedeutung dieses glücklichen Lachens zu fassen; — „Ihre bulgarische Ehrfestomathie für Russen?"

„Quelle bourde!" murmelte Nikolai Artemjewitsch durch die Zähne.

Zoë setzte sich an's Klavier. Helena zuckte kaum merklich die Schultern und wies mit dem Blicke Jnjarow nach der Thür, als wolle sie ihn entlassen. Darauf berührte sie zwei Mal langsam den Tisch und blickte ihn an. Er begriff, daß sie ihm in zwei Tagen eine Zusammenkunft bestimme, und sie lächelte rasch, als sie bemerkte, daß er sie verstanden hatte. Jnjarow erhob sich und nahm Abschied; er fühlte sich nicht wohl. Kurnatowsky trat in's Zimmer. Nikolai Artemjewitsch sprang auf, erhob den rechten Arm hoch über den Kopf und ließ sanft seine Hand in die des Oberstcretärs breh. Jnjarow blieb noch einige Minuten, um seinen Nebenbuhler sich anzusehen. Helena machte insgeheim eine schelmische Bewegung mit dem Kopfe, der Hausherr fand es nicht nöthig, die Herren einander vorzustellen, und Jnjarow verließ nun das Zimmer, nachdem er noch zum letzten Male einen Blick mit Helena getauscht hatte. Schubin schien mit sich zu Rathe zu gehen — ließ sich plötzlich mit Kurnatowsky in einen hitzigen Wortstreit über eine juridische Frage ein, von der er gar nichts verstand.

Jnjarow schlief die ganze Nacht hindurch nicht und fühlte sich gegen Morgen sehr krank; er brachte indessen doch seine Papiere in Ordnung und schrieb Briefe. Sein Kopf war schwer und wüst. Gegen Mittag hatte er Hitze; er konnte nichts essen. Gegen Abend steigerte sich die Hitze; es stellte sich Reißen in allen Gliedern und heftiger Kopfschmerz ein. Jnjarow legte sich auf denselben kleinen Divan hin, wo vor Kurzem noch Helena gesessen, und dachte: „Es geschieht mir recht, warum schleppte ich mich zu jenem alten Schuft," und versuchte einzuschlafen. Schon hatte ihn die Krankheit erfaßt. Heftig pochte es in seinen Adern, in Fieberhitze glühte das Blut, gleich Würgern schwirrten die Gedanken in seinem Kopfe. Er verlor das Bewußtsein. Wie zerquetscht lag er auf dem Rücken und plötzlich däuchte ihm, es lache und flüstere Jemand leise über ihm; mit Mühe schlug er die Augen auf, der Schein des angebrannten Lichtes fuhr wie eine Klinge durch dieselben .... Was ist das? der alte Procureur steht vor ihm in einem Schlafrock aus Tarmalam, mit einem seidenen Tuche umgürtet, so wie er ihn Tags zuvor gesehen hatte .... Caroline Vogelmeier, murmelt der zahnlose Mund. Jnjarow starrt ihn an, der Alte bohrt sich, schwillt, wächst, schon ist er kein Mensch mehr — sondern ein Baum .... Jnjarow ist gezwungen, die schrägen Aeste hinaufzuklettern. Er klammert sich fest an ihnen und fällt mit der Brust auf einen scharfen Stein, und Caroline Vogelmeier hockt dort wie ein Hüterweib und lallt: Kuchen, Kuchen, Kuchen, — und dort fließt Blut, und Säbel blitzen — ganz unerträglich .... Helena! und Alles zerrann in blutrothem Gewitre.

XXV.

„Es ist Einer zu Ihnen gekommen, muß wohl ein Schlosser sein, der Kerl," meldete den folgenden Abend der Diener Berßenjew's seinem Herrn, ein Mensch, der sich durch strenges Benehmen gegen seinen Herrn und skeptische Geistesrichtung auszeichnete, — „er will Sie sprechen."

„Laß ihn herein," sagte Berßenjew.

Der „Schlosser" trat herein. Berßenjew erkannte in ihm den Schneider, den Zimmervermiether, bei dem Jnjarow wohnte.

„Was gibt's?" fragte er ihn.

„Ich bin zu Euer Gnaden gekommen," begann der Schneider, langsam einen Fuß vor den andern setzend und von Zeit zu Zeit Bewegungen mit der rechten Hand machend, deren drei letzte Finger den Aufschlag seines Aermels zusammenhielten. „Unser Einwohner ist, wer weiß, was ihm fehlt, sehr krank."

„Jnjarow?"

„Ganz richtig, unser Einwohner. Wer weiß, was ihm fehlt; er war gestern Morgen auf den Beinen, Abends hat er zu trinken gefordert, meine Alte hat ihm Wasser gebracht und Nachts hat er angefangen zu fluchen; wir haben es hören können, weil es nur eine Bretterwand ist; heute Morgen ist er schon ganz ohne Sprache, liegt ausgestreckt und brennt wie das Feuer, daß sich Gott erbarm! Da habe ich gedacht, wer kann wissen, was ihm fehlt, vielleicht stirbt er noch, ehe man sich's versieht; auf die Polizei, dacht' ich, will ich gehen, es melden, der Mensch ist ja ganz allein; da sagt mir meine Alte: ‚Geh' du zu jenem Herrn, bei dem er auf dem Lande gewohnt hat, vielleicht wird er dir rathen oder selbst kommen.' Darum bin ich nun zu Euer Gnaden gekommen, wir können nicht wissen, darum ...."

Berßenjew nahm rasch seine Mütze, drückte dem Schneider einen Rubel in die Hand und suhr mit ihm sogleich zu Jnjarow.

Er fand ihn bewußtlos, unausgekleidet auf dem Divan liegend. Das Gesicht war schrecklich verändert. Berßenjew besahl sogleich dem Schneider und dessen Frau, den Kranken auszukleiden und in's Bett zu bringen und lief selbst fort, einen Arzt zu holen. Der Arzt verordnete Blutegel, spanische Fliege, Calomel, und befahl, ihm die Ader zu öffnen, Alles zu gleicher Zeit.

„Jst er gefährlich krank?" fragte Berßenjew.

„Ja, sehr," erwiderte der Arzt. — „Eine heftige Lungenentzündung, Peripneumonie in vollem Gange, vielleicht auch das Gehirn afficirt; doch das Subjekt ist noch jung. Seine Kräfte sind jetzt aber gegen ihn gerichtet. Man hat mich spät rufen lassen, wir wollen übrigens Alles anwenden, was uns die Kunst an die Hand gibt."

Der Arzt war selbst noch ein junger Mann und glaubte an seine Kunst. Berßenjew blieb für die Nacht da. Wirth und Wirthin erwiesen sich als gute und flinke Leute, sobald Jemand da war, der ihnen sagte, was sie zu thun hätten. Der Wundarzt kam und es begannen die medizinischen Foltern.

Gegen Mittag kam Jnjarow auf einige Minuten zur Besinnung, erkannte Berßenjew und fragte: „Ich muß wohl unwohl sein?" blickte mit dem stumpfen und matten Staunen eines Schwerkranken umher und verlor wieder das Bewußtsein. Berßenjew begab sich nach Hause, kleidete sich um, nahm einige Bücher und kehrte in Jnjarow's Wohnung zurück. Er hatte beschlossen, wenigstens für die erste Zeit bei ihm zu bleiben. Vor das Bett hatte er einen Schirm gestellt und sah sich selbst ein Plätzchen neben dem Divan eingerichtet. Der Tag verging nicht heiter und nicht schnell. Berßenjew entfernte sich nur, um zu essen. Der Abend war gekommen. Er zündete ein Licht mit einem Schirme an und begann zu lesen. Alles war still rund herum. Hinter der Schiedewand, bei den Wirthen, ließ sich zuweilen ein leises Flüstern, bald ein Gähnen oder Seufzen hören .... Jemand nieste und wurde dafür flüsternd ausgescholten; hinter dem Schirm konnte man ein schweres, ungleiches Athemholen, von kurzem Stöhnen und unruhigem Hin- und Herwerfen des Kopfes unterbrochen, vernehmen .... Ganz eigene Gedanken rollten Berßenjew durch den Kopf. Er befand sich in dem

Digitized by Google

Zimmer eines Menschen, dessen Leben an einem Faden hing, eines Menschen, den, das wußte er, Helena liebte .... Er erinnerte sich jener Nacht, als Schubin ihn einhaltе und ihm erklärte, Helena liebe ihn, Berßenjew! Und jetzt .... „Was soll ich jetzt thun?“ fragte er sich. „Soll ich Helena von seiner Krankheit benachrichtigen? Soll ich noch warten? Diese Nachricht ist beträngender als jene, die ich ihr auch einst mitgetheilt habe; vielleicht ist das Schicksal mich zwischen sie als Mittelsmann schiebt!“ Er entschied, es werde besser sein, zu warten. Sein Blick fiel auf den mit einem Haufen Papier bedeckten Tisch .... „Wird er wohl seine Pläne ausführen!“ dachte Berßenjew. „Wird dem Alles zu Grunde gehen?“ Und es that ihm das junge, erlöschende Leben leid; er gab sich das Wort, es zu retten ....

Die Nacht war nicht gut. Der Kranke redete viel irre. Einige Male stand Berßenjew vom seinem Diwan auf, ging auf den Zehen an's Bett und horchte traurig auf das unverständliche Lallen. Nur einmal brachte Inſarow mit momentaner Deutlichkeit: „Ich will nicht, ich will nicht, du darfſt nicht ....“ hervor. Berßenjew fuhr zuſammen und warf einen Blick auf Inſarow. Sein leidendes und zugleich todtenähnliches Geſicht war unbeweglich, und die Arme waren ſchlaff ausgeſtreckt .... „Ich will nicht,“ wiederholte er kaum hörbar.

Am Morgen kam der Arzt, ſchüttelte den Kopf und verſchrieb andere Medizin. — „Bis zur Kriſis iſt es noch lange hin,“ ſagte er, den Hut aufſetzend.

„Und nach der Kriſis?“ fragte Berßenjew.

„Nach der Kriſis? Das Eine oder das Andere, aut Caesar, aut nihil!“

Der Arzt entfernte ſich. Berßenjew ging einige Male in der Gaſſe auf und ab, er mußte friſche Luft ſchöpfen. Er ſetzte zurück und nahm ein Buch vor. Nammer hatte er ſchon längſt beendigt, jetzt beſchäftigte ihn Goethe.

Auf einmal knarrte leiſe die Thür und der wie immer mit einem ſchweren Tuche bedeckte Kopf der Schneiderstochter ſtreckte ſich vorſichtig in's Zimmer herein.

„Das Fräulein iſt da,“ ſagte ſie leiſe, das mir neulich ein Zehnkopekenſtück gegeben hat ....“ Der Kopf der Kleinen verſchwand plötzlich und ſtatt deſſelben zeigte ſich Helena.

Wie vom Blitze getroffen, ſprang Berßenjew auf. Helena rührte ſich nicht, that keinen Schrei .... Sie ſchien in einem Augenblicke Alles begriffen zu haben. Furchtbare Blaſſe bedeckte ihr Geſicht, ſie trat an den Schrein, blickte hin, faltete die Hände zuſammen und ſtand wie verſteinert. Noch eine Minute und ſie wäre über Inſarow zuſammengebrochen, Berßenjew hielt ſie zurück. — „Was machen Sie?“ ſagte er mit zitterndem Flüſtern. — „Sie können ihn tödten!“

Sie wankte. Er führte ſie zu dem Diwan und ließ ſie niederſitzen.

Sie ſchaute in ſein Geſicht, befah ihn dann von Kopf zu Fuß und ſenkte den Blick zu Boden.

„Liegt er im Sterben?“ fragte ſie ſo kalt und gelaſſen, daß Berßenjew erſchrak.

„Um Gotteswillen, Helena Nikolajewna,“ begann er; „was ſagen Sie da? Er iſt krank, das iſt wahr, — und ziemlich gefährlich .... Wir wollen ihn aber retten, dafür ſtehe ich Ihnen.“

„Er iſt ohne Beſinnung?“ fragte ſie wie vorhin.

„Ja, jetzt iſt er bewußtlos .... Das iſt immer der Fall im Anfange ſolcher Krankheiten, das hat aber nichts zu bedeuten, ich verſichere Sie, nichts. Trinken Sie etwas Waſſer.“

Sie richtete ihren Blick auf ihn und er begriff, daß ſie ſeine Worte nicht gehört hatte.

„Wenn er ſtirbt,“ ſagte ſie, immer in demſelben Tone, — „ſterbe ich auch.“

In dieſem Augenblicke ließ Inſarow ein leiſes Stöhnen hören; ſie bebte zuſammen, faßte ſich den Kopf und machte dann die Bänder ihres Hutes auf.

„Was wollen Sie?“ fragte Berßenjew.

Sie gab keine Antwort.

„Was wollen Sie?“ ſagte er nochmals.

„Ich bleibe hier.“

„Wie .... für lange?“

„Ich weiß nicht, vielleicht für den ganzen Tag, die Nacht, für immer .... ich weiß nicht.“

„Um Gotteswillen, Helena Nikolajewna, kommen Sie zu ſich. Ich durfte freilich durchaus nicht erwarten, Sie hier zu ſehen; ich glaube jedoch .... Sie ſind nur für kurze Zeit hier. Bedenken Sie, man kann Sie zu Hauſe vermiſſen ....“

„Was thut es denn?“

„Man wird Sie ſuchen .... Wird Sie finden ....“

„Was thut es denn?“

„Helena Nikolajewna! Sie ſehen .... Er kann Sie jetzt nicht beſchützen.“

Sie ſankte den Kopf, wie in Gedanken verloren, drückte ihr Taſchentuch an den Mund und brach plötzlich in krampfhaftes, heftiges Schluchzen aus .... Sie ſank mit dem Geſicht auf den Diwan, um ihr Schluchzen zu erſticken, ihr ganzer Körper wallte und zuckte, wie der eines den gefangenen Vogels.

„Helena Nikolajewna .... um Gotteswillen ....“ wiederholte Berßenjew ihr in's Ohr.

„Ach! was iſt das?“ ließ ſich plötzlich Inſarow's Stimme hören.

Helena richtete ſich auf, Berßenjew ward ſtarr vor Schrecken .... Einen Augenblick darauf trat er an das Bett. Inſarow lag wie zuvor kraftlos auf dem Kiſſen; die Augen waren geſchloſſen.

„Er phantaſirt?“ fragte Helena leiſe.

„Es ſcheint,“ erwiederte Berßenjew, — „das iſt aber nichts; das kommt auch immer vor, beſonders wenn ....“

„Wann wurde er krank?“ unterbrach ihn Helena.

„Vorgeſtern; ſeit geſtern bin ich hier. Verlaſſen Sie ſich auf mich, Helena Nikolajewna. Ich weiche nicht von hinnen; alle Mittel ſollen angewandt werden. Wenn es nöthig iſt, rufen wir eine Conſultation zuſammen.“

„Er könnte ſterben, wenn ich nicht hier bin,“ rief ſie, die Hände ringend.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie jeden Tag von dem Gange der Krankheit zu unterrichten, und ſollte ſich wirklich Gefahr zeigen ....“

„Schwören Sie mir, Sie werden ſogleich nach mir ſchicken, wann es auch ſei, bei Tag, bei Nacht; ſchreiben Sie mir einen Zettel; jetzt iſt mir Alles gleich. Hören Sie? Verſprechen Sie, es zu thun?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, vor Gott.“

„Schwören Sie mir's?“

„Ich ſchwöre es.“

Sie ergriff plötzlich ſeine Hand, und bevor er ſie zurückzuziehen vermochte, hatte ſie ihre Lippen an dieſelbe gedrückt.

„Helena Nikolajewna .... was beginnen Sie?“ ſtotterte er hervor.

„Nein .... nein .... nicht nöthig ....“ ließ ſich Inſarow undeutlich vernehmen und ſeufzte ſchwer auf.

Helena trat an den Schirm, hielt ihr Tuch feſt in den Zähnen und warf einen langen, langen Blick auf den Kranken. Stille Thränen floſſen ihre Wangen hinab.

„Helena Nikolajewna,“ ſagte Berßenjew zu ihr, — „er kann wieder zu ſich kommen, kann Sie erkennen; Gott weiß, ob das gut ſein wird. Auch erwarte ich jeden Augenblick den Arzt ....“

Helena nahm ihren Hut vom Diwan, ſetzte ihn auf und blieb ſtehen. Ihre Blicke ſchweiften traurig im Zimmer umher. Es ſchien, ſie erinnere ſich ....

„Ich kann nicht fort,“ ſagte ſie auf einmal leiſe.

Berßenjew drückte ihr die Hand. — „Faſſen Sie Muth,“ — ſagte er, — „beruhigen Sie ſich; Sie überlaſſen ihn meiner Obhut. Noch heute Abend ſpreche ich bei Ihnen vor.“ Helena warf einen Blick auf ihn, ſagte: „O, mein guter Freund!“ und ſchluchzend ſtürzte ſie hinaus.

Berßenjew lehnte an der Thür. Ein ſchmerzliches und bitteres Gefühl, in welchem doch einige Erweichung lag, preßte ihm die Bruſt zuſammen. „Mein guter Freund!“ dachte er und zuckte die Achſel.

„Wer iſt da?“ hörte man Inſarow's Stimme.

Berßenjew trat zu ihm heran. — „Ich bin hier, Dmitri Nikomorowitſch. Was wollen Sie? Wie fühlen Sie ſich?“

„Allein?“ fragte der Kranke.

„Allein.“

„Und ſie?“

„Wer denn?“ fragte Berßenjew faſt erſchrocken.

Inſarow ſchwieg einige Minuten. — „Reſeda,“ ſagte er leiſe und ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Freiherr v. Moltke.

Digitized by Google

Der Artillerie-Belagerungs-Park von Metz.

Von Dr. Ferdinand Pflug.

Die Artillerie sämmtlicher größeren Staaten hat seit dem ersten Auftreten der gezogenen Geschütze in dem italienischen Feldzuge von 1859 eine vollkommene Umformung erfahren, und gegenwärtig kann die Ausrüstung beinahe sämmtlicher größerer Armeen ausschließlich mit gezogenen Geschützen als bewirkt angesehen werden.

In Hinsicht der Wahl des bei dieser Umwandlung für ihre Feld-, resp. für ihre Belagerungs- und Marine-Artillerie gewählten Systeme sind die einzelnen Staaten jedoch weit auseinander gegangen, und ebenso läßt sich zur Zeit eine faktische Ueberlegenheit des einen Systems über das andere noch nicht aussprechen.

In Preußen ist für die Feld- wie Festungs- und Marine-Artillerie das Hinterladungssystem gewählt worden, und die erwähnte Umwandlung hat zunächst durch Einführung der gezogenen 6pfündigen Feldbatterien bereits mit 1860 ihren Anfang genommen. — 1864 trat hierzu die Einführung der gezogenen 4pfündigen Feldbatterien, während früher schon für die Belagerungsartillerie die Einführung gezogener 12- und 24-Pfünder erfolgt war. Daneben beabsichtigte man jedoch eine theilweise Ausrüstung der Feldartillerie mit glatten Geschützen beizubehalten, was namentlich durch deren, die gezogenen Geschütze überwiegende, Kartätschwirkung begründet wurde, und so erfolgte noch 1862 und 1863 der theilweise Ersatz der bis dahin geführten glatten 6- und 12-Pfünder durch einen neu construirten kurzen 12-Pfünder. Mit dieser Ausrüstung trat die preußische Feldartillerie in den Krieg von 1866, in welchem sich jedoch der kurze 12-Pfünder so wenig bewährte, daß von 1867 ab die Ausrüstung der gesammten, nunmehr deutschen Feldartillerie mit dem gezogenen 4- und 6-Pfünder in Ausführung genommen und bis Anfang 1869 auch bewirkt wurde. Ebenfalls 1867 war in Anlaß der 1866 zwischen Preußen, resp. Norddeutschland und den süddeutschen Staaten geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse die gleiche Ausrüstung der Feldartillerie auch bei den süddeutschen Armeen beschlossen und im Lauf der nächsten beiden Jahre in's Werk gesetzt worden.

Im dänischen Kriege hatten sich sowohl für die Belagerungswie für die Marinezwecke die neuen gezogenen Hinterladungs 12- und 24-Pfünder sehr günstig ausgewiesen, dagegen waren indeß im Feldzuge von 1866 Gußbrüche an den Feldbatterien in mehreren Beziehungen hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Namentlich soll dies von den angewendeten Perkussionszündern, deren mangelhafte Construktion schließlich nöthigte, auf die so wichtige Shrapnelwirkung ganz zu verzichten. Ebenso hatten der ältere Kolbenverschluß wie auch der Doppelkeilverschluß mit voller Stahlplatte und Preßpfannboden-Liderung mancherlei Mängel hervortreten lassen, und auch in der Beweglichkeit durften nur die in ihrer Laffetirung wie in der Einrichtung ihrer Protze nach einem neuen System ausgerüsteten 4-Pfünder-Batterien als den erhobenen Ansprüchen genügend angesehen werden.

Auch für die Belagerungs- und in einem noch weit höheren Maße für die Marine-Artillerie hatten sich mittlerweile durch die Anwendung des Eisenpanzers bei den Befestigungen, und die rasche Steigerung der Panzerstärke bei den Panzerschiffen ganz veränderte Ansprüche und Forderungen herausgestellt, und um in Hinsicht der Artilleriewirkung denselben zu entsprechen, erwies es sich nothwendig, für deren Steigerung eine Reihe der tiefgreifendsten Aenderungen eintreten zu lassen.

Von 1867 ab begannenen in Anlaß dessen die artilleristischen Versuche, welche die Abstellung der hervorgehobenen Uebelstände, wie die letztermähnte Steigerung zum Zweck hatten, und die namentlich 1868 und 1869 bei den Vergleichsversuchen zwischen den Krupp'schen Hinterladungs- und den schweren englischen Woolwich-Geschützen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Die Erfolge dieser Versuche sind sowohl in Bezug auf die Feld- wie auf die Belagerungs- und Marine-Artillerie überaus günstige gewesen. Nach mehrjährigen unausgesetzten Bemühungen ist es für erstere gelungen, ein Zeit-Zündersystem aufzufinden, das allen Forderungen entspricht, und durch welches auch die Shrapnelwirkung wieder in ihre volle Rechte eingetreten ist. Früher hingegen schon waren die Mängel des Verschlußsystems durch die Einführung des doppelten Keils mit aufgedrehter Stahlplatte und Kupferliderung vollkommen gehoben worden. Durch die gleichmäßige Einführung der bisher nur den vierpfündigen gezogenen Batterien gewährten Protzeinrichtung und Laffetirung bei der gesammten deutschen Feldartillerie endlich erweist sich dieser eine Bewegungsfähigkeit gesichert, welche sich in gleichem Maße gegenwärtig noch bei keiner anderen Feldartillerie vertreten findet.

Noch verdient für die deutsche Feldartillerie hervorgehoben zu werden, daß als Geschützmaterial derselben schon seit Einführung der ersten gezogenen Batterien bei der preußischen Artillerie ausschließlich Gußstahl benutzt worden ist, worin mindestens in Bezug auf die überwiegende Haltbarkeit dieses Materials und die geringe Ausnützung der Geschützrohre noch ein anderer weiterer Vorzug erkannt worden muß.

Noch weittragender und bedeutsamer können indeß die mit den schweren Küsten- und Marinegeschützen im Verlauf der letzten drei Jahre erzielten Resultate erachtet werden. Durch die Umringung der Geschützrohre und die Anwendung des prismatischen Pulvers ist es bei denselben gelungen, selbst dem 24-Pfünder, oder dem wirklichen Geschoßgewicht nach dem 38-Pfünder, eine Durchschlagskraft zu sichern, welche noch auf 1300 Schritt genügt, eine massive fünfzöllige Panzerung zu durchschlagen, wogegen mit dem acht- und neunzölligen Hinterladungsgeschütz, oder dem 200- und 300-Pfünder eine massive achtzöllige Panzerung noch bis auf 1700 Schritt Entfernung glatt durchschlagen worden ist. Gleicherweise haben auch die für diese schweren Geschütze benutzten Hartgußgeschosse eine Vervollkommnung erfahren, um sowohl in ihrer Durchschlags- wie Perkussionskraft unbedingt als die zur Zeit besten und wirksamsten Marinegeschosse erachtet werden zu können.

Andere Versuche, und namentlich solche mit gezogenen Mörsern mittleren und schweren Kalibers haben sich dem noch angeschlossen, und auch hierfür, wie für die Anwendung der Eisenpanzerung und Eisenbauten zur Küsten- und Hafenbefestigung, werden die erzielten Resultate als durch einen nahezu vollkommenen Erfolg gekrönt bezeichnet.

In Frankreich ist man seit der ersten Einführung der gezogenen Geschütze im Jahre 1859 für die Feldartillerie bei dem Vorderladersystem „Le Hitte" stehen geblieben. Dasselbe hat auch für die Belagerungs- und Festungsartillerie eine ausschließliche Anwendung gefunden, und nur für die Marine- und Küstenartillerie hat man ein Hinterladungssystem angenommen, dessen Verschluß und sonstige Construktion aber in dem Grade geheim gehalten worden sind, daß für ein irgend begründetes Urtheil über den Werth und die Wirkungsfähigkeit dieser Geschütze kaum ein faktischer Anhalt bleibt.

Die Umringung der Geschützrohre soll für die schwere französische Marine- und Küstenartillerie ebenfalls eine umfassende Anwendung erfahren haben, und sind die Geschütze derselben in Hinsicht der eingeführten oder zur Einführung bestimmten Kaliber genau entsprechend der deutschen Marine-Artillerie bis zur 28-Centimeter-Kanone oder dem 450-Pfünder fortgeschritten. Ebenso haben auch schon seit längerer Zeit Versuche mit gezogenen Mörsern stattgefunden; aber auch hierin, wie für alle anderen artilleristischen Fortschritte, entziehen sich die bis jetzt erzielten, in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllten Ergebnisse jeder Beurtheilung.

Für die französische Belagerungs- und Festungsartillerie haben lange und kurze gezogene 12- und 24-Pfünder eine Anwendung gefunden, wozu an glatten Geschützen noch der 8- und 16-Pfünder, die sieben- und elfzöllige Haubitze und Mörser von dem gleichen Kaliber hinzutreten.

Auch diese Zusammenstellung entspricht bis auf den 8- und 16-Pfünder, welche Kaliber in der deutschen Artillerie nicht geführt, sondern durch den 6- und 12-Pfünder ersetzt worden, beinahe genau der bisherigen Zusammensetzung der deutschen Belagerungsparks und Festungs-Artillerieausrüstungen, und darf auch die Wirkung und Benutzung der beiderseitigen entsprechenden Kaliber ungefähr als die gleiche erachtet werden.

Die französische Feldartillerie besteht zur Zeit aus 4-, 8- und 12pfündigen Batterien, von denen jedoch die letzteren bestimmt sind, durch die 8-pfündigen Batterien ersetzt zu werden. Zu diesen wirklichen Geschützbatterien sind neuerdings noch die Mitrailliensen-Batterien hinzugetreten, welche wenigstens jetzt, nicht, wie noch vielfach angenommen wird, sich der Infanterie nach Art der früheren Bataillonsgeschütze zugetheilt finden, sondern die Aufgabe besitzen, für das Divisionsgefecht in geschlossenen Batterien als eine Art Reserve-Artillerie verwendet zu werden.

Das Geschützmaterial der französischen Feld- und theilweise auch der Belagerungs- und Festungsartillerie besteht aus Bronze,

Digitized by Google

das der Marine- und Küstenartillerie aus einer besonderen, ebenfalls sehr geheimnißvoll behandelten Eisencomposition.

Das System „La Hitte“, das bei der französischen Feldartillerie eine durchgängige Anwendung gefunden hat, wird allgemein als von den artilleristischen Fortschritten der Zeit weit überflügelt angesehen. Dasselbe steht zunächst schon gegenüber den deutschen Hinterladungsgeschützen dadurch im Nachtheil, daß mit diesen in 12 Minuten 25 Schuß abgegeben werden können, wozu bei den französischen Geschützen 15 Minuten erforderlich sind. Das Zünder-system der französischen Feldartillerie ist noch der Zeitzünder. An Geschossen werden von derselben Granaten, Shrapnels und Kartätschen verfeuert.

Auch in der Bespannung steht die französische Feldartillerie der deutschen noch, indem sich die 4-pfündigen Batterien nur mit vier, und allein die 8- und 12-pfündigen Batterien mit sechs Pferden bespannt finden. Die Mitrailleusen-Batterien besitzen genau die Ausrüstung wie die 4-pfündigen Batterien. Die Geschützzahl der Batterien beträgt, wie bei der deutschen Feldartillerie, durchgehends per Batterie 6 Geschütze.

Noch mögen hier die beiderseitigen Artilleriekräfte der deutschen und französischen Armeen einander gegenübergestellt werden. Es besitzt diese letztere Armee 21 Artillerie-Regimenter, wovon jedoch das Regiment Nr. 6 ein Montanier-Regiment ist. Von den somit verbleibenden 20 eigentlichen Artillerie-Regimentern führen die beiden Garde-Artillerie-Regimenter je 6, die 10 fahrenden Artillerie-Regimenter je 10, und die 4 reitenden Artillerie-Regimenter je 8 Batterien, wozu erforderlichen Falls noch von den 5 Festungs-Artillerie-Regimentern à 10 Compagnien je 5 Compagnien ebenfalls zu mobilen Batterien umgewandelt werden können.

Deutschereits sind bei den 13 norddeutschen Feld-Artillerie-Regimentern je 16 Batterien vorhanden, während Bayern 4 Artillerie-Regimenter zu je 8 Feldbatterien besitzt, wozu noch die württembergischen, badischen und hessischen Corps mit 9, 9 und 6 Feldbatterien hinzutreten. Die Gesammtzahl der Festungs-Artillerie-Compagnien der deutschen Staaten beträgt außerdem 112, wovon für die 88 norddeutschen Compagnien überdies mit Eintritt einer Mobilmachung eine Verdoppelung vorgesehen ist.

Die Zahl der vorhandenen Feldbatterien beträgt demnach auf französischer Seite 169 mit 942 Geschützen, auf deutscher Seite 264 mit 1584 Geschützen, wozu für die französische Artillerie noch 26 bis 30 Mitrailleusen-Batterien mit 150 bis 180 Mitrailleusen hinzutreten. Abgesehen von dem Uebergewicht der Zahl scheint jedoch in dem gegenwärtigen Kriege die deutsche Feldartillerie nicht minder auch in Hinsicht ihres Werthes und ihrer Wirkung durchgehends ein entschiedenes Uebergewicht über die französische behauptet zu haben.

Auch die beiderseitige Festungs- und Belagerungsartillerie stehen im Begriff, ihre Kräfte mit einander zu messen, uno vor Straßburg sind dieselben bereits einander entgegengetreten. Der eigentliche Wettkampf dürfte sich jedoch erst vor Metz, und möglicherweise in fernerer Folge vor Paris entwickeln, und sollen dem Vernehmen nach vor Metz deutscherseits alle die artilleristischen Erfindungen und Fortschritte der Neuzeit zur Anwendung kommen. Gewiß ist, daß allein zum Heranführen des deutschen Artilleriepark's 1000 Eisenbahnzüge bestimmt sind. Gerüchtweise verlautet außerdem noch, daß vor Metz die neuen gezogenen 120-pfündigen Mörser bestimmt seien, ihre erste Probe in der Ernstverwendung zu bestehen. Das Gleiche wird auch von den mittleren Kalibern der neuen Küsten- und Marinegeschütze behauptet. Nach der angeführten Zahl der für den Transport bestimmten Eisenbahnzüge würde mindestens aber angenommen werden können, daß ein gleiches Artilleriematerial, wie das zur Beschießung dieser französischen Festung, wohl noch bei seiner früheren Belagerung, die von Sebastopol nicht ausgenommen, in Verwendung gewesen.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 159.)

8.

Im Nebel von Romney-Moore.

George Porter ging mit hastigen Schritten durch den Parkweg bis zur Stelle, wo sein Pferd angebunden war, ohne sich umzuwenden. Henry Hobart schritt eben so lautlos hinter ihm her. Der Gardist übereilte jedoch während dieser peinlichen Promenade. Er konnte sich nicht erklären, wie George mitten in der Nacht so plötzlich nach Realbournhouse gekommen sei? — wie er ferner erfahren habe, daß der König ein Gast im Hause des Edelmannes war? wenn Ella Henry die Wahrheit berichtet, so hatte George das Haus Sir John's seit dem Eintritte Henry's in dasselbe nicht wieder betreten, bis zu dem Augenblicke, wo er in des Königs Schlafzimmer dringen wollte — und auf welchen Antrieb war er gekommen? George Porter mußte also — so schloß Henry — von einem Orte gekommen sein, an welchem er Bericht über des Königs Absichten erhalten hatte. Henry beschloß nachzuforschen, wohin George seine Schritte von Realbournhouse aus lenken werde. Der Gardist hatte seinen Plan vollständig entworfen, als der Gentleman bereits zu Pferd gestiegen und auf dem Wege nach Playden war.

„Sie werden bis Playden langsam reiten, Sir,“ sagte Henry, hinter dem Reiter sich haltend. „Wenn Sie vor dem Fleden sich in Trab setzen, so ist meine Kugel schneller als Ihr Pferd.“

„Sorgen Sie nicht, Sir,“ entgegnete George. „Ich bin in Ihrer Gewalt, ich muß Ihnen gehorchen — weil die Familie Pendergraß bedroht ist — sonst —“

Er murmelte die letzten Worte vor sich hin. Henry seufzte unwillkürlich — er befand sich in demselben Falle wie George — er mußte seine Pflicht verletzen, wollte er Pendergraß vor schwerer Ahndung retten, dem selbst, wenn der König Gnade geübt hätte, so würden die vielen, den Jakobiten feindlichen Lords, an ihrer Spitze Portland und Sidney, auf Untersuchung und Strafe gedrungen haben.

„Wir sind am Fiele,“ sagte Henry. „Jene hellerleuchtete Fronte ist das Monsonhause von Playden. Sie sind entlassen, Sir — ich kann nicht sagen: Reiten Sie mit Gott — denn ich weiß nicht, welchen Weg Sie einschlagen wollen.“

„Ich kenne genau den Weg, welchen ich mir vorgezeichnet, Sir,“ sagte George; „und ich will Ihnen wünschen, daß Sie mir nicht noch einmal auf denselben begegnen.“

„Wer weiß — ich fürchte die Begegnung nicht — Ella und Pendergraß waren heut Ihr Glück — versuchen Sie dasselbe nicht noch ein Mal.“

George gab keine Antwort, sondern setzte sein Pferd in Trab. Er schlug die Richtung nach der Grenze von Kent ein. Kaum war er hinter dem nächsten Busche verschwunden, so sprang Henry mehr als er ging in den Hof des Manfionhouse. Hier standen im Schuppen die gesattelten Pferde der Gardisten; ohne lange zu wählen, zog Henry das nächste heraus und schwang sich in den Sattel.

„Ich muß fortreiten,“ rief er dem Wachtposten zu. „Sage, daß ich in wichtigen Dingen fortreite. Mit Tagesanbruch bin ich wieder hier.“ Er galoppirte zum Hofe hinaus und auf die Landstraße, welche sich vor Playden gabelförmig theilte. Ein Theil lief um den Fleden herum, der andere zog sich durch denselben. Hinter Playden vereinigten sich beide Wege, um gegen die Grenze von Kent zu führen. Henry wählte den letzteren. Er ließ sein Pferd in Galopp fallen und da nur ganz kurze Zeit verstrichen war, seitdem er sich von George getrennt hatte, so war es ziemlich gewiß, daß er den Jakobiten noch einholen werde. Henry wollte sich in genügender Entfernung hinter demselben halten, um zu beobachten, ob George in einem der nahegelegenen Herrenhäuser verschwinden werde.

George Porter hatte, als er seiner Eskorte ledig war, ebenfalls sein Pferd zur Eile angetrieben. Am Horizonte ließ sich ein schwacher, heller Streif erkennen, der den nahenden Morgen verkündete. Das Mondlicht war noch blasser als zuvor und der Nebel begann stärker aufzusteigen. George konnte in der den Verschworenen angegebenen Zeit wieder in Hunts Hause sein, wenn sein Pferd seine Schuldigkeit that, auch mußte er eilen, denn der Nebel war zur Zeit noch nicht dicht genug, um den Reiter vom rechten Wege abzuhringen — aber er ward immer massenhafter und schwebte von der See herüber in wolkenartigen Gebilden auf die Ebene. Dennoch mäßigte George den Lauf seines Pferdes, auf einige Zeit kam es ihm nicht an. Er mußte die Kräfte des Gaules schonen, denn man konnte noch immer eine Verfolgung unternehmen. Während George die Erlebnisse der letzten Stunden überdachte und sich besonders mit der Erklärung des Un-

Digitized by Google

standes, der Henry und Ella zugleich auf den Korridor geführt hatte — beschäftigte, glaubte er Hufstritte zu vernehmen. Er hielt einen Augenblick sein Pferd an — er horchte und es ward ihm zur Gewißheit, daß sein Ohr ihn nicht täuschte — von Pfaydon her kam ein Reiter. Ohne sich auf weitere Recognoscirung einzulassen, nur an die Sicherstellung der seiner Rückkehr harrenden Beute gedenkend, begann er zu galoppiren. Die Bäume und Marksteine strichen schnell an ihm vorüber — die Fichtenwaldung von Kents Grenze nahm ihn auf — er hielt eine Sekunde — wieder der Hufschlag hinter ihm; kein Zweifel, George wurde verfolgt, ob in der Absicht, ihn zu ergreifen oder auszuspähen, galt gleich. Für die Verschworenen war Gefahr in Sicht. Mit der Gegend sehr vertraut, beschloß George, jedenfalls einen andern Weg zu nehmen. Er lenkte links ab. Henry Hobbart war unmittelbar nach George in den Fichtenwald geritten, er sah im aufsteigenden Nebel die Gestalt des Verfolgten und die seines Rosses. Er sah, wie George hinter dem Waldrande verschwand. Henry war der Ausicht, daß der gerade Weg über das Moor führen müsse, er hatte diese Straße noch von früher her im Gedächtnisse und trabte scharf auf derselben vorwärts. George war auf einem Umwege schon etwa tausend Schritt weiter vor. Aber das geübte Auge des Soldaten entdeckte den Fliehenden trotz des Nebels. Der Gardist wendete sein Pferd und hielt gerade auf George zu, der jetzt mit rasender Schnelligkeit galoppirte. Henry gab auch seinem Rosse die Sporen. Bald tauchte der Verfolgte vor, dann neben ihm auf. Es war augenscheinlich, daß er einen vollständigen Zickzackweg einschlug. Der Gardist begann irre zu werden in der Richtung, er mußte bereits einige Male anhalten, um sich zu orientiren, auch bemerkte er zu seinem Schrecken, wie der Morgennebel gespenstisch seine Schleier über das Moor ausbreitete und sich zu Klumpen ballte — nur mühsam vermochte Henry nach den Weg unter sich zu erkennen, er trabte langsamer, da stutzte sein Pferd vor einem schwarzen Steinblocke, der von Nebel eingehüllt plötzlich vor dem Reiter stand — dann bäumte es sich hoch auf, denn es war in einen der faulen Tümpel getreten, dessen Wasser die Knie Henry's bespritzte — dort scheute es vor dem aufgerichteten Merkzeichen, der Stange mit dem Hexbündel daran, welche die Richtung durch das Moor bezeichnete; und immer dichter sank der Nebel auf die Ebene nieder, ein Entkommen aus diesem Meer von Dünsten gewährte, war unmöglich. Henry sah die vergebliche Mühe ein — er hielt sein Roß an und blieb wie gebannt an der Stelle. Die graugelben Wolken hüllten ihn und das Pferd vollständig ein — ringsum war nicht das Geringste mehr zu erkennen, der feuchte Wind trieb duech die Nebel und trieb sie gegen den Reiter, von dessen Mantel, Hut und Stiefeln sie als Wasser herabtropften. Zitternd in der Kälte des Morgens stand das Pferd — es wieherte einige Male klagend durch den Dunstkreis, den der Hauch aus seinen Nüstern noch vermehrte. Henry zog sein Mantel fester um sich, er drückte den Hut tiefer in seine Stirn, und seinen Körper dichter an sein Pferd.

Derwid hatte schon einige Male auf die Uhr geblickt, die Gespräche der Verschworenen wurden matter. Barclay hatte bereits einen ganzen Bogen vollgeschrieben, da stürmte Hunt in den Saal.

„Er kommt!“ rief er.

Alle sprangen von ihren Sitzen empor — mit Kolb bespritzt, die Haare in langen Strähnen um sein Haupt flatternd, naß von dem Nebel, keuchend vor Erregung, stürzte George Porter herein.

„Ausbrennder — schnell —“ brächte er, in den Stuhl sinkend.

„Verfolger hinter mir — Gardist des Königs.“

Die Verwunderung war jetzt noch größer als vorher, wo Bessie den fehlenden Pendergraß anklagte.

„Hinaus — hier hinaus — Nein hier, Mylord — verrammelt die Thüren — Nehmet die Waffen zur Hand.“

Derwid stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Pforte des Saales.

„Mylords und Gentlemen,“ rief er. „Es kommt Niemand hinaus, ehe Porter nicht Alles berichtet hat. Reden Sie, Sir.“

Porter hatte sich mühsam erholt. „Zögern Sie nicht, Hoheit, und zu entfliehen,“ sagte er. „Verlangen Sie keine Auseinandersetzungen, das hieße die Zeit nutzlos rauben. Pendergraß ist unschuldig — darauf nehmen Sie mein Wort, aber als ich zurückritt von Kealbournhouse, ward ich verfolgt — es war ein Gardist des Königs, ich sah es deutlich. Er blieb hinter mir, als ich das Moor durchritt; es ist möglich, daß er im Nebel sich verirrte, daß er jetzt schon halb versunken ist in einem jener grundlosen Tümpel und Lachen — aber es ist auch möglich, daß er nur wenige Pferdelängen hinter mir blieb. Denken Sie an Ihre hohe Person, gnädigster Herr — entlassen Sie die Versammlung. Wissen die Herren nicht genug? Es wird gehandelt werden — des Königs Genehmigung ist da — das war für heute genügend. Eilen wir auseinander zu gehen — so lange der Nebel uns noch schützt. Hoheit, Sie bleiben mit Sie Charnock und Lord Barclay hier — Hunt verbirgt Sie leicht. Wir Andern müssen fort, es kann sonst unser Fehlen hier und da Verdacht erregen — eilt — eilt, Ihr Herren — ein Mal verdächtig geworden wird dieses Haus nicht wieder von dem Späher des Oraniers außer Acht gelassen.“

Schnell wechselten Derwid und die Verbündeten Abschiedsgrüße. Die Genossen schlichen hinaus — sie zogen ihre Pferde aus dem Stall und schwangen sich in die Sättel.

„Ueber den Esseuweg,“ kommandirte George, „dann theilen wir uns bei dem Heidengrabe — Vorwärts.“

Derwid und Barclay blieben einige Minuten ganz still im Saale — ebenso Charnock. Sie horchten auf die Tritte und die Hufschläge der sich entfernenden Verbündeten.

„Es wird trefflich gehen,“ rief Derwid, „wenn erst die Dinge in London sich entwickeln. Ich kehre nach Saint-Germain zurück. Ist die Depesche fertig?“

„Ja, Hoheit,“ sagte Barclay, „hier ist sie.“

Hunt nahm das Papier. „Es wird heut noch nach Frankreich abgehen. Hier setzen Euer Hoheit schon die Kiste mit Sitzen, in welche es geflecht wird. Diese Kiste versenkt man in das Moor — dort holen die Schiffer sie ab. Es ist ein großer Stein mitten im Wege durch das Gefilde, da senkt man die Kiste hinein.“

„Hört Ihr nichts nahen? ist keine Gefahr vorhanden?“ sagte Derwid.

Hunt öffnete das Fenster und horchte angestrengt hinaus. Der Nebel hatte auch das Haus des Schmugglers ganz verhüllt. „Es ist Alles still,“ sagte er. „Hoheit können noch einige Stunden ruhen.“

„Ruft mich, wenn die Schiffer hier sind,“ befahl Derwid, indem er das Gelasel zurückschob und mit Barclay hinter demselben verschwand. Charnod streckte sich auf die Bank in der Nähe des Kamins.

„Nimm die Kiste, Bessie,“ sagte Hunt. „Du weißt den Weg besser durch den Nebel als ich selbst.“

Das Mädchen lud die schmale Kiste auf ihre Schulter und steckte einen durch dicke Korken, die man Schiffsproppen nennt, gezogenen Strick auf sich. Dann verließ sie das Haus.

Henry Hobbart hielt noch immer im Nebel. Seine Lage war eine höchst peinliche — wenn nicht gar gefahrvolle. Er mußte nothgedrungen warten, bis die Nebel sich vollständig zertheilt hatten, denn an ein Vorwärtsdringen oder Zurückkehren konnte er jetzt nicht denken. Er lief Gefahr, in einem jener Moräste, aus denen das Romney-Moor zum großen Theile bestand, auf gräßliche Weise mit seinem Pferde umzukommen. Aber wie lange währte es vielleicht, bis die Gegend frei vom Nebel ward? nirgends ein Zeichen von der Nähe eines lebenden Wesens — kein Schlag einer Uhr, aus welchem Henry die Stunde des Tages erkennen mochte. Seine Unruhe wuchs. Der König war möglicher Weise schon munter — er hatte wohl bereits seine Garden rufen lassen — wo war der Gefreite, der auf der Reise Wilhelms das ehrenvolle Amt eines Führers versah — ? den der König seinem tapfern Hauptmann Cutts vorgezogen hatte? — Der Führer fehlte, der Soldat war nicht auf seinem Posten — und Henry durfte nicht ein Mal sagen: wethalb er gefehlt hatte; denn somit waren Sir John und die Seinigen leicht verloren. Allmälig machte auch das regungslose Halten inmitten des eisigen und feuchten Nebels seinen verderblichen Einfluß geltend. Der Gardist fühlte, wie seine Glieder erstarrten, wie sein Kopf eingenommen von den Dünsten ward, welche mit schwefelartigem Geruche den Morästen entstiegen. Henry senkte das Haupt, er lehnte es auf den Hals seines Rosses, es war ihm so schwer und er athmete beklommen. Sollten nicht Menschen in der Nähe sein können? das war einer seiner letzten Gedanken, ehe die Mattigkeit ihn bewältigte.

„Ho! ho! ho!“ rief er laut.

„Ho! ho!“ antwortete es aus einiger Entfernung.

„Hier! hier!“ schrie Henry. Er hörte, wie im Nebel Etwas näher kam —

„Zum Henker, Sir, eilen Sie nicht so,“ rief es. Ein Reiter huschte schnell an Henry vorüber — sein Pferd hätte ihn fast berührt — dann kam dicht hinterher ein Anderer — diese Reiter mußten den Weg genau kennen, der wahrscheinlich neben der Stelle hinlief, wo Henry zu halten gezwungen war.

„Hier her! nehmt mich mit, mit,“ rief er.

„George bleibt hier bei mir,“ tönte eine Stimme.

Henry richtete sich im Sattel auf. Er zweifelte nicht daran, daß George Porter der Gerufene war.

„Immer nach links ab, Mylord,“ ließ sich die Antwort ver-

Digitized by Google

Das deutsche Panzerschiff „Friedrich Karl.“ Original-Zeichnung von **Lorenz Ritter.** (S. Seite 175.)

Digitized by Google

nehmen — es war die Stimme des Jakobiten, Henry glaubte sie mindestens zu erkennen. Nun schien es ihm plötzlich, als belebe sich der Nebel, als tauchten rechts und links von ihm Gestalten zu Fuß und zu Roß auf, er hörte Stimmen — zwei, drei, vier Menschen sprachen zugleich — dann glaubte er im Dunkle Umrisse menschlicher Figuren zu erkennen, sie waren nicht bei ihm, sie standen gegen sein Pferd — Henry versuchte mit ihnen zu reiten, aber schon nach einigen Schritten bäumte sich wieder sein Pferd, Wasser und Koth spritzten empor und Henry bemerkte, daß er aufs Neue in den Morast gerathen war — dicht neben ihm mußte einer jener ungeheuren Steine liegen, die über die ganze Ebene verstreut waren — Henry hielt, zitternd vor Kälte und Erregung, seiner Sinne kaum noch ganz mächtig, das Pferd an — wieder raschelte und schnob es bei ihm vorüber und er vernahm Sprechen — heiseres Lachen — lautes Johlen — Reiterchen — es war ihm, als schwirrten Gespenster durch den Nebel, und er hörte über die Ebene hin laut und vernehmlich George Portets Namen rufen — dann war es ihm, als rausche das Gefieder aufflatternder Sumpfvögel um sein Haupt und die Erregung des Blutes bewirrte es, daß er dicht vor seinen Augen zwei feurige Punkte zu sehen glaubte, die bald vor bald rückwärts durch den Nebel sich bewegten. Henry lehnte wieder sein Haupt auf den Hals seines Pferdes — die Sinne schwanden ihm. Er ward erst wieder durch eine Bewegung seines Rosses aufgeschreckt. Der Nebel gliperte goldig, es waren die Strahlen der Sonne, welche mit den Dunstmassen ihren Kampf begann, aber Henry vernahm zugleich dicht neben sich ein Geräusch und da bereits der Nebel dünner gewoben war, erkannte er leicht eine weibliche Gestalt, die hinter dem großen Feldblocke hervorkam, neben welchem Henry zu halten gezwungen war. Der Gardist fürchtete, obgleich er ein Weib vor sich sah, dennoch einen Angriff. Er hob sich mit einiger Anstrengung in den Bügeln und blickte, sein Pistol zum Schusse hebend, auf die Erscheinung.

„Blitz und Hagel," rief er, „es ist die Dirne von Old-Romney."

Bessie Hunt erkannte sofort den Gardisten. „Ihr — Ihr seid es?" rief sie, an das Pferd sich drängend. „Wie kommt Ihr hierher? Ihr habt einen Mann verfolgt — ich weiß es."

Henry blickte zur [illegible] „das Mädchen an. „Bring' mich hinaus aus den verdammten [illegible]" rief er.

„Ei, Herr — [illegible] leid vielleicht auf schlimmen Wegen," höhnte Bessie.

„Dirne, ich befehle Dir, den Zügel des Pferdes zu ergreifen und mich auf den Weg nach Guddensford zu leiten — oder — ich —" Er wies sein Pistol.

„Gemach, Herr," sagte Bessie in sanftem Tone. „Ihr dürft nicht mit Gewalt fordern. Wenn Ihr mich bedroht, so muß ich feindlich gehorchen, aber Ihr würdet nicht weit kommen. Ich kenne jeden Weg durch das Romney-Moor, ich würde Euch an einen Sumpf führen, nur ein Schritt vorwärts und Ihr würdet versunken — ich aber hätte mich mit einem Seitensprung befreit. Aber ich bin Euch Dank schuldig — Ihr habt mich befreit von den Wüthenden in Old-Romney — ich werde Euch helfen." Sie faßte den Bügelriemen des Reiters.

„Also vorwärts denn!" rief Henry.

„Noch nicht, Herr," sagte Bessie. „Wir müssen noch ein wenig warten."

Aber der Nebel ist ja schon dünn — hier und dort reißt er. Ich kann den Weg deutlich an einigen Stellen sehen."

„Man täuscht sich leicht. Wir können an einer Stelle den Weg ringsum frei von Nebel finden — und wenige Schritte weiter ist der Dunst dreifach stärker, der aus einem Morafte aufsteigt." Sie blickte ängstlich in die Ferne.

„Ich will sehen, ob meine Leute in der Nähe sind," sagte sie und ließ einen langgezogenen Ruf erschallen. Nach einiger Zeit wiederholte sie dieses Signal noch ein Mal — sie erhielt keine Antwort. „Der Nebel theilt sich schnell," sagte sie. „Die Sonne dringt scharf ein — seht — wie die Wolken reißen."

Henry sah in der That, wie die Massen sich gleich den Stücken einer Landkarte gegenst von einander ablösten, stiegen oder sanken, und durch die Lücken hindurch erblickte man Streifen der Gegend, einzelne Punkte wurden sichtbar, selbst kleinere Spiegel der stehenden Wasser ließen sich erkennen und die Sonnenstrahlen vergoldeten die Wölkchen.

„Wir können gehen," entschied Bessie. „Seht um Euch."

Henry wendete sein Haupt. Die Nebel waren zum Theil an der Stelle geschwunden, wo der Reiter hielt. Er sah vor sich einen großen Stein, um den Haidekraut und kurzes Röhricht wucherten — aber zwei Schritte neben dem Platze, den Henry jetzt noch behauptete, dehnte sich ein großer Sumpf aus, der hufeisenförmig die schmale, kaum bemerkbare Straße umzog. Henry schauderte. Noch ein starker Seitensprung seines Pferdes und er wäre rettungslos im Moore versunken. Bessie Hunt hatte die Zügel seines Pferdes ergriffen und geleitete ihn auf den Pfad, der sich in schlangenartigen Windungen durch das Moor zog. Henry sah ein, daß ohne die Führung des Mädchens er selbst bei hellem Tage schwerlich aus den Sümpfen gekommen sein würde. In der Haft der Verfolgung hatte er sich weit von dem großen Wege entfernt.

„Ich muß Dir den besten Dank sagen, Kind," begann Henry. „Ich wäre ohne Dich verloren gewesen."

„Und ich ohne Euch — in Romney."

„Warst Du nicht vor einiger Zeit in Guddensford?" fragte Henry.

„Ich war dort," sagte Bessie mit funkelnden Augen und lauerndem Blicke. „Woher wißt Ihr's?"

„Die Leute sagten, man habe Dich fortgetrieben."

„Es ist wahr," lachte Bessie. „Die schlimmen Burschc und Weiber sind überall. Sie nennen mich eine Hexe oder ein katholisches Unheilsstind."

„Weshalb? wie heißest Du? hat man denn Grund, Dich zu fürchten?"

„Ich heiße Bessie Hunt, Sir, und weiß nicht, weßhalb man mich fürchtet oder haßt. Ich thue Niemandem was zu Leid. Mein Vater ist ein schlichter Grundbesitzer, besitzen Haus mitten im Moore liegt."

Henry ward aufmerksam. Dieses Mädchen, das in so seltsamem Rufe stand, die Tochter eines katholischen Insassen von Kent, der sicherlich jakobitisch gesinnt war, kam ihm zum zweiten Male unter absonderlichen Umständen entgegen. Die Wohnung des Vaters lag im Moore — hatte dahin George Porter nicht seinen Ritt nehmen können? er hatte den Weg, der durch das Moor führte, eingeschlagen, das stand fest — nach den Beweisen, die Henry gegen George hatte, war dieser ein gefährlicher Mensch — dann die Gestalten und Stimmen, welche er im Nebel gesehen und gehört hatte. Alles dies machte ihn aufmerksam.

„Ich hörte deutlich Menschen neben mir — ich sah sie auch," sagte er schnell.

„Oh — es waren wohl Landleute, die von Neu-Romney nach Winchelsea gehen. Sie kennen die Wege an gewissen Zeichen. Da ist das Heidengrab, ein großes Felsstück, unter welchem Römer begraben liegen sollen, da ist der Eisenweg, ein Pfad, der durch die Sümpfe geht und ganz aus Steinen zusammengesetzt ist — da wandeln denn die Leute mit Sicherheit entlang."

Henry wollte noch eine Frage an das Mädchen richten, aber diese rief plötzlich: „Nun sind wir an dem Hauptwege. Da geht der Pfad hinein — seht Ihr? jetzt kennt Ihr mich entlassen. Dort ist der Weg von Kent, es ist nicht möglich, den Weg zu verfehlen." Sie reichte Henry ihre Hand, er schüttelte sie.

„Leb wohl, Bessie," rief er. „Ich danke Dir wahrscheinlich mein Leben, möge es mir beschieden sein, Dir wieder zu vergelten. Leb' wohl."

„Lebt wohl, Herr!" rief das Mädchen lachend. „Und wer von uns Beiden zuerst dem Andern einen Dienst leisten kann, der solls thun. Wir wollen nicht Abrechnung halten." Sie wendete sich sogleich wieder auf den schmalen Pfad — Henry aber gewann nach zwei Schritten die Landstraße, welche sich vor ihm ausdehnte. Er blickte noch ein Mal zurück und sah, wie Bessie mit der Schnelligkeit eines Laufvogels über den fast unsichtbaren Weg zurückeilte.

„Ein seltsames Wesen," murmelte der Gardist. — „Ich will meinen Kopf verwetten, dieses Alles hängt wie eine Kette zusammen. Ich werde genau Acht geben — ob dieses liebe Kealbournhouse, wovon ist es so fest nun für mich verschlossen?" Er trieb sein Pferd an. „Wenn ich nur zeitig anlange," rief er! Da schlug eine Uhr hell und deutlich. Es war die Thurmuhr von Sidney-Castle, deren Schläge, durch die reine Morgenluft getragen, an das Ohr des Reiters drangen. „Sechs Uhr," sagte er aufathmend. „In einer Stunde werde ich in Playden sein. Der König wird mich am Platze finden."

Hell im Sonnenglanze schimmerte das ungeheure Moor, aus dessen Vertiefungen die Tümpel wie große Augen blickten. Der Gardist glaubte auf einem der Felsblöcke eine weibliche Gestalt zu erblicken. „Es ist Bessie," sagte er. „Sie winkt noch ein Mal aus der Ferne." Der Wald nahm ihn auf.

„Es war gut, daß ich wartete," sagte Bessie, von dem Steine herabsteigend. „Die Männer waren noch nicht weit entfernt. Ich durfte ihn erst führen, als auf mein Zeichen keine Erwiderung kam." Sie war unten an dem Steine beschäftigt. Ihre Augen suchten einige Gegenstände, die auf dem Wasser schwammen, dessen träge Fläche

Digitized by Google

der Morgenwind kaum kräuselte. Diese Gegenstände waren große Propfen. Sie schienen an Farben beſeſtigt zu ſein. Beſſie nahm eine Gerte und ſtieß die Propfen von dem Ufer zurück. „Die Kiſte liegt gut im Waſſer," murmelte ſie. „Die Schiffer werden ſie finden — die Propfen zeigen ihnen die Stelle dort." Beſſie ſchöpfte ihre Augen ein wenig mit der Hand und blickte in die Ferne.

„Der Reiter iſt verſchwunden," murmelte das Mädchen. „Er hat ſicher George verfolgt und es war ein Glück, daß er vom rechten Wege abkam — aber auch ein Glück, daß er gerade dort am Steine blieb, wo ich den Kaſten verſenkte. Er iſt ein hübſcher Mann und gewiß beſſer als George — ich wollte, ich könnte ihn nicht mehr lieben." Sie ging durch das Moor auf Gunk Haus zu. (Forts. f.)

Aus allen Welttheilen.

Deutſche Heerführer.

I. Freiherr v. Moltke.

Von **Dr. Otto Löwenſtein.**

Die Zeiten, wo, wie im Alterthum, der Krieg ein Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen, Mann gegen Mann war, ſind längſt vorüber. Längſt vorüber ſind jene Zeiten, wo die Krieger mehr den Charakter von Duellen an ſich trugen, wo diejenige Partei ſiegte, die den Tapferſten unter ſich hatte. Aber glücklicherweiſe ſind auch jene Zeiten vorüber, der Hunnen- und Türkenkriege, des ſiebenjährigen, des dreißigjährigen Krieges, jene äußern Jahrhunderte, welche auf Generationen hinaus ganze Länder in rauchende Schutthaufen verwandelten, Völker auszurotten, Städte vom Erdboden verſchwinden ließen, wo Plünderung, Mauken, Sengen und Brennen die höchſte Kriegskunſt war. Unſer Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung und der Intelligenz — wenn es ſchon das aus barbariſchen Zeitaltern ſtammende Ungeheuer überhaupt noch duldete, Dank den menſchlichen Geſinnungen, das ſich des franzöſiſchen Thrones bemächtigt — ſo hat es doch auch ſelbſt dieſen gräßliche Erbe früherer Jahrhunderte mit dem Odem der Gegenwart angehaucht, ſie ſieht die Intelligenz zur möglichſten Vervollkommnung der Mord- und Schußwaffen und machte dadurch den Krieg, wenn nicht weniger blutig, ſo doch weniger anduerend, ſie ſetzte wieder den Einzelnen in ſeine Rechte ein, nicht mehr die rohe Tapferkeit, die Intelligenz iſt es, welche heut die Schlachten entſcheidet, die Intelligenz des gemeinen Soldaten, die Intelligenz des Feldherrn. Und nicht blos des Siegers, ſeine Armee hat Feuer ſtatt, ſondern weit mehr derjenigen, der daheim, über ſeine Karten gebückt, nach genaueſten geographiſchen, mathematiſchen und taktiſchen Berechnungen ſeinen Plan entwirft. Das hat nun Moltke bewieſen und wird es noch thun, und als ſie ihn in Oſford zum Doctor machten, da ſagte er, daß ſein Großvater ein mindeſtens Apotheker werden müßte. Seitdem ſind 50 Jahre vergangen, die uns Erfindungen und Telegraphen gebracht haben. Mehr noch als vor 1812 in Rußland als Lehrmeiſter ſich geltend machen ſollte, Napoleon ſtarb vor 20 Jahren ſtill hentzutage der Taktik der Löwenanzahl bei der Kriegsführung zu.

Der Oeſterreich des heutigen Krieges der Deutſchen wider die Franzoſen, den wir glücklicherweiſe nicht als Beſiegten bezeichnen brauchen, den wir den deutſchen Einigungsbetrieg nennen möchten, da er die deutſchen Völker, die jener feit vom fremden Joch machte, hoffentlich für immer einigt — iſt der Freiherr Helmuth Karl Bernhard von Moltke, Bislig ſtreifen wir mit ihm die Reihe der vorgeſchichtlichen Heerführer, zu denen das deutſche Volk vertrauensvoll in dieſem blutigen Kriege aufblickt.

Freiherr v. Moltke wurde am 26. Oktober 1800 in Gremitz bei Teſſin in Mecklenburg geboren. Seine Eltern ſiedelten jedoch noch ſeinen Jugendjahren nach Holſtein über, und ſo begann denn einen eigenthümlichen Zuſall Moltke ſeine militäriſche Laufbahn in dem Lande, welches der erſte Schauplatz ſeiner genialen Taktik werden ſollte, nämlich Dänemark, da er 1812 in Kopenhagen als Cadet eintrat. Zwölf Jahre ſpäter trat der Zweiundzwanzigjährige in preußiſchen Dienſt, dem er ſeitdem mit ſteigender Auszeichnung bis zum höheren Lebensalter angehören ſollte. Seine Tüchtigkeit eroberte ihm bald eine Stelle im Generalſtab der preußiſchen Armee. Er unternahm im Jahre 1835 eine Reiſe nach dem Orient, konnte dort den durch ſeine Reformen ſich auszeichnenden Sultan Mahmud II. kennen, der ihm anbot, bei ſeinen Reformplänen in der Armee thätig zu ſein. Er nahm das Anerbieten an, wurde Pascha mit drei Roßſchweifen und machte Mahmud's Feldzug gegen Mehmed Ali von Aegypten mit, der mit dem Siege der türkiſchen Waffen endete. Seine Erfahrniſſe im Orient benutzt, wie ſeine militäriſchen Erfahrungen in jenem Kriege hat er in mehreren bedeutenden Werken niedergelegt. Nach Preußen zurückgekehrt avancirte er in der üblichen langſamen Weiſe Schritt vor Schritt, ohne in der langen Friedenszeit Gelegenheit zu finden, ſeine reichen theoretiſchen Studien praktiſch zu verwerthen, bis er 1858 zum Chef des Generalſtabes der Armee ernannt wurde. Als ſolcher arbeitete er im folgenden Jahre einen Operationsplan für den Fall der Theilnahme von preußiſcher Seite an dem italieniſchen Kriege aus. Dieſer Plan, obwohl er bekanntlich nicht zur Ausführung gelangte, erregte die Bewunderung der Sachverſtändigen nicht weniger als ein von Moltke über den italieniſchen Feldzug veröffentlichtes Werk. Nachdem der dänische Feldzug bereits größtentheils jenen Operationsentwurf zur Grundlage genommen, ſollte ihm auch in dem letzten Theile des Glück werden, unverwiſchte Lorbeeren zu pflücken. Die Ereigniſſe von 1866 ſind noch in Aller Andenken, wir haben nicht nöthig, ausführlich daraus zurückzukommen und damit vielleicht kaum verhaftete Wunden aufs Neue zu öffnen. Moltke erwies ſich als einer der genialſten Strategiker aller Zeiten.

Das preußiſche Volk blickt mit Bewunderung auf dieſen Mann, deſſen Ausſtreu weit mehr den tiefen Denker als den Mann des Krieges verräth. Er beſitzt ein ſchönes andrucksvolles bartloſes Antlitz, aus deſſen hoher Stirn, aus deſſen geiſtvollen Augen deutlich der Genius hervorblickt. Das Volk zeichnet ihn durch ehrfurchtsvolle Begeiſterung aus, wo er ſich zeigt, der König ernannte ihn zum General der Infanterie und verlieh ihm die höchſte Ordensdekoration, die Volksverehrung endete ihm eine Nationalbelohnung, — möge auch das deutſche Volk erkennen, was ihm in Moltke beſchieden: Ein deutſcher Denker in Uniform!

Auf Deck des deutſchen Panzerſchiffs „Friedrich Karl", von Lorenz Alliter. (ſ. S. 173). — Dem Sturme der vaterländiſchen Küſten und des überſeeiſchen Handels gewidmet, hat ſich die deutſche Marine ſehr zwei Dezennien zu einem achtungswerthen Grade entwickelt. Sie zählt jetzt 90 Fahrzeuge mit 1549 Geſchützen. Ihr Perſonal beſteht aus Seeleuten und Nichtſeeleuten. Zene ſind die See-Offiziere, die Kadetten, Feuerwerker, Steuerleute, Bootsleute und Matroſen; dieſe die Handwerker, Maſchiniſten, Heizer, See-Soldaten und See-Artilleriſten. Die Matroſen führen keine perſönliche Waffe, worden aber wie die Handwerker u. ſ. w. im Gebrauche der Handfeuer- und blanken Waffen ausgebildet. Die zur Ausrüſtung eines Schiffes gehörigen Handwaffen (Gewehren, Revolver, Entermeſſer, Enterpiken und Enterbeile) werden an Bord der Schiffe in Verwahrung gehalten und nur zum Exercitium oder im Ernſtfall zeitweiſe ausgegeben. Bis jetzt hat die deutſche Kriegsflotte 9 Panzerſchiffe: Wilhelm, Friedrich Karl, Kronprinz, und 2 Panzerfahrzeuge: Arminius, Prinz Adalbert. Der „König Wilhelm" ſindet ſich oben auf S. 141 abgebildet, er gehört zu den ſtärkſten Kriegsſchiffen der Welt. Der „Friedrich Karl", mit 16 Geſchützen, 950 Pferdekraft, 4044 Tonnen Gehalt, hat eine Länge von 282', Fuß Breite und 18'/, Fuß Tiefe und einer Geſchwindigkeit von 13 Knoten. Die Umpanzerung beſteht aus 5 zölligen Platten über dem Waſſer und 4½ zölligen bis 6 Fuß unter dem Waſſer. Im Jahr 1867 wurde das Schiff in Toulon vollendet und für 2 Millionen Thaler angekauft. Die Geſchütze befinden ſich auf den untern, den zweiten, ſogenannten Campagne-Deck, auf dem dritten Deck befindet ſich die Kapitains-Kajüte, die Offizier-Meſſe (gemeinſchaftlicher Speiſeſaal für alle Offiziere exci. Kapitain) und die Offizier-Kajüten.

Auf dem vierten Deck befinden ſich die Küchen, der Raum für die Mannſchaft, das Lazarett ꝛc. Die Mannſchaft ſchlaft in Hängematten, welche nach Gebrauch logisch und das oberſte Deck gebracht und dort in Riſten, welche an den Bordwänden angebracht ſind, verwahrt werden. Die Mannſchaft iſt in 2 Wachen getheilt: Backbord und Steuerbord. Alle 4 Stunden oder 8 Glas wird abgelöſt. Der Ausdruck „Glas" bedeutet das halbſtündige Anſchlagen einer am Deck befindlichen großen Glocke; ſobaldmal bei einer Wache wird nach einer halben Stunde mit einmaligem Anſchlagen begonnen. Auf einem Kriegsſchiff werden 4 verſchiedene Küchen geführt: 1, für den Kapitain allein, 2, für die Offiziere zuſammen, 3, für die Ka- und Deckoffiziere, 4, für die Maaten und die Mannſchaft.

Ein projektirtes Kabel von San Francisco ...ien würde 9121 engl. Meilen lang werden und ſich folgenden Weg nehmen: Sandwichs-Inſeln, Midway-Island, Jokohama, Shanghai.

Chronik des Krieges. (Forts. zu Seite 163.) Vom 11. bis 18. Auguſt. 11. Auguſt. Königliches Hauptquartier in Saint-Avold. — Proklamation des Königs an das franzöſiſche Volk. — In Frankreich wird das Gebiet, betreffend die Vermehrung der Streitkräfte, publizirt. — Der geſetzgebende Körper Frankreichs nimmt mit großer Majorität die Regierungsvorlage auf Erhöhung des Geſetzes von 1831 zu energiſchen, an, und genehmigt die Geſetz-Entwürfe, betreffend die Erhöhung des Kriegskredits auf 1000 Millionen Francs und Einführung des Zwangskurſes für Banknoten.

12. Auguſt. Proklamation des Königs von Preußen, die Abſchaffung der Confiscation in dem Fall durch deutſche Truppen beſetzten Gebiet betreffend. — Die Kavallerie der deutſchen Armeen iſt bis vor Metz, Pont-à-Mouſſon vor Nancy vorgedrungen. Das erſte bayriſche Armee-Corps bivouakirt bei Dieuze-Langen (bei Saar-Union). Zu Frankfurt a. M. Feuerbrunſt.

— Marſchall Bazaine wird zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee, General Trochu wird zum General en chef eines bei Chalons zu bildenden 12. franzöſiſchen Corps, Palikao zum Gouverneur von Paris, ſtatt eines bei Paris zu formirenden 13. Corps ernannt. General Lebeuf wird als Generalſtabschef entlaſſen. — Eine franzöſiſche Panzerflotte erſcheint bei Helgoland. — Der franzöſiſche Senat genehmigt den Antrag des geſetzgebenden Körpers vom 11. d. M., daß die Regierung Kaſſalten treffe, alle deutſchen Unterthanen von dem franzöſiſchen Gebiet betreffend.

— Marſchall Bazaine wird zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee, General Trochu wird zum General en chef eines bei Chalons zu bildenden 12. franzöſiſchen Corps, Palikao zum Gouverneur von Paris, ſtatt eines bei Paris zu formirenden 13. Corps ernannt. General Lebeuf wird als Generalſtabschef entlaſſen. — Eine franzöſiſche Panzerflotte erſcheint bei Helgoland. — Der franzöſiſche Senat genehmigt den Antrag des geſetzgebenden Körpers vom 11. d. M., daß die Regierung Kaſſalten treffe, alle deutſchen Unterthanen von dem franzöſiſchen Gebiet betreffend.

13. Auguſt. Königliches Hauptquartier in Faulquemont. — Die deutſche Kavallerie preßirt nördlich von Nancy die Eiſenbahn bei Frouard. — Drei kleine ſiegreiche Gefechte der badiſchen Diviſion vor Straßburg, bis unter beſſen Thore die Kavallerie am 8. Auguſt vorgedrungen war und die Eiſenbahn und die Telegraphenlinien nach Paris zerſtört hatte. — Der Kommandant der vor Helgoland kreuzenden franzöſiſchen Escadre, Vice-Admiral Fourichon, benachrichtigt den Gouverneur der Inſel, ſowie den preußiſchen Conſul in Cuxhaven, daß die deutſche Handels-Flagge von Baltrum ſtändert vom 15. Auguſt ab in Blockadezuſtand erklärt wird.

14 Auguſt. Siegreiches Gefecht von Truppen des VII. und I. Armee-Corps, bei Metz gegen die Corps Decaen (3.), Froſſard (2.) und Thümmonin (4.). Die Franzoſen räumen das rechte Moſelufer und werden bis hinter die Feſtungswerke von Metz zurückgetrieben. — Preußiſche Recognoszirung gegen Toul; die Feſtung wird zur Uebergabe aufgefordert. — Rencontre badiſcher Dragoner mit der Straßburger Beſatzung bei Straßburg. — Ernennung des Generals der Infanterie und General-Adjutanten von Bonin zum General-Gouverneur in Lothringen und des General-Lieutenants Grafen v. Bismarck-Bohlen zum General-Gouverneur im Elſaß. — Tonie Napoleon und ſein Knabe verlaſſen Metz, um ſich nach Verdun zu begeben.

15. Auguſt. Die franzöſiſche Feſtung Marſal kapitulirt. — Preußiſche Kavallerie in Commercy. — In Paris (Gilette) Aufſtand, der unterdrückt wird.

Digitized by Google

16. August. Königliches Hauptquartier in Pont-à-Mousson. — Nachdem General-Lieutenant von Alvensleben mit dem III. Armee-Corps westlich von Metz auf's Neue gegen das Feindes nach Berdun vorgerückt, findet bei Metz (Mars-la-Tour) eine blutige Schlacht gegen Divisionen des Corps von Decaen (3.), Ladmirault (4.), Frossard (2.), Canrobert (6.), und die Kaiserliche Garde statt. Das 3. und 10. Corps, durch Abtheilungen des 8. und 9. Corps, unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl successive unterstützt, werfen den Feind nach bedeutender Ueberlegenheit nach 12stündigem heißen Ringen auf Metz zurück. Die Generale v. Doering und v. Wedell fallen, v. Rauch, v. Grüter werden verwundet. — Die Straßburger Garnison unternimmt einen Ausfall gegen Schweid, wird aber mit Verlust von Mannschaften und von 4 Geschützen zurückgeschlagen. — Der gesteigerte Körper Frankreichs genehmigt die Einführung der Jahrgänge 1865 und 1866 in die Mobilgarde.

17. August. Der König von Preußen begrüßt die Truppen auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde bei Metz. — Gefecht der „weiße" und der Kanonenboote „Drache", „Blitz" und „Salamander" gegen eine französische Escadre bei Rügen. (Wiederer Posthaus.) — Der württembergische Kriegs-Minister v. Suckow wird zum General-Gouverneur von Württemberg ernannt. — Louis Napoleon trifft in Chalons ein.

18. August. Großer Sieg unter Führung des Königs bei Metz. Napoleon's Armee durch vollständig eingeschlossen, von ihrer Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. — Die Blockade-Erklärung rücksichtlich der Ostseehäfen wird von französischen Schiffen in Swinemünde und Lübeck übergeben. — General Trochu wird zum Gouverneur von Paris und zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte daselbst ernannt. (Fortsetzung folgt.)

Zur Beleuchtung Napoleons I. — Im großen Waffensaal zu Windsor wird der seelsorgerische Zuspruch des Bischofs Hervey gezeigt, des Geistlichen, von welchem Wellington am 21. October 1805 die Botschaft bei Trafalgar leitete. Nelson starb hier den Heldentod. Auch sein besiegter Gegner, der französische Admiral Villeneuve, fiel als Opfer dieser Schlacht, doch nicht von fremder Hand.

Villeneuve hatte das französische Geschwader vor dem Tage von Trafalgar behüten wollen und aufs bestimmteste erklärt, wenn die Flotte aus Cadix auslaufe, gehe sie zu Grunde. Darauf verfügte Kaiser Napoleon: „Villeneuve ist ein Elender, der mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt werden sollte; ein Mann ohne Combinationsfraft, ohne Muth, ohne praktischen Verstand — wenn er nur sein Heil retten, läßt er alles übrige untergehen. Auf der Stelle soll mein Befehl ausgeführt werden: Segel gehen — ohne Ausschub; mein Wille ist, daß es nicht in Cadix bleibe!"

Fünfzehn Tage nachher war das Geschwader vernichtet.

Als Napoleon die Nachricht empfing, wurde er wild vor Zorn und rief: „Ich kann nicht überall sein!" Und er müßte die ganze Schuld auf die Schultern des unglücklichen Admirals. Die horten Ausdrücke, in welchen dies geschah, brachten den Mann zur Verzweiflung. Am Morgen nach Empfang der betreffenden Depesche sah man ihn, wie er sich mit dem Messerstiche hatte er seine Brust durchbohrt. Ein Brief an seine Frau schließt wie folgt: „Welches Glück, daß ich kein Kind habe, das die schrecklichste Todesfurcht meines ruchlosen Namens ontreten müßte! O, ich war nicht geboren, um ein solches Verbrechen zu begehen; ich habe es nicht gedacht; gegen meinen Willen hat man mich dahin gezerrt. Adieu, Adieu . . ."

Frankreichs Janusiempel. — König Numa mythischen Angedenkens hatte am römischen Forum einen Janus, eine Thorhalle, zum Anzeiger des Krieges und Friedens gebaut, wenn die Doppelthore offen, so bedeuteten sie, daß der Staat unter Waffen stehe, worin sie geschlossen, daß Friede mit allen Völkern sei. Der Ort beherbergte das Bild des Ein- und Ausgangsgottes gleichen Namens mit zwei Gesichtern und einem Kamm (Kompf). Dieses Bild nun auf die kriegerischen Gallier angewendet, wie oft war ihr Janustempel in den letzten Jahrhunderten offen, wie oft geschlossen? Es ergiebt sich eine sehr ungünstige Bilanz ihrer Friedenstreue.

Frankreich hatte nämlich unter:

	Kriegsjahre	Friedensjahre
Heinrich IV. und Ludwig XIII.	19	26
Ludwig XIV.	54	18
Ludwig XV.	18	41
Ludwig XVI.	5	13
von 1793 bis 1815	22	2
Summe	118	100

Gegen Deutschland aber hat sich die französische Kriegs-, gleichbedeutend mit Raub-Politik, immer als diejenige erwiesen, ob sie von Königthum, Republik oder Kaiserthum ausging. So galt jederzeit, sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern; der Appetit nach permanentischen, territorialischen, rheinischen, belgischen Landsbahnen war immer gleich groß, aber vielmehr wachsend an mangenant. Darum tritt jetzt die französische Ohrgeize ihrer ganzen Länge nach in eigentümlicher Beleuchtung. In unserm in Nizza, der Statesstadt Garibaldi's, die 1860 acht dem Herzogthum Savoyen annektirt wurde, regt sich gewaltige Heimkehrstoß ins Vaterhaus. In Genf war man vor Wochen sehr belangt, ob Napoleonische Siege nicht Anregung von Rhonetland bedeuten könnten. In Elsaß und Lothringen aber, ihrem alten Eigenthum, jangen die deutschen Siegen schon an, sich häuslich einzurichten und an Wiedergewinnung der schützenden Grenzländer, als der sicherften Bürgschaft künftigen Friedens, zu denken. Werfen wir darum einen geschichtlichen und geographischen Blick auf die mit Frankreichen Landschaften, deren Zurücknahme nur eine Correktur jener zerklüfteten Friedensverträge von 1813—15 bedeutet.

Das Elsaß, dessen Name Alantin zuerst im 7. Jahrhundert vorkommt, hat dieses als polnischen durch die Revolution verloren. Damals, im December 1789, wo die Provinzen zusammenbrach, wurde die alte Eintheilung Frankreichs nach historischen Provinzen durch eine neue nach ziemlich gleich großen Departements ersetzt, welche wieder in Arrondissements, Cantone und Gemeinden zerfallen. So wurden aus dem Elsaß die Departements Haut- und Bas-Rhin gemacht. Das Land wird durch die Vogesen von Lothringen getrennt, wird vom Rhein mit der Ill, von der Brusch und Lauter bewässert, und bietet nach Bodenbeschaffenheit und Bolkskathammung mit dem benachbarten Baden ein Ganzes, wie auch Schwarzwald und Vogesen aber Bindgan zusammen ein natürliches Ganzes ausmachen. Ursprünglich war das Elsaß ein Bestandtheil Lothringens, zum Alemannien, zuletzt bei oberrheinischen Kreises und theilte mit dem übrigen Schwaben die politische Zerspitterung in reichsständische, geistliche und weltliche Territorien. Die Anmezion an Frankreich begann mit dem westphälischen Frieden; 1674 wurden dann mitten im Frieden die freien Reichsstädte, 1680 verschiedene Orte und Herrschaften Reunionskammern 600 Herrschaften Städte und Dörfer, 1681 wurde Straßburg verrätherisch weggenommen, und 1801 ist der Lüneviller Friede die westrheinischen Theile des Straßburger an Baden Hochberg'schen Reich. Nur einige kleine Gebietsthäler hegen etwa 30,000 Seelen, die dem romanischen Sprachgebiet angehören, ihr Uebrigen enthält das Elsaß auf seinen 198 Quadratmeilen mit 1,119,115 Einwohnern nur Angehörige der deutschen Nationalität. Auch Belfort kam die Cisalpinische alle deutsch, so weit sie die französische Amtssprache nicht verderbt hat.

Lothringen, zwischen Saar und Maas, von der obern Mosel durchströmt, bildet die 4 Departements: Moselle (mit Metz), Meurthe (mit der le Due und Berdun), Meurthe, (mit Nancy und Lüneville), Bosges (mit Epinal und Saint Dies) mit 1,901,195 Einwohnern auf 432 Quadratmeilen, wovon etwa ein Viertheil deutscher Nationalität. Wie das Elsaß später die lothringischen Lande aus dem oberrheinischen Kreise bei deutschen Reich. Sie entheiten die Herzogthümer Lothringen und Bar und die Stiftsgebiete der alten Reichsstädte Metz, Toul (Toul) und Bitten (Verdun). In der Mitte des 16. Jahrhunderts trieb Frankreich die Besitzungsrechte, denen die Landesherrn bei diese Stifte zu sich. Als letztere Anmezion vollzog sich luccessive und das Letzte machte der Convent mittelst Volksabstimmung fertig. Seit 1751 war von der französischen Verwaltung ein sörmlicher Krieg gegen deutsche Nationalität und Sprache geführt worden, bis endlich vor die Amts- und Schulsprache des von Deutschen bewohnten Theils, der Allemagne, deutsch gewesen. In dem heutigen Departement der Meurthe gehören zum deutschen Sprachgebiet die Cantone: Phalsburg, Finstingen (Fenestrange), Saarburg, Albersstoff, soll ganz Dieuze, kleiner Theile von Lorchingen. Sitkingen, Chateau Salins, u. l. w.; etwa 116 Gemeinden mit 65,000 Einwohnern. Noch stärker ist das deutsche Element im Mosel-Departement. Es gehören dazu vom Kreise Diedenhofen (Thionville) der größere Theil von Bouzonville) ganz, Sierk und Meyerswise theilweise); vom Kreise Metz der Canton Baichen (Boulay), Fallenberg (Faulquemont) und kleine Theile der Cantone Pange und Vigy, der ganze Kreis Saargemünd mit den Cantonen Grosk-Tänchen, St. Avolb, Gosselming, Saargemünd, Bitsch, Rohrbach, Weismünster und Rohrbach. Nachdem Preußen den kleinen Theil Deutschlothringens an der Saar (Saarbrücken und Saarlouis) 1815 wiedergewonnen hat, stehen noch 291 Gemeinden mit 192,800 Einwohnern unter französischer Herrschaft, welchen trotz aller Anstrengungen die Deutschheit noch nicht abhanden gekommen.

Um die französische Ohrgeize mehr zu erschöpfen, wäre noch von der Franche-Comté oder Freigrafschaft Burgund und von der Picardie mit franzöfisch Flandern zu reden, wo Ludwig XIV. zum Mittelland, gehörte vor der Eroberung durch Ludwig XIV. zur hohe deutschen Masse, vor österreichisch und spanisch, aber ohne die Grafschaft Mompelgard, die dem Haus Württemberg gehörte und erst bei der Revolution französisch geworden ist. Die Picardie mit Amiens und Calais hat mit den Somme-Departement zusammen. Nördlich von ihr liegt die Grafschaft Artois mit Arras und französisch Flandern mit Lille; jene ist schon unter Philipp August durch Heirath an die französische Krone gekommen, diese durch Kauf. Ihr Capital beziffert sich auf etwa 1,200,000 auf einem Terrain von 470 □ Meilen, also durchschnittlich 2550 auf die □ Meile.

Kriegs-Anekdoten. (Fortsetzung zu Seite 160.)

— Am 15. August wurde in London die Siegesdepesche bekannt, welche der König von Preußen aus dem Hauptquartier Pange an die Königin gesandt. Alsdann boten die Zeitungsjungen ihre Extrablätter in den Straßen aus und riefen in denselbendem Chorus: „Victory of the Prussians!" Darauf rief bei der Depesche Napoleons aus Longeville ein, worin er den französischen Waffen den Sieg zuschreibt und von schweren Verlusten des Feindes berichtet. Gleich wirft sich eine zweite Rotte auf den Plan und schwingt ihre Blätter mit dem Rufe: „Victory of the French!" Da erhebt ihren Prophezeiung nur noch sanfter verklingen. Indem nun das zweifache Feldgeschrei durcheinander tobt, und die Jungen ein kleines Vermögen erwerben, stehen die Börsenleute ratlos zwischen zwei Feuern, und wissen nicht, auf welche der beiden Siegesbotschaften sie ihre Geschäfte setzen sollen.

— Manus manum. Ein jüdischer Bankier äußerte an der Berliner Börse einem Geschäftsfreunde gegenüber, der den Sturz Napoleons's als unvermeidlich hingestellt hatte: „Ich bin ein guter Patriot und gehe dem Kaiser alles Schlechte; aber auf der anderen Seite thut's mir auch leid, der Mann hat mir viel zu verdienen gegeben. Ich werde seinen Sohn zu mir in die Lehre nehmen." —

(Forts. f.)

Inhalt: Der Dämon Napoleons III. Von Dr. Gustav Weil. — Der Bauernkaiser. Historischer Roman von F. Vilmar. Forts. — Zur Abrechnung mit Frankreich. Von Richard Schmidt. — Am Bordeaux. Von J. Burgbacher. Forts. — Die Artillerie-Bekanntschaft Park von Mey. Von Dr. Ferd. Villog. — Im Thron und Ketten. Von G. Hiltl. Forts. — Aus allen Weltkreisen: Freiherr v. Malsz. Von Dr. O. Löwenstein. — Auf Tod des deutschen Dichterfürsten „Friedrich Korn". Mit Abbildung von Lorenz Müller. — Die französischen Raben. — Chronik des Kriegs. Forts. — Zur Beleuchtung Napoleons I. — Des Thun. — Verbrieten. — Die Thamboger. —

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Canneberg; Ernst; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaubbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; W. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Jordanek; L. Kerner; C. A. König; Kraffert; Kreyßig; Liebetrau; Lippert; W. Löbe; Lyll; Magdeburg; Oelsschläger; B. Pfau; Rasch; Reriam; Reinhardt; J. Reitzenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rodkowsky; Rud. Schäfer; R. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Armme; Turgenjew; Wenckern; C. Vogt; Waiblinger; Weck; M. Wenzel; Werner, Gog. J. Ser; Willkomm; Wittbeck; Worm; Zeising u. a.

№ 12. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Das Gefecht bei Weißenburg am 4. August 1870.

Von Dr. Ferdinand Pflug.

Die Tage vom 2. zum 4. August 1870 dürften für die Eröffnung des gegenwärtigen Feldzugs als die entscheidenden angesehen werden, denn Bedingung wie Anlaß der mit dem letzten Tage anhebenden französischen Niederlagen liegt in ihnen eingeschlossen.

Die Eröffnung der Operationen der deutschen Armee war zum frühesten für den 5. August vorgesehen worden, und als am 2. Aug. der französische Vorstoß auf Saarbrücken erfolgte, besonden sich dieselben noch in ihrer Concentrirung begriffen. Ein rasches und entschiedenes Vordringen der französischen Armee, sei es in der Richtung auf Landau und Germersheim, sei es in der auf Trier, würde demnach die deutschen Heere noch inmitten ihrer Vorbereitungen getroffen, und dem entsprechend selbst noch für diesen Zeitpunkt die Aussicht auf einen anfänglichen Erfolg geboten haben.

Zum Glück sah sich jedoch die französische Armee nicht entfernt in der Lage, den mit der Besitznahme von Saarbrücken gewonnenen kleinen Vortheil weiter zu verfolgen, und die Wirkung dieser verstehlten Offensivmaßregel konnte somit auch nur die sein, die deutschen Heerführer anspornen, ihre Streitkräfte noch schneller zu vereinigen und für die Aufnahme der eigenen Offensive in Bereitschaft zu setzen, als dies ursprünglich in ihrer Absicht gelegen hatte. —

Zum ehesten war dies der von dem Kronprinzen von Preußen geführten III. Armee gelungen, welche bereits am Abend des 3. August ihre Vereinigung hinter der Lauter vollkommen bewirkt hatte. Darnach stand sie bereit, schon mit dem Morgen des 4. die französische Grenze zu überschreiten und den feindlichen Angriff in der wirksamsten Weise zu erwidern.

Auf französischer Seite war hingegen erst am Nachmittag des 2. August aus dem kaiserlichen Hauptquartier dem Mac Mahon'schen Korps der Befehl zugegangen, sich aus den noch zwischen Straßburg und Neu-Breisach bezogenen Cantonnements näher an das vor Saarbrücken engagirt gewesene Corps Frossard heranzuziehen. Sonst jedoch scheinen weitere Concentrirungs-Maßregeln weder an diesem, noch am folgenden Tage verfügt worden zu sein, und doch standen am 2. August noch das V. französische Corps des Generals de Failly bei Bitsch, das VI., Canrobert, bei Chalons, das VII., Douay, bei Besançon, die Garde in Nancy und Metz, und das III. und IV. Corps, Bazaine und l'Admirault, bei Thionville und Sierk, oder, was gleich bedeutend, es befand sich für diesen unmittelbar der Eröffnung des Kampfes vorhergehenden Moment die französische Armee noch auf einem Flächenraum von mehr als 20 Meilen in der Breite und über 30 Meilen in der Tiefe zerspittert.

Andern der Kaiser an diesem ihm so unbeilvollen Tage schon mit dem ersten Schritt auf die Fortführung des angetretenen Angriffsverfahrens verzichtete, scheint er sich zugleich in der Ueberzeugung befunden zu haben, einen Angriff deutscherseits noch für weit entfernt ansehen zu können, da sonst das Versäumniß der schleunigsten Concentrirung seiner Armee als schlechterdings unerklärlich betrachtet werden müßte, und mit diesem doppelten, nicht wieder einzubringenden Mißgriff dursie die Niederlage seines Heeres gleichsam im voraus als besiegelt angesehen werden.

Die gleiche Ueberzeugung einer noch weit ausstehenden Entscheidung muß auch bei Mac Mahon obgewaltet haben. Zur Sicherung der Zusammenziehung seines Corps und des zunächst auf Hagenau gerichteten Marsches hesselben hatte er am 3. August die um das 11. Chasseurs-, das 3. Husaren-Regiment und eine Batterie verstärkte Division des Divisionsgenerals Abel Douay nach Weißenburg vorgesandt.

Diese völlig unzulängliche, außer den erwähnten beiden Kavallerie-Regimentern aus dem 16. Jäger-Bat., dem 1. Turcos- und dem 50., 74. und 78. Linien-Regiment, nebst drei 4-pfündigen und einer Mitrailleusen-Batterie bestehende französische Abtheilung befand sich also drei Meilen über die französische Marschlinie vorgeschoben, womit der wenig über zwei Meilen entfernten Armee des Kronprinzen ein Angriffsobject geboten war, das bei der immensen Ueberlegenheit der deutschen Streitkräfte eine glückliche Eröffnung des Feldzuges fast außer allen Zweifel stellte.

Noch am späten Abend des 3. August wurden denn auch deutscherseits die Dispositionen zum Angriff auf Weißenburg ausgegeben, und während man sich dort französischerseits noch am Morgen des 4. in vollster Sicherheit wähnte, waren bereits drei deutsche Corps, oder mehr als 100,000 Mann, wider diese Stadt im nahen Anmarsch begriffen, denen noch zwei weitere Corps nachrückten, um für den Fall einer noch rechtzeitigen Verstärkung der einen exponirten französischen Division durch rückwärtige feindliche Truppen die Entscheidung zu sichern.

Ein trüber regnerischer Himmel und die rings um Weißenburg ausgebreiteten Waldungen verbargen den Franzosen die Annäherung

der deutschen Heersäulen, und erst mit dem Erscheinen der Vortruppen derselben vor den Wällen der Stadt ward dort und in dem auf den dahinter gelegenen Anhöhen aufgeschlagenen französischen Zeltlager Generalmarsch geschlagen.

Einen festen Halt verliehen der französischen Stellung die noch vollständig erhaltenen Werke Weißenburgs, das erst 1868 als Festung aufgegeben worden ist. Selbst nur die Annäherung an diesen Platz erwieß sich um so schwieriger, als im Norden dessetben der Weiß- und Wurmberg, und im Süden, weit vorspringend, der steil aufragende Geisberg den Zugang beherrschten. Das auf letzterem gelegene alte Schloß gleichen Namens und ein massives Mühlengehöft bildeten außerdem noch besonders feste Stützpunkte dieser Position; um überhaupt aber nur den Angriff sowohl auf den Geisberg wie auf Weißenburg eröffnen zu können, mußten die beiden vorgelegenen Dörfer Schweighofen und Altenstadt zuvor genommen werden.

Aus Schweighofen wurden die französischen Vortruppen durch die Avantgarde der bayrischen Division Bothmer vertrieben, von welcher bis etwa 9½ Uhr früh auch der Wolfsberg besetzt und die Stadt nach dieser Richtung von drei bayrischen Bataillons, einem Chevaurlegers-Regiment und mehreren Batterien umfaßt und auch denselben beschossen wurde.

Noch behauptete sich der Feind hier im Norden von Weißenburg, und zwar, soweit erkennbar war, mit zwei Bataillonen, einer Batterie und seiner Kavallerie auf dem Wurmberge. Die Stadt erwieß sich von je einem Bataillon des 1. Turcos- und des 74. Regiments besetzt, ein zweites Turcos-Bataillon flankirte in Altenstadt den Vormarsch der Bayern, welche zugleich von dem Geisberg aus zwei dort französischerseits aufgefahrenen Batterien beschossen wurden.

Gegen halb zehn Uhr war der Kronprinz zur Leitung des Gefechts bei dem bayrischen Corps eingetroffen, und etwa eine Viertelstunde später debouchirten auch den Bien-Walde die Spitzen des V. preußischen Corps, von dem sich gegen 10 Uhr die 17. Brigade zum Angriff auf Altenstadt und dahinter die 18. Brigade zur Erstürmung des Geisberge in Bewegung setzten.

Deutscherseits bildete somit der 11. bayrische Heertheil den rechten Flügel, das V. preußische Corps die Mitte, und das zurück befindliche XI. preußische Corps war bestimmt, als linke deutscher Flügel den Feind auf dem Geisberge vom Süden her in der Flanke und im Rücken zu fassen.

Ein Vorstoß der Turcos aus Altenstadt ward von den preußischen Vortruppen mit leichter Mühe zurückgewiesen und durch die Wegnahme dieses Dorfes erweitert. Das Passiren der Gärten verursachte indeß einen Aufenthalt, während dessen es den gewaltenen französischen Anstrengungen gelang, sich ohne bedeutende Verluste auf den Geisberg zurückzuziehen.

Zu den beiden hier aufgefahrenen französischen Geschützzügen war mittlerweile noch eine Mitrailleusen-Batterie hinzugetreten, hinter welcher Geschützlinie, soweit erkennbar, vier französische Bataillonsmassen diesen Höhenzug besetzt hielten. Dichte, zum Theil in ausgehobenen Schützengräben eingenistete Tirailleurschwärme richteten ein scharfes und wohlgezieltes Feuer auf die dieselbigen Plänklerlinien, welche außerdem noch durch die starke Besatzung des Gutteuthofs, eines massiven, hart an der Eisenbahn nach Selz gelegenen Gehöfts, in die Flanke genommen waren.

Deutscherseits wurde das feindliche Feuer aus sechs Batterien erwidert. Eine der ersten preußischen Granaten sprengte dabei in der Mitrailleusen-Batterie einen Pulverkarren in die Luft und richtete eine so große Verwüstung an, daß diese Batterie noch vor der Eröffnung des eigentlichen Kampfes die Fortsetzung des Artilleriegefechts aufgeben und sich zurückziehen mußte.

Zwei Bataillone des preußischen 47. und eines des 58. Regiments hatten sich gleichzeitig gegen Weißenburg gewendet, welche Stadt sich somit jetzt von sechs deutschen Bataillonen im Norden und Osten umfaßt fand. Bereits hatten auch die bayrischen Granaten an zwei Stellen in derselben gezündet. Die Besatzung fuhr indeß fort, ein scharfes Feuer zu unterhalten, und da vor Wegnahme des Geisberges ein Sturmangriff auf deren noch durchaus intakte Werke völlig unthunlich erschien, blieb nur, jene Erstürmung dieser vorausgehen zu lassen.

Bald nach elf Uhr waren auch die Spitzen des XI. preußischen Corps in der rechten feindlichen Flanke eingetroffen und zwei Batterien dieses Corps beschossen in der Richtung auf Deutschenhof den Feind, welcher sich dadurch genöthigt sah, einen seiner Geschützzüge wieder diesseiten zu richten und seine noch um zwei Bataillone verstärkte Flanke bis gegen Schloß Geisberg und das massive Mühlengehöft zurückzunehmen.

Nach noch etwa einer halben Stunde erfolgte Seitens des Kronprinzen der Befehl zum Angriff auf den Geisberg, wozu sich vom preußischen V. Corps die 17. Brigade, das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 und das 5. Jäger-Bataillon im ersten, das 47. Regiment im zweiten Treffen in Bewegung setzten. Vom XI. Corps rückte gleichzeitig die 41. Brigade gegen Denschenhof vor, um diesen Angriff ihrerseits zu unterstützen.

Der Feind setzte diesem Vordringen den heftigsten Widerstand entgegen, und das Königs-Regiment erlitt durch das auf dasselbe gerichtete Schnellfeuer die größten Verluste. Dem zweiten Bataillon desselben gelang es, den Gutteuthof zu erstürmen, mit dem Anlangen auf dem eigentlichen Höhenzuge stockte jedoch der Sturmlauf, und erst als auch das 1. Bataillon des Regiments und die Jäger die Höhen erstiegen hatten, gelang es, bis Schloß Geisberg vorzudringen. Vor den festen, auf's sorgfältigste zur Vertheidigung eingerichteten Gebäuden dessetben stand das Gefecht von neuem. Aus allen Fenstern, Dachluken und Kellerlöchern pfiffen die Kugeln. Zugleich gingen die rückwärtigen französischen Bataillone selber zum Angriff über und beschoß die französische Artillerie die diesseitigen Abtheilungen auf wenige hundert Schritt Entfernung. Es schien unmöglich, diesem Hagelschauer von Eisen und Blei länger Stand zu halten, und doch mußte bei der Nähe und der Erschöpfung der Feindes das erste Schwanken oder der erste Schritt zurück als die nahezu sichere Vernichtung der so hart bedrängten preußischen Abtheilungen erkannt werden.

Einem Teupp bei 5. Jäger-Bataillons war es unter dem Schutz einer deckenden Erdspalte gelungen, noch eine Strecke weiter zu dringen. Unverhofft sahen die tapferen Männer sich hier einem feindlichen Geschützzug beinahe unmittelbar gegenüber und ohne Bedenken warfen sie sich auf denselben. Dem einen der beiden feindlichen Geschütze gelang es zwar, sich inmitten eines rasenden Gegenangriffs der Turcos noch zu retten, das zweite Geschütz blieb in unsern Händen. Gerade indeß dies Niederstürmen auf einen so zähen Widerstand nicht entfernt vorbereiteten Wüstenkrieger hat deren Niederlage entschieden. Auf der ganzen Angriffsstinie waren die bereitgestellten Schützenzuschwärme mit blanker Waffe zusammengetroffen. Ein Vorstoß des 1. Bataillons vom 7. Regiment gewährte endlich den Ausschlag; ein zur Unterstützung der hartbedrängten französischen Tirailleurs vorgebrochenes Bataillon des 50. französischen Linien-Regiments ward dadurch vollständig über den Haufen geworfen, und bis auf das noch behauptete Schloß und das dahinter gelegene Mühlengehöft konnte der Geisberg als genommen betrachtet werden.

Vor dem Schloß stand indeß der Kampf noch immer in unverminderter Heftigkeit. Die ganz als Tirailleurs aufgelösten 10. und 11. Compagnien des Füsilir-Bataillons vom 7. Regiment hielten dasselbe umfaßt, der Sturmlauf der geschlossen gebliebenen beiden andern Compagnien dieses Bataillons ward jedoch wiederholt von der tapferen Besatzung abgewiesen. Drei Hauptleute der Füsiliere lagen todt, der Fahnenträger sank, tödtlich getroffen. Der Führer, Major v. Kaisenberg, ergriff die Fahne und führte die Seinen zu einem neuen Sturm, doch von zwei Kugeln getroffen, stürzte auch er. Sich wieder aufrichtend und die Stücke der ebenfalls zerschossenen Fahne noch emporhaltend, gelang es diesem tapferen Offizier, bis hinter das Schloß vorzudringen und so den Feind im Rücken zu fassen. Auch hier setzten die feindlichen Gegenangriffe seinen Augenblick aus, doch das Eintreffen auch des 47. Regiments auf dem Höhenkamm und das beinahe gleichzeitige Vordringen auch der 41. Brigade bis dorthin entschieden endlich, und in einem letzten Anlauf ward nicht nur das Schloß, sondern auch das Mühlengehöft genommen.

Der nahe Wald sicherte dem völlig aufgelöst zurückflutenden Feinde das Entkommen, und die durch die Schwierigkeit des Geländes aufgehaltene preußische Kavallerie erschien zu spät, um die Niederlage der bereits hinter dem Saume der Gehölze verschwundenen flüchtigen Massen noch verwollständigen zu können.

Unmittelbar mit dieser Entscheidung hatte auch die noch im Norden Weißenburgs den Wurmberg besetzt haltende feindliche Abtheilung den Rückzug angetreten, und die Besatzung dieser Stadt befand sich somit ohne jeden Ausweg ihrem Schicksal preisgegeben.

Früher schon waren von der bis dicht an die feindlichen Werke vorgefahrenen bayrischen und preußischen Artillerie die Thorflügel des Landauer- und Hagenauer-Thors gesprengt worden, und durch diese geöffneten Thore wie über den erstiegenen Wall drangen die preußischen und bayrischen Sturmcolonnen in die Stadt, wo noch einem vergeblichen Versuche, sich durch das Bitscher-Thor einen Ausgang zu eröffnen, die gesammte französische Besatzung sich gezwungen sah, die Waffen zu strecken.

Theuer indeß war dieser erste deutsche Sieg erkauft worden.

Digitized by Google

Das Königs-Grenadier-Regiment allein hatte 10 todte und 12 verwundete Offiziere zu beklagen, überhaupt aber betrug der Verlust auf deutscher Seite, 20 todte, 56 verwundete Offiziere und über 700 Mann an Todten und Verwundeten.

Französischerseits waren wahrscheinlich gleich bei Eröffnung des Kampfes der General Douay durch einen Granatsplitter tödtlich getroffen und der Chef seines Stabes getödtet worden, und es darf der feindliche Verlust an Todten und Verwundeten sicher nicht geringer als der deutsche geschätzt werden. An Trophäen waren bis eine vom 5. Jäger-Bataillon eroberte Geschütz und gegen 1000 unverwundete Gefangene, darunter 30 Offiziere, den Siegern in die Hände gefallen.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 168.)

XXVI.

Acht ganze Tage schwebte Insarow zwischen Leben und Tod. Fortwährend besuchte ihn der Arzt, den, als jungen Mann, der schwer Kranke interessirte. Schubin hatte von Insarow's gefährlichem Zustande gehört und ihn ein Mal besucht; Insarow's Landsleute, Bulgaren, waren auch hingekommen; unter denselben hatte Berßenjew jene zwei sonderbaren Gestalten, die durch ihren unerwarteten Besuch auf dem Lande sein Bestemden erregt hatten, wieder erkannt; Alle bezeigten aufrichtige Theilnahme, Einige thaten Berßenjew den Vorschlag, ihn am Bette des Kranken abzulösen; er ging aber, seines, Helena gegebenen Versprechens eingedenk, nicht darauf ein. Er sah sie jeden Tag und theilte ihr — zuweilen mündlich, zuweilen durch kleine Zettel — alle Zwischenfälle im Befinden der Krankheit mit. Wie bebte ihr Herz, wenn sie auf ihn wartete, wenn sie ihn anhörte und betrogte. Sie selbst verlangte beständig Insarow zu sehen; Berßenjew aber bat sie flehentlich, es nicht zu thun: Insarow war selten allein. Den ersten Tag, als sie von seiner Krankheit hörte, wäre sie selbst fast erkrankt; kaum war sie zurückgekehrt, so hatte sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen; sie wurde zum Essen gerufen und erschien im Speisesaale mit einem Gesicht, vor dem Anna Wassiljewna so sehr erschrak, daß sie sie durchaus sofort in's Bett bringen wollte. Es gelang Helena indessen, sich Gewalt anzuthun. „Wenn er stirbt," hatte sie beständig für sich gesagt, „überlebe ich ihn nicht." Dieser Gedanke hatte sie beruhigt und ihr Kraft verliehen, gleichgiltig zu scheinen. Uebrigens bezüglich sie Niemand besonders: Anna Wassiljewna hatte mit ihren Wirthsamkeiten zu schaffen, Schubin hatte sich mit Wuth seiner Arbeit hingegeben, Zoë war in Schwermuth verfallen und wollte die Lektüre des Werther vornehmen, Nikolai Artemjewitsch war sehr unzufrieden über die häufigen Besuche des „Scholars", um so mehr da seine „Blume" in Betreff Kurnatowsky's sehr langsam vorrückten, weil der praktische Obersekretär sich piquirt fühlte und sich auf's Warten gelegt hatte. Helena hatte Berßenjew nicht einmal gedankt; es gab Dankstellungen, für die es schwer fällt und man sich schämt, Dank zu sagen. Nur ein Mal, es war das vierte Mal, da sie ihn sprach (also Insarow eine sehr schlechte Nacht gehabt und der Arzt auf eine Consultation angespielt hatte), nur dies Mal erinnerte sie ihn an seinen Schwur. „Nun, so kommen Sie denn," sagte er zu ihr. Sie war aufgestanden und fortgegangen, um sich umzukleiden. „Nein," sagte er, „warten wir noch bis morgen." Gegen Abend war es mit Insarow besser geworden.

Acht Tage hatte diese Qual gedauert. Helena schien ruhig, konnte aber nicht essen und verbrachte die Nächte schlaflos. Ein stumpfer Schmerz lag in allen ihren Gliedern, ein trockener, heißer Dampf, dünkte sie, erfülle ihren Kopf. „Unser Fräulein schwindet wie ein Licht," sagte ihr Stubenmädchen von ihr.

Endlich am neunten Tage trat eine Krise ein. Helena saß im Gastzimmer neben Anna Wassiljewna und las mechanisch derselben aus der Moskauer Zeitung vor; Berßenjew trat herein. Helena warf einen Blick auf ihn (wie flüchtig und ängstlich und scharf und besorgt war jeder Blick, den sie bei seinem Erscheinen auf ihn warf!) und errieth sogleich, daß er ihr eine gute Nachricht brachte. Er lächelte, nickte ihr leicht zu. Sie richtete sich auf, ihn entgegen.

„Er ist zu sich gekommen, ist gerettet, in einer Woche wird er ganz gesund sein," raunte er ihr zu.

Helene streckte ihre Arme wie zum Schutze vor und sagte nichts, nur ihre Lippen bebten und Röthe ergoß sich über ihr ganzes Gesicht. Berßenjew bogam mit Anna Wassiljewna zu sprechen, Helena ging fort auf ihr Zimmer, sank auf die Kniee, betete und dankte Gott . . . Freudige, helle Thränen strömten aus ihren Augen. Sie empfand plötzlich eine ungewöhnliche Mattigkeit, neigte den Kopf auf das Kissen, sagte leise: „Armer Andrei Petrowitsch!" und versank sogleich mit nassen Wimpern und Wangen in Schlaf. Schon lange hatte sie die Augen nicht geschlossen und schon lange nicht geweint.

XXVII.

Berßenjew's Aussage traf nur zum Theil ein: die Gefahr war vorüber, doch kehrten Insarow's Kräfte erst langsam wieder; der Arzt ließ etwas von tiefer und allgemeiner Erschütterung des ganzen Organismus sollen. Indessen verließ der Kranke sein Bett und ging im Zimmer umher. Berßenjew war wieder in seine Wohnung übergegangen, doch besuchte er täglich seinen noch schwachen Freund und erstattete auch wie zuvor täglich Helenen Bericht über den Zustand des Genesenden. Insarow durfte nicht an sie schreiben und machte bloß in seinen Gesprächen mit Berßenjew flüchtige Andeutungen auf sie; Berßenjew dagegen erzählte ihm mit erkünstelten Gleichmuthe von seinen Besuchen bei Stachow's, wobei er jedoch besonders betonte, wie Helena so sehr betrübt gewesen, jetzt aber ruhiger geworden sei. Helena schrieb auch nicht an Insarow, sie hatte etwas Anderes im Sinne.

Eines Tages, als Berßenjew ihr eben mit heiterem Gesichte die Nachricht gebracht hatte, daß der Arzt Insarow erlaubt habe, eine Costelette zu essen, und Letzterer jüglich in einiger Zeit werde ausgehen dürfen, — wurde sie nachdenkend und ließ den Kopf hängen . . . . „Erraten Sie, was ich Ihnen sagen will," begann sie darauf. Berßenjew wurde verlegen. Er hatte sie verstanden. „Vermuthlich," entgegnete er mit einem Blicke auf die Seite, — „wollen Sie mir sagen, daß Sie ihn zu sehen wünschen." Helena wurde roth und sagte kaum hörbar: „Ja!"

„Woran liegt es denn? Das, denke ich, wird Ihnen ja leicht sein. Pfui!" dachte er, „welch' ein garstiges Gefühl hat mich beschlichen!"

„Sie wollen sagen, weil ich schon ein Mal . . . ." sagte Helena. „Ich fürchte aber . . . . er ist jetzt, sagen Sie, selten allein."

„Das läßt sich leicht machen," erwiederte Berßenjew, immer ohne sie anzusehen. „Ihn vorbereiten kann ich nun freilich nicht, Geben Sie mir aber einen Zettel. Wer kann Ihnen verbieten, an ihn, als Kranken zum Behufe seiner Heilung, für den Sie sich interessiren, zu schreiben? Es ist nichts Anstößiges dabei. Bestimmen Sie ihn . . . . das heißt, schreiben Sie ihm, wann Sie bei ihm sein wollen."

„Ich schäme mich," sagte Helena leise.

„Geben Sie mir einen Zettel, ich will ihn hintragen."

„Das wird nicht nöthig sein, ich möchte Sie nämlich bitten.... Sie müssen mir nicht böse werden, Andrei Petrowitsch .... Gehen Sie morgen nicht zu ihm."

Berßenjew biß sich die Lippen.

„Ach! so, ich verstehe, schon recht, schon recht." — Er setzte noch Etwas hinzu und ging rasch hinaus.

„Dieß besser, dieß besser," dachte er, indem er nach Hause eilte. „Nichts Neues habe ich erfahren, um so besser. Was klammere ich mich denn da an ein fremdes Nest? Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe gethan, was mein Gewissen mir gebot, jetzt ist es aber genug. Sie mögen gehen. Es war kein eitles Wort, was mir mein Vater sagte: „Wie, mein Junge, du und ich sind keine Sybariten, keine Aristokraten, uns hat weder Geschick noch Natur verhätschelt, nicht einmal Märtyrer sind wir, — Arbeiter sind wir, Arbeiter und Arbeiter. So wirf dir dein Schurzfell über, Arbeiter, tritt an deinen Werkstisch, in deine dunkle Werkstätte! Mag die Sonne Anderen leuchten! Unser einsames Leben hat auch seinen Stolz und sein Glück!"

Am folgenden Morgen erhielt Insarow mit der Stadtpost einen kurzen Zettel: „Erwarte mich," schrieb ihm Helena, „und laß Jeden abweisen, A. P. wird nicht kommen."

Digitized by Google

XXVIII.

Inßarow durchflog Helenens Zettel und ließ sogleich sein Zimmer in Ordnung bringen, er bat seine Wirthin, die Arzneifläschen fortzuschaffen, zog seinen Schlafrock aus und einen Ueberrock an. Vor Entkräftung und Freude ging ihm der Kopf in die Runde und pochte ihm das Herz. Die Kniee knickten ihm zusammen, er ließ sich auf den Divan nieder und sah noch der Uhr. „Jetzt ist es drei Viertel auf Zwölf," sagte er zu sich selbst, — „vor Zwölf kann sie unmöglich kommen, ich will bis dahin an etwas Anderes denken, sonst halte ich es nicht aus. Vor Zwölf kann sie unmöglich ...."

Die Thür flog auf und in leichtem, seidenen Kleide, ganz weiß, frisch, jugendlich und glücklich trat Helena herein und fiel mit schwachem Freudenruf an seine Brust.

„Du lebst, bist mein," rief sie und umfing und streichelte seinen Kopf. Er verging vor Wonne, sein Athem versagte in dieser Nähe, bei diesen Berührungen, von diesem Glücke.

Sie setzte sich an seine Seite, schmiegte sich an ihn und blickte ihn mit jenem lieblichen, wonnigen und zärtlichen Blicke an, der nur aus den Augen eines liebenden weiblichen Wesens leuchtet.

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen traurigen Ausdruck an.

„Wie hast du abgenommen, mein armer Dmitri," sagte sie, seine Wange streichelnd, — „wie ist dein Bart lang geworden!"

„Auch du hast abgenommen, meine arme Helena," entgegnete er, indem er ihre Finger mit den Lippen zu haschen versuchte.

Sie schüttelte heiter mit den Locken.

„Das hat nichts zu bedeuten. Gib nur Acht, wie wir uns erholen werden! Ein Gewitter war über uns heraufgezogen, wie an jenem Tage, als wir in der Kapelle zusammen trafen, jetzt ist's vorüber. Jetzt bleiben wir leben!"

Er erwiederte ihr mit einem Lächeln.

„Ach, Dmitri, was für Tage, was für martervolle Tage! Wie kann man diejenigen überleben, die man liebt? Jedes Mal wußte ich zum voraus, was mir Andrei Petrowitsch sagen würde, wahrhaftig, mein Lebensgeist stieg und fiel mit dem deinigen. Sei mir wieder gegrüßt, mein Dmitri!"

Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen.

„Was ich auch noch bemerkt habe," fuhr sie fort, indem sie ihm das Haar zurückstrich („ich habe diese ganze Zeit über Muße genug gehabt, um über Vieles nachdenken), wenn der Mensch sehr, sehr unglücklich ist, — mit welcher stumpfsinnigen Aufmerksamkeit gibt er auf Alles Acht, was um ihn herum vorgeht! Zuweilen vertiefte ich mich ganz in die Betrachtung einer Fliege und fühlte dabei Erstarrung und Grauen in der Seele! Das ist aber Alles vorbei, vorbei, nicht wahr? Alles ist hell, was vor uns liegt, nicht wahr?"

„Du stehst vor mir," erwiederte Inßarow, — „darum ist mir's hell."

„Und mir doch auch? Erinnerst du dich noch, als ich bei dir war, nicht das letzte Mal .... nein, nicht das letzte Mal," wiederholte sie, unwillkürlich zusammenschaudernd, — „jenes Mal, als wir mit einander sprachen, ich erwähnte, — weiß selbst nicht warum, des Todes; da hatte ich keine Ahnung, daß er auf der Lauer stand. Du bist aber doch jetzt gesund?"

„Ich fühle mich bedeutend besser, bin fast ganz hergestellt."

„Du bist gesund, bist nicht gestorben. O, wie bin ich glücklich!" Eine kurze Pause trat ein.

„Helena," sagte Inßarow.

„Was, mein Geliebter?"

„Sage mir, ist dir nicht der Gedanke gekommen, daß diese Krankheit als Strafe über uns verhängt worden sei?"

Helena blickte ihn ernsthaft an.

„Diesen Gedanken habe ich wohl gehabt, Dmitri. Ich dachte aber, wofür sollte ich denn Strafe leiden? Welche Pflicht hätte ich denn übertreten? Worin denn gesehlt? Vielleicht ist mein Gewissen nicht so beschaffen, wie das Anderer, es regte sich nicht; oder vielleicht habe ich etwas gegen dich verschuldet? — Ich könnte dir ein Hinderniß werden, dich aufhalten ...."

„Du wirst mich nicht zurückhalten, wir werden zusammenhalten."

„Ja, Dmitri, das wollen wir, ich folge dir .... Es ist meine Pflicht. Ich liebe dich .... ich kenne keine andere Pflicht."

„O, Helena!" rief Inßarow, — „welch' ungerstörbare Bande legt mir jedes deiner Worte an!"

„Warum von Banden reden?" fiel sie ein. „Wir sind Beide freie Leute. Ja," fuhr sie nachdenkend mit gesenkten Blicke fort und mit einer Hand, wie bisher, ihm das Haar zurückstreichend, — „ich habe in der letzten Zeit Vieles erlebt, wovon ich niemals einen Begriff gehabt! Wenn mir Jemand vorausgesagt hätte, daß ich, das wohlerzogene Fräulein, unter allerlei verdächtigen Vorwänden, allein, das Haus verlassen werde, um, wohin? — zu einem jungen Manne, in dessen Wohnung zu gehen, — welche Entrüstung hätte ich gefühlt! Und das ist Alles geschehen, und ich fühle nicht die geringste Entrüstung. Bei Gott, es ist wahr," setzte sie hinzu, sich gegen Inßarow wendend.

Er blickte sie mit dem Ausdrucke so grenzenloser Hingebung an, daß sie sanft ihre Hand auf seine Augen herabgleiten ließ.

„Dmitri!" redete sie ihn an, — „du weißt es ja nicht, ich habe dich ja dort, auf jenem schrecklichen Lager gesehen, als du in den Krallen des Todes dich befandest, bestimmungslos warst ...."

„Du hast mich gesehen?"

„Ja."

Er schwieg. — „Und Berßenjew war dabei?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

Inßarow beugte sich zu ihr. — „O, Helena!" flüsterte er, — „ich darf meinen Blick nicht zu dir erheben."

„Weßhalb?" Andrei Petrowitsch ist so gut! Ich habe mich nicht vor ihm geschämt. Und worüber hätte ich mich schämen sollen? Ich will es der ganzen Welt sagen, daß ich die Deine bin .... Zu Andrei Petrowitsch habe ich Vertrauen, wie zu meinem Bruder."

„Er hat mich gerettet!" rief Inßarow. — „Das ist der edelste, beste der Menschen!"

„Gewiß .... Und weißt du wohl, ihm habe ich Alles zu verdanken? Weißt du wohl, er war der Erste, der mir sagte, daß du mich liebst? Und wenn ich Alles sagen dürfte .... Ja gewiß, er ist der edelste Mensch."

Inßarow blickte Helena fest an. — „Er ist in dich verliebt, nicht wahr?"

Helena senkte die Augen. — „Er hatte mich lieb," sagte sie halblaut.

Inßarow drückte ihr stark die Hand. — „O, Ihr Russen," sagte er, — „Ihr habt ein goldenes Herz! Und er, er hat mich gepflegt, hat die Nächte nicht geschlafen .... Und du, du mein Engel .... Ohne Vorwurf, ohne Wanken .... und mir das Alles, mir ...."

„Ja, ja, Alles dir, weil man dich liebt. Ach, Dmitri! Die sonderbar ist es doch! Ich habe es, dünkt mich, die schon ein Mal gesagt, das ist aber gleich, ich wiederhole es gern, und dir wird es auch lieb sein, zu hören, — als ich dich das erste Mal sah ...."

„Warum hast du Thränen in den Augen?" unterbrach sie Inßarow.

„Ich? Thränen?" — Sie trocknete ihre Augen mit dem Tuche. — „O, das Närrchen! Er weiß noch nicht, daß man auch vor Freude weint. Ich wollte dir nun sagen: Als ich dich zum ersten Male sah, fand ich nichts Besonderes in dir, wahrhaftig. Ich bestinne mich, anfangs gefiel mir Schubin weit mehr, obgleich ich niemals Liebe zu ihm gefühlt habe; was nun vollends Andrei Petrowitsch betrifft — oh! da gab es eine Minute, wo ich dachte: wäre es nicht dieser? Du aber — Nichts; dafür hast du mir nachher .... nachher .... mit beiden Händen das Herz ergriffen!"

„Verschone mich," sagte Inßarow. Er wollte aufstehen und fiel sogleich auf den Divan zurück.

„Was fehlt dir?" fragte Helena besorgt.

„Nichts .... ich bin noch etwas schwach .... Dieses Glück ist noch zu groß für meine Kräfte."

„So bleib' ruhig sitzen. Bitte, sich nicht zu rühren, nicht aufgeregt zu sein," setzte sie, mit dem Finger drohend, hinzu. — „Und warum hat man den Schlafrock abgelegt? Noch ist es zu frühe, den Stutzer zu spielen! Anfzig gefessen, ich will Ihnen Märchen erzählen. Mau höre und schweige. Nach solcher Krankheit ist es schädlich, viel zu sprechen."

Sie begann ihm nun von Schubin, von Kurnatowsky zu erzählen, und was sie in den letzten zwei Wochen erlebt hatte und wie, nach den Zeitungen zu urtheilen, Krieg bevorstehe, und sobald er völlig hergestellt sein werde, man ohne eine Minute zu verlieren, an die Mittel zur Abreise werde denken müssen .... Dies Alles erzählte sie, an seiner Seite sitzend und an seine Schulter geschmiegt ....

Er hatte ihr zugehört, war bald bleich, bald roth geworden .... einige Male hatte er sie unterbrechen wollen und plötzlich richtete er sich empor.

Digitized by Google

„Helena," sagte er in einem eigentümlichen, scharfen Tone, — „verlaß mich, gehe fort."

„Wie?" fragte sie erstaunt. — „Fühlst du dich unwohl?" setzte sie lebhaft hinzu.

„Nein, ich fühle mich wohl . . . . aber, ich bitte dich, verlaß mich!"

„Ich verstehe dich nicht. Du treibst mich fort? . . . . Was machst du da?" sagte sie plötzlich, er hatte sich fast bis zum Fußboden übergebückt und mit seinen Lippen beinahe ihre Füße berührt. — „Ihre das nicht, Dmitri . . . . Dmitri . . . ."

Er richtete sich auf.

„Dann verlasse mich! Siehst du, Helena, als ich erkrankte, verlor ich nicht sogleich das Bewußtsein; ich wußte, daß ich mich am Rande des Grabes befand; selbst während der Fieberhitze, des Phantasirens, begriff ich, fühlte ich dunkel, daß der Tod herannahte, ich nahm Abschied vom Leben, von dir, von Allem, jede Hoffnung hatte ich aufgegeben . . . . Und plötzlich dies Erwachen, dies Licht nach dem Schatten, du . . . . du . . . . neben mir, bei mir . . . . deine Stimme, dein Hauch . . . . Das übersteigt meine Kräfte! Ich fühle, daß ich dich leidenschaftlich liebe, ich höre, du nennst dich selbst die Meine, ich flehe für nichts ein . . . . Gehe fort!"

„Dmitri . . . ." sagte Helena flüsternd und verbarg ihren Kopf an seiner Schulter. Sie hatte ihn erst jetzt verstanden.

„Helena," fuhr er fort, — „ich liebe dich, du weißt es, ich bin bereit, mein Leben für dich hinzugeben . . . . warum bist du eher jetzt zu mir gekommen, jetzt, da ich schwach, mich selbst zu beherrschen nicht im Stande bin, und all' mein Blut in Wallung ist . . . . du bist mein, sagst du . . . . du siehst mich . . . ."

„Dmitri!" rief sie, wurde roth und schmiegte sich noch stärker an ihn.

„Helena, habe Mitleid mit mir, gehe fort, ich fühle, ich kann sterben — ich kann diesem Drang nicht widerstehen . . . . meine ganze Seele strebt dir entgegen . . . . denke nur, fast hätte der Tod uns getrennt . . . . und jetzt bist du hier, in meinen Armen . . . . Helena . . . ."

Sie bebte am ganzen Leibe. — „So nimm mich hin," flüsterte sie kaum hörbar . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von S. 156.)

III.

Auf einer freien Waldlichtung, um einen einsten gelegenen niedergebrannten Weiler, hatten sich einige hundert Bauern gelagert. Die helle und kalte Witterung am Morgen war gegen Abend in ein heftiges Schneetreiben umgeschlagen und die von dem Nordwind umgetriebenen Flockenwirbel erfüllten die Luft und drohten die nur mühsam unterhaltenen Feuer zu verlöschen. Zuweilen schüttelte ein Windstoß ganze Schneeasten aus den Zweigen, und die von dem nassen Element getödtete Flamme mußte dann von neuem entzündet werden. In solchen Augenblicken wurd von diesem oder jenem der Leute wohl ein grimmiger Fluch ausgestoßen, sonst jedoch wurde in den um die einzelnen Feuerstellen versammelten Haufen kaum hin und wieder ein Wort gewechselt. Verdrossen und mißmuthig starrten die Meisten in die Flammen, Andere nickten, von Müdigkeit übermannt, in einem mehr oder minder tiefen Halbschlummer, noch Andere endlich beschäftigten sich eben so stumm und anthéillos mit der Bereitung ihrer Abendmahlzeit und schürten von Zeit zu Zeit die Kohlen um die in die Gluth geschobenen Kessel zusammen.

Die in blutige Tücher gehüllten Köpfe und Gliedmaßen bei nicht wenigen der Männer deuteten darauf hin, daß diese allgemeine Niedergeschlagenheit wohl nicht allein auf die empfindliche, durch alle Umhüllungen und Schutzmittel dringende Kälte und auf die Unbill des Wetters geschrieben werden durfte. Auch war in der That der Ausgang des am Morgen bestandenen und anfänglich so glücklich verlaufenen Gefechts ein den Bauern sehr ungünstiger gewesen. Von einigen unter dem General Enkevoet noch zurückbefindlichen kaiserlichen Regimentern im Rücken angegriffen, und von der ganzen wider sie aufgebotenen Macht Werth's zugleich in umfassender Weise bedrängt, hatten sie sich vor Schloß Beuggen und auf den Vorbergen des Gebirges um so weniger behaupten können, als die Besatzung von Hottingen noch keineswegs von ihnen bezwungen war, und durch einen im rechten Moment unternommenen Ausfall vollends zu ihrer Zerstreuung und Niederlage beigetragen hatte. Für heute war schließlich durch den eingetretenen Schneefall und die eigene Erschöpfung dem Vordringen der Kaiserlichen und Bayern ein Ziel gesetzt worden, doch für morgen stand voraussichtlich für die so hart bedrohten Bewohner des Gebirges das Schlimmste zu befürchten.

So stumm und verdrossen hier draußen, so laut und stürmisch ging es innerhalb der noch stehen gebliebenen Trümmer des eingeäscherten Gebäudes her, wo sich die Führer der einzelnen Ortschaften um den Bauernkaiser zu einer Berathung versammelt befanden.

Dieser und der an seiner Seite befindliche junge Jägersmann von heute Morgen schienen sich mit dem weit überwiegenden Theil der Anwesenden im Widerspruch zu befinden. Die Meinungen und Ansichten mochten nach der heftigen Erregung in beinahe allen Gesichtern überhaupt schon hart auseinandergetroffen sein, und die Versammlung drohte sich augenscheinlich im wilden Zwist aufzulösen. Bereits hatten mehrere der Theilnehmer ihre Feuerröhre über die Schulter geworfen und standen im Begriff sich zu entfernen. Andere suchten noch zu vermitteln. Zehn Stimmen sprachen und schrieen durcheinander.

In der andern entgegengesetzten Ecke der Ruinen kauerten zehn oder zwölf Gefangene zum Schutz gegen die heftige Kälte eng zusammengedrängt. Nur Einer derselben, ein Mann im mittleren Alter, und nach der breiten über dem Ellenkoller getragenen gelben und blauen Feldbinde ein hoher schwedischer Offizier, lehnte etwas abseits dieser Gruppe an einem stehen gebliebenen Mauerreste. Die Entfernung des Standorts desselben von der rathlosen Versammlung war dabei so gering, daß ihm schwerlich ein Wort der dort gepflogenen Verhandlungen entgehen konnte, doch schien er es aufgegeben zu haben, noch ferner seine Aufmerksamkeit diesem wüsten und unfruchtbaren Gezänk zuzuwenden. Nur wenn der Lärm den höchsten Grad erreichte, warf er gelegentlich einen gleichgültigen Blick auf die streitenden Gruppen und ein flüchtig, überlegenes Lächeln spielte dann um seine Mundwinkel. Ein eben so hohes Maß von selbstbewußter Kühnheit wie sorgloser Unbekümmerheit lag in seinem Gesicht ausgesprochen.

„Ich sage und ich beharre dabei," hatte ein alter Bauer ausgerufen, „das Beste bleibt, zur Stunde noch nach Hause aufzubrechen und, Jeder mit seinem Vieh und tragbaren Eigenthum, irgend ein unzugängliches Versteck aufzusuchen. Es giebt, namentlich zur jetzigen Winterzeit, noch Schluchten und Klüfte genug in unseren Bergen, wohin die Kaiserlichen und Bayern nie den Zugang finden werden. Der Feind ist und zu stark und ein längerer Widerstand nutzlos. Jeder für sich und Gott für uns Alle! ist darum mein Wahlspruch. Donnels, als bei dem Zuge gegen den Markgrafen von Baden der Tilly mit seinen wilden Banden das Gebirge überfluthete, ist das auch schon so gehalten worden, und wir sind im Grunde nicht schlechter dabei gefahren, als bei dem den spätteren Besuchen des Kriegsvolks entgegengesetzten Widerstande."

Die jammervolle Verzagtheit in diesem Vorschlag schien der Gesinnung der meisten Anwesenden doch zu widerstehen, kaum Einer oder Zwei wagten es, laut der geäußerten Ansicht zuzustimmen.

„Schämt Euch, Ihr Männer, einen solchen Vorschlag nur anzuhören!" hatte der junge Jäger in heftiger Empörung das Wort ergriffen. „Wohl, seid ihr denn nicht mehr diejenigen, welche noch kein Feind niederzuwerfen vermochte? Wer spricht hier von Unterwerfung? Haben wir nicht heute noch erst, trotz des schändlichen Verraths von voriger Nacht, die Rücken dieser elenden Bayern und Kaiserlichen gesehen? Wenn wir dem Beruhard von Weimar und seinen Schweden zweimal, vor vier Jahren und jetzt wieder, den Einbruch in unsere Berge gewehet haben, wenn seit den letzten zehn Jahren noch jeder Versuch zu unserer Unterdrückung von uns zurückgewiesen worden ist, warum diesmal gleich nach den ersten Unfällen verzweifeln?"

Der Kopf des jungen Mannes, wie er, zu seiner vollen Höhe aufgerichtet, den in den verschiedensten Empfindungen auf ihn blickenden Männern gegenüber dastand, ragte fast bis zur Decke der Hütte empor. In jeder Einzelheit seiner Erscheinung, dem blonden Haar,

Digitized by Google

den kühn blickenden blauen Augen, der breiten Brust und den sehnigen Gliedern, ersichten er als der echte freie Sohn dieser Berge. Vielleicht mochte in seinem Antlitz ein höherer geistiger Ausdruck vermißt werden, doch die Erregung des Augenblicks ließ diesen Mangel kaum hervortreten. Seine flammenden Worte schienen bei den Meisten gezündet zu haben.

„Der Berthold hat Recht!“ riefen Mehrere. „Noch ist nichts verloren.“

„Aber nicht nur vertheidigungsweise gilt es diesmal zu verfahren,“ versuchte der junge Jäger den hervorgerufenen Eindruck auszubeuten. „Noch diese Nacht gilt es den Feind in Bewegen aufzusuchen. Die Gertrud wird nach den Mittheilungen unserer Späther dort im Verwahrsam gehalten, und zu ihrer Befreiung muß das Aeußerste gewagt werden. Auch ist die Besatzung des Schlosses nach dem Ausgang des heutigen Gefechts und bei dem herrschenden Unwetter sicher auf keinen Angriff vorgesehen und unser Vorhaben kann deßhalb gar nicht fehlschlagen. Im Uebrigen habt Ihr den vorigen Antrag des gefangenen schwedischen Offiziers gehört . . . .“

„Nichts von den Schweden!“ war ihm einer der Bauern in's Wort gefallen.

„In die Hölle mit den verdammten Ketzern!“ hatte ein Anderer ausgerufen.

„Unsere Büchsen sind wohl bisher nicht minder wider die Kaiserlichen und Bayern, als auf die Schweden gerichtet gewesen,“ versocht der junge Mann seine Ansicht. „Und haben wir nicht heute Morgen schon zum guten Theil dem kundigen Blick und raschen Eingreifen des Fremden die anfänglich errungenen Vortheile zu danken gehabt?“

„Eben weil wir der Führung des Ketzers gefolgt sind, haben die lieben Heiligen sich von uns gewendet,“ hatte eine Stimme eingewendet.

„Nichts von den Schweden!“ hallte der Ruf im Kreise. „Es stünde sicher besser um uns,“ war von dem Einen eingeworfen worden, „wenn wir uns von dem Fremden nicht hätten bereden lassen, den Kaiserlichen und Bayern gegen die Schweden zuzusehen. Das umgekehrte Verfahren würde uns vollends nur dem Sieger in dem neuen Streit mit gebundenen Händen überliefern.“

„So ist's! Kein Anschluß an die Schweden!“ stimmten die Einen.

„Was aber beginnen?“ fragten die Andern. „Es muß ein Entschluß gefaßt werden.“

„Wenn wir irgend eine Vermittlung nachsuchten,“ äußerte Einer.

Der ausgesprochene Gedanke war wie ein Blitz in die Versammlung gefahren, der ganze Meinungsstreit und verzagte Theil derselben ergriff diesen Ausweg mit Begierlichkeit.

„Der Graf von Fürstenberg befindet sich noch im kaiserlichen Lager,“ fuhr der erste Sprecher, durch den angenscheinlichen Erfolg seines Vorschlags ermuthigt, fort. „Derselbe ist am Ende doch der oberste Schutz- und Schirmherr des Gebirges und er kann sich demzufolge unserem Ersuchen gar nicht entziehen. Auch an den Abt von St. Blasien könnten wir uns wenden, er wie der Graf haben ihr gesammtes Landesaufgebot zu dem kaiserlich-bayrischen Heere stoßen lassen, und ihre Fürsprache wird und muß deßhalb von den Feldherren desselben gehört werden. Ein neuer Angriff würde offenbar Alles verderben. Wir sind noch den schon erlittenen Verlusten keinesfalls stark genug, einer ganzen Armee die Spitze zu bieten. Die Gertrud zu retten, bliebe uns ja ohnedies noch der Anstweg für deren Befreiung den gefangenen schwedischen Offizier und die andern Gefangenen an die Kaiserlichen auszuliefern.“

„Niemand hat über die Gefangenen zu bestimmen, als ich,“ brauste der junge Jäger auf, „und nie werde ich in die Schändlichkeit willigen, den Mann, welcher heute freiwillig an unserem Kampfe theilgenommen hat, dem Feinde zu überantworten!“

„Unsinnige!“ war der Bauernkaiser dem Vermittlungsvorschlag entgegengetreten. „Geißler's Loch denn so sehr, den freien Nacken unter das Joch zu beugen? An den Fürstenberger wollt Ihr Euch wenden, um mit den Kaiserlichen und Bayern Euern Frieden zu schließen? Und wenn er es vermöchte, um welchen Preis würdet Ihr seine Fürsprache erkaufen müssen? Seit Menschengedenken haben die Grafen von Fürstenberg danach getrachtet, die freien Bauern des Gebirges sich dienstbar zu machen, und um die augenblicklich Euch drohende Gefahr zu beschwören, wollt Ihr diesen Widersachern Eurer Freiheit jetzt selber Eure Unterwerfung antragen? Indeß selbst nur diese Eure nächste Absicht werdet Ihr mit einem solchen entehrenden Schritt nicht einmal erreichen. Um für immer jeden Freiheitsgedanken in Euch zu ersticken, wird der Graf vielmehr, sobald Ihr seine die Waffen niedergelegt habt, den mörderischen Banden des Savelli freies Spiel über Euch gewähren. Bedenkt Ihr denn nicht, auf wessen Zusage und Ueberredung wir den Kaiserlichen und Bayern unsere Pässe geöffnet haben? War es etwa nicht der Amtsschreiber des Grafen, der Salomon Reiner, welcher auf der großen Versammlung zu Herischried uns dazu zu bestimmen wußte? — Und doch hat gerade dieser Schurke den verrätherischen Ueberfall in letzter Nacht angestiftet. Ihr habt es gehört, meine Tochter, meine Gertrud, ist mir von ihm geraubt worden. Die von Hottingen Entkommenen haben Euch die aus dem Munde des Feindes selbst vernommene Absicht berichtet, welche mit diesem Ueberfall verwirklicht werden sollte. Der Amtsschreiber aber war dort, und der und sein Graf weilen noch jetzt im feindlichen Lager. Thut, was Ihr wollt, unterwerft Euch Euern, welche Euch eben erst noch dem Feinde überliefert haben, doch niemals werde ich zu einem so wahnsinnigen Entschluß meine Zustimmung geben.“

Es war todtenstill in dem Kreise der Bauern gewesen. Dafür vernahm man außen von der freien Lichtung erst den Bericht einer einzelnen Stimme, dann verwirrte Fragen, Antworten und Ausrufe. Der schwedische Offizier war auf den daselbst stattgehabten Vorgang aufmerksam geworden. Auch einzelne Bauernführer hatten sich dem Ausgang der Hütte zugewendet. Im gleichen Moment wurde von den in hellen Haufen nachdringenden Bauern ein Mann mehr in die Versammlung getragen, als daß er in dem ihn umwogenden Gedränge noch des Gebrauchs seiner Glieder mächtig gewesen wäre.

„Was giebt's?“ hatte der Bauernkaiser die heftigste Frage an den neuen Ankömmling gerichtet. „Was ist geschehen?“

„Verrath!“ donnerte die Antwort. „Zwei und vierzig der Unsern sind von dem Savelli vor den Thoren von Rheinfelden aufgeknüpft worden. Rache an dem Bluthund! Zu den Waffen!“

„Schweigt Ihr Andern!“ übertönte die Stimme des Bauernkaisers das wilde Geschrei. „Berichte Du alsein. Von wo stammen Deine Nachrichten? Wer bist Du?“

„Ich bin aus Merzenschwand,“ folgte der Mann dieser Aufforderung, „und gehöre zu den Klosterbauern von St. Blasien. Diese sind über Mittag auf Gebeiß des Savelli entwaffnet worden. Ich befand mich zufällig nicht bei unserm Haufen und in der allgemeinen Verwirrung gelang es mir, zunächst mich zu verbergen und nachher unter dem Schutze des Schneegestöbers das Freie zu gewinnen. Es geht furchtbar zu in Rheinfelden. Der Savelli hat allen Bauern den Tod geschworen, und zwei und vierzig von den heute eingebrachten Gefangenen sind auf seinen Befehl gleich vor dem Rheinthor aufgeknüpft worden. Ich selber habe ihre Leichname an den auf dem Walle aufgerichteten Galgen hin und herschwanken sehen. Die ganze Stadt soll dem Erdboden gleich gemacht werden. Die Kaiserlichen und Bayern schießen auf einander.“

„Da ist der Griesel aus Gersbach!“ tönte der Ruf von dem äußersten Umkreise der bis zum letzten Mann vor der Versammlungshütte zusammengeströmten Menge. „Gebt Raum! laßt ihn durch! er ist als Späther hinunter nach Rheinfelden gewesen.“

„Es ist nur zu wahr,“ bestätigte der neu aufgetretene Bote die eben vernommenen Mittheilungen. „Doch wenn das Alles wäre!“

„Berichte, Mensch,“ drängte in athemloser Angst der Bauernkaiser. „Was ist mit meiner Tochter? Du hast sie aufgespürt? Wie ist sie zu retten?“

„Geb' auf das Schimmle gefolgt,“ erwiederte der Gefragte. „Der niederträchtige Schuft, der Salomon Reiner, hat die Gertrud heute Vormittag in Begleitung einer ganzen Cornette bayrischer Kürassiere von Schloß Wuggen nach Rheinfelden geleitet und an den Werth ausgeliefert. Dort befindet sie sich in dem untersten Verließ des Thurmes am Baseler Thor eingeschlossen. Bereits hat unter Zuziehung des Reiner, wo nicht gar unter dem Vorsitz des Halunken ein erstes Verhör stattgefunden. Ich stand unter der Menge am Eingange des Thurmes und sah die schwarzen Vögel ein und ausfliegen. Der Graf von Fürstenberg und der bayrische und kaiserliche Feldherr streiten nur noch darüber, von wem sie als Hexe verbrannt werden soll.“

„Allmächtiger!“ stöhnte der unglückliche Vater. Der Schmerz schien ihm die Sprache gerandt zu haben. Die Stirn in seine Rechte gepreßt, starrte er finster zur Erde.

„Auf nach Rheinfelden!“ herrschte der junge Jäger die Menge an. „Die Gertrud muß gerettet werden!“

„Aber bedenkt doch!“ riefen Andere. Drei bis vier der Männer hatten sich dem Rasenden in den Weg geworfen.

„Was da, bedenken!“ Der junge Mann rang mit dem ganzen Aufgebot seiner Kraft, sich aus den Armen der ihn Zurückhaltenden

Digitized by Google

frei zu kämpfen. „Hat die Gertrud sich je bedacht, wenn es zu retten und zu helfen galt? Wie viele unter Euch danken ihrer Kunst Leben und Gesundheit, und Ihr wolltet zögern, jetzt für ihre Rettung den letzten Blutstropfen daranzusetzen? Vorwärts, wer denkt wie ich; sie muß gerettet werden!"

Der schwedische Offizier hatte sich durch das Getümmel bis zu dem zweiten Boten Bahn gebrochen. Die Art seines Auftretens war eine so unbedingt zwingende, daß die Umstehenden gleichsam unwillkürlich ihm Raum gaben und es noch weniger Zemandem einfiel, seinem Thun entgegenzutreten.

„Was ist die Ursache des Zwistes zwischen den Bayern und Kaiserlichen?" richtete er die Frage an den Boten, „und ist es wahr, daß die bayrischen und kaiserlichen Kriegsvölker bereits feindlich aufeinander getroffen sind? Berichte in der Ordnung, Mann! Wenn das ist, kann Alles vielleicht noch gewonnen werden."

Der überwiegende Einfluß des Fremden hielt den jungen Jäger an der Stelle gefesselt. Ein unbestimmter Hoffnungsschimmer leuchtete in seinen starr auf dessen Antlitz gerichteten Blicken.

„Ich weiß nicht, ob die beiden Parteien in Rheinfelden schon aufeinander getroffen sind," berichtete der Bote. „Doch kann ein Zusammenstoß zwischen ihnen jeden Augenblick stattfinden. Die Kaiserlichen hatten sich hinter dem Rücken der Bayern der Stadt bemächtigt und diese gefangen. Auch sollen die Ersteren zu Anfang den Letzteren die Mitbesitznahme derselben geweigert haben; doch hatten diese jetzt das Basteer und das Steinthor besetzt. Vielleicht jedoch, daß der Streit über die Theilung der Beute von Neuem entbrannt ist. Außerdem aber ist der Sohn des Savelli heute Morgen erschossen worden, und in seiner wilden Wuth hat der Feldmarschall die von den Bayern aus dem heutigen Gefecht eingebrachten Gefangenen diesen entreißen und vor dem Rheinthore aufhängen lassen. Ebenso besteht er auf der Auslieferung der Gertrud und will dem Werth und dem Grafen Fürstenberg seinen Antheil an deren Verurtheilung zugestehen. Nicht minder sind von ihm wider Willen des bayrischen Feldherrn die Bauern von St. Blasien entwaffnet worden, und die des Grafen haben sich dem gleichen Schicksal nur durch die Flucht zu den Bayern zu entziehen vermocht. Auch der Graf selber soll von dem Savelli bereits mit der Verhaftnahme bedroht worden sein. Nur dessen Amtsschreiber, der Salomon Reiner, scheint Gnade bei dem gestrengen Herren gefunden zu haben; man sieht ihn ohne Unterlaß zwischen dem Basler Thore und dem Stadthause hin und her eilen, wo der Savelli sein Quartier genommen hat."

„Wo hat der Feldmarschall von Werth sein Quartier aufgeschlagen? Befinden sich viele bayrische Truppen in der Stadt?"

„Nur zwei Regimenter, welche das eine das Basler, das andere das Steinthor besetzt halten. Unmittelbar bevor ich selber die Stadt verließ, war der Werth nach Schloß Beuggen aufgebrochen, wo auch der Hauptheil seiner Truppen gelagert sein soll."

„Und ging nicht ein Gerücht, in welcher Absicht der Savelli die Bauern von St. Blasien entwaffnet habe? Hielten die des Grafen von Fürstenberg noch zusammen, und wo lagerten diese, wo befanden sich jene untergebracht?"

„Ach, Herr," ließ der Bauer seiner aufgeregten Phantasie den Zügel schießen, „es verlauten schreckliche Dinge von dem Schicksal der Gefangenen. Gegenwärtig befinden sie sich in der Niederkirche eingesperrt, und zwei oder drei kaiserliche Regimenter lagern rings um dieselbe. Die Einen behaupten, daß sie darein bei dem Abzug der Kaiserlichen mit der ganzen Stadt verbrannt werden sollen, die Andern wollen wissen, daß der Savelli sie morgen Mann für Mann hängen zu lassen, oder allsammt unter seine Truppen untersprengen beabsichtigt. Die Bauern des Grafen von Fürstenberg haben sich, weil sie von dem Salomon Reiner ebenfalls an seinen verhandelt zu werden fürchteten, größtentheils bereits verlaufen, höchstens noch zwei oder drei hundert von ihnen tagen, wo den Bayern eingeschlossen, am Basler Thore. Die Wuth gegen den Schreiber ist ungeheuer, auch bleibt daran wohl kein Zweifel, daß der Schelm seinen Grafen, wie das ganze Land an die Kaiserlichen und Bayern verrathen hat. Morgen sollen sechs oder acht kaiserliche Regimenter in das Gebirge hinauf, und Gott gnade uns! wofern die Zugänge zu unseren Thälern in die Hände dieser Mordbuben fallen. Nicht Weib, noch Greis, noch Kind sollen verschont und kein Stein soll auf dem andern gelassen werden, so ist ihnen von dem Bluthund, dem Savelli, der Befehl ertheilt worden."

Ein Schauder des Entsetzens schien durch die ganze Versammlung zu beben, auch die Wangen des kühnsten dieser wettergebräunten und in Gefahren gestählten Männer waren bleich geworden.

„Nun denn, Ihr habt gehört, was Eurer wartet," hatte der junge Jäger ausgerufen, „und wer wagt es, dem gegenüber noch von einer Vermittlung zu sprechen? Auf denn! laßt uns den Kaiserlichen im Angriff noch zuvorkommen! Hinunter nach Rheinfelden! die Gertrud muß gerettet werden!"

Zwanzig Stimmen widerriethen das wahnsinnige Unternehmen, doch die anfänglich vorherrschende Neigung zu einem friedlichen Abkommen war augenscheinlich in das gerade Gegentheil umgeschlagen. Die verschiedensten Vorschläge für die Ausnahme einer energischen Gegenwehr kreuzten sich.

Der Bauernkaiser war über die an ihn gerichteten Zurufe wie aus einem Traume emporgefahren.

„Laßt mich," wehrte er denen, welche einen Entschluß von ihm beanspruchten, „ich vermag keinen andern Gedanken zu fassen, als meine Tochter. Heiliger Gott! mein Kind, meine Gertrud! Sie mir für immer entrissen! Und ich Unglücklicher habe sie durch die Theilnahme an meinem Thun selber ihrem entsetzlichen Schicksal überliefert. Mein Kind! mein einziges Kind! Verstucht sei die Stunde, wo ich wahnsinniger Thor den Entschluß dazu faßte, ihr Schicksal mit dem meinigen zu verknüpfen. Beetraut Euch dem Verzweifelnden nicht an. Ich habe nur noch eine Aufgabe zu erfüllen, ich muß hinunter nach Rheinfelden, muß sie retten, oder mit ihr zu Grunde gehen."

„Nun denn hinunter nach Rheinfelden!" griff der junge Jägersmann das Wort auf. „Keiner wird zurückstehen. Vorwärts denn! Auf zu den Waffen!"

„Vorwärts! Auf nach Rheinfelden!" tobte es aus dem Haufen. Die Bedächtigen suchen sich überstimmt, ein allgemeiner Taumel schien die Menge ergriffen zu haben.

„Halt!" steuerte der schwedische Offizier dem stürmischen Ausbruch. „Ein gewaltsamer Angriff auf die augenblicklich von der ganzen kaiserlichen Macht besetzt gehaltene Stadt wäre ein Wahnsinn und kann nicht glücken. Wenn ein Versuch zur Rettung des Mädchens gemacht werden soll, so steht ein Erfolg doch nur von der List zu erwarten. Dazu genügen wir Drei: Ihr, junger Mann, der Vater und ich, vollkommen; doch mögen uns, um die Ausführung eines kühnen Handstreichs zu sichern, ein zehn oder zwanzig der entschlossensten Burschen begleiten. Vielleicht, daß durch irgend einen glücklichen Zufall, oder durch die geschickte Benutzung der Umstände noch Rettung bewirkt werden kann. Doch zuvor müssen für morgen alle Vorkehrungen zur Behauptung des Gebirges getroffen werden."

Der entschiedenen Willenskraft des Mannes hatten sich abermals wie von selbst alle die widerstrebenden Meinungen und Ansichten unterzuordnet, nur der Bauernkaiser zögerte noch, seinen Anordnungen Folge zu geben.

Der eine Gedanke an seine Tochter beherrschte jedoch den Mann zu vollständig, als daß dies Widerstreben hätte von Dauer sein können. „Erst sie," murmelte er. „Sie muß gerettet werden!" Mit einer gewaltigen Anstrengung sich zusammenraffend, teaf er die von ihm gebrachten Anordnungen, und binnen wenigen Minuten befand sich der Haufe nach den verschiedensten Richtungen im vollen Aufbruch begriffen.

Von dem Offizier war inzwischen einem der Gefangenen ein mit einigen Worten beschriebener Zettel eingehändigt und dem noch eine kurze mündliche Weisung hinzugefügt worden. Auch mit den beiden Boten hatte derselbe noch einmal Rücksprache genommen.

„Das kann ein Meisterstreich werden!" versetzte er in seinen Gedanken den Plan, auf dessen Erfüllung er abzielte. „Schwarzer Werth, nimm Dich in Acht, daß der tolle Rosen nicht über Dich kömmt. Heute Morgen, da in dem Engpaß, als ich unter meinem erschossenen Pferde hingestreckt lag, hielt ich mich schon für verloren, und Kreuz und Stern! wofern die eingegangenen Berichte sich bestätigen, bedarf es jetzt wohl nur ein wenig Glück, um schließlich vielleicht beide feindlichen Feldherren mit ihrer gesammten Armee gefangen zu nehmen. Was der Bernhard dazu sagen wird? Doch darf ich mich seiner Zustimmung wohl im voraus versichert halten, und es müßte seltsam kommen, wenn ich das Feuer nicht zu schüren wissen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nach der Schlacht.

Der Kampf ist aus, die Reiterschaar
Zieht siegesfroh herein;
Doch Mancher fehlt. „O Gott! ist's wahr?
Auch er? o saget nein!"

„Mein Liebster — weh! liegst du erblichen
Im schaurigen Gefild?
Die Wunde brennt, und Niemand reicht
Was deine Schmerzen stillt."

Sie eilt hinaus — des Mondes Strahl
Im Suchen ihr Genoss:
Dort sank er eben todeskahl
Von seinem treuen Ross

„Mach' auf! wach' auf! kennst du mich nicht?
Fühlst du nicht meine Hand?"
Sein Auge hebt sich, eh' es bricht,
Und hat sie noch erkannt.

Ein letzter Blick, ein Lächeln noch,
Dann fällt sein Haupt zurück.
Wärd' Jedem solch ein Lächeln doch
Und solch ein letzter Blick!

Alfred de Musset's deutscher Rhein.

Von **H. Jungbans.**

Es liegt uns ein Brief aus Paris vom 10. August vor, welchen der Correspondent des Athenäum an diese englische Zeitschrift richtet, und der außer Manchem, was wir durch die Zeitungen erfahren, ganz interessante Notizen über einige vom Krieg hervorgerufene Erzeugnisse französischer Tagesliteratur enthält. Schon in frühern Nummern zeigte das Athenäum mit der neutralen Haltung, durch welche sich die Engländer während der letzten Ereignisse in ein so vortreffliches Licht gesetzt haben, trefflich die Novitäten an, mit denen man, in den französischen Theatern besonders, dem „kriegerischen Instinkt" des Publikums schmeichelte. So lesen wir, daß Ponsard's „Lion amoureux" im Théâtre Français wieder hervorgeholt worden war und durch einige den Hauptpersonen in den Mund gelegte, neu aufgefrischte Kraftstellen gegen Preußen, die während unseres frühern liebevollen Einverständnisses mit Frankreich gestrichen waren, sich eines rauschenden Beifalls erfreute. Nicht uninteressant dürfte es sein, Kenntniß von einem andern Produkt, einem Schauspiel:

Digitized by Google

Durchzug französischer Gefangener auf dem Bahnhofe in Stuttgart. Original-Zeichnung von **Robert Ahmus.** (S. Seite 190.)

Digitized by Google

„Die Preußen in Lothringen" zu erhalten, durch welches das Theater Ambigu Comique dem Geschmacke seines Publikums gerecht wurde. Uns fällt dabei eine dramatische Frucht unseres frühern Zugs nach Paris, das Genrebildchen: „Der Kurmärker und die Picarde" ein, in dem wir mit acht deutscher Gutmüthigkeit des Herzens — so möcht' ich's nennen — die überwundene Nation durch eine liebenswürdige Frau personificirt haben, bei welcher das Besiegtwerden doch nichts Demüthigendes hat, und die sogar durch neckische Gewandtheit ein gewisses Uebergewicht dem ehrlich-rauhen Sieger gegenüber behält. Stark zu beweisen ist es, ob unsre Feinde in ihrem Drama — welches, wohlverstanden, ein Ausfluß ihres Siegesübermuthes ist, denn es tritt auf, als sie noch an keine Niederlage ernstlich glauben — uns mit gleicher Großmuth behandeln; im allerbesten Falle werden les Prussiens en Lorraine diesetbe Rolle spielen wie die Hünen in der alten Fabel, die ungeschlachten, stets etwas dümmlichen Riesen, die bewußtlose Naturkraft, den leinglliedrigen, gewitzigten Herren gegenüber, welche letztere wohl periodisch von jenen übermüthigt werden können, sie aber in Folge ihrer höhern Anstellung doch schließlich nimmer unterkriegen. Das ist ungefähr die Art, wie uns die dramatische Muse Frankreichs behandelt, wenn sie einigermaßen bei Laune ist: geräth die Dame aber, in Folge unserer Siege, in Leidenschaft, so avanciren wir sogleich zu Tigern und Hyänen, Raben und andern unsaubern Bestien.

Aber wir wollten von dem Pariser Briefe reden. Er erzählt uns, wie in der Hauptstadt und allenthalben sonst Musset's Lo Rhin Allemand sich mit der Marseillaise den Rang streitig macht, wie diese Lieder auf den Bühnen mit großem Aufwand von Tableau-Staffage — in der Marseillaise z. B. trägt der Sänger die Zeile Amour sacré de la Patrie huiend vor, „eingehüllt in die Tricolore" — wie sie auf den Straßen, von Omnibussen herab und von tausendstimmigem Chorus getragen, gesungen werden — wurden, müssen wir hinzufügen, denn jetzt hat man in Paris Anderes zu thun, als zu singen. Mögen von dem berühmten Rhin Allemand Musset's, seiner Antwort auf Nikolas Becker's dumpf grollende Zornestaute, hier die zwei letzten Strophen folgen: wir haben die Absicht, eine Moral daraus zu ziehen. Sie lauten:

S'il est à vous, votre Rhin allemand,
Lavez-y donc votre livrée;
Mais parlez-en moins fièrement.
Combien, au jour de la curée,
Étiez vous de corbeaux contre l'aigle expirant?

Qu'il coule en paix, votre Rhin allemand;
Que vos cathédrales gothiques
S'y reflètent modestement!
Mais craignez que vos airs bachiques
Ne réveillent les morts de leur repos sanglant.

Nicht ohne richtigen Takt hat Musset als Waffe gegen eine Begeisterung, wie ihm die gleiche nicht zu Gebote stehen konnte, eine gewisse vornehme, hämische Ruhe, eine Art mitleidiger Ueberlegenheit unserem heftigen Zornesfeuer gegenüber angewendet. Welcher schulmeisterliche, geringschätzige Ton in den Worten: mais parlez-en moins fièrement! und glaubt man nicht das höhnische Lächeln auf dem schlaffen Gesich:: des Gamins zu sehen, da er uns zuruft: Qu'il coule en paix, votre Rhin allemand; que vos cathédrales gothiques s'y reflètent modestement! Aber, wagen wir es uns einzugestehen — ganz Unrecht hat er bisher nicht gehabt, erst jetzt haben wir eine solche Sprache für immer unmöglich gemacht. Frankreichs unerträgliche Ueberhebung gegen uns zu dämpfen, genügte nicht der Ruhm von 1813; konnten sie doch sagen: Ihr prahlt mit euern Siegen, aber unsern Helden habt nicht ihr, den hat der mächtige Geist des Winters in der russischen Steppe, den hat, wenn ihr wollt, der Arm der Weltgeschichte selber ereilt und zerschmettert! Wie viel waret ihr gegen den Einen, der schon fast vernichtet in die Ebene an der Pleiße kam? — Wir holten uns jetzt grünere Lorbeeren, als sie uns Leipzig und Waterloo eingebracht haben, wo wir mit gar unbequemen Alpiranten den Kranz theilen mußten, den besonders England gern ganz an sich risse: in seinen Büchern der Geschichte bequemt es sich nur ungern dazu, unsern Büchern das Pflichttheil des Ruhmes zu geben — für die Engländer wird der „eiserne Herzog" stets der Besieger Napoleons bleiben.

Unserm alten „Doktor", einem Freunde der Paradoxen, rechnen wir es übrigens als eine seiner vielen Eigenthümlichkeiten an, daß er auf den „Völkerfrühling" von 1813 und so weiter nicht besonders gut zu sprechen ist. „Freiheitskriege!" pflegte er zu brummen, „wenn ich nur davon nichts mehr hören müßte! Allgemeine Erhebung! Der Teufel daub' sie ihnen! Ohne Beispiel in der Weltgeschichte steht es da, das wir ertragen haben; wir waren keine Menschen mehr an Gehalt — endlich, endlich kassen wir an die Höhe, wir treiben den schon geschmähten Feind aus unserm Revier, wir folgen ihm in sein Haus und werfen ihn auch da hinaus, dann setzen wir uns um seinen Tisch, die Bundesgenossen machen den Frieden und der Michel nicht Ja. Drauf geht er nach Hause und will sich nach den Gemüthsbewegungen und Strapazen gründlich ausruhen, er hat sich schon im Großherzogthum zurecht gesetzt, da — horch', welcher Lärm auf den Gassen, Lieder, Freiheitslieder werden gesungen! Was, die Kreis sind betrunken vom erbeuteten Champagner! Und dort, seh' ich recht, dort steht einer auf dem Eckstein und harangairt, und das Volk schreit Hurrah! Der Teufel soll sie holen, ich will endlich Ruhe haben! Aber es wird immer ärger, es klopft; was der Henker, eine Deputation? spricht von heiligen Rechten, Errungenschaften, vergossenem Blute! Wüthend springt Michel auf. Still, nicht gemuckt! ruft er mit Donnerstimme; marsch, hinaus! Ei, sieh' da, der Schulmeister vorn an; warte, dir will ich's eintränken! Und hier die Studentencanaille; ihr sollt mir auf Anstellung warten bis — nun, ich sage weiter nichts. Gensd'armen, herbei! führt die Kerle hinaus; in das Carcer mit ihnen, auf der Stelle! Erschöpft und pustend sinkt er in den Sorgenstuhl zurück, zieht die Schlafmütze über die Ohren und Augen und beginnt zu schnarchen. Die Freiheitskämpfer aber lassen sich in die respectiven Carcer abführen und vertreiben sich dort die Zeit damit, mathematische Probleme und metaphysische Hypothesen an die Wände zu kritzeln, oder auch wohl mit Kohle ein Schlachtendild, wie es in der Erinnerung steht, hinzumalen, Fahnen, Kanonen und was dazu gehört, und sorgen damit auch gleich für die Unterhaltung derjenigen, welche nach ihnen die gewesenen Räume bewohnen werden!"

Soweit Mephistopheles; wir aber dürfen uns glücklich preisen, daß es uns vergönnt ist, ein Deutschland zu sehen, wie es selbst der mächtigste Hohenstaufe kaum träumen mochte. Und verweilen wir einen Augenblick bei unserm Kaiser Barbarossa: mag uns immerhin der Vorwurf der Sentimentalität treffen, wir von der Feder wollen ihn auf uns nehmen, wo nan afford it, wie die Engländer sagen, so lange unsere Heere in Frankreich der Welt eine Wirklichkeit zeigen, vor der ihr der stets bereit gehaltene Spott über deutschen Idealismus auf lange in der Kehle stecken bleiben wird. Wir möchten sie deuten, die schöne Kyffhäusersage, deuten als den Ausdruck des untrüglichen Lebensgefühls im Volke, welches, je ungebildeter, je einfacher es ist, mit desto größerer Stärke fühlt, was dem Gebildeten, von des Gedankens Bläße angekränkelt, ein Aergernis und eine Thorheit erscheint. In Zeiten, wo an eine Wiedergeburt, das heißt eine Einigung Deutschlands selbst der Hoffnungsreichste nicht mehr glaubte, da schlummerte im Bewußtsein des Volkes der Kaiser Rothbart fort, er zog den lebendigen Odem ein, er war nicht todt, er schlief; diese Sage verkündete sein Erwachen und der Ausgang hat ihre innere Wahrheit, ihre Berechtigung gezeigt.

Du aber, Alfred de Musset, weißt selber, daß die scheinbar feierliche Apostrophe: so réveillent les morts de leur repos sanglant, zu der du dich am Ende deines Rheinliedes erhebst, nichts ist als hohles Wortgepränge, unwahr und ohne Boden, wie meist die französische Begeisterung. Dein Kaiser ist todt und bleibt es, denn er war nur ein Individuum, wenn auch ein mächtiges, und Individuen sterben; unser Rothbart aber ist, in all' seiner Märchenpracht, eine Wirklichkeit, eine Thatsache, mit der man rechnen muß: er ist die deutsche Lebenskraft, das Germanenthum, welches einst von dem römischen Cäsarenthum das Erbtheil der Weltherrschaft empfing und jetzt aufgefangen ist, um ein anderes Erbe in Empfang zu nehmen, die Hegemonie unter den kulturtragenden Racen der modernen Welt.

Digitized by Google

Am Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 175.)

9.
Abschied.

Dieselben herrlichen Strahlen der Morgensonne, welche auf Romney-Moor niederschien, erleuchteten auch den Saal im Erdgeschoß des Herrensitzes von Knatbournhouse. Auf dem Tische dampfte schon die Theekanne. Geröstete Butterschnitte, Eier und kalter Schinken, die Flasche voll alten Rum — kurz alle die Dinge, welche zu einem delikaten ländlichen Frühstück gehörten, waren aufgetragen. Miß Ella und die Diener warteten des königlichen Gastes. Sir John Pendergraß stieg zu dem Schloßkabinet des Königs hinauf. Er pochte leise an die Thür.

„Oho!“ rief der König. „Ich bin schon seit einer halben Stunde munter, mein lieber Wirth, habe in Eurem guten Wasser mich gewaschen.“ Er hatte bei diesen Worten die Thür geöffnet und reichte Pendergraß seine Hand.

„Ich hoffe, Majestät haben wohl geruht,“ sagte der Edelmann nicht ohne Bewegung.

„Trefflich — bis auf eine Unterbrechung,“ lachte der König — „Oder wäre es ein Traum gewesen? mir war, als öffnete sich jene Thüre dort — Ihr tratet in's Zimmer und als ich „Verda?“ rief, sagtet Ihr: Es sei diese Störung deßhalb geschehen, weil Ihr mein Zimmer bewacht hättet, damit ich nicht Schaden litte.“

„Eure Majestät haben nicht geträumt — ich war wirklich hier,“ sagte Pendergraß.

„Zu viel Aufmerksamkeit, mein lieber Sir. Ich schlief gut und sicher — wer hätte mir hier wohl Etwas anhaben sollen?“

Er ging mit Sir John die Treppe hinab in den Speisesaal. „Ah — trefflich! ein ächt englisches Frühstück. Ich habe nach der guten Nacht einen gesegneten Appetit und dann — hier die liebliche Tochter vom Hause. Ihr habt, schöne Miß, ohne Zweifel den König in Euer frommes Nachtgebet mit eingeschlossen, denn die guten Christen beten auch für ihre Gegner.“ Er reichte Ella seine Hand.

„Majestät,“ entgegnete zitternd das junge Mädchen, „Sie beschämen uns tief. Sie nennen sich unsern Gegner — oh — Sie verkennen uns.“

Der König hatte Platz genommen und ließ sich von Ella und Aron bedienen.

„Nein, nein!“ rief er munter. „Es ist doch so. Wenn man so treu und fest zu den Stuarts und deren Grundsätzen hält — dann muß man Gegner König Wilhelms sein. Es mag auch dabei sein Bewenden haben und ich zeigte, daß ich keinen Groll, kein Mißtrauen hege.“

Er wendete nun das Gespräch geschickt auf die Mahlen, kam dann auf die Landwirthschaft in Sussex und Kent — auf die Gestüte und Fischereien. Kein Wort des Königs beutete darauf hin, daß er nur eine Ahnung von dem Gewitter habe, welches sich in aller Stille gegen ihn zusammenzog. Die Minuten verflossen schnell. Noch war es in und vor dem Schlosse ziemlich still, aber mit dem letzten Schlage der achten Stunde ward es ringsum lebendig. Wagen rasselten herbei, Diener und Jäger erschienen vor der Terrasse, der Hof war mit Lords und Gentlemen angefüllt, welche zur Begleitung des Königs gehörten, und am Fuße der Treppe, die auf die Terrasse führte, hatten sich die Leibgardisten des Königs hoch zu Pferde aufgestellt — an dem Flügel Henry Hobbart.

„Sieh da — meine Leute,“ rief der König, sich erhebend. „Die Guten sind allzu pünktlich, aber es geht nicht anders, ich muß die Zeit genau eintheilen. Heute über acht Tage reite ich schon wieder nach London hinein und habe noch eine gute Menge von Städten und Dörfern zu besuchen. Mein Freund,“ wendete er sich zu Pendergraß, „Ihr habt mich bewirthet, geschirmt und mir ein Nachtlager gegeben — ich kann Euch nur danken.“

„Und ich kann Eurer Majestät nur wiederholen, daß ich tief zu Dank gegen Euch verpflichtet worden bin, denn Eure Majestät haben der Welt gezeigt, daß Sie den katholischen Edelmann nicht minder werth halten, als den protestantischen. Ich bin glücklich darüber, daß Sie so wohl geruht haben in meinem Hause.“

„Aber wenn ich auch nicht zahlen darf und kann,“ sagte der König, „so gestattet mir, Eurer schönen Tochter ein Erinnerungszeichen zu hinterlassen. Ihr mögt es in den Schrein legen, wenn Ihr es nicht zeigen wollt, aber wenn Ihr meiner bedürft, schöne Miß, so zeigt es mir nur oder lasset es an mich gelangen. Es wird in mir stets eine freudige Erinnerung wachrufen an die Nacht, welche ich unter dem Dache Eures Vaters sanft und sicher verbrachte.“

Er nahm bei diesen Worten eine feine venetianische Kette von seinem Halse, an welcher ein in Gold getriebenes Medaillon, die That des Josua darstellend, hing. Der jüdische Feldherr war zu Rosse abgebildet, er wendete seine Blicke einer untergehenden Sonne zu, gegen welche er seine Hand erhob. Um die Medaille liefen die Worte: „Stehe still, Sonne.“ Es war eine der holländischen Medaillen, welche auf die überaus eitle Devise Ludwigs XIV.: eine Sonne mit der Umschrift: „Nec pluribus impar“ gepräget worden war.

„Es ist kein Gegenstand für eine junge Dame,“ sagte der König. „Vielleicht auch nicht für eine Anhängerin Jakob Stuarts. Aber ich habe im Augenblick nichts Besseres und Werthvolleres. Meine Ringe hier sind Andenken. Tragt die Kette, Miß Ella.“

„Was von Eurer Majestät kommt — werde ich hoch in Ehren halten,“ sagte Ella, des Königs Hand drückend.

„Und nun lebt wohl,“ rief der König, seinen Hut ergreifend und eine schwere Börse auf den Tisch legend, „das hier für die Dienerschaft — es ist englisch Gold, sie können es annehmen. Lebt wohl, Pendergraß, und sollten wir uns wiedersehen, sei es nur auf guten Wegen — offen und redlich.“

„Gewiß, Eure Majestät — gewiß!“ rief Pendergraß, neben dem König her und zur Terrasse schreitend. „Ich könnte nie anders — als offen kämpfen.“

Ein donnerndes Lebehoch empfing den König, als er auf die Terrasse trat, Alles schwenkte die Hüte, die Gardisten salutirten mit ihren Pallaschen. Des Königs Wagen fuhr vor. Am Schlage standen Lord Sidney und der Earl von Harthill.

„Ich habe trefflich geruht,“ rief der König den Versammelten zu. „Und auf der ganzen Reise erinnere ich mich nicht, besser geschlafen zu haben, als hier im Hause des Sir Pendergraß.“ Er ging näher an die Gardisten.

„Ah — mein Bursch,“ sagte er zu Henry, „man war also im Hause hier bekannt? weßhalb hat man das nicht gleich gesagt?“

„Ich wollte nicht davon sprechen, weil es sonst ausgesehen hätte, als ließen sich Eure Majestät dadurch bestimmen,“ entgegnete Henry Hobbart.

„Ganz recht. Aber Du scheinst Dir Zwang angethan zu haben, als Du dem Schlosse fern bliebst. Ich hörte, es sei Dir früher eine Heimat gewesen?“

„Das war es, Majestät, aber meine Gesinnung hielt mich fern — ich wäre nicht wieder in das Schloß gekommen, auch wenn Eurer Majestät ausdrücklicher Befehl mich und meine Leute nicht auf das Bestimmteste von dem Hause fern gehalten hätte.“ Er schaute bei diesen Worten scharf Sir Pendergraß an, der hinter dem Könige stand. Sir John erbleichte — er sah aber auch Henry mit dankenden Blicke an, der Gardist hielt sein Wort. Er schwieg über die Vorgänge der Nacht.

„Da siehst Du, mein Freund,“ fuhr der König fort, „daß ich nicht immer Eurer wackern Degen bedarf. Ich schlief sicher und unbehelligt im Hause dieses Anhängers des Königs Jakob.“

„Bei einem Manne wie Sir Pendergraß war das wohl zu erwarten,“ sagte Henry.

„Und ich wüßte keinen katholischen Edelmann, der nicht ebenso wie ich Eurer Majestät Haupt schirmen würde, wenn Sie es in seinen Schooß legten,“ fiel Pendergraß schnell ein.

Der König drückte ihn die Hand, warf Ella, die auf der Terrasse stand, einen Gruß zu und stieg in den Wagen. Das Gesolge rangirte sich. Die Diener nahmen ihre Plätze und die Gardisten umgaben des Königs Wagen — noch einmal winkte der König und rief laut: „Lebt wohl, Pendergraß.“ Sir John erwiderte den Gruß. „Marsch!“ tönte das Commando. Reiter und Wagen setzten sich in Bewegung — Henry warf noch einen schmerzlichen Blick auf Ella, die ihr weißes Tuch über die Terrasse hinausflattern ließ. Er hatte das junge Mädchen nicht mehr sprechen können. Er wußte nicht, wo Marx zu finden war; in dem Augenblicke, wo Ella es ihm sagen wollte, war das verrätherische Wiehern des Pferdes an sein Ohr gedrungen. Ella weinte. Sie hätte den Jugendfreund so gern noch ein Mal gesprochen. Jetzt zog er hinweg — vielleicht auf immer — er ließ sie zurück inmitten der Umgebung, welche sich beschäftigte, das Verderben des Oraniers herbeizuführen, der unter diesem Dache geruht hatte, dessen Zeichen der Gunst von Ella's schönem Halse

Digitized by Google

herabhing. Sie blickte tief bewegt auf die lange Reihe von Wagen und Reitern, welche auf dem Wege nach Winchelsea hinzogen und ein klagender, wehmuthsvoller Ruf entwand sich ihrer Brust, als die blitzenden Sturmhauben der Gardisten hinter den Hügeln von Ubimore verschwanden.

„Alles leeres Gewäsch — Alles Londoner Theegeklätsche," sagte der König zu Lord Sidney. „Alles nutzlose Hetzereien, was da von Verschwörungen gefabelt wird. Die Leute hier sind gut und ehrlich. Sie können ja ihre Meinung haben."

„Gebe der Himmel, daß Majestät Recht haben," sagte Lord Sidney.

„Ich bin fest davon überzeugt," sagte der König. „Möglich, daß der König, mein Herr Schwiegervater, noch ein Mal mit französischen Truppen einen Streich wagen will, aber ich sage Euch: die Leute hier denken an keine Complotte gegen meinen Staat oder gegen mein Leben."

„Es ist Gottes Hand gewesen, die mich gestern Nacht nach Knollbournhouse führte," murmelte Henry, der, dicht am Schlage reitend, diese Worte hörte. „Er ahnt nicht, wie nahe ihm vor wenig Stunden das Verderben war."

Ohne zu sprechen kehrten Ella und Pendergraß von der Terrasse in das Schloß zurück. Als sie in den Saal traten, fanden sie Miß Anna, die Großmutter. Die alte Dame war bleich und schweigsam. Ihre Hände zitterten, als sie die Tassen, die Teller, die Löffel und Fläschchen hinwegräumte.

„Was thust Du, Mutter?" sagte Sir John. „Laß die Diener solche Arbeit verrichten."

„Nein," rief Miß Anna. „All diese Dinge sollen in einem besonderen Schranke verwahrt werden. Ich will kein Geräth hier sehen, aus welchem der Erbfeind Jakob Stuarts speiste."

Sir John biß zornig seine Lippen. Er verließ das Zimmer, indem er Ella einen Wink gab, ihm zu folgen.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

(3. Seite 191.)

„Wie kam Henry Hobbart in das Haus?" fragte er finster die Tochter, als Beide durch den Park schritten.

„Er wollte mit mir plaudern und fand sich zur nächtlichen Stunde ein, da König Wilhelm jede Wache verboten hatte. O — mein Vater, es war ein Glück für uns, denn ohne seine Ankunft wäre Knollbournhouse der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens geworden und Du selbst wärest jetzt vielleicht in Banden auf dem Wege nach London."

„Es wäre nicht also," rief eine Stimme. Erschreckt fuhren Vater und Tochter zurück. Aus dem Gebüsche trat George Porter.

„Ich habe Alles gehört," sagte er mit bebenden Lippen. „Ich weiß, daß Ihr unschuldig seid, Sir John, aber dieser Hobbart ist ein Verräther oder ein Spion. Er setzte mir von Plauden aus nach, als ich über das Romney-Moor ritt. Er hat die Spur, er ahnt oder er weiß sogar, daß wir in Hunts Hause unsere Berathungen hielten. Er muß fallen."

„George," rief Ella, „Du wüßt den Jugendfreund tödten? den treuen Freund Mary's?"

„Alle müssen fallen, die uns im Wege sind," rief George. „Und Ihr, Sir John, habt zu erklären: ob Ihr Eurem Worte untreu werden wollt?"

„Ich bleibe dem Versprechen treu," entgegnete Pendergraß. „Ich werde kämpfen für die Rechte der Stuarts, wie es einem Edelmann geziemt, der treu zum alten Hause hält."

„Wohlan denn," entschied George, „ich gehe heut noch nach London. Die Verbündeten gehen mit mir und wir wollen den Sturm auf den Oranier wagen. Alles ist vorbereitet — Du aber, Ella, hast freie Wahl. Geh' hin und verrathe Alles, laß uns gebunden nach London schleppen, zeige den Spähern des Oraniers unsern Plan, die Namen Deines Verlobten, Deines Vaters an — wenn Du das über Dich gewinnen kannst, wirst Du hoch steigen, in Ehren und Ansehen, aber Du kannst auch unter der Menge der Zuschauer stehen,

Digitized by Google

wenn unſere Häupter auf Towerhill fallen.“ — Ella lehnte ſich halb ohnmächtig an die Bruſt des Vaters. „Geh' hin, George,“ ſtöhnte ſie, „ich halte Dich nicht mehr.“

Der Verſchwörer hatte aufmerkſam die Medaille betrachtet, welche von dem Halſe Ella's herabhing. „Was iſt das?“ rief er finſter blickend.

„Es iſt ein Angedenken, welches der König mir hinterließ.“

„Du darfſt es nicht mehr tragen, Ella. Gieb es zurück — oder lege es in meine Hand — es iſt eine Verhöhnung des Bundesgenoſſen, der für die Stuarts einkreten wird.“

Ella blickte den Vater an.

„Wir haben genug gethan für den Oranier,“ ſagte Sir John. „Wir wollen ſeine Geſchenke nicht annehmen — gieb die Kette an George.“

Ella nahm das Geſchenk von ihrer Bruſt und reichte es mit zitternder Hand an George. „Es ſollte einſt Euch ſchützen,“ ſagte ſie. „Nimm es hin, Gott helfe dem Stuart.“

George barg es ſchnell unter ſeiner Weſte. „Haltet Euch bereit, Sir John,“ rief er. „Ich werde die Treuen aufrufen, wenn es gilt. In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach London.“ (Forſt. f.)

Graf Bismarck.

(S. Seite 191.)

Kriegsbilder.

Von **Friedrich Henning.**

Deutſchlands Erhebung.

„Die Geſchichte iſt das Weltgericht.“ — Wohl mochte es uns faſt ſcheinen, als ob der künftige Geſchichtſchreiber unſerer Zeit vergeblich nach dem Walten einer allweiſen Vorſehung, vergeblich nach dem Richterſpruche einer ewigen Gerechtigkeit im Völkerleben forſchen würde; es mochte uns das ſo ſcheinen, wenn wir ſahen, wie es einem verrufenen Abenteurer gelang, ſich durch Lug und Trug, Meineid und Verrath auf den Thron zu ſchwindeln, ſich durch alle Künſte und Verbrechen ſchamloſer Deſpotie auf demſelben zu behaupten und von dort aus lähmend, wie ein Alp, auf die Völker zu wirken. Wir ſahen wohl den Fluch des Böſen, wie es „fortzeugend Böſes muß gebären“; wir ſahen aber nicht die rächende Nemeſis, welche im Dienſte der ewigen Gerechtigkeit den Frevler ereilen ſoll; wir ſahen auch nicht die tröſtende Wahrheit, daß eine allweiſe Vorſehung ſelbſt aus der Saat des Böſen die goldene Frucht zu zeitigen weiß. Und nun? Kaum hat ſich die Hand des Frevlers zu der letzten verruchten That ausgeſtreckt, ſo hebt ſich der Vorhang, der letzte Akt der Tragi-Komödie beginnt, und noch aufathmend erkennen wir: Noch lebt er, der alte Gott. —

Die Kriegserklärung an Preußen war nur ein nothwendiges Glied in der Kette der Verbrechen, welche den Affen des erſten Napoleon brandmarken. Jeder fühlte, daß dieſer Krieg früher oder ſpäter einmal kommen mußte; und je eifriger man das Kaiſerreich

Digitized by Google

als den Frieden aufspasnnte, desto deutlicher wurde es, daß die maskirte Lügenbrut gar viel anders dachte. Neid, Mißgunst, Groll und Rache waren es, die in erster Linie zum Kriege drängten. Man hatte die moralisch faule, bis in's innerste Mark zerfressene Gesellschaft da drüben gewöhnt, sich als die erste Nation der Welt zu betrachten. Im ihren Umwissenheit und Verbildung sahen sie nicht, wie lächerlich sie in dieser Rolle bereits geworden waren; aber sie fühlten, daß sie Geschäfte liefen, von dem frisch und fröhlig aufstrebenden Deutschland noch jeder Richtung überflügelt zu werden. Schon bis an den Main hatte der deutsche Aar das Bild der Germania getragen, und täglich mehrten sich die Anzeigen, daß unsere Brüder im Süden nicht mehr lange zögern würden, das große Werk zu vollenden und und die treue deutsche Hand zum Bunde zu reichen. Das zu dulden, erschien der „grande nation“ als eine Unmöglichkeit, und als nun alle Künste der Intrigue sich unwirksam dagegen erwiesen, da gab es nur noch eine Losung an der Seine: „Krieg, Krieg um jeden Preis!“ — Dazu drängten denn auch die Zustände des marterzerfressenen Kaiserreiches selbst: die Mißernte, der drohende Staatsbankerott, die Gespenster der gemordeten Freiheit, welche mehr und mehr den Thron beunruhigten, und endlich die Furcht des kranken Mannes und des bigotten, herrschsüchtigen Weibes, daß dieser morsche Thron unter dem blöden Erben zusammenbrechen dürfte. Ein siegreicher Krieg sollte den Mangel in Ueberfluß verwandeln, die Gespenster verscheuchen und den wankenden Thron mit deutschem Blute kitten. — Er selbst, der schlaue Puppenspieler, hatte noch etliche besondere Hühnchen mit Preußen zu pflücken. In dem Groll, wegen Batetow, von der forsischen Blutrache genährt, geselle sich der Ingrimm über all' die schlgelchaften Versuche, mit Hülfe Preußens seiner Krone durch schamlosen Landerraub neuen Glanz zu verleihen.

Nachdem nun die Rüstungen vollendet, neue, geheimnißvolle Mordmaschinen hergestellt und die rohesten Horden Afrika's und der Verbrecher-Colonie zur Bluthetze bereit standen; nachdem die ganze Regierungsmaschine, vom Gesindel armen bis zum Senator und Minister, nur durch Lakaien und Mamelucken besetzt war: da fiel die gleißnerische Maske; die Caudidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern mußte den Vorwand bieten, um mit ächt französischer Unverschämtheit und Frechheit Forderungen an König Wilhelm zu stellen, die jeder Ehrenmann als eine Beleidigung ansehen und mit Verachtung zurückweisen mußte. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel folgte auf solche Zurückweisung die Kriegserklärung.

Und nun ging ein Schaufpiel in Scene, wie es in solcher Großartigkeit die Welt nimmer gesehen, der falsche Spieler an der Seine nimmer vermuthet hatte: Vom Niemen bis zur Saar, von den Alpen bis zum Meere, ja, weit, weit hinaus über die deutschen Gauen bis in den fernen Westen und Osten von Amerika und Asien, und wohin nur je ein deutscher Fuß ein deutsches Herz getragen, — ein einziger, langanhaltender Schrei des Unwillens und der Entrüstung über den frechen Uebermuth, der es gewagt, unter nichtigstem Vorwande die Fackel eines furchtbaren Krieges unter die Völker zu schleudern; in jeder Stadt, in jedem Dorfe bis in die geringste Hütte ward die Herausforderung empfunden wie ein Schlag in das eigene Gesicht; wie durch einen Zauber war die Maintinie verschwunden, jeder Unterschied der Stämme, jeder Streit und Hader vergessen; Bayern, Sachsen, Württemberger, Badenser, Hessen ꝛc., Fürsten und Völker, Alle, Alle einig durch das heilige Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit, ein Pulsschlag durch das ganze große Vaterland, eine hochaufwallende, mächtig ergreifende Begeisterung für Deutschlands Ehre, Größe und Freiheit, ein allgewaltiger Drang der Herzen, den heiligen Kampf aufzunehmen, den frechen Nachbar für alle Zeiten in seine Schranken zurückzuweisen und die Lügenbrut für immer niederzuwerfen. Endloser Jubel empfing den König Wilhelm in Berlin, als er von Ems hierher zurückkehrte. Was bedeutete dieser Jubel? Es war der Ausdruck der Freude über die würdevolle Haltung des Königs in Ems; es war die Zustimmung zu dem, was, wie Jeder wußte, kommen würde; es war die erste Kundgebung eines Patriotismus, der demnächst in zahlreichen Telegrammen aus allen deutschen Gauen und aus weiter Ferne zum Ausdruck kam und von nun an in nie gesehenem Grade sich bekunden sollte. Noch war das königliche Wort nicht gesprochen, als schon die Männer und Jünglinge aller Stände freudig zu den Fahnen eilten, und ganz Deutschland anfing, in eine Rüstung einzutreten, die nun immer riesigere Ausdehnung annahm und sich endlich zu einem unvergeßlichen Bilde allgemeiner hingerissener Begeisterung gestaltete. Aber nicht selbst mit hinaus konnte, bethätigte sich durch Baden, wie sie die herrliche Opferfreudigkeit auf den Altar des Vaterlandes nur niederlegen kann; zahlreiche Vereine waren schnell in Thätigkeit, Liebesgaben, wie sie von Einzelnen und ganzen Corporationen auch aus fernen Landen reichlich gespendet wurden, zu sammeln und zur Erquickung der Krieger, zur Pflege der Kranken und Verwundeten und zur Unterstützung der zurückgelassenen Frauen und Kinder zu verwenden.

Mit überraschender Schnelle gingen überall die Rüstungen vorwärts; unsere Brüder im Süden gewannen sogar einen Vorsprung darin. Schon nach wenigen Tagen begannen die Bahnen ihre Thätigkeit, und lauter Jubel begleitete die scheidenden Colonne. Dazwischen rührende Scenen, in denen der Schmerz der Trennung seine ganze Macht bewies. Ach, wer mag es dem besorgten Mutterherzen verargen, wenn es sich von dem Liebtinge nicht trennen kann? — Trostlos hängt die Gattin am Halse des Gatten und die Kinder klammern sich um seine Füße: „Vater, Vater, wir können ja nicht leben ohne dich!“ Aber keine Klage, kein murrendes Wort, selbst aus der Hütte der Armuth nicht, wo doch die Zurückbleibenden den Lebens Drangsal vor sich haben. — Kaum vergehn Tage, und dem Feinde stand eine Wacht am Rheine gegenüber, wie sie in solcher Zahl und in solcher Ausrüstung nicht gesehen worden ist, so weit ein Stamm der deutschen Geschichte reicht. Mit Recht durfte stolze Deutschland auf dies herrliche Heer. Niemand zwar verhehlte sich die Größe der Aufgabe, welche demselben bevorstand; Niemand aber zweifelte an dem endlichen glücklichen Erfolge; wußte man doch, mit welcher Gesinnung jeder Einzelne des Heeres dem Feinde entgegenging.

Eine solche einmüthige Erhebung des gesammten Vaterlandes war der erste empfindliche Schlag, welcher den Träger der französischen Krone traf, der erste Querstrich, den ihm die nahende Nemesis durch die Rechnung machte. Was er verhindern wollte, die Einigung Deutschlands, das stand wie ein Zauberwort plötzlich und so vollendet vor ihm, wie man nimmer gesehen. Wohl mochte er betroffen das großartige Schauspiel betrachten; und wenn berichtet wird, daß er sich auffallend still und zurückgezogen verhalten habe, so mochte er wohl ahnen, daß seine Tage gezählt und die Füße derer schon vor der Thür seien, die ihn begraben werden.

Aus allen Welttheilen.

Durchzug französischer Gefangener auf dem Bahnhof in Stuttgart, Originalzeichnung von **Robert Ahmus.** (Siehe Seite 185.) — Auch die kühnsten Erwartungen von deutschem Waffenerfolg gegen Frankreich wurden gleich zu Beginn des Feldzuges durch Thaten auf Thaten übertroffen. Und den gierig verschlungenen Berichten auf dem Fuß folgten die stürmischen Siegeszeichen als endlose Bahnzüge voll gefangener Feinde und erbeuteter Kriegsbeute. Alles das wirkte wie ein Märchen, und volle Märchenglaubt nahm es an, als in die freudvollen Räume des Stuttgarter Bahnhofes bespannte Lokomotiven unter tausendstimmigem Jubelruf des harrenden Volkes einfuhren und nun jene afrikanischen Wildlinge, welche die Cäsar auf uns gehetzt, als gefangene Wunderthiere, nach Augenstrost auf ihrem schwarzbraunen Fell, von schwabischen Händen gestreift wurden. Was wäre uns widerfahren, wenn jeder denken, wenn diese Affenhorden als Herren hier eingezogen wären: es sehe die deutsche Einigkeit, die es verhindert hat! Und zu allen Opfern waren Alle bereit: unsre heldenhaften Krieger zu laben, zu pflegen, den im Felde stehenden Cruidung zu bringen, ihre Angehörigen daheim zu unterstützen. Sanitätskorreire, über ganz Schwabenland verbreitet, entsalten sofort bei trefflicher Organisation eine nirgends überbotene Thätigkeit, ja die schwäbischen Sanitätszüge — wandelnde Lazarethe, welche Hunderte von Kranken und Verwundeten mit Bequemlichkeit aufnehmen und wie im eignen Hause verpflegen, reniren überall ungetheilte Bewunderung.

Ein solcher Sanitätszug traf am 22. August in Forbach ein. Dort wimmelte es von Kombattanten und Nichtkombattanten aller Art. Bismarck-Bohlen war zu sehen und die aus Mexiko belaunte Prinzessin Salm, die Leiche ihres Mannes abholend, der gegen seinen alten Gegner Bazaine gefallen war. Bei schönem Wetter ging es weiter über die jetzt klassisch gewordnen Stationen St. Avold, Falkenberg bis Herny an der alten Bahn nach Metz. Auf jedem Haltplatz begegneten Züge mit Verwundeten, denen Cigarren, Brod und Getränke gereicht wurden. Das Ziel der Reise war Courcière zur Nied. Hier auf unabsehbarer Schienenstrecke stand Wagen an Wagen, in 3 Züge mit je 2 riesigen Lokomotiven abgetheilt, darunter der Stuttgarter Sanität, die Darmstädter, die Hamburger. In Regen und Schmutz ein Chaos von Menschen und Dingen, von Kommen und Gehen, von Schieben und Stoßen. Berge von nassen Mehlsäcken und verschimmelnem Brod thürmen sich wunder. Baracken werden gebaut, Verwundete auf Bauernwagen herbeigeführt und in Schuppen am Bahnhof, auch unter freiem Himmel abgeladen. Unisormen von Offizieren, Aerzten, Ordonnanzen, Johanniter, Eisenbahn- und Telegraphenbeamten drängen sich durch einander. Plötzlich entsteht ein lauter Ruf: Bismarck kommt! Alles will zugegen sein und sehen; aber man hatte sich getäuscht; es war nicht der eiserne Graf, sondern der schon genannte General-Lieutenant Graf v. Bismarck-Bohlen, jetziger General-Gouverneur im Elsaß.

Digitized by Google

Zu Hegel's hundertjährigem Geburtstag (27. August 1870).

(Dieses Portrait Seite 180a.

„Die Macht des Geistes hat sich in weit größerm Umfange, als sie bisher gezeigt hat, und in erhöhtem Lichte, vor Allen sich und das, was sich vor unserer Vernunft rechtfertigt." Hegel.

Das Volk der Denker, der Ideologen, wie uns Bonaparte titulierte, hat wieder gegen welsche Anmaßung Front gemacht und wird sie zermalmen. Wer ihm seine theuersten Güter bedroht, der findet es nicht unbereit, seine Ideen in Schwerter und Kugeln umzusetzen, welche vom Athanch dieser Ideen beseelt, zuerst oder zuletzt das Herz Mark treffen. Es schafft es sich Ruhe und immer fester Grundlagen für die Denkarbeit, welche sein schönster Beruf ist.

Ein jeder von uns, mit mehr oder weniger Antrieb und Zusammenhang, findet sich bemüht, für die unzähligen Formen des äußern und innern Lebens die waltenden Gesetze aufzusuchen, dann alle diese Gesetze als Anschauungen eines obersten Gesetzes zu erkennen, das heißt ein jeder von uns philosophiert und sucht sie seinem Stande und seiner Umgebung anzupassen. Der gebotene Philosoph aber, dessen Gehirn besonders dazu angelegt ist, macht dieses Geschäft zu seiner Profession und wird je nach der Gewalt seines Schassens zum Bardenlier seiner Zeit, seines Volkes, der Menschheit. Einen geringern Augen hat das Allgemeine stiftet er schon damit, daß er in seiner eigenen Klause jene rundum-sofängen Begriffe formt, mit welchen wir Andern den geistigen Verkehr mühelos bestreiten. Durch den vielen Gebrauch verwischen sich das Gepräge ihrer Entstehung; oft sind sie zum Gedankenmünzen ihrer Geekunst und ihres Gehalts, und daß sie gar häufig mit Unkunst, sogar mit Geringschätzung gebraucht wird, versteht sich zu nah Menschennatur von selbst. Dieser Unkunst ist nun so größer, je unentbehrlicher die Gabe ist, und die Geringschätzung um so sreiselicher, je unvermeidbarer der „gesunde Menschenverstand." Ja er ist lächerlich, denn gegen die Philosophie kann Niemand zu Felde ziehen, ohne daß er selbst philosophiert, und gegen die große Philosophie Niemand, ohne sich des Mißbrauchs zu schämen, welchen von ihren Verkündern Sie ist alle Berachtung dieser Wissenschaft der Wissenschaften und ihrer Träger im voraus deren Triumph.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel wurde am 27. August 1770 zu Stuttgart aus einer Beamtenfamilie geboren. Die Gymnasien Stuttgarts und Anterrichtete ihn, das Tübinger Stift vollendete seine Ausbildung. Die folgenden Jahre brachten ihn als Hofmeister nach Bern und von da, auf seines Freundes Hölderlin Veranlassung, nach Frankfurt. Im Januar 1801 habilitierte er sich in Jena und lehrte dort bis 1807. Nach einigen Jahren Gymnasialwirken in Bayern, zuerst als Redakteur der Bamberger Zeitung, dann als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, wo er 1811 heirathete und Vater zweier Söhne wurde. Im Jahr 1816 ging er wieder in sein Amt nach Heidelberg, zwei Jahre später nach Berlin. Hier schmückte er die Universität bis zu seinem Tode, der am 14. November 1831 erfolgte. Seine wichtigsten Werke sind „Wissenschaft der Logik", „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", „Grundlinien der Philosophie des Rechts". Zur Gesammtausgabe sollte dem Philosophen auf dem Platze hinter der Berliner Universität, in der Nähe seiner Wohnung, ein Denkmal gewesen werden, was nun in Folge des Krieges erst spätern Frist vorbehalten bleibt.

Blicken wir zerück auf den 27. August, den Geburtstag Goethe's, so verklärt sich unser Stolz. Beide Männer, jeder in seiner Bahn, haben noch dem gleichen Ziele gerungen, ihre Nation zu jener innern Freiheit zu führen, welche allein die äußere begründen kann. Es nicht umsonst gerungen, seinen und die Siegesthaten unserer Angust-Heeren auf den französischen Schlachtfeldern.

Der eiserne Kreuz. (Zum Porträt auf Seite 180.) — Es war wohl der prägnanteste Moment in der Laufbahn des Grafen Bismarck, als er sich am 20. Juli in die Sitzung des Reichstags begab. Die Herausforderung Frankreichs, den Ausbruch eines ruhmlichen Krieges, machte ihm als reife Thatchkeine erscheinen, die ihm von jeher Verehrung in die Hand gaukelten. Stricte Wortverstöße an der sofortigen Frucht erklären sie nur für um so vollendetere.

Am 19. Juli um 12 Uhr Mittags eröffnete König Wilhelm den Reichstag des norddeutschen Bundes in dem Saale des Glaste im Schloß. „Wir werben", schloß der Redner vom Throne, „nach dem Beispiele unserer Väter für unser Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat gerechter Trobberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's sichern zu können, wird der mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war." Ein vierwöliges donnerndes Hoch der Versammlung faßte die begeisterten Reie zusammen, welche den ganzen Vortrag begleitet hatten.

Nachmittags 2 Uhr eilten die Abgeordneten zur ersten Sitzung im Saale des Herrenhauses in der Leipziger Straße. Von 297 Mitgliedern waren trotz der hastigen Einberufung 290 anwesend, während das Haus schon mit 149 Stimmen beschlußfähig gewesen wäre. Hier sprach der Bundeskanzler:

„Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs übergeicht hat. Nach den Worten, die Seine Majestät zu den an Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mittheilung der Thatsachen nichts weiter hinzu." Schon nach dem ersten Satze war im Hause und auf sämmtlichen Tribünen ein stürmisches Beifallsrufen und Händeklatschen ausgebrochen, wie es diese Räume nie zuvor gehört hatten, und derselbe Enthusiasmus gab sich am Schlusse von neuem kund.

Tags darauf, in der zweiten Sitzung, nachdem die Adresse auf die Thronrede angenommen und die weitere Berhandlung auf Nachmittage 2 Uhr anberaumt war, wollte sich die Versammlung eben auflösen — da betrat Graf Bismarck hereinig, athemlos, bleich, in der Uniform eines Cürassier-Generals, und begann zu sprechen. Seine Rede war, nach mehr als sonst, mit Stottern vorgetragen, in seiner kurzen, abbrungenden Weise. Er begann: „Ich hatte mir vorgenommen, heute dem Reichstage die Summirung der Aktenstücke vorzulegen, welche sich über die Entwicklung des vorliegenden Kriegsfalles in den Händen der Regierung befanden. Sie sind mir noch nicht zur Hand; ich hoffe, sie werden jeden Augenblick hier sein. Ich habe einstweilen nur zu erklären, daß sich ein so wichtiges europäisches Ereigniß noch niemals vollzogen und zwischen den verschiedenen betheiligten Höfen vorbereitet hat, bei welchem die Summirung der Aktenstücke, nach denen der Geschichtsforscher einst suchen wird, so täglich ist wie diese. Wir haben nämlich von der französischen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur einr einzige amtliche Mittheilung erhalten, das ist die gestrige Kriegserklärung." Weiterhin überbrachte ein Diener eine schwarze Mappe, welche der Bundeskanzler mit seinem Schlüssel öffnete, und die Schriftstücke kamen zur Vorlesung, deren Dinte sich jetzt in Strömen von Blut verwandelt hat.

Chronik des Kriegs. (Forts. zu S. 176.) Bam 19. bis 24. Aug. 1870.

19. August. Beginn der Beschiessung Straßburgs durch die badische Artillerie. Die Besatzung Straßburgs schickt bei offener Stadt Kehl in Brand. Französische Kriegsschiffe übergeben in Kiel die Blokade-Erklärung rückthätlich der Ostseehäfen, die bom 15. an als blokirt gelten. — Vom Tage zuvor datirt ein französisches Befehl, in welchem die jungen Leute der Altersklassen 1865 und 1866, die unverheirathet oder kinderlos verwittwet sind, sowie die ehemaligen Soldaten zu den Fahnen rasst.

20. August. An der Stelle des erkrankten General-Lieutenants v. Beyer übernimmt General-Lieutenant Frhr. v. zu Roche das Kommando der badischen Division. — Am 11. August hatte der Kronprinz von Preußen Namens des Königs und der verbündeten Fürsten in einem Armeebefehl der III. Armee für die bei Weißenburg und Wörth bewiesene Tapferkeit gedankt. Am 13. August war General-Lieutenant von Werder zum Oberbefehlshaber eines bei Hagenau zu sanzentrierenden Truppencorps ernannt worden.

21. August. Gefecht der Korvette „Arnyhe" mit französischen Kriegsschiffen in der Potsiger Bucht. Die französischen Truppen räumen Chalons. Lonis Napoleon trifft in Courcelles bei Rheims ein. Die letzten Franzosen verlassen Civita vecchia.

23. August. Königliches Hauptquartier in Cammercy. Louis Napoleon verläßt Courcelles.

24. August. Königliches Hauptquartier in Bar-le-Duc. Die Spitzen der preußischen Truppen zeigen sich jenseits Chalons. An der Nacht zum 24. August nimmt dasselbe Hauptquartier den Bohnhof bei Strazburg in Besitz. Marschall Mac Mahon erhält den Oberbefehl über das 1. (Mac Mahon), V. (Failly), VII. (Douay) und XII. (Lebrun) französische Corps. Forts. f.)

Berliner Stizzen von Dr. Otto Löwenstein. II. — Es gibt im Leben des Einzelnen gewisse wichtige Momente, die entscheidend sind für seine ganze Zukunft, seinem ganzen Leben eine bestimmte Richtung vorzeichnen. Solcher Momente bietet wohl jeder Leben wenn nicht mehrere, so doch sicher ein Paar dar. Sie saften in der Erinnerung, aus der eine Fülle gewaltiger und tiefeingreifender Ereignisse sie nicht vertreiben kann. Aber wo sind solche entscheidenden Momente bei Einem, der in seinem Leben, wie das als Marktleine in dem Lebensbau einer Nation bezeichnet werden müssen, historischen Wendepunkten, wo die Schicksale eines ganzen großen mächtigen Volkes in seiner Hand lagen, wo er mit einem Schlage die Geschicke des nächsten Jahrhunderts seine Richtung. Das deutsche Volk marschiert sortan an der Spitze der Civilisation!

Schöner Tag, an Siegestag von Sedan! Welcher Deutsche fremte sich nicht, ihn recht zu haben, wer stimmte nicht mit ein in den Jubel, der sich brausend wie die Meereswogen vom Norden bis zum Rhein dahinwälzte durch alle deutschen Lande?! Aber dieser Jubel, so laut, so gewaltig, so allgemein und öffentlich, er hat nicht Alle getrieben, die Feder ist nicht thätig, der vollkommne Dolmetscher für Mund und Herz zu sein.

In den ersten Vormittagsstunden wälzte sich bereits der große Siegeszug durch alle Straßen Berlins sort, sie drang in die Häuser, die Werkstätten, die Schulen, die Gefängnisse. Ueberwältigungsvoll ergriffen alle Gemüther, bemächtigte sich Aller Herzen und Sinnen. Es war unmöglich, die gewöhnliche Alltagsarbeit irgendwie zu betreiben. Die Schulen wurden geschlossen, die Schulknaben, gefolgt von ihren Lehrern, ergossen sich auf die Straßen: die Werkstätten stellten ihre Arbeit ein, zu Tausenden zogen die Arbeiter in gewaltigen Colonnen dahin, Musik schallte, Fahnen flatterten ihnen voran, in den Gerichtshöfen, in den Verwaltungsbureaus ereignete sich noch nie erhörte Scenerie. Der erste Gerichtsbeamte, der gerade in Folge des freudigen Schmerzgefühles erklärte dem Präsidenten im Namen seiner Collegen, daß sie nicht in der gesammelten Stimmung sich befänden, um über den vorliegenden Diebstahl ein unparteiisches Urtheil abgeben zu können. Der Präsident sah sich genöthigt, nachdem jener der Verhandlungen sich begeisterte Hoch auf König Wilhelm ausgebracht, die Sitzung zu schließen. Von dem Thurme des Rathhauses schmetterten Trompetenschor Chorale und Vaterlandslieder, vom Balkon herab kommentirten die Bürgermeister der Kommune die Straßen wälzten sich Hundertausende und Abertausendtausende dahin im herrlichsten Sonnenschein, während vom Giebel der Häuser die Fahnen im Winde lustig flatterten. Alles drängte, eilte nach dem Königlichen Palais, zur Statue des siegreichen Siegers, mit ihrgem einsam sich zu freuen, gemeinsam zu jubeln.

Wer möchte sich unterfangen, auch nur mit annähernder Genauigkeit die Scenen zu beschreiben, die sich hier abspielten? Wer sich anmahen, mit Worten den Lust wiederzugeben, der wirklich brauset durch die Lüfte braust, als die Königin auf dem Balkon erschien, nach allen Seiten freundlich gegrüßt? Wer sich beschäst glauben, die Spannung zu vergegenwärtigen, als ein wuntter Knabe an Manch's Statue sletterkrab des Großen Kunstlerstern, wer den Jubel zeigen, als er oben angekommen, dem alten Preußenfelden eine schwarz-roth-goldne Fahne in die Hand drückte? — Wer sich einem solchen Unternehmen gewachsen glaubte, er würde bewiesen, daß er die Größe des Momentes nicht erfaßt, daß er nicht mit hingerissen war, wo Alles sich heraustieht in Begeisterung, wo Alles schwamm im Jubel! Glücklich, dreimal glücklich, wer das Alles sah und miterlebte — aber beschreiben kann es nicht!

Der ganze Tag verlief in der festlichen Stimmung, und als der Abend sich herniedersenkte, da zündeten sich Tausende von Kerzen an hinter den Fenstern, Opferlezen, Dankeslezen, Freudenkerzen; da stammte ein Gemmer

auf in der zukünftigen Hauptstadt des geeinigten Deutschlands, da tauschte immer und immer wieder der Frendenschuß aus den gewaltigen Bollsmassen, da schollen das Ruge der durch diesen Krieg zu Witwen und Waisen Geworbenen unter Thränen!

Das war ein Ernteiag für Deutschland! Und die Ernte dieses Tages möge diejenigen trösten, in denn Hause der schreckliche Schnitter Ernung gehalten!

Phyfonomie von Lüneville. — In Lothringen oberhalb Nancy, wo die Vezouze in die Meurthe einmündet, liegt Lüneville mit 17,000 Einwohnern, berühmt oder vielmehr berüchtigt durch den hier im Januar 1801 gehaltnen Friedenscongreß, bei welchem der Kaiser von Oestreich, nämlich Franz II., seinen auf den Donnanen gebrückt wurden, daß sie gerne zu dayn sagten, wenn Frankreich bis an den Rhein und die Lück sich ausdehne. Dieses Lüneville hat (nach dem Spezial-Correspondenten der Nationalen Zeitung) an langweiliger Gemüthlichkeit alle andern Aestchen und kann mit seinen preußischdeutschen Gensdarmen Lachen-lüsten. Auf ihrem Einzelzi ragt um so auffälliger der verschrobenste und verzopfteste Ausgeburt des in Nococco übergehenden Jesuitenstils, die Hauptkirche hinter dem Schloß herum. Alles Leben, Treiben, Jaloppiren natürlich auch hier wieder verschlossen, alles Leben, mit Ausnahme des deutsch-soldatischen auch hier wieder verschwunden; trotz der Affichen des Maires, welcher die Bevölkerung beschwört, ihre Arbeiten und Geschäfte wieder auf- und den Thüter mit 3 Francs 75 Centimes anzuhängen, haben aber heute Dienstherr, verwindliche Anfnahme, wahrhaft luxuriöse Bewirthung, schöne, weite Zimmer und hinter den Wohnungen große, mit aller Sorgfalt cultivirte Gärten. Obst- und Blumencultur scheint auf einer hohen Stufe zu stehen; die Bewohner haben es recht nach der unteren preußisch-deutschen Gensdarmerie jedes Spalier und jedes Beet, mit preußischer Buterliebe pünktlich, zu sachenden lebendigen Schmuckstücken gemacht. In schärfster Laune sieht, umsichtig vom innen und äußern Wehre bestanden, Lüneville aus, wie ein Gefängniß, hätt es schwer, sich zurückzurufen, was uns hieher gesührt, daß dies kein heiterer Sommerfrische durch das schöne Frankreich, sondern blutig böses, bitterer Ernst sei und diese sehr Saume eben jetzt wenige Meilen von uns wieder ein leichenvolles Feld und das Land in seinen tiefsten Jammer versetzte; daß dem so sei, erfuhren wir noch am Abend in einer glücklich entdeckten Bierkneipe, welche nie zuvor eine ähnliche Gesellschaft wie die gestrige bei den Seidein um ihre Thüre gruppirt gesehen hat und die beider sehen wird: ein halben Dutzend deutsche Fischer und Bringer, Feldwebel und niedere Offiziere, vermengt mit guten Bürgern und beschäbten blaukittigen Arbeitern von Lüneville: Stimmung habe den ganzen Tag ein heftiges Gewitt in der Nähe von Metz gehört, das mit seinem Sieg geendet. Aber von welchen Folgen? Noch wissen wir's nicht. Jedenfalls aber eine schöne Feier des dreijährigen Napoleonstages.

Saargemünd (Sarreguemines) liegt etwa eine Bierteilmeile von der bayrisch-französischen Grenze entfernt; die Mittheuer, welche von den letzten pfälzischen Grenzposten Hadstirchen über die Saar führt, ist bereits französisch. Unter dem stattlichen französischen Wappen mit der stolzen Inschrift: „Imperiale française" am Grenzzeichen hat ein für die Ausführung seiner Landsleute bedachter preußischer Landwehrmann in großen Lettern mit Kreide geschrieben: „Provinz lothringen". Saargemünd ist eine freundliche, industriöse Stadt, wohl die zahlreichen Fabriken im unteren Theile der Stadt und am Bahnhof zeugen; jetzt sind sie meistens geschlossen, die Stimme verstummt, Industrie-Werkstätten geschlossen, ganze Häuser von den Einwohnern verlassen und für Lazarethzwecke in Beschlag genommen — ein unheimliches Brüten lagert über der ganzen Stadt. Blickt ein Unterschied zwischen dem Eintritt in das Elsaß und dem in Lothringen? Dort dieselben Weiber, dieselbe Gesittung; nur selten findet man einen Menschen, der den Reisenden mit dem „Bon soir" bewillkommnet, und wenn man auch hie und da auf Widerwilligkeit und die stille Hoffnung stößt, daß der Kaiser in Paris bald die „Prussiens" aus dem Lande jage, so herrscht doch vorherrschend eine stille Ergebenheit. Sobald man dagegen der Saargemünd auf französischen Boden tritt, verschwindet jede Neigung von deutschem Leben; der Thorweg, der Bauernhof ist wie weggeblasen und mehr der Charakter einer Stadt, wie man sie nur kurze Thonpfeifchen gerauchi, so man kunnicht sogar möglichst offenkundig eine völlige Unkenntniß der deutschen Sprache, während doch die Sprachgrenze erst über Stunden diesseits Metz beginnt und Saargemünd eine so durch und durch deutsche Stadt ist, daß die Sitzungsberichte in französischer und deutscher Sprache sich vorfinden und die Kinder auf der Gasse sich des germanischen Idioms bedienen. Die Physiognomien der in Gruppen herumlungernden brodlosen Arbeiter verraten dagegen nicht den nimbelten germanischen Typus; es sind in der Mehrzahl breitschlägige, wasserblaue Gesichter mit den scharfen Gesichtszügen und dem historischen Henri quatre, die jedem Fremden mit so durchdringenden Blicken mustern, daß man seiner derselben allein im Dunkeln begegnen möchte.

Chassepot und Zündnadel. — Die Vorzüge des Chassepotgewehrs vor dem Zündnadelgewehr — weiterer Tragfähigkeit, rasantere Flugbahn, schnellere Schußfertigkeit, schon bei den verschiedenen Versuchen auf den Freischießschießständen anerkannt —, auch die Unverbesserlichkeit seiner Fehler — als: schneller Erhitzung, häufigeres Versagen — können jetzt nach den gewonnenen Erfahrungen nicht mehr bestritten werden. Die Bewährung des Uebergewichts dieser trefflichen Schußwaffe hängt jedoch ab von dem Gebrauch, den man davon zu machen verstehe; in den Händen panischer, verzagter Schützen tritt dasselbe mit Ueberlegenheit hervor, sehr viel geringer und weniger verderblich dagegen erweist es sich in den Händen muthiger, ihrer Lebhaftigkeit nicht mächtiger Truppen. Der blinde Eifer, sparsam gerichtet und sparsam aus, als es der rubigere Druckse, wenn er den Gewehr führte, vermöchte. Schon in den Händen der Franzosen selbst hat sich dieser Unterschied gezeigt, wo sie aus gedeckter Stellung liegend oder kniend und mit Auflegen feuern konnten. Dies wohl wissend und auf solche Stellen eingeübt und mit aller ihrer neuen Gewehr ihre ganze Bertrauen setzend, ist der französischen Infanterie und der taktischen Leitung ihrer Armee diese verwollkommnete Schußwaffe grade zum Verderben ausgeschlagen. Die Bewaffnung mit dem Chassepetgewehr hat die ganze Feldtarct, die Kampfesmotive selbst, welche den Franzosen vorzugsweise eigenthümlich war, wie umgewandelt. Ehemals prickerten sie sich vor allen anderen Armeen charakteristisch durch den Ungestüm, den begeisterten Schwung des Angriffs aus. Jener Elan, jene Alles zerreißenden Bajonnettattaquen unter dem laut schallenden „Vive l'Empereur!" sind, wie die jetzt geschlagenen Schlachten gezeigt haben, verschwunden! Statt, daß sie somit nicht schnell genug zum Angriff mit der blanken Waffe vorbrechen konnten und sich darin nur ungern den Vorrang ablaufen ließen — wie sie es auch 1870 im Kriege gegen Oesterreich bewiesen — ist jetzt das Feuern die Erscheinung geworden: die deutschen Regimenter sind furchtlos, unbekümmert um den ihnen entgegengesandten Kugelregen, zu bewirken ihr Angeschäft, mit einem Heldenmuth sondergleichen, dem Feinde auf den Leib rückend, die steile Bergeshalden hinan, die Gräben durchwatend, den Boden des Blachfeld, gleichviel — haben auf wirksame Nähe das Feuer ihrer Zündnadelgewehre abgegeben, im Bayonnettkampf ihre Gegner mit wenniger Kunst überwunden, als durch die Gewalt ihrer unwiderstehlichen Angriffe. Gleichwohl Grade das ein renommee Werkzeug, durch welches Napoleon und seine ihm ergebenen Marschälle die bestandegeblühte Infanterie Europas, die preußische, niederzuschmettern vermeinten, hat sich an ihm und seiner Armee aufs Furchtbarste gerächt, indem das in viele neue Stelle gelegte Vertrauen zu einem untergrige traegerische Zugend gebracht hat, welche sie bisher fast allein kultivirt hatten.

Gepanzerte Eisenbahnzüge sollen nunmehr für den Kriegsgebrauch eingeführt werden, wie solche in dem jüngsten amerikanischen Kriege die ersten Proben ihrer Tauglichkeit abgelegt haben. Die Beteiligung dürfte vorerst von den preußischen Offizieren Bluter und Kuleraw, die an jenem Kriege Theil nahmen, nach Europa gebracht. Der Hauptbestandtheil des gepanzerten Zuges bildet ein ziemlich schwerer und breiter Geschützwagen von 18 Rädern, der mit eisernen Platten von 8 Zoll Dicke gepanzert ist. Diese Platten sind beiläufig 6½ Fuß hoch und bieten ein Prisma, dessen Basis nahezu bis an die Schienen reicht. Ade der vier Ecken dar eine Schießscharte und mit einem Thurm Geschütze versehen, hat auf einer Schießstelle und durch Seite in der bei Panzerschiffen üblichen Weise befestigt wird. Bedienungsmannschaft, Geschütz, Munition, Ausrüstung, Proviant und alles Nöthige ist ebenso wie auf einem Kriegsschiffe angeordnet. Ein so ausgerüsteter Geschützzug wird vorn an die Lokomotive angehängt und von derselben geschoben, während der Rest des Zuges gezogen wird. Ein anderer ähnlicher Geschützwagen wird an den letzten Wagen angekoppelt, so daß der Zug an der Spitze und am Ende je zwei Geschütze hat, welche dann im Vorrücken in die Offensive noch jeder Richtung Projectile aussenden können, während die Kanoniere vor feindlichen Kugeln geschützt sind. Der Zug kann durch diese Einrichtung seinen Weg zurücktegen und es dabei im Stande, einen feindlichen Angriff aufzuhalten und abzuschlagen.

Kriegs-Anekdoten. (Fortsetzung zu Seite 176.

— Ein Husaren-Rittmeister lag in der Schlacht vom 18. auf den 19. August verwundet auf dem Schlachtfelde bei Gorze. Als er nach einer Ohnmacht zu sich gegen Morgen zur Besinnung kam, sah er Gestalten in schwarzen umherhuschten; als eine derselben näher kam, bemerkte er ganz deutlich das Zeichen der Johanniter auf ihrem Arm. Er wollte den Mann um Hilfe anrufen, aber seine Kehle versagte, die Stimme versagte ihm. Da, bei dem Gedanken, daß ihm verbot. Der Mann mit dem Johanniterkreuz rief die drei anderen Gestalten zu einer Gruppe Verwundeter und Todter „ganz in meiner Nähe", gab der Rittmeister später an und sahe so fort. „Ich erkannte deutlich einen Mann in Zivilkleidung und zwei Johanniter. Als die Männer bei der Gruppe angekommen waren, begannen dieselben mit Messer und Scheere die Uniform auf der Brust jedes Einzelnen zu öffnen, wer sich etwa noch bewegte, wurde mit den Händen erwürgt; wenn sich auf der Brust nichts fand, begannen sie die Leichen mit Füßen zu treten, und dann im Ring an die nächsten Todten oder Verwundeten wurde mit dem Finger abgeschnitten. Die Preziosen stecke der Priester zu sich. Da näherten sich die Schänder der Stelle, wo ich lag, mißhan verstellte mich natürlich, um Hilfe zu rufen; es hatte mich jedoch schon der Eine bemerkt, zund sprang auf mich zu, ich rief aus Todesverlangen, zwei dieser Kerle traten vorwärts, um als Wache zu stehen. Glücklicher Weise stürzte ich, daß mein sechsfüssiger Kroswor neben mir lag, ich ergriff ihn, der Schlagriemen fiel verwundet nieder, die Männer stürzten, wurden jedoch von der herbeikommenden Feldwache noch eingeholt. Die Untersuchung ergab, daß die verkleideten Johanniter Feldhüuen waren. Man fand bei denselben an 80 mehr oder minder wertvolle Ringe einige, die noch an den abgeschnittenen Finger steckten, 300 Uhren, drei Silberne, zwei Gold-Ketten, Epauletten ꝛc." Der Werth der Sachen beläuft sich auf 200,000 Thaler. Diese Hünen wurden nach Coblenz gebracht.

— Ein französischer Gefangener schrieb aus dem Lazareth zu Hannover, wo er verwundet lag, folgenden Brief nach Hause, der die Humanität der deutschen Sieger ins Licht stellt: „Ich bin gestern, den 13. August, in Hannover angekommen, wo ich in das Bataid gebracht wurde, das, seinerzeit von dem ehemaligen Könige dieses Landes benutzt, nun als Spital dient. Ich habe zwei Assisten mitgemacht, in der ersten kam ich mit heiler Haut davon, in der zweiten erhielt ich einen Granatsplitt in den Schenkel, was mich zwang, auf der Erde zu bleiben, wo ich gelangen wurde. Die Ite Kugel zu beschreiben, von der ich wiederum jener zwölf Stunden getroffen wurde, ist unnütz; doch all das ging vorüber unter der Sorgfalt dieser guten Preußen, die für uns mehr Brüder als Feinde sind; ich kann dir gar nicht all die Freundlichkeit von den Krankenwärtern, die hier sind, geben. Die Oberschwestern aus mit Liebenswürdigkeiten aller Art und erkundigen sich nach unserem Befinden, ob wir wohl gepflegt sind, ob wir leiden; auch haben wir die edle Offenheit der Soldaten und deren Gutmüthigkeit zu loben; sie thaten für uns, was sie konnten. Grüße mir meine gute Mutter, meinen Onkel, meine Tante u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Inhalt: Das Gefecht bei Wörthendorf am 4. August 1870. Von Dr. F. Pfing. — Im Vorabend von 3. Jurgjenen. Forts. — Der Bauernkaiser. Historischer Roman von F. Pfing. Forts. — Aus der Schlacht. Gedicht. — Abfeier der Manöver deutscher Armee Von E. Jungbans. — Im Lager und leben. Von G. Hiltl. Forts. — Kriegsbilder. Von J. Henning. — Aus allen Weltheilen: Durchzug französischer Gefangener auf dem Bahnhof in Stuttgart. Originalschreibung von M. Klaus & Sohn 185. — An Vogel's Hundertjährigen Geburtstag (7. August 1870), mit Portrait. 2 Sch. — Chronik der Kriege (vom 19. bis 21. August). Nebst einer Beilage von Dr. O. Tümmler in. 12. — Physiognomie von Lüneville. — Saargemünd. — Chassepot- und Zündnadel. — Gepanzerte Eisenbahnzüge. — Kriegs-Anekdoten. Forts.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; A. Bitter; Brachvogel; Bunneberg; Bugel; Breitbgrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaßbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; W. Hartmann; Hillig; Fr. Hofmann; Hopfen; L. Kerner; E. L. König; Kraffert; Kreisig; Lindorn; Lippert; M. Löw; Lotz; Mügenburg; Oelfchläger; H. Pfau; Raich; Reclam; Reinhard; J. Rettenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenwalt; Aug. Schaefer; M. Schmidt; E. Schöll; Schramm; Lemma; Jurgenfen; Venedey; L. Vogt; Waldbrühl; Weil; M. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Wilkomm; Wittkopf; Wurm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 13. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von Seite 183.)

IV.

„In der That, so geht's und die Summe von tausend Gulden soll mir für den Besitz des Mädchens nicht zu hoch erscheinen. Es ist das ein erster Schlag, welchen ich dieser verdammten Bauernbrut versetze, ein Anfang der Erfüllung meines Rachegelübdes. Der Rauch des Scheiterhaufens der Dirne mag den mörderischen Banden dort im Gebirge ihr und der Ihrigen Schicksal verkünden. Dann aber, Sein Graf und der Werth sollen ihren Willen nicht haben. — Also Er meint, daß unser Plan so gar nicht fehlschlagen könne? Er steht mir für das Gelingen desselben?"

Die Blicke des Feldmarschalls Savelli hafteten mit einem finstern rachgierigen Ausdruck auf dem Antlitz des Amtsschreibers. Der schon wiederholt aufgetretene Rottmeister befand sich zur Seite desselben. Der Feldmarschall schien in dem Becher Vergessenheit des ihn betroffenen Leides gesucht, doch schwerlich gefunden zu haben. Der starre Trotz und die wilde, kein Hinderniß anerkennende Leidenschaftlichkeit erschienen doppelt scharf ausgeprägt in seinen Zügen. Die Augen glühten wie in einem Schimmer von Blut, die festgeballt auf der Tischplatte ruhende Rechte zuckte, wie bereit, das erste sich ihm bietende Opfer niederzuschlagen. Der ganze Mann, wie er so dasaß mit seinem bösen rothen Gesicht und dem gedrungenen Körperbau, mochte nicht unzutreffend mit einem gereizten Stier verglichen werden.

Mit der Wendung: „Excellenz dürfen sich überzeugt halten, daß meinerseits gewiß Alles geschehen ist, das Gelingen des gefaßten Plans vorzubereiten," war der Schreiber geschickt einer directen Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen ausgewichen.

„Auch," fuhr er fort, „trägt das herrschende Unwetter sicher noch dazu bei, die Ausführung meines Vorhabens zu erleichtern. Die Bauern und die zu ihnen geflüchteten Bauern meines Herrn Grafen haben längst bis zum letzten Mann wider den schneidenden Wind und die erstarrende Kälte irgendwo eine Unterkunft zu finden gesucht; die Wache aber wird durch das ihr gespendete Faß Wein in ihrer Wachstube festgehalten. Der größte Theil der Leute lag bei meinem letzten Besuch schon sinnlos betrunken am Boden ausgestreckt, und binnen einer Stunde befindet sich sicher keiner der Taumelnden mehr auf den Beinen. Uebrigens hat sich der Rottmeister vorhin durch den Augenschein überzeugt, wie leicht vom Walle aus der Zugang zu dem Thurm bewirkt werden kann. Die Stadt endlich erscheint wie ausgestorben. Nein, ganz gewiß, die Absicht Eurer Excellenz kann unmöglich fehlschlagen."

„Hm!" versuchte der Rottmeister die ihm so ausschließlich zugeschobene Verantwortung für ein etwaiges Mißglücken des beabsichtigten Unternehmens von sich abzulehnen, „den Teufel auch! Wenn der Thurm vom Walle auch leicht erreicht werden kann, so ist darum die Entführung des Mädchens doch noch lange nicht geschieht. Das Aufbrechen der Thür wird ohne Geräusch nicht abgehen und gerade darin, daß die Bayern und die Fürstenberg'schen Bauern überall unterspekrochen sind, liegt die Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung . ."

„Larifari!" war ihm der Feldmarschall ungestüm in's Wort gefallen, „ich nehme keine Entschuldigung an. Er hat sich gegen mich freiwillig zur Uebernahme des Stückchens erboten und dasselbe muß von Ihm jetzt auch ausgeführt werden! — Nun denn also, Mann," kehrte er sich zu dem Amtsschreiber, „es bleibt in Allem bei der getroffenen Verabredung. Mit Schlag zwölf Uhr wird der Rottmeister sich in Begleitung von zehn oder zwanzig Mann unter dem Thurme einfinden, die Thür derselben erbrechen und die Dirne hierher überführen. Uebrigens aber sorge Er nicht, die von Ihm sich ausbedungenen tausend Gulden sollen Ihm nach Einbringen des Mädchens bei Heller und Pfennig ausgezahlt werden. Gehe Er jetzt und befinde Er sich um Mitternacht auf dem Posten, um jedem ungünstigen Zufalle vorzubeugen. Ich verlasse mich ganz auf Ihn, und im schlimmsten Fall wird Er bei mir eine Stelle finden. Doch das lasse Er sich noch gesagt sein, bei einem Fehlschlag, oder auch nur dem Schatten eines Verdachts soll Er den Savelli kennen lernen!"

Der Graf hatte mit der Entfernung des Amtsschreibers wieder zum Becher gegriffen: „Was will Er?" richtete er die barsche Frage an den noch zurückgebliebenen Rottmeister.

„Halten zu Gnaden, Excellenz," versetzte der Gefragte, „es gefällt mir so manches nicht an dem schwarzen Schleicher. Vielleicht daß es besser sein möchte, die Verabredung mit ihm gar nicht einzuhalten und gleich jetzt . . ."

„Thue Er, wie Ihm befohlen ist," hatte der Feldmarschall ihn unterbrochen — „dem Schreiber dünkt mich, soll an uns auch Manches nicht gefallen," setzte er mit einem bösen Lächeln hinzu. „Daß ich ein Narr wäre, dem Kerl die versprochenen tausend Gulden auszuzahlen!"

„Das, Eure Excellenz, ist es gerade, was mir Bedenken erweckt," versetzte der Rottmeister. „Der Scheim, der Schreiber, ist viel zu schlau, als daß ihm bei dem Hinzuschieben seiner Belohnung bis nach geschehener That diese geheime Absicht entgangen sein könnte. Er thut aber nichts, ohne einen bestimmten Vortheil dabei zu verfolgen. Eure Excellenz dürfen sich darin schon auf mich verlassen: ich habe gestern und während unseres Zuges über das Gebiege Gelegenheit genug gehabt, den Mann genau zu beobachten. Er muß deßhalb mit seinen Dienstanerbietungen an Eure Excellenz irgend eine geheime Absicht verfolgen."

„Pah!" erwiederte der Graf nach einem kurzen Nachdenken, „was schwatzt Er da für dummes Zeug! Den Schreiber halte ich fest genug. Ist er selber so hoch gewesen, welcher den Plan zu der Entführung des Mädchens eigentlich erst bei mir angeregt hat, und wenn die Dirne und durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall entgehen sollte, so würde ein Wink an seinen Grafen genügen, den Burschen hängen zu lassen."

„Seien Eure Excellenz dessen nicht zu fest versichert," warnte der Rottmeister. „Der Graf steht vollständig unter der Leitung des schlauen Patrons, und sein Vertrauen zu demselben ist viel zu unbedingt, um so leicht erschüttert zu werden. Uebrigens habe ich da von den Fürstenberg'schen Bauern ein Vögelchen pfeifen hören, daß der Schreiber seit lange schon nach dem Besitz der Dirne getrachtet habe, und sein jetziger Eifer sie dem Scheiterhaufen zu überliefern, bleibt danach um so weniger zu erklären. Auch brauchte er sich zu, wenn es ihm blos um Geld zu thun wäre, nur an den Vater der Dirne zu wenden. Derselbe besitzt, wie die allgemeine Sage geht, Reichthümer genug da oben in den Bergen versteckt, um ihm die Rettung seiner Tochter mit Gold aufzuwiegen. Ich fürchte, daß . . ."

„Was fürchtet Er?" fuhr der Graf auf, „der Schlag auf den Kopf von heute Morgen scheint Ihm den Verstand verwirrt zu haben. Wenn Er zu dem Unternehmen nicht den Muth hat, so wird sich ein Ander dazu finden."

„Halten zu Gnaden, Excellenz", murrte der so Zurückgewiesene, „wenn so ein Schlag nicht gleich tödtet, so hat's damit nichts auf sich. Es giebt Mittel wider Alles, und ein Becher Wein, ein paar Stunden Schlaf und die Wundsalbe aus Sandelmoos und Bärenschmalz helfen über eine solche Schrunde und die augenblickliche Betäubung leicht hinweg. Ich denke an den empfangenen Streich nur insoweit, um ihn der Bauernbrut so bald als möglich heimzuzahlen. Was aber den Muth betrifft, nun so meine ich, kennen mich Excellenz doch schon von mancher früheren Gelegenheit. Was irgend Einer wagt, wage ich auch, und es bedarf deßhalb an meiner Statt keines Andern. Indeß . . . ."

„Maledetto! schon wieder dies Indeß? So spreche Er endlich, was soll's damit?" Der Feldmarschall hatte sich unwirsch aus seinem Sessel erhoben und stand im Begriff sich zur Ruhe zu begeben.

„Ich machte Excellenz schon darauf aufmerksam," folgte der Rottmeister der empfangenen Aufforderung, „der Scheim, der Schreiber führt sicher irgend ein gehrimes Stückchen im Schilde. Doch dem ließe sich schließlich vielleicht noch begegnen; allein der Vater und die Tochter müßten nicht die sein, für welche sie bei Freund und Feind den Ruf besitzen, wenn von ihnen nicht mit irgend einer Teufeei unserem Vorhaben entgegengearbeitet werden sollte. Es verlauten schreckliche Dinge von diesem Bauernkaiser, und wer wie ich anno sechsundzwanzig da in Ober-Oesterreich mit dabei gewesen ist, der weiß, wie schwer es ist, dies im Bunde mit dem leibhaftigen Satan stehende Bauerngesindel niederzuzwingen. Eure Excellenz dürfen sich schon darauf verlassen, daß . . . ."

„Unsinn!" zürnte der Feldmarschall, „ich will nichts weiter hören. Thue Er, was Ihm befohlen ist, und laß Er es sich gesagt sein: Er schafft mir zu Morgen die Dirne zur Stelle, oder es wird nicht gut mit uns Beiden."

Der Rottmeister brummte dem sich Entfernenden nachschwend einen schweren Fluch zwischen den Zähnen. „Es bleibt schier kein Auskommen mehr mit dem Alten," äußerte er, den in den Pokal gefallen Rest des Henkeltrunes mit wohlgefälligem Schnalzen hinunterschlürfend. „Die heutigen Affairen haben ihn nun vollends toll gemacht. Es war das freilich auch ein harter Schlag mit seinem Sohne, doch ist's eigentlich wohl mehr sein Eigensinn, dem Werth und dem Grafen Fürstenberg nicht nachzugeben, als der Schmerz über den erlittenen Verlust, daß er sich so darauf versessen hat, die Dirne beraten zu sehen. Ich wollte, daß ich weniger eitig gewesen wäre, den Teufelsanstrag der Entführung derselben auf mich zu nehmen; denn es geht nicht gut! Mein, ich habe so meine Ahnung, es geht nicht gut. — Ha, mit Anbritt des Unternehmens drei Kreuze überzwerch geschlagen und das Agnus Dei vor- und rückwärts gebetet, hilft über alle Fährlichkeiten — Hm! ein prächtiger Einfall das. Schade nur, der Krug ist leer. Doch es bleibt mir bis Mitternacht noch Zeit genug, vielleicht, daß unten der Küchen- und Kellermeister sich willig findet, mir die Kannr nochmals füllen zu lassen — — —

rissenen Thüren die angezündeten Pulverfäcke unter die aufgeschreckte Wachtmannschaft geschleudert. Zur Steigerung der Verwirrung wird dazu das Feldgeschrei der Bayern und Kaiserlichen und der Nothruf der Bauern bunt durcheinander gerufen. Alles ist gewonnen, wofern es uns gelingt die Feinde durch die Vorausſetzung eines verrätherischen Ueberfalls in einen gegenseitigen Kampf zu verwickeln. Ich selber denke mittlerweile, auch noch die in dem Kloster von St. Agathe untergebrachten schwedischen Gefangenen zu befreien, und unter der allgemeinen Verwirrung muß es uns gelingen die Bresche wiederzugewinnen."

Der Posten vor dem Kirchenportal schien durch das Geflüster, oder vielleicht durch eine unwillkürliche Bewegung eines der drei Männer aufmerksam geworden. „Halt! Werda!" tönte der Ruf des Mannes, und man sah ihn mit vorgehaltener Hellebarde bis auf den lichteren Theil des Platzes vortreten. Die Entfernung blieb nichts destoweniger zu groß, als daß der Wachtposten unter der tiefen Wölbung des doppelt dunklen Thorwegs irgend etwas Bestimmtes hätte unterscheiden können. Auch stieß er mit den Worten: „Es ist nichts, ich habe mich getäuscht," nach einigen Augenblicken des Spähens den Schaft seiner Hellebarde wieder zur Erde: „Mordelious! ich wünschte, daß dieses verdammte Postenstehen einmal zu Ende wäre. Meine Zeit muß doch längst um sein, die Kerle müssen mich gerade vergessen haben. Verr! die Zähne schlagen mir ordentlich vor Frost zusammen."

Den Spieß über die Schulter nehmend, hatte der Mann seinen früheren Umgang wieder angetreten.

„Fort, fort," flüsterte der vorige Sprecher in dem Moment, wo jener den Rücken wandte. „Und noch Eins, der Rückweg wird von allen unseren Parteien über den Wall genommen. In der Bresche treffen wir wieder zusammen."

„Reicht mir Eure Hand und sagt mir Euren Namen, Herr," richtete zum Abschied der von den Dreien, welcher bisher geschwiegen hatte, das Verlangen an jenen Ersten. „Ob nun unser Vorhaben glücken möge oder nicht, Ihr habt Euch den Jakob Eschwanger aus Thuman für immer zum Freunde gewonnen."

„Wozu dies, verspart das auf nachher," erwiderte der Angeredete, „es bleibt jetzt keine Zeit zu einer Erkennungsscene. Indeß, wenn Ihr denn nicht anders wollt, meinetwegen. Ich bin der Rosen, den tollen Rosen nennen sie mich."

„Der tolle Rosen," murmelte im höchsten Erstaunen der Bauernkaiser, „die rechte Hand des Bernhard von Weimar?"

„Fort, Mann," drängte der Andere, „die Augenblicke sind kostbar."

„Ihr habt Recht! Auf Wiedersehen!"

„Hollo! Wer geht da?" Ein aus den Wolken brechender Mondstrahl hatte für einen Moment den Wachtposten die im Schatten der Häuser fortgleitenden Gestalten unterscheiden lassen. „Halt! Steht!" Mit gefällter Hellebarde war der Mann den Flüchtigen nachgestürmt.

Im nächsten Moment drückte ihm die Linke Rosens die Kehle zusammen und von einem furchtbaren Faustschlag in die Schläfe getroffen, brach der Mann, ohne nur noch einen Laut ausgestoßen, zusammen.

„Hallunke! ich werde dich schreien lehren," grollte der Offizier. „Doch," lauschte er in die Ferne, „das Gebrüll des Kerls hat wahrhaftig schon eine Patrouille Herbeigelenkt." In der That vernahm man deutlich den sich nähernden festen Schritt einer solchen.

„Es gilt kein Säumen länger," entschied er sich nach noch einem Moment der Erwartung, „die feindlichen Mannschaften wenden sich hierher, und ich bin außer Stande, die verabredete Frist einzuhalten. Heran, Ihr da!" rief er in die Gasse zurückgewendet. „Dorthin!" Er wies die herzuflüsternden Männer in die Richtung des Eingangportals. „Schnell den Pulverſack an die Thür befestigt. So. Jetzt die Lunte daran gelegt. — Sie brennt. Zurück Ihr Alle!"

„Halt, Werda!" schallte der Ruf der auf die letzten laut ertheilten Befehle im Sturmschritt herzueilten Patrouille.

„Hier Landshut und Maximilian!" donnerte die Stimme Rosens. „Auf sie, Kameraden! Gebt's den Hunden!"

Der Führer der Patrouille war unter seinem Schwertstreich zusammengebrochen. Die Mannschaft derselben stäubte mit dem Rufe: „Die Bayern! Verrath!" nach allen Richtungen auseinander. Krachend war von den auffliegenden Pulversack die Kirchenpforte zersplittert worden.

„Halt! Zurück zu mir!" hielt Rosens Stimme die Seinen von der Verfolgung zurück. „Heraus Ihr da!" rief er in die dunkle Kirche hinein. „Rettet Euch! Die Kaiserlichen haben Euch für morgen den Tod geschworen. Auf sie! Hoch der Werth! Tod dem Sawelli!"

„Heraus, heraus!" trieben auch seine Begleiter die in der Kirche eingesperrten Bauern an, die Thür steht offen, rette sich, wem sein Leben lieb ist! Hier die freien Bauern! Hier Landshut und Maximilian! Tod dem Sawelli!"

In hellen Haufen strömten die Befreiten auf den Platz hinaus. Aus allen Häusern stürzten die verwirrten Kaiserlichen auf die Straße. „Verrath! die Bayern! Wir sind überfallen! Schlagt todt! Hier Werth! Hier Landshut und Maximilian!" schallten die verwirrten Rufe durcheinander. Schüsse blitzten auf, von der Hauptwache auf dem Obermarkt wirbelte die Trommel und schmetterte die Trompete.

„Heran zu mir! seht zusammengeschlossen! Folgt mir!" übertönte Rosens Stimme das Getümmel. „Alles geht hier zum Besten, auf denn nach dem Kloster St. Agathe, die Verwirrung auf den Gipfel zu steigern!"

(Fortsetzung folgt.)

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 181.)

XXIX.

Mit finsterem Gesicht ging Nikolai Artemjewitsch in seinem Cabinete auf und nieder. Schubin saß mit übergeschlagenen Beinen am Fenster und rauchte ruhig eine Cigarre.

„So hören Sie doch, ich bitte, endlich auf, aus einer Ecke in die andere zu spazieren," sagte er, die Asche von der Cigarre abstreifend. „Ich warte immer, Sie werden etwas sagen, solge Ihren Bewegungen — daß mir der Hals davon schmerzt. Dann hat auch Ihr Gang etwas Gezwungenes, Melodramatisches."

„Sie möchten immer nur Spaß treiben," entgegnete Nikolai Artemjewitsch. „Sie wollen sich nicht in meine Lage versetzen, Sie wollen nicht begreifen, daß ich mich an diese Frau gewöhnt habe, daß ich Neigung zu ihr fühle, daß ihre Abwesenheit mich quälen muß. Schon rückt der Oktober heran, bald wird der Winter da sein .... Was kann sie in Reval machen?"

„Vermuthlich freist sie Strümpfe .... für sich; für sich, nicht für Sie."

„Lachen Sie, lachen Sie nur; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich keine Frau kenne, die mit ihr zu vergleichen wäre. Diese Ehrlichkeit, diese Uneigennützigkeit ...."

„Hat sie den Wechsel eingetrieben?" fragte Schubin.

„Diese Uneigennützigkeit," wiederholte Nikolai Artemjewitsch, die Stimme erhebend — „ist Staunen erregend. Man sagt mir, es gebe auf der Welt eine Million anderer Frauen; aber ich sage: Zeigt mir diese Million; zeigt mir diese Million, sage ich: ces femmes qu'on me les montre! Und sie schreibt nicht einmal, das ist um den Tod zu bekommen!"

„Sie sind beredt, wie Pythagoras," bemerkte Schubin; „wissen Sie aber, was ich Ihnen rathen würde?"

„Was denn?"

„Wenn Augustine Christianowna zurückkehrt .... verstehen Sie mich?"

„Nun ja, was ist dann?"

„Sobald Sie sie wiedersehen .... Folgen Sie aber auch dem Gange meiner Rede?"

„Nun ja doch, ja!"

„Versuchen Sie einmal, sie durchzuprügeln, was wohl dabei herauskäme?"

Nikolai Artemjewitsch wandte sich unwillig ab.

„Und ich glaubte, er würde mir in der That einen vernünftigen Rath geben! Was hätte man aber von ihm auch erwarten können! Ein Artist, ein Mensch ohne Grundsätze ...."

„Ohne Grundsätze! Und Ihr Günstling, der Herr Kurnatowsky, der Mann von Grundsätzen, soll Ihnen, heißt es, gestern im Spiel hundert Silberrubel abgenommen haben. Das ist doch nicht delikat, Sie werden es zugeben."

„Was ist denn dabei? Es war ja kein Hazardspiel. Freilich,

Digitized by Google

ich hätte erwarten dürfen .... Man weiß ihn aber in diesem Hause so wenig zu schätzen ...."

„Daß er gedacht hat: Geht's mit dem Einen nicht, geht's mit dem Andern!" ergänzte Schubin; — „bekomme ich ihn zum Schwiegervater, oder nicht, — das liegt noch verdeckt in der Urne des Schicksals, hundert Rubel sind immer ein guter Bissen für Einen, der leere Spreien nimmt."

„Schwiegervater! Was für ein Schwiegervater bin ich ihm denn? Vous rêvez, mon cher. Freilich, jedes andere Mädchen wäre froh, einen solchen Bräutigam zu bekommen. Sie werden selbst gestehen: ein gewandter, gescheidter Mensch, hat sich ohne Protektion hinaufgearbeitet, hat in zwei Gouvernements schweren Dienst gehabt ...."

„In dem .... schen Gouvernement den Gouverneur an der Nase geführt," bemerkte Schubin.

„Sehr möglich. Wahrscheinlich war es so recht. Ein praktischer Mensch, bewandert ...."

„Und guter Kartenspieler," bemerkte Schubin wieder.

„Nun ja, spielt gut Karten. Aber Helena Nikolajewna .... Wie soll man die begreifen? Ich möchte wohl wissen, wo der Mensch zu finden wäre, der es unternähme, ihre Gedanken zu ergründen? Bald ist sie heiter, bald wieder traurig; wird auf einmal so mager, daß man sie nicht ansehen möchte, und nimmt dann plötzlich wieder zu, und ganz ohne sichtbaren Grund ...."

Ein Diener von nicht empfehlendem Aeußern trat mit einer Tasse Kaffee, Rahm und Zwieback auf einem Theebrett herein.

„Dem Vater gefällt der Bräutigam," fuhr Nikolai Artemjewitsch, mit einem Zwieback gestikulirend, fort, — „aber was kehrt sich die Tochter daran! In jener alten patriarchalischen Zeit war das am Platz, jetzt aber haben wir das Alles umgekehrt. Nous avons changé tout ça. Jetzt unterhält sich ein Fräulein, mit wem es ihr beliebt, spaziert allein, ohne Diener, in Moskau umher, ohne weibliche Begleitung, ganz wie in Paris; so ist es jetzt Sitte. Neulich frage ich: Wo ist Helena Nikolajewna? Ausgegangen," heißt es. — Wohin? „Man weiß es nicht." — Ist das etwa — Ordnung?"

„So nehmen Sie doch Ihre Tasse und lassen Sie den Menschen gehen," äußerte Schubin. „Sie sagen ja selbst, man solle nicht devant les domestiques," setzte er halblaut hinzu.

Der Diener sah Schubin von unten auf an, während Nikolai Artemjewitsch die Tasse nahm, Rahm hineingoß und ein Dutzend Zwieback zusammenraffte.

„Ich wollte sagen," begann er, sobald der Diener hinausgegangen war, „daß ich in diesem Hause nichts zu bedeuten habe. Das ist Alles. Denn in jetziger Zeit urtheilt Jeder nach dem Aeußern: der Eine, ein hohler und dummer Mensch, tritt mit Würdigkeit auf — und wird geehrt; ein Anderer, vielleicht mit Talenten begabt, welche großen .... welche großen Nutzen bringen könnten, dabei aber bescheiden auftritt ...."

„Sind Sie Staatsmann, Nikolinka!" fragte Schubin mit feiner Stimme.

„Hören Sie auf, Possen zu reißen!" rief Nikolai Artemjewitsch ärgerlich. „Sie vergessen sich! Da haben Sie einen neuen Beweis, daß ich in diesem Hause nichts bedeute, gar nichts!"

„Anna Wassiljewna macht Ihnen wohl das Leben sauer ...."

Sie Armer!" sagte Schubin, sich redend. „Eh, Nikolai Artemjewitsch, lassen wir diese Anzüglichkeiten! Besser wäre es, Sie dächten an ein nettes Geschenk für Ihre Gemahlin. In diesen Tagen ist ihr Geburtstag, und Sie wissen, wie hoch sie die geringste Aufmerksamkeit von Ihrer Seite anschlägt."

„Ja, ja," entgegnete hastig Nikolai Artemjewitsch, — „ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mich daran erinnert haben. Freilich, freilich, es ist durchaus nöthig. Ich habe auch zufälliger Weise so ein Ding, ein Fermoir, das ich neulich bei Rosenstrauch gekauft habe; nur weiß ich wahrhaftig nicht, ob es gut genug ist."

„Haben Sie das nicht für jene Renaissancesachen gekauft?"

„Das heißt .... ich .... nun ja .... ich hatte die Absicht ...."

„Nun, dann ist es gewiß gut genug."

Schubin erhob sich von seinem Stuhle.

„Wohin gehen wir denn heute Abend, Pawel Jakowlewitsch, he?" fragte Nikolai Artemjewitsch und blickte ihm freundlich in die Augen.

„Sie werden doch wohl in den Club fahren?"

„Aber nach dem Club .... nach dem Club?"

Schubin reckte sich wieder.

„Nein, Nikolai Artemjewitsch, ich muß morgen arbeiten. Ein anderes Mal." — Und er ging hinaus.

Nikolai Artemjewitsch machte ein finsteres Gesicht, ging ein paar Mal durch das Zimmer, langte aus dem Schreibpulte ein Sammetkästchen mit dem „Fermoir" hervor, betrachtete es lange und putzte daran mit einem seidenen Taschentuche. Darauf setzte er sich vor den Spiegel und begann sorgfältig sein dichtes schwarzes Haar zu kämmen, mit wichtiger Miene den Kopf bald rechts, bald links hinneigend und die Zunge gegen die Wange stemmend, ohne dabei den Haarscheitel aus den Augen zu verlieren. Es hüstelte Jemand hinter seinem Rücken; er wandte sich um und erblickte den Diener, der ihm den Kaffee gebracht hatte.

„Was willst du?" fragte er ihn.

„Nikolai Artemjewitsch!" entgegnete der Diener in etwas feierlichem Tone — „Sie sind unser Gebieter!"

„Nun, was weiter?"

„Nikolai Artemjewitsch, Sie haben die Gnade, es nicht für unrecht zu nehmen, ich diene bei Ihnen von Kindheit an und muß aus Eifer zum Dienste Euer Gnaden gehorsamst berichten ....

„Was gibt's denn?"

Der Diener machte gezwungene Bewegungen.

„Euer Gnaden geruhten zu sagen," begann er, „Sie wüßten nicht, wohin Helena Nikolajewna auszugehen beliebt. Davon habe ich Kenntniß erlangt."

„Was für Unsinn schwatzst du, Dummkopf?"

„Wie es Euer Gnaden gefällt, ich habe aber das gnädige Fräulein vor zwei Tagen gesehen, als es in ein Haus zu gehen beliebte."

„Wo? was? In was für ein Haus?"

„In der .... schen Quergasse, neben der Powarskaja. Nicht weit von hier. Ich habe auch beim Hauswirt nachgefragt: Was für Einwohner habt Ihr denn da?"

Nikolai Artemjewitsch stampfte mit den Füßen.

„Schweig, Taugenichts! Wie unterstehst du dich? .... Helena Nikolajewna besucht aus Mitleid Arme, und du .... fort, Esel!"

Der erschrockene Diener kannte nach der Thür.

„Halt!" schrie ihm Nikolai Artemjewitsch zu. „Was hat dir der Hauswirt gesagt?"

„Er hat mi .... nichts gesagt. Hat gesagt, ein Stu .... Student ...."

„Schweig, Halunke! Wenn du, Schurke, hörst du, auch nur im Traume ein Wort davon gegen Jemanden ...."

„Erbarmen Sie sich, wie ...."

„Schweig! Wenn du das geringste Wort davon .... wenn Jemand Etwas .... wenn ich erfahre .... Sollst du mir auch unter der Erde einen Platz finden! Hast du gehört? Pack dich!"

Der Diener verschwand.

„Mein Gott! Was bedeutet das?" dachte Nikolai Artemjewitsch, als er allein geblieben war. — „Was hat mir dieser Klotz gesagt? Man muß es erfahren, was für ein Haus das ist und wer darin wohnt. Ich will selbst hin. Und dahin ist es gekommen! .... Un laquais! Quelle humiliation!"

Und nachdem er nochmals laut: „Un laquais!" wiederholt hatte, verschloß er den Fermoir in den Schreibpult und begab sich zu Anna Wassiljewna. Er fand sie im Bette mit verbundener Wange. Der Anblick ihrer Leiden reizte ihn noch mehr und er hatte sie bald bis zum Weinen gebracht.

XXX.

Unterdessen war das Gewitter, das sich über dem Oriente zusammengezogen hatte, ausgebrochen. Die Türkei hatte Rußland den Krieg erklärt; die Freist, welche für den Rückzug der Truppen bestimmt worden, war abgelaufen; schon war der Tag des Sinope'schen Flottenbrandes nicht fern. Die letzten Briefe, die Juzarow bekommen hatte, riefen ihn unverzüglich in die Heimath. Seine Gesundheit war noch immer nicht wiederhergestellt; er hustete, war schwach, hatte Anfälle fliegenden Fiebers, dennoch war er fast niemals zu Hause. Seine Seele stand im Feuer; er dachte nicht mehr an seine Krankheit. Beständig fuhr er in Moskau umher, besuchte insgeheim verschiedene Personen, war viele Nächte mit Schreiben beschäftigt, verschwand auf ganze Tage; seinen Wirth hatte er benachrichtigt, er werde die Wohnung bald verlassen und ihm sein anspruchsloses Mobiliar zum Geschenk machen. Helena ihrerseits machte gleichfalls Vorbereitungen zur Abreise. An einem unfreundlichen Abende saß sie in ihrem Stübchen mit Säumen von Tüchern beschäftigt und lauschte mit unwillkürlicher Schwermuth dem Heulen des Windes. Ihr Kammermädchen trat herein und sagte ihr, der Papa wäre in

Digitized by Google

der Mama Schlafzimmer und ließe sie hinbescheiden .... „Die Frau Mama weint," flüsterte sie Helena nach, „und der Herr Papa sind in Zorn ...."

Helena zuckte leicht mit den Achseln und trat in Anna Wassiljewna's Schlafzimmer. Die weichherzige Gattin Nikolai Artemjewitsch's befand sich halb liegend in einem Ruhesessel und roch an einem Tuche mit kölnischem Wasser; er selbst stand an dem Kamine, den Rock bis zum Halse zugeknöpft, in hoher, steifer Halsbinde und gestärktem Kragen, durch seine Haltung etwas entfernt an irgend einen Parlamentsredner erinnernd. Mit einer oratorischen Bewegung der Hand wies er seiner Tochter einen Stuhl, und als diese, seine Bewegung nicht begreifend, ihn fragend ansah, sagte er mit Würde, doch ohne den Kopf zu wenden: „Ich bitte, nehmen Sie Platz!" — (Nikolai Artemjewitsch sagte zu seiner Frau immer Sie, zur Tochter nur bei außergewöhnlichen Anlässen.)

Helena setzte sich.

Anna Wassiljewna schneuzte sich weinerlich. Nikolai Artemjewitsch steckte die Rechte in den Ausschnitt der Weste.

„Ich habe Sie rufen lassen, Helena Nikolajewna," begann er nach einigem Schweigen, „um mich mit Ihnen zu erklären, oder besser gesagt, um von Ihnen eine Erklärung zu fordern. Ich bin nicht mit Ihnen zufrieden, oder nein, das ist zu wenig gesagt. Ihr Betragen beleidigt mich, beleidigt mich — mich und auch Ihre Mutter .... Ihre Mutter, die Sie jetzt vor sich sehen." Nikolai Artemjewitsch zog nun die Baßregister seiner Stimme auf. Helena sah ihn, dann ihre Mutter schweigend an und wurde bleich.

„Es gab eine Zeit," begann wieder Nikolai Artemjewitsch, — „da Töchter sich nicht herausnehmen durften, auf ihre Eltern verächtlich herabzublicken, — da elterliche Macht die Störrigen zittern machte. Jene Zeit ist leider vorbei; so wenigstens glauben Viele: ich verfechte Sie aber, es bestehen noch Gesetze, die nicht erlauben .... die nicht erlauben .... mit einem Worte, es bestehen noch Gesetze. Ich bitte Sie, dieses festzuhalten: es bestehen Gesetze!"

„Aber, lieber Vater, wandte Helena ein ....

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Wir wollen uns in Gedanken in die Vergangenheit zurückversetzen. Wir haben Beide, Anna Wassiljewna und ich, unsere Pflicht erfüllt. Wir haben Beide an Ihrer Erziehung nichts gespart, weder Geld noch Mühe. Welchen Nutzen haben Sie aus all' diesen Mühen, diesen Ausgaben gezogen — das ist eine andere Frage; ich durfte jedoch mit Recht erwarten .... wir Beide, Anna Wassiljewna und ich, durften mit Recht erwarten, Sie würden wenigstens jene moralischen Regeln wie ein Heiligthum bewahren, die wir, — die wir Ihnen, als unserer einzigen Tochter .... quo nous vous avons inculqués, die wir Ihnen eingeflößt hatten. Wir hatten das Recht, zu erwarten, daß keinerlei neue „Ideen" dieses, sozusagen, unantastbare Heiligthum berühren werden. Und was sehen wir? Nicht von dem Ihrem Geschlechte und Ihrem Alter eigenen Leichtsinn will ich reden .... wer aber hätte erwarten können, daß Sie sich so weit vergessen würden ...."

„Papa," sagte Helena, „ich weiß, was Sie sagen wollen ...."

„Nein, du weißt nicht, was ich sagen will!" schrie durch die Fistel Nikolai Artemjewitsch, der plötzlich aus seiner hochfahrenden parlamentarischen Haltung und der gemessenen Wichtigkeit seines Redeflusses in den Baßarien seiner Stimme herausgefallen war. — „Du weißt es nicht, freches Ding!"

„Um Gotteswillen, Nikolas," stammelte Anna Wassiljewna, — „vous me faites mourir."

„Sprechen Sie nicht diese Worte aus, que je vous fais mourir, Anna Wassiljewna! Sie haben noch keine Vorstellung von dem, was Sie gleich hören werden! Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor, ich sage es Ihnen zum Voraus!"

Anna Wassiljewna ward starr vor Schrecken.

„Nein," fuhr Nikolai Artemjewitsch, zu Helena gewendet, fort: „Du weißt nicht, was du sagen willst."

„Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen," sagte sie ....

„Da, endlich haben wir's!"

„Ich habe ein Unrecht gegen Sie darin begangen," fuhr Helena fort, „daß ich Ihnen nicht schon längst bekannt habe ...."

„Und weißt du wohl," unterbrach sie Nikolai Artemjewitsch, — „daß ich dich mit einem Worte vernichten kann?"

Helena erhob ihre Augen auf ihn.

„Ja, meine Gnädige, mit einem Worte! Starren Sie mich nur an! (Er kreuzte die Arme über der Brust.) Darf ich Sie wohl fragen, ob Ihnen ein gewisses Haus in der .... schen Quergasse, unweit der Bomarskaja, bekannt ist? Sind Sie in jenem Hause gewesen? (Er stampfte mit dem Fuße.) So antworte, du Nichtswürdige, denke nicht, List zu gebrauchen! Dienstboten, Dienstboten, Lakaien, mein Fräulein, da vils laquais haben Sie gesehen, wie Sie hineingegangen sind zu Ihrem ...."

Helena wurde feuerrot und ihre Augen glänzten.

„Ich habe keine List zu gebrauchen," sagte sie. — „Ja, ich bin in jenem Hause gewesen."

„Herrlich! Hören Sie, hören Sie, Anna Wassiljewna? Und Sie wissen vermutlich, wer dort wohnt?"

„Ja, ich weiß es: mein Mann."

Nikolai Artemjewitsch riß die Augen weit auf.

„Dein ...."

„Mein Mann," wiederholte Helena. — „Ich bin Dmitri Nikomowitsch Inkarow's Gattin."

„Du? .... bist verheiratet? ...." stammelte Anna Wassiljewna hervor.

„Ja, Mama .... Verzeihen Sie mir. Vor zwei Wochen haben wir uns heimlich trauen lassen."

Anna Wassiljewna fiel in ihren Schlafstuhl zurück, Nikolai Artemjewitsch trat zwei Schritte zurück.

„Verheiratet! An diesen Lumpenkerl, diesen Montenegriner! Die Tochter eines Nikolai Stachow, eines alten Edelmannes, hat einen Herumtreiber, einen Plebejer geheirathet! Ohne elterlichen Segen! Und du denkst, ich werde es so lassen? Ich werde nicht klagen? Ich werde zulassen .... daß du .... daß .... In's Kloster mit dir, auf die Festung, in's Zuchthaus mit ihm! Anna Wassiljewna, haben Sie die Gefälligkeit, ihr auf der Stelle zu sagen, daß Sie sie enterben."

„Nikolai Artemjewitsch, um Gotteswillen," stöhnte Anna Wassiljewna.

„Und wann, wie ist das geschehen? Wer hat Euch getraut? wo? wie? Mein Gott, was werden jetzt unsere Bekannten, was wird die Welt sagen! Und du, schamlose Heuchlerin, kannst nach einer solchen That unter dem elterlichen Dache bleiben! Du fürchtest nicht ...., die Blitze des Himmels!"

„Vater," sagte Helena sie zitterte am ganzen Körper, doch war ihre Stimme fest), — „es steht Ihnen frei, mit mir zu machen, was Ihnen beliebt; Sie thun mir aber Unrecht, wenn Sie mich der Schamlosigkeit und Heuchelei beschuldigen. Ich habe Ihnen nicht .... vor der Zeit Kummer bereiten wollen, doch hätte ich Ihnen in diesen Tagen nothgedrungen Alles selbst sagen müssen, denn in der nächsten Woche reisen wir Beide, mein Mann und ich, von hier fort."

„Ihr reist fort? Wohin denn?"

„In seine Heimath, nach Bulgarien."

„Zu den Türken!" rief Anna Wassiljewna und fiel in Ohnmacht.

Helena stürzte auf die Mutter zu.

„Fort!" rief Nikolai Artemjewitsch und faßte seine Tochter bei der Hand, — „fort, Nichtswürdige!"

Doch in diesem Augenblicke ging die Thür des Schlafzimmers auf und es zeigte sich ein bleiches Gesicht mit leuchtenden Augen: es war Schubin.

„Nikolai Artemjewitsch!" rief er mit lauter Stimme: — „Augustine Christianowna ist zurückgekehrt und läßt Sie rufen!"

Nikolai Artemjewitsch wandte sich wüthend um und streckte drohend gegen Schubin die Faust, blieb dann einen Augenblick unschlüssig und verließ rasch das Gemach.

Helena fiel zu den Füßen der Mutter nieder und umschlang deren Kniee.

Unwar Iwanowitsch lag auf seinem Bette. Ein Hemd ohne Kragen, mit großem Knopfe, umfaßte seinen fleischigen Hals, breitete sich in weiten, nachlässigen Falten über seine fast weiblich geformte Brust hin und fiel in großen Kreuz von Cypressenholz und ein gewichtes Säckchen durchsichten. Eine leichte Decke verhüllte seine stämmigen Glieder. Ein Licht brannte matt auf dem Nachttische neben einer Kanne mit Kwas; zu den Füßen Unwar Iwanowitsch's, auf dessen Bette, saß Schubin in Gedanken versunken.

„Ja," sagte dieser nachsinnend, — „sie ist verheirathet und will davonreisen. Ihr lieber Neffe lärmte und schrie durch das ganze Haus; um es in Stille abzumachen, hatte er sich im Schlafzimmer eingeschlossen, aber nicht bloß Diener und Dienstmädchen — selbst die Kutscher haben Alles hören können. Auch jetzt noch ist er von rasendem Lobjudt erfüllt, wäre fast über mich hergefallen, trägt sich herum mit seinem väterlichen Fluche, wie ein Bär mit seinem Klotze; doch ist das Alles nicht von Wichtigkeit. Anna Wassiljewna ist

Digitized by Google

niedergeschmettert, und die Abreise der Tochter bekümmert sie bedeutend mehr, als die Heirath derselben."

Uwar Iwanowitsch machte Fingerbewegungen.

„Mutterherz," sagte er, — „nun .... und Anderes noch!"

„Ihr Neffe droht mit dem Metropoliten," fuhr Schubin fort, — „mit dem Generalgouverneur, will beim Minister eine Klage einreichen, das Ende davon wird sein, daß sie doch davonfahrt. Wer wird seine eigene Tochter in's Verderben stürzen! Bläht sich wie ein Hahn und läßt doch bald die Flügel hängen!"

„Sie haben kein Recht ...." bemerkte Uwar Iwanowitsch und that einen Schluck aus der Kanne.

„Wahr, wahr. Aber weich' einen Sturm von Klatschereien, Kriteleien, Gerede wird das in ganz Moskau geben! Sie hat keine Furcht davor gehabt ..... Sie jetzt sich über dertei hinweg. Und fährt davon — und wohin! Man schaudert bei dem Gedanken! Nu's Ende der Welt, in die Wildniß! Was hatet ihrer dort? Ich helle sie mir vor, wie sie bei Nacht, im Schneegestöber bei dreißig Grad Kälte, auch irgend einer Fuhrmannsherberge absährt. Verläßt Heimath und Eltern; und doch begreife ich sie. Wen läßt sie hier zurück? Mit wem ist sie zusammengekommen? Mit Kurnatowsky's, mit Berßenjew's und Unsereinem; und das sind noch die Besseren. Um wen sollte sie trauern? Eines aber ist schlecht; es heißt, ihr Mann, — hol' der Teufel, — man möchte das Wort nicht über die Lippen bringen, — es heißt, Juharow speie Blut; das ist fatal. Ich habe ihn neulich gesehen; welch' ein Gesicht! er könnte zu einem Brutus sitzen.... Sie wissen, wer Brutus war, Uwar Iwanowitsch?"

„Was weiß ich? Ein Mensch?"

„Richtig: ein ganzer Mensch war er. Ja, ein superbes Gesicht, aber nicht gesund, gar nicht gesund."

„Um sich herumzuschlagen .... bleibt sich gleich," brachte Uwar Iwanowitsch vor.

„Um sich herumzuschlagen, freilich; Sie drücken sich heute sehr richtig aus, um aber zu leben, bleibt sich's nicht gleich. Sie möchte aber gewiß gern mit ihm das Leben genießen."

„Na natürlich, die Jugend!" erklärte Uwar Iwanowitsch.

„Ja wohl, Jugend, Ruhmesdurst und Kraft! Leben, Tod, Kampf, Sturz, Sieg, Liebe, Freiheit, Heimath .... Schön, schön. Wir wollen es Jedem wünschen! Das ist etwas Anderes, als bis zum Halse in einem Sumpfe stecken und sich den Anschein geben, es käme uns nicht darauf an, wenn uns in der That nichts darauf ankommt. Dort aber — sind die Saiten gespannt, laß sie schallen durch die ganze Welt oder zerreißen!"

Schubin senkte den Kopf.

„Ja," fuhr er nach einer Pause fort, — „Jußarow ist ihrer werth. Doch nein, Unsinn! Es ist Niemand ihrer werth. Jußarow .... Jußarow .... Wozu die falsche Bescheidenheit? Ich will gerne glauben, daß er ein ganzer Kerl ist, daß er für sich einstehen wird, obgleich er bis jetzt dasselbe, was Unsereiner geleistet hat .... Aber sind wir denn in der That ohne jedes Verdienst? — Zum Beispiel, ich, bin ich denn so ganz ohne Werth, Uwar Iwanowitsch? Wäre ich denn wirklich so ganz von der Vorsehung übergangen worden? Hätte sie mir alle Fähigkeit, alles Talent versagt? Wer kann es wissen, vielleicht wird Pawel Schubin's Name mit der Zeit berühmt? Da liegt auf Ihrem Tische ein kupferner Groschen. Wer weiß, vielleicht irgend ein Mal, in hundert Jahren, wird dieses Kupfer zu einer Statue Pawel Schubin's verschmolzen werden, die ihm zu Ehren eine dankbare Nachwelt errichtet?"

Uwar Iwanowitsch stützte sich auf den Ellnbogen und blickte den erhitzten Künstler an. — „Das liegt noch weit im Felde," sagte er endlich, mit obligatem Fingerspiel; — „es ist von Andern die Rede, und du .... sprichst .... von dir."

„O großer Philosoph russischer Erde!" rief Schubin aus. — „Jedes Ihrer Worte ist gediegenes Gold, und nicht mir — Ihnen muß eine Statue errichtet werden, und das übernehme ich. So wie Sie jetzt daliegen, in dieser Stellung — von welcher man nicht weiß, was in ihr vorwaltet — ob Trägheit oder Kraft — ganz so will ich sie gießen. Durch Ihre gerechte Ermahnung haben Sie meiner Selbstsucht und meiner Eigenliebe einen Stoß versetzt. Ja! ja! wir wollen nicht von uns sprechen! wollen nicht großthun. Wir haben noch Niemand, wir haben keine Männer, wohin wir nur blicken. Alles — entweder schofelsiges, grämisches Pack, kleine Hamtets, Selbstverzehrer, oder dumpfe Nacht, unterirdisches Dunkel der Unwissenheit, oder Pflasterkreter, Strohdrescher und Trommelschläger! Dann gibt es auch noch solche Leute, die sich bis auf ihre geringsten Niederträchtigkeiten studirt haben, jeder ihrer Regungen den Puls fühlen und sich selbst den Bericht erstatten: das hier sind meine Gefühle, das hier sind meine Gedanken. Eine nützliche, kluge Beschäftigung! Nein, wenn es unter uns gescheidte Leute gäbe, wäre dies Mädchen nicht von uns gegangen, diese empfängliche Seele wäre nicht, wie ein Fisch im Wasser, entschlüpft. Nun, Uwar Iwanowitsch, wann wird die Reihe an uns kommen? Wann werden bei uns die rechten Leute zu Tage kommen?"

„Gib Zeit," erwiederte Uwar Iwanowitsch, — „werden schon kommen."

„Werden schon kommen! O Mutterland! O Schwarzerde! Du hast gesagt: Sie werden schon kommen? Merken Sie sich's, dies Wort schreibe ich auf. Warum löschen Sie aber das Licht aus?"

„Ich will schlafen, gute Nacht." (Forts. f.)

Vermißt!

Eine zeitgemäße Erinnerung und Mahnung aus dem Kriege des Jahres 1866.

Von **Dr. Karl Ruß.**

Schwermüthig hallten die Töne des alten Soldatenliedes: „O Straßburg, o Straßburg —" nach dem Städtchen zurück, während die Theuren, die Väter, Brüder und Söhne, dahinzogen. Landwehrmänner waren es, die von der strengen Pflicht gerufen, die Heimat verlassen mußten, um der Fahne zu folgen und deren Frauen und Kinder, grüßend und mit Tüchern Lebewohl wehend, betrübt nachschauten.

In tiefer Ruhe lag das Städtchen da, lieblich geschmückt vom Frühlingsgrün seiner schönen Gärten, Alleen und des angrenzenden Laubwäldchens. Und doch sollte dieser milde Frühlingsabend, mit seinen wehmüthigen Eindrücken, uns Allen in tiefschmerzlicher Erinnerung bleiben. Denn wenige Tage schon nach dem Ausmarsch der Landwehrmänner traf die Kunde ein von den ersten Gefechten.

Todesstill ward es in dem sonst so belebten Städtchen; nur an den Augen suchte Einer dem Andern die Kunde des neuesten Schrecklichen abzusehen. Und als dann die großen Schlachten geschlagen, Tausende zum Opfer gefallen, da brachen auch hier, wie im ganzen deutschen Vaterlande, Jammer und Elend unsagbar herein. Kaum achtete man die verheerende Cholera, welche mit dem Kriege weiterfernd in die deutschen Gauen gedrungen; nicht um die Kranken daheim, nicht um das eigene Leben bangte man — nur den fernen Lieben galten alle Seufzer und Klagen.

Eine junge Mutter mit drei noch ganz kleinen Kindern wohnte in unserer Nähe. Wohl hatte ein jäher Schmerz ihr Herz erfüllt, als der Geliebte davon gezogen, denn es war die erste Trennung in ihrer glücklichen Ehe. Doch die Kleinen jauchzten ja so fröhlich über den bunten Rock, die blanken Knöpfe und den Helm des Vaters, freuten sich über die Klänge der Trommel und warfen dem Scheidenden fröhliche Kußhändchen zu — warum sollte das Mutterherz durch die Freude und Lust der Kleinen nicht getröstet und beruhigt werden! Freilich durchzitterte dann bald die sich immer wiederholende Frage der Kinder nach dem Vater gar schmerzlich die Brust der Mutter und erfüllte sie mit immer neuer Sehnsucht und immer frischem Trennungsschmerz.

Durch gingen die Siegesbotschaften ein und man feierte und jubelte — gleichviel, welche Fülle von Weh und Schmerz auch nachkommen mußte. Nicht lange ließen diese auf sich warten. Die ersten Listen der Gefallenen und Verwundeten, auch die ersten Briefe vom Heere trafen ein; jene Trauer und Schmerz, diese Freude und Jubel bringend. Mit welcher fieberhaften Hast überflogen damals Tausende die langen Reihen der Namen; Auskunft, Gewißheit wollte man um jeden Preis haben, selbst in dem Falle, daß es die traurigste sei. Jetzt verlor auch jene Frau die bisherige Ruhe und Sicherheit und immer bleicher und sicherstarr erregter erschien sie, je länger die Nachricht über ihren Mann ausblieb. Von fast sämmtlichen übrigen Landwehrmännern des Städtchens waren bereits Nachrichten eingetroffen oder aufgefunden — sie nur, sie allein traf das härteste Loos, das der Ungewißheit. Viele Tage vergingen, viele entsetzlich langsam dahinschleichende Tage, ohne daß ein Brief anlangte, ohne daß der Name ihres Gatten in den Listen zu finden war. Nur wer den qualvollen Zustand der Ungewißheit bei einer solchen furchtbaren Gegenheit kennt, weiß die Leiden der armen Frau zu ermessen. Freunde und Nachbarn suchten sie durch den Hinweis darauf zu trösten, daß ja noch immer das Beste in der Möglichkeit liege — allein der weibliche

Digitized by Google

Charakter findet selbst in dem Allerschlimmsten noch leichter Trost, als in dem unbeflimmten Ungewissen. Und doch sollte die Pein der Aermsten noch gar sehr vermehrt werden. Endlich wurde eine Nachricht in den Listen gefunden: der Landwehrmann *** aus N. gehöre zu den Vermißten.

Alle Qualen der Ungewißheit, erhöht durch die schrecklichsten Schauergemälde einer krankhaft aufgeregten Phantasie, stürmten jetzt auf das arme Weib ein. Vermißt! Also einem ungewissen, vielleicht nur zu grauenvollen Schicksal preisgegeben! Blutend und verstümmelt abseits auf dem Felde und hilflos dem Sonnenbrand, Regen und Wind ausgesetzt! Oder vielleicht gar von räuberischem Gesindel geplündert und zu Tode gemartert! Solche Vorstellungen, in immer neuer und immer entsetzlicherer Mannichfaltigkeit, traten in den lebendigsten Farben ihr vor die Seele, bis endlich eine wohlthätige Ohnmacht sie von ihrem fast übermenschlichen Leiden erlöste; und die dann ausbrechende hitzige Krankheit mit bleibtagetanger Bewußtlosigkeit durfte beinahe als eine Wohlthat für die Frau angesehen werden, zumal edle Pflegerinnen in der liebevollsten Weise sich ihrer und der Kinder annahmen.

Dieser Vorgang ist in einfacher Lebenswahrheit geschildert; seine Uebertreibung, keine Ausschmückung hat ihn entstellt, und doch birgt er eine Fülle menschlichen Wehes, wie es in solcher Schwere glücklicherweise nur selten trifft, wie es aber damals mehr oder minder hart in vielen tausend deutschen Familien eingekehrt war. Erzählen wir den einzelnen Fall kurz zu Ende. Der Landwehrmann *** war im Kampfe von seinem Truppentheil getrennt worden. Seine nach Hause geschriebenen Briefe gelangten nicht an ihre Bestimmung, wie das dumpfe in dem ungeheuren Drange und Wirrwarr der durch die Ereignisse hervorgerufenen Verhältnisse wohl vielfach vorgekommen und erklärlich war. Während der Mann aber des großen Glückes sich erfreute, alle Gefahren unbeschädigt überstanden zu haben, während er die Seinigen im besten Wohlsein und in voller Freude über sein Wohlergehen wähnte, da schwebte seine Gattin lange Zeit am Rande des Grabes, erdrückt durch die Pein des furchtbaren Leids, der Ungewißheit. Nur durch liebevollste und verständigste Pflege konnte der zarte Lebensfaden der so hart mitgenommenen Frau erhalten werden; denn als endlich, nach Regelung der Verhältnisse, die Briefe vom Kriegsschauplatz sämmtlich zugleich eintrafen, da würde die langsam Genesende wiederum, durch den plötzlichen Wechsel von dem schweren Leid zu Freude und Glück, in große Lebensgefahr gebracht worden sein, wenn man nicht vorsorglicher Weise die frohe Nachricht nur allmälig ihr mitgetheilt hätte.

Wiederum ist das deutsche Volk durch das frevelhafteste Spiel Napoleons und des französischen Volkes in einen Krieg gestürzt worden; wiederum sind mit hundertfachem Weh und Leid deutsche Familien bedroht und nur zu viel und zu schmerzlich bereits getroffen. Zwar hoffen wir mit Bestimmtheit, daß jetzt endlich einmal gründlich aufgeräumt werde, daß dieser, gewissellos der bis jetzt furchtbarste, nun auch der letzte aller Kriege zwischen civilisirten Völkern sein werde. Allein diese höchsten und beglückendsten Hoffnungen können doch keineswegs den Schmerz abwenden, ja kaum einmal mildern, der in bitter empfindlicher Weise den Einzelnen, wie das ganze Volk heimsucht.

Möchte diese Skizze nun aber wenigstens dazu beitragen, ein Uebel zu bannen oder doch zu mildern: die Pein der Ungewißheit nämlich. Mit großer Aufmerksamkeit haben wir die Verlustlisten des preußischen Heeres während des Krieges im Jahre 1866 verfolgt und in zahllosen Fällen hat sich uns das erfreuende Ergebnis gezeigt, daß die Vermißten sich schließlich meistens wohl und frisch wiedergefunden, abgesehen davon, daß sogar als gefallen oder verwundet angegebene Soldaten zuletzt noch als lebend und ganz unbeschädigt sich herausgestellt.

Starke deutsche Frauenherzen, die ja in solchem Falle immer auf das Schlimmste gefaßt sein müssen, die selbst unter den schwersten Schicksalsschlägen der wilden Verzweiflung zu trotzen wissen, in kräftigem Muth sich den Ihrigen zu erhalten vermögen — denen sie dann doch erst recht unentbehrlich sind — sie haben alle Ursache, vor der furchtbarsten Gefahr sich zu bewahren, welche eben in den Qualen des Wortes „Vermißt" beruht. Also muthig und unverzagt, immer die Hoffnung festgehalten, so lange, bis die völlige Gewißheit vorhanden ist — welche dann vielleicht freilich den ganzen tiefen Schmerz, aber auch die Macht des Trostes zur Geltung bringt!

Obwohl wir es anerkennen müssen, daß es eine außerordentlich schwere Aufgabe ist, nach den furchtbaren Eindrücken einer großen Schlacht, inmitten des durch sie geschaffenen Jammers, in der durch sie hervorgerufenen Unordnung und allen ihr folgenden Wirrnissen, die volle Ruhe und Uebersicht zu bewahren, und richtige Verlustlisten anzufertigen — so wagen wir doch hier die Bitte auszusprechen, daß man, um der Barmherzigkeit willen, an maßgebender Stelle möglichst gewissenhaft sein und das gräßliche Wort „Vermißt" vermeiden möge, so viel und so lange es sich irgend thun läßt.

Mit Genugthuung und freudigem Stolz dürfen wir auf die Feldpost des deutschen Heeres hinweisen. Sie hat die Erfahrungen jenes Krieges so einsichtig benutzt und alle seitdem eingeführten Fortschritte und Vervollkommnungen zur Anwendung gebracht; ihre ganze Thätigkeit ist eine so geregelte und schlagfertige, daß ihre Leistungen als wahrhaft erstaunliche angesehen werden müssen. Bis auf die Bezügerung weniger Tage, welche durch das schnelle Vorwärtsdringen dieses oder jenes Heereskörpers verursacht wird, gelangen durch die herrliche Einrichtung der Korrespondenzkarten alle Nachrichten von den Soldaten schnell und sicher zu den Angehörigen. Dazu ist die wohlthätige Einrichtung getroffen worden, daß alle Verwundeten in den Lazarethen sogleich dazu angehalten werden, entweder selber zu schreiben, oder Briefe an ihre Angehörigen zu diktiren. Als ein sehr beachtenswerthes, gewiß segenstreich wirkendes Unternehmen ist hier auch das „Central-Nachweise-Bureau der deutschen Vereine für Verwundete" in Berlin, Unter den Linden 74, zu erwähnen, welches mit allen Städten in der Nähe des Kriegsschauplatzes in Verbindung steht und sogar mit dem »Comité central« in Paris über Genf korrespondirt. Durch dasselbe erhält man unverzüglich die schnellste und sicherste Auskunft über jeden Verwundeten. Soweit wir die Thätigkeit dieser Anstalt übersehen können, glauben wir, daß dieselbe ihre Aufgabe in jeder Hinsicht würdig zu lösen bestrebt ist.

Wenn nun noch nach der Name eines Familiengliedes in den Verlustlisten mit der Angabe „vermißt" zu finden ist, so wolle man sich nicht jener tödtenden Pein hingeben. Man weile in Geduld und möglichster Seelenruhe warten, bis der Vermißte sich wieder zu seinem Truppentheil gefunden, oder bis er als verwundet oder gefallen bestätigt ist.

Am Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 189.)

10.
Ein Morgen in Kensington.

Kaum anderthalb Meilen von der Westspitze des Hyde-Parks liegt das Dorf Kensington mit dem Schlosse gleichen Namens. Der König hatte im Jahre 1689 dieses Schloß zu seinem Wohnsitze erwählt. Nicht weit davon entfernt liegt der alte Herrensitz Hollandhouse, dem edlen Lord Holland einst gehörig. Hier war es, wo der berühmte Addisson später wohnte, der die Gräfin Warwick ehlichte. Zur Zeit unserer Erzählung hatte Kensington bereits ein stattliches Aussehen gewonnen. Als der König Wilhelm im genannten Jahre hier seinen Wohnsitz aufschlug, erregte das bei dem Adel Englands große Unzufriedenheit. Wilhelm hatte einen heftigen Widerwillen gegen die großen Palästle Londons. Er mochte nicht nach Whitehall zurückkehren. Die großen Räume und das Gewimmel der Hofleute behagten ihm nicht; seine abgeschlossene Lebensweise, die nach dem Tode seiner Gattin noch mehr hervortrat, wies ihn auf eine Wohnung hin, welche sich nicht im Bereiche der lärmenden Hauptstadt befand. Er war luftiger und fühlte sich behaglicher in dem kleinen Kreise seiner Genossen, wo er ohne Scheu plaudern und ein Glas guten Weines leeren konnte, ohne von den Kritikern des Hofes umringt zu sein. Aber das war den prüden Hofherren nicht genehm. Man hatte dem Könige Anfangs noch gerathen, seinen Sitz in Hollandhouse zu nehmen. Dieses mit herrlicher Architektur geschmückte Gebäude athmete Reichthum und Gemächlichkeit. Noch heut ist es eines der schönsten Denkmale jenes Baustyles, der eine Verbindung des Gothischen mit der Renaissance zeigt. Der König wohnte in der That einige Zeit in Hollandhouse, aber er entschied sich später dahin: seinen Wohnsitz in Kensington zu nehmen, und kaufte das Schloß von dem Grafen Nottingham im Jahre 1691 für 18,000 Guineen. Eine vollständige Umwandlung der Gärten und Gebäude machte große Ausgaben nöthig, und die Opposition fand darin triftigen Grund, diese „Wohnungsgrille" des Königs anzugreifen. Es war jedoch nicht die Geldausgabe, welche den Unwillen erzeugte, sondern die Entfernung von Londons

Digitized by Google

Württembergische Jäger mit Beute aus Kirchheim auf dem Weißenburger Marktplatz. (S. Seite 207.)

Digitized by Google

Der deutsche Oberfeldherr.

(S. Seite 208.)

Digitized by Google

Mittelpunkten war es allein, welche bei dem Adel Unwillen hervorrief. Whitehall war der Sammelplatz der lustigen und genußsüchtigen Adels unter den Stuarts gewesen. Man hatte schnell genug vergessen, daß unter seinen Fenstern Karl's I. Haupt gefallen war, man gedachte nur der Feste und Vergnügungen, und es schien den Leuten von Rang und Ansehen, als wolle der König sich ganz von ihnen lossagen. Whitehall war verödet, in seinen Höfen wucherte das Gras; wo einst der heitere, lustige Ton der leichtfertigen Unterhaltung schwirrte, wo Stadtneuigkeiten, Klatschpolitik und Abenteuer aller Art berichtet und geschmiedet wurden, da schritten jetzt einsam die Schildwachen umher und ihr Schritt erweckte das Echo der öden Wände.

König Wilhelm war mit größeren Entwürfen beschäftigt, er hatte seinen Sinn für die feinen Richtungen, denen noch viele Herrschaften huldigten, und im Stillen wünschte Mancher den alten Hof herbei, bereit, den neuen Herrn eben so schnell auszuspeien, wie er den alten verlassen hatte. Kensingtonhouse lag nun freilich nur sehr wenig entfernt von London, aber es war im Jahre 1691 noch nicht wie heut, ein Stadttheil der Residenz und Hauptstadt. Es war, als der König poet seine Wohnung nahm, ein ländlicher Sitz, weit weniger ein Schloß, und zwischen Kensington und London liefen kothige Wege, dunkle Straßen hin, die Gegend war finster, sobald die Dunkelheit anbrach, denn noch brannten nur spärliche Laternen dort, Kensington konnte daher kein Sammelplatz der Höflinge werden. Gleichwohl kehrte sich Wilhelm an all diese Mißbilligung nur sehr wenig. Er baute seinen Wohnsitz aus, verbesserte den Park und umgab ihn mit einer Mauer. Er machte von hier aus seine Ausritte in die Gegend und sehr namentlich jeden Sonntag von Kensington nach Richmond-Park zur Jagd. Da dieses ganze Terrain ein für unsere Erzählung wichtiges zu werden bestimmt ist, müssen wir den Leser mit demselben näher bekannt machen und es so schildern, wie es zur Zeit König Wilhelms beschaffen war. Die Themse scheidet die Grafschaften Middle-Esser und Surrey. Kensington, in der erstgenannten gelegen, war der Ausgangspunkt dieser Jagdzahrten Wilhelms. Zwischen London und Kingston führte damals noch keine Brücke, der König fuhr also über Chelsea nach Turnham Green. An dieser Stelle war eine Ueberfahrt über die Themse mittels der Fähre und man landete so schnell auf der Surreyseite. Richmond war dann bald erreicht. Hatte der König seine Jagd beendet, so kehrte er auf demselben Wege wieder an den Fluß zurück, stieg bei Kew in sein Boot und landete bei Turnham-Green. Die ganze Umgegend war, wie schon angedeutet, ziemlich öde zu jener Zeit und an dem Middle-Esser-Ufer bei Turnham-Green liefen viele Heckenwege durcheinander. Zwischen Chiswick, Hammersmith, Brentford, alles Orte, welche heutzutage nur Theile von London bilden, waren damals tiefe Feldwege, Gräben und Ackerstücke, die an nassen Tagen schwer passirt werden konnten — der Ausstiegsplatz des Königs war so morastig, daß selbst leichte Jagdwagen nur langsam durch den Koth geschleppt wurden. Fuhr der König in den Saint-James-Park, so durchfuhr er Chelsea hinein, so kam er durch Hyde-Park, fuhr dann in den sogenannten Greenpark und gelangte in die Stadt. Da, wo jetzt Aspley-House und Hamilton-Place sich erstrecken, war eine wüste, öde Stelle, welche die königlichen Wagen passiren mußten. —

Kensingtonhouse selbst machte wohl einen freundlichen Eindruck, aber es war doch still in diesen weiten Gemächern, und wenn man einmal das große eiserne Gitterthor hinter sich hatte, welches durch die Mauer führte, so hatte der Eintretende stets das Gefühl des Unheimlichen, das ein tiefes Schweigen jedesmal erzeugt, wenn der Beschauer vor großen, den Gebäuden steht. Kensingtons Architektur ist an sich schon schwerfällig und fast drückend. König Wilhelm hatte nun allerdings viel zur Verbesserung gethan. In den Jahren von 1693 bis 1694 hatte er eine Straße durch das Feld bis nach Hyde-Park anlegen lassen, sie war mit Laternen besetzt und mit Bäumen bepflanzt, aber das Leben in und um Kensington schlte. Stattlich breitet sich die große Treppe mit den verschiedenen Fluchten und den Maemorstufen aus, die kunstvoll gearbeiteten eisernen Geländer, die mächtigen Steinwürfel mit den Figuren darauf geben dem Eingange etwas Imponirendes. Die Galerie, welche zur Treppe führt, ist nicht minder großartig und die Malereien können trefflich genannt werden, aber Alles ist nicht freundlich — nicht anheimelnd. Man sagte damals gar nicht ohne Grund: der König Wilhelm habe alle Veränderungen des Palastes selbst angegeben, denn sie passten genau zu der Kälte seines Wesens. Der große Herrscher konnte sich nicht im weiten Kreise seiner Unterthanen beliebt machen, er baute still an der Größe des Landes.

Eine Hoffnung war den Anhängern Wilhelms aufgedämmert, als sie erfuhren, wie heiter und teufelig der König während der Reise durch das Land gewesen. Sie meinten, er werde diese Heiterkeit nunmehr behaupten, sie hatten sich getäuscht. Nach Kensingtonhouse zurückgekehrt, versiel der König wieder in das tiefe Schweigen, in jene Zurückhaltung, die fast an Schwermuth streifte. Die Last der Geschäfte fiel mit aller Wucht auf ihn und er konnte nur heiter sein im Kreise der Freunde, die ihn von Holland aus nach England begleitet hatten.

Es war die zehnte Morgenstunde, als der König aus seinem Badezimmer in seine Bibliothek ging. Diese Bibliothek hatte die Aussicht nach Hollandhouse. Einige saftige Wiesen, von Wäldern unterbrochen, bildeten für das Auge treffliche Ruhepunkte. Das Zimmer war von hohen Bücherschränken eingefaßt, die Exemplare selbst mochten wohl selten daraus hervorgeholt werden; der König las nicht viel, und wenn er las, so waren es militärische Werke oder ziemlich nüchterne oder wichtige Schriften über den Staatshaushalt. Die Möbel in dem großen Gemache waren ziemlich einfach, obwohl alle von edler Form und mit reichen Stoffen bezogen. Hie und da hingen Pläne von Festungen an den Wänden, ein Gerüst aus polirtem Eichenholze gefertigt, trug eine kleine Sammlung von Schießgewehren verschiedener Constructionen, darunter ein Repetirgewehr, welches ein Deutscher erfunden und dem Könige gesendet hatte. Außerdem zierten viele Portraits, theils weibliche, theils männliche, die Wände. In der Mitte des Zimmers stand ein riesiger Eichentisch, der durch Rollen fortbewegt werden konnte. Um die Kante dieses Tisches lief eine kleine von Postamenten unterbrochene Gallerie. Auf jedem Postamente war eine Kugel angebracht — Andenken aus verschiedenen Gefechten, die der König bestanden. Ein Theil der Gallerie war zum Abheben eingerichtet. Vor dieser Stelle befand sich ein Lehnstuhl, der mit grünem Saffian bezogen, dem Könige als Ruhe- und Arbeitssitz diente. Auf dem Tische stand ein mächtigst Schreibzeug, daneben lagen große Bündel geschnittener Federn. Der König schrieb sehr hastig und verbrauchte viel Federn. Eine Uhr tickte auf einem Ständer, der aus einem kleinen Geschützrohre gebildet war. Sie trug die Umschrift: „Ich will behaupten." Der Wahlspruch der Oranier. —

Der König war an jenem Morgen mit einer langen Weste aus seinem holländischen Tuche und Beinkleidern von demselben Stoffe bekleidet, darüber trug er ein dickes seidenes Wammes von dunkelgrüner Farbe, mit breiten Aschen und kurzen Schößen. Holländische Spitzenbesätze fielen aus den Aermeln und umgaben seine knochigen unschönen Hände. Seine Beine steckten bis zum Knie in leichten Stiefeln aus feinem Leder, Sporen trug er stets an den Füßen. Er hatte ein Blatt in der Hand und las so eifrig den Inhalt desselben, daß er einen breitschultrigen Mann, in der Garbistenuniform, dessen Brust ein prachtvolles Ehrenzeichen schmückte, gar nicht bemerkte. Dieser Mann hatte ein gebräuntes Gesicht, ein starker Knebelbart theilte dasselbe in zwei Hälften und wand sich dann bis gegen die Ohren hinauf, der Schädel war halb entblößt von Haaren und die noch vorhandenen spielten bereits stark in's Graue. Der Mann räusperte sich ein wenig — der König blickte auf.

„Ah — Cutts, mein tapferer Cutts," rief er, die Hand ausstreckend. Seine Augen leuchteten freudig auf, wie es immer der Fall war, wenn er einen seiner Soldaten erblickte und Cutts, der Hauptmann der königlichen Garden, war einer der tapfersten Männer der Erde. Bei Brest, Namur und an vielen andern Orten hatte er Staunenswerthe Proben abgelegt.

Wilhelm ließ das Blatt sinken, welches er in der Hand hielt. „Was bringt Du mir, Cutts," sagte er.

„Gnädiger Herr," sagte Cutts, „ich komme, meine Meldung zu machen. Hier in Kensington gibt alles soldatisch zu — hier gibt es nur Marschälle der Hofhaltung, wenn Gesellschaften geladen sind, aber sonst bin ich Hausmarschall."

„Wie im Felde, Cutts — wie vor Namur, wo Du auf die Batterien losgingest, da warst Du auch der Arrangeur der blutigen Festlichkeit — nun, Deine Meldung?"

„Hm," begann Cutts, „ich weiß nicht, ob ich Eure Majestät recht komme mit meinen Meldungen — Sie sind ein Feind von Zuträgereien."

Des Königs Gesicht nahm einen noch ernsteren Ausdruck an, als es gewöhnlich zeigte. Er hatte nichts mehr als Vertäumdungen oder Klatschereien.

„Ich bin ein Feind solcher Dinge," erwiederte er. „Wer Du mußt doch wichtigere Sachen zu melden haben, als Zuträgereien, denn Cutts ist nicht ein Mann für Klatschgeschichten."

„So ist es, Majestät," rief der Hauptmann. „Ich habe von Ihnen Ordre, gewisse Dinge Niemanden mitzutheilen, als Ihnen selbst — nun denn: Es ist was gegen Sie im Werke."

Der König lachte fast höhnisch. Sein Husten schüttelte ihn leicht. „Wieder das!" rief er. „Oh — ich habe während der Reise schon

Digitized by Google

Allerlei gehört und nicht das Geringste — nicht so viel Uebles erfahren." Der König schnippte mit den Fingern.

„Nun — wenn Sie so leichtfertig — nehmen Majestät mir den Ausdruck nicht übel — so leichtfertig über Ihr eigenes Wohl denken, dann müssen Andere wachen, daß Ihnen kein Schaden geschehe."

„Ja — ja, Cutts," sagte der König, „wache nur. Du weißt, ich war stets im Gefecht vorn dran; ich war der Erste im Feuer, der Letzte heraus. Mein Gegner, der große Condé, hat ein Mal nach der Schlacht bei Senef von mir gesagt: Der oranische Wilhelm hat sich in allen Stücken wie ein alter General benommen, nur darin nicht, daß er sich der Verwegenheit schuldig gemacht hat. Man schalt mich leichtsinnig, denn ein Führer soll sich nicht dem Verderben aussetzen, aber ich that es aus Pflichtgefühl, um den Soldaten zu zeigen, daß ein Führer ihnen all Gefahr voranzugehen müsse und so auch jetzt: Man sieht auf mich; wenn ich ängstlich und zagend wäre, so würde allgemeine Unruhe herrschen — ich darf mich vor Nichts fürchten und ich fürchte auch Nichts. Schlimme Zeiten, Cutts — schlimme Zeiten," seufzte der König. „Oh — es gibt Dinge, die schwerer verwunden, als der Dolch des Mörders." Er blickte auf das Papier.

„Nun," fiel Cutts ein, „es ist denn doch ein böses Ding um so eine Verschwörung, und ich bin des Teufels, wenn es nicht wieder im Schwange geht. Hier mein Beweis. Sir Godolphin Powell, der wackere Polizeimann und Diebsfänger, der hat hier bald dort in London aufzuräumen, der ganze Nächte verkleidet in Höhlen und Spelunken zubringt, der bei Bürgern und Bauern, bei Adel und Geistlichkeit verkehrt, heut in dieser, morgen in jener Vermummung, hat mir heut früh den Rapport für Majestät gemacht. Es sind Leute in London sichtbar, welche ohne Zweifel sich hier befinden, um einen Handstreich zu thun. Da ist," Cutts zog ein Papier heraus. „Da ist Tim Cassels gelehen und verfolgt worden. Ein Schreier und Flucher, ein Bursche der zur Garde Jakob Stuarts in Saint-Germain gehörte, da ist Ambrosius Rokwood, ein sonst guter und ehrenhafter Mann, aber ein wüthender Jakobit, da ist Johann Bernardi, ein Lump aus Genua, der sich Major nennen läßt — Beide auch zur Garde Stuarts gehörig — sie sind mit noch einigen unbekannten Kerlen, die man aber auch für jakobitische Soldaten hält, in London an verschiedenen Stellen gesehen worden und das ist verdächtig. Powell sagt: Was thun diese Leute in London? sie sind bisher nur in Saint-Germain gewesen, sie haben noch nie seit Jakobs Flucht London betreten, weshalb sind sie auf ein Mal hier und gleich nach Eurer Majestät Ankunft von der glücklichen Reise?"

„Hattel sie ein Mal fest, wenn Ihr wollt," sagte der König in den Papieren seines Tisches kramend.

„Ja — da sitzt es. Die Kerle verbergen sich ausgezeichnet gut. Es ist ihnen nicht beizukommen."

Wilhelm wurde aufmerksam. „Wie? Powell kann sie nicht finden?"

„Nein. Es muß ein gewisses Zeichen geben, das sie Alle vereinigt — es muß irgend ein Leiter vorhanden sein, den die Ankommenden an einem Signal erkennen. Powell hat Cassels und Bernardi auf Covent-Garden-Place belauscht — einige Zeit gingen Beide wie suchend umher, da sahen sie plötzlich einen Mann — sie eilten auf diesen zu, Händedrücken, lebhaftes Gespräch — dann eilten die Drei hinweg. Am nächsten Abende war Powell wieder auf dem Posten — da sah er Rokwood kommen mit drei Kerlen und wieder suchten sie, bis sie den Mann von gestern fanden, der nach den üblichen Begrüßungen wieder mit ihnen davon ging."

„Eh — dann ist Powell ein Pinsel," sagte ärgerlich der König. „Wenn er die Kerle für verdächtig hält, so soll er sie festhalten."

„Er hat alle Mühe angewendet, aber es war unmöglich, sie zu stellen. Sie verschwanden in einem Hause in Henrietta-Street, dicht vor den Augen des Polizeimannes."

Der König ward nachdenklicher. „Seltsam," sagte er. „Ich habe auf der Reise auch ein so rätselhaftes Verschwinden beobachtet, es war in den Blackmanstones."

„Ich weiß es," sagte Cutts. „Henry Hobbart hat mir davon erzählt."

„So — so — die Plaudertasche."

„Aber, Majestät, es sind ja mindestens zweihundert Zuschauer gewesen."

„Allerdings, Cutts, das ist richtig — nun ich meine nur, was Powell passirt ist, ist mir auch widerfahren. Es muß Alles natürlich zugehen, die Kerle haben einen Schlupfwinkel dort im Hause, eine Fallthüre — ebenso werden die in Blackmanstones fortgekommen sein — ich hab' es mir nachher überlegt. Freilich hat man Nichts dort entdeckt. Aber die Gardisten des Stuart hier in London? hm — es ist nichts Ernstes, Cutts, arme Teufel, das Geld mangelt dem Jakob." Er seufzte kaum merklich. „Sie werden desertirt sein," fuhr er fort, „weiter nichts. Laß Powell nur machen, sage ihm: er solle die Kerle ruhig auf dem Covent-Garden spazieren lassen, sie thun am Ende nichts Böses dort. Man muß nicht groß Aufsehens von den Geschichten machen — lodtschweigen ist besser."

„Ja, wenn sie in London blieben, Majestät, dann wäre es gut. Aber Powell hat die Kerle weiter verfolgt und da er ihnen in London nicht beikommen konnte, ist er ihnen außerhalb der Stadt auf den Fersen geblieben und da hat er denn gesehen, wie sie hier diesen Palast, diesen Park, diese Mauern umschlichen haben. Sie hielten sich lange Zeit auf und besahen sich Alles genau."

Der König hatte eine leichte Bewegung des Staunens gemacht. „Oh — oh," rief er, heiser lachend. „Mein Kensington gefällt den Jakobiten. Sie sehen es sich ein Mal an — das will ich ihnen gestatten."

Cutts zuckte die Achseln. „Sie sind wie ein Schiff, das seine Entergitter aufgezogen hat, Majestät — ohne alle Furcht vor Ueberfall; aber ich lasse mit der Warnung nicht nach. Mir scheint, daß ein Complott im Anzuge ist — ich bleibe dabei und Powell ist ein alter Praktikus, auch bringe ich mit diesen verdammten Plänen noch etwas Absonderliches in Verbindung. Seit drei Tagen ist zu den Stunden, wo Eure Majestät im Saint Jamespalast Audienz ertheilen, eine fonderbare Frau zu sehen. Sie ist nach der Mode von Anno dazumal verhüllt gekleidet, ist sehr lebhaft trotz ihres Alters, spricht viel von der Verehrung für Eure Majestät und will Sie durchaus sprechen. Man hat sie schon einige Male um ihren Namen befragt, aber sie will ihn nicht angeben. Powell hat sie noch nicht gesehen, aber einer seiner Agenten ist der Frau nachgeschlichen und nur einer der Volksaufläufe, die jetzt täglich in und um Charing-Groß stattfinden, sich den Strand hinabwälzen, hat ihn von der Frau getrennt, aber es scheint ziemlich gewiß, daß die seltsame Person auch in der Umgegend von Henrietta-Street verschwunden ist."

„Es ist vielleicht eine Irre. Ich habe schon einige Male solche Besuche gehabt. Zum Exempel im Jahre zwei und neunzig, als Fullers Complott im Anzuge war. Da kam eine Art von Prophetin nach Hampton-Court, die mir warnte."

„Sprach sie unwahr?"

„Nein — nicht ganz," sagte der König leise. „Aber es klärte sich nachher auf. Sie war eine Person, die aus unglücklicher Liebe zu einem der Genossen des Fuller toll geworden war, der sie verließ und im Wahnsinn plauderte sie aus, was sie da und dort erschnappt hatte."

„Na — vor Liebe ist die alte Dame nicht toll — wenn sie es überhaupt ist, aber mir scheint, sie sei ihrer Sinne sehr mächtig — und ich bege Verdacht."

Der König machte einen kurzen Gang durch's Zimmer. „Sonst noch Etwas, Cutts?"

„Nein. Majestät fahren heut nach Saint-James. Auf der Fahrt dahin wird Henry Hobbart das Commando nehmen und den Dienst im Palast thun."

„Schon gut."

Cutts empfahl sich. Der König öffnete schnell ein Fenster und sog die frische Luft mit großem Behagen ein. Seit seiner Jugend an Engbrüstigkeit leidend, war es für ihn Bedürfniß, so viel als möglich Luft der Felder einzuathmen. Oft genug öffnete er mitten in der Unterhaltung, im Winter, selbst wenn es draußen stürmte und schneite, das Fenster, um sich die Wonne des Einathmens der kühlen Lüfte zu bereiten. Nachdem er einige tiefe Züge gethan hatte, schloß er das Fenster wieder, dann trat er zum Tische, sein Antlitz zeigte den Ausdruck größter Schwermuth. Er nahm einige Papiere und blätterte darin. „Meine Zeit in Unruhe, meine Tage gleich einem Meere, das der Sturm aufwühlt," sagte er leise vor sich hin. „Hier die drohende Kriegsfurie." Er wies mit dem Finger auf eine Landkarte deutend auf die Stelle, wo Flandern und Gent verzeichnet waren. „Im Innern Zwiespalt und Verschwörung. Es ist gewiß keine Erfindung mehr — ich war noch nie war wenig Tagen ohne Mißtrauen, aber heut bin ich überzeugt davon, daß ein Complott im Werke ist — mein Leben bedroht durch Meuchelmörder — und hier — hier," rief er, das Blatt aufstehend, welches er bei seinem Eintritte in der Hand hielt, „hier der schrecklichste Feind, der einzige, den ich fürchte, der Mangel — die Geldnoth." Er ließ sich erschöpft in einen Sessel sinken — seine Augen blickten empor zur Wand, welche ein lebensgroßes weibliches Bildniß schmückte. Plötzlich wichen Gram und Sorge von seinem Antlitze, er erhob die Hand und das Haupt, seinen Mund umspielte ein mattes Lächeln und zwischen den Wimpern seiner schönen Augen blitzten Thränen. (Forts. f.)

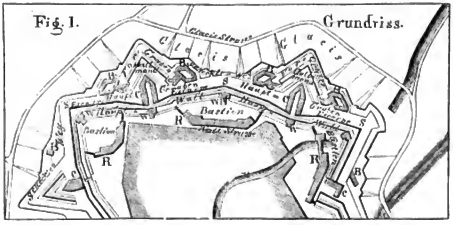
Digitized by Google

Die modernen Festungen.

Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höhern Ingenieur-Offizier.

Die modernen Festungen unterscheiden sich nicht bloß durch die Einfachheit ihrer Construktion von denen der letzten Jahrhunderte, sondern auch durch die Größe ihrer Umfassungen. Nur das Alterthum hat ähnliche Städtebefestigungen gekannt. Die Fortschritte der Kriegskunst und noch mehr die veränderten staatlichen Zustände, die Entwicklung des neuen centralisirten Staats mußten von selbst darauf führen. Daß mit der Zunahme der Größe der Umfassungen das Trachten nach einfachen construktiven Formen wieder vorherrschend wurde, war um so weniger überraschend, nachdem die Schnörkeleien der alten Festungssysteme und die Geheimnißkrämereien der Fortifikatoren des 16., 17. und 18. Jahrhunderts häufig so schlechte Dienste geleistet hatten, und gerade deßhalb, weil man in sie die

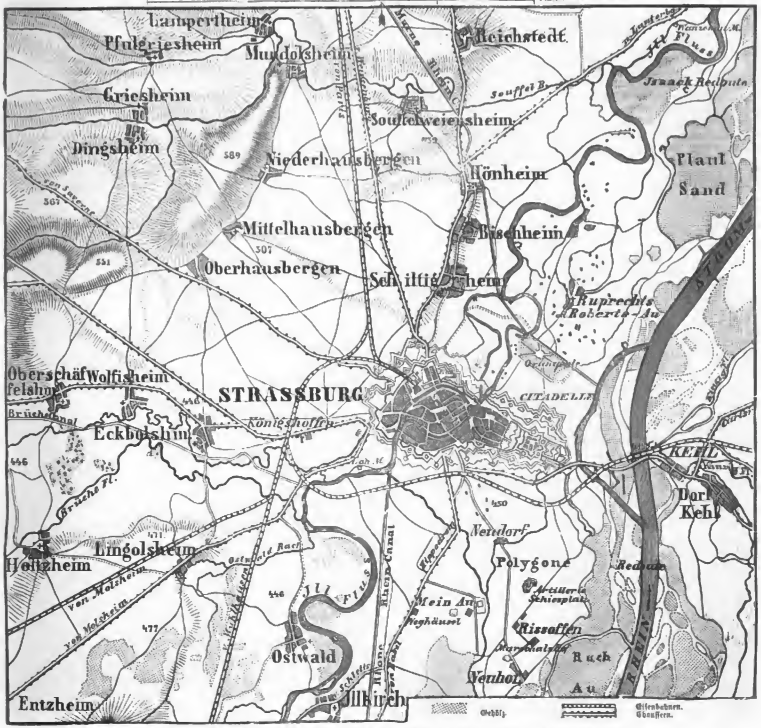
Fig. I. Grundriss.


Glacis
Glacis
Bastion
Bastion
Bastion

fassen und mit Gewalt und einer Ueberzahl von Geschützen die Kanonen, welche auf dem Walle stehen, und die Erdbrustwehr davor selbst direkt gefährten, wurde durch Ricoschet- und Enfilir-Batterien von der Seite unschädlich gemacht und zuletzt auch von Oben durch die Wurf- (Mörser-) Batterien der ganze Raum mit Projektilen überschüttet, wogegen allein der Mineur tief unter der Erde noch einen gesicherten Standpunkt finden konnte.

Mit den Fortschritten im Geschützwesen nahm auch die Größe der Ausrüstung, die Zahl der Geschütze zu, und die verbesserten Communikationen, der Transport per Dampf zu Wasser und zu Land, machten die Beischaffung der größten Artilleriepark in der kürzesten Zeit möglich, so daß, während ein solcher Belagerungspark von 300 Geschützen für den Angriff einer Festung ersten Rangs vor 30 Jahren noch für außerordentlich groß galt,

Fig. IV. Maasstab 1:80000. 1 Preuss. Meile.



Die Höhenzahlen beziehen sich auf den mittleren Wasserstand des Rheins, welcher zu 434 d. Fuß angenommen wurde.

derselbe heute kaum zum sechsten Theile gegen eine nachhaltige Vertheidigung, vollständige Ausrüstung und zweckmäßige Anlage eines Waffenplatzes ersten Ranges ausreichen würde. — Bei der Belagerung von Sebastopol hatten die Franzosen allein 644 Belagerungsgeschütze in Verwendung gebracht, darunter 365 Mörser, also mehr als die Hälfte der Geschütze. Außerdem entlehnten sie von der Marine-Artillerie 605 Geschütze, von den Türken 140 Feuerschlünde, und rechnet man hiezu ihre Feld-Artillerie mit 287 Geschützen, so betrug das ganze verfügbare Artilleriematerial der Franzosen 1676 Feuerschlünde verschiedensten Kalibers. Sie wurden nach und nach mit 80,000 Centnern Pulver und über zwei Millionen Kugeln und Geschossen aller Art ausgerüstet.

Man kann sich hienach leicht einen Begriff von der Größe des deutschen Artillerie-Belagerungsparks machen, welcher jetzt nach Frankreich

Digitized by Google

und sperrt man Mey in Bewegung gesetzt wird, denn wie oberflächlich angeschlagen, sind zum Transport desselben etwa 1000 Eisenbahnzüge erforderlich.

So mußten sich nothwendiger Weise auch Anlage, Ausdehnung und Ausrüstung der Festungen ändern. Die Zickzackform der Wälle verwandelte sich nun in mehr langgestreckte, gerade Linien, und das getheilte Feuer der früher vielfach gebrochenen Linien machte einem massenhaften Frontalfeuer der geraden neueren Festungsfronten Platz. Hiedurch war wenigstens in den Anfängen der Belagerung den Demontir-Batterien des Angreifers gegenüber das Gleichgewicht hergestellt. Den Rikoschet- und Enfilir-Batterien entzogen sich die geradlinigen, ungebrochenen Wälle, indem sie dem Angriff frontal entgegentraten, und bombensicher überwölbte Batterien, Traversen, Galerien, Redutte, kurz, bombensichere Gebäude jeder Art schützen gegen das vernichtende Wurffeuer. Die Anlage der verschanzten Lager durch weiter vorgeschobene Forts gab der Vertheidigung ein höchst wirksames Geschützfeld außerhalb der Festung zurück und sicherte das Innere, die Stadt, gegen die Zerstörungen des feindlichen Feuers gleich in den ersten Anfängen der Belagerung. — Auch in der Zukunft wird die Vertheidigung in der zweckmäßigen Position, Vertheilung und Stärke solcher vorgeschobenen Werke und in der entsprechenden Armirung derselben, sowie in der genügenden *) Deckung jedes Mauerwerks und der Geschütze das kräftigste Gegenmittel gegen die gezogene Kanone finden, während im Allgemeinen das neue Befestigungssystem in seinen Grundzügen beibehalten werden kann.

Die Hauptumfassung.

(Enceinte.)

(Siehe Fig. I. auf Seite 204.)

Die neuen fortifikatorischen Formen zeichnen sich durch eine große Einfachheit aus; sie sind, wenn man den sogenannten Festungsfronten das Kleid und das Hemd abzieht, nichts Anderes als gerade Linien, d. h. geradlinige Wälle mit vorliegenden Mauern und Gräben, welche unter spitz stumpfen, ausspringenden Winkeln S, S zusammenstoßen und in ihrer Zusammensetzung mit mehr oder minder vorgezogener Kreisform die Hauptumfassung (Enceinte) bilden.

Die Festungsfront.

Die gerade Strecke von einem ausspringenden Winkel zum andern nennt man eine Front, in der Figur I. durch S, S, S bezichnet. Manchmal sind die Fronten, statt einer ganz geraden Linie zu folgen, unter stumpfen Winkeln etwas nach Innen (gegen die Stadt zu) gebrochen, aber nie wie früher unter mehr spitzen Winkeln, wodurch die Zickzack- und Zangenform entstanden. Die Länge einer Front hängt von der Schußweite des wirksamen Kartätschschusses ab, welcher den ganzen Graben der Länge nach und den quer in demselben erbauten, von der Ferne nicht sichtbaren Kaponièren C, C, C in Fig. I. zu bestreichen, und jeden gewaltsamen Angriff in letzten Momente noch zu verhindern hat. Diese bombensicher überwölbten, mit Erde bedeckten und für Geschützaufstellung eingerichteten, massiven Gebäude im Graben stehen meist in der Mitte, manchmal aber auch auf den ausspringenden Winkeln der Fronten S, S, S, welche letztere selten über 1000 Schritt Länge erhalten.

Die Fronten sind alle einander ähnlich, und wenn sie auch durch die Verschiedenheit des Terrains, durch besondere Bestimmungen, welche je nach der örtlichen Lage ihnen zufallen, eigenthümliche Aenderungen erleiden, so ändern sich doch ihre Elemente nicht.

Der Wall und die Eskarpe.

(Siehe Fig. II. auf Seite 204.)

Der Wall, welcher auch Hauptwall genannt wird gegenüber den Wällen kleinerer Werke (Halbmonde Fig. I.), welche hie und da jenseits des Hauptgrabens zu besonderem Schutze eines Einganges, eines Thores, kleinen Hafens, einer Kaponière u. s. w. vorgelegt sind, macht den wesentlichsten Bestandtheil der ganzen Befestigung aus. Er deckt das Innere des Platzes zunächst gegen das direkte Feuer der feindlichen Geschütze und gegen jede Einsicht, er ist der hauptsächlichste und das Vorterrain dominirende Tummelplatz der vertheidigenden Artillerie, aber auch die versteckte Aufstellung der mit gezogenen Gewehren oder Wallbüchsen bewaffneten Infanterie. Eine 8 Fuß hohe Brustwehr aus Erde, mit Bankets für Infanterie und mit Kanonenbänken oder eingeschnittenen Schießscharten für Geschütze zur Vertheidigung eingerichtet, deckt zugleich die auf dem Wallgang postirten Mannschaften und Geschütze ganz oder theilweise von Vorn gegen das Feuer der Kanonen und Gewehre, während bombensichere Geschußstände auf dem Walle, welche entweder von Stein und mit Gewölben (in Fig. I. W, W, W) oder erst zur Zeit der Eröffnung des Krieges mit der Armirung der Festung aus Holz aufgeführt werden, gegen das Feuer von Oben schützen sollen. Gegen das furchtbare direkte Feuer der gezogenen Kanone müssen Eisen- oder Gußstahlverkleidungen, ähnlich den Panzerscegatten, in der Zukunft den nöthigen Schutz nach Vorn gewähren, während in allen Fällen, wo es sonst nicht geboten war, Mauerwerk offen dem feindlichen Feuer entgegenzustellen, wie bei den Mauern im Graben, es eine der wichtigsten Sorgen für den Ingenieur bleiben wird, dasselbe der Einsicht des Angreifers und dem direkten Schusse desselben so vollständig als möglich zu entziehen. Gegen die in Erde tief eindringenden und minenartig sich entladenden Geschosse der gezogenen Kanone werden flacher gehaltene Außenböschungen des Erdwalles, den man der Einsicht und dem Feuer des Angriffes nie ganz entziehen kann, bei Anlage neuer Forts oder ganzer Festungen von großem Werthe sein. Wie man sich gegen das Bewerfen von Oben aus gezogenen Mörsern schützen muß, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Durch solche Anordnungen und Einrichtungen werden die grünen, anmuthigen Wallgänge zur Zeit der Belagerung gleich anfangs und später ununterbrochen auf der Angriffsseite der Festung der Schauplatz eines sehr blutigen Drama's, und die zunehmenden Zerstörungen und Zertrümmerungen des Walles und der Gebäude und Geschütze daselbst werden das Zeichen des immer mehr sich nähernden Falles der Festung sein.

Vor dem Walle steht eine hohe Mauer, die Eskarpe, in den neueren Anlagen selten unter 30 Fuß hoch. Diese Mauer soll, so hoch sie auch sei, von Außen nicht gesehen werden, sobald sie in der Entfernung zusammengeschossen werden kann, wie die Annäherung gezogener Geschütze immerhin eine Entfernung von 2- bis 3000 Schritten betragen wird. Diese Sicherung und Verbergung der Eskarpe ist eines der wichtigsten und unter Umständen schwierigsten Probleme der Fortifikation und Technik, aber zugleich eine ebenso kategorische Forderung, damit das bedeutendste Hinderniß gegen den gewaltsamen Angriff nicht beim Beginn der Belagerung schon zertrümmert werde, sondern bis zum letzten Akte des mörderischen Festungskriegs, bis zum Sturm der Bresche, seine wichtige Aufgabe erfülle. So lange diese Mauer, die Eskarpe, nicht in Trümmern liegt, kann kein Sturm mit nur einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Alle Arbeiten, alle Mühen und Drangsale einer Belagerung haben im Grunde nur das eine und wichtigste Endziel: die Breschelegung der Eskarpe. Von Unkundigen hört man aber häufig und so gerne äußern: Wie! — diese Mauern sollen ein so großes Hinderniß sein, über diese ist doch gewiß nicht so schwierig und zumal mit gut construirten Leitern hinüberzusteigen! Ein solcher Zweifel löst sich aber sogleich, sobald nur der Versuch dazu gemacht wird, und dies ohne durch Kartätschen, Handgranaten, Sturmballen und andere Dinge dabei belästigt zu werden. Uebrigens haben derlei Ansichten auch schon Generale gehabt und gelaubt, ohne gangbare Breschen, ohne vorausgegangene gehörige Bearbeitung des Widerstandes mit brutaler Gewalt gegen die Wälle rennen zu können. Die Kriegsgeschichte ist nicht so arm an solchen Beispielen, wir wollen jedoch nur an die neuesten erinnern, an Pelissier's ersten vergeblichen, höchst blutigen Sturm auf Sebastopol, und an General Grant's ersten Versuch, die Festung Petersburg unweit Richmond in Virginien durch gewaltsamen Angriff zu nehmen, von welch' letzterem Punkte nicht einmal bekannt ist, ob er nur gemauerte Eskarpen hat, und wo vielleicht einer einfachen Umwallung wie bei Sebastopol durch die Energie der Vertheidigung eine so große Widerstandskraft verliehen ward.

Die Anwendung der Eskarpen ist verschieden: entweder stehen sie ganz vom Walle ab, in Gräben, oder bilden sie bis auf eine gewisse Höhe die Futtermauer dieser Grabenwand, und endigen in ihrem oberen Theile als freistehende Mauern, indem der Wall etwas zurücktritt und einen Rondengang (Fig. II.) bildet. Die freistehende Mauer ist alsdann mit Scharten versehen, von denen aber nur eine kurze und direkte Richtung des Infanterie-

*) Ob die bisher als genügend anerkannten bombensichern Ueberwölbungen gegen Wurfgeschosse aus glatten Mörsern sich auch gegen Wurfgeschosse aus den neuerdings erprobten und theilweise in Deutschland eingeführten gezogenen Mörsern halten werden, wird sich bald zeigen. Von den betreffenden Oeffnern wird dies entschieden in Abrede gestellt und behauptet, daß die aus gezogenen Mörsern geworfenen Bomben jede bisher als bombensicher anerkannte Ueberwölbung mit Leichtigkeit durchschlagen.

Digitized by Google

feuers über den Graben hinüber nach dem gedeckten Weg und theilweise in den Graben selbst möglich ist, da ja diese Mauer von Außen nicht gesehen werden soll. Der untere Theil der Mauer, die Futtermauer, ist häufig in der Form einer unterirdischen Galerie, Dechargen-Galerie (Fig. II.), an den Wall angebaut. Sie liegt unter dem Rondengange und ist bombensest überwölbt. Die niedere directe Vertheidigung des Grabens geht von der in ausgestellten und untergebrachten Infanterie aus, für welche die Casematten dieser Galerie sichere Unterkunftsräume darbieten.

Der Festungsgraben.

Der vor dem Wall und der Escarpe liegende Hauptgraben (Fig. I. und II.) ist ein unentbehrlicher Begleiter derselben. Ohne Graben würde man für den Wall, welcher schon zur Deckung der Stadt und des Inneren des Platzes gegen das Kanonenfeuer und zur Bestreichung des vor ihm liegenden Terrains immer eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erhalten muß, keine Erde haben, aber sie mit großen Kosten herbeischaffen müssen. Auch ist es durch ihn allein möglich, die Escarpe dem feindlichen Auge und Feuer zu entziehen. Er bildet aber zugleich ein weiteres Hinderniß gegen den Sturm, und noch mehr, wenn die der Escarpe gegenüberstehende schroffe Wand des Grabens, die Contre-Escarpe, senkrecht aufgemauert ist. Eine Breite von 60 Fuß ist die gewöhnliche für den Hauptgraben. Nasse Gräben (auf Mannesshöhe mit Wasser gefüllt) sind ein außerordentlich passives, aber auch durch Schleusen-Einrichtungen und Wasser-Manoeuvres höchst aktives Vertheidigungsmittel, das dem Angreifer den Lohn all' seiner Anstrengungen in den letzten Augenblicken der Belagerung oft wieder entreißen hat. Nasse Gräben sind aber auch wieder mehr gefährlich als nützlich, sobald die eisbedeckte Wasserfläche die natürliche Brücke zum Sturme bildet. Es gibt eben nichts in der Welt, das, wenn auch noch so gut, das Gift des Verderbens nicht in sich trüge. Die alten Fortifikatoren, welche sich vielfach durch höchst sinnreiche Anwendung der vorhandenen natürlichen Hindernisse ausgezeichnet haben, wußten stets aus dem Wasser den größten fortifikatorischen Vortheil zu ziehen, und dies besonders in wasserreichen ebenen Gegenden. Die niederländischen Festungen, die festen Punkte im flachen Norden und Osten Deutschlands und so vielen andern Orten sind Zeugen davon. Alte und mit unseren verbesserten Angriffsmitteln sonst nicht mehr übereinstimmende Fortifikationsanlagen finden immer noch ein kräftiges Widerstandsmittel in ihren nassen Gräben und Inundationen, und sind gewöhnlich weit stärker, als selbst Sachkundige auf den ersten Anblick manchmal glauben möchten. Dagegen wurde dieses wichtige natürliche Hinderniß hie und da bei der Anlage neuer Festungen allzusehr vernachlässigt, und manche Fortifikatoren der Gegenwart dürften deßhalb bei den Alten wieder einen Lehr-Cursus nehmen. Straßburg (Festungs-Plan siehe Seite 205) ist und bleibt, nach des vorzugsweise durch seine großartigen Wasseranlagen, immer noch eine respektable Festung, für so unbedeutend Einzelne sie auch halten mögen. Die Fehler, welche sie hat, hätten durch Umwandlung der Festung in einen großen Waffenplatz durch Vorschieben isolirter Werke, und dies nur nach einigen Richtungen, leicht verbessert werden können.

Straßburg ist eine nicht zu unterschätzende militärische Position, welche den Besitz des Elsaß sichert; es ist gleichzeitig der am weitesten vorgeschobene Vorposten Frankreichs gegen Osten. Es ist die Beschützerin des Elsaß, die Wache der Rheinufer, der große Kriegsplatz, welcher jeder aus Deutschland herbrechenden Armee die Spitze bietet. Baudan hatte die militärische Sicherheit des Elsaß durch Anlegung einer Reihe von befestigten Plätzen, Forts und Citadellen bewirkt. Gegen die Schweiz, im Süden war es Hüningen, dessen Werke in Folge des 1815er Vertrags demolirt wurden; im Norden bildeten Weißenburg nebst den Weißenburger Linien und Hagenau die Vertheidigung; das Centrum des ganzen Fortifikationssystems war Straßburg. Das Unglück dieses Platzes ist seine Lage in einer Ebene. Wenn er 50 Kilometer rückwärts läge, etwa dort, wo Zabern liegt, würden ihn die Abhänge der Vogesen beschützen und ihm eine dominirende Stellung geben. Statt dessen liegt Straßburg eigentlich in einem Grunde; um wenigstens mit dem Blick die Umgegend beherrschen zu können, hat Straßburg den Thurm seines Münsters 142 Meter hoch, also nur 2 Meter niedriger als die größte der egyptischen Pyramiden, gebaut. Der eigentliche Grund, weßhalb man Straßburg angelegt, ist in der Absicht zu suchen, daß man mittelst der Festung den Rhein beherrschen wollte. Indessen liegt Straßburg gar nicht am Rhein, sondern 4 Kilometer davon entfernt an der Ill, einem Nebenfluß des Rheins, der sich hier in drei Arme theilt, und hierdurch mehrere Inseln bildet, auf welcher die Stadt gebaut ist. Die Ill ergießt sich erst in einer Entfernung von 10 Kilometer in den Rhein und ist von Straßburg aus mit demselben durch einen Kanal verbunden, bei dessen Sperrung das Wasser in die Festungsgräben tritt und die Stadt auf diese Weise vertheidigungsfähiger macht. Diese Vertheidigungsmaßregeln hatten ehemals viele Wichtigkeit, und sie haben solche noch heute. Doch die eigentliche Vertheidigungsfähigkeit Straßburgs liegt in seinem ausgezeichneten Fortifikationssystem. Da ist zuerst die befestigte Enceinte und die Citadelle, welche letztere die nach dem Rhein zugekehrte Spitze der ein Dreieck (dessen Grundlinie mit den Vogesen parallel läuft) bildenden Stadt bildet. Auf der Rückseite, den Vogesen zu, ist eine starke Vertheidigungslinie mit zwei einspringenden Bastionen und zwei Forts an den beiden Enden angelegt; im Norden das Fort des Pierres und im Süden das Fort Blane. Man gelangt in diesen Theil der Festung nur vermittelst eines engen Eisenbahnthores und durch das Zaberthor, welches letztere durch Außenwerke sehr gut vertheidigt ist. Die beiden andern Seiten des Festungsdreiecks sind ziemlich gleich. Die südliche, vom Fort Blane bis zur Citadelle, ist mit natürlichem Schutz versehen. Die Festungswälle erheben sich in einer Länge die Arme der Ill und durch Bewässerungsgräben durchschnittenen Ebene. Man gelangt hier in die Festung durch das Thor de l'Hopital und das von Austerlitz. Hinter diesen Wällen liegen die Fourragemagazine, das Militärgefängniß und die Kaserne Austerlitz. Die Nordseite, vom Fort des Pierres bis zur Citadelle, beherrscht zwei Vorstädte, die Robertsau, les Contades, und die von der Ill gebildete Wackener Insel. Die Citadelle, von 1682—1865 erbaut, ist von der Stadt durch eine Esplanade geschieden, auf welcher sich das Material für mehrere Schiffbrücken, ungeheure Wasserwerkräthe, Artillerie- und Geniemagazine z. befinden. Die Citadelle selbst ist ein Fünfeck, mit fünf Bastionen und ebensoviel Halbbinnen. Die Festung hat für 10,000 Mann und 1500 Pferde Kasernement. In der Nähe des Forts des Pierres (N.-O.) liegt die Kaserne Finckmatt, welche der erste Schauplatz der insurrectionellen Versuche des damaligen Prinzen Louis im Jahre 1836 war.

Die Flankirung der Gräben, der nassen und der trockenen, oder, wie der Ingenieur und Artillerist auch sagen, die indirecte Vertheidigung der Gräben geschieht vorzugsweise auf den früher bezeichneten Caponièren (Fig. I. und II.). Sie sind vollständig in den Graben und quer in denselben hineingebaut, von mindestens 6 Fuß starken Mauern umschlossen, bombensest überwölbt, und werden gewöhnlich in einem, oft auch in zwei Stockwerken aufgeführt. Sie reichen weit mehr in den Graben hinein als die Bastions- oder Tenaillen- (Scheeren-) Kasemattен der alten Systeme, und sind hierdurch in der Lage, durch eine größere Zahl von Geschützen und deren mörderisches Kartätschfeuer auf die wirksamste Schußweite jeden gewaltsamen Angriff unmöglich zu machen. Darum sind sie so verdeckt in die Tiefe des Grabens gestellt, damit sie diese wichtige Aufgabe bis zu den letzten Augenblicken der Belagerung erfüllen können, wo sie endlich von der feindlichen Artillerie durch die Contre-Batterien vom entgegenstehenden Grabenrande aus intakt gemacht und beinahe zu gleicher Zeit mit der Verlegung der Escarpe durch die Bresche-Batterien in Trümmer geschossen werden. Bis es dahin kommt, kann aber der regelmäßige Angriff nur schneckenartig vorwärts gehen, und ein großer Zeitraum der solofsten Anstrengungen geht gegenüber einer kräftigen Vertheidigung gewöhnlich voraus. Die Artillerie des Vertheidigers muß zuvor auf dem Walle allmählig zum Schweigen gebracht, seine Geschütze müssen demontirt sein, das Angriffsfeuer aus den nach und nach entstehenden zahlosen Batterien des Feindes muß wahrhaft vernichtend jede Aufstellung auf dem allmählig zum Schutthaufen herabgebrachten Walle unmöglich gemacht haben.

(Forts. f.)

Aus allen Welttheilen.

Württembergische Jäger mit Beute aus Richterburg auf dem Weißenburger Marktplatz. Originalzeichnung von Prof. Häberlin. (Siehe Seite 200.) — Die Heldenthaten und kriegerische Haltung der preußischen Truppen haben gleich von Beginn des Feldzuges den Ehrgeiz der Württemberger herausgefordert, es diesem militärischen Vorbild gleichzuthun, und daß es nicht beim bloßen Vorsatz geblieben, zeigen uns die Berichte vom Kriegsschauplatz. Nicht allein die Tapferkeit der württembergischen Division wird gerühmt, ihre Bereitschaft und Ausdauer, sondern es wird auch ihrer Ausrüstung,

Digitized by Google

Vorpostengung, ihrer ganzen soldatischen Erscheinung alles Lob gezollt. Eingedenk des hohen Preises, um welchen auf Frankreichs Boden gekämpft wird, der aufopfernden Thätigkeit, mit welcher die Heimat für sie sorgt, finden sie nach Sturzbett und Strapazen den wohlgemuthen Uebergang zu Milz und Speck, und lassen auf Mäuschen und am Wachtfeuer still und spät ihre schnubbichen Lieder erschallen.

Unsere Abbildung, an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, versetzt uns auf den Marktplatz von Weißenburg, jenes unmuthigen Asylschlachtfeld an der französischen Grenze, welches durch den Name der Kampf- und Siegesreigen erröthet hat. Württembergische Jäger, standbedeckt und sonnverbrannt, retaurirten Bentelstiefe, die sie in der Festung Lichtenberg erobert. Sie machen unmittelbar das vorzüglichen, hervorragen und ausgezeichnet, die gerade in Weißenburg stationirt sind, und weil sie noch bei seiner Action betheiligt waren, diesen Gegenständen, namentlich der Mitrailleuse, eine doppelte Aufmerksamkeit zuwenden. Es wird bedauert, gestagt, erzählt, und es ergiebt sich folgende Schilderung der Affaire.

Das Bogelen-Schloß Lichtenberg, dem Hohenstwiel vergleichbar, steht nördlich von Ingweiler auf einem steilen Kegel, in die Felsen hinein und auf denselben erbaut. Man hat von dem Berge, der sich etwa 100 Fuß über das umliegende Plateau erhebt, eine hübsche Aussicht in die Vogesen und erkennt bei günstiger Beleuchtung sogar den Strasburger Münster. Unmittelbar an das Schloß lehnt sich das Dorf. Nach der Schlacht bei Wörth rückte die württembergische Division die Lauter, diesen festkennzeichnet, das man im Vertheidigungszustand wußte, zu nehmen, um alle Stockungen hinter dem Rücken der vormarschirenden Armee wegzuräumen.

Am 4ten Früh des 5. August entsendete General Obernitz das 1. und 3. Jägerbataillon, zwei Batterieen, eine halbe Eskadron des 4. Reiterregiments und eine Pionnierabtheilung gegen Lichtenberg, um die Feste zu möglich durch Beschießung zur Uebergabe zu zwingen. Das 3. Jägerbataillon hatte die Nacht zuvor in Rothbach gelegen und rückte von hiesem Orte aus, das 1. Jägerbataillon kam aus dem Biwouak bei Ingweiler durch das Woberthal, und diese Straße mußte wegen der Grundbeschaffenheit des Weges auch die gesammte Artillerie des Detachements benutzen. Gegen 7½ Uhr Morgens trafen diese Kolonnen von Osten und Westen her vor der Feste ein; das 3. Jägerbataillon erhielt den Befehl, den östlich von Lichtenberg gelegenen Wald zu besetzen, das 1. Jägerbataillon wurde in das die Westseite des Forts zunächst liegende Dorf beordert, die beiden Batterieen nahmen Stellung sich auf der Südseite der Feste die Hand, während die Reiterei die Verbindung auf der Nordseite herstellte und so die Einschließung vollendete. Die beiden Bataillonen suchten zunächst sich von Mannschaft gegen die Schießscharten der Straße in einer Entfernung von 2000 und 1700 Schritt aus, jedoch wegen ungünstiger Beleuchtung und Rauher Ueberhöhung der Feste ohne Ergebnis; deshalb fuhren sie um ca. 900 Schritte vor und nahmen à cheval der obengenannten Straße Position, welche zwar die Nase der Feste, aber nicht den Hauptkörper bestoßen, die aber keinen Schaden litteten. Gleichzeitig wurde zwischen den die Feste umwendenden Jägerbataillonen und der Infanteriebesatzung des Forts ein mäßiges Kleingewehrfeuer unterhalten. Gegen Mittag war große Bewegung auf der Brustwehren der Feste und die über den Wall hervorragenden Gewehre gefeuert wurde, so war es doch nach 1½ständiger Beschießung nicht gelungen, weder die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen, noch auch ein Gebäude zu zerstören in Brand zu setzen, ganz wegen der hohen, steilen Stärke des Forts. Aus einer ca. 40' hohen casemirten Umwallung mit Graben und gemauerter Contrescarpe besteht, bildet es einen über 2½ Morgen großen Hofraum, in welchem sich verschiedene Gebäude befinden. Von dieser Sachlage unterrichtet, ließ General Obernitz von dem durch das Waberthal gegen Meisenthal vorrückenden Corps der Division eine weitere Haubitzen-Batterie nach dem Kampfplatz abgehen, welche gegen 11 Uhr vor der Feste eintraf und auf dem linken Flügel der beiden ersten Batterieen aufstuhr. Inzwischen waren die in Action gewesenen Geschütze des Forts demontirt worden, und als auch an den Gebäuden der Feste bedeutende Verheerungen sichtbar wurden, entsendete General Obernitz Adjutanten-Offizier der östlichen Front nach dem Hauptreingange des Forts mit der Aufforderung zur Uebergabe. Der Offizier kehrte aber, nachdem aus der Festung wiederholt auf ihn geschossen war, unverrichteter Dinge zurück. Diese Zurückweisung erregte die Erbitterung der Belagerer; abermals wurde ihre Kampfkraft durch die Ankunft von 2 Kompagnien der 2. Infanterieregiments unter Major Erdoemig gesteigert, welche, von Lauterburg kommend, Rothbach passirt hatten, auf den Kanonendonner zurückmarschirt waren, und sich zwischen die beiden Jägerbataillone zwischoben. Nur mit Mühe konnte die Infanterie, deren Plänkler bis an das Glacis der Feste vorgedrungen waren, von einem Sturmversuche abgehalten werden, namentlich nachdem es den Pionnieren gelungen war, ein Gitterthor zu sprengen. Wäre doch hierbei Bereich vorausssichtlich mit unverhältnißmäßigen Opfern verbunden gewesen, da es der Artillerie nicht glückte, dach auf der Südseite gelegene Hauptthor in Breiche zu legen, obwohl 4 Geschütze der nachgesendeten 6. Batterie, um die die Südseite des Forts zu fassen, in 400 als 60 bis Terrain gefahrene, rechts gezogen und hinter in den wirksamen Bereich des Kleingewehrfeuer der Feste vorgeschoben worden waren. Gegen 3 Uhr Nachmittags hatten die Gebäude im westlichen Theile des Forts durch systematisches Feuer zur Feuerfänger gelitten, doch war es immer noch nicht gelungen, eine derartige Feuerobrunst zu entzünden, daß auf baldige Uebergabe der gut vertheidigten Feste geschlossen werden konnte. Unter diesen Umständen erstattete General Obernitz, erhaltener Instruktion gemäß, den Bericht und Befehl zur Abbrechen des Gefechts, indem er zunächst das 3. Jägerbataillon und das Halbbataillon des 2. Infanterieregiments unter dem Schutze des Artilleriefeuers zurückging, dann auch die 2 seit Morgens 8 Uhr engagirten Eskadronen. Die hohen eingetretenen 6. Batterie setzte das Feuer bis 5 Uhr Abends fort. Das 1. Jägerbataillon, welches bei der engen Terminung und Beschießung der Feste seinen braven Commandanten verloren hatte, und die halbe Eskadron des 4. Reiterregiments erhielten den Befehl, vor der Feste liegen zu bleiben bis zu deren Uebergabe, welche nach den in derselben angerichteten Verheerungen nicht sehr lange auf sich warten lassen konnte. Als die Spitze der zuletzt abrückenden 6. Batterie schon im Walde verschwunden war, welcher den Gesichtskreis des Forts begrenzt, gewahrte man endlich eine aus einem Hauptgebäude emporschlagende Flammensäule und sofort auch weitere Anzeichen eines am sich greifenden Brandes. Auf dies hin ließ General Hügel die gedachte Batterie wieder umkehren und nochmals auf 1700 Schritt Distanz vor der Strecke aufstahren. Nachdem die Batterie kurze Zeit ihr Feuer auf die brennenden Gebäude gerichtet hatte, stürzte das zunächst in Brand gesteckte, demnächst auch das anstoßende Gebäude in sich zusammen, die bisher unsichtbaren und deßhalb noch fast intakten Gebäude im Centrum des Forts bemerkbrend. Die Batterie, den Munitionsvorrath fast nicht mehr achtend, unterhielt ein ununterbrochenes Feuer gegen die sichtbar gewordenen Objekte bis Abends 7 Uhr, um welche Zeit der größte Theil sämmtlicher Gebäude des Forts in Trümmer gestürzt aber von den Flammen ergriffen war. Um 10 Uhr befanden Abends noch kapitulirte die Feste. Um 10. Uhr Abends kapitulirte die Feste. Um 10. Uhr Abends noch das 1. Jägerbataillon, welches mit klingendem Spiel eben einzog, wo Tode und Trümmer, Waffen und Blutlachen den Boden bedeckten. Die Besatzung, welche aus 4 Off. 230 Mann bestanden hatte, zogen 100 Kriegsmuthen, worin zu Gefangenen gemacht. Ueberdieß fielen 7 Geschütze, 200 Chassepots und beträchtliche Munitions- und Proviantvorräthe in die Hände der Sieger. Noch in der Nacht waren Verwundete herabgekommen, die Freiwoise schon bei Wörth ihr Blut vergossen hatten und seither oben ärztliche Hilfe oben lagen. Nachmittags schritten dann die Sieger zur feierlichen Beerdigung ihrer Gefallenen, bei Oberstlieutenants Steiger und mehrerer Jäger.

Der berühmte Oberlehrer. (Neue Fortsetzung auf Seite 201.) — Die Tage von Sedan werden unsern Enkeln ein hochmüthiges Blatt Geschichte sein, zu welchen Eingrabung sich Kito ihren schärfsten Griffel gewählt. Am 24. August war Mac Mahon von Rheims gegen Sedan aufgebrochen, um den rechten Flügel der nach Rheims vorrückenden 4. deutschen Armee zu umgehen und eine Handbietung gegen Bazaine, der in Metz eingeschlossen, zu ermöglichen. Zwei Tage später wurde das Unternehmen dieses wohlgesinnten Staatsmannes in Saupturnetze des deutschen Oberfeldherrn Helmuth Moltke verlegte sich dasselbe von Bar-le-Duc thut Meilen vorwärts nach Clermont-en-Argonne und landte der gegen Paris vormarschirenden 3. Armee den Befehl, sich nordwärts zu concentriren und bereit mit der 4. Armee den Marschall anzugreifen, festzuhalten und zu schlagen. Bei diesem Zuwachsen seinen Gemattmärsche, Auffiellungen und Kämpfe wurden so unvergleichlich ausgeführt, daß König Wilhelm am 1. September an seine Gemahlin telegraphieren konnte: „Gestern herrlichen Sieg errungen, am Abend von 24 Gemehren." Später: „Eine Kapitulation, wodurch die ganze französische Armee sammt dem Kaiser Napoleon Kriegsgefangen, ist so eben abgeschlossen". Als dem König diese Kapitulation von Sedan auf der Höhe über Donchery übergeben war, sprach er in seiner Freude die unvergeßlichen Worte: „Es ist mir, als wenn Gerechtigkeit, welch' großes geschichtliches Ereignis sich zugetragen hat. Ich verdanke dieß den ausgezeichneten Thaten der tapferen Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Gelegenheit ganz besonders fühle, meinen herzlichsten Dank auszusprechen, um so mehr, als dieß großen Erfolge wohl geeignet sind, den Muth noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe, mit mir beseelt, mit mir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen." Und aber bleibt zu wünschen, das Portrait des greisen Königs möge die Erfüllung bedeuten, welche zum guten Theil in seiner Hand liegt.

Chronik des Kriegs. (Fortsetzung zu Seite 191.) Vom 25. bis 31. August 1870.

25. August. Bericht der Ausfuhr und Durchfuhr von Pferden über sämmtliche Grenzen des Deutschen Reichs. Die Festung Bitry in Lothringen ergiebt sich. (Am 16. August war vom 1V. Armee-Corps bei Toul gefochten und am 23. August die Festung Bitsch durch bayrische Artillerie beschossen worden. Am 19. August hatte das Hauptquartier von Gochheim Oberschlesien über eine neugebildete IV. Armee erhalten, aus dem preußischen Garde-Corps, dem IV. und XII. (Königlich sächsischen) Armee-Corps, sowie der 5. und 6. Kavallerie-Division zusammengesetzt. Zum Stabschef dieser Armee wurde General-Major v. Schlichtern ernannt).

26. August. Königliches Hauptquartier in Clermont. Deutsche Truppen besetzen Markolsheim bei Colmar.

27. August. Siegreiches Gefecht sächsischer und preußischer Kavallerie bei Buzancy gegen Kavallerie des Mac Mahon'schen Corps. Die Festung Longwy wird von preußischen Truppen zur Uebergabe aufgefordert.

29. August. Siegreiches Kavalgarden-Gefecht des XII. (Königlich sächsischen) Armee-Corps bei Nouart. Zwei preußische Garde-Cavallerie-Regimenter stürmen Buncq. Ein Ausfall der Besatzung von Straßburg wird zurückgeschlagen. Königliches Hauptquartier in Grandpré.

30. August. Königliches Hauptquartier in Varennes. (Departement Meuse.) Siegreiche Schlacht bei IV., XII. (Königlich sächsischen) und des 1. bayrischen Armee-Corps bei Beaumont (am linken Ufer der Maas) gegen die Mac Mahon'sche Armee, welche des Maasen (am rechten Ufer der Maas) gedrängt wird. In der Nacht zum 31. wird bei Stenay in die rechte Parallele gegen Straßburg eröffnet. Ende August wird die 18. Division (unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin), welche bis dahin zum Schutz der Küsten an der Nord- und Ostsee verwendet war, nach dem Kriegsschauplatz in Frankreich beordert.

31. August. In der Schlacht bei Raiffeville (Mey) wird ein von der französischen Armee in Metz versuchter Durchbruch von dem General von Manteuffel mit dem I. und IX. Armee-Corps, der Division Kummer und der 28. Infanteriebrigade unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl zurückgewiesen. Die bei Beaumont siegreichen deutschen Truppen, zu welchen auch das 5. und 11. preußische Corps gestoßen sind, überschreiten die Maas und umstellen die nach Sedan abgezogene französische Armee. (Forts. f.)

Inhalt: Der Bauernstolz. Historischer Roman von H. Pfau. Forts. — Am Scheidewege zum Forts. — Vermischt. Von Dr. Karl Ruß. — Im Thron und Kerker. Von H. Bittl. Forts. — Die moderne Heilungen. Mit Bildern. — Aus allen Weltheilen: Württembergische Jäger mit Beute auf Schlachtfeld auf dem Weißenburger Marktplatz. mit Originalzeichnung von Professor H. Hoffmann. — Der deutsche Oberfeldherr, mit Portrait. — Chronik des Kriegs (vom 25. bis 31. August). Forts.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in Stuttgart erschien und ist durch alle Buchhandl. zu beziehen:

Vor der Sündflut.

Eine Geschichte der Urwelt.

Herausgegeben von

Prof. Dr. O. Frass.

33 Bogen Text auf feinem Papier mit über 150 Holzschnitten, 30 großen Landschaftsbildern in Farbendruck und 3 Karten. Preis: in elegantem Einband 4 Thlr. = 7 fl. rhein.

Verlag von **Julius Hoffmann** (A. Thienemann's Verlag) in **Stuttgart.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Reclam, Leib des Menschen,

dessen Bau und Leben.

Vorträge für Gebildete

von

Dr. Carl Reclam,

Professor der Medizin an der Universität Leipzig.

Mit 15 Farbentafeln und 256 Holzschnitten.

Elegant gebunden 4 Thlr. 15 Sgr. = 7 fl. 54 kr. südd. Währ.

Wie günstig sich selbst Koryphäen der Wissenschaft über das Werk aussprechen, mag u. a. die nachstehende Kritik zeigen, welche Herr Professor Dr. v. Luschka in Tübingen über dasselbe obgegeben hat:

„Auf interessanten, von Bau und menschlichen Leben und die Vorgänge seines Lebens zum Verständnisse zu bringen, muß als ebenso schönen Zeichen literarer Einsicht in die Bedürfnisse einer wohlgebildeten allseitigen Bildung begrüßt werden. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es dem Werke gelingen werde, das ungetheilte Interesse für eine Wissenschaft zu erwecken, welche an die Lösung der höchsten Fragen heranreicht, die im Stande ist, den Kaltsinn zu siehen: warum und unwiderruf der Mensch seiner Organisation nach das Ziel einer langen Reihe von Lebewesen, warum es die Krone der Schöpfung ist.

Für die Entstehung dieses Buches gebührt der Name des Verfassers. Er wird ihm sicherlich gelingen, durch seine lebendige, seine Gedanken, welche der Stoff ihm an die Hand, Sicherheit des Urtheils, durch Einfachheit und Klarheit angenehm sich zu machen, und durch die reiche Fülle trefflicher Gesichtspunkte auch den noch unvorbereiteten Leser in die Tiefen einer Wissenschaft einzuweihen, welche in ihren Grundsätzen in dem Maße zum Gemeingut der Menschheit werden muß, als die allgemeine Bildung fortschreitet."

Verlag von **Julius Hoffmann** (A. Thienemann's Verlag) in **Stuttgart.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Reclam, Leib des Menschen,

dessen Bau und Leben.

Vorträge für Gebildete

von

Dr. Carl Reclam,

Professor der Medizin an der Universität Leipzig.

Mit 15 Farbentafeln und 256 Holzschnitten.

Elegant gebunden 4 Thlr. 15 Sgr. = 7 fl. 54 kr. südd. Währ.

Wie günstig sich selbst Koryphäen der Wissenschaft über das Werk aussprechen, mag u. a. die nachstehende Kritik zeigen, welche Herr Professor Dr. v. Luschka in Tübingen über dasselbe obgegeben hat:

„Auf interessanten, von Bau und menschlichen Leben und die Vorgänge seines Lebens zum Verständnisse zu bringen, muß als erfreulichen Zeichen literarer Einsicht in die Bedürfnisse einer wohlgebildeten allseitigen Bildung begrüßt werden. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es dem Werke gelingen werde, das ungetheilte Interesse für eine Wissenschaft zu erwecken, welche an die Lösung der höchsten Fragen heranreicht, die im Stande ist, den Kaltsinn zu siehen: warum und unwiderruf der Mensch seiner Organisation nach das Ziel einer langen Reihe von Lebewesen, warum es die Krone der Schöpfung ist.

Für die Entstehung dieses Buches gebührt der Name des Verfassers. Er wird ihm sicherlich gelingen, durch seine lebendige, seine Gedanken, welche der Stoff ihm an die Hand, Sicherheit des Urtheils, durch Einfachheit und Klarheit angenehm sich zu machen, und durch die reiche Fülle trefflicher Gesichtspunkte auch den noch unvorbereiteten Leser in die Tiefen einer Wissenschaft einzuweihen, welche in ihren Grundsätzen in dem Maße zum Gemeingut der Menschheit werden muß, als die allgemeine Bildung fortschreitet."

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Kraftküche von Liebig's Fleischextract

für höhere und unbemittelte Verhältnisse, erprobt und verfaßt

von

Henriette Davidis.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 5 Sgr.

Neu erschien in unterzeichneten Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Gesetz
der
vermiedenen Selbstbefruchtung
bei den
höheren Pflanzen
von
Dr. Otto Wilhelm Thomé.

Mit Illustrationen.

8. eleg. brosch. Preis 12 Sgr.

Cöln u. Leipzig 1870. **Eduard Heinrich Mayer.**

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** erschienen und sind durch alle Buchhandl. zu beziehen:

Schiller's
Dramatische Meisterwerke

mit beleuchtenden Einleitungen

und

Schiller's Lebensgang,

von

H. Viehoff.

Ein Band, elegant in Originalband gebunden, 1 Thlr. = 1 fl. 45 kr. südd. enthaltend:

Die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesco. — Kabale und Liebe. — Don Carlos. — Wallenstein's Lager und Piccolomini. — Wallenstein's Tod. — Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Braut von Messina. — Wilhelm Tell.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche den Leser über das Stück, dessen Entstehung ꝛc. orientirt.

Goethe's
Dramatische Meisterwerke

mit beleuchtenden Einleitungen

und

Goethe's Lebensgang,

von

H. Viehoff.

Ein Band, elegant in Originalband gebunden, 22½ Sgr. = 1 fl. 15 kr. südd.

enthaltend:

Faust erster Theil. — Faust zweiter Theil. — Götz von Berlichingen. — Egmont. — Clavigo. — Geschwister. — Tasso. — Iphigenie auf Tauris.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche den Leser über das Stück, dessen Entstehung ꝛc. orientirt.

G. E. Lessing's
Dramatische Meisterwerke

enthaltend:

Miß Sara Sampson. — Minna von Barnhelm. — Emilia Galotti. — Nathan der Weise.

Mit Biographie und Porträt.

Elegant gebunden 15 Sgr. = 52 kr. südd.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche den Leser über das Stück, dessen Entstehung ꝛc. orientirt.

Ferdinand Raimund's
Dramatische Meisterwerke

mit beleuchtenden Einleitungen

und

Raimund's Lebensgang,

von

A. Zeising.

Elegant gebunden 12 Sgr. = 41 kr. südd.

enthaltend:

Der Diamont des Geisterkönigs. — Der Bauer als Millionär. — Der Alpenkönig und der Menschenfeind. — Der Verschwender.

Jedes dieser Stücke ist mit einer besonderen beleuchtenden Einleitung versehen, welche den Leser über das Stück, dessen Entstehung ꝛc. orientirt.

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Volksbibliothek

der

Griechischen und römischen Classiker

von

Donner, Minckwitz, Mörike, Binder, Cleß, Eyth, Köchly, Rotter, Stahr

und andern Meistern der Uebersetzungskunst.

Vollständig in 200 Lieferungen à 4 sgr. = 12 kr. Südd.

nebst einem werthvollen

Album in Farbendruck,

24 Blätter in Folio mit Beschreibung,

enthaltend: griechische und römische Prachtbauten, Landschaften, Städtepläne, Statuen, Kostümbilder, Porträtbilder ꝛc.

als Gratiszugabe für die Abnehmer der vollständigen Volksbibliothek.

Inhalt der Volksbibliothek.

A. Sämmtliche Werke: **Anakreon,** Gedichte, übersetzt von *Mörike.* **Aeschylos,** Tragödien, *Donner.* **Curtius,** Thaten Alexanders d. Gr., *Siebelis.* **Epiktet,** Handbüchlein der Moral, *Conz.* **Herodot,** Geschichtsbücher, *Bähr.* **Homer,** Ilias und Odyssee, *Donner.* **Horaz,** Oden, Satiren, Episteln, *Binder.* **Lucian,** satirische und polemische Schriften, *Fischer.* **Mark Aurel's** Selbstgespräche, *Cleß.* **Propert,** Elegien, *Binder.* **Quintus** von Smyrna, Fortsetzung der Ilias, *Donner.* **Sallust,** Jugurtha und Catilina, *Cleß.* **Sueton,** Kaiserbiographieen, *Stahr.* **Theokrit,** Idyllen, *Mörike und Notter.* **Theophrast,** Charaktere, *Binder.* **Thukydides,** Peloponnesischer Krieg, *Wahrmund.* **Virgil,** Idyllen, Landbau, Aeneis, *Binder.*

B. Ausgewählte Werke: **Aristophanes,** Vögel, *Minckwitz.* **Cäsar,** Gallischer Krieg, *Köchly.* **Cicero,** Tusculanen, *Kühner.* **Demosthenes,** Philippische Reden, vom Kranze, gegen Leptines und Meidias, *Westermanns.* **Euripides,** Medea, Iphigenie auf Tauris, Phönizierinnen, Kyklops, Bakchen, Alkestis, Rasender Herkules, Elektra, Jon, *Minckwitz.* **Livius,** römische Geschichte, I. Buch, *Gerlach.* **Ovid,** Metamorphosen, Festkalender, Klagelieder, Briefe, *Suchier, Berg, Klussmann.* **Plato,** Phädon, Gastmahl, Apologie, Kriton, Gorgias, *Prantl.* **Plautus,** Zwillinge, Brauerbas, Schatz, Haugesgenst, *Binder.* **Plutarch,** Gracchen und Brutus, Coriolan, Pompejus, Sulla, Marius, Agesilaus, Lucullus, Romulus, *Eyth.* **Sophokles,** König Oedipus, Oedipus auf Kolonos, Antigone, *Schöll.* **Tacitus,** Dialog, Deutschland, Agricola, *Roth.* **Terenz,** Mädchen von Andros, *Herbst.* **Xenophon,** Memorabilien, Anabasis, Hellenische Geschichte, Gastmahl, *Forbiger und Zeising.*

Die Uebersetzungen dieser *Volksbibliothek* sind als die geschätztesten Perlen aus unserer grossen, berühmt gewordenen Sammlung ausgewählt. Immer wird die Bekanntschaft mit den Hauptwerken der alten Classiker für die wesentlichste Grundlage unserer Bildung gelten, und so muss es Jedermann willkommen sein, sich diese Schriften bequem und billig anschaffen zu können, wenn hier die einzige Gelegenheit geboten ist.

Die Volksbibliothek kann auf einmal oder in beliebigen Zwischenräumen durch jede Buchhandlung bezogen werden; einzelne Werke oder Lieferungen aus dieser Ausgabe werden indessen nicht abgegeben, sondern müssen aus der grossen Uebersetzungsbibliothek entnommen werden.

Druck, Papier und Format beider Ausgaben ist jedoch gleicharig, so dass sie sich gut zusammen binden lassen.

☞ *Diejenigen Besitzer dieser Volksbibliothek, welche dieselbe im Einzelnen oder Ganzen aus unserer grossen Classiker-Bibliothek ergänzen wollen, erwirken das ihnen Fehlende leicht durch Vergleichung mit dem Spezial-Katalog, welchen jede Buchhandlung gratis liefert.*

Atlas

zu Alexander v. Humboldt's Kosmos

in 42 colorirten Karten mit erläuterndem Text. Herausgegeben von **Traugott Bromme.**

Broschirt 4 Thlr., — pro Einband apart ca. 12 Sgr. = 42 kr. S.

Digitized by Google

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bulwer's Romane,

neue wohlfeile und allein vollständige Ausgabe.

Vollständig in 22 Bänden à 12 thlr. 21 sgr. = 19 fl. 3 kr. S. mit 20 prachtvollen Stahlstichen. **Jeder Roman** wird auch **einzeln** zu nachstehenden Preisen abgegeben; oder in 127 Lief. à 3 sgr. = 9 kr. S. für die Lieferung.

Verzeichniß der sämmtlichen Romane:

1. Bd. **Eine seltsame Geschichte.** à 21 sgr. = 1 fl. 3 kr. S.
2. „ **Lukretia.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
3. „ **Pelham.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
4. „ **Nacht und Morgen.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
5. „ **Paul Clifford.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
6. „ **Maltravers.** à 15 sgr. = 45 kr. S.
7. „ **Alice oder die Geheimnisse.** à 15 sgr. = 45 kr. S.
8. Bd. **Eugen Aram.** à 15 sgr. = 45 kr. S.
9. „ **Der Verstoßene.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
10. „ **Die Cartons.** à 24 sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
11. „ **Godolphin.** à 12 sgr. = 36 kr. S.
12. „ **Devereux.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
13. „ **Rienzi.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
14. „ **Pompeji.** à 15 sgr. = 45 kr. S.
15. „ **Zanoni.** à 15 sgr. = 45 kr. S.
16. Bd. **Pilger am Rhein; Falkland; Leila.** à 18 sgr. = 54 kr. S.
17., 18. Bd. **Der letzte der Barone,** 2 Bände. Zusammen 24 sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
19., 20. Bd. **Was wird er damit machen?** 2 Bände. Zusammen 1 thlr. 6 sgr. = 1 fl. 48 kr. S.
21., 22. Bd. **Meine Novelle,** 2 Bände. Zusammen 1 thlr. 15 sgr. = 2 fl. 15 kr. S.

Bulwer's geistvolle und spannende Romane sind jedem Gebildeten bekannt; wir hoffen, daß die hiemit gebotene Gelegenheit zu wohlfeiler und bequemer Anschaffung von Vielen gern benutzt werden wird. **Jede Buchhandlung** nimmt Bestellung an und liefert ohne Preiserhöhung, und zwar broschirt zu obigen Preisen; in rothe Leinwand mit Goldtitel gebunden wird bei Abnahme sämmtlicher 22 Bände pro Band circa 5 sgr. = 18 kr. S. apart berechnet.

Billigste Bezugsquelle

für Colportagehandlungen, Expedienten und Wiederverkäufer.

Expedition des **„Buch der Welt"** für Colportage-Vertrieb { Burmester & Stempell, Alexandrinenstrasse 99, / E. Mecklenburg, Krausenstrasse 41, } Berlin

debitiren auch alle andern Lieferungswerke, Zeitschriften, Kalender, Jugendschriften und populäre Werke. Alle Anfragen werden auf's Bereitwilligste sofort beantwortet.

Größtes Lager in Deutschland!!

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

5. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold **Auerbach**; Arthur **Bitter**; **Brachvogel**; **Engel**; **Freiligrath**; Fr. **Friedrich**; **Gerstäcker**; **Glagau**; **Glassbrenner**; **Gumtram**; Ludw. **Habicht**; **Hammer**; M. **Hartmann**; **Hiltl**; Fr. **Hoffmann**; **Huybens**; T. **Kerner**; E. A. **König**; **Krasser**; **Kreysig**; **Liebetreu**; **Lippert**; W. **Löbe**; **Loth**; **Mützelburg**; **Oelschläger**; F. **Pfau**; **Rasch**; **Reclam**; **Reinhardt**; J. **Reitenbach**; M. **Ring**; **Rodenberg**; v. **Roskowska**; **Russ**; **Schasler**; R. **Schmidt**; A. **Schöll**; **Schramm**; **Temme**; **Turgénjew**; **Venedey**; C. **Vogt**; **Walesrode**; **Weck**; M. **Wenzel**; **Werner**, Cap. z. See; **Willkomm**; **Wittstock**; **Wurm**; **Zeising** etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(**Carl Hoffmann.**)

Alle Buchhandlungen, Journal- und Zeitungs-Expeditionen und Spediteure, Kolporteure etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern jedes Heft einzeln.

☛ Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden. Jedes Heft wird einzeln bezahlt.

Inhalt des 5. Heftes.

	Seite
Antwort eines Deutschen (Berthold Auerbach) an den Franzosen Victor Hugo.	209
Die Schlacht bei Wörth. 6. August 1870. Mit Original-Zeichnung von L. Bechstein.	210. 239
Der Bauernkaiser. Historischer Roman von Ferdinand Pflug. (Forts.)	214. 227
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. (Forts.)	217. 250
Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart. Von Franz Maurer. Mit Abbildungen.	218. 233. 252
Die modernen Festungen. Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem früheren Ingenieur-Offizier. Mit Plan von Metz. (Forts.)	220. 238. 255
Im Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl. (Forts.)	222. 254
Napoleon auf Wilhelmshöhe. Von G. Junghans in Cassel.	225
Kampflage vor Straßburg vom 17. bis 31. August 1870. Von Berthold Auerbach.	230. 241
Die Belagerung von Paris. Von Dr. Ferdinand Pflug.	235
Das Asyl des entthronten Cäsars. Von H. Schenke.	246
Aus allen Welttheilen: Der Heerführer der deutschen Südarmee. Mit Porträt. — Die Festung Metz. — Chronik des Kriegs, (Forts.) Denkwürdigste Kapitulationen. — Die Feldpost in Granelotte. — Einst und Jetzt. — Kriegs-Anekdoten, (Forts.). — Beschickung des Bahnhofs zu Saarbrücken, Originalzeichnung von Robert Ausmus. — Metac in Heidelberg. Mit Bild. — Chronik des Kriegs, (Forts.). — Gefallene Größen. Mit 9 Porträts. — Kampfscene bei der Kirche von Frößweiler. Mit Originalzeichnung nach der Natur aufgenommen von Faller	223. 240. 256

Der im vorigen Jahre angestellte Versuch, die älteren Jahrgänge von

Buch der Welt — Freya — Journal illustré

sauber gebunden in Glanzleinwand, mit Goldvignette und Rückentitel, auf den Weihnachtsmarkt zu bringen, hat so allseitigen Anklang gefunden, daß ich mich entschlossen habe, die älteren Jahrgänge

noch weiter herabzusetzen

A. 1. **Buch der Welt, Jahrgänge:** 1843. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 53. 54. 55. 57. u. 58. (die Jahrgänge 1542. 50. 51. 52. 56. u. 59. sind vergriffen), also 12 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl. 8., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. 8.**

2. **Freya, Jahrgänge:** 1865. 66 u. 67. (die Jahrgänge 1861. 62. 63. 64. sind vergriffen, also 3 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang: 3 Thlr. = 4 fl. 48 kr., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. 8.**

B. **Buch der Welt, Jahrgänge:** 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. u. 69., also 10 verschiedene Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl. 8., **herabgesetzt à Jahrgang auf 1 thlr. 25 sgr. = 2 fl. 42 kr. 8.**

Prämien werden bei herabgesetzten Preisen nicht gratis gegeben, auf Wunsch liefere dieselben jedoch à 17½ sgr. = 1 fl. 8. zu Diensten.

C. **Journal illustré des Familles (reich illustrirt, passend für junge Mädchen und zu Prämien-Geschenken in Instituten), Jahrgänge:** 1863 u. 64., also 2 Jahrgänge, alter Ladenpreis à Jahrgang 2 thlr. = 3 fl. 36 kr. 8., **herabgesetzt à Jahrgang auf 25 sgr. = 1 fl. 24 kr. 8.**

Einbände und Decken zum Selbstkostenpreise.

1 Einband **braun** Leinen 10 sgr. = 36 kr. 1 Decke 8 sgr. = 28 kr.
1 „ **roth** „ 12 sgr. = 42 kr. 1 „ 10 sgr. = 36 kr.

Buch der Welt Jahrgang 1870 mit Prämie:

„Pauline Fucca als Faust's Gretchen".
Ladenpreis 2 thlr. 20 sgr. = 4 fl. 48 kr.
Decken und Einbände wie oben angegeben.

Hoffmann'sche Verlagshandlung.

Im Verlag von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Justinus'

Auszug aus des Trogus Pompejus Philippischer Geschichte,
von
Albert Forbiger.
Vollständig in 12 Lieferungen à 3 Sgr. = 9 kr. S.

Lief. 1. Vorwort, Einleitung und Buch 1, Kap. 1 bis 4.
„ 2. Buch 1, Kap. 5 bis Schluß und Buch 2 und 3, Kap. 1 bis 4.
„ 3. Buch 3, Kap. 5 bis Schluß und Buch 4 bis 6, Kap. 1 und 2.
„ 4. Buch 6, Kap. 3 bis Schluß und Buch 7 bis 10.
„ 5. Buch 11 und 12, Kap. 1 bis 12.
„ 6. Buch 12, Kap. 13 bis Schluß und Buch 13 bis 16, Kap. 1 bis 3.
„ 7. Buch 16, Kap. 4 bis Schluß und Buch 17 bis 20.
„ 8. Buch 21 bis 26, Kap. 1.
„ 9. Buch 26, Kap. 2 bis Schluß und Buch 27 bis 32, Kap. 1 bis 3.
„ 10. Buch 32, Kap. 4 bis Schluß und Buch 33 bis 40.
„ 11. Buch 41 bis 44 und Register bis Seite 48.
„ 12. Register Seite 49 bis Schluß.

Eutropius'

Abriß der römischen Geschichte,
von
A. Forbiger.
Vollständig in 3 Lieferungen à 3 Sgr. = 9 kr. S.

Lief. 1. Einleitung und Buch 1 bis 4, Kap. 1 bis 13.
„ 2. Buch 4, Kap. 14 bis Schluß und Buch 5 bis 8, Kap. 1 bis 7.
„ 3. Buch 8, Kap. 8 bis Schluß und Buch 9 und 10.

Herodian's

Geschichte des römischen Kaiserthums seit Marc Aurel,
von
Adolf Stahr.
Vollständig in 5 Lieferungen à 3 Sgr. = 9 kr. S.

Lief. 1. Einleitung und Buch 1, Kap. 1 bis 15.
„ 2. Buch 1, Kap. 16 bis Schluß und Buch 2 und 3, Kap. 1 bis 3.
„ 3. Buch 3, Kap. 4 bis Schluß und Buch 4, Kap. 1 bis 10.
„ 4. Buch 4, Kap. 11 bis Schluß und Buch 5 und 6, Kap. 1 bis 8.
„ 5. Buch 6, Kap. 9 bis Schluß und Buch 7 und 8.

Decimus Junius Juvenalis' Satiren,

im Versmaße des Originals
von
Alexander Berg.
Vollständig in 10 Lieferungen à 3 Sgr. = 9 kr. S.

Lief. 1. Vorwort und Einleitung.
„ 2. Satire 1 und 2, Vers 1 bis 121.
„ 3. Satire 2, Vers 122 bis Schluß und Satire 3 und 4, Vers 1 bis 53.
„ 4. Satire 4, Vers 54 bis Schluß und Satire 5 und 6, Vers 1 bis 90.
„ 5. Satire 6, Vers 91 bis 635.
„ 6. Satire 6, Vers 634 bis Schluß u. Satire 7 u. 8, Vers 1 bis 147.
„ 7. Satire 8, Vers 148 bis Schluß u. Satire 9 u. 10, Vers 1 bis 114.
„ 8. Satire 10, Vers 115 bis Schluß u. Satire 11 u. 12, Vers 1 bis 45.
„ 9. Satire 12, Vers 46 bis Schluß u. Satire 13 u. 14, Vers 1 bis 196.
„ 10. Satire 14, Vers 197 bis Schluß und Satire 15 und 16 nebst Verzeichniß der Eigennamen.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Dannehrg; Engel; Freiligrath; H. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaubrenner; Lothar Bucher; Hammer; M. Hartmann; Hillt; H. Hoffmann; Hopfgarten; L. Kerner; E. H. Krieg; Kreßner; Kruziga; Liebetrau; Lippert; D. Löher; Lorm; Mützelburg; Oelschläger; B. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhardt; J. Rittershaus; M. Ring; Rodenberg; H. Roskowska; Rud. Schleicher; R. Schmidt; A. Schell; Schramm; Temme; Turgenjew; Venedey; C. Vogt; Waldeyer; Weck; M. Wenzel; Werner; Lad. v. Orl. Williomm; Wittich; Worm; Zelling ꝛc. ꝛc.

№ 14. Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Antwort eines Deutschen (Berthold Auerbach)

an

den Franzosen Victor Hugo.

Ich kann nicht voraussetzen, daß Sie ein kurzes schlichtes Wort gelesen haben, das ich beim Beginn des jetzt im Ausbrennen begriffenen Krieges an meine Landsleute gerichtet habe.

Es war ja immer so.

Wir Deutschen haben ständig mit Aufmerksamkeit die Kundgebungen der Franzosen in Betracht genommen, die Franzosen aber — sie haben weder unsere Stimmung im Frieden noch im Kriege erkennen wollen.

Paris ist jetzt belagert. Es ist sehr traglich, ob das Wort eines Berufsgenossen zu Ihnen dringt. Lassen Sie sich aber sofort sagen: Paris hat sich selber immer in Belagerungszustand versetzt, hat kein fremdes Wort der Verständigung zu sich dringen lassen, immer nur sich selbst gehört, und Sie, Herr Victor Hugo, sind selbst in der Verbannung ein eminentes Beispiel dieser Selbstgefälligkeit geblieben. Sie hören nicht auf Worte, sehen nicht auf Thatsachen.

Das werde ich Ihnen beweisen.

Ich darf freilich nicht hoffen, Sie zu bekehren. Ohne Conclusbeschluß sprechen Sie im Bewußtsein der Unfehlbarkeit; Sie werden die Erlösung vom Irrthum von sich weisen. Aber vor der Welt soll gezeigt werden, wohin die Prestige-Anmaßung sich wagt. Inmitten des Krieges soll Verwahrung eingelegt werden und noch nach ihm soll ein Zeugniß bestehen gegen Fälschung der geschichtlichen Thatsachen und Verkehrung der einfach natürlichen Empfindung.

Sie rufen uns an als das „Volk der Denker". Sie glauben vielleicht noch, daß solch ein gönnerisches Lob uns höchlichst beglücke. Sie irren sich. Wir sind das Volk der sittlichen Energie gegen Verkommenheit. Nicht zu Ihrem Vortheil rufen Sie die Denkkraft in uns an. Diese zerstört vor Allem die Macht der Phrase.

Sie und Ihre wiedererwachten Volksgenossen wenden vor Allem Ihre Verwerfung gegen Napoleon.

Wissen Sie, welches der verderblichste Tyrann der Franzosen ist? Die Phrase. Napoleon selbst wurde gewählt, weil sein Name eine Phrase war, und er herrschte durch dieselbe.

Befreien Sie Ihr Volk von der schimmernden hohlen Phrase! Aber freilich, da müßten Sie zuerst sich selbst davon befreien.

Sie sagen — und das ist der Kernpunkt Ihres Briefes, wenn man den weitbauschigen Talar von großen Worten abreißt — Sie sagen: Paris ist die hochheilige, allen Menschenkindern unverletzliche Stadt des modernen humanen Geistes. Vielleicht ist in Wirklichkeit ein psychologisches Phänomen in Ihnen, daß Sie in Paris eine Stadt von anderthalb Millionen Aposteln sehen und auch uns das glauben machen wollen, so daß die vor Paris stehenden Krieger vor diesem kolossalen Jerusalem, wie einst die Kreuzfahrer im gelobten Lande, anbetend niederknieen sollten.

Und wenn Ihre Erwartung sich nicht erfüllt, dann rufen Sie den Schwefel- und Pechregen über die gottlosen Verblendeten herab und prophezeien ihnen ewige Schmach. Sie schüren und übersteigern noch die Anmaßung des Prestige und bannen sie in eine Stadt und hetzen sie zu Ungeheuerlichkeiten auf.

Sie sprechen von Noth und Elend und Jammer in der Stadt und vergessen der Tausende und Tausende deutscher friedsamer Familienväter, die zur Abwehr französischer Anmaßung in Noth und Tod in fremde Lande ziehen mußten.

Sie nennen Paris die Heimstätte Aller aus allen Nationen.

Und das sagen Sie, während Tausende und Tausende redlicher deutscher Arbeiter, mit einer Barbarei ohne Gleichen, durch ein von der Volksvertretung votirtes Gesetz und unter Mißhandlungen des Pariser Pöbels hülflos aus ihren Werkstätten vertrieben sind, wo sie emsig dem Pariser Gewerbfleiß dienten?

Wir Deutsche haben keine Vergeltung geübt. Wir rühmen uns dessen nicht. Wir gehorchten einfach dem Gebote der Humanität, und diesem sind unsere Soldaten treu untergeben, auch wenn sie in Paris einrücken.

Sie, Herr Victor Hugo, haben sich Achtung verdient, indem Sie während der Herrschaft der Napoleonischen Corruption fest und unbeugsam im Exile lebten — aber, heimgekehrt in Ihr Vaterland, erneuern Sie die Corruption der schmeichlerischen Phrase.

Sie hatten die Pflicht zur streng sittlichen Mahnung, aber was thun Sie? Sie verdunkeln und schminken das Laster.

Die Napoleonische Corruption hätte nicht so weit ein, im Grunde edles und hochherziges Volk anfressen können, wenn nau ihm nicht — wie Sie nun auch wieder in Ihrem Briefe — durch bewußten lügnerischen Aufputz seine eigene wirkliche Gestalt unkenntlich gemacht hätte.

Wenn Napoleon vor Sedan betheuert, daß er durch die öffentliche

Meinung des französischen Volkes zu diesem Kriege gezwungen worden, so ist das wahr, obgleich es der Lügner gesagt. Er hat freilich dabei verschwiegen, daß er der Schürer dieser öffentlichen Meinung, der Gier nach den Rheinlanden und der Schlachtsucht über das Gebeihen eines Nachbarvolkes war. Und noch heute begehen Sie, Herr Victor Hugo, die Sünde, das Dogma zu erneuern, das da heißt: Ich, das französische Volk, bin das Volk der Menschenidee. Es soll kein anderes Volk neben mir in seiner Selbstlehre bestehen.

Nach einem Siegeszuge ohne Gleichen in der Geschichte — wobei die Mannezucht und humane Behandlungnahme strenge innegehalten wurde — ist jetzt vor dessen Zeuge vor Straßburg — stehen nun unsere deutschen Heere vor Paris.

Sie, Herr Victor Hugo, rufen uns Halt zu, denn es ist die unverletzliche Offenbarungsstätte des Menschheitsgeistes.

Es ist schon an sich ein Widerspruch, den Geist an eine bestimmte Oertlichkeit zu bannen. Jedes Dorf, das seine Schule hat, in welcher die Gesetze der Menschenliebe gelehrt werden, ist nicht minder heilig und unverletzlich als Paris. Denn die Größe besteht nicht in der Anhäufung der Macht, sondern in der Reinheit und Tiefe des Gedankens.

Aber fragen Sie sich einfach: hätten die französischen Waffen gesiegt, wie wär's dann?

Wir Deutsche haben keine einzelne Stadt, die eine Concentration des aus uns erfundenen Geistes ist. Wir freuen uns dessen, daß es so. Aber hätten die siegenden französischen Soldaten (ich rede nicht von den Turcos, ich erkenne an, daß auch Sie beschämt davon schweigen), hätten die von der Bildung getragenen französischen Soldaten sich zurufen lassen: Haltet ein vor Wittenberg, der Stadt Luthers; vor Berlin, der Stadt Humboldts; vor Königsberg, der Stadt Kants; vor Weimar, der Stadt Goethe's, Schillers, Herders; vor Braunschweig, der Stadt Lessings u. s. w.? Sie und Ihre Landsleute hätten solchen Haltruf gewiß sächerlich gefunden.

Statt den Unsrigen Halt zuzurufen, war es Ihre Aufgabe, Herr Victor Hugo, den Ihrigen zuzurufen: Oeffnet die Thore von Paris! Laßt dieselben, die wir gezwungen haben, über Ströme Blutes hieher zu dringen, ruhig einziehen, faßt uns, vertrauend auf ihre Bildung und Sittlichkeit, Frieden mit ihnen schließen. Hätten Wir gesiegt, wir hätten unbedingt unter Zustimmung aller Parteien die Rheinlande zu Frankreich geschlagen. Nun es anders gekommen, müssen wir die gerauben Provinzen Elsaß und Lothringen, deren Rechtsanspruch nie verjährt, uns in den Gang der Geschichte fügend, dem Mutterlande wieder anheim geben. Fortan sei kein Blutvergießen mehr, denn jeder Tropfen Blutes, der noch vergossen wird (wie Herr Ulrich sagt, nutzlos, aber um dem Feinde Achtung abzuzwingen), schreit zum Himmel auf als ein Opfer der Eitelkeit und Selbstüberhebung.

Das war Ihre Sprache, wenn Sie der Wahrheit und Humanität in treuer Aufrichtigkeit hätten gehorchen und alle eitle Selbstbespiegelung in rhetorisch zugespitzten Antithesen hätten abthun können.

Im schnell wollenden Gange der Zeit kann es vergessen werden, darum sei es noch einmal erwähnt. Hätten die Franzosen gesiegt, die Cultur Europa's wäre in Frage gestellt. Nun der Sieg unser, ist der Bestand der Cultur auf's Neue gefestigt, und in ihr und auch ihr gilt es, das entsetzliche Elend zu lindern und zu heilen.

Wir wünschen, daß die französische Nation ihr Leben lebe, wie wir unser Leben leben wollen. Eher wird kein Friede, kein ruhiger Ausbau des rein schönen menschlichen Lebens in der Welt sein, als bis es dahin gekommen, daß die französische Anmaßung, die Vormundschaft über andere selbstständige Volksindividualitäten, ehe das Aufbauschen von hohlen Phrasen, wie auch Sie jetzt noch solche in die Welt hinaustönen lassen, gründlich abgethan und verschwunden ist.

Dann erst wird Gerechtigkeit, Menschenliebe und emsiger Wetteifer der Nationen im Hervorbringen des Schönen und Guten wieder heimisch und ruhig gesichert werden.

Herr Victor Hugo! Die Franzosen haben bisher den Schuldzwang von sich gewiesen. Der höhere Geist, der die Geschicke der Völker aus ihrem Wesen bestimmt, hat nun den Schuldzwang über Frankreich verhängt. Es muß lernen, in Selbstvervollkommnung und Wahrhaftigkeit sein eigen Wesen ausbilden, ohne den Nachbar bevormunden zu wollen. Es muß erkennen, daß es noch Völker der Bildung neben ihm giebt, und daß nur alle Völker in ihrer Gesammtheit die Erscheinung des Menschheitsgeistes sind.

Sie hätten sich in die Reihe der alten Propheten, aber die alten Propheten haben auch ihren Völkern in's Angesicht gerufen: „Kein Volk verfällt in solche Schmach und Erniedrigung ohne eigenes Verschulden!"

Das zu sagen war Ihre Pflicht.

Das ist der Weg zur Umkehr, zum Frieden des französischen Volkes mit sich selber und mit uns.

Denn auch jetzt noch verkennen wir nicht, daß Erhabenes, das Menschengeschlecht Erhöhendes mit Opfern ohne Gleichen vom französischen Volke ausging.

Wir wollten in Frieden mit ihm leben. Aber der Dämon der Herrschsucht, der Eitelkeit, des Hervorragens über alle Anderen — den auch Sie noch jetzt pflegen — dieser hat den Krieg hervorgerufen, Tod und Verwüstung über ihr Land, und inmitten des Sieges auch Trauer über uns gebracht, die wir Tausende unserer Brüder im Siege verloren und die friedsame Arbeit des Geistes und der Hand zerstört sehen.

Ihnen, dem Schriftsteller, sei noch ein Besonderes zur Erwägung gestellt.

Der Krieg auf Ihrer Seite ist liedlos. Einige cynische Gassenhauer abgerechnet, haben Ihre Soldaten kein Lied. Anfangs wollten sie die Marseillaise anstimmen, aber sie mußten bald selbst fühlen, daß sie sich in Lüge und Spott verkehrt. Auf Ihrer Seite konnte kein Lied entstehen, denn jeder ethische Impuls fehlt.

Mit unserem Heere aber, im Lager und auf dem Marsch, ist der Genius des Liedes, in Frohmuth, in Zuversicht auf das gute Recht, im Zorn gegen die Verderbniß und in der Innigkeit der Versöhnung.

Achten Sie auf dieses Wahrzeichen. Sie werden es verstehen.

Wir als Schriftsteller haben nicht die Aufgabe, den Schlachtenkampf zu schüren. Unser ist es, die Einheit der Menschenseele in den verschiedenen Erscheinungsformen darzuthun, Erkenntniß und Liebe zu pflegen. Wenn die Waffen ruhen — und alle Herzen wünschen, daß es bald sei — dann ist es unser neuer Beruf, die Einheit und friedsame gegenseitige Förderung der Geistescultur wieder herzustellen und nach Kräften zu erhöhen.

Ich weiß nicht, ob Sie meine Worte hören, ja, ob Sie sie hören wollen; aber ich als Einzelner wollte Zeugniß ablegen für das, was wir Deutsche wollen und was auch Sie und Ihre Landsgenossen sollten.

16. Sept. 1870. **Berthold Auerbach.**

Die Schlacht bei Wörth.

6. August 1870.

Von **Dr. Ferdinand Pflug.** Mit Abbildung von **L. Bechstein.**

Die Lage des Mac Mahon'schen Corps mochte nach dem schweren Schlage bei Weißenburg eine ähnliche sein wie die der Division Abel Douay am Morgen dieses unglücklichen Gefechts.

Eine Vereinigung der drei Corps des rechten französischen Flügels mit der Hauptarmee war bei dem raschen Vordringen der deutschen Streitkräfte unmöglich noch jenseits der Vogesen, sondern wahrscheinlich erst in der Mosellinie zu bewirken. Somit schien ein rascher Rückzug des genannten Corps bis in diese Linie um so mehr geboten, als dasselbe auf seinem in der Ausführung begriffenen Marsch von Hagenau nach Saarbrücken die Gefahr lief, vereinzelt geschlagen und in die hart in seinem Rücken gelegenen Vogesen zurückgeworfen zu werden. Allein die beiden anderen Corps des französischen rechten Flügels, Felix Douay und de Failly, befanden sich noch so wenig concentrirt und so weit zurück, daß eine rückgängige Bewegung auch des Mac Mahon'schen Corps, bei einem nur einigermaßen entschiedenen Nachdringen des Feindes, jedenfalls das gesammte Material dieses französischen Flügels demselben in die Hände liefern mußte, und um den Abzug jener Corps und deren Vereinigung zu decken, blieb dem Herzoge von Magenta deßhalb nur für die nächsten Tage an dem diesseitigen Abhang des Gebirges eine Stellung zu nehmen.

Der Marschall wählte dazu die überaus feste Position von

Digitized by Google

Wörth. Der in tiefgeschnittenen Ufern fließende Sauerbach deckte hier in der ganzen Ausdehnung das auf den steilen und theilweise bewaldeten Höhen dahinter aufgeschlagene französische Lager. Die Dörfer Langensulzbach, Wörth und Gunstett bildeten für die Position auf den Bergen vorgelegene Stützpunkte und sicherten den Ausgang zu den Höhen. Auf diesen lehnte sich, Langensulzbach gegenüber, der linke französische Flügel an Neuweiler, die Mitte fügte sich auf die Dörfer Froschweiler und Elsaßhausen, der rechte Flügel auf Morsbronn. Als der Schlüssel zu dieser namentlich im Centrum durch eine vierfache Reihe von Schützengräben und durch eine Anzahl für die Aufstellung der Artillerie vorbereiteter Werke geschützten Stellung konnte Wörth betrachtet werden, von wo der Weg rechts nach Froschweiler, links nach Elsaßhausen die steilen und zum Theil völlig terrassenartig gestalteten Höhen hinaufführt. Bedenklich erschien höchstens, daß jener erste Stützpunkt des französischen Centrums nach dem Verlust von Langensulzbach und Neuweiler von diesen beträchtlich hinter ihm zurückgelegenen Orte umfaßt zu werden vermochte. Auch bei diesem Aufgang, wie nicht minder bei dem von Gunstett nach Morsbronn, war indeß Alles geschehen, die natürliche Stärke derselben noch durch Schützengräben und vorbereitete Geschützdeckungen zu unterstützen, daher schien deren Bewältigung um so unwahrscheinlicher, als diese sämmtlichen Zugänge unter Kreuzfeuer der Mitrailleusen-Batterien gehalten werden, für deren so hoch angeschlagene Wirkung die engen und steilen zu den Höhen führenden Wege das günstigste Schußfeld boten.

An Truppen besaß Mac Mahon außer den vier Infanterie-Divisionen und der Kavallerie-Division seines eigenen Corps noch die bereits herbeigezogene Division Dumesnil des VII. Corps zur Stelle. Seine Stärke konnte demnach in 45 Bataillonen und 28 Escadronen auf etwa 60,000 Mann veranschlagt werden. Außerdem aber sah der Marschall dem Eintreffen der Division Bugot de Lespart des V. de Failly'schen Corps spätestens für den Mittag des 6. August entgegen und hoffte, nach seiner mit diesem Corpsbefehlshaber getroffenen Verabredung, den Zufluß des ganzen Corps desselben vielleicht noch am Abend desselben Tages oder spätestens doch für den Morgen des 7. erwarten zu dürfen.

Speciell hielt auf französischer Seite die erste Division des Mac Mahon'schen Corps Neuweiler, die dritte je mit vier Brigaden Froschweiler und Elsaßhausen, die vierte Morsbronn besetzt. Die Vortruppen dieser Division befanden sich zugleich nach Langensulzbach, Wörth und Gunstett vorgeschoben, die Division Dumesnil des VII. Corps (Felix Douay) und die schon bei Weißenburg so hart mitgenommene 2. Division des Mac Mahon'schen Corps bildeten hinter der Mitte und dem rechten Flügel ein zweites Infanterietreffen. Als letzter Rückhalt hielten hier zugleich auch die drei Brigaden der diesem Corps zugetheilten Kavallerie-Division. Die noch erwartete Division des Failly'schen Corps endlich sollte hinter dem linken französischen Flügel Stellung nehmen, und ihres noch rechtzeitigen Eintreffens hielt man sich um so mehr versichert, als man voraussetzte, sie benütze die hart hinter der französischen Position entlang führende Eisenbahn von Hagenau nach Bitsch und Saarbrücken.

Deutscherseits hinwakirte die Armee des Kronprinzen, vollständig zur Schlacht concentrirt, in der Nacht vom 5. zum 6. August bis Sulz und den benachbarten Ortschaften. Noch am Abend des 5. war die Nachricht eingetroffen, daß man sich dem Feinde in der Entfernung von wenig über eine Meile gegenüber befinde. Man wußte indeß noch nicht, welche Kräfte derselbe dort vereinigt habe, und wurde, um sich hierüber, wie über die von den Franzosen bezogene Stellung zu vergewissern, für den frühesten Morgen des 6. der Vormarsch und eine allgemeine Recognoscirung angeordnet, für welche sich alle Vorbedingungen jedoch derart getroffen fanden, daß man aus derselben unmittelbar in die Schlacht eintreten konnte.

Das II. bayrische Corps des General von Hartmann hatte bei diesem Vormarsch die Richtung auf Langensulzbach, also gegen den feindlichen linken Flügel angewiesen erhalten. Die Mitte war durch das V., von dem bereits bei Weißenburg leicht verwundeten General von Kirchbach beschligte preußische Corps, der linke Flügel durch das XI. preußische Corps des General von Bose gebildet, welchem das aus den Württembergern und Badensern zusammengestellte Corps des General von Werder als Rückhalt folgte, während das I. bayrische Corps des General von der Tann dem deutschen rechten Flügel und der Mitte als Reserve nachrückte.

Die so plötzlich eröffnete und schon für gesichwunden erachtete Aussicht, den Franzosen noch vor dem Ueberschreiten des Gebieges in einem Hauptkampfe begegnen zu können, hatte die deutschen Truppen zur glühendsten Begeisterung und zu stürmischem Wetteifer entflammt. Im Eilschritt strebten alle Heerstäulen vorwärts, jeder Mann persönlich schien nicht schnell genug an den Feind kommen zu können. Mit Donnerruf wurde der gleich mit den ersten Vortruppen aufgebrochene Kronprinz bewillkommt. Schon mit dem Ausmarsch aus den Biwouaks waren bei allen Bataillonen und Regimentern die Fahnen und Standarten zur Schlacht entfaltet worden, und „Nicht zurück!" „Keinen Augenblick zurück!" begrüßte der Jubelruf der deutschen Schaaren die siegverkündenden im Morgenwinde flatternden Fetzzeichen.

Mit dem ersten Tagesgrauen eröffnete vor Wörth das Gefecht. Dem Commandeur der Vortruppen des V. Corps, General-Major Walther von Montbary, hatte es scheinen wollen, als ob der Feind abzuziehen beabsichtige; um sich hierüber aufzuklären und wenn möglich den Gegner festzuhalten, war von ihm ein Bataillon des 37. Regiments gegen den genannten Ort vorgesendet worden. Auch scheinen die Franzosen in der That etwas derartiges beabsichtigt zu haben. Eine nach links vorgeschobene preußische Abtheilung fand Gunstett unbesetzt, und bemächtigte sich desselben für die dieseitige Entwicklung des rechten feindlichen Flügels so wichtigen Punktes. Wörth wurde dagegen von seiner Besatzung kräftig behauptet und an eine Besitznahme des von mehreren Bataillonen vertheidigten Dorfes blieb um so weniger zu denken, als alle Zugänge zu denselben von den Batterien der feindlichen Hauptstellung unter Feuer gehalten wurden.

Mehrere dieseitige Batterien nahmen den Geschützkampf auf. Da indeß ein Angriff auf Wörth erst nach der Umfassung der feindlichen Flügel beabsichtigt wurde, beschränkte sich hier für Stunden hinaus das Gefecht auf eine ziemlich unwirksame Kanonade und das Knattergewehr der beiderseitigen Tirailleurlinien, welche sich in den Weinbergen und den Wiesengeländen des Dorfes mit einander herumschlugen.

Mit scharfem Blick hatten schon seit Eröffnung des Kampfes der Kronprinz und sein berühmter Stabschef, General von Blumenthal, von einer Höhe hinter Wörth die feindliche Stellung und das Verhalten der den französischen Streitkräfte beobachtet und einmal vergewissert von der Absicht des Gegners die Schlacht anzunehmen, schnell ihren Plan gebildet.

Derselbe ging dahin, durch das Vordringen des zweiten bayrischen Corps über Langensulzbach auf Neuweiler den linken französischen Flügel zuerst festzuhalten und allmälig bis hinter das Centrum zurückzudrängen, den Hauptstoß hingegen über Gunstett auf Morsbronn mit dem eignen linken Flügel zu führen. Eine weitausgedehnte Umgehung sollte nach dieser Richtung ausgeführt werden, das mit seinem Hauptheil die Direction auf das hinter Morsbronn gelegene Dorf Oberbach und darüber hinaus unmittelbar auf die von Wörth nach Reichshofen führende Chaussee angewiesen erhielt, welche die französische Rückzugsstraße bildete, und mit deren rechtzeitiger Besitznahme die Vernichtung und Gefangennahme des gesammten feindlichen Centrums als entschieden angesehen werden durfte.

Der Angriff auf dies letztere durch die eigene Mitte blieb dementsprechend dem letzten entscheidenden Moment vorbehalten. Dieser ganze an sich so einfach und doch so vollkommen folgerichtige und der obwaltenden Lage genau angepaßte Plan bedeutete demnach eine Umfassungs- und Vernichtungsschlacht, und zielte, wie eine erster Blick auf einen speciellen Plan des Schlachtfeldes erkennen läßt, unbedingt zu jenen Entwürfen, welche das Gelingen gleichsam in sich selber tragen und nur durch einen nicht vorauszusehenden Zufall in ihrer vollen Verwirklichung gehindert werden können.

Kurz vor acht Uhr Morgens war die Avantgarde des II. bayrischen Corps vor Langensulzbach eingetroffen, und hatte sich dieses wichtigen Uebergangspunkts über den Sauerbach mit leichter Mühe bemächtigt. Um so entschiedener wurden hingegen von den Franzosen die dahinter gelegenen Anhöhen, welche den Zugang zu ihrer eigentlichen Stellung bildeten, behauptet, und in einem langen und schweren Waldgefecht vermochten hier die Bayern nur langsam Terrain zu gewinnen.

Gegen neun Uhr eröffnete auch auf dem entgegengesetzten linken deutschen Flügel der Kampf. Das 95. und 32. Infanterie-Regiment von der 22. Division des XI. preußischen Corps versuchten von dem bereits besetzten Gunstett aus die feindliche Hauptstellung zu erklimmen, und sich namentlich auch des Stützpunktes des rechten feindlichen Flügels, des Dorfes Mosbronn zu bemächtigen.

Sehr bald jedoch machte sich hier der Umstand geltend, daß der Feind den Hauptheil seiner Streitkräfte auf und hinter den Höhen nördlich von diesem Dorfe concentrirt hatte. Trotz aller Anstrengungen vermochten die Bataillone der vorangeführten preußischen Regimenter kein Terrain zu gewinnen. Auch deren Unterstützung noch durch das Regiment 87 blieb ohne Frucht, und noch vor zehn Uhr ging der Feind selber zum Angriff über, welcher mit etwa 6 bis 8 Bataillonen, dabei das 3. Turcos- und 3. Zuaven-Regiment, von ihm auf Gunstett gerichtet wurde.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Wörth. 6. August 1870. Original-Zeichnung von F. Beckmann.

Digitized by Google

Der Heerführer der deutschen Südarmee. (S. Seite 223.)

Digitized by Google

Unmittelbar mit Erkenntniß der Schwierigkeit der seinem linken Flügel gestellten Aufgaben hatte der Kronprinz dem in Amnarich auf Eberbach begriffenen Corps des General Werder Befehl ertheilt, die württembergische Kavallerie-Brigade Graf Schäler und die Infanterie-Brigade Starkloff nach Gunstett zur Unterstützung zu entsenden, und nur mit dem Rest seines Heerkeils die angetretene Umgehung fortzusetzen. Ebenso befand sich hinter der 21. preußischen Division die zu demselben XI. Corps gehörige 22. Division bereits im nahen Anzuge begriffen. Zur Ablenkung eines Theils der feindlichen Kräfte endlich erhielt das V. preußische Corps den Befehl schon jetzt gegen Wörth vorzugehen und den Angriff auf das Centrum der feindlichen Hauptstellung durch das Feuer seiner gesammten Corpsartillerie vorzubereiten.

Im Vorgehen hatte mittlerweile das 3. Turces-Regiment das 32. preußische Regiment zu umfassen versucht. Offenbar wirnten die schwarzen Bursche den langsam zurückweichenden preußischen Schützenschwärmen und Halbbataillonen gegenüber ihre storrechten Erinnerungen von Palästro und Magenta erneuern zu können. Beinahe ganz zu einer im Halbkreise ausgespannten Tirailleurlinie aufgelöst, stürmten sie mit weithin gellendem Gebrul und gewaltigen Sätzen vorwärts, jedoch auf 150 Schritt mit Schnellfeuer empfangen, stockte ihr Sturmlauf, vergebrich versuchten ihre Offiziere sie erneut mit sich fortzureißen, und ein rascher preußischer Vorstoß genügte, den verschüchterten Rest in vollster Auflösung zurückstürzen zu lassen.

Härter und blutiger ward gleichzeitig in der Schlucht nördlich von Gunstett gefrittten. Hier hatten sich drei französische Bataillone, darunter ein Zuaven-Bataillon, fast im Rücken dieses Dorfes festgesetzt und kannten erst nach einem langen und wechselvollen Feuergefecht durch den Flankenangriff eines Bataillons des 87. Regiments zum Rückzuge gezwungen werden.

Das noch um mehrere Batterien verstärkte feindliche Geschützfeuer hemmte jedoch jede Verfolgung. Auch sah sich die geworfene feindliche Infanterie am Saurbach von den noch in Reserve verbliebenen französischen Bataillonen aufgenommen, und dahinter zeigten sich sowohl aus Morsburg wie über den Rand der nordwärts gelegenen Höhen dichte Massen im eiligen Abzuge begriffen, um dem ersten abgewiesenen Vorstoß auf Gunstett sofort einen zweiten, weit umfassenderen Versuch zur Wegnahme dieses Dorfes folgen zu lassen.

14 preußische Batterien hatten indessen im Centrum Wörth und die dahinter gelegenen Höhen unter Feuer genommen. Aber auch feindlicherseits wurden noch immer neue Geschützzüge vorgeführt, und unentschieden rasste die beiderseitige Kanonade hinüber und herüber. Das von der einen wie der andern Seite in dichten Schwärmen geführte Schützengefecht setzte dazu keinen Augenblick aus, und bei der Zähigkeit und der fast tollkühnen Energie, mit welcher von beiden Theilen gerungen wurde, bildete in diesem hin- und herwogenden Getümmel jedes Ackerrain und jeder noch so unbedeutende Terrainabschnitt ein Kampfobjekt, das nur um den Preis ganz unverhältnißmäßig großer Opfer zu erringen war.

Den hart bedrängten linken preußischen Flügel zu entlasten, war von dem Kronprinzen den Vortruppen des V. preußischen Corps die Wegnahme von Wörth und ein Vordringen gegen das feindliche Centrum befohlen worden. Noch blieb indeß ein Nachlassen des in seinen einzelnen Schlägen kaum noch zu unterscheidenden feindlichen Geschützfeuers nicht entfernt zu bemerken, und ein erster Versuch sich des genannten Orts zu bemächtigen, scheiterte deßhalb auch vollkommen. Erst mit einem zweiten Vorstoß gelang es dem 6. und 46. preußischen Regiment, das Dorf zu umfassen und sich vereint mit noch anderen preußischen Truppentheilen, deßselben in einem Kampfe von Haus zu Haus, von Hecke zu Hecke zu bemächtigen. Am Fuße und auf den Abhängen der dahinter gelegenen Höhen stockte jedoch das preußische Vordringen abermals, und in der wirksamsten Kernschußweite der auf sie gerichteten Mitrailleusen wie unter dem trefflich gezielten Feuer der hinter jeder Terrainfalte und in den etagenförmig angelegten Schützengräben eingenisteten feindlichen Scharfschützen, sahen sich die bis hierher vorgedrungenen preußischen Abtheilungen wahrhaft furchtbaren Verlusten preisgegeben.

Ganz ähnlich hatte sich bis dahin auch der schon länger als drei Stunden fortgesetzte Kampf der Bayern gegen den rechten feindlichen Flügel gestaltet. Gegenüber dem zähen Widerstande des Feindes vermochten dieselben nur schrittweise Terrain zu gewinnen, und vor dessen sorgfältig zur Vertheidigung vorbereiteten Stellung in und auf den Höhen hinter Neuweiler schien vollends jedes fernere Vordringen ein Ende finden zu müssen.

Inzwischen war der zweite große Vorstoß der Franzosen auf Gunstett total gescheitert. So kühn und entschlossen der Angriff erfolgte, so mannhaft erwies sich die Vertheidigung. Unter den sicheren Schüssen des den Umfreis dieses Dorfes besetzt haltenden 11. preußischen Jäger-Bataillons vermochten in einem dreimaligen Sturmlauf weder die feindlichen Schützenschwärme sich den Zugang zu diesem Orte zu öffnen, noch die denselben folgenden Massen sich zu entfalten und zu behaupten. Von allen Seiten von dichten Schützenketten umfaßt, wurden die Franzosen schließlich mit ungeheuren Verlusten über den Saurbach zurückgetrieben, und nur ihre vor Morsbrunn bewirkte Aufnahme durch eine neuaufsteigende Division wie das noch immer in unverminderter Hestigkeit andauernde überlegene feindliche Geschützfeuer verhinderten die nachdringenden preußischen Schützenschwärme, Compagnie-Colonnen und Halbbataillone sich dem geworfenen Feinde auf den Fersen gleich unmittelbar dieses Aufgangspunkts zu dem feindlichen rechten Flügel zu bemächtigen. (Schluß f.)

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von S. 195.)

V.

Der Amtsschreiber hatte mit dem Verlassen der Wohnung des kaiserlichen Feldmarschalls die Richtung nach dem Basseler Thor eingeschlagen. In der Vorhalle des dort gelegenen Thurms war er von dem Gefängnißschließer bereits erwartet worden.

„Ist alles vorbereitet?“ fragte er, eine ihm von diesem gereichte Hornlaterne an sich nehmend.

„Alles in Ordnung,“ erwiderte der Gefragte. „Dir für den Transport der Gefangenen bestimmten Bauern harren unten.“

„Es gilt keine Zeit mehr zu verlieren,“ murmelte der Schreiber, noch einen vorsichtig spähenden Blick auf den dunklen Wallgang zurückwerfend, „der Rottmeister hat offenbar Verdacht geschöpft, und es wäre immerhin möglich, daß derselbe schon vor der bestimmten Stunde eintrafe. Er darf die Gertrud keinesfalls mehr hier finden.“

„Ist das die Treppe, welche zu dem Gefängniß hinunterführt?“ kehrte er sich wieder zu dem Schließer. „Nun denn, reiche mir die Schlüssel zu der Pforte, wie zu den Ketten der Dirne. Die Bauern sollen sich bereit halten, und du selber begiebst dich in die Wachtstube, um auf den ersten Lärm die Wachtmannschaft aufmerksam zu machen und hierher zu weisen. Da nimm,“ er reichte ihm eine aus seiner Tasche genommene Rolle Geld. „Im Uebrigen aber flüchtest du mit den Bauern, und du besitzt mein Wort, der Stelle des Schloßwarts auf dem Schlosse meines Grafen ist dir sicher.“

„Danke, Herr,“ versetzte der Mann mit freudigem Grinsen. „Hier sind die Schlüssel. Doch um den Herrn Amtsschreiber nicht aufzuhalten, habe ich die Ketten der Dirne vorhin schon geöffnet. Von dem Vorlegeschloß braucht der Bügel nur zurückgeschlagen zu werden.“

„Gut, sehr gut. Nun geh und achte genau auf jedes Geräusch. Möglich, daß die von dem Sawelli abgesendeten Leute sich noch vor Mitternacht einfinden.“

„Mein Plan kann nicht fehlschlagen,“ übertegte der Schreiber, die Treppe zu dem Gefängniß hinabsteigend. „Bei dem Eifer, welchen ich für die Verurtheilung der Dirne gezeigt habe, ist es geradezu undenkbar, daß sich irgend ein Verdacht gegen mich wenden sollte.

„Es ist ein Meisterstreich, den ich da zu vollführen im Begriff stehe. Der hochmüthige Dünkel und die brennende Rachgier dieses wahnsinnigen Narren, des Sawelli, sind mir dabei freilich prächtig zu statten gekommen. Hahaha! Was der übereifrige Herr bei dem Hinunterwerfen der von mir ihm eingebrockten Suppe für Gesichter schneiden wird! In der That, es wäre unmöglich die Sache besser vorzubereiten, und für die nächsten Tage hatte ich das Spiel vollkommen in Händen. Wenn man nach dem von mir angeflisteten Getümmel den Kerker des Mädchens leer findet, wird sich offenbar die nächste Muthmaßung der Entführung derselben auf den Sawelli lenken. Dadurch ist aber einer etwaigen Verdächtigung gegen mich die Spitze abgebrochen. Zugleich muß unter diesen Umständen jede

Digitized by Google

Befolgung als überflüssig erscheinen, und meine Bauern behalten auf Zeit im Ueberfluß, das zum künftigen Aufenthalt meiner schönen Gefangenen bestimmte Schloß Rottenberg zu erreichen. Wenn sich aber auch endlich der Sowiß vor dem Werth und meinem Grafen über den Nichtbesitz des Mädchens ausgewiesen hat, nun, so kann es mir zu schon gar nicht fehlen, den Bauernkaiser an dessen Stelle vorzuschieben. Das Mitentführen des Schließers giebt mir vollständig freie Hand dafür.

„Was aber dann?“ warf er sich unter dem Probiren der Schlüssel die Frage auf. — „Ha! wozu soweit hinausdenken, das Verhalten des Jakob Eschwanger wird dabei bestimmend für mich sein, und meinen Grafen weiß ich schließlich so nach meinem Belieben zu lenken. Liefert der Alte gutwillig seine Schätze an mich aus, nun, so heirathe ich das Mädchen vielleicht. Wo aber nicht, so muß ich ihn in der einen oder der anderen Weise in meine Hände zu bringen suchen, und seine Ausliefrung an den Grafen gleicht Alles aus. Die Gertrud bleibt mir danach erst recht überlassen und — ja, fürwahr, so vermag ich mir schließlich aus meinem Verfahren noch ein besonderes Verdienst zu gestalten, und so will ich handeln. — Na, endlich giebt die Thür nach!“

Gertrud war mit dem Erkennen des Eintretenden aus der zusammengekauerten Stellung emporgefahren, welche sie zum Schutz wider die Kälte eingenommen hatte. Der schwache Lichtglanz der Laterne ließ den Reif, welcher die Wände dieses schrecklichen Gefängnisses dick überzogen hielt, gleich unzähligen Diamanten aufleuchten. Der Boden war von der zu Eis erstarrten Feuchtigkeit wie mit einem Spiegel überzogen.

„Es ist der Scheider!“ hatte das gefängstete Mädchen im höchsten Schrecken ausgerufen. „Was will der Mensch von mir? — Er kommt, mich wieder zum Verhör oder zum Tode zu führen! O Gott, ist denn keine Rettung mehr?“ In ihrer wahnsinnigen Verzweiflung hatte Gertrud die Hände vor das Gesicht geschlagen, doch die schweren Ketten, womit dieselben gefesselt waren, zogen ihre Arme wieder nieder.

„Schweig, thörichte Dirne,“ raunte der Schreiber ihr zu. „Um aller Heiligen Willen keinen Laut. Ich komme, dich zu retten. So —“, er war vor dem Mädchen niedergekniet und hatte von dem Vorlegeschloß der ihre Füße umspannenden Eisenstange den Bügel zurückgeschlagen, „tritt heraus aus dem Eisen. Und nun schnell, reiche mir die Hände her, um auch diese Fesseln zu lösen.“

„O nur nicht die Folter!“ flehte Gertrud, „ich will ja Alles bekennen und ich bin ja so unschuldig! Gewiß, ich habe die Bedeutung der Zauberssprüche selber nicht gekannt, welche einst die alte Zigeunerin, die Marsa, mich gelehrt hat. Wenn ich seit dem Tode meiner guten Mutter mit meinem Vater gezogen bin, so geschah es auf sein Geheiß und um die Kranken und Verwundeten zu pflegen. Habt doch Erbarmen mit mir. Gnade! Erbarmen!“

„Willst du schweigen,“ schnaubte der Schreiber sie an. „Unglückliche, wenn irgend wer dein Gejammer hört, sind wir Beide verloren! So, da sind auch die Fesseln von deinen Armen abgestreift. Jetzt schnell, folge mir.“

Gertrud starrte ihn wie aus einem Traume erwachend an, sie schüttelte die Arme, wie um sich von der Wahrheit der ihr gewährten Erleichterung zu überzeugen, doch sie gehorchte nicht. „Dir folgen?“ stieß sie aus gepreßter Brust hervor.

„Schnell komm,“ drängte der Schreiber, „ein Augenblick der Verzögerung kann Alles verderben. Folge mir!“

„Dir? Nimmermehr! O mich täuschest du nicht. Wenn mein Vater meiner Warnung Gehör gegeben hätte, nie würde das letzte Unglück über uns hereingebrochen sein. Ich ahnte deinen Verrath schon, als du auf der großen Versammlung zu Herrschried die freien Bauern zu der Parteinahme für die Kaiserlichen und Bayern zu bestimmen wußtest. Und warst du es denn auch, welcher heute noch erst dem Blutgericht über mich vorgesessen hat? Verrätherin du, dein Vorgeben ist, wie immer, auch diesmal nur Lug und Trug. Ich folge dir nicht, nun und nimmer.“ Der Uebergang in den Empfindungen des Mädchens war nicht minder plötzlich, als am Morgen dieses selben Tages, wo sie ihren Vater zu bestimmen wußte, den Berthold Schöpflin zur Hülfe zu eilen. Es lag offenbar eine gedoppelte Natur in ihrem Charakter, die von dem Instinkt ihres Herzens beherrschte und geleitete Jungfrau war mit dem ersten Anstoß dazu an die Stelle des eben noch so schwachen und jammernden Kindes getreten.

Das Erstaunen des Schreibers über die unvorhergesehene Verwandlung und diese das Gelingen seines ganzen Plans bedrohende Zurückweisung stand in seinem Antlitz zu lesen. „Aber, Mädchen, besinne dich doch,“ erneute er nach einem Moment der Sammlung seine Vorstellungen. „Willst du dich denn selber dem Holzstoß überliefern? Heukt bei deinem Verhör stand ich die als Richter gegenüber, doch jetzt bin ich dich zu retten gekommen.“

„Du, mich zu retten?“ stammte Gertrud auf. „Lügnee, du! Kenne ich dich denn nicht? Es ist wahr, du hast meine Ketten gelöst, aber nur, um mich durch irgend eine falsche Vorspiegelung, oder einen neuen tückischen Verrath um so sicherer zu verderben. Ha! jetzt weiß ich es. Mein Vater und der Geoeg sind da, um mich zu befreien, und um ihre Bemühungen zu vereiteln, trachtest du zuvor noch mich von hier fortzulocken. Siehst du, wie du dich entlarvst! Nein, ich gehe nicht mit dir!“

Ein dumpfer Lärm von dem Eingange des Thurmes war mit den letzten Worten des Mädchens fast noch zusammengetroffen. Auch von weit aus der Ferne drangen durch das ehrne Schmale Luftloch des Kerkers verworrene Töne und jetzt, deutlich unterscheidbar, der Knall mehrerer rasch auf einander fallender Schüsse zu dem Ohr der Beiden. In der That war bei diesen bedrohlichen Zeichen jeder Tropfen Blut auch den Wangen des Schreibers entwichen, mit vorgebeugtem Oberkörper und angehaltenem Athem lauschte er, zu der geöffnet gebliebenen Pforte und der nach oben führenden Treppe zurückgewendet.

„Da sind sie schon!“ jubelte das Mädchen. „Sie sind da! sie kommen, mich zu retten!“

„Fort!“ ergriff der Scheider ihren Arm. „Es ist der Rottmeister, die nächste Sekunde wird dich rettungslos dem Scheiterhaufen überliefern.“

„Rühre mich nicht an, Elender!“ rief das Mädchen. Mit übergegener Kraft hatte sie ihren Arm von seinem Griffe befreit.

Eine Explosion ließ den Thurm in seinen Grundfesten erschüttern. „Gertrud! Gertrud!“ rief aus der Vorhalle eine Stimme.

„Es ist der Berthold!“ jauchzte das Mädchen. „Gelobt sei Gott! die Heiligen haben mein Gebet erhört. Berthold! Berthold!“

Der Scheider stand vom Schrecken wie erstarrt, doch das Hinstürzen Gertruds zur Thür rief ihm seine Besinnung zurück. Er warf sich ihr in den Weg und versuchte zugleich die Pforte in's Schloß zu werfen und von Innen zu verriegeln. Die Beiden rangen mit dem äußersten Aufgebot ihrer Kräfte mit einander.

„Verflucht!“ keuchte er, unter der wüthenden Anstrengung seine ihm an physischer Kraft weit überlegene Gegnerin zurückhaltend, „soll am Ende gar nur dieser läppische Bauernbursche von meinem so gut vorbereiteten Plane den Vortheil davontragen? Zurück, Dirne! Halt! Haltet auf!“

Sie hatte sich von ihm losgerungen, die Thür flog hinter ihr in's Schloß und der Schreiber sah sich wie in einer Falle gefangen. Vergeblich rüttelte er an der eisernen Pforte. Seine Finger blukten von dem verzweifelten Bestreben, den eingeschlagenen Drücker zu heben und ihn so einen Ausweg zu öffnen, sein Rufen verhallte unter dem plötzlich in und rings um den Thurm losgebrochenen tobenden Lärm. Durch die gänzliche Erschöpfung seiner Kräfte gezwungen, von seinen vergeblichen Bemühungen abzulassen, raufte er sich das Haar und heutte vor Wuth.

Mit dem Rufe: „Berthold, hier bin ich! ich komme!“ war Gertrud die Treppe hinaufgeflogen. Die Beiden hielten sich in einer innigen Umarmung umschlungen.

„Gerettet!“ jubelte der junge Mann. „Meine Gertrud! Du lebst, ich hatte dich wieder. Gelobt sei Gott! Doch jetzt schnell fort! Fort von hier!“

„Halt! Pest und rother Hahn! was ist das?“ Der ganze Ausgang des Thurmes zeigte sich mit Bewaffneten erfüllt, doch ließ die herrschende Dunkelheit von denselben allerdings kaum mehr als die dunklen Umrisse der Köpfe unterscheiden, während im Innern des Thurmes irgend eine Unterscheidung überhaupt unmöglich blieb.

„Ich wußte es ja, daß der verdammte Scheider irgend ein nichtsnutziges Stückchen im Hinterhalt haben würde,“ ließ sich die vorige Stimme von Neuem vernehmen, „doch kommen wir glücklicher Weise noch zur rechten Zeit, um hier gleich das ganze Nest auszunehmen. Halt! Fest zusammengeschlossen! Ergebt euch, ihr Halunken!“

„Vorwärts!“ donnerte im gleichen Moment der Ruf Bertholds. „Gieb Raum, ihr Schreine!“ Ein Rechen von Spießen streckte sich ihm entgegen, vergebens rang er diesen eisernen Wall zu durchbrechen.

„Mord und Tod! die Stimme sollte ich kennen,“ vernahm man in dem wilden Getümmel den Ruf des Führers der Gegenpartei. „Holla! hierher, mein Bursch. Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen, wenn wir Beide nicht noch ein Hühnchen mit einander zu pflücken haben.“

Digitized by Google

„Hatt, werda! Verrath! Feinde, Feinde!“ lärmten verwirrte Rufe im Rücken der die Thür versperrenden Abtheilung. „Zum Gewehr! zu den Waffen!“ Schüsse blitzten auf. Im gleichen Moment schallten Waffentärm und donnernder Feldruf auch von unter dem Thorbogen. „Viktoria und Ferdinand! Hier gut kaiserlich alleyeit! Zu Hauf die Bauern von Fürstenberg! Verrath! Die Kaiserlichen haben uns überfallen! Der Schuft, der Schreiber, hat uns verrathen! Zu Hauf! zu Hauf! Hier Wirth! Hier Landshut und Maximilian!“ wurde durcheinander gerufen.

Berthold war, die Stichsetzung der Gegner benützend, in's Freie durchgebrochen. Gertrud befand sich an seiner Seite. Einer der aufblitzenden Schüsse hatte jedoch im gleichen Moment den Führer der Gegenpartei sein Gesicht unterscheiden lassen.

„Daß dich!“ rief der Mann, „es ist der Bauernbengel, welcher mir heute Morgen den dämlichen Schlag auf den Schädel versetzt hat. Alle Hagel! wie kommt der hierher? Doch gleichviel. Ho! mein Bürschchen, wir haben noch eine Rechnung mit einander auszugleichen. Ich wußte doch, daß wir uns kennen sollten. Wie du mir, so ich dir!“

Berthold fühlte sich rücklings von dem Rottmeister umschlungen. Umsonst rang er sich von dem Eisengewicht des ihm so unversehens erwachsenen persönlichen Gegners zu befreien.

„Hieher ein Paar von euch!“ rief sein Widersacher den Seinen zu. „Greift mit zu, den Kerl lebendig zu fangen, und laßt die Dirne nicht entkommen. Holla! mein Junge, gieb dich, es nützt dir nichts. Heute morgen warst du über mir, jetzt komme ich über dich, das gleicht sich aus. Wen ich halte, der ist geliefert! Himmel, Holla . . .“

Er hatte die Riesenkraft und Verzweiflung des jungen Waidmanns nicht in Anschlag gebracht. Berthold war es gelungen, den rechten Arm aus der Umschlingung seines Feindes zu lösen, und seine Hand preßte dessen Kehle zusammen. Die Arme des Halberdesselten lösten sich und im nächsten Moment flog der Rottmeister in den Wallgraben hinunter.

„Gertrud! Gertrud!“ rief der junge Mann die unter dem vorigen Ringen von seiner Seite Gerissene.

„Berthold, Hilfe! hieher! rette mich!“ antwortete ihre Stimme aus dem dichtesten Gedränge.

Der junge Jäger hatte sich zu ihr Bahn gebrochen, doch bereits fand er sich von vier, fünf neuen Gegnern zugleich angegriffen.

„Fliehe den Wall hinunter!“ rief er dem Mädchen zu. „Schnell, rette dich!“

Sein Zuruf kam zu spät. Der von dem Schreiber Beschehene und mit der Entführung des Mädchens beauftragte Gefängnißwärter war vom Zufall Gertrud in den Weg geführt worden. „Das nenne ich Glück im Unglück!“ jubelte der Kerl, diese gleich einem Waarenballen aufgreifend und trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr und ihres Geschreis mit ihr den Wall hinabflüchtend.

„Fort!“ rief er einigen hinter einer Pallisadenlücke versteckten Bauern zu. „Hier ist die Dirne, und der Herr Schreiber wird sich schon selber salviren haben. Verwärts denn, hier gilt kein Säumen, bis zum Morgen müssen wir wenigstens den Theil unseres Weges bis über die kaiserlichen Posten hinaus zurückgelegt haben.“

Unter der Abwehr der ihn bedrängenden Feinde und dem verdoppelten Lärmen und Schießen um sich herum war Berthold dieser Vorgang ganz entgangen. Die Dunkelheit und das Gewirr der Streitenden gereichten ihm zum Vortheil; bereits hatte er sich abermals Bahn gebrochen, nur einer oder zwei besonders hartnäckige Burschen hafteten noch an seinen Fersen.

„Fliehe, Gertrud!“ suchte der junge Mann die vermeinte glückliche Flucht der Geliebten zu bestätigen. — „Hier sind die freien Bauern!“

„Haltet den Schelm auf!“ schnaubte, den Wall hinaufkeuchend, der von seinem unfreiwilligen Sturz wieder erstandene und durch die Rufe Bertholds auf dessen Fährte gewiesene Rottmeister. „Laßt ihn nicht entkommen, ich muß ihn haben, todt oder lebendig.“

„Holla! mein Bürschchen; wenn du dich nicht gutwillig geben willst, nimm das.“ Er hatte während dem Hinaufklimmen ein Pistol aus dem Gürtel gerissen, mit dem ersten aus dem Radschloß desselben sprühenden Funken flühte er sich jedoch am Kragen ergriffen und wurde die Waffe ihm aus der Hand gewunden. Der Schuß ging wirkungslos in's Blaue. Vergeblich bot er seine ganze Kraft auf, sich zu befreien.

Der so unverhofft aufgetretene neue Gegner des Führers der Kaiserlichen war der Bauernkaiser, welcher, ebenfalls durch die Stimme des jungen Jägers geleitet, diesem zu Hülfe geflogen war.

„Berthold, bist du's?“ richtete derselbe noch unter dem Ringen mit dem durch seine abermalige Niederlage zu den wüthendsten Anstrengungen aufgestachelten Rottmeister die Frage an den jungen Jäger: „Wo ist Gertrud?“

„Dorthin,“ entwiederte der Gefragte; „sie flüchtet den Wall vorauf. Doch schnell ihr nach. Mach' ein Ende mit dem Hallunken.“

„Hier Landshut und Maximilian!“ Eine geordnete bayrische Abtheilung hatte den Wall erstiegen. „Die Musketiere nach links und rechts ausgebrochen!“ ertheilte der Führer derselben den Befehl. „Fangt mir die Schelmen lebendig, keiner dieser Satansbrut darf uns entkommen.“

„Landshut und Maximilian! Nehmt den Kerl in Gewahrsam, er ist der Rädelsführer des ganzen Gesindels.“ Der Bauernkaiser hatte, schnell besonnen, den Rottmeister mitten unter die herzustürzenden bayrischen Musketiere geschleudert. Unter der durch die Bewältigung und Gefangennahme desselben verursachten Verwirrung war es ihm und dem jungen Jäger leicht geworden, sich durch die neu aufgetretenen Feinde einen Ausweg zu bahnen.

„Gertrud! Gertrud!“ Der Ruf, mit welchem die Beiden den Wall hinabstürmten, fand keine Erwiederung, nur von weit jenseit des Thores wollte es Berthold einen Augenblick bedünken, als ob er seinen Namen rufen hörte. Der Lärm, das Schießen, Trommeln, Blasen aus der Stadt, wie die verwirrten Rufe vor, neben, hinter ihnen machten jedoch jede genauere Unterscheidung unmöglich. In der Richtung des Basler-Thores war eine Explosion aufgegangen und das sich derselben anschließende furchtbare Geschrei ließ sie vollends kaum noch den Laut ihrer eigenen Stimmen vernehmen.

„Dort ist die Bresche schon, über welche wir in die Stadt gedrungen sind,“ hielt der Bauernkaiser seinen Begleiter zurück, „und Gertrud befindet sich nirgends. Heiliger Gott! Sollte sie vielleicht gar den Feinden wieder in die Hände gefallen sein?“

„Unmöglich!“ versetzte der junge Jäger. „Ich sah sie hinter mir den augenblicklich fast leeren Wall hinabflüchten. Doch wenn sie meinen Zuruf überhört oder nicht verstanden haben sollte, wenn sie sich verirrt hätte? Gertrud! Gertrud! Ich fliege zurück, durchsuche du die dem Walle zunächst gelegenen Gassen. An der Bresche finden wir uns wieder.“

Der neue Versuch, die Verlorne zu finden, hatte kein besseres Resultat ergeben; nach mehr als anderthalbstündigem vergeblichen Suchen waren die beiden Männer nahe der vorigen Stelle wieder zusammengetroffen. Von dem Basler Thor krachte jetzt Salve um Salve, dort wie auch nach der Richtung des Steinthors schlugen die hellen Flammen gen Himmel. Der Widerschein dieser Feuersbrünste gewährte genug Licht, um hier auf dem Walle die Dinge und Personen nothdürftig unterscheiden zu können.

„Hast du sie gefunden?“ fragte der Bauernkaiser den jungen Jäger schon aus der Ferne.

„Nein. — Und du?“

„Auch nicht?“

„Gottlob! das seid Ihr ja. Ich fand schon darauf und daran, Euch verloren zu geben,“ rief, von der Bresche herbeieilend, der schwedische Offizier den Beiden zu. Nun, das ist doch ein Gondium. Das Stückchen werden der Savelli und der Werth sobald nicht vergessen. Doch nur fort, die Unseren sind schon meist voraus.“

„Geht allein, Herr,“ weigerte sich der Bauernkaiser, dieser Aufforderung Folge zu geben. „Meine Tochter ist mir wieder verloren gegangen. Ich kann und will ohne sie die Stadt nicht verlassen.“ Der unglückliche Vater fand im Begriff, auf jede Gefahe sich noch einmal zur Erneuerung seiner Nachforschungen in die Stadt zurückzuwagen.

„Halt!“ hielt ihn der Offizier zurück. „Seid Ihr wahnsinnig, Mann, Euch so völlig muthlos dem wüthenden Feinde in die Hände zu liefern? Wenn Eure Tochter aus dem Gefängniß entkommen ist, so wird sie mit den übrigen Flüchtlingen auch den Weg in's Freie gefunden haben. Alle die befreiten Gefangenen und die halbe Einwohnerschaft haben sich unter dem Schutz der in der Stadt herrschenden Verwirrung über die unbewachten Wälle geflüchtet. Warum sollte Eure Tochter allein zurückgeblieben sein? Wahrscheinlich ist vielmehr, daß sie gleich unmittelbar den Weg in die Berge eingeschlagen hat. Jedenfalls aber werdet Ihr sie dort außen eher als hier innen antreffen. Uebrigens hat es mit dem Mädchen auch keine Gefahr mehr. Der kaiserliche General Auffeß ist mir vorhin geradewegs in die Hände gerathen und befindet sich unter guter Bewachung uns ebenfalls schon vorausgesendet. Nehmt den Gefangenen an Euch, für die Ausliefierung desselben wird man Euch Eure Tochter gerne zurückgeben.“

Der Bauernkaiser zögerte nichtsdestoweniger noch.

Digitized by Google

„Ich hab's!“ hatte der junge Jäger ausgerufen. „Der Herr hat Recht, die Gertrud kann nur in's Freie geflüchtet sein. Die Fürstenberg'schen Bauern haben vorhin das Baseler Thor aufgesprengt und sind bis zum letzten Mann da hinaus gestüchtet. Sie wird sich sicher mit denselben gerettet haben. Ich will ihr nach, will sie suchen. Durch mein Verschwinden ist sie verloren gegangen, und nicht eher will ich ruhen noch rasten, bis ich sie gefunden habe.“

„Nun denn, thut das, junger Mann,“ entschied der Offizier. „Doch nun fort! Die Ruhe beginnt sich in der Stadt wiederherzustellen. Es ist für uns die höchste Zeit, an unsern Rückzug zu denken.“

Widerstrebend war der Bauernkaiser den beiden Andern gefolgt.

„Was geschehen konnte, Eure Tochter zu retten, ist von uns versucht worden!“ richtete der Offizier das Wort an denselben. — „Wenn es indeß in dem Rathe da Oben anders bestimmt war, nun, Mann, so bleibt Euch noch die zweite Pflicht, dieselbe zu rächen. Wollt Ihr, indem Ihr Euch durch Euer Jägern den Feinden freiwillig überliefert, Eure Rache mit darangeben?“

„Rache! ja Rache!“ murmelte der Bauernführer, aus seinem dumpfen Brüten emporfahrend. „Gehen wir denn. Wenn mein Kind nicht gerettet werden konnte, so soll es mindestens gerächt werden. Ich will meine Rache haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 198.)

XXXI.

Schubin hatte nicht übertrieben. Die unerwartete Nachricht von Helenens Heirath hätte Anna Wassiljewna beinahe umgebracht. Sie mußte das Bett hüten. Nikolai Artemjewitsch hatte von ihr verlangt, sie solle ihre Tochter nicht vor sich lassen; es schien ihm dieser Vorsall gelegen, sich als unumschränkter Herr im Hause zu zeigen, seine Macht als Oberhaupt der Familie geltend zu machen; er scheie und donnerte beständig gegen die Dienstboten und dachte jeden Augenblick: „Ich will Euch zeigen, wer ich bin, ich will Euch lehren — wartet nur!“ So lange er zu Hause war, sah Anna Wassiljewna die Tochter nicht und begnügte sich mit der Anwesenheit Job's, die sich überaus dienstfertig bezeigte, dabei auch gelegentlich dachte: „Dieser Inkarow vorziehen — und wem?“ Sobald jedoch Nikolai Artemjewitsch das Haus verließ (und das war ziemlich oft der Fall, da Augustine in der That zurückgekehret war), dann kam Helena zu ihrer Mutter — und diese betrachtete ihre Tochter lange, mit Thränen in den Augen. Dieser schweigende Vorwurf brang tiefer in Helenens Herz als alles Andere; es war nicht Reue, was sie in solchen Augenblicken empfand, aber doch ein der Reue nahekommendes tiefes, grenzenloses Bedauern.

„Mütterchen, liebes Mütterchen!“ sagte sie, ihr die Hände küssend, — „was sollte ich denn thun? Es ist ja nicht meine Schuld, ich liebe ihn, ich konnte nicht anders handeln. Beschuldigen Sie das Schicksal, es hat mir einen Mann zugeführt, der Papa nicht gefällt, und der mich Ihnen entführt.“

„Ach,“ unterbrach sie Anna Wassiljewna, — „erinnere mich nicht daran. Wenn ich bloß daran denke, wohin du reisen willst, preßt es mir das Herz ab!“

„Liebes Mütterchen,“ entgegnete Helena, — „möge Ihnen das wenigstens ein Trost sein, daß es ärger hätte kommen, daß ich hätte sterben können.“

„Auch ohne dieß hoffe ich nicht mehr, dich wiederzusehen. Entweder wirst du dort irgendwo, unter einem Zelte dein Leben lassen (sie dachte sich Bulgarien ungefähr wie eine sibirische Moorsteppe), oder ich werde die Trennung nicht ertragen ....“

„Reden Sie nicht so, gutes Mütterchen, wir werden uns noch sehen, mit Gottes Hilfe. In Bulgarien gibt es ja Städte, ganz wie hier.“

„Was für Städte gibt es da! Jetzt ist dort Krieg, jetzt wird dort, denke ich, überall mit Kanonen geschossen .... Du wirst bald fahren!“

„Bald .... wenn nur Papa .... Er will eine Klage einreichen, er droht uns mit Scheidung.“

Anna richtete den Blick gen Himmel.

„Nein, Lenotschka, er wird nicht klagen. Ich selbst würde niemals meine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben haben, ich wäre lieber gestorben; was geschehen, kann aber nicht geändert werden, und meiner Tochter werde ich keine Schmach anthun lassen.“

So vergingen einige Tage. Endlich faßte Anna Wassiljewna ein Herz und verschloß sich eines Abends in ihrem Schlafzimmer mit ihrem Manne allein. Alles im Hause war still geworden und horchte. Anfangs war nichts zu hören; dann erhöhte Nikolai Artemjewitsch's Stimme, hernach entspann sich ein Wortstreit, nur vernahm Geschrei, wollte sogar Gestöhn vernommen haben .... Schon wollte Schubin mit dem Dienstmädchen und Jos zu Hilfe eilen; der Lärm im Schlafzimmer wurde jedoch allmählig schwächer, ging in Genurmel über und hörte auf. Nur setten ließen sich schwache Anfälle von Schluchzen vernehmen — und auch diese hörten auf. Ein Geklirre von Schlüsseln ward vernommen, dann ein Knarren des geöffneten Schreibpults .... die Thür ging auf und Nikolai Artemjewitsch kam heraus. Er warf grimmige Blicke auf Jeden, der ihm in den Weg kam, und fuhr in den Club. Anna Wassiljewna lieh Helena zu sich beschieden, umarmte sie herzlich und sagte mit bitteren Thränen:

„Alles ist in Ordnung gebracht, er wird keinen Lärm machen und kein Hinderniß steht dir im Wege, du kannst reisen .... uns verlassen.“

„Sie werden erlauben, daß Dmitri hierher kommt, Ihnen zu danken?“ fragte Helena ihre Mutter, als diese sich etwas beruhigt hatte.

„Warte, mein Herz, ich kann den Bösen, der uns von einander trennt, noch nicht sehen. Vor der Abreise wird sich dazu noch Zeit finden.“

„Vor der Abreise,“ wiederholte Helena betrübt.

Nikolai Artemjewitsch hatte eingewilligt, „keinen Lärm zu machen“; doch sagte Anna Wassiljewna ihrer Tochter nicht, welchen Preis er darauf gesetzt hatte. Sie sagte ihr nicht, daß sie ihm das Versprechen, alle seine Schulden zu bezahlen, gegeben und ihm sofort tausend Rubel eingehändigt hatte. Dann hatte er außerdem noch Anna Wassiljewna entschieden erklärt, er wünsche nicht, mit Inkarow zusammenzutreffen, und nannte ihn immer nur den Montenegriner, im Club jedoch hob er ohne jeden Anlaß an, mit seinem Mitspielenden, einem Ingenieur-General außer Diensten, von der Heirath seiner Tochter zu sprechen. „Haben Sie gehört,“ warf er mit affektirter Nachlässigkeit hin, — „meine Tochter hat vor lauter Gelehrsamkeit einen Studenten geheirathet.“ Der General sah ihn über die Brille an, brummte ein „Hm!“ und sragte ihn dann: „Was spielen Sie aus?“

XXXII.

Der Tag der Abreise rückte unterdessen heran. November war fast vorüber und ein längerer Verzug unmöglich. Inkarow hatte schon längst alle seine Vorbereitungen beendet und brannte vor Begierde, Moskau so bald als möglich zu verlassen. Auch der Arzt drang in ihn. „Sie müssen in ein wärmeres Klima,“ sagte er zu ihm; „hier können Sie nicht gesund werden.“ Auch Helena quälte die Ungeduld. Inkarow's Blässe und abgezallenes Aussehen machte ihr Sorge. Beim Anblick seiner veränderten Aeußern beschlich sie oft eine unwillkürliche Furcht. Ihre Stellung im elterlichen Hause war unerträglich geworden. Die Mutter jammerte über sie wie über eine Hingeschiedene, und der Vater behandelte sie mit verächtlicher Kälte. Die bevorstehende Trennung verursachte auch ihm geheimen Kummer, er hielt es jedoch für Pflicht als beleidigter Vater, seine Gefühle, seine Schwäche geheim zu halten. Endlich äußerte Anna Wassiljewna den Wunsch, Inkarow zu sehen. Er ward in aller Stille durch die Hintertthür zu ihr eingelassen. Als er in ihr Zimmer getreten war, vermochte sie lange nicht, das Wort an ihn zu richten und konnte sich nicht einmal entschließen, ihn anzusehen. Er setzte sich neben ihren Lehnstuhl und erwartete mit ruhiger Ehrfurcht ihr erstes Wort. Helena saß auch dort und hielt die Hand ihrer Mutter in der ihrigen. Endlich erhob Anna Wassiljewna die Augen und sagte: „Gott möge Ihnen vergeben, Dmitri Nikomorowitsch ....“ und sie hielt inne, die Vorwürfe erstarben auf ihren Lippen. — „Sie sind ja aber krank,“ rief sie; „Helena, er ist krank!“

Digitized by Google

„Ich bin krank gewesen, Anna Wassiljewna," entgegnete Inßarow, „und bin auch jetzt noch nicht völlig genesen; ich hoffe indessen, die heimathliche Luft wird meine Kräfte vollends wiederherstellen."

„Ja .... Bulgarien!" ließ Anna Wassiljewna hören, und sie dachte dabei: „Mein Gott, ein Bulgare, halbtodt, die Stimme wie aus einer hohlen Tonne, die Augen groß wie ein Teller, ein ganzes Skelett, der Rock als gehöre er nicht ihm, geld wie eine Hundsfamille — und sie, seine Frau, und sie liebt ihn .... das muß doch ein Traum sein ...." Sie fand sich aber gleich zurecht. — „Dmitri Nikomorowitsch," sagte sie, — „Sie müssen durchaus .... durchaus fortreisen!"

„Ja, durchaus, Anna Wassiljewna."

Anna Wassiljewna blickte ihn an.

„Ach, Dmitri Nikomorowitsch, gebe Gott, daß Sie die Leiden nicht erdulden, die ich jetzt ertragen muß .... Sie geben mir aber das Versprechen, sie zu beschützen, Sie zu lieben .... Noth werdet Ihr nunmehr, so lange ich am Leben bin, nicht zu leiden haben."

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie breitete die Arme aus, Helena und Inßarow fielen an ihre Brust.

Der verhängnißvolle Tag war endlich gekommen. Es war abgemacht worden, daß Helena von ihren Eltern zu Hause Abschied nehmen, sich aber dann aus Inßarow's Wohnung auf den Weg machen sollte. Die Abreise war auf zwölf Uhr festgesetzt. Eine Viertelstunde vor dieser Zeit stellte sich Berßenjew ein. Er vermuthete, er werde bei Inßarow dessen Landsleute, die demselben das Geleite zu geben wünschten, antreffen; sie waren aber Alle schon vorher abgereist; ebenso auch die dem Beter bewußten geheimnißvollen zwei Unbekannten (sie waren bei Inßarow's Hochzeit Zeugen gewesen). Der Schneider empfing mit einem Bücking den „lieben Herrn"; er habe sich vor Betrübniß, vielleicht auch vor Freude, daß die Möbel ihm verblieben, stark angetrunken. Seine Frau führte ihn bald fort. Im Zimmer war bereits Alles zurecht gelegt: ein Mantelsack, mit Schnüren zusammengebunden, lag auf dem Fußboden. Berßenjew arbeitet in Gedanken, viele Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf.

Zwölf Uhr war längst vorbei und der Fuhrmann bereits mit den Pferden da, die „Neuvermählten" zeigten sich noch nicht. Endlich wurden hastige Schritte auf der Treppe laut, und Helena, von Inßarow und Schubin gefolgt, trat herein. Ihre Augen waren von Thränen roth, sie hatte ihre Mutter ohnmächtig zurückgelassen, die Trennung war sehr schwer gewesen. Schon mehr als eine Woche hatte Helena Berßenjew nicht gesehen, er war in der letzten Zeit stets zu Stachow's gegangen. Sie erwartete ihn nicht anzutreffen. „Sie!" rief sie, — „ich danke Ihnen!" Sie warf sich ihm mit Ungestüm um den Hals, Inßarow umarmte ihn ebenfalls. Ein unbehagliches Schweigen trat ein. Was konnten diese drei Menschen einander sein, was ging in diesen drei Herzen vor? Schubin erkannte die Nothwendigkeit, einen Ton, lebendige Worte in diese Stille zu bringen.

„Wieder sind wir Drei versammelt," begann er, — „und zum letzten Male! Wir wollen uns den Fügungen des Geschicks unterwerfen, uns im Guten des Vergangenen erinnern und mit Gott — ein neues Leben beginnen! Mit Gott hinaus in's Weite," stimmte er an und hielt inne. Er fühlte sich plötzlich verwirrt und verlegen. Eine Sünde war es, dort zu singen, wo ein Todter sich befand; und in diesem Augenblicke, in diesem Zimmer wurde jenes Vergangene, wovon er redete, das Vergangene derer, die dort versammelt waren, eben zu Grabe getragen. Es wurde zu Grabe getragen, wenn auch, um zu neuem Leben aufzuerstehen .... abgeflorben war es aber doch.

„Nun, Helena," sagte Inßarow zu seiner Frau gewandt, — „jetzt, denke ich, ist Alles in Ordnung? Alles bezahlt, Alles eingepackt. Nur dieser Mantelsack muß hinuntergeschleppt werden! Heda! Wirth!"

Der Wirth trat mit Frau und Tochter in's Zimmer. Er hörte, etwas lamentend, Inßarow's Befehl an, lud sich den Mantelsack auf die Schulter und lief rasch, mit den Stiefeln lärmend, die Treppe hinunter.

„Jetzt, nach russischem Brauch, müssen wir uns setzen."

Sie setzten sich. Berßenjew ließ sich auf den kleinen Diwan nieder, Helena nahm neben ihm Platz, die Wirthin mit ihrer Tochter hockten an der Schwelle nieder. Alle schwiegen, lächelten gezwungen und Niemand wußte warum. Jeden trieb es, zum Abschied ein Wörtchen zu sagen, und Jeder Wirthin und Tochter natürlich ausgenommen, die rissen bloß die Augen auf) fühlte, daß in solchen Augenblicken nur etwas Plattes gesagt werden könne, und daß jede gediegene, oder kluge, oder auch bloß herzliche Rede nicht an ihrem Platze, fast eine Unwahrheit sei. Inßarow erhob sich zuerst und betrauigte sich .... „Lebe wohl, du unser Stübchen!" rief er.

Küsse wurden ausgetheilt, schallende, doch kalte Abschiedsküsse, Glückwünsche auf die Reise, halbaussprechene Bitten, Versprechungen, einander zu schreiben, und die letzten halbunterdrückten Abschiedsworte — ....

Helena bestieg mit weinenden Augen den Reiseschlitten, Inßarow bedeckte ihre Füße sorgsam mit einem Teppiche, Schubin, Berßenjew, der Wirth, dessen Frau und Tochter mit dem unausbleiblichen Tuche auf dem Kopf, der Hausknecht, ein fremder Handwerker im gestreiften Schafrocke — sie standen Alle an der Treppe, als plötzlich ein kofibarer Schlitten, mit einem raschen Trabet bespannt, in den Hof fuhr und, den Schnee vom Kragen schüttelnd, Nikolai Artemjewitsch herausſprang.

„Noch nicht fort, Gott sei Dank!" rief er und lief zu dem Reiseschlitten. — „Da, meine Helena," sagte er, sich unter das Schüttenbed verbeugend und ein kleines Heiligenbild in Sammetfutteral aus der Rocktasche hervorlangend; „unseren elterlichen Segen noch zuletzt auf den Weg," und er hängte ihr das Bild um den Hals. Sie brach in Thränen aus und bedeckte seine Hände mit Küssen; unterdessen hatte der Kutscher aus dem Vordertheile des Schlittens eine halbe Flasche Champagner und drei Gläser hervor.

„Nun," sagte Nikolai Artemjewitsch, — und helle Tropfen rollten auf seinen Augen auf den Biber des Mantels, — „gute Geleite .... unsere Wünsche ...." Er goß den Champagner ein, seine Hände zitterten, der Schaum ergoß sich über den Rand und fiel auf den Schnee. Er nahm ein Glas, gab die beiden anderen Helena und Inßarow, der bereits neben ihr Platz genommen hatte. — „Gott verleihe Euch ...." sing Nikolai Artemjewitsch an und vermochte nichts weiter zu sagen — er stürzte sein Glas hinunter; die Anderen thaten es gleichfalls. — „Jetzt sollet Ihr eigentlich, meine Herren," sagte er, zu Schubin und Berßenjew gewandt — doch hier trieb der Fuhrmann die Pferde an. Nikolai Artemjewitsch lief noch etwas neben dem Schlitten her. — „Vergiß nicht, und zu schreiben," sagte er mit gebrochener Stimme. Helena streckte den Kopf vor und sagte: „Leben Sie wohl, Väterchen, Andrei Petrowitsch, Pawel Jakowlewitsch, lebt Alle wohl, leb' wohl Rußland!" und sie fiel auf ihren Sitz zurück. Der Fuhrmann schwenkte die Peitsche, pfiff, die Schlittenglocke knarrte, der Schlitten bog rechts zum Thore hinaus — und verschwand in der Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart.

Von **Franz Maurer.**

Mit Abbildungen *).

Mit gerechter Bewunderung lesen wir von den Heldenthaten der wackern deutschen Reiter und Fußgänger in dem Kampfe mit den Franzosen, aber nur wenig wird beachtet, was eine andere Truppe ausrichtet, ohne die wir nicht siegen, ja nicht einmal in den Kampf ziehen könnten, nämlich die Artillerie. Sie ist diejenige Waffe, welche die Erfolge der andern Truppen vorbereitet und sehr häufig, wo nicht immer, entscheidet. Man frage einmal einen braven Krieger, der mit Wunden bedeckt, aus einer Schlacht zurückkehrt, was ihn am meisten erschüttert und, wenn man so sagen darf, seine tapfere Brust beengt hat — ob das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Blitzen einer langen Reihe unter Hurrahruf auf ihn losstürzender Bayonnete, oder das Dröhnen und Stürzen einer baherbrausenden Reitermasse, die ihn zu zermalmen drohte. Da wird er antworten: nein, am entsetzlichsten zu ertragen war das Heulen und Krachen der unversehens und platzenden Granaten,

*) Die Abbildungen, soweit sie deutsche Geschütze betreffen, sind nach Zeichnungen des Artillerie-Hauptmanns R. Roerdansz.

Digitized by Google

verbunden mit dem Donner der entfernten Feuerschlünde, deren Ziel man nicht kennt, deren mörderische Wirkung sich aber über das ganze weite Schlachtfeld erstreckt, jeden Einzelnen bedrohend, gleichviel, ob er nah oder fern ist, im Freien oder im dichten Walde, auf der Höhe oder in der Tiefe steht! Mit dämonischer Auswahl sucht sich die Kanone ihre Opfer, und sie ist es, die mit ihrem Brüllen dem Soldaten zuruft, sobald er nur den Geschützbereich betritt: „Von jetzt an bist du im Bereich des Todes, denn vor mir bist du nirgends sicher; ich treffe den Muthigen wie den Feigen!“

Und wie grausenhaft packt die Kanone ihr Opfer! Die Wunden, welche Kugel, Bajonnet oder Säbel verursachen, sind häufig tödlich, entweder sofort oder nachher, aber die Getroffenen finken lautlos hin wie gemähte Halme, die Entsetzten zeigen im Tode dasselbe Gesicht wie kurz zuvor im Leben, und auch über das Antlitz der Verwundeten zuckt selten ein schmerzlicher Ausdruck — der Schmerz kommt meistens erst nachträglich, wenn die Aufregung des Kampfes vorbei ist und das Elend des Lazarethliebens oder das Schrecklichere des Liegenbleibens unter freiem Himmel ohne Pflege und Verband beginnt. Der weiter fechtende Kamerad sieht ja auch selten die Stich- oder Schußwunden des gefallenen Gefährten oder Feindes — er sieht nur ihre lähmende, erstarrende Wirkung, und die erschreckt ihn nicht, sondern facht seine Erbitterung und seinen Kampfesmuth nur noch mehr an. Wie ganz anders jedoch mit den Wunden, welche die Kanone verursacht. Diese Mord- und Zerstörungsmaschine verwundet und tödtet nicht bloß, was man in der Kriegssprache „Außergefechtsetzen“ nennt, nein, sie verbreitet durch ihre Wirkung Grauen und Entsetzen, indem sie ihre Opfer verstümmelt, martert oder zu gestaltlosen Massen zerschmettert. Der Tod folgt den meisten Wunden. Entsetzlicher Schmerz foltert den Getroffenen, wenn er nicht gleich das Leben aushaucht, denn die zackigen Granatsplitter, welche Leib und Glieder zerreißen, und die Kartätschen, welche Arme und Beine abmähen, verursachen unbeschreibliche Qual, die sich in Lauten der Klage Luft machen muß. Dies und der Anblick der blutbespritzten Verwundeten und schußlos entseelten Todten ist nicht minder schrecklich für die andern Krieger, denn zum Sterben ist wohl Jeder bereit — der Eine in Begeisterung, der Andere in ruhigem Pflichtgefühl — aber gegen solch' entsetzlichen Tod sträubt sich die menschliche Natur. Wo das Wort Furcht, wie hier, nicht am rechten Orte ist, spricht man vom „moralischen Eindruck“, und den bewirkt die Artillerie in höherem Maße als irgend eine andere Waffe, und das ist es, was sie so furchtbar macht.

Betrachten wir nun ihre Kampfesweise und ihr Eingreifen in die Schlacht, speciell bei diesem neuesten Kriege mit den Franzosen.

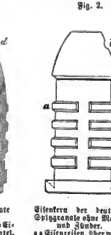
Die ersten Gewehrschüsse sind weit vorn bei der Vorhut gefallen; Reiterpatrouillen sprengen zurück und melden die unmittelbare Nähe des Feindes; die Bataillone und Schwadronen nehmen festeren Anschluß und beginnen ihre Entwicklung, d. h. den Aufmarsch in die Gefechtsaufstellung. Um dies zu bewerkstelligen, sind Engpäße oder „nicht umgehbare Punkte“ zu überschreiten, wie Brücken, Hohlwege, Wiesen- und Waldsoháe. Da ertönt in einer Stunde Entfernung Kanonendonner auf der französischen Seite, erst vereinzelt, dann in rasch aufeinander folgenden Schlägen, und sofort fällt ein förmlicher Regen von Granaten auf alle jene schwierig zu überschreitenden Stellen oder doch nicht sehr weit von denselben nieder. Doch schwirren die französischen Geschosse auch auf Strecken, die von unsern Truppen gar nicht betreten werden. Damit wollen die Franzosen unsere Truppen und ihre Führer bloß unruhig machen, durch die Beschießung der Trefflichkeit (Engpäße) aber wollen sie uns ernstliche Verluste beibringen und unseren Aufmarsch stören. Viele der Granaten platzen mehrere hundert Fuß hoch in der Luft und ihre Sprengstücke fliegen dann in der Richtung der Flugbahn, d. h. schräg nach unten, in unsere Reihen. Bei 700 Schritt weit schwirren solche verderbliche Eisensplitter. Aber viele der französischen Granaten schlagen auch ohne zu platzen klatschend in die aufgeweichten Aecker oder in die nassen Wiesen, so daß das Erdreich häuserhoch aufspritzt. Diese thun, wenn auf dem Fleck Niemand stand, weiter keinen Schaden, denn sie krepiren nicht, da der feuchte Boden ihre Zünder erstickt. Nur wenn der Zünder nicht erstickt, können sie „krepiren“ und schleudern dann ihre Splitter mit entsetzlichem Krach rund herum in die Höhe.

Es fällt auf, daß die französischen Granaten mehr sausen als die deutschen, die ihrerseits mehr pfeifen. Dies rührt daher, daß unsere Geschosse schneller und sicherer fliegen als die französischen, weil sie mit mehr Kraft geschossen werden, indem wir uns der Hinterlader, die Franzosen hingegen sich der Vorderlader bedienen. Bei unserem Geschütz wird die Granate von hinten in den nicht mit Zügen versehenen Theil des Rohrs ganz bequem hineingeschoben, die „Kartusche“ oder der Pulversack dahinter gestoßt, das Rohr wieder geschlossen und dann abgefeuert. Nun muß sich das Geschoß, den Zügen folgend, durch das vorn unmerklich engere Rohr hindurchpressen, wobei die Expansivkraft des Pulvers durch den bedeutenden Widerstand des schweren und durch die Züge festgehaltenen Geschosses sich stärker entwickelt und die hinausgeschleuderte Granate schneller treibt, während die Züge, denen sie sich genau anschmiegt, sie zum Innehalten der vorgeschriebenen Richtung zwingen. Den Zügen kann sich unsere Granate innig anschließen, weil ihr „Pflaster“ dieselben genau ausfüllt. Dies Pflaster ist eine Umhüllung oder ein „Mantel“ von Blei (Fig. 1 ee), der um den Eisenkern (Fig. 2) herumgegossen und dann sauber abgedreht ist. Beim französischen Vorderlader ist dies Alles ganz anders. Wohl hat seine eiförmige oder „ogivale“ Granate (Fig. 3) Warzen, die das Geschoß durch

Fig. 1.

Deutsche Sprißgranate im Durchschnitt.
aaa Sprengladung. bb Eisenkern. c Bleimantel. d Zündschraube mit der Zündpille darin. e Vorderer. f Zündloch. g Mantelzuschärfung.

Fig. 2.



Eisenkern der deutschen Sprißgranate ohne Mantel und Zünder.
a a Eisenreifen, über welche der Bleimantel gegossen wird, damit derselbe sich nicht vom Eisenkern loslösen kann.
b Loch für den Bodsetzer.

Fig. 3.

Französische Granate.
bb Eisenkern. a Bleimantel mit den Führungswarzen.

6 Züge führen, sie kann das Rohr aber nicht ausfüllen, sie muß einen Spielraum haben, weil sie mit einem Ladestocke von vorn nach hinten hineingeschoben werden muß. Nun weiß wohl Jeder, der einmal eine Büchse mit einer gut gepflasterten Kugel geladen hat, daß dies schon einigen Kraftaufwand erfordert; eine mit Blei umgossene, 10—18 Pfund schwere Granate aber in ein Kanonenrohr pressen wäre keiner Menschenkraft möglich, wenn dies Geschoß nicht hinlänglichen Spielraum vorfände. Dieser Spielraum ist aber schuld, daß beim Abfeuern die Granate im Rohre anschlägt, die Züge oftmals überspringt, Pulvergase unnütz nebenher durchläßt, das Rohr übermäßig anstrengt und einen ungenauen Flug annimmt, wobei sie sich sogar mitunter wie eine Taumel-Taube überschlägt. Daher das Surren und Sausen. Es kommt noch hinzu, daß die französische Granate beim Einladen von rechts nach links gedreht werden muß, was schon die Führungswarzen auf einer Seite abnutzt und aus ihrer richtigen Lage drängt. Beim Abfeuern muß sie sich dann wieder in umgekehrter Richtung, nämlich von links nach rechts drehen, wobei sie nicht gleich in die Züge einzugreifen vermag, sondern dies erst etwas weiter vorn im Rohre thut, was dort einen schädlichen Stoß bewirkt. Um diesem Uebel einigermaßen abzuhelfen, haben die Franzosen eine noch dem Erfinder ihres Systems „La Hitte“ genannte Einrichtung getroffen, bei welcher die untersten Züge am Bodenstück sich erweitern, so daß die Warzen gleich bei Entzündung des Pulvers, wenn auch mit einem Stoße, in die Züge eingreifen müssen. Dieses System ist das schlechteste von allen bei gezogenen Geschützen angewandten Systemen. Um die weite Flugbahn zu erzielen, muß dem Geschoß eine rapide Umdrehung um seine eigene Axe gegeben werden, so daß dieses beim Fluge einen riesigen Schraubengang beschreibt und nur durch Zufall dahin trifft, wohin es treffen soll, weil jedes Geschoß nach der Seite hin, nach welcher es sich um seine Axe dreht, eine Seitenabweichung erhält, die nicht sicher berechnet werden kann.

Sehen wir nun weiter, wie die Artillerie sich am Gefecht betheiligt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die modernen Festungen.

Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höhern Ingenieur-Offizier.

(Fortsetzung von Seite 207.)

Lehren und Folgen aus der Belagerung von Sebastopol.

Was eine wohlausgerüstete Artillerie der Vertheidigung wie des Angriffs bei der Belagerung eines großen Waffenplatzes und Stützpunktes neuerer Konstruktion in der Zukunft zu leisten haben wird, davon gibt der Krieg vor Sebastopol ein höchst lehrreiches Beispiel. Wir haben schon bald am Eingange davon gesprochen, über welches Artillerie-Material die Franzosen damals verfügten. Nach den größeren offiziellen militärischen Werken betrug die Zahl der Geschütze, welche die Russen in ihren Batterien hatten, 1200 Stück, und mit Einrechnung der auf der Nordseite befindlichen, 1500 Stück. Die Zahl der Geschütze in den französischen Batterien stieg allmälig von 53 auf mehr als 600, trotz der großen Verluste an Material. Die französische Artillerie allein hat während der Belagerung 510,000 Kanonenkugeln, 236,000 Haubitzgranaten, 350,000 Bomben, 8000 Raketen u. s. w. verschossen und im Ganzen 1,104,006 Schüsse gethan, wozu etwa 6 Millionen Pfund Pulver erforderlich waren. Die Zahl der Schüsse der Engländer berechnet sich auf etwa 400,000. Die Menge der während des orientalischen Krieges verschossenen Infanterie-Patronen belief sich auf mehr als 25 Millionen, worunter über die Hälfte Spitzkugeln waren. Gezogene Geschütze waren damals noch auf keiner Seite in Verwendung. Rechnet man zu diesen artilleristischen Leistungen die des Genie-Corps, so grenzt das Ganze jetzt noch beinahe an das Unglaubliche. Sicher aber wird dies Alles durch die bevorstehende Belagerung von Metz in den Hintergrund treten. Die französischen und englischen Ingenieure hatten Tranchée-(Laufgraben) Arbeiten in außerordentlichstem Maße aufzuführen. Die gesammte Längen-Ausdehnung sämmtlicher Tranchéen betrug am 8. September 1855, dem Tage des Sturmes und 11 Monate nach dem Beginn der Belagerung, über 120,000 Schritte oder 10 geographische Meilen, wovon über die Hälfte auf die Stadtseite und etwa der sechste Theil auf die englische zu rechnen ist. Zu den Brustwehren und Tranchéen waren ungefähr 800,000 Schanzkörbe, 60,000 Faschinen und über 1 Million mit Erde und Sand gefüllter Säcke verwendet worden.

Neben der militärischen Seite ist aber auch die finanzielle von der größten Bedeutung, namentlich in einer Zeit, wo es immerhin noch Leute genug gibt, welche den Werth der Festungen für Nichts halten, während über dem atlantischen Ocean der ganze Verlauf des Krieges sich um die Wegnahme fester Punkte bewegte, und der Name Richmond für die Finanzen der amerikanischen Union dieselbe Bedeutung behalten wird, wie der Name Sebastopol für die Staaten Europa's. — Kolb und Andere berechnen die Kosten des orientalischen Krieges, der sich vorzugsweise auf die Belagerung von Sebastopol concentrirte, folgendermaßen:

A. Kriegführende Mächte.

	Millionen Franken.
Großbritannien aber 77½ Mill. Pf. Sterl.	1940
Frankreich	1600
Türkei	700
Sardinien	60
Rußland	1200
	5500.

B. Kriegsrüstungen anderer Mächte.

	Millionen Franken.
Oesterreich	600
Preußen	75
Kleinere deutsche Staaten	40
Nordische Staaten	10
	725.

Gesammtsumme 6200 Millionen Franken.

Der orientalische Krieg, sagt Kolb, hat sonach weit über sechstausend Millionen Franken verschlungen, unberücksichtigt die gar nicht zu berechnenden Opfer der Einzelnen im türkischen Gebiete, den Donaufürstenthümern und in Südrußland, — abgesehen überdieß von allen Störungen des Handels und Verkehrs in allen Erdtheilen. Es ist uns nicht möglich, die Zahl der Soldaten zu schätzen, welche in Folge dieses Krieges auf den Schlachtfeldern oder in den Lazarethen umkamen, oder welche sich in die Heimath entlassen wurden, um dort nach kurzer Frist ihr Leben auszuhauchen; ebensowenig kennen wir die Zahl der Verstümmelten, Verkrüppelten, oder Derjenigen, welche aus dieser Veranlassung eine für immer zerrüttete Gesundheit davongetragen und den Keim eines frühzeitigen Todes in sich aufgenommen haben. Ohnehin ist keine sichere Schätzung der Menge der durch Barbarei oder durch Mangel, Entbehrung und Noth umgekommenen friedlichen Bewohner der Kriegsschauplatzgegenden möglich. Alles zusammengenommen, sind wir aber überzeugt, daß dieser Krieg unmittelbar oder mittelbar mehr als einer halben Million Menschen das Leben kostete. Abgesehen von den Abgaben-erhöhungen, welche behufs Führung des Kampfes in den betheiligten Staaten stattfanden, hat derselbe bleibend eine Schuldenmasse erzeugt, welche 4800 Millionen Franken übersteigt, und wovon eine dauernde Belastung der betreffenden Völker mit drittehalbhundert Millionen alljährlich zu entrichtender Zinsen die unabwendbare Folge ist. Daß die Kosten des gegenwärtigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich noch weit bedeutender ausfallen werden, liegt auf der Hand, und schon hieraus dürfte erhellen, daß Frankreich durch die neue Schuldenlast fast erdrückt, wohl schwerlich in einem Jahrhundert auch nur an einen neuen Krieg wird denken können. — Wie gering erscheinen nun gegen einen solchen Aufwand die Herstellungs- und Ausrüstungskosten einer großen Festung mit 50 bis 60 Millionen Franken.

Jenseits des Grabens, der gedeckte Weg und die Minen.

Mit dem, was wir bis jetzt von Vertheidigungsmitteln berührt haben, ist noch nicht der ganze Fortifikationsapparat des Widerstandes erschöpft. Die Befestigung der neuen Plätze hat noch weitere und oft noch aufhaltendere Hindernisse vorgetheft. Jenseits des Grabens führt ein nach Vorn gedeckter Weg (Fig. I. u. II.) rathlang desselben hin. Er liegt gewöhnlich auf der Höhe des natürlichen Terrains, und vor ihm dient die 8 Fuß hohe Anschüttung zur Deckung der ihn vertheidigenden oder von ihm zum Ausfall hervorbrechenden Infanterie. Diese Anschüttung fällt gegen das Außenterrain meist sanft ab, wodurch das Glacis gebildet wird. Hie und da befinden sich in den Waffenplätzen des gedeckten Weges vor der Mitte oder an den Ecken der Fronten einzelne gemauerte oder auch hölzerne, von außen nicht sichtbare Gebäude, Blockhäuser (Fig. I. B, B, B), welchen, wie den Caponièren im Graben, die Seitenbestreichung des gedeckten Weges anheimfällt, und welche die nächsten Zufluchtsörter der hier postirten Infanterie sind, wenn sie durch einen Angriff des Feindes überrascht wird oder der Uebermacht weichen muß. Diese Blockhäuser sind die Wachthäuser für den außerhalb der Umfassung und jenseits des Grabens etablirten Sicherheitsdienst. Eine ununterbrochene Pallisadenreihe, welche aber erst zur Zeit des Krieges und der bevorstehenden Belagerung eingegraben wird und mit noch vielen andern Arbeiten zu den Armirungsarbeiten der Festung zählt, verstärkt noch den Schutz der auf den gedeckten Weg vorgeschobenen Infanterie. Während der Belagerung wird von diesem Orte aus, aber auch von dem Banket des Hauptwalles oder den Wällen vorgeschobenen Werken ein beinahe ununterbrochenes Gewehrfeuer bei Tag und Nacht gegen die Ingenieur- und Artilleriearbeiten, gegen Tranchéen und Batterien des Angreifers unterhalten, das durch die Vervollkommnung der Infanteriewaffe, durch das nun allgemein eingeführte gezogene Gewehr, eine größere Rolle spielt und die Angriffsarbeiten desto länger aufhält.

Das Wichtigste jenseits des Grabens sind aber die Minen-Anlagen, hauptsächlich wenn solche im Frieden permanent vorbereitet, wenigstens die Hauptgänge dieser unterirdischen Vertheidigung in Mauerwerk ausgeführt wurden. Hier ist der Tummelplatz der Mineurs, ein neuer unsichtbarer Krieg ist unter dem Glacis vorbereitet, gegen den keine Kanone, auch die gezogene, etwas auszurichten vermag. Ob und wie dies nun der neuerfundene preußische gezogene Mörser vermag, wird die Zukunft lehren. Der Angreifer kann nur mit derselben Waffe vorgehen und sehr langsam. Ein unterirdischer Kampf in dunklen Gängen entwickelt sich, dessen Geschosse die während der Belagerung angelegten und wohlbereckneten Minen und Contre-Minen sind. Zu Tage schreitet der Angriff nur hinter dem unterirdischen her und muß warten, bis die geheimnißvollen Kammern, Oefen, allmälig entladen werden und die unsichtbaren Vertheidiger aus den Minengängen, Galerien, durch Schächte und das Vorbrechen eigener Gänge und Zweige (kleinere Nebengänge) und durch die Anlage und Entladung tiefer

Digitized by Google

gelegter, überladener Minen vertrieben sind. Die Minen-Anlagen des Vertheidigers stehen mit dem Hauptgraben durch Eingänge in die Contre-Eskarpe in Verbindung, und manchmal zieht, was noch besser ist, zur Unterstützung der erforderlichen Arbeiten und zur Verstärkung wie Vertheidigung des ganzen Minensystems eine unterirdische Galerie, Hauptgalerie (Galerie majeure) entlang der Contre-Eskarpe, meist auf der Höhe der Grabensohle hin und verbindet die Eingänge zu den verschiedenen Minenzweigen unter sich (Fig. II.). Denselben Zweck haben die Minen-Vorhäuser, welche nur auf eine kürzere Strecke, die hin und wieder vor wichtigen Festungstheilen angelegten partiellen Minen-Anlagen, z. B. vor Caponièren, unter sich verbinden, da nicht immer ganze Fronten mit solchen kostspieligen und höchst mühsam auszuführenden unterirdischen Anlagen versehen werden.

Was Minen-Anlagen zu leisten vermögen, wenn sie der Vertheidiger zu benutzen versteht, davon geben die Vertheidigung und vorangegangene Belagerung und Wegnahme von Schweidnitz durch die Oesterreicher in den Jahren 1761 und 1762 ein ruhmvolles Beispiel. Die Oesterreicher hatten gegen das Ende des Jahres 1761 die Festung rasch und durch Leiter-Ersteigung im Sturme weggenommen, aber die kurze Zeit dazu benützt, so viel als möglich die Vertheidigungsmittel in Stand zu setzen. Vierundsechzig Tage lang widerstand im folgenden Jahre die Festung den Preußen, und sechsundvierzig Tage lang dauerte allein der Minenkrieg. — Auch der Krieg von Sebastopol bewegte sich lange Zeit um diesen Kampf, und die unterirdischen Arbeiten mußten häufig in Gestein ausgeführt werden. Die Schächte, Galerien und Zweige der Angriffs- und der

Plan der Festung Metz.

(S. Seite 223.)

Vertheidigungsminen erreichten eine Längenausdehnung von 2000 und 8000 Schritten. Es wurden auf französischer Seite 116 Oefen und Steinfladder- (nicht sehr tiefgelegte, mit Steinen gefüllte) Minen mit etwa 1300 Centnern Pulver im Ganzen gesprengt. Einhundertsechzehn Mineure und siebenundsechzig Hülfsarbeiter der Infanterie wurden bei dem Minenkrieg außer Gefecht gesetzt. Das französische Ingenieurkorps allein zählte über die Dauer der Belagerung 31 todte Offiziere, worunter 1 General (Bizot), 1 Oberst und 7 Stabsoffiziere, und 56 verwundete Offiziere. Das englische Corps zählte 14 todte und 15 verwundete Offiziere.

Wir haben nun die wesentlichsten Theile einer modernen Festungsfront aufgezählt. Die hie und da jenseits des Hauptgrabens liegenden und an ihn anstoßenden, vorgelegten kleineren Werke, Halbmonde (Raveline), haben die ähnliche Profilkonstruktion und sind nur als weitere Verstärkungs- und noch mehr als Sicherungsmittel einzelner Theile der Hauptumfassung, vor denen sie liegen, wie vor Caponièren, Thoren u. s. w. (Fig. I.), anzusehen. Aber auch noch manche andere, zur ganzen Anlage und Vervollständigung einer Festungsfront gehörige Details stehen mit derselben in mehr oder minder inniger Verbindung. Sie bleiben aber immerhin sekundäre Mittel, den bis jetzt angeführten Haupttheilen gegenüber. Wer die Gabe besitzt, viele minder wichtigen Defensivmittel von den wichtigeren zu trennen, oder den oft in Folge des wechselnden Terrains vorgezogenen Bildern der Fronten das einfache normale Bild gegenüber zu halten, wird sich bald in den modernen Festungsanlagen orientiren können.

(Forts. f.)

Digitized by Google

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 203.)

„Maria," lispelte er, sich ganz erhebend. „Maria, geliebter, verklärter Schatten — schwebe hernieder zu mir und schütze mich." Er stand, seine Augen fest auf das Bildniß der geliebten, verstorbenen Gemahlin heftend, hinter dem großen Tische, dessen Platte zahllose Papiere, alles Zeugnisse für des Königs rastlose Arbeit — bedeckten. Er streckte wieder die Hand nach dem Bilde aus, und es war ihm, als lächte dieses liebliche und hübliche Gesicht, wie es ehemals im Leben ihm zugelächelt hatte: wohlwollend, liebend, ermuthigend. „Ja — ja," rief der König laut und innig, „du bist nicht todt für mich, du weißt in meiner Nähe, deines Geistes Athem fühle ich um mich her und ich werde nicht fallen, ein Spott meiner Feinde. Ich habe Jahre lang schon gewagt, gearbeitet, durchgeführt und ich werde nicht sinken jetzt, wo wenig kräftige Stöße den Schwimmer an das Ufer tragen können." Er nickte heiterer dem Bilde der Gattin einen Gruß zu. „Ich bin ein guter Protestant und ein treuer Anhänger dieser Lehre," sagte er. „Aber dennoch sage ich zu Dir, Geliebte, den schönen Gruß der römischen Katholiken: Gegrüßet seist du Maria!"

Ein leises Klopfen ertönte von dem Gange her.

„Tritt ein!" rief der König.

Auf diesen Ruf traten drei Männer in das Bibliothekzimmer. Sie waren alle Drei, in schwarzen Sammet gekleidet. Der Erste war William Bentinck, Earl von Portland, der vertrauteste Freund des Königs, der sorgsame Wärter desselben in schwerer Krankheit, der zuverlässige, unbestechliche Anhänger. Der nächstfolgende Mann war John Pollexfen, Oberrichter am Gerichtshofe für bürgerliche Rechtssachen, ein Mann, dessen ausgezeichnete Kenntnisse und ächt patriotische Gesinnung in den schwierigsten Lagen sich bewährt hatten, als er selbst von dem Volke angefeindet, seine Ansichten mit Energie durchzusechten bemüht war. Der Dritte war Daniel Finch, Graf von Nottingham, einer der redlichsten Staatsdiener. Er hatte bei der Erhebung Russel's zum Admiralitäts-Lord seine Entlassung nehmen müssen von der König bewilligte ihm dieselbe mit den Worten: Ich entlasse Euch ungern — nur der Nothwendigkeit gehorchend." Nottingham war eines der wichtigsten Parlamentsglieder, gleich hochgeachtet bei Freund und Feind.

„Meine Herren," sagte der König, der vollständig Meister seiner Bewegung geworden war, „ich grüße Sie herzlich. Heut bin ich in trüber Stimmung gewesen, aber Ihr Anblick macht mich wieder froh."

„Das ist eine Freude für uns," antworteten Nottingham. „Sie sind es, den wir am liebsten fröhlich bei der schweren Arbeit sehen."

„Fürwahr, Mylord, schwere Arbeit," sagte Wilhelm, das Haupt senkend. „Jeder Tag bringt neue Sorgen. Sie kommen sicherlich, um mir die Schwierigkeiten vorzuhalten, welche meiner warten, wenn ich auf meinen Entschlüssen beharre."

„Majestät," sagte Nottingham ernst, „wir wissen, daß heut in Saint-James ein Ministerrath unter Ihrem Vorsitz stattfinden werde. Als Vertreter der verschiedensten Richtungen sind wir hiehergereilt, Ihnen noch ein Mal die Größe, den Umfang der Schwierigkeiten vorzuhalten, mit denen Sie zu kämpfen haben werden."

Der König betrachtete Nottingham und Pollexfen einige Minuten. Pollexfen, ein eifriger Whig — Graf Nottingham ein Tory von reinsten Wasser — und dennoch hatten Beide sich verbunden, dem Könige nach bestem Gewissen Rath zu ertheilen zum Heile des Landes.

„Aber, meine Herren," sagte Wilhelm, „weshalb diese Sorge? ich habe durch meine Reise die Wahlen günstig für mich in Aussicht. Die Whigs werden nicht unzufrieden sein — die Tory's werden nicht entschieden unterliegen. Ein Compromiß wird zu Stande kommen, und ich werde erreichen, was ich wünschte."

„Und wenn das dennoch nicht geschähe?" sagte Nottingham.

Der König schwieg betroffen.

„Wenn es nicht geschähe?" fuhr Nottingham fort. „Dann würde auf's Neue vielleicht einer jener Augenblicke heranmahen, in denen Eure Majestät, wie schon früher ein Mal, fest und entschieden die Niederlegung Ihres Amtes, das Aufgeben der Führung des englischen Reiches aussprechen würden — und das wollen wir um alles in der Welt vermeiden. Sie waren berufen, das große Werk zu beginnen, es weiter zu führen, und Sie werden es mit Gottes Hülfe vollenden. Aber ein Bruch zwischen Ihnen und der Gewalt der Parlamente muß verhindert werden. Sie täuschen sich ein wenig, gnädigster Herr — Sie trauen Ihrem Muthe, Ihrer Gewalt über die Menschen zu sehr. Noch sind die Gemüther der Hauptstädte in Unruhe. Es ist ein großes Projekt Eurer Majestät: die Errichtung einer Landbank, aber es findet seine heftigen Gegner. Die Städte und das Land sind uneinig darin; wer der Sieger im Parlamente sein wird — das ist heut noch nicht zu übersehen, aber es ist sicher: der Besiegte wird nicht minder zu fürchten sein, selbst wenn er zu Boden geworfen und gebunden ist. Die Finanzlage des Landes ist eine gefährliche. Eine Finanzkrisis bereitet sich vor. England wird sich vor Ablauf dieses Jahres in einer Lage befinden, die einzig in den Annalen unserer Geschichte dasteht: wir, das reichste und aufgeklärteste Land Europa's — der Welt, wir werden einem Zustande entgegengetrieben, der an die Zeiten erinnern wird, in denen unsere Vorältern Tauschhandel trieben — denn in dem reichen England wird das Geld fehlen — ja Majestät. Jene Verschlechterung des Geldes, die schon im vergangenen Jahre ernste und schwere Besorgnisse erregte, hat mit reißender Schnelligkeit zugenommen. Nur spärlich erscheint noch baares Geld im Handel. Die Fabrikanten zahlen mühsam ihre Arbeiter mit baarem Gelde — die höheren Klassen der Gesellschaft leben in den Tag hinein auf Credit — in London gibt es viele reiche Leute, die weder Bäcker noch Schlächter baar bezahlen können — es soll die Bill zur Errichtung einer Landbank eingebracht werden — wie ungeheuer wird der Schrecken sein, wenn dem englischen Volke der Entschluß verkündet wird: die Regierung werde an Stelle baarer Gelder Schatzkammerscheine ausgeben. Mayn — so wird man fragen — wozu diese Anstrengungen? kann man nicht Einschränkungen machen? Gewiß — so werden Ihre Gegner, die verkappten Jakobiten, rufen. Man kann es. Schmälert doch jene Macht von Soldaten, jenes stehende Heer, welches in Flandern bei Gent zusammengezogen wird. Die Massen von Soldaten zehren am Marke des Landes und die fortwährende Aufstellung großer Heere kostet riesige Summen."

Der König hustete stark — seine Stirnadern schwollen. Portland, der ihn genau kannte, sah mit Zittern diese Vorboten eines nahen Sturmes erschienen.

„Und was ist der eigentliche Sinn dieser Rede?" fragte der König kalt. „Ich soll meine Armee entlassen — ich soll zurücktreten vom Kriegsschauplatze und den Feinden dieses Reiches, meiner Person das Feld lassen."

„Friede — Friede soll geschlossen werden, Majestät," rief Nottingham. „Es ist nothwendig, daß wir Frieden haben. Die Völker Englands sind durch den bedrohlichen Zustand eingeschüchtert, Handel und Wandel stocken, die Münzverhältnisse sind schlecht, sie sind mehr als das: sie sind gar nicht vorhanden, und wenn wir an das Unglück einer verlorenen, großen Schlacht denken — —"

„Herzog von Nottingham," rief der König zornig, „ich erlaube Euch Viel, aber darin habt Ihr zu schweigen. Ich verstehe das besser."

Der Herzog neigte sich stumm vor diesem Ausbruche des Unmuthes.

„Ich erkenne Eure Treue an, Finch," fuhr der König fort, „aber ich bin nicht furchtsam. Ich will bestehen darauf, daß eine Bill angenommen werde, die eine Errichtung der Landbank fordert und bestimmt, eine Landbank, welche der Regierung die nöthigen Mittel zur Fortführung des Krieges in Flandern jederzeit verschiesen kann, damit das Ansehen dieses Reiches nach Außen hin gewahrt sein möge, damit die Feinde Englands und meiner Person gedemüthigt werden, jene Jakobiten, welche durch die Heere Ludwigs unter Boufflers und Villeroi die Freiheiten Englands bedrohen. Wenn die Nation nicht selbst auf ihre Ehre hält — dann werde ich diese wahren und verfechten — ich — ich meine Herren, ich will es mindestens versuchen, und wenn es mir nicht gelingt, dann werde ich meine besten Regimenter, welche das Parlament halb verbungren läßt, zusammenrufen, mich an ihre Spitze stellen, den Degen ziehen und sammt all den Tapfern in die feindlichen Reihen stürzen — dann, meine Herren, dann werden die Engländer den Mann, den sie selbst in ihr Land, auf den Thron riefen, als einen Todten hervorziehen aus der Masse der Gefallenen. Einige von Ihnen werden die Köpfe schütteln, sie werden erröthen und am Ende doch sagen: Es war doch ein braver Soldat, er ist als solcher gestorben und wir müssen uns schämen, daß wir ihn zu Grunde gehen ließen, weil wir zu knauserig waren, ihm einige lumpige Pfund für seine Armee zu bewilligen."

Des Königs bleiches Gesicht glühte, seine Augen waren mit Blut unterlaufen, er hatte während dieser heftig herausgestoßenen Worte die Gallerie des Tisches erfaßt und einige Zoll derselben in viele kleine Stücke zerbrochen.

Digitized by Google

„Majestät," nahm jetzt Pollexfen das Wort, „es war nicht unser Wille, Sie in eine solche Aufregung zu versetzen. Es wird nicht lange dauern und die Stunde ist da, wo Eure Majestät in den Ministerrath fahren, um zu beschließen und zu entscheiden — denn Sie haben das Veto — ob eine Bill wie die in Aussicht stehende in das Parlament gebracht werden soll, deshalb hielten wir es für Pflicht, unsere Bedenken vorzutragen. Ein Scheitern der von Eurer Majestät eingebrachten Entwürfe möchte von unberechenbar nachtheiligen Folgen sein. Sie sehen, gnädiger Herr, daß zwei Männer der entgegengesetzten Ansichten darin einig sind: die Gefahr des Abweises Ihrer dringenden Wünsche und Begehren durch das Parlament ist groß für Sie — aber nicht minder groß würde die Gefahr eines Sieges sein, den die Regierung über des Parlamentes Opposition erringt; die überwundene Partei würde einer Schaar von Märtyrern gleichen, welche gefallen sind im Kampfe für den bedrohten Wohlstand der Nation."

„Nun," fragte der König, dessen Stimme noch vor Erregung zitterte, „und was soll ich denn thun? was müßte geschehen, um meinen Wünschen Gewährung zu verschaffen bei den Herren vom Parlamente?"

„Es wäre nur möglich, Ihre Anforderungen zu bewilligen, Majestät, wenn ein Ereigniß hervorträte, das mit ungeheurer Gewalt, mit der Stimme des Donners zum Parlamente und zum — ganzen Volke spräche. Ein Ereigniß, das Jedem die dringende Gefahr des Reiches enthüllte, das klar bewieje: auch Ihre Person sei bedroht und mit derselben England. In solchem Falle wäre es möglich, daß jene Bill durchginge, denn heut noch hält ein großer Theil der Engländer jenes militärische Schaulpiel in Flandern — eben für ein Schauspiel. Man sieht keine Gefahr, die Armeen der Franzosen liegen, ohne zu operiren, den unsrigen gegenüber, es scheint nur ein Hinzielen, ein Maitmachen zu sein, bei dem der Wohlstand Englands zu Grunde gehen muß. Frankreich riskirt dabei sehr wenig — es steht seit dem letzten Kriege am Rande des Bankerotts, aber Ludwig der Wierzehnte hat keine Parlamente, er hat keine Rechenschaft abzulegen von der Verwendung des Schweißes und Blutes seiner Unterthanen. England aber sagt: ich will wissen, wofür meine Kinder die Millionen zahlen, welche sie verdienen. Es ist keine Gefahr vorhanden, kein Feind bedroht uns ernstlich, die Armeen der Franzosen sind ein Spiel, welches die Marschälle aufführen, und König Wilhelm sucht die Niederlande zu schirmen auf unsere Kosten. Ein kluger Schachzug in der Diplomatie — und der Friede ist da. Ich sage nicht, Majestät, daß dies Alles richtig und scharfsinnig combinirt sei — "

„Nein, das ist es nicht," lachte bitter der König. „Es ist herzlich einfältig."

„Majestät — ich spreche, wie der gemeine Mann spricht" — fuhr Pollexfen ruhig fort. „Er sieht keine Gefahr für Sie, denn er sieht zu Ihnen — er findet ein großes Heer überflüssig — weil er eben so wenig eine Gefahr für das Land erblickt und deshalb wird er seinen Abgeordneten zur Pflicht machen: nicht eher für Geldbewilligung Ihrer Armeen zu stimmen, als bis die Gefahr so dringend ist, daß sie Jedem drohend erscheint. Nun ist aber eine solche Gefahr nicht vorhanden — Sie haben daher keine Aussicht auf Erfolg Ihrer Bemühungen, die Bill zur Errichtung einer Bank durchzusetzen, welche Ihnen Vorschüsse für den Krieg in Flandern bewilligen soll."

Der König hatte während der Rede des Oberschreibers kein Auge von demselben verwendet. Sein Gesicht zeigte wieder die frühere Kälte und Gleichgiltigkeit. Er trat auf Pollexfen und Nottingham zu, erfaßte ihre Hände und schüttelte sie.

„Ich danke Euch, Ihr Herren," sagte er. „Wenn auch das, was Ihr gesprochen habt, mich nicht überzeugt, so liebe ich doch den rückhaltslosen Muth, mit dem Ihr Eure Ansichten mir dargelegt habt. Das Volk, oder ein Theil desselben, das Parlament, ist der Meinung, es bedürfe keiner Anstrengungen, um den Frieden zu erhalten, das Heer sei unnütz — ich wiederhole Euch: Ich muß das besser verstehen als Ihr Alle — und weiß ich mich erschrecken dürfe, brecke ich meine Maaßregeln treffen, wie ich es für gut finde. Habt Dank! — ich kann nicht zurück. Im Rathe zu Saint-James werde ich trotz Eurer Warnungen für die Bill sprechen und sie soll den Herren vom Parlamente vorgelegt werden, komme es wie es wolle." (Forts. f.)

Aus allen Welttheilen.

Der Heerführer der deutschen Südarmee. (Zum Porträt auf Seite 213.) — Schon die Reise des preußischen Kronprinzen Ausgangs Juli über Leipzig, München, Stuttgart, Karlsruhe nach dem Standorte der dritten Armee, deren Oberbefehl ihm übertragen war, hatte das Ansehen eines Triumphzuges. Ueberall kam ihm die Bevölkerung mit ihrer begeisterten Sympathien entgegen und begrüßte in seiner vielversprechenden Persönlichkeit das Pfand einer in Freiheit geeinigten Deutschlands. So erschien es fast folgerichtig, daß ihm gerade die gefügigste Kit. das erste Opfer des Krieges zu reichen hatte und ihm damit zum gefeierten Bürgen eines glücklichen Feldzuge, einer fruchtbaren Friedens machte. Wie ergeben ihm seine Truppen sind, wie sein bloßes Erscheinen sie entflammt, hat er schon bei Weißenburg erproben können, als er auf seinem Ritte nach den Gefechtsfeldern auf dem ganzen Schlachtfelde mit stürmischem Jubel empfangen wurde, und sogar die Verwundeten, von seinen theilnehmenden Worten begleitet, ihrer Schmerzen nicht mehr zu achten schienen. Noch enger knüpfte sich dieses Band zwischen Kämpfern und Führer an dem blutigen Tage von Wörth und fand einen Ausdruck in dem folgenden Armeebefehl, den der Kronprinz am 11. August aus dem Hauptquartier Petersbach erließ: „Soldaten der dritten Armee! Nachdem wir mit dem siegreichen Gefecht von Weißenburg die französische Grenze überschritten und darauf durch den herrlichen Sieg bei Wörth den Feind gezwungen haben, das Elsaß zu räumen, sind wir heute bereits über das Gebirge der Vogesen hinaus, weit nach Frankreich hineingedrungen und haben die Verbindung mit der ersten und zweiten Armee hergestellt, der Feind, welcher Stand zu halten versuchte, mußte weichen. Eurer bewundernswürdigen Tapferkeit und Hingebung, eurer Ausdauer in Ertragen aller Schwierigkeiten und Anstrengungen verdanken wir die bedeutungsvollen Ereignisse. Ich danke euch im Namen des Königs von Preußen, unseres Oberbefehlshabers, in dem wir verehrenden deutschen Fürsten, und bin stolz, mich an der Spitze eines Heeres zu befinden, welchen der Feind bisher nicht Stand zu halten vermochte und auf dessen Thaten unser deutsches Vaterland mit Bewunderung blickt."

Die Festung Metz (l. S. 221) ist Waffenplatz erster Klasse mit einer Minimal-Kriegsbesatzung von 10,000 Mann. Innerhalb derselben befinden sich: 1) Arsenal z'Artillerie und 2) Arsenal zu Genie; ersteres arbeitet und deponirt sämmtliches Artilleriematerial, als Lafetten, Wagen und Zugethier, das andere Arsenal arbeitet und bewahrt auf: das Pionnierhandwerkszeug und die Fahrzeuge (auch Pontons) für die Festungs- und Feldtruppen der gesammten Armee. 3) Pulvervorrath und 4) Schießwollenfabrik (sogen. Nie-Festung ist Depotplatz und Fabrik zugleich, dadurch also sehr selbstständig. Metz kann reip. sperrt 4 Eisenbahnen, d. h. es ist der Schnittpunkt für ein Schienennetzes, dessen eine Linie, von Lüttich-Luxemburg kommend, über Thionville der Mosel entlang folgt, und deren andere Paris und das Lager von Chalons über Verdun die Mosel kreuzend hinweg am Fürstenlein mit dem Mittelrhein in Verbindung bringt. Alle diese Schienen werden südlich der Stadt innerhalb der Festung, speciell in dem Inundationsbereich zwischen der Mosel und der Seille gesammelt. Die Festung selbst umschließt eine wellig in der Niederung gelegene Stadt von über 55,000 Einwohnern, von welcher der größere Theil auf der Halbinsel zwischen der rechts mündenden Seille und dem erste (schiffbaren) Mosellarm so gelegen ist, daß die Seille abermals innerhalb derselben noch eine Insel bildet. Jenseits der „schiffbaren" Mosel und auf der anderen Seite von dem „Hauptstrom" der Mosel, deren Schiffahrtsthätigkeit durch ein großes Wehr gehemmt ist, liegen zwei steile Inseln, von denen die südliche zur Festungsbrucht zeigt, die andere größere aber noch von einem unbenutzten Stadtviertel bebaut ist. Von der zuletzt genannten Insel (Isle de Chambière) führen 2 Pontonbrücken an das linke Ufer resp. in den großen, durch 4 Bastionen mit Grabenscheeren, doppelten Mauerlinien und anderen Ausformenter verschenen Deckwerken „Fort Moselle" Stadt und Fort alls mehrfach durch Zugbrücken zerlegt, über die hinweg eine durchaus hinreichende Anzahl von festen Brücken führt, und hat ihre eigene unregelmäßig baltionirte Enceinte, die wegen der zum Theil für die Füllung der Wallgraben benutzten Flußthäler um so weniger zugänglich ist, als die Wasser der verschiedenen Mosellarme, wie die der Seille, bei einer Belagerung des Platzes zur Inundation der Niederungen an der Süd- und der Südwestfront verwendet werden können, vor welcher, wie erwähnt, auch die Schienenkreuzungen gesammelt werden.

Chronik des Krieg. (Forts. s. S. 206.) Vom 1. bis 5. September 1870.

1. September. Schlacht bei Sedan. Die Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen, unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, folgen der Mac Mahon'sche Armee eilig nach. 30,000 Franzosen werden gefangen, mehrere Adler und viele Geschütze erobert. Marschall Mac Mahon wird schwer verwundet. Ein Theil der Mac Mahon'schen Armee wird über die belgische Grenze getrieben und streckt dort die Waffen. Der Rest, 14 Infanterie-, 9½ Kavallerie-Divisionen bleibt zugeborener Artillerie und Trains, mit mehr als 50 Generalen, unter dem Oberbefehl des Generals v. Wimpffen, beauftragt, nachdem am Nachmittag das Bombardement von Sedan begonnen hat, die Kapitulation. Louis Napoleon, welcher sich ebenfalls in Sedan befindet, sendet dem König von Preußen ein Schreiben, in welchem er ihn ermächtigt, dem Könige seinen Degen zu überreichen. Die Verhandlungen über die Kapitulation werden eröffnet und deutschereiseits durch den General v. Moltke unter Beirath des Grafen v. Bismarck geführt.

2. September. Die Kapitulation von Sedan wird mit dem General v. Wimpffen Mittags abgeschlossen. Die ganze französische Armee in Sedan ergiebt sich kriegsgefangen. Ein Ausfall der Straßburger Besatzung wird zurückgeschlagen. Begegnung des Königs von Preußen mit Louis Napoleon in dem Schlößchen Frénois bei Sedan. Dem Kaiser wird Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalt angewiesen. Nachmittags besucht der König die Armee um Sedan, welche ihm mit unbeschreiblichem Jubel empfängt.

3. September. Brief des Königs von Preußen an die Königin über die Schlacht und die Kapitulation von Sedan.

4. September. Louis Napoleon, von preußischen und belgischen Offizieren und seinem Gefolge begleitet, in Verviers ein. In der Nacht zum 4. September macht Marschall Palikao dem gesetzgebenden Körper in Paris die Mittheilung, daß die Armee in Sedan kapitulirt habe und der Kaiser gefangen sei. Er bittet, die Diskussion bis zum 5. zu verschieben. Jules Favre stellt den Antrag, den Kaiser und dessen Dynastie aller Rechte für verlustig zu erklären, und aus dem gesetzgebenden Körper eine Kommission zu ernennen, welche die Befugnisse der Regierung ausübe und die Mission

Digitized by Google

habe, den Feind aus dem Lande zu treiben, auch den General Trochu als General-Gouverneur von Paris zu bestätigen. Der gesetzgebende Körper beschliefst, am Mittag wieder zusammenzutreten. In der Mittag-Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris bringt Palikao einen Gesetzentwurf, betreffend die Bildung eines Conseils, Thiers einen Antrag auf Einsetzung einer Kommission für Regierung und Landesvertheidigung ein. Während die Deputirten in den Bureaus berathen, dringen in den Saal Bonapartisten ein, welche die Absetzung der Dynastie und die Proklamirung der Republik verlangen. Die Ruhe ist nicht wiederherzustellen. Die meisten Deputirten verlassen den Saal. Die Linke ertheilt hierauf den Rufen Sie abgesetzt. Gambetta und andere Mitglieder der Linken begeben sich nach dem Stadthause und proklamiren die Republik.

5. September. Das „Journal officiel de la république française" veröffentlicht einen Aufruf, in welchem die Proklamation der Republik angezeigt wird. Das Ministerium ist gebildet durch Trochu, Präsident, zugleich beliebet mit militärischen Vollmachten für die Nationalvertheidigung, Favre Auswärtiges, Gambetta Inneres, Lebœ Krieg, Jaurichon Marine, Germieur Justiz, Simon Unterricht und Kultus, Dorian öffentliche Arbeiten, Magnin Ackerbau, Picard Finanzen. Die neue Regierung löst den gesetzgebenden Körper auf und schafft den Senat ab. Auch in Lyon, Bordeaux, Grenoble und anderen großen Städten proklamirte man die Republik provisorisch. Louis Napoleon postirt Nachmittags Klein und trifft, von der Besatzung Follets nöthig unbeachtet, Abends in Wilhelmshöhe ein. Ein Erlass der Polizei-Präfekten von Paris verfügt im Auftrage des dortigen Gouverneurs, daß jeden Fremdenzuzug, welcher den mit Frankreich kriegführenden Staaten angehört und nicht mit einer besonderen Bewilligung versehen ist, angehalten werde, die Departements der Seine und Seine u. Oise binnen 24 Stunden bei Vermeidung festgerichtlicher Bestrafung zu verlassen. Einzug des Königs von Preußen in Metz.

(Forts. folgt.)

Denkwürdigste Kapitulationen. — Die Sedaner Kapitulation vom 2. Septbr. ist insoweit ein allein stehendes Ereignis, als seit König Franz I. von Frankreich kein Monarch von Schlachtfeld gefangen abgeführt wurde. Dagegen sind rein militärische Katastrophen dieser Art in den zwei letzten Jahrhunderten mehrfach vorgekommen. Die hauptsächlichsten heißen: 1) Kapitulation bei Narwa 1700. Ein russischer Heer von 60,000 Mann ergiebt sich an Karl XII. von Schweden. 2) Kapitulation von Pultawa 1709. Am Tage nach der Schlacht bei Pultawa ergiebt sich der Rest des schwedischen Heeres an Peter den Großen von Rußland. 3) Kapitulation von Tönning in Schleswig 1713. Eine schwedische Armee unter General Stenbock ergiebt sich dem vereinigten russisch-dänischen Heere. 4) Kapitulation von Olmütz 1756. Das eingeschlossene sächsische Heer ergiebt sich Friedrich dem Großen. 5) Kapitulation von Maxen 1760. Eine preußische Heeresabtheilung von 10,000 Mann unter dem General v. Finck ergiebt sich den Oesterreichern. Die Reiterei schlägt sich durch. 6) Kapitulation von Yorktown 1781. Ein englisches Heer von 8000 Mann unter Lord Cornwallis streckt vor den Nordamerikanern unter General Washington die Waffen. 7) Kapitulation von Ulm 1805. Der österreichische General Mack ergiebt sich mit 30,000 Mann an Napoleon I. Die Reiterei schlägt sich durch. 8) Kapitulation von Prenzlau 1806. Der preußische General Fürst Hohenlohe streckt mit einer Heeresabtheilung von 20,000 Mann die Waffen vor den französischen Marschällen Berthier und Murat. 9) Kapitulation von Roskau bei Lübeck 1806. Der preußische General Blücher ergiebt sich mit 12,000 Mann dem französischen Marschall Bernadotte. 10) Kapitulation von Baylen 1808. Der französische General Dupon ergiebt sich mit 10,000 Mann dem englisch-spanischen Heere unter Lord Wellington. 11) Kapitulation von Kulm 1813. Der französische Marschall Vandomme ergiebt sich mit 15,000 Mann dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen. Die Reiterei schlägt sich durch. 12) Kapitulation von Bicêtre 1815. Die vereinigte Armee unter General Görgey kapitulirt, 23,000 Mann stark, an die Russen. 13) Kapitulation in Siebenbürgen 1865. Die konföderirten Generale Johnstone und Beauregard ergeben sich mit ihren Armeen an Unionstruppen unter Sherman. 14) Kapitulation von Langensalza 1866. Die hannover'sche Armee kapitulirt, 16,000 Mann stark, an die Preußen unter General Vogel v. Falkenstein.

Die Festung in Gravelotte. — Die Straßen Gravelotte's mit ihrer plattgetretenen Pflasterdecke, mit Schutthaufen, wüsten Hausruinen, zerschossenen Karren- und Wagengruppen, zeigen sie nicht das Bild des Krieges, wie er im Buche steht? Die Häuser da, wo ihr eine Scheibe aus dem Zimmerfenster ausgebrochen, das Dach halb mit einer Bündnadel Zeitung verklebt und mit einem Blatkenfetze als offenem Briefstaben belegt ist, sie sind nicht spukhaft einer Ortsleiche. Hier am Ausgange des Ortes seht ihr zwei solcher Zivilisations-Fetischbutzungen in Einem Hause zusammengurtiert, das eine ist die 15. das andere die 16. Division bei 8. Armeecorps. Worüber mir unsere Briefe von diesem Morgen in einen beliebigen hiesigen Briefkasten, denn nur der Hausthür steht das gelattete Pferd der reitenden Feldpost bereit, zum Relais zu reiten. Wie betreten das Bureau der 15. Division. Sechs Herren sitzen an den Arbeitstischen bei — heißer Erbsensuppe mit Speck.

Wir sehen auf der Erde liegend große Reihen beliebiger Pakete, welche, nach Spedition-Routen geordnet, die Briefe einer halbtägigen Ablieferung spediteurmäßig enthalten, Korrespondenz, Briefe nach England, Belgien, Schweden, Italien ꝛc., nicht minder auch den entlegensten Dörfern Ostpreußens. Ebenso liegen hinter der Thür Kasten von Säcken, welche die eingesendeten Briefe, Zeitungen und Gelbscheine, nach Bataillonen und Compagnien der Divisionen geordnet, in sich bergen, während in den mit den Namen der Truppentheile signirten Tuchsäcken die Korrespondenzen der neuesten Post sich wieder angehäuft haben. Die Zimmerthür des Postbureaus wird kaum noch geschlossen, indem jeder Truppentheil seine Ordonnanzen zum Briefabholen und Abliefern schickt. Die Durchsuchung der Feldpost beginnt Morgens 4 Uhr und dauern ohne Unterbrechung Abends gewöhnlich so lange, als die Lichter reichen. (Dieselben mangeln manchmal gänzlich.) Wo die Feldpost im Freien sich an ihren Feldstühlen und auf ihren Feldpulten zu etabliren gezwungen ist, da wird nächtlich nur bis Beleuchtung von Stallaternen gearbeitet, denn bei dem großen Material kann an ein Unterbrechen der Aufscheidens des täglichen Dienstes nicht gedacht werden. Die gewöhnliche Dienstzeit reicht bis Mitternacht.

Es ist kaum zu glauben wenn man hört, daß in einem halben Tage circa 160 Gebäude von der 15. Division allein eingetheilt worden sind zum Spedirten nach der Heimat. Von diesen Briefen muß jeder einzelne genau gewogen, ein Gebühein gebrochen, ihr Anzuhmebuch und in die Karte eingetragen und schließlich copirt werden. Ein Hause von circa 1000 Briefen, an Todte und Verwundete adressirt, liegt an einer anderen Stelle. Auf jedem dieser Briefe muß die Brevität ausgebrochen, die Bezeichnung „todt", „verwundet" aufgeschrieben und der Brief nach den Sendungsdaten zurückortirt werden. Diese Rekruten sind aber nur kleine Zugaben zu dem Hauptbienst. Ihr werdet fragen: Wie und wann ruhen denn die Feldpost-Beamten von ihrem strapaziösen Dienst aus? Man kann soll antworten: Auf ihren Pferden, so lange der Marsch dauert.

Einst und jetzt. — Ein alter Veteran, ehemaliger leichtflinker Jäger (aus Estland), im Königs-Regiment zu Fuß, Nr. 27 Johann, am 25. August schlugen wir die Schlacht bei Großberen. Den ganzen Tag, von Morgens 6 Uhr an, regnete es in Strömen. Abends gegen 8 Uhr marschirten wir durch das Dorf Großberen, das auf beiden Seiten brannte. Dann wurde der Sieg verkündet. Hierauf gingen wir nach Kleinberen zurück, wo wir auf dem durchweichten Sturzacker im Kot durch hindurchirren. Am folgenden Tage war das Wetter schön und ich legte mich in die Sonne, um abzutrocknen. Ich schlief ein; mein Kamerad Peter aber ging herum und suchte. Durch den Tropfen Wasser war zu finden. Ich ging umher und suchte, bis ich eine Stelle fand, wo sogenannte Bütten waren, die wohl dem Vieh als Weideplatz gedient hatten. Ich schöpfte die braune Jauche, welche zwischen den Bütten stand, mit der Hand und suchte meinen Durst damit zu löschen, mußte diesen Trank aber mit einer 14tägigen Krankheit bezahlen. So ging es damals uns Kriegern. So viele Entbehrungen auch jetzt den Soldaten im Felde und auch sonstigen sein mögen, so unausstehlich werden sie leichter. In der Tage wohnhaft beneidenswerth im Vergleichtig zu dem Ungemach und den Nothständen, mit denen wir damals überall zu kämpfen hatten. Es fehlte uns an nichts weniger als an Allem. Pulver und Blei mußten wir, da das Commissariat Pulver nicht zu brauchen war, kaufen; auch die Kugeln waren wir genöthigt, uns, da unsere Büchsen alle verschiedenes Caliber hatten, erst zu gießen, wie wir sie brauchten, immer 120 Stück im Vorrath. Tractament erhielten wir nicht, Sterlin war belogen, von Haus war daher nichts zu erlangen. Abgerissen, mit Lumpen umwickelten Füßen, ging es 2 bis 3 Tage von Kabsirunden. Wie wohl that es einem alten Krieger, wenn er hört, wie fürsorglich heute für unsere Soldaten gesorgt wird."

Krieges-Anekdoten. (Fortsetzung von Nr. 35.)

— Auf der luxemburger Kugel der Windsbahne eines Schlosses bei Wörth, welche die Jahreszahl 1758 trägt, lieft man die Inschrift: „Der den Hunnen und den Landes ist der Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, 39 Jahre alt. Gott erhalte ihn lange in der Welt ist ein Theater: in hundert Jahren längstens wird es sein, als ob wir nie da gewesen wären."

Und wie theatralisch es oft in der Welt zugeht, zeigte sich gleichfalls bei Wörth. Dort fanden unter Truppen einen polnländig ausgerbeiteten französischen Verwundeten, welcher seine Schuh nicht an sich nehmen wollte, dabei bereits die Imprefsen, Siegel ꝛc. für das Département de Montionnère (Donnersberg). Ein anderes Siegel führte in der Mitte den französischen Adler, oben die Inschrift: 1. Regiment des tiraileurs algériens, unten: Conseil d'administration eventuel.

— Nach einer französischen Correspondenz hat sich zwischen General Mellite und einem französischen Offizier, der im März 1870 in besonderer Mission nach Berlin gekommen war, das folgende Gespräch zugetragen. Mellite: Ich bin Offizier im Verlauf des Gespräches: „Erpechen Sie mir nicht von Ihrer militärischen Erziehung in Metz; wenn Sie nie dort gewesen sind, um so besser, denn wenn Sie einmal dort gewesen sind, werden Sie mir mein Glück wünschen. Das ist der kleine Krieg, welcher seit 40 Jahren gegen die Araber führt. Das ist Guerillakrieg zweiter Sorte. Niemals militairisch-strikte angelegte Märsche, niemals Finten, niemals Gegenmärsche und selten Ueberraschungen. Mit dieser Schule werden Sie nie einen Anderen machen, als Schützen. Der erste große Krieg wird Ihnen Ihre Ungeschicklichkeit beweisen, und wenn ich nicht einem Manne von Ihren Verdiensten, mein Herr, gegenüberstehen würde, ich müßte sachen über diese handwerksmäßige Unwissenheit, der sie sich rühmen."

„Bei Ihnen, leugnen Sie es nicht, ist es beinahe sicherlich, ein „Büffler" (pioeheur) zu sein, und Ihre, welche arbeiten, sind gewöhnlich von geringer Intelligenz, es giebt in dieser Waffe nur wenig Ausnahmen in dem Verhältnis."

„Hier dagegen sind die gewissenhaftesten Studien an der Tagesordnung, und der ernsthafte unserer Kapitäne weiß ebenfowiel, wie die Offiziere eures Generalstabes, welche nur auf Bällen glänzen. Habt ihr nur die oberflächlichsten Begriffe über die Kriegskunst, wenn ihr die Specialschulen verlacht? Ich wünsche sehr daran..."

„Sehen Sie," sagte General Mellite, indem er unseren Landsmann um Herzen nahm, „ich wette, Sie kennen nicht die Einrichtung par excellence eines Offizierkrankenhauses in der Garnison."

Und als der so Angredete mit seiner Antwort zauderte, sagte der alte Prusse: „Kommen Sie mit mir!" und führte ihn in ein Schlafzimmer, welches nicht der Stube eines Unteroffiziers glich, der in Kasino-Garnison in Garnition ist. Ein kleines eisernes Bett ohne Vorhänge, drei Strohstessel, zwei Büchersesseln aus Holz, ein schwarzes Bild auf einem Pulte und auf dem Boden weiße Kreidestriche. „Da ist es, wo man jeden Morgen seine Gegner schlägt," murrte der alte Tapfere, welcher lange Zeit darauf dem Besuch des koniglichen Prinzen, dem Herrn Frosfard, eine so strenge Lection gab.

„Und was Bilder betrifft, muß man nur sachte haben," letzte Mellite hinzu und zeigte seine Karten und Pläne.

(Forts. f.)

Inhalt: Antwort eines Deutschen (Berthold Auerbach) an den Franzosen Victor Hugo. — Die Schlacht bei Wörth. Von H. Pfing. Mit Abdruck von L. Bechtlein. — Der Bauernkrieger. Historischer Roman von H. Pfing. Forts. — Im Vorabend. Von J. Targ-Hajosz. Forts. — Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart von Brun. — Maurer. Mit Abbildungen. — Die modernen Festungen. Forts. — Im Thron und Leben. Von G. Hiltl. Forts. — Aus allen Weltheilen: Der Herzkäfer der deutschen Gebirgsmeer. Mit Porträt. — Die Festung Metz. Mit Plan. — Chronik der Kriegs. Forts. — Denkwürdige Kapitulationen. — Die Festung in Gravelotte. — Einst und jetzt. — Kriegs-Anekdoten. Forts.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Buch der Welt.

Illustrirtes Volksblatt.

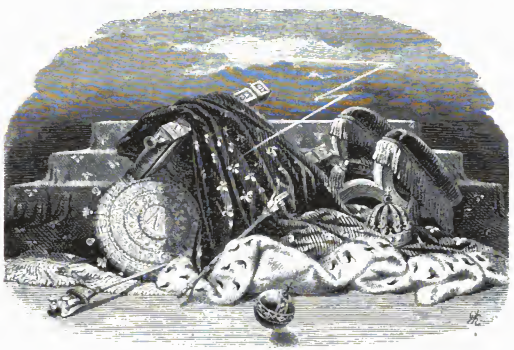
Das ganze Deutschland soll es sein.
E. M. Arndt.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Bumüller; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaser; Glaßbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Hundrieser; L. Kerner; K. A. Klein; Kreßner; A. Kreyßig; Liebetrau; Lippert; Th. Löbe; Lotz; Mützelburg; Oelschläger; A. Pfau; Reich; Reinick; Reichardt; J. Rodenberg; M. Ring; J. Rodenberg; v. Rodenstein; Rud. Schleicher; H. Schmidt; L. Schücking; Schramm; Lemme; Tangermann; J. Beecher; E. Vogt; Waldteufel; Wiesel; W. Wenzel; Werner, Kap. J. Cook; Wilkomm; Wittstock; W. Wurm; Zeitung ꝛc. ꝛc.

№ 15. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — Zu Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Napoleon auf Wilhelmshöhe.

Von **S. Jungbans** in Cassel.



Der Kaiser der Franzosen, durch mannigfache Umstände auf ein sehr kleines Maß von Möglichkeiten in Betreff der Gestaltung seiner Existenz beschränkt, hat mit einer Klugheit, die man an ihm gewohnt ist, und erst in seinen letzten Acten zu vermissen begonnen hatte, zur einzig praktischen Alternative gegriffen, indem er sich einem hochherzigen Feinde und — Standesgenossen als Gefangener stellte. Die kurze Zeit, welche seit jenem gewiß wohlmeditirten Schachzug verflossen ist, genügt, um einige handgreifliche Erfolge desselben darzuthun. Der Fürst, eben noch als traurigster Schatten seiner selbst inmitten gährender Armeemassen, in beständiger Reibung mit unbequemen Gene-

Zur vollen Würdigung dieser Vortheile vergesse man nicht, daß es sich um einen Mann handelt, dem sie nicht verkürzt werden durch einen Hauch eines Gefühls etwa daran haftenden Schmach. Napoleon rechnet nicht mit Gefühlen: er lebt, man mag ihm nachjagen, was man will, mit seinem riesenhaft ausgebildeten Egoismus, seiner wahrhaft großartigen Gewissenlosigkeit und nüchternen Verstandeskraft, die weit über dem Niveau des Gewöhnlichen. Er ist nicht ungeschickt, Menschen zu beherrschen, denn die Begriffe, womit man die Menge leitet, die Worte: Ehre und Schande, Ruhm und Schmach, Recht und Unrecht, sind Werkzeuge, deren Gebrauch er vollständig inne hat, die man aber nicht gegen ihn wenden kann, da er gefeit gegen sie ist, die er säuberlich handhabt und dann bei Seite legt. Er würde leise gelächelt haben, hätte er uns in eder Aufwallung rufen hören: Nun, er wird sich eine Kugel durch den Kopf schießen, das ist doch das Einzige, was ihm übrig bleibt! — Seinen Grundsätzen nach verachtet er diejenigen, welche der Meinung der Welt über sich dergestalt das Opfer ihrer letzten Chancen bringen. Etwas ähnlich ist seinem Falle, die „historische Romantik", welche man dabei vermißt, wäre ihm nicht unerwünscht gewesen; da sich das nicht machen wollte, behielt er sich so; er fällt mit Würde, nachdem er zuvor vorsichtig nachgesehen hat, wohin er zu liegen kommen wird. — Denjenigen aber, die diese Episode im Leben des dritten Napoleon für den letzten Act eines Drama's halten — eine Ansicht, welche die deutsche Muse in den Zeitungen zu unzähligen effenvollen Strophenschlüßen ausbeutet — rathen wir, einmal den Reineke Fuchs zur Hand zu nehmen und nachzusehen, wie den Helden des Epos, da er vor dem Gerichtshofe des Königs Löwe mit dem Strick um den Hals auf der Leiter steht, seinen Augenblick sein erfindungsreicher Scharfsinn verräth, und er sich aus jener kritischen Position nicht nur heraus, sondern zu hohen Ehren wieder emporzügt.

Da nun Jener es den deutschen Geschützen, Kolben und Bajonetten ruhig überlassen kann, sein Malepartus von den Eindringlingen, die sich mit großem Geschrei darin breit machen, zu säubern, erträgt er mit Gleichmuth seine Haft in der berühmten Sommerresidenz der ehemaligen Kurfürsten von Hessen. Die Gartenanlagen sind belebt durch die glänzenden Uniformen der Offiziere seines Gefolges, der Kaiser zieht sich keineswegs, wie man Anfangs erwartete, vor den Blicken der Neugierigen zurück; am fünften September, um halb zehn Uhr, lange er an, und schon am folgenden Tage konnte man ihn auf einer Spazierfahrt mit Muße beobachten; er hat seitdem diese Promenaden an keinem Tage ausgesetzt. Mit der Beschränkung auf einen engen Raum, welche sonst eine Qual der Gefangenen ausmacht, geht dieser Hast natürlich auch das fernere Characteristikum der Einsamkeit ab: mit dem Kaiser sind gefangen die Prinzen Ney und Murat; die Generale Cartaneau, Pajol, Bauvert de Gentil und Reille befinden sich im Gefolge, welches, einschließlich der vom Könige zur Verfügung gestellten Diener aus etwa einhundert und dreißig Personen besteht. Der Größe dieses Hofstaates entsprechend ist die Zahl der Pferde*) und Equipagen mannigfachster Art, für welche man den Marstall der Wilhelmshöhe geräumt hat, kurz, es entfaltet sich ein reges Leben und Treiben auf unserm lange unbewohnten Fürstensitze. Auch will es scheinen, als sollte die eigentliche Zierde eines Hofes, sollten die hochgebornen Frauen der Residenz des Gefangenen nicht fehlen: die Prinzessin Murat, die Gattin des gefangenen Prinzen, wird als Gast in das Hotel zu Wilhelmshöhe erwartet, vielleicht um dem Gemahl das schon ganz erträgliche Loos, seine Promenaden auf einen unvergleichlichen Park beschränken zu müssen, noch leichter zu machen, indem sie es theilt.

Die Bewohner von Cassel nahmen die überraschende Nachricht von der Nolle, welche ihrer geliebten Wilhelmshöhe zugewiesen werden sollte, mit den verschiedenartigsten Empfindungen auf, unter welchen aber, besonders im Anfange, der Unmille entschieden vorherrschte. Die „Hessische Morgenzeitung" sah sich veranlaßt, der allgemeinen Stimmung im Folgenden Worte zu geben:

„Man darf nach den Umständen vermuthen, daß die Anordnung nur eine vorläufige, mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Gefangenen getroffene ist. Die Schlösser in den Festungen sind dem Vernehmen nach zu andern Zwecken bestimmt, oder doch augenblicklich nicht in einem Zustande, wie ihn der Wohnsitz eines Mannes, der immerhin mit Milde und Rücksicht würdevoll behandelt werden muß, erfordert. Diesem Umstande wird aber in Kürze abzuhelfen sein und so den Angehörigen der Tapfern, die auf den Schlachtfeldern modern oder in den Krankenhäusern leiden, der peinliche Gedanke erspart werden, daß dem schuldbeladenen Urheber alles Jammers eine Behandlung zu Theil wird, die fast wie ein Eingriff in das unverletzbare über ihn gekommene göttliche Strafgericht gedeutet werden möchte."

Mit Recht wird hier auf diejenigen hingewiesen, welche durch den Krieg lieber Angehörigen beraubt sind, und daher natürlich zu Haupträgern des bittern Grolls gegen den gefallenen Fürsten werden: liegt doch in jedem Menschen die Lust an der Rache, die je weiter nichts ist, als der Instinct der Gerechtigkeit, da wo fremde Schuld uns geschädigt hat. Jene müssen sehen, wie sie sich mit den Thatsachen abfinden: besser stehen sich die Zufriedenen, welche in der Wahl dieses Aufenthaltsortes für den Kaiser nur ein Zeichen der Huld und des Wohlwollens unseres Königs gegen die Provinz Hessen sehen, deren Treue er ehrend anerkenne, indem er ihr den wichtigsten Gefangenen anvertraue. Um diesen Vertrauen zu begegnen, hat man, auf die hochherzigen Intentionen des Königs gegen seinen Feind eingehend, sich jeglicher Kundgebung bei der Ankunft desselben enthalten, wenn nicht die außerordentliche Gleichgiltigkeit, welche an den Tag gelegt wurde, als solche gelten soll. Während Europa mit Spannung nach Cassel hinhorchte, umstand nur eine Hand voll neugieriger Dörfler das Perron, auf dem der Kaiser erblickt wurde, führe ihn ein einfacher Zweispänner, welchen sich die höheren Beamten in die Wette gewetzert hatten, zur Verfügung zu stellen, die Allee vom Bahnhofe zum Schlosse hinanz, an dessen Durchfahrt vielleicht zwanzig Personen das Casseler Publikum repräsentirten. Jetzt hat allerdings bei vielen die Neugierde den ersten Groll überwunden: man geht hin, um auch einen Blick auf den Mann zu werfen, dessen Persönlichkeit der Weltgeschichte angehört: kleine Züge, die von seiner Zugänglichkeit berichten, eursiren im Publikum. Der Kaiser spricht geläufig deutsch und scheint nicht ungern diese seine Fertigkeit an den Mann zu bringen; die kleinen Mädchen einer auf Wilhelmshöhe wohnenden Familie berichten, wie sie der Kaiser angeredet habe, da sie früh Morgens mit ihren Büchertaschen zur Schule wollten, wie er sich sogar die Hefte habe zeigen lassen und genau die Gegenstände hernennen, in denen sie unterrichtet würden. — Ob er sich seiner Unterhaltungsfähigkeit im Betreff der Volksschulen erinnert? denn die Schulkinder scheinen ihm besonderes Interesse einzuflößen; auch ein Tertianer wühmte sich, von dem Gefangenen ganz eingehend examinirt worden zu sein, daher denn um die Schulen Cassels, jedenfalls um dem Erbteufor seine Culturfindun zu erleichtern, hier gemeinsamen Spazergänge mit Vorliebe nach der Wilhelmshöhe richten.

So bewegt sich, vor den Augen des Universums, das er so gerne zum Zeugen seiner Handlungen aufrief, Napoleon in harmloseter Weise und nicht ohne bonhommie in seinem schönen Asyle umher, während den deutschen Siegern in seinem zerfallenden Reiche, unter deffen Trümmern hervor er sich zur rechten Zeit rettete, immer neue Bintarbeit erwächst.

Einige Worte noch über die herrliche Wilhelmshöhe, welche es verdient hätte, unter andern Umständen in der Leute Mund zu gerathen. — Da wo sich der Bergrücken des Habichtswaldes gen Osten in den weiten lieblichen Thalkessel der Fulda senkt, liegt, die Reihen Hänge erklimmend und sich in blühender Pracht auf einem Hochplateau ausbreitend, an dessen Rand sich das imposante Schloß erhebt, jenes Paradies, welches gleichsam die Aroma verschiedener Kultur- und Kunstepochen, ihre feinsten Essenzen, in sich bewahrt und zu einer einzigen Harmonie verschmolzen hat. Classisches Alterthum, Romantik und Renaissance einigen sich hier wie nirgends zu einem holden Ganzen, eine jede Richtung ist am Platze, weil, innerhalb dieses einen Gebietes, eine jede die Stelle, die Umgebung gefunden hat, der sie gemäß ist. Griechische Säulen spiegeln sich in freundlichen Gewässern, in barocken Grottenräumen wimmelt hellenische Fabelwelt, an der wir, in der seltsamen Umgebung, selbst das hier und da auftretende Rococco-Geklüm weiter nicht störend finden; am waldigen Berge hängt die Löwenburg, ein Stückchen Mittelalter von außen, innen aber mit ihrer Sammlung werthvoller Raritäten die Epoche, in der sie entstand, die Zeit der „curieusen Herren", der Sammlerfürsten, nicht verleugnend; an einer andern Stelle führt ein römischer Aquadnct die Bergwasser hinab und stäubt sie dann, plötzlich abbrechend, wie ein ereien Wildbach über die sich neigenden Birken und Erlen, welche zwischen seinem Trümmergeklein Wurzel gefaßt haben. Unbeschreiblich in ihrer Wirkung ist die Riesentreppe, das Cascadensystem, welches, mit dem Octogon und der Riesenbildsäule des Hercules gekrönt, als Hauptader des Ganzen den Mittelpunkt bildet. — Es sind freilich jene Herrlichkeiten durch Bilder in ganz Deutschland gewissermaßen bekannt, denen wir aber faft dieselbe Unzulänglichkeit wie unserer Beschreibung zusprechen müssen. Denn was sich weder durch Wort noch Bild wiedergeben läßt, ist der

*) Eine Anzahl seiner Pferde sind jetzt verkauft, und, wie wir hören, zu niedrigen Preisen abgegeben.

Digitized by Google

Adel, die Reinheit der Waldnatur, deren feuchten Hauch die bildende Hand nicht abgestreift hat, welche hier waltete. Keine Kleinlichkeit klebt den Seitsamkeiten an, die wir aufgezählt haben; jedes Menschenwerk ist verklärt durch die unvergleichliche Schönheit der Landschaft, der es sich unterordnet, und deren Charakter, trotz allen fremden Schmuckes, geblieben ist.

Ob der fremde Mann, dem hier, wohl zum ersten Male, die volle Muße wird,, über eine schuldvolle Vergangenheit nachzudenken, den Zauber dieser unschuldigen Schönheit zu empfinden vermag?

So wenig vielleicht wie jener andere Napoleonide, welcher einst die Wilhelmshöhe Jahre lang durch sein sündiges Hofleben entweihte, und von welchem gar manche hier bewahrte Erinnerung den Neffen seltsam anmuthen mag. Wir aber können immer wieder uns glücklich preisen, die Zeit gesehen zu haben, da der Sproß der Parvenu-Familie machtlos als Gefangener im Herzen Deutschlands weilt, an demselben Orte, wo sein Vorfahr als aufgezwungener Gebieter sich breit gemacht hatte.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von Seite 217.)

VI.

Es mochte um Mittag des folgenden Tages sein, doch hielt der Schneefall, welcher seit dem frühen Morgen sich erneut hatte, Erde und Himmel zu dicht in seinen grauen, undurchdringlichen Schleier gehüllt, um aus irgend einem der gewöhnlichen Zeichen die Tageszeit auch nur mit einiger Bestimmtheit unterscheiden zu lassen. Ungeheure Massen Schnee füllten die Schluchten und Gründe des Gebirges und dazu stäubte der Wind von den Bergen noch immer neue Massen in die Thäler und prallte dann bei, diesem schrecklichen Wetter auf die schmalen und steilen Felsenpfade verschlagenen Wanderer in die Tiefe zu reißen.

Auch hatte das herrschende Unwetter die das Gebirge besetzt haltenden Bauern gezwungen, ein schützendes Obdach zu suchen. Die alte Benediktiner-Abtei von Hehr vermochte in ihren baufälligen und theilweise jüngst noch erst von den Schweden zerstörten Gebäuden die Menge der ihr so zugeströmten Gäste kaum zu fassen. Der Hause der daselbst Eingelagerten durfte sicher auf mehr als fünfhundert Köpfe heraufschlagt werden.

Vor einer Stunde etwa waren auch die Begleiter des Bauernkaisers mit dem gefangenen kaiserlichen General Aufseß in dem Kloster eingetroffen, und die Kunde der letzten Ereignisse versetzte alle die hier Versammelten in die freudigste Aufregung. Zu Hunderten drängten sich die Neugierigen vor dem Eingang des alten Thurms, welcher bis auf Weiteres zur Aufnahme des vornehmen Gefangenen hergerichtet worden war, und dichte Gruppen lauschten in den Kreuzgängen und der Vorhalle dem Bericht irgend eines der Theilnehmer des Zuges, oder besprachen das Ereigniß des Tages mit einander. Die verschiedenartigsten Trinkgefäße machten dazu die Runde, und die Laienbrüder des Klosters besaßen kaum Hände genug, dem Durst der mannhaften Gebirgssöhne ein Genüge zu thun. Ein guter Theil der Bauern zog es übrigens vor, dieser gleich an der Quelle zu löschen, und trotz Sturm und Schneegestöber hielten die fröhlichen Trinker in dichten Reihen das in dem Klosterhofe aufgerichtete Stückfaß Wein umlagert, welchem der Prior, um diese wilden und ungeberdigen Gesellen bei guter Laune zu erhalten, zur Feier des glücklichen Begebnisses gespendet hatte. Die Niedergeschlagenheit von gestern war plötzlich in einen ebenso tobenden und ungestümen Jubel umgeschlagen. Das furchtbare Wetter selbst trug dazu bei, den allgemeinen Aufschwung noch zu steigern, denn bei dem ungeheuren Schneefall mußte ein Angriff der Kaiserlichen auf die ohnehin so schwer zugänglichen Gebirgspäße für lange hinaus geradezu unmöglich erscheinen.

Nur ein Umstand dämpfte den allgemeinen Freudentaumel in etwas. Der Bauernkaiser war, wie seine Begleiter berichteten, mit dem schwedischen Offizier nach Lauffenberg, dem Hauptquartier Bernhards von Weimar, hinuntergezogen. Wenn aber selbst gestern bei der augenscheinlichen Hoffnungslosigkeit der Lage der Anschluß an die Schweden den Gefühlen dieser einfachen Wald- und Bergbewohner so entschieden widerstrebte, so durfte heute mit dem Schwinden jeder unmittelbaren Gefahr diese Empfindung sicher noch gesteigert erachtet werden. Es verhielt sich zwar wirklich so, wie bei dem gestrigen Kriegsrathe von Bertholdo eingewohrten worden war: die Bauern hatten in ihrem Widerstande zwischen den verschiedenen kriegführenden Parteien nie einen Unterschied gemacht. Jedoch waren sie bei alledem gute Katholiken geblieben, und ihr Haß gegen die Ketzer wurzelte um so tiefer, als sich in den Ueberlieferungen dieser Bevölkerung gerade die blutigsten und schrecklichsten Erinnerungen mit dem schwedischen Namen verknüpften. Der Versuch, mit dem Schweden zu gehen, mußte deßhalb als ein wahrhaft verzweifelter erscheinen, und schon die erste, ungefährte Hindeutung darauf drohte zu gestern auch die Gewalt, welche der Bauernkaiser so lange über die Gebirgsbewohner behauptet hatte, in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Noch äußerte sich indeß bei dem großen Haufen der im Kloster eingelagerten Bauern die Freude über die so unverhofft eingetretene, glückliche Wendung der Dinge zu lärmend und ungestüm, als daß die ebenso unerwartete Kunde von dem Gange des Bauernkaisers noch Lauffenberg schon einen tieferen Eindruck anzuüben vermocht hätte. Auch stand das Vertrauen der Leute zu dem altbewährten Führer zu fest und hatte eben noch erst eine zu auffällige Bestätigung erfahren, um sogleich auf den ersten Verdacht in das gerade Gegentheil umzuschlagen. Höchstens war von diesem oder jenem eine vermundete Frage nach der Bedeutung dieser neusten Handlung ihres Führers, oder eine wilde Verwünschung gegen die Schweden ausgestoßen worden, ohne daß es darum doch irgendwer der Mühe werth gehalten hätte, über die Beantwortung der gestellten Frage zu grübeln, oder sich durch dieselbe den Genuß des Augenblicks verkümmern zu lassen.

Ganz anders verhielt sich dieß in dem Kreise der in dem Refectorium des Klosters versammelten Ortsvorstände und Unteranführer der eingelnen Bauernhaufen. Unmittelbar mit dem Eingehen jener Kunde waren dieselben zu einer ernsten Berathung zusammengetreten. Noch hielt zwar auch hier eine starke Partei denen Widerpart, welche den Bauernkaiser gleich ungehört verdammen wollten; allein die Gefahr, die Anhänger desselben schließlich dennoch dessen offenen und geheimen Widersachern unterliegen zu sehen, drohte um so näher, als auch seine Vertheidiger mit jenen vollkommen in der Abneigung wider die Schweden übereinstimmten, und ihr Einstehen für den abwesenden Führer sich deßhalb auch nur als ein bedingungsweises aussprach. Ueberdieß mochte sich in dieser Versammlung aber noch ein gestern gar nicht vertretenes Element geltend, dessen, wenn vorläufig auch nur mittelbare und vorsichtig zurückhaltende Unterstützung die Kühnheit der Angreifer ebenso steigerte, als es lähmend und verwirrend auf die Beweisgründe der Vertheidiger zurückwirkte.

Es bildeten dieß neue Oppositionselement der Prior und die Mönche des Klosters, welche mit zu der Versammlung hinzugezogen worden waren. Dieselben hüteten sich zwar wohl, anders, als unter Vorschützung ihrer aufscheinend ausschließlichen Sorge für das Seelenheil der ihrer geistlichen Obhut Anempfohlenen, eine Meinung zu äußern; allein die gesammte Geistlichkeit des Gebirges hatte unter dem fortgesetzten Kriegszustand der Bewohner desselben selber schon zu oft und zu schwer in ihren Besitzstande gelitten, und das Beispiel der freien Bauern bedrohte außerdem zugleich zu tief das Bedrängtheitsverhältniß ihrer eignen Unterthanen, als daß die schlauen Patres nicht mit Freuden hätten die Gelegenheit ergreifen sollen, diesen auf die Dauer unerträglich gewordenen Zuständen ein Ende zu machen.

Ihre Sympathien fielen dabei ganz auf kaiserliche Seite, die Grundbedingung für das Gelingen ihrer Absicht aber berubte in dem Sturz des Bauernkaisers. Gelang es ihnen, dieses Ziel zu erreichen, so durften sie damit wohl auch zugleich die Unterwerfung der Bauern als geschert erachten. Es galt sür sie jedoch aus mehr als einem naheliegenden Grunde, hierbei so wenig als möglich offen hervorzutreten. Doch bedurfte es dessen auch gar nicht. Der Bauernkaiser war nicht so lange von der Volksgunst getragen worden, ohne daß der Neid über seine Erfolge und sein Ansehen, wie sonst noch die verschiedensten anderen Ursachen, ihm zahlreiche Feinde erweckt hätten. Diese persönlichen Widersacher aber trachteten nach nichts eifriger, als die augenblicklich günstige Gelegenheit zu dessen Sturze zu benützen. Instinktmäßig begriffen dieselben zugleich, wie wichtig

Digitized by Google

Beschießung des Bahnhofs zu Saarbrücken = St. Johann. Nach einer Zeichnung von **Robert Ahmus.** (S. Seite 21 .

ihnen zu dem vorgesetzten Zweck eine, wenn auch nur indirekte Unterstützung der geistlichen Herren werden mußte; denn nur dadurch durften sie hoffen, auch den großen Haufen zu sich herüberzuziehen. Die beiderseitigen Absichten begegneten sich somit, und die Mönche brauchten jene Unheilstifter und Ränkeschmiede nur gewähren zu lassen, und im Geheim, oder durch ein geschickt eingeworfenes Wort den Brand zu schüren, um günstigen Falls den ausschließlichen Vortheil von diesem inneren Zerwürfniß der Bauern und nebenbei noch das Verdienst der Anstiftung desselben für sich in Anspruch zu nehmen.

Getragen durch diese mächtige Unterstützung, waren die Angriffe der dem Bauernkaiser feindlich gesinnten Partei immer kühner geworden. Der schon gestern mit seinem Vermittlungsvorschlag hervorgetretene Bauer besand sich an der Spitze derselben.

„Was ist denn Großes mit Eurem Jakob Schwanger?“ hatte einer der Wortführer dieser Partei, ein krästiger, schwarzhaariger Waidzeisl über die Tafel hinübergerufen. „Er hat ein wenig Glück gehabt in seinen Unternehmungen, sonst nichts. Andree haben wohl weit mehr gethan, als er, und doch ist von ihrem Verdienst neben dem seinen kaum je etwas verlautet. Bin ich es nicht gewesen, der damals schon bei dem Einfall des Tilly bah Landvolk um den Großkopf und den Feldherrn aufgerufen hat, und ist von mir vor vier Jahren bei dem ersten Einbruch des Bernhard's von Weimar der Paß von Herrenschwand nicht wieder die Schweden glücklich behauptet worden? Ich sage, was der Schwanger kann, übernehme ich noch alle Tage. Es bedarf des hergelaufenen Kerls gar nicht, um die Vertheidigung des Gebirges in gute Hände zu legen.“

„In die deinen? nicht, schwarzer Görg?“ höhnte einer von der Gegenpartei. „Wärst schon der rechte Mann, der sich Ansehen zu verschaffen wüßte. Nur müßten sie dich frei gewähren lassen, und nichts Blankes oder Blinkendes dürfte einer mit sich führen. Es könnte sonst wieder so gehen wie damals bei der Schönauer-Mühle, daß du Freund und Feind nicht genau zu unterscheiden vermöchtest, und aus purem Versehen dem Ersten Besten eine Kugel auf den Pelz brennstest.“

„Mord und Tod!“ brüllte der so hart Angegriffene, „wer wagt mich zu beschuldigen?“

Ein tobendes Geschrei hatte ihn unterbrochen. „Was bedarf's bei dir noch eines besonderen Beweises!“ rief der Eine. „Ich beschuldige dich!.. Wir, wir Alle!“ tärmte es durcheinander. Eine Fluth der verschiedensten Anklagen war über den so keck aufgetretenen Bewerber um die Oberanführerstelle hereingebrochen. Seine eigene Partei stimmte wider ihn mit den Andeen.

„Da habt Ihr's,“ war der vorige Sprecher von seinem Sitze aufgefahren, „wenn der selbst,“ er zeigte mit dem Finger auf den schwarzen Görg, „sich dem Bauernkaiser an die Seite zu setzen wagt, so ermeßt die heillose Verwirrung, in welche der Abfall von demselben uns stürzen würde. Bedenkt doch, wie oft der eine Mann und Alle unter seiner Führung dereinigt hat, wie oft wir glücklich unter ihm gestritten haben. Denkt an seine Unparteilichkeit bei der Theilung der Beute; denn wer kann behaupten, daß er je von ihm übervortheilt worden sei? Und wer von Allen steht ihm gleich an Wissen und raschem Ueberblick? Es gehört zur Früh

Kampftage vor Straßburg,

vom 17. bis 31. August 1870.

Von **Berthold Auerbach***).

rster Brief. Vor Straßburg, 17. August. „O Straßburg! O Straßburg! Du wunderschöne Stadt" — das also beginnende Volkslied zieht mir durch den Sinn die Tage herein.

Das deutsche Volkslied hat Straßburg sich noch nie aus dem deutschen Gesangsreiche rauben lassen, und jetzt — vorerst wird die „wunderschöne Stadt" von mancher Verwüstung heimgesucht werden müssen.

Die Bewohner des offenen Landes im Elsaß haben in verwirrendem Schreck sich minder sicher in den Dörfern und offenen Städten geglaubt, und haben viele bewegliche Habe, vor Allem aber Frauen und Kinder — und, wie es heißt, auch die schönen Mädchen, denn man sieht deren keine mehr — in die Festung geflüchtet, die nun gerade der bedrohteste Punkt ist. Man hat den Leuten hier ganz fabelhafte Vorstellungen von den einziehenden Deutschen eingeflößt, und nur allmählich schwindet die Angst.

Da liegt Straßburg vor uns, der Thurm des Münsters, von andachtbewegten deutschen Händen errichtet, ragt in die blaue Luft hinein. Wir müssen manchmal dem Commandirenden da drin zeigen, daß wir Ernst machen könnten, wenn wir wollten. Noch zögern wir, denn — unbeschadet der eisernen militärischen Strammheit — pocht uns doch bei jedem Schusse, den wir nach Straßburg hineinsenden müssen, das Herz im Mitgefühle.

Wir stehen vor geraubtem Gute. Wir möchten die Stadt schonen, aber es wird leider nicht möglich sein.

Eine Belagerung ist eine mühselige Arbeit, die nichts vom Effectvollen und Glänzenden des Kampfes im freien Felde hat. Aber glauben Sie mir: in angespannter Aufmerksamkeit auf der Lauer stehen, jeden Schlupfwinkel erspähen und verrammeln, Tag und Nacht auf der Hut, wo der Feind durchbrechen möchte, einen Fluß abgraben, wie wir jetzt mit der Ill thun, um den Feind zur Uebergabe zu zwingen — all dieß glanzlose, dabei aber nicht minder gefahrvolle und Muth erheischende Thun — glauben Sie mir, es verlangt eine in sich gehaltene concentrirte Energie, das alles „ohn' Ermatten" auszuhalten.

Die badische Division hat diese schwere Aufgabe, zunächst mit Verzicht auf Ruhmesglanz, zu vollziehen. Hoffentlich aber — und ich spreche den ungetheilten Wunsch aller aus — kommen wir auch bald in die freie Feldschlacht.

Wir dürfen hoffen, daß die Geschichte eingedenk sei, wie das badische Volk sich zuerst vollauf zur deutschen Sache stellte, und wie das badische Heer in der Botmäßigkeit gegen das große Ganze die glanzlose Aufgabe einer Belagerung treu und willig auf sich nimmt.

Ich kann Ihnen indeß heut auch von einem so unsichtig als kühn zurückgeschlagenen feindlichen Ausfall aus der Festung berichten. Unsere Feldwacht auf der linken Seite der Ill hatte gestern Nachmittags wahrgenommen, daß ein Trupp von ungefähr 1500 Franzosen auf dem Wege nach Blotzheim ausbrach, offenbar in der Absicht, bei Illkirch über den Rheinkanal zu gehen. Auf die Meldung beim Bataillons-Commandanten beauftragte dieser die Compagnie des Hauptmanns Coppler vorzugehen, er selber blieb mit zwei Compagnieen zurück. Die Unseren hatten bei Ostwald eine durch das Gehölz geschützte Stellung eingenommen, und mit echt deutscher Ruhe hielten sie wohl eine Stunde lang den Hagel der französischen Gewehre aus; sie zielten dagegen jeweils nur auf den einzelnen Mann und trafen sicher. Als die Absicht des Feindes, über den Canal zu gehen, offenbar war, ließ Hauptmann Coppler die Unsrigen vormarschiren. Unter dem Rufe: „Hurrah! da ist er endlich, der Franzos," stürzten die Unsrigen vor, und die Franzosen verließen ihre Geschütze und flohen. Drei Geschütze wurden von den Unsrigen genommen und acht Gefangene gemacht. Der Feind hatte zwanzig Todte und Verwundete, wir drei leicht Verwundete. Das ist freilich fast nur wie ein Probiren, wie ein kurzes Geigenstreichen, bevor das Concert oder vielmehr der Waffentanz losgeht; aber die Instrumente sind gut gestimmt und alles in tactfestem Zusammenhalt.

2.

Am 18. August. In großer Bewegung, weil ich Ihnen nichts Näheres schreiben kann, heute nur einige kleine Thatsachen: die Franzosen haben die vorderen Häuser von Schiltigheim angesteckt; sie brennen jetzt noch, und zugleich brennt auch ein Kloster bei Ruprechtsau — à propos Ruprechtsau! Dort wohnte ein Baron von Buissière, auch in Baden begütert, der in Badorten," auf Jagden und am Hof immer äußerst zuthulich war und sich niedlich machte; er suchte diese Manier auch hier und in den letzten Tagen fortzusetzen; es wurde aber bekannt, daß er einer der Hauptaufwiegler war, und gestern auf dem Heimwege nach Ruprechtsau wurde er verhaftet und nach Rastatt gebracht. Auch sonst wird Strenge angewendet, wo die Milde nicht helfen will. Eine Schwadron der Unsrigen wurde in St. Morix bei Schlettstadt von der Mobilgarde und den Bürgern angegriffen. Bürger schossen aus den Häusern; die Unsrigen wurden zersprengt, haben sich aber heute wieder voll gesammelt. Wir haben

*) Der berühmte Verfasser, von dem wir in den nächsten Wochen eine neue Originalnovelle bringen werden, war vom Großherzog von Baden in das Hauptquartier vor Straßburg eingeladen und hat seine dortigen Erlebnisse und Eindrücke an die Augsb. Allg. Zeitung berichtet, aus welcher sie in die englischen Blätter Daily News und Times und in die amerikanischen Zeitungen übergingen und viel zur richtigen Auffassung unsere Stellung in diesem Kriege beitragen. Der Herr Verfasser hat uns nun gestattet, diese Briefe gesammelt durch unser Blatt einem andern Lesercreis darzubieten, wie denn auch durch die Zusammenreihung und Heraushebung aus der Tagesfluth ihr Gehalt an Gemüths- und Darstellungskraft erst zur vollen Geltung kommt.

Digitized by Google

zwei Todte. Heut ist nun ein Bataillon mit entsprechendem Geschütz und Cavallerie nach St. Moriz gezogen mit dem Auftrage: den Bürgermeister aufzuforden, diejenigen zu bezeichnen, welche bewaffnet waeren; kann es das nicht, so wird die Einwohnerschaft — ohne Menschenleben zu gefährden — aus dem Ort getrieben und der Ort zerstört.

3.

21. August. So ist's! Eine auf Lüge und Corruption gebaute Thatsache verlangt die fortgesetzte Lüge, die Corruption durch alle Schichten. Das innerlich moesche Wesen, äußerlich überfirnißt, ethisch durchaus haltlos, das der Kaiser in sich darstellt, muß sich folgerecht auch auf alle seine Untergebenen und Helfer ausdehnen.

Es ist ein Jammer, und ein Problem zugleich, was Napoleon aus dieser — trotz alledem von edlen Inspirationen bewegten — Nation gemacht hat. Oder hat es es nicht allein gemacht? Ist er Product oder Producent des Beefoulls?

Eine ruhige Zeit wird das historisch dateyen können. Jetzt sammeln sich die Thatsachen.

Wie sind vor Straßburg; was soll es denn, noch jetzt — nach dem beispiellos glorreichen Zug unserer Truppen bis Metz — diese schöne, volkreiche, von Flüchtlingen überfüllte Stadt zu halten? Verlangt das die militärische Ehre?

Lassen Sie sich erzählen, wie der Commandant von Straßburg die Ehre versteht! Er hat, das ist authentisch, es der Stadt vorenthalten, daß er durch einen Parlamentäir, den Obersten Auerong, zur Uebergabe aufgefordert und, als er dies verweigerte, das Bombardement angedroht wurde. Da wir nun, um den Ernst zu zeigen, einige Häuser in den Grund schossen, wobei Menschenleben verloren gingen, verkündigte er in der Festung: er werde dafür Rache nehmen an Kehl. Entfernt von Kehl, mit der Stadt durchaus nicht in Verbindung, ist eine Batterie aufgefahren, die einmal und das regelrecht, auf die Festungswerke feuerte. Was that nun der Commandant von Straßburg? Er sendet Brandgeschosse auf die Batterie? Nein, auf die mit der neutralen weißen Fahne mit dem rothen Kreuz beflaggte Kirche, worin Kranke gepflegt werden. Auf die Kirche und auf die Krankenpflege zuerst! Das ist civilisatorische Mission! Es ist getlückt, die Kirche ist in Brand gesteckt! Nun wird das Gasthaus zum Salmen in Brand gesteckt. Die Feuerwehr eilt herbei. Was thut der Herr Commandant mit seiner civilisatorischen Mission? Er wartet, bis sich die Feuerwehr gesammelt hat, und als sie beisammen ist, um das brennende Haus zu retten, sendet er fort und fort Brandgeschosse auf die Feuerwehr!

Der commandirende General v. Werder sendet eine Depesche an den Festungscommandanten, in welcher er ihn persönlich verantwortlich macht sie diese flagrante Verletzung des Völkerrechts, eine offene Stadt mit Brandkugeln zu beschießen. Sie werden diese Depesche bald officiell veröffentlicht lesen. General von Werder sagt, daß er für den angerichteten Schaden Requisitionen ausschreiben werde. Er hat demzufolge eine Denkschrift an das badische Ministerium abgefaßt, den verursachten Schaden abzuschätzen. Was antwortet der Commandant von Straßburg? Unweit Kehl stehe eine Batterie, darum habe er die Stadt in Brand geschossen! Er ignorirt den Unterschied einer offenen und einer befestigten Stadt rundweg. Er will, wie es scheint, uns zwingen, ihm die Barbarei mit gleichem zu vergelten und Straßburg in Brand zu stecken. Man darf hoffen — und ich kann Ihnen auf's Bestimmteste die Versicherung geben — daß von deutscher Seite bis an die äußerste Grenze der Schonung gegangen werden wird. Der commandirende General von Werder, ein eisenfester Charakter, ist dabei nicht minder ein Vertreter der Bildung, wie sie Deutschland zusteht. Er hat mit scharfer Logik dem Feind in Straßburg sein elegantes Lügengewebe zerschnitten und ihm die nackte Barbarei seines Verfahrens vor Augen gestellt. Wiederholt wird von unserer Seite betont, daß wir uns den Einwohnern von Straßburg freundnachbarlich gesinnt fühlen, und nur der äußersten Nothwendigkeit nachgebend, Leben und Eigenthum schädigen müssen. Ich fürchte, es wird nichts helfen. Die elegante Phrase denkt nicht an Bethetheit, und die Selbstgefälligkeit vergißt die allgemeine Menschenpflicht.

Sie werden in den nächsten Tagen Weiteres und der Entscheidung näher Dringendes hören. Ich hoffe Ihnen sofort davon berichten zu können.

Nur das will ich heute noch hinzufügen: daß dem Commandanten von Straßburg die Nachricht von dem so bedeutungsvollen Siege des Königs bei Metz mitgetheilt und ihm anheimgestellt wurde, unsere Belagerungsbereitschaft und die großen Mittel in Augenschein zu nehmen, so daß es sich überzeuge, wie er sich unmöglich halten könne und nutzlos Leben und Eigenthum so Vieler opfere. —

In Bezug auf meine Mittheilung wegen der Vorgänge in St. Moriz bei Schiestadt kann ich hinzufügen, daß der Rädelsführer und Hauptaufwiegler, Graf Castiz, nach der Schweiz entflohen ist, dagegen drei Pfarrer und mehrere Maires gefangen eingebracht worden sind. Die gerichtliche Untersuchung ist im Gang. Die Einwohnerschaft ist so empört, daß sie das Schloß des Grafen Castiz anzünden wollte, und man dieß verhindern mußte. Auch in den umliegenden Dörfern hat man gleichmäßig vertheilte Waffen gefunden.

4.

Am 21. August. Ringsum läutete im ganzen Elsaß heute keine Sonntagsglocke, dennoch strömte Alles in den verschiedenen Orten nach den Kirchen. Die Bauern waren erstaunt, so viele Soldaten, höhere und niedere Offiziere in der Kirche zu sehen und so ganz und gar nicht auf Commando. Wundebareweise war der Wochentext, 10. Sonntag nach Trinitatis, Evangelium Lucä, Cap. 19, Vers 41 u. f. w.: „Als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie, und sprach: wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken, zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen; denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkennet hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“ Ist es nicht wunderbar, daß gerade auf diese Woche dieser Text fällt? Und in dieser Woche wird der Entscheidung näher gebracht, vielleicht sogar entschieden, was aus der von Franzosen geraubten Stadt Straßburg werden soll. Und da beinnen steht ein Heiligthum deutscher Baukunst und deutsche Andacht.

Es gehen schlimme Gerüchte; es heißt, der Commandant Ulrich habe erklärt: wenn es sähe, daß die Deutschen Straßburg nähmen, werde er das Münster zusammenschießen und die Schuld davon den Deutschen zuschieben. Das sind traurige Aussichten.

Die Wagenburg, von welcher der Wochentext spricht, steht auch nicht. Bei Lampertheim stehen 2200 Bauerwagen, weiter hinauf alle Dörfer an den Straßen entlang sind die Geschütze jeden Kalibers bis zum größten Belagerungsgeschütz mit der reichlichsten Munition.

Der Depeschenwechsel geht rasch hin und her. Es ist die beschleunigte Puls, wie sind in die Peripetie eines historischen Drama's eingetreten. Der Stolze auf der Straßburger Citadelle muß sich nicht mehr sicher fühlen, wenigstens wieft er Ballast aus. So wurden heute Morgens 100 deutsche Soldaten, die in der Feuerdenlegion gedient hatten, je zehnweise aus allen Thoren der Stadt getrieben mit der Androhung, daß, wenn sie sich umwenden, sie sofort niedergeschossen würden. Die Unglücklichen standen zwischen zwei Feuern. Sie trugen, theilweise wenigstens, französische Uniformen, und mußten von den Ausgängen sie Franzosen gehalten werden. Als sie sich den Vorposten nahten, wee weiß, wie viele hüben und drüben niedergeschossen wurden.... Ich sah zwei einbringen. Sie waren geboorne Pommern und fielen gerade den Pommern in die Hände. Dieses Austreiben der bezeichneten Leute darf als ein Symptom betrachtet werden, daß die Disciplin in der Festung gelöckert ist. Und doch heißt es, daß der Commandant, gerade weil die französischen Waffen in der offenen Feldschlacht unterlegen, nun erklärt habe, ihre Ehre in der Festung zu retten. Aber wodurch? Durch Hinopferung einer schönen Stadt und Tausender ihrer Einwohner! Heißt das die Ehre retten?

Wie sehr von unserer Seite Alles zur Schonung aufgeboten wird, zeigt der erneute strenge Befehl, das Eigenthum der Elsäßer auf das Gewissenhafteste zu schonen. Gestern hielt der von Baden herübergesendete provisorische Civilcommissär (Director Renk) am Nachmittag eine Conferenz mit den Maires von vier Cantonen, um die Kriegslast gleichmäßig zu vertheilen. Es wird Alles aufgeboten, um die Gräuel des Krieges zu mindern. Wenn es nur auch gelingen könnte, sie von Straßburg abzuwenden. Es ist leider wenig Aussicht, daß es möglich sei.

5.

Am 22. August. In der Vormittagsstunde um 10 Uhr ist am Ende des Dorfes Mundolsheim, dort, wo man den Ausblick nach den Schwarzwaldbergen hat, auf der Straße und in den nächsten Häusern eine Bewegung unter den niederen und höheren Offizieren, Verpflegungsbeamten u. s. w., und ich sun und her von einem zum andern steht man die kleine stramme eisenfeste Gestalt des commandirenden Generals v. Werder sich bewegen. Klein, untersetzt, glattrasirten, röthlichen Antlitzes, mit einem hellblonden Schnurrbart und funkelnden Augen, geht er hin und her, ertheilt Befehle, empfängt Rapporte. Neben ihm ragt besondes auch die hohe Gestalt des badischen Oberstlieutenants v. Lessinsky, Chefs des Generalstabs, hervor. Der Ausdruck im Antlitze des im besten Alter stehenden Mannes zeugt von durchgearbeiteter Intelligenz, und dabei hat er eine

Digitized by Google

herzgewinnende freundliche Milde. Es werden Befehle ertheilt, Rapporte empfangen, Parole ausgegeben. „Wo haben wir uns zuletzt gesehen?“ ist fast regelmäßig die erste Frage der neuangekommenen höheren Offiziere. Schleswig-Holstein, Böhmen wird genannt, Zeitungen werden herum gegeben. Da sprengen zwei Reiter heran, der eine breit, gewaltig, hält eine weiße Fahne in der Hand und hat eine Trompete umhängen. Er bleibt auf dem Pferde sitzen. Der andere jugendlich behend, kraftkräftig, schwingt sich rasch aus dem Sattel, und überreicht eine Depesche. Es ist unser Parlamentär mit dem Trompeter, die aus der Festung kommen. Die Gruppen treten zurück. General Werder und Oberst Leszinsky lesen allein die Depesche. Werder nickt bisweilen kurz und bestimmt. Was enthält die

Metze in Bridelberg.

(S. Seite 240.)

Depesche? Wer es weiß, darf es jetzt noch nicht sagen. Eines aber ist gut: der Commandant Ulrich schreibt französisch, Wir deutsch, seine Depeschen sind lang, die unsrigen kurz.

Die Gruppen lösen sich auf und bilden sich neu.

Da sprengt der Großherzog von Baden heran mit seinem Adjutanten. Die tiefe Innigkeit und intelligente Seelengüte, die aus dem Antlitz des Mannes spricht, hat in diesem Feldzug noch eine erhöhte Prägnanz gewonnen. Es bedarf der ganzen selbstlosen Charakterreinheit dieses Fürsten, um so frei und frischgemuth die Stellung einzunehmen, welche er sich hier erwählt. Ohne ein selbstständiges Commando zu führen, ist er der Repräsentant und vielfach auch zugleich die Quelle der Haltung der badischen Division, der eine minder glänzende, aber alle Kraft, Muth und Ausdauer im höchsten Maß in Anspruch nehmende Aufgabe zugetheilt ist. Der

Digitized by Google

Großherzog wird ehrerbietig begrüßt. Alle höheren Militärs begeben sich in die Wohnung des Commandanten.

Es ist still auf der Straße. Bald bildet sich eine theilnehmende Gruppe um einen jungen Mann mit dem ersten Bartanflug und abgehärmten Antlitzes. Es ist wieder ein aus Straßburg Ausgewiesener. Er heißt Schiel, ist aus Zürich gebürtig und war seit zwei Jahren Commis im Hause Charles Stählin u. Comp. Er ging mit einem Freund aus Preußen über die Straße, und weil er Hochdeutsch sprach, wurde er sofort verhaftet, in die Maison Civile, den sogenannten neuen Thurm, gebracht, wo sie zu vier in eine kleine Zelle eingesperrt wurden, die nur eine Pritsche hatte, worauf ein Mann liegen konnte; zwei konnten sich daran lehnen, der vierte mußte aus- und abgehen. Sie wurden kaum ihrer sinnlos in ein Gefängniß gebracht. Ihre Nahrung war ein allerdings genießbares Laibchen Brod, dazu eine ekelhafte Suppe mit Erbsenwürmern, die nicht zu genießen war, schlechtes Wasser, während sich ein guter Brunnen im Gefängniß befand. Sie waren mit Verbrechern zusammen gebracht. Man griff alles auf der Straße auf. Wenn ein Kind, auf einen Vorübergehenden deutend, sagt: „des isch e Schwob," „des isch e Prüßy," so wird er ohne Weiteres verhaftet. Mit dem Genannten waren z. B. viele bayrische Brauknechte vom Wagen herabgerissen und in's Gefängniß gebracht worden. Sie waren in Hemdärmeln und hatten die Lederschürze vor, und mußten so dreißig Tage im Gefängnisse sitzen. Auf Krankheit wurde keine Rücksicht genommen. Ein Photograph aus Würzburg, Namens Hornigel, der beim Photographen Winter arbeitete, wurde am Montag in's Gefängniß gebracht. Er war krank. Der Arzt kommt nur alle acht Tage, am Montag. Endlich kommt der Arzt und sagt: „Warten Sie noch drei Tage, dann kommen Sie in's Krankenhaus." Aus den drei Tagen werden aber acht. Ein Bayer hatte die Unvorsichtigkeit, beim Herabsteigen aus dem Gefängnisse nach der Kirche, am 15. August, als man durch die Luke das Münster mit der französischen Fahne sehen konnte, zu sagen: „da hängt zum letztenmal die französische Fahne." Alle lachten. Der Gefängnißwächter fragt nach dem Grunde des Lachens, und Einer verrieth das Wort des Bayers, der sofort in die Casematten geworfen wurde und noch dort liegt. Die Missionsgesellschaft in Lausanne sendete der Missionsgesellschaft in Straßburg vier Männer zur Aushülfe. Sofort beim Aussteigen ertönt ein Ruf: „Das sind Spione." Sie werden festgenommen und verhaftet. Am Sonntag werden alle Gefangenen nach der Kirche gebracht. Die Erscheinung der vier Männer fällt dem Geistlichen auf, er fragt, und sie erklären die Sache. Die Missionsgesellschaft hat sie längst erwartet, reklamirt sie vergebens. Sie werden nach Kehl gebracht und müssen schwören, nichts zu sagen. Einer von ihnen heißt Huguenin.

Den Fremden ist in Straßburg jedes Verhalten erschwert. Wer in einer Brauerei mit einem Andern Deutsch spricht, wird verhaftet; wer mit einem Andern still dasitzt, wird ebenfalls verhaftet. Der Erzählende konnte nicht genug schildern, wie sehr sie Alle schlecht behandelt wurden. Der Gefängniß-Geistliche nahm sich um Niemanden an. Am letzten Sonntag predigte er auch über Evangelium Luc. Cap. 19, er wählte aber andere Verse als die Prediger hier draußen. Er sprach von der Herrlichkeit des französischen Volkes und wie es groß aus diesem Kampfe hervorgehen werde. Die Verzweiflung in der That ist groß, und man fürchtet am meisten die Harthörigkeit des Commandanten, der zwecklos und bloß zur Bewahrung der militärischen Ehre die Stadt hinopfern wird.

Es ist Krieg! Ja wohl! Da muß manches Einzelleben hingeopfert werden, aber diese Art, wie man gegen Schuldlose so grausam verfährt, wo ist da eine Spur der gerühmten Civilisation? Der Generalstabsoffizier, von der den Gefangenen gebracht wurden, war freundlich und schob alle Schuld auf den Polizei-Commissär. Die Gefangenen wurden durch verschiedene Thore in einzelnen Trupps durch die Stadt gebracht. Sie durften nicht mehr in ihre Wohnungen, ihre Habseligkeiten zu holen. Keiner weiß vom Andern. Jeder suchte sich allein zu retten.

Es ist nicht nur militärisch, es ist auch menschlich höchste Zeit, daß Straßburg genommen wird, und ich kann Ihnen sagen, daß nicht mehr zwei Nächte vorüber gehen, bevor der gewaltige Ernst eintritt, zu dem wir gezwungen werden.

Nachschrift. Nach hier eingegangenen Nachrichten war die Schlacht bei Metz, in welcher der König siegte, eine so mörderische, wie noch keine in unserer Zeit. Der Kronprinz ist nach Chalons vorgerückt. Was in dem Lager sich befindet, wird keinen starken Widerstand leisten können.

6.

Am 23. August, Abends. Es ist entschieden! — Es ist genug des Parlamentirens. Unsere Langmuth ist erschöpft. Heute Nacht wird das Bombardement eröffnet, zunächst von der badischen Artillerie von Kehl aus. Der Commandant Ulrich, der uns alle Humanität zumuthet, um selber nichts mehr davon zu haben, verlangte noch gestern, daß man ihm gestatte, die Frauen und Kinder aus der Stadt zu bringen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, dieselben zu übernehmen, sei es zur Einquartierung oder zur Weiterbeförderung (zu beiden fehlen uns die Mittel) lagen noch viel andere Unzuträglichkeiten auf der Hand, und das ist eben der Krieg — wir dürfen daßjenige, was eine Pression auf den Commandanten übt, um ihn zur Uebergabe zu stimmen, ihm nicht abnehmen. Noth und Hunger, Thränen und Wehklagen der Frauen und Kinder sind gewiß herzzerreißend — zumal für ein Heer von Bürgern, wie das deutsche ist; denn wie viel Tausende haben Frau und Kinder verlassen und stellen sich der feindlichen Kugel — aber keinem in der Festung muß das Elend der Unschuldigen doch vielleicht den Commandanten, der auf die militärische Ehre pocht, dahin bringen, daß er das Gloire-Spiel mit Einsaß von Menschenleben endlich aufgeben muß. Das Spiel ist verloren, da hilft kein Hasard mehr. Es geht nur noch mehr dabei zu Grunde. —

Der Commandant verlangte außerdem, daß er durch unsere Vermittlung einen Brief an seine Frau in Paris schreiben dürfe. Dies wurde ihm in zuvorkommender Weise gewährt. —

Im Nachmittag war es in Mundolsheim wunderlam still. Es war wie Einhalten des Athems, bevor der gewaltige Darm losgehen wird. Als ich nach Lampertheim zurückkehrte, begegneten wir Trupps Bauern in blauen Blousen mit Haken und Schaufeln, die heute Nacht in den Schanzen arbeiten müssen. Die Weiden am Wege und weitum das niedere Gehölz sind abgehackt. Es sind Schanzkörbe daraus bereitet. Bald kommen Trupps von Artilleristen, schöne kräftige Menschen, sie waren voll frohen Muthes, daß es endlich losgeht. Sie ziehen so frischgemuth dahin, und wer weiß, wie Mancher von ihnen dem Tode, der Verstümmelung entgegengeht?

Um 11 Uhr heute Nacht soll das Feuer angehen.

Ich werde auf der Höhe von Mundolsheim, wo man die Ebenen und ganz Straßburg übersieht, die Eröffnung des Bombardements mit ansehen. (Schluß f.)

Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart.

Von **Franz Maurer.**

Mit Abbildungen. (Fortsetzung von Seite 219.)

Unsere Infanteristen und Reiter sehen sich bei dem Saufen, Klatschen und Krachen der französischen Granaten etwas unruhig um und man hört da und dort ein ungebuldiges Murmeln: „Wenn nur unsere Geschütze erst da wären!" — Doch sie sind schon da, voraussprengend die Umschau haltenden Artillerie-Offiziere. Gleich beim ersten Grüßen der Franzosen kommen unsere Geschütze daher gerasselt — nicht auf gebahnten Wegen, denn diese brauchen die anderen Truppen — sondern durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, über Gräben und Hecken jagen sie fort, daß man glauben sollte, Räder und Achsen müßten in Stücke springen und Fahrer wie Pferde den Hals brechen. Ja, dies Fahren ist das eine Meisterstück der deutschen Artillerie, worin es ihr keine in der ganzen Welt gleich thut, am wenigsten aber die französische, denn der Franzos reitet schlecht, fährt noch schlechter und pflegt sein Pferd nicht, weil er es nicht liebt. Das geschickte Fahren ist aber bei der Feld-Artillerie so unerläßlich wie das genaue Treffen.

Schnell fährt da und dort eine-Sechspfünder-Batterie eine Anhöhe hinan, auf der ihr der Batterie-Chef winkt. Wie auf dem Exercierplatze gehen unsere Leute an's Feuern — im Nu haben sie die Geschütze herumgelenkt, so daß die Mündungen dem Feinde zugekehrt sind, die Protzen werden ausgehakt und fahren genau nur so weit zurück, daß die Protzkörper von dem Protzhagel acht Schritt entfernt sind, die Kartuschenträger füllen aus den Protzen ihre großen Taschen mit den Pulverbeuteln und den 14 Pfund schweren Granaten, das Geschütz wird geladen, gerichtet und losgefeuert. Alles dies ist das Werk weniger Sekunden und geht so schnell, daß das zweite

Digitized by Google

Geschütz inzwischen kaum Zeit hatte, sich in gleicher Weise einzurichten, worauf auch sofort sein Schuß losknonnert, und so thut es jedes folgende der sechs, die zusammen eine Batterie bilden, und dies geschieht so schnell hintereinander, daß das erste Geschütz seinen zweiten Schuß erst bereit hat, nachdem der erste des sechsten gefallen ist. Diesen Zneinandergreifen der Kräfte ist wunderbar anzusehen und bewirkt bei dem gezogenen Vierpfünder (sämtlich Revolverkanone genannt) ein Feuern, welches an Schnelligkeit fast dem des Zündnadelgewehres gleich kommt.

Aber das Treffen ist doch die Hauptsache? Gewiß, und hierin zeigt sich die andere wichtigste Hauptseite, in der unsere Artillerie der französischen wie in allen andern Dingen weit übertegen ist. Der französische Feld-Zwölfpfünder sollte schon vor dem Kriege ganz aus der Feldartillerie ausscheiden und durch den leichtern Achtpfünder ersetzt werden, welcher letztere also theilweise neben dem Zwölfpfünder vorkommt. Mit seinen für Feldgeschosse viel zu schweren 8pfündigen Granaten eröffnet dieses Geschütz die Gefechte auf feindlicher Seite, schießt aber noch bedeutend schiefer als der zahlreicher vertretene Vierpfünder dieser Arme, und dieser hat auf dem Scheibenschießstande bei ganz genau bekannter Entfernung nach einem 6 Fuß hohen Ziel auf 650 Schritt unter 100mal nur 80mal, auf 1350 Schritt 40mal, auf 2000 Schritt 23-, auf 2650 nur 12- und auf 3850 Schritt gar nur 4mal getroffen. Dahingegen haben unsere Vier- und Sechspfünder unter genau denselben Verhältnissen auf 650 Schritt 99mal getroffen, auf 1350 Schritt der Vierpfünder 61- und der Sechspfünder 89mal, auf 2000 Schritt der Vierpfünder 38- und der Sechspfünder 59mal, auf den weiteren Entfernungen auch noch mehr wie doppelt so gut als die französischen Geschütze; doch rechnet man bei uns alles Treffen nach Zielen, die über 2000 Schritte hinaus liegen, nur zu den bloßen Glücksfällen. Und im Felde macht sich die Sache noch ganz anders als auf dem Schießplatze — da heißt es, die Entfernungen schnell selber ermitteln und die begangenen Ziel- und Schätzungsfehler schnell verbessern. Das verstehen die Franzosen aber sehr schlecht, einmal, weil sie hierin viel zu oberflächlich verfahren, woran ihre weniger gebildeten Offiziere Schuld tragen, und dann können sie auch nicht den Erfolg ihrer Schüsse beobachten. Die französischen Granaten haben nur Zeitzünder und sollen in der Luft platzen; thun sie dies nicht, dann verschwinden sie in der Erde, wo sie meistens erstiden und daher keinen Rauch geben. Platzen sie vorschriftsmäßig, dann kann der Batterie-Commandeur alsdanngs an dem sich entwickelnden Rauche sehen, wie hoch seine Geschosse gestogen sind, aber nicht, wie weit, und auch nicht, welche Seitenabweichung sie hatten, d. h. ob sie links oder rechts vom Ziele oder in gewünschter Richtung gerade auf dasselbe zustogen. Das sind die Nachteile der Zeitzünder, die vom Schußbruch im Rohre in Brand gesetzt werden und dann nach Verlauf einiger Sekunden ihrerseits die Sprengladung der Granaten entzünden, worauf das Platzen derselben erfolgt. Man hat nur zwei Zünder in der französischen Artillerie, den kurzen und den langen. Der erstere wirkt beim Vier- und Zwölfpfünder, wenn die Granate 1900 Schritt weit gestogen ist, der letztere erst, wenn sie beim Vierpfünder 3700 und beim Zwölfpfünder 3500 Schritt Entfernung zurückgelegt hat. Da, wie wir schon gesehen haben, der Sprengbereich bei beiden Zündern immer nur höchstens 600 Schritt weit nach vorn reicht, so ergibt sich, daß zwischen der langen und der kurzen Zündung der Raum von 2600—3700 Schritten, also ein Terrain von mehr als 1000 Schritten Breite, und ebenso die ganze Entfernung von den Geschützen an bis auf 1900 Schritt vor denselben gar nicht von den französischen Sprengstücken heimgesucht werden kann. Um diesem schlimmen Uebelstande abzuhelfen, greifen die Franzosen häufig zum Rollschuß, indem sie das Geschütz so richten, daß das Geschoß beim Fliegen auf den Boden schlägt und in weiten Sprüngen darüber hinhüpft. Dadurch verliert es allerdings an Schnelligkeit und büßt an Zeit etwas ein, so daß der kurze Zünder schon bei 1750 und der lange bei 2600 Schritt bis an die Sprengmasse abgebrannt ist und das Platzen bewirken kann. Dabei bleibt aber doch ein Raum von 500 Schritten Breite, zwischen 3200 und 3700 Schritt Entfernung, und ein solcher von 1750 Schritten Breite unmittelbar vor den feindlichen Geschützen durchaus sicher vor Sprengstücken. Beim Rollschuß mit eisörmigen Geschossen hört übrigens jede Sicherheit des Treffens auf, denn ein so geformtes Geschoß macht ganz unberechenbare Seitensprünge, so daß man damit wohl eine lange Linie irgendwo, aber nie einen bestimmten Punkt, z. B. ein Geschütz, mit Sicherheit treffen kann.

Ganz anders bei unserer Artillerie. Wir führen für Granaten nur Percussionszünder, die in der Spitze der Granate stecken und diese zum Krepiren bringen, sobald sie an- oder aufschlägt, sei es gegen den Erdboden, eine Wand oder ein lebendes Ziel. Die Splitter fliegen dann in der Richtung des Schusses mehrere hundert Schritt vorwärts, und zwar in demselben Winkel zur Erde, wie der Aufschlagswinkel des Geschosses, der bei uns sehr spitz oder klein ist, nämlich auf 500 Schritt 1 Grad, auf 1000 Schritt 2, auf 1500 erst 3 und auf 2000 Schritt erst 5 Grad beträgt, wohingegen er bei den französischen Granaten auf denselben Entfernungen 1, 2, 5 und 8 Grad ausmacht. Daraus ergibt sich, daß die Splitter unserer Granaten meistens dicht am Boden oder doch nicht viel über Mannshöhe hinschwirren, mithin viel Treffwahrscheinlichkeit haben. Unsere Geschosse gestatten überdies vor den feindlichen noch einen andern schwer wiegenden Vortheil. Sie wirken nicht bloß als Sprenq-, sondern auch gleichzeitig als Vollgeschosse, indem sie Sachen und gleichzeitig Leben zerstören. Feuert man z. B. aus unsern Vierpfündern die 9 Pfd. schwere Spitzgranate gegen ein feindliches Geschütz, so wird sie beim Anprallen dessen Rohr beschädigen oder Räder und Lafetten zerschmettern, und im selben Augenblick durch den Schlag sich entzünden und ihre Splitter wagrecht unter die Bedienungsmannschaft und die Pferde schleudern. Führt sie in einen Protzkasten oder in einen der zahlreichen Munitionswagen, welche den französischen Geschützen wegen des Mannschaftstransports ganz dicht folgen, dann entzündet sie dessen Inhalt und sprengt Alles in die Luft, ringsum Verderben verbreitend. Solch' entsetzliche Doppelwirkung hat die französische Granate nicht, denn trifft sie einen Gegenstand, den sie nicht zu zerschmettern vermag, z. B. ein Kanonenrohr oder eine zu feste Mauer, dann zerschellt sie ohne zu krepiren selber daran und ihre Pulverfüllung spritzt als Staub umher oder blitzt unschädlich auf. Im andern Falle fliegt sie noch eine Strecke weiter und krepirt im Liegen, wobei die Splitter mehr hoch als wagrecht fliegen.

Der Bau unserer Feld- (Spitz-) Granaten (Fig. 1) ist ebenso einfach als sinnreich. Nachdem die Sprengladung (Fig. 1 a. a. a.) in das Geschoß gebracht und festgestampft ist, wird die Bolzenkapsel (Fig. 4) in das Pulverloch gesteckt, mit Fig. 1 f. zeigt. In dieser im Geschoß festsitzende fingerhutähnliche Bolzenkapsel wird lose hineingesteckt der Nadelbolzen aus Zink (Fig. 5) mit seiner Nadelspitze (Fig. 5 a.). Darauf wird der Borstecker (Fig. 6) durch das Loch (Fig. 2 b.) in die Granate gesteckt, wie Fig. 1 d. zeigt. Alsdann wird die Granate mit der Mundlochschraube (Fig. 7) verschlossen und so in diesem Zustande aufbewahrt, resp. in den Protzkasten verpackt.

Wird nun das Geschütz geladen, so operiren sechs Mann zu gleicher Zeit: der Eine öffnet den Verschluß des Rohres, der Zweite steckt die Granate in das Rohr, nachdem ein Dritter die Zündschraube (Fig. 3) in das hiezu in der Mundlochschraube (Fig. 7) befindliche Loch geschraubt hat, wie Fig. 1 o zeigt. An der in die Granate hineingeschraubten Spitze der Zündschraube befindet sich ein großes Zündhütchen (Zündpille). Beim Hineinstecken der Granate in das Rohr hat der Mann den Vorstecker (Fig. 1 d), welcher lose in der Granate sitzt, mit dem Finger festzuhalten. Ein Vierter hält die Kartusche (Pulversack, Fig. 9) bereit und schiebt sie der Granate nach in das Rohr so, daß der Preßspahnboden (Fig. 9 b b) beinahe bis an die Verschlußöffnung reicht. Hierauf wird das Rohr geschlossen und mit einer Friktionsschlagröhre, die in das Zündloch gesteckt wird, durch Herausreißen des Reibers der Schlagröhre die Ladung entzündet.

Der Preßspahnboden verhindert auch das leiseste Entweichen der Pulvergase nach hinten durch den Verschluß. Die Expansivkraft des entzündeten Pulvers gibt der Granate einen gewaltigen Stoß im Rohre, durch

Digitized by Google

welchen der Nadelbolzen (Fig. 1 f) nach vorn bis an den Vorstecker geschleudert, von diesem aber aufgehalten wird. Sobald das Geschoß das Rohr verläßt, fällt der lose in der Granate steckende Vorstecker in Folge der Umdrehung des Geschosses um seine eigene Axe heraus und der Nadelbolzen wird frei, um beim ersten Anschlagen der Granate durch diesen Stoß mit seiner Nadel in die Zündpille zu fahren und durch diese die Sprengladung zu entzünden.

Jetzt sieht sich die Sache sehr einfach an, doch haben viele Jahre und unzählige Versuche dazu gehört, ehe es unseren tüchtigsten Artillerie-Offizieren gelang, der Granate für gezogene Geschütze diese vollkommene Einrichtung zu geben.

Gegenüber der französischen und anderen schlechter ausgerüsteten Artillerien zeigt sich der Nutzen unserer, bis jetzt ganz unübertroffenen Einrichtungen recht schlagend, wie wir gleich sehen werden: Der erste Schuß unserer Kanonen wird für eine zu weite oder zu nahe Entfernung berechnet. Der Rauch, den unsere Granaten beim Aufschlagen und sofortigen Krepiren am Boden entwickeln, zeigt den dieserhalben Batterie-Kommandeuren die genaueste Distanz. Die nächsten Schüsse werden nach dieser Distanz corrigirt und man sieht die Wirkung unserer Geschosse mitten in den feindlichen Batterien: das feindliche Feuern erfolgt nicht mehr so schnell hinter einander wie am Schnürchen, es macht unregelmäßige Pausen, man sieht einzelne Geschütze den Platz wechseln, und vor allen Dingen — der Granatenhagel auf die Defilée's läßt nach und richtet sich mehr gegen unsere Geschütze. Das wollten unsere braven Artilleristen, denn nun können die anderen Truppen ohne großen Verlust und in Ordnung aufmarschiren. Aber welch' hoher, nie genug zu schätzender Muth gehört zu solcher Aufopferung! Und doch stehen die Artilleristen in ihrer schimmen Lage nicht jene Belebungsmittel des Muthes zur Verfügung, wie z. B. der Infanterie, wenn es am tollsten hergeht — diese wird vom Schalle der Trommel und der Musik aufgeregt, mit lautem „Hurrah!“ überkludt sie das Kanteren der feindlichen Kugeln, zündende Worte durchlaufen ihre Reihen und entflammen die Begeisterung, so daß der Körper kaum dem vorausstürmenden Geiste zu folgen vermag. Nichts von alledem kann die Artillerie brauchen — sie soll den Feind todtschießen, nicht todtfahren, und je mörderischer eine Batterie feuern soll, desto kaltblütiger, desto ruhiger müssen Führer und Kanoniere ihr Werk thun, denn nur so können sie ihre Aufgabe lösen, nämlich den Tod in die feindlichen Reihen senden, zerschossene Räder und Lafetten nothdürftig repariren, im äußersten Falle ihr Geschütz mit der blanken Waffe, mit Bisicher und Hebebaum vertheidigen und an der Kette aus dem Getümmel zerren, um zu den Pferden zu gelangen und davonzujagen, damit weiter rückwärts der Kampf sogleich wieder begonnen werden kann. Wehrlich, die Artillerie muß unter allen Truppen die schwersten Muthproben ablegen, und auch hierin sind die von Natur kaltblütigeren Deutschen den heißblütigen Franzosen überlegen.

Sehen wir nun in der nächsten Nummer, wie die Artillerie das von ihr eingeleitete Gefecht fortsetzt. (Forts. f.)

Die Belagerung von Paris.

Von **Dr. Ferdinand Pfau.**

Die Belagerung von Paris erscheint nach allen Beziehungen als eine noch völlig unberechenbare Aufgabe, und zwar in um so höherem Grade, je weniger in diesem Augenblick die Grundbedingungen zutreffen, unter welchen eine solche Belagerung bisher nur für möglich galt.

Die Befestigung der französischen Hauptstadt verfolgte von Hause aus einen doppelten Zweck. Sie sollte zunächst der etwa geschlagenen Feldarmee als Zuflucht dienen, und die in furzen Offensivstößen geführte Vertheidigung sollte Frankreich Zeit gewähren, seine Kräfte zu einem erneuten Gesammtwiderstande zusammenzufassen. Zugleich aber sollten die Kanonen der Festung auch die leicht bewegliche Pariser Bevölkerung im Zaume halten. Die drohend auch nach Innen und vorzugsweise auf die ihrer revolutionären Neigungen wegen berüchtigten Vorstädte St. Antoine, Montmartre und Belleville gerichteten Schießscharten der Forts von Romainville, d'Ivry und Charenton boten zum wenigsten ein Schreckmittel, um dieser Bevölkerung den Ernst zu zeigen und etwaigen Aufstandsgelüsten der fortgeschrittenen Parteien entgegenzuwirken.

Auch ist namentlich seit Ergänzung der äußeren Befestigung von Paris durch die von Napoleon III. ausgeführte innere Fortifikation der Gedanke einer offenen Erhebung der Hauptstadt von allen Parteien als absurd behandelt worden, so daß die Nebenaufgabe dieser Werke vollkommen erfüllt scheint.

Anders jedoch stehen die Dinge jetzt. Eine Armee, welche sich in den Werken von Paris zu etabliren vermöchte, besitzt Frankreich nicht mehr, denn die geretteten Trümmer erscheinen zu unbedeutend, um noch den Namen einer Armee beanspruchen zu können. An die Führung der Vertheidigung in offensiver Weise ist also nicht zu denken. Der Einfall der Stadt hingegen, und daß Frankreich wieder Kraft erlange, ist dem zweifelhaften Fall einer allgemeinen Volkserhebung anheimgegeben. Für die Behauptung der Stadt und die Annahme der Belagerung erscheinen somit alle die bisher hierzu für unerläßlich gehaltenen Vorbedingungen nicht mehr vorhanden, und das Eintreten in diese Belagerung muß demzufolge bei einer Beurtheilung der Sachlage allein von dem militärischen Standpunkte französischerseits einfach als ein Nonsens betrachtet werden.

Dabei fragt sich übrigens, ob die ausschließlich militärische Beurtheilung des Sachverhalts zulässig erscheint, denn wichtiger als jene eben angeführte Veränderung muß vielleicht noch der Wechsel betrachtet werden, welcher sich in der Herrschaft über Paris mit dem Sturz des kaiserlichen Regiments vollzogen hat, und der für die Beurtheilung seiner Widerstandskraft, Dauer und Tragweite thatsächlich noch kaum irgend welchen haltbaren Anhalt bietet.

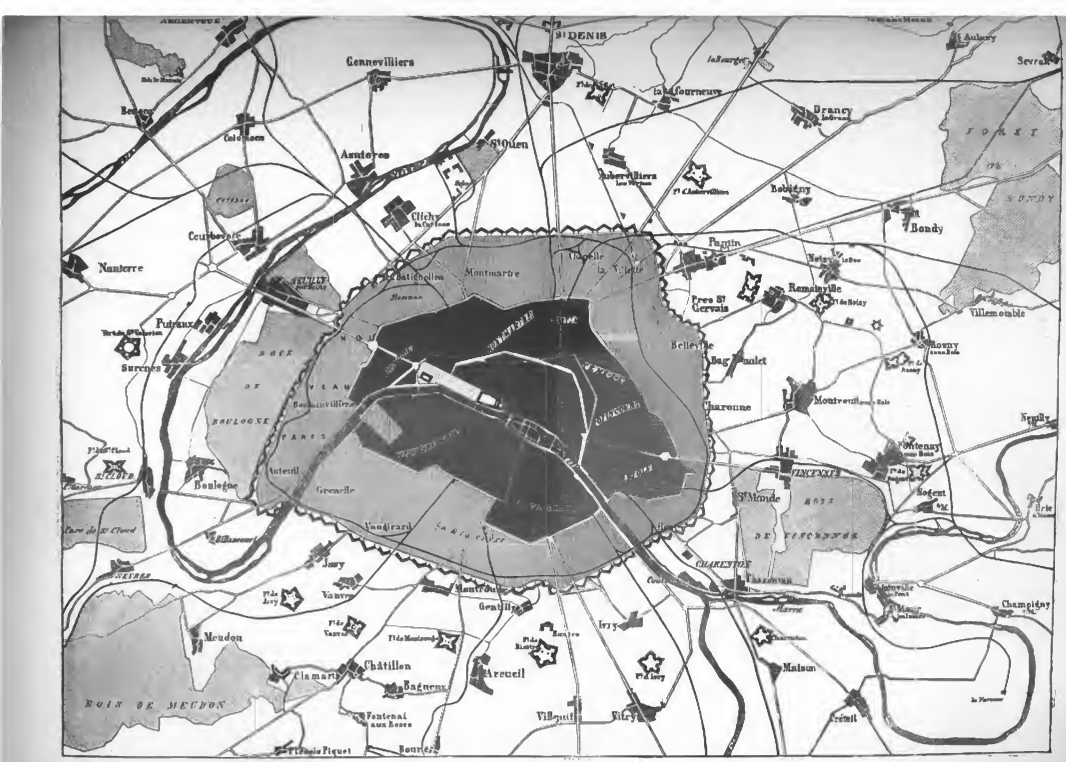
Das faktische Regiment über Paris ist mit diesem Wechsel in die Hände von Gambetta, Rochefort und anderer Revolutionsmänner übergegangen. Selbst Trochu ist nur noch ein vorgeschobener Mann, welcher von Jenen in jedem gegebenen Moment durch eine andere entschiedenere Kraft ersetzt zu werden vermag. Die Elemente aber, auf welche diese Revolutionsmänner sich stützen, sind die bestlosen Massen, welche auf ihr Betreiben in die Reihen der Pariser sedentären Nationalgarde aufgenommen und bewaffnet worden sind, wie die Banden von Francstreurs, Freiwilligen und Mobilgarden, welche auf ihren Ruf sich in hellen Haufen nach der Hauptstadt gewendet haben und jetzt im Verein mit jener Gebenkärgarde den weit überwiegenden Theil der Pariser Streitkräfte bilden.

Die Verhältnisse haben somit in dieser Beziehung eine vollkommene Umkehr erfahren. Grade jene noch durch einen gewaltigen fremden Zufluß verstärkten Elemente, zu deren Inzauhaltung die Befestigung von Paris ursprünglich mit bestimmt war, üben jetzt, gestützt auf die Festungswerke, über die französische Hauptstadt eine nahezu unbeschränkte Herrschaft aus, und um diese sahen und gewaltigen Massen noch entschiedener in den einen Gedanken des Widerstandes aufgehen zu lassen, haben die revolutionären Wortführer des Tages zugleich nicht versäumt, deren materielles Interesse mit in das Spiel zu ziehen und für sie den Bezug eines reichlichen und mühelosen Unterhalts von der Fortdauer der Vertheidigung abhängig zu machen.

Der Sold der unter Rochefortis Befehl gestellten Barrikadenkämpfer, der Francstreurs und der aus der Provinz zugeströmten Freiwilligen ist nämlich von Gambetta, dem neuen Minister des Innern, welchem sich in dieser seiner Eigenschaft die Nationalgarde und alle die neuen Freiwilligenbildungen untergeben finden, auf täglich 3 Frcs. bestimmt worden. Ebenso läßt sich erwarten, daß diese Volkskämpfer auch bei der Verpflegung besonders bedacht werden dürften, und da die Barrikadenmänner nur die Aufgabe haben, im Innern der Stadt verwendet zu werden, so bleibt kaum anzunehmen, daß diese Pöbelbanden aus irgend einem Anlaß je freiwillig auf die ihnen so unverhofft gewährten Emolumente verzichten sollten.

Für diese durch alle denkbaren Mittel fanatisirten Massen haben die Schreckmisse einer Belagerung keinen Sinn. Ein Bombardement von Paris kann diesen Bestlosen oder Fremden sehr gleichgiltig sein. Was kümmert sie die Zerstörung von Palästen? Was bedeuten für sie alle strategischen, politischen, volkswirthschaftlichen und sonstigen Rücksichten, welche etwa gegen die Fortführung der Vertheidigung sprechen möchten? — Die Zerstörung in der Umgebung von Paris bemeist so schon, wessen man sich von diesen Raserben versehen darf, und ihre offen verkündete Absicht läuft darauf hinaus, sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zu behaupten. Ueber den Ernst dieser Auffassung aber braucht, soweit diese Banden allein dabei in Betracht kommen, sicher nicht der geringste Zweifel obzuwalten, und wenn wirklich ihre jetzigen Führer sich von der Nutzlosigkeit jedes ferneren Widerstands überzeugen und,

Digitized by Google



Plan bon Paris.

erschreckt von dem eigenen Werke, auf dem bisherigen Wege innehalten wollten, so bleibt ebensowenig zu bezweifeln, daß sich, gestützt auf diese jedem Verständnis unzugänglichen Haufen, sofort neue, noch wüthendere Parteimänner aufschwingen würden, um das Zerstörungswerk, wenn es sein muß, bis zu Ende zu führen.

Dieser furchtbaren Aussicht gegenüber trugt sich nur, ob die bestürzende Bevölkerung von Paris die Besonnenheit und Kraft zeigen wird, noch rechtzeitig solchem wahnsinnigen Treiben ein Halt zu gebieten. Die Möglichkeit liegt allerdings vor, wie die von Jules Favre eingeleiteten Friedensverhandlungen beweisen. Noch erscheinen jedoch die Anzeichen für eine besonnene und nüchterne Anschauung der Lage auch bei den bestsenden Klassen sehr gering, und wenn jene Bemühungen scheitern sollten, so bleibt ein entschiedener Rückschlag ebensowohl in der Möglichkeit liegend, wobei die Wortführer des unnachgiebigen Widerstandes wahrscheinlich nur zu gut wissen würden, feinerhin durch die krasseste Schreckensherrschaft jede ihnen mißliebige Regung zum Schweigen zu zwingen.

Noch dürfte vielleicht auf die Allgemalt des Hungers die Hoffnung einer baldigen Uebergabe gebaut werden. Paris ist nach allen Angaben im günstigsten Fall nur auf zwei Monate verproviantirt. Gerade die Geschichte dieser Stadt enthält jedoch in den früheren Belagerungen von 1432—1436 und von 1590—1594 wiederholte Beispiele, daß auch das Verschmachten vieler Tausende die Parteihäupter, welche damals die Herrschaft an sich gerissen hatten, nicht zu veranlassen vermochte, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu gewähren und sich der gebieterischen Nothwendigkeit und der Gewalt der Umstände unterzuordnen.

Inwiefern die heutigen Franzosen noch den Männern jener früheren Perioden gleichen, muß freilich abgewartet werden. Ueberhaupt aber ist bereits wiederholt hervorgehoben worden, daß für die Beurtheilung des voraussichtlichen Verlaufs der Dinge in und vor Paris noch alle begründeten Anhaltspunkte fehlen. Wie entschlossen übrigens auch die Revolutionsmänner und die von ihnen aufgebotenen Massen sein mögen, den Kampf bis zum Messer zu führen, so erweist sich die gegenwärtige Gestaltung der Verhältnisse doch sonst nach allen Beziehungen ihnen so ungünstig, daß ein Erfolg ihrer Bestrebungen nahezu unmöglich erscheint.

Was dabei zunächst die Behauptung von Paris angeht, so ist bekanntlich die Befestigung dieser Stadt auf der ganzen Westfront unvollendet geblieben. Es befindet sich der 2½ meilige Umkreis dieser Front nur durch das eine Fort von Mont Valerien gedeckt, zu welchem seit der Frankreich ungünstigen Wendung des Feldzugs noch einige neu aufgeworfene Werke bei Montretout, Courbevoil und an mehreren anderen Punkten hinzugetreten sind, die jedoch schwerlich mehr als unzulängliche Feldbefestigungen sind.

Gerade aber gegen diese nur ungenügend geschützte Front scheint deutscherseits der Hauptangriff beabsichtigt zu werden. Bereits ist die dritte deutsche Armee auf das linke Ufer der Seine übergegangen, womit das Schicksal des französischen Hauptstadt, soweit für die Beurtheilung der Lage die militärische Auffassung Platz greifen kann, als besiegelt angesehen werden kann.

Es würde dieser Seine-Uebergang den ernstesten Bedenken unterlegen sein, wenn Paris in seiner Besatzung noch über ausreichende Linientruppen verfügen zu verfügen hätte. Auch hat das Corps Vinoy ja in der That versucht, jener Bewegung entgegenzutreten, mit dessen Niederlage bei Sceaux dieser aber wohl die Versuche der Belagerten, sich noch außerhalb der Werke von Paris zu behaupten, oder gar bei geeigneten Gelegenheiten angriffsweise zu verfahren, für abgeschlossen gelten.

Die seitdem Bewegung rings um die eingeschlossene Stadt und die Wahl jedes beliebigen Angriffspunkts ist nun den Belagerern geschert, ebenso der Vortheil, die Cernirung die nicht angegriffenen Festungsfronten allein durch ihre Reiterei bewirken zu können und den Hauptstheil ihrer Macht zu den etwa beabsichtigten großen Schlägen zusammenzufassen.

In Betreff der Cernirung von Paris und seiner Absperrung von jeder auswärtigen Beeinbindung, und was wichtiger noch, von allen ferneren Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, haben die gegenwärtigen Machthaber in der Hauptstadt selbst dazu beigetragen, dieser Absicht des Feindes, soweit nur irgend möglich, in die Hände zu arbeiten. Nämlich durch die Zerstörung aller Kunstbauten an den Eisenbahnen und Chausseen rings um Paris und durch die Niederbrennung der Wälder im Umfang der Stadt, welche letztere vielmehr für die Möglichkeit, unter deren Schutz der Stadt kleinere Lebensmittelsendungen zuzuführen, sorgfältig gesonnt werden mußten.

Das dabei angewendete Verfahren muß unbedingt als noch unsinniger erachtet werden; denn es würde bei dem achtmeiligen Umfange von Paris immer und unter allen Umständen unmöglich gewesen sein, die Stadt ganz von jeder auswärtigen Verbindung abzuschneiden, was nunmehr durch eigene Bemühungen der Belagerten im ausgiebigsten Maße geschehen ist, während umgekehrt die Belagerer durch diese ja nur den nächsten Umkreis von Paris betreffende Maßregel in ihrer Verpflegung und ihrem Unterhalt nicht im Mindesten beeinträchtigt werden.

Ebenso sind diesen in dem doppelten und dreifachen Kreis der Paris umgebenden kleinen Ortschaften auch für die längste Dauer der Belagerung vortrefflliche Quartiere geschert, und auch in dieser Beziehung würden sie sich demnach besser geeignet finden, als bei der Cernirung zehet anderen kleineren Festung.

Endlich aber muß vielleicht der ungünstigste Umstand für Paris in der erfolgten Concentration aller augenblicklich disponiblen französischen Streitkräfte in dieser Stadt erkannt werden, und wenn zuvor die durch deren Zufluß bisher Streitkräfte erhöhte Vertheidigungsfähigkeit hervorgehoben worden ist, so müssen dem als die Kehrseite dieser Maßregel auch die aus ihr sich ergebenden Nachtheile gegenübergestellt werden, welche jenen einen Vortheil bedeutend überwiegen dürften.

Es wird, wie oben erwähnt, von den gegenwärtigen Leitern der französischen Bewegung geglaubt, daß das Beispiel von Paris ganz Frankreich zur Nachahmung entzünden werde. Auch waren schon von dem voeigen Regime durch das Massenaufgebot der Mobilgarde und die Einberufung der alten Soldaten aus den Jahren 1858—1863 die kriegsten Anfänge zur Bildung eines Volksheeres gemacht. Durch die Concentrirung all' der irgend schon disponiblen Neubildungen in Paris ist fortan aber den Rüstungen in den Departements der Halt an den schon fortgeschrittenen Truppenformationen entzogen und ein Zusammenfluß all' der etwa in den Provinzen noch stattfindenden neuen vereinzelten Truppenbildungen zu einem großen Ganzen muß seinerhin nahezu unmöglich erscheinen.

Nur von den Provinzen kann ein Entsatz von Paris bewirkt werden, und mit dem so erfolgten Lahmlegen der dortigen Rüstungen erweist sich zugleich die Hoffnung auf einen noch rechtzeitigen Entsatz der Hauptstadt als geschwunden, ohne welchen am Ende auch die standhafteste Vertheidigung ein hoffnungsloses Unternehmen bleibt.

Endlich kommt auf diese so großen Menschenansammlung in Paris auch die Verpflegungsfrage in Betracht. Es kann der nach dorthin erfolgte Zufluß an fremden Kräften mindestens auf 150,000 bis 200,000 Mann veranschlagt werden, und wenn diese Vereinigung von fast bisher noch uneingeübten Streitkräften für eine eben deshalb ausschließlich passive Vertheidigung viel zu groß erscheint, so muß deren Verpflegung und Unterhalt doch bei den ohnehin nur beschränkten Verpflegungsbeständen um so viel schwerer in's Gewicht fallen.

Merkwürdigerweise sind übrigens die Leiter der Bewegung in Paris auch hierin den Ansichten und Wünschen des Gegners mehr als halbwegs entgegengekommen. Es kann nämlich, da die deutschen Heere ja zur Zeit noch über kein Belagerungsgeschütz verfügen, der rasche Vormarsch derselben auf Paris eben nur den Sinn haben, durch die Cernirung der feindlichen Hauptstadt für das neue französische Rüstungswerk gleichsam das Haupt von den Gliedern zu trennen, wie die feineren Zufuhren an Lebensmitteln abzuschneiden, und, Dank den oben angeführten Maßregeln der jetzigen provisorischen Regierung, ist die Erzielung dieses Erfolgs nach beiden Beziehungen gesichert.

Als den größten Fehlgriff dieser Regierung bezeichnen wir die zu spät und ins ungünstigsten Zeitpunkt erfolgte Proklamirung der Republik; denn es ist dadurch eine Intervention der neutralen Mächte zu Gunsten Frankreichs wahrscheinlich grade in dem Momente abgeschnitten und unmöglich gemacht worden, wo dieselbe bereits im Begriff stand, sich zu äußern, und Frankreich muß in Anlaß dieses Systemwechsels auf eine durchaus unbestimmte Zeit als völlig isolirt betrachtet werden.

Gewiß darf man demnach die militärische wie politische Sachlage als eine den Belagereren überaus günstige ansehen. Dennoch aber würde es fehlgeschossen sein, deren Aufgabe bei Bewältigung der feindlichen Hauptstadt als eine leichte oder in Hinsicht ihres Erfolgs etwa gar schon als eine durchaus geschrete betrachten zu wollen.

Eine Aushungerung der Stadt würde im günstigsten Falle Monate beanspruchen, und wer will die Chancen vorherfehen, welche sich in einem solchen Zeitraum zu Gunsten Frankreichs geltend machen können? — Ein gewaltsamer Angeiff auf Paris darf hingegen, wie zuvor ausgeführt worden, gewiß sein, auf den haetnäckigsten

Digitized by Google

Widerstand zu stoßen, und wer vermag den Eindruck und die Rückwirkungen zu ermessen, welche eine Zug um Zug ausgeführte Zerstörung dieser Weltstadt und der Verzweiflungskampf ihrer Vertheidiger und Bewälkerung auf die ganze civilisirte Welt ausüben könnten?

Selbst wenn jedoch die gegenwärtig eröffneten Friedensaussichten sich realisiren sollten, können die Schwierigkeiten der Lage damit noch nicht als abgeschlossen angesehen werden, und auch hierin äußert sich beßhalb das Unbestimmte und Unberechenbare der Situation. Nimmermehr würden sich die Franzosen als besiegt anerkennen, wenn die deutschen Heere von der Niederwerfung ihrer Hauptstadt Abstand nehmen sollten, und in einem so erwirrten Friedensschluß lägen demnach zuverlässig schon die Keime zu neuen Kriegen enthalten. Im Interesse eines dauerhaften Friedens bliebe demnach die Lösung auch noch dieser Aufgabe zu wünschen, und wie schwierig dieselbe immerhin erscheinen möge, so ist der zum ersten Mal vereinten deutschen Macht in dem gegenwärtigen wunderbaren Kriege doch schon so Großes gelungen, daß man sich auch der glücklichen Durchführung dieser Belagerung ohne Gleichen versichert halten darf.

Die modernen Festungen.

Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höhern Ingenieur-Offizier.

(Fortsetzung von Seite 221.)

Sekundäre Vertheidigungsmittel und Bestandtheile des Hauptwalles.

Die Poternen, nach Bedürfniß schmälere oder breitere gewölbte Gänge durch den Wall, wozu auch die großen Festungsthore gehören, welche die Verbindung unter dem Walle zwischen dem Innern und dem Rondengang, dann vermittelst Durchbrüchen in der Eskarpe und buech Brücken über den Graben mit dem gedeckten Weg und dem Außenterrain vermitteln, oder welche unter dem Walle hindurch zuerst abwärts in den Graben und von da durch Rampen wieder hinaus auf den gedeckten Weg und in das Außenfeld führen, oder welche gar unterirdisch unter dem Graben (der Grabensohle) mit den Minen-Anlagen jenseits des Grabens kommuniziren, sind immer nur Hülfsmittel der unmittelbaren Vertheidigungsobjekte: des Walles, der Eskarpe, des Grabens mit der Caponière, des gedeckten Weges und der Minen-Anlagen. Mehr direkt betheiligen sich an dem Kampfe wieder die kleinen Wurfbatterien, von Carnot zuerst angewendet, welche unter den Wall hineingebaut sind und auf der Höhe des Rondengangs hinter der freistehenden Mauer der Eskarpe gedeckt liegen. Ihr Platz mit den dazu gehörigen Pulverkammern ist gewöhnlich in den ausspringenden Winkeln oder in der Mitte der Festungskronten neben den dort gleichfalls hinaufführenden Poternen. So wichtig die Forderung einer zweckmäßigen Lage und eines entsprechenden Baues her unter den Wall hineingebauten größeren Pulvermagazine ist, welche mindestens auf acht Tage während der heftigsten Periode einer Belagerung den Bedarf an Munition für eine angegriffene Front zu fassen und zu bergen haben, so bleiben auch diese Vertheidigungsmittel immerhin solche in zweiter Linie; ebenso die gemauerten Hohltraversen auf dem Walle, welche dazu dienen, die auf dem Walle aufgestellten Geschütze und Mannschaften des Vertheidigers gegen das Feuer von der Seite in den seltenen Fällen zu schützen, wo es dem Feinde möglich gemacht wäre, in der Verlängerung der Linie einer Festungsfront seine Geschütze aufzustellen und den Wall zu enfiliren, der Länge nach in flachem Bogenschuß zu bestreichen.

Die Defensiv-Kasernen (Redults).

Die großen bombensichern Kasernen, Redults (Fig. I, R, R), welche hinter den Wällen, in der Kehle derselben, versteckt liegen, um durch sie gegen das direkte Kanonenfeuer gedeckt zu sein, sind bei aller Wichtigkeit nicht erste Vertheidigungsmittel. So wichtig sie bei zweckmäßiger Anlage für die neuen Festungen geworden sind, so sind sie es doch weit mehr als gesicherte Unterkunftsräume für die Besatzungstruppen, denn als hartnäckige Vertheidigungsabschnitte in der letzten Zeit der Belagerung. Sie sind aber immerhin von der größten Wichtigkeit bei der großartigen Anwendung von Mörsern in den neueren Belagerungen, und wurden deßhalb von den deutschen Ingenieuren als ein nothwendiges Glied der Vertheidigungsanstalten, als ein zu jeder Festungsfront, wie auch zu jedem vorgeschobenen, isolirten Fort gehöriger Bestandtheil adoptirt und sind von den deutschen Anlagen zuerst in die russischen im größten Maßstabe übergegangen. Die Franzosen haben sie früher nicht angewendet, ihren hohen Werth aber seit dem Sturm auf den Malakoff in unvergeßlichem Andenken bewahrt. Sie werden nun ihre Ansichten geändert und das neue deutsche Befestigungssystem, welches in dieser Form in allen neueren Festungen, in Deutschland, Oesterreich, sowie in Rußland zur Anwendung gekommen ist, gleichfalls angenommen haben, und mit einigen kleinen Aenderungen, sowie dem gezogenen Geschütze entsprechenden Verbesserungen in zweiter Auflage als „das neue französische Festungssystem, Système Napoleon," den deutschen Ingenieuren vorlegen. — Die schönen Defensiv-Kasernen in Königsberg i. Pr., Posen, Coblenz, Rastatt, Ulm, Ingolstadt, Verona zeugen von dem großen Werthe, welchen die deutschen Ingenieure diesem Theile ihres Systems beilegen. Große Summen wurden und werden überall darauf verwendet, und die Truppen sind in der Stunde des Kampfes ihren Erbauern und noch mehr den Regierungen zum größten Danke verpflichtet, deren Humanität keine Mittel scheute, den obendrein so harten Festungsdienst zum mindesten in den Stunden der Ruhe einigermaßen erträglich zu machen. Hunderttausende von Thalern reichen kaum hin, eine solche Kaserne von einiger Größe zu erbauen, ja die große Defensiv-Kaserne in Ulm, die Wilhelmsburg, soll gegen eine Million Thaler gekostet haben. Versuchen wir das Bild einer solchen Kaserne zu geben! (Siehe Fig. III. S. 204.)

Die Defensiv-Kaserne (Fig. III.) ist das Reduit (letzter Zufluchtsort) eines bastionsförmigen Werkes. Die Kaserne ist in gerader Linie construirt, wodurch die 13 Kasemattenräume ganz regelmäßige, rechteckige Formen erhalten. Der Länge nach ist die Kaserne an ihrer vordern Seite durch eine in der Mitte angebrachte, mit dem Reduit verbundene Caponière flankirt (kann von der Seite mit Kanonen und Gewehren der Länge nach bestrichen werden); an der hinteren Seite und den beiden schmalen Flanken der Kaserne geschieht dies aus den beiden angebauten Flankenthürmen. Jede der 13 Kasematten hat eine Breite von 21 Fuß, und ist durch ein Gewölbe überdeckt, das aus der 6 Fuß breiten Widerlagern oder Pfeilern ruht; diese Pfeiler sind an beiden Enden des Werkes auf 18 Fuß erbreitert und heißen die Endwiderlager. Vier Stockwerke und daher vier Kasemattenkorps sind in dieser Kaserne übereinandergestellt, in jedem Stock jede Kasematte mit einem besondern Gewölbe oben geschlossen, welches in oberstem Stockwerke im vollen Kreise und in einer Stärke von 3 pariser Fuß ausgeführt ist, um die schwere Erddecke, welche das Dach des Gebäudes bildet, und die Bombenschläge der großen (bisher eingeführten) Angriffsmörser bei einer Belagerung ertragen zu können. Der Länge nach ist durch eine das ganze Gebäude durchziehende Quermauer, 18 Fuß von der vorderen Stirnmauer entfernt, die Kaserne in zwei Hauptheile getrennt. Dadurch erhält man in jedem Stockwerke 2 Kasemattenreihen, von welchen die vordere (die wirklichen Defensiv-Kasematten) 18 Fuß Tiefe hat, die hintere Reihe (die Wohn-Kasematten) 30 Fuß tief ist. Die vordere Stirnmauer hat $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß Dicke, die Zwischen- (Korridor) Mauer $3\frac{1}{2}$, die hintere Stirnmauer $2\frac{1}{2}$ Fuß. Die ganze Länge des Gebäudes beträgt somit 381 und die Tiefe 60 Fuß. —

Der Eingang in die Kaserne befindet sich bei a in der Mitte der Kehlseite, und findet über eine dort angebrachte Zugbrücke in die erste Etage (siehe Fig. III.) statt. Von hier aus gelangt man zunächst nach dem Durchgang b, und von diesem zuerst in die Wohnräume dieses Stockwerks durch die Thüren c. Ein fortlaufender, 9 Fuß breiter Korridor verbindet der Länge nach die nach Vorn (gegen den Wall und den Angriff) stehenden Vertheidigungs-Kasematten. An beiden Enden der Kaserne gelangt man von diesem Korridor durch Seitenkorridors in die Flankenthürme, und in der Mitte des Gebäudes durch einen Gang in die Caponière. Die Verbindung der ersten Etage mit der Keller- und den obern Etagen ist theils durch Treppen, theils durch Geschützaufzüge g, g hergestellt, welche letztere durch die Gewölbe aller Stockwerke hindurchgehend senkrecht über einander liegen. Die Treppen befinden sich in der Mitte und an den Enden des Gebäudes, die Geschützaufzüge an verschiedenen Stellen: der Hauptaufzug gleich im Durchgang b der ersten Etage, um die Geschütze in die verschiedenen Stockwerke bringen zu können; ein zweiter Aufzug in der Caponière, welche, thurmartig

Digitized by Google

über das Gebäude und die Erddecke sich ungefähr 12 Fuß erhebend, dadurch den Aufzug der Geschütze nicht nur in den Stockwerken der Caponière, sondern auch bis auf die Plate-forme der Erddecke ermöglicht. Ebenso erheben sich die Flankenthürme über die Erddecke und enthalten die Fortsetzung der Treppenverbindung von der obersten Etage auf die Plate-forme.

Dies sind die wesentlichsten Theile einer solchen Kaserne, die regelmäßigen und geoßen Kasemattencäume gestatten deren vielfältigste Verwendung: Küchen- und Bäckerei-Einrichtungen neben den geführlichen Pulverräumen birgt das Innere der Kaserne; Vorräthe aller Art, um dieses Redult bis auf den letzten Augenblick vertheidigen zu können, sind darin aufbewahrt.

Der Werth dieses Redults ist wohl leicht einzusehen, auch hat ihn die Geschichte schon auf ihre Blätter verzeichnet. Der Name „Malakoff", ein halbrundes Thurm-Redult, bei welchem kleiner und niederer als unsere soeben beschriebene große Defensiv-Kaserne, bleibt mit feurigen Buchstaben für ewige Zeiten in die Kriegsgeschichte eingetragen. (Forts. f.)

Die Schlacht bei Wörth.

6. August 1870.

Von **Dr. Ferdinand Pflug.** Mit Abbildung von **L. Bechstein.**

(Schluß von Seite 214.)

Es war halb 12 Uhr, als dieser Rückschlag erfolgte, und der Wendepunkt der Schlacht durfte damit als eingetreten angesehen werden. Französischerseits befanden sich vor Gunstett und in Morsbrunn bereits fünf von den sechs Brigaden der drei nach dieser Richtung concentrirten Infanterie-Divisionen verwendet. Nach einer eben dem französischen Heerführer zugegangenen Benachrichtigung aber stand das Eintreffen der einen zunächst noch erwarteten Division des 5. Failly'schen Corps keineswegs vor dem späten Nachmittag zu erwarten. Dieselbe hatte, statt die Eisenbahn zu benutzen, den Fußmarsch, und zwar nicht direkt auf Werth, sondern auf Reichshofen angetreten. Die gesammten französischen Reserven befanden somit nur noch aus einer hinter Elsaßhausen aufmarschirten Infanterie-Brigade und der ebenfalls hinter dem rechten französischen Flügel zusammengezogenen Kavallerie-Division des Mac Mahon'schen Corps. Auf deutscher Seite hatten hingegen bis dahin nur die Vortruppen und je eine Brigade des V. preußischen und II. bayrischen Corps, sowie die 22. Division des XI. Corps gefochten, und eben war links und südlich von derselben, also mit der unmittelbaren Angriffsrichtung auf Morsbrunn, die 21. Division eingetroffen, während die württembergische Brigade Starkloff und die derselben beigegebene württembergische Kavallerie ebenfalls schon gegen diesen Ort heranrückten, der nach der Richtung ihres Marsches vollkommen von ihnen umfaßt werden mußte.

Ein schleuniges Abbrechen des Gefechts würde unter diesen Umständen für den französischen Heerführer dringend geboten gewesen sein. Vielleicht verlockt durch den augenblicklich günstigen Stand der Schlacht im Centrum und auf seinem linken Flügel, ging derselbe jedoch vielmehr auf der ganzen Ausdehnung seiner Schlachtlinie noch einmal zum Angriff über.

Im Centrum wurden in der That die schon über den Sauerbach vorgedrungenen, halb ausgeriebenen preußischen Abtheilungen wieder nach Werth hineingeworfen. Zwei wüthende Angriffe der Franzosen auf dieses Dorf scheiterten jedoch vollkommen. Nicht minder endete auch der Vorstoß der zuletzt vor Morsbrunn aufgetretenen frischen französischen Truppen mit einem verwirrten Rückzuge, wobei es in der Verfolgung des Feindes einzelnen Abtheilungen der 21. und 22. Division gelang, sich jenseits des Sauerbachs einzunisten und die Uebergänge über denselben in ihre Gewalt zu bringen, während die, nach abgelegtem Gepäck, im vollen Lauf auf dem Schlachtfelde angelangten Württemberger bereits im Süden von Morsbrunn sich ausbreiteten und nur noch nothdürftig durch einige gegen sie entsendete Bataillone und die gegen die württembergische Kavallerie schnell vorgetriebene leichte Kavallerie-Brigade de Septeuil zurückgehalten wurden.

Ebenso hatten sich auch die Bayern vor Neuweiler gegen einen wiederholten feindlichen Vorstoß nicht nur zu behaupten gewußt, sondern allmählig Boden genug gewonnen, um sich endlich auf den von den Franzosen so hartnäckig behaupteten Höhen entwickeln zu können.

Die feindliche Offensivkraft durfte nach diesen bis gegen ein Uhr Mittags ausgedehnten Kämpfen als gebrochen angesehen werden. Etwa von halb ein Uhr ab begann auch die dieseitige Artillerie über die französische ein entscheidenes Uebergewicht zu gewinnen, doch erwiesen sich in der Vertheidigung allerwärts der Muth und die Standhaftigkeit der französischen Infanterie noch unerschüttert, und jeder Schritt vorwärts konnte derselben nur um Blut abgerungen werden.

Bald nach 1 Uhr war Morsbrunn den Franzosen durch einen concentrischen Angriff der 21. preußischen Division und der Württemberger entrissen worden. Auf den steilen Abhängen nördlich und westlich dieses Dorfes setzten indeß die aus demselben vertriebenen französischen Abtheilungen noch immersort den dahin aufstrebenden deutschen Truppen den heftigsten Widerstand entgegen, und ihre bis zum Rand der Höhen vorgeführte Artillerie, vorzugsweise aber die auf's Kühnste ausgesetzten Mitrailleusen-Batterien, überschütteten, unbekümmert um das dieseitige aus sie gerichtete Geschützfeuer, die Herankommenden mit ihrem Kugelregen.

Gleichzeitig waren auch alle die anderen schon im Gefecht befindlichen deutschen Heerestheile und Divisionen zu einem Gesammtangriff übergegangen. Ueberall drohte wiederholten sich die Vorgänge auf dem linken deutschen Flügel, und auch die verzweifeltsten Anstrengungen schienen dies den Stürmern entgegenspriihende Höllenfeuer weder dämpfen noch bewältigen zu können.

„Vorwärts! Drauf! Laßt nicht nach!" feuerte eine deutsche Schaar die andere an. Ihre Offiziere, von den Corpsbefehlshabern bis zum jüngsten Fähnrich, gingen den Truppen mit dem rühmlichsten Beispiel voran. Bereits war der Commandeur des XI. Corps, General v. Bose, in der Hüfte getroffen, und sein Sohn und Adjutant, der Rittmeister v. Bose, unmittelbar an seiner Seite niedergeschmettert worden. Auch General v. Kirchbach, Commandeur des V. Corps, hatte zu der schon bei Weißenburg empfangenen Wunde noch eine neue Verletzung davongetragen, ohne daß doch weder er noch General v. Bose das Schlachtfeld verlassen hätten. Von dem preußischen Regiment Nr. 46 sanken 28 Offsiere, davon 10 unmittelbar todt; das Regiment Nr. 50 verlor bei diesem furchtbaren Ringen sogar 16 Offsiere todt und 18 verwundet, und ähnlich stellten sich die Verluste bei sast allen anderen an diesem letzten Gewaltangriff betheiligten preußischen und deutschen Truppentheilen.

Endlich donnerte das „Hurrah!" von den erstiegenen Anhöhen. Dem Lieutenant Höhne von den Füsilieren des 82. preußischen Regiments ist es gelungen, mit einem kleinen Trupp der Seinen den Höhenkamm zu erklimmen und als der Erste in eine Mitrailleusen-Batterie einzubrechen. Zwei dieser furchtbaren Kugelschlünde müssen dem Tapferen und seinen Braven trotz des verzweifelten Gegenangriffs der Bedeckungsmannschaft als Kriegsbeute überlassen werden. Zwei andere werden hart vor Elsaßhausen von dem ebenfalls bis zur Höhe durchgedrungenen 58. Regiment genommen. Die ganze feindliche Schlachtlinie stutet rückwärts, das für die Behauptung des französischen Centrums und die Möglichkeit eines noch einigermaßen geordneten Rückzugs so wichtige Elsaßhausen wird unter dem zusammenwirkenden Angriff der nächsten auf dem Höhenkamm angelangten Regimenter beinahe im ersten Anlauf genommen.

Die französische Mitte ist durchbrochen, der rechte französische Flügel, um sich der ihm durch das XI. Corps und die Württemberger bereiteten Umfassung zu entziehen, geräth in vollste Auflösung und ist im eiligsten Zurückweichen begriffen. Die württembergische Kavallerie zeigt sich bereits bis in die Höhe von Eberbach vorgedrungen. Wenn es derselben gelingt, bis zur Chaussee nach Reichshofen durchzubrechen, so befindet sich der ganze noch zurückbefindliche Rest der französischen Armee wie in einer Falle gefangen.

Es ist gleich nach drei Uhr Nachmittags und der deutsche Schlachtplan steht im Begriff, die vollste Verwirklichung zu erzielen. Schon jetzt kann die nach dem Verlust von Elsaßhausen beinahe ganz in Froschweiler zusammengedrängte Mitte des französischen Heeres als verloren angesehen werden. Noch behauptet sich indeß Neuweiler gegen die Bayern, und wofern es nur gelingt, das XI. Corps und die Württemberger noch zehn Minuten bis eine Viertelstunde aufzuhalten, bleibt doch vielleicht noch eine Hoffnung vorhanden, ein Entkommen der durch das V. Corps hart bedrängten Besatzung von Froschweiler zu erwirken.

Digitized by Google

Auf Befehl des Marschalls stürzt sich die auf dem 8. und 9. Kürassier-Regiment bestehende Kürassier-Brigade des General Bonnemains auf die vordersten Abtheilungen des XI. Corps. Bereits haben indeß auch mehrere preußische Batterien den Zugang zu den Höhen gewonnen, und von der Infanterie auf 200 Schritt mit Schnellfeuer empfangen, von dem Kartätschhagel der preußischen Geschütze in die Flanken gefaßt, stäubten die beiden Kürassier-Regimenter nach allen Richtungen auseinander.

Ein Rest der wiedergesammelten Kürassiere attakirt zum zweiten Mal. Auch das 6. Lanciers-Regiment schließt sich an. Doch das vernichtende preußische Feuer wirft Roß und Mann vor sich nieder. Es bleibt kein Halten länger. Der ganze rechte französische Flügel löst sich auf. Noch hemmt die französische Artillerie die Verfolgung. Der Marschall hat sich in einem Entschluß der Verzweiflung in Person an die Spitze der letzten noch in Reserve behaltenen Infanterie-Brigade gesetzt. Gleichzeitig versuchen die in Frochzweiler eingeschlossenen Massen sich von dort mit Kugel und Bajonnet einen Ausweg zu bahnen. Noch einmal entbrennt der Kampf heftiger als in irgend einem früheren Abschnitt der Schlacht, und einen Moment scheint es, als ob die eafenden Anstrengungen der Franzosen, das XI. preußische Corps zu aufzuhalten und sich dadurch noch einen Ausweg zu öffnen, von Erfolg gekrönt werden würden.

General v. Bose wird von einer zweiten Kugel getroffen, die sämmtlichen Offiziere seines Stabes sinken um ihn todt und verwundet. Doch auch dem französischen Marschall wird das Pferd erschossen, er selber leicht verwundet. Die von ihm herangeführte Brigade beginnt, von der 21. preußischen Division und den Württembergern umfaßt, zu wanken, und wird mit der zurückgeschlagenen Besatzung theilweise ebenfalls dem brennenden Frochweiler zugetrieben.

Noch bietet die französische Artillerie das Aeußerste auf, durch ihr zur höchsten Potenz der Geschwindigkeit gesteigertes Feuer mindestens das Entkommen der letzten in das Gefecht getretenen Brigade zu sichern. Bereits haben indeß das 2. und 14. preußische Husarenund das 4. Dragoner-Regiment die Höhe erklommen, und ihr Erscheinen schon genügte, den Feind in die wildeste Flucht zu scheuchen. Es giebt hier keinen Widerstand mehr. In der tollen Hast, sich zu retten, stürmt die französische Artillerie das eigene Fußvolk nieder. Auf einem von ihm noch im letzten Augenblick bestiegenen Dragonergaul wird der Marschall von der allgemeinen Panik mit fortgerissen. Alles rennt, rettet, flüchtet, um im Nachjagen fallen den preußischen Reitern, fast ohne eigenen Verlust, mehr als zwanzig feindliche Geschütze und zahllose Fuhrwerke in die Hände.

Genau zusammenfallend mit diesem Moment, haben auch die Bayern den letzten Widerstand gebrochen. Das 3. Chevauxlegers-Regiment wirft sich auf eine noch feuernde Batterie und entreißt derselben 3 Geschütze. Das 45. französische Linien-Regiment, das zuletzt noch das Entkommen der geschlagenen und aufgelösten französischen Armee zu decken versucht, wird von der bayerischen Infanterie umringt und mit seinem Adler zur Ergebung gezwungen.

Einen Moment zuvor schon ist vor Frochweiler von dem 60. preußischen Regiment dem 36. französischen der Adler entrissen worden. Die württembergische Kavalleie hat im kühnsten Ansturm die leichte französische Kavallerie-Brigade de Septueil, das 3. Husaren- und 11. Chasseurs-Regiment gesprengt, die Rückzugsstraße der Franzosen, die Chaussee nach Reichshofen, besindet sich von ihr in Besitz genommen, und im Nachjagen werden dicht vor dieser Stadt von den unermüdlichen württembergischen Reitern noch 3 Geschütze, 1 Mitrailleuse, eine Kasse mit 240,000 Frcs., Hunderte von Gefangenen und Beutepferden und eine große Zahl von Fuhrwerken genommen.

Frochweiler ist von der 21. und 22. preußischen Division, den Württembergern, den Verkruppen des V. Corps und den Bayern umzingelt. Es giebt für die darin eingeschlossenen französischen Truppen kein Entrinnen mehr. Auch derzachten dieselben auf jeden Widerstand. Die Waffen klirren nieder. Mehr als 6000 Mann haben sich in dem einen Dorfe gefangen gegeben.

Die ganze französische Armee hat sich aufgelöst. Bis zum Abend des nächsten Tages hat der flüchtige Marschall von seinem mehr als 60,000 Mann starken Heere noch keine 8000 Mann wieder gesammelt. Selbst in Nancy, vier Tage nach der Schlacht, sind diese Trümmer kaum zu 18,000 Mann angewachsen. Die erste deutsche Schlacht ist geschlagen und ein Vereinigungsgrieben der deutschen Nation ruhmvoll gewonnen worden. 10,000 Gefangene, 2 Adler, 33 Geschütze, 6 Mitrailleusen, eine Kasse, die Zeltlager zweier französischen Divisionen und Hunderte von Fuhrwerken bilden die Trophäen derselben. Groß wie der Sieg erweisen sich indeß auch die Opfer desselben. Unter 8000 todten und verwundeten Feinden liegen auf der blutbesprützten Wahlstatt 454 Offiziere und über 6000 Streiter des deutschen Heeres starr und steif ausgestreckt oder mit rühmlichen Wunden in ihrem Blute gebettet.

Aus allen Welttheilen.

Beschießung des Bahnhofs zu Saarbrücken, Original-Zeichnung von **Robert Ahmus** (s. S. 228), welcher hierüber als Augenzeuge berichtet: Im Betreff des Vorgangs erwähne ich, daß das Bahnhofsgebäude am 4. August Nachts 2 Uhr von den Franzosen, welche ihre Batterien auf dem sich über Saarbrücken liegenden Exercirplatze aufgefahren hatten, in Brand geschossen wurde. Der Brand blieb auf den linken Flügel beschränkt, in dem sich Wartesäle befanden, welche vollständig ausgebrannt sind. Die Beschießung dauerte mit Granaten fort. Nachts um 3 Uhr wurde man des Feuers Herr.

Melac in Heidelberg. (Mit Bild auf Seite 232.) — Zu den „ritterlichen Spuren“ gallischer Civilisation und Völkergesittigung zählen die Ruinen des Heidelberger Schlosses und der Ort „Melac“, auf welchen in den Rheinlanden die Fleischerhunde gehen. Prinz allerchristlichster König Ludwig XIV. beliebte es einen Tags, als Erbtheil seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, der Schwester des regierenden Kurfürsten Karl, soll die ganze Pfalz über allen Rechtstitel in Anspruch zu nehmen. Ein Manifest des Königs formulirte die Absicht deutlicher. Es hieß darin: „der Friede Deutschlands mit der Türkei werde die Kraft Frankreich demnächstgend und sei für den König eine Aufforderung, zum Schutze des eigenen Landes die Waffen zu ergreifen“. So brachen denn 80,000 Franzosen in die Rheinpfalz ein, die sich kaum von den fürchterlichen Verheerungen erholt hatte. Um Deutschlands Verbündeten die Kriegführung am Rhein unmöglich zu machen, sollten die dort gelegenen deutschen Provinzen die nicht sehr lange vorhergeführt und in eine Wüste verwandelt werden. General Melac übernahm diese kannibalische Aufgabe und löste sie so erschöpfend, daß alle Ernte des dreißigjährigen Kriegs darüber in Vergessenheit kamen. Er begann im Januar 1689 mit der Zerstörung Heidelbergs, an dessen Vertheidigung der Commandant durch die Bürger verhindert wurde. Melac verbrente die Gärten und Weinberge ringsum, sprengte Stadtmauern und Schloßthürme und gab die Einwohner allen Erzeuln seiner Soldateska preis. Am Letzten und Letzten des ausgehenden Jahres wurde das Brennen nicht blos gehindert, sondern wie beim Treibjagen erschossen oder nacht in die Winterkälte gestoßen, so daß die Straßen und Plätze mit den Leichen Gemordeter und Erfrorner bedeckt waren. Hätten wohl im Sommer 1870 die Juaven und Turcos eines siegreichen Bayerne hinter ihren ruhmreichen Vorgängern zurückbleiben wollen?

Chronik des Kriegs. (Fortsetzung zu Seite 223.) Vom 6. bis 15. September 1870.

6. September. Aufruf des Kronprinzen von Preußen, eine Invalidenstiftung für Deutschland zu begründen.

8. September. Proklamation des General-Gouverneurs in Lothringen, das Erscheinen eines amtlichen Blattes für den Bezirk der General-Gouvernements betreffend. — Patrouillenkampf bei Oberschlettenstein am Rhein.

9. September. Die Festung Laon ergiebt sich der preußischen 6. Kavallerie-Division. Nach abgeschlossener Kapitulation sprengt ein Kanattler das Pulvermagazin in die Luft, wodurch 95 Jäger des 4. preußischen Jäger-Bataillons und viele Mobilgarden getödtet oder verwundet werden. — Beschießung von Toul. — Das Bombardement von Metz (Fort St. Quentin) beginnt.

10. September. Ein Ausfall der Besatzung von Straßburg wird zurückgeschlagen. — Die Kaiserin Eugenie flüchtet sich nach England (Hastings).

11. September. Die letzten Schiffe des französischen Blockadegeschwaders in der Nordsee kehren nach den französischen Gewässern zurück.

14. September. In der Nacht zum 14. wird vor Straßburg die dritte Parallele vollendet.

15. September. Königliches Hauptquartier in Meaux. (Forts. f.)

— Unter dem türzlich von Paris über Belgien, via Aachen nach Köln und Frankfurt dirigirten Schub deutscher Flüchtlinge befanden sich auch 320 süddeutsche und rheinländische Kellner, eine Menschengattung, welche in Paris ihrer linguistischen Kenntnisse halber bisher sehr geschätzt war. Während der kurzen Kost, welche ihnen auf dem Bahnhofe gegönnt war, ergossen sie sich in die verschiedenen Restaurations-Localitäten, wo sie mit größter Sucht all die Abenteuer zum Besten gaben, welche sie theils erlebt, theils erfunden hatten! Als jedoch nach dem zweiten Glockenzeichen die geschwätzigen Passagiere wieder zu bewegen waren, einpfiffen, stellte sich der Bahnhofsporter unter die Ausgangsthür, klopfte mit einem Messer an ein Trinkglas, welches er vom nächsten Tische nahm, und rief mit Stentorstimme laut: „Garçon!“ „Voilà monsieur!“ ertönte es von 320 Stimmen zurück, die Dienstbeflissen eilten dem Rufer zu und wurden dann auf den Perron und in die Coupée expedirt.

Inhalt: Napoleon auf Wilhelmshöhe. Von **E. Jungbans** in Cassel. — Der Bauernkaiser. Historischer Roman von **P. Pfizg.** Forts. — Kampftage vor Straßburg. Von **Berthold Auerbach.** — Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart. Von **Franz Wagner.** Mit Abbild. Forts. — Zu Belagerung von Paris. Von Dr. **Herb. Pfizg** Mit Plan. — Die modernen Irrungen. Forts. — Die Schlacht bei Wörth. Von **Fr. Hofmann.** Schluß. — Aus allen Welttheilen: Beschießung des Bahnhofs zu Saarbrücken. Originalzeichnung von **R. Ahmus.** — Chronik des Kriegs. Forts. — Kriegs-Kurlooe. Forts. — **Die Fortsetzungen von: „Im Vorahnen“, und „Im Thron und Leben“ folgen in Nr. 18.**

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von G. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brackebusch; Dannenberg; Engel; Ferdinand; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaßbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Otto Fr. Hoffmann; Hundeshagen; L. Kerner; C. A. Klein; Kraker; Kreyßig; Lieberkern; Pinnert; W. Lobe; Lotz; Mügelburg; Oellsläger; S. Pfau; Reich; Reriam; Reinhardt; Rettenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenstein; Rost; Schäfer; H. Schmidt; T. Schön; Schramm; Temme; Targenjew; Venedey; C. Vogt; Waldenfels; Weck; M. Wenzel; Werner, Geo. z. Sec; Wilkomm; Wittstock; Worm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 16. Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — Zu Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Kampftage vor Straßburg,

vom 17. bis 31. August 1870.

Von **Berthold Auerbach.**

(Schluß von Seite 233.)

7.

Am 24. August, Morgens. Die Herzbewegung, in der wir stehen, läßt sich kaum ermessen.

Die Geschichte vom Urtheil Salomonis wiederholt sich.

Was ist dem Franzosen Straßburg? Es ist nicht ein Stück seines eigensten Lebens, drum mag es — damit nur der Andere es nicht habe — zu Grunde gehen. Wir aber fühlen uns dem Elsaß nahe, und Straßburg ist ein Klang, den wir tief im Herzen hegen. Wir möchten die schöne, trotz alledem deutsche Stadt am Leben erhalten und nicht zerstören, und doch müssen wir jetzt tödtliche und zerstörende Geschosse dahin richten . . .

In diesem Gedanken ging ich in der Nacht mit guten Genossen nach Mundolsheim. Wir passirten die Vorposten. Einer in unserer Reihe kannte die Parole und das Feldgeschrei. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. In einer Seitengasse wurden Kanoniere mit leiser Stimme in der Geschützbedienung eingeübt.

Weiter ging's zwischen den Weinbergen hinan. Am Horizonte blitzte es rasch nach einander zuckend auf, wie beim Wetterleuchten, der Wind stand von uns ab, und nur manchmal hörten wir den dumpfen Ton des Geschützes. Das war ein mächtiges Anklopfen zum Einlaß. In Straßburg waren viele Lichter angezündet, die aber allmälig bis auf wenige erloschen. Unter uns am Fuße des Hügels im Fahrwege bewegten sich ununterbrochen die Frohnfuhren dahin. Es war wie das seligste Rauschen eines Stromes, und dazwischen hörte man nur manchmal Fuhrmannsgeschrei und Commando-Rufe.

Von Straßburg antwortet manchmal ein Blitz, ein Knall, aber es war heute nichts Genaueres zu beobachten. Still kehrten wir in unser Quartier zurück. An der Biegung des Weges war auf einen Marksstein ein schweres Geschütz aufgefahren und konnte nicht weiter. Wunderlich ausstehende Gestalten standen in der dunkeln Nacht an dem Geschütz und hoben es unter dem Rufe: „Gewiß!" (Die erste Silbe hebend, die zweite absetzend.) Ein Trupp Mannschaften kam aus dem Dorfe. Das schwere Mörsergeschütz ist flott gemacht, krachend, knisternd, den Boden schütternd fährt es dahin. Anderes Geschütz folgt nach. Die Soldaten, die ihre graue Jacke über die Montur gezogen hatten und gespenstisch, fremdartig aussahen, sprangen von der Flottmachung des Geschützes weg, bestand auf ihre Geschütze und Munitionswagen und fuhren jubelnd davon.

So arbeiten unsere Mitbürger im Dienste des Vaterlandes in der Nacht. So stellen sie sich allen Gefahren preis.

Man kann es kaum verwinden, daß man ihnen nicht folgen, nicht mit ihnen sein soll, und doch ist das Kriegshandwerk nicht Jedermanns Sache, wenigstens bei uns von der älteren Generation nicht. —

Im Dorfe war an jedem Haus eine Laterne angezündet, damit die Soldaten und Führer ihren Weg fänden.

Man kann in solcher Zeit kaum fassen, daß man sich soll schlafen legen, während Tausende und Tausende da in der Nachtharschaft graben und kämpfen und sich dem Tode stellen für unsere Sache. Und freilich, es gibt keinen rechten Schlaf, so ermüdet auch Seele und Körper sind.

8.

25. August, Morgens. Straßburg brennt! In dieses Wort drängt sich aller Schauer, alles Entsetzen, alle Herzbeklemmung zusammen, die wir in der vergangenen Nacht erleben mußten. Noch schmerzen mir die Augen vom Feuerschein, noch zittert mir die Hand. So hat es geschehen müssen! Wieder ist eine Bartholomäusnacht — denn das war die vergangene — mit Gräueln in die Geschichte eingegraben, aber nicht durch unsere Schuld.

Die die Geiste um ihr Haupt sammeln wollen, auf sie einzig und allein fällt die Schuld.

Das Schlimmste, was der Feind einem einzelnen Menschen, einem Volke anthun kann, ist, daß er uns zu Thaten der Gegenwehr zwingt, die wir verabscheuen. Wir sind in der Lage eines Mannes, der das Duell verwirft und doch gezwungen wird, seinen Gegner niederzuschießen.

Es mußte leider geschehen.

Noch vorgestern boten wir dem Commandanten von Straßburg an, er möge herauskommen oder einen Vertrauensmann senden, um sich zu überzeugen, daß sein Widerstand vergebens, und wir nur mit innerstem Schmerz uns dazu verstehen, auch nur einen Theil von Straßburg in Brand zu stecken. Der Commandant Ulrich erwiederte: Eine Besichtigung unserer Stellungen würde bereits als eine erste Möglichkeit angesehen werden, daß er die Festung übergeben

könne. Er aber sei entschlossen (und nun kam die bekannte, zum theatralischen Effekt zugespitzte Phrase), sich bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone zu vertheidigen. Nun hieß es gestern Mittag — und die breite Rauchsäule gab Zeugniß — bald Kehl auf's neue von den Franzosen in Brand geschossen. Wir verbielten uns ruhig bis zum hereinbrechenden Abend. Die Feuersäule von Kehl loderte breit und stets neu aufsteigend zum Himmel auf, und fort und fort wurden von der Festung aus Brandkugeln nachgesendet. Jetzt begann das Feuer auf unserer Seite. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, es wurde kräftig erwidert. Da — es zündete in der Citadelle! Die hereinbrechende Nacht zeigte jeden Feuerschein. Die Bomben stiegen auf und fielen nieder. Jetzt zündete es in der Stadt, nördlich vom Münster. Es mußte auf reichlichen Brennstoff gefallen sein, denn sofort loderte es hell auf. Von nun an — wer kann es beschreiben? — da und dort zündete es; wir sahen vier, fünf Brandstätten, zwei verbanden sich und bildeten eine breite, verheerende Esse. Der Wind zog von Westen her und fachte die Flammen immer höher an, sie züngelten weiter. Einer der Zuschauer zeigte dem andern: „Sieh, dort ragt hinter den Rauchwolken das Münster empor, so ehrwürdig, so still, wie drohend aufgerichtet, wie mahnend gegen die Menschen, die die ungezügelten Flammen gegen einander senden. Wenn nur das Münster ungeschädigt bleibt," ging es von Mund zu Munde, und dazwischen sprach ein Jeder die tiefe Herzbewegung aus, wie es denen drin in der Stadt zu Muthe sein müsse. Im Geiste versetzten wir uns zu denen, die in gewölbten Kellern wehklagend wachen, den Donner des Geschützes hören, nicht wissen, wo es brennt, vielleicht im Hause über ihnen. Und draußen in den Straßen muß man die Flammen gewähren lassen. Wer kann zu löschen versuchen, wo jeden Augenblick ein neues Geschoß auf ihn niedersallen kann? Wie Viele rufen nach den Ihrigen, suchen sie und sind wie verirrt im Heimathsorte!

Welch' ein Jammer, welch' ein Elend!

Wenn man den Herzschlag der Menschen zusammendrängen könnte, er müßte noch lauter, noch schneller, noch gewaltiger pochen, als der dumpfe Schall der Geschütze, die unausgesetzt abgebrannt werden, aus dem Dunkel aufblühen, da — dort, mit dem Auge nicht mehr zu verfolgen. —

Mitternacht war vorüber, als wir uns endlich entschlossen, heimzukehren. Wir saßen einander wie im hellen Mondscheine. Die Felder, die Weinberge waren beleuchtet, die weiße Kirche von Mundolsheim mit ihren weißen Grabsteinen. Plötzlich leuchtete es noch heller auf. Wir kehrten um. Jetzt, da wir die Flammen eine Zeit lang nicht gesehen, erschienen sie uns breiter, gewaltiger und um sich fressender.

Schwer war es, sich von dem schaurig großen Schauspiele zu trennen, und doch mußte es sein. Die Vorsbewohner, die uns begegneten, behaupteten genau zu wissen, welche Stadttheile von den Flammen zerstört würden. Wir wollten ihnen gerne glauben, daß die Umgebungen des Münsters, vor Allem dieses selbst ungeschädigt sei. Und doch hatte es uns einen Augenblick geschienen, als ob die Terrasse des Münsters, welche der wirksamste Observationspunkt des Feindes ist, in Brand gerathen sei. Es war wohl nur Täuschung.

Offiziere, die uns begegneten, berichteten, daß bei dem hellen Feuerschein die Unsrigen weitere Batterien bauen könnten wie am hellen Tage; dabei sind sie von dem vollauf beschäftigten Feind ungestört. Auf unserem Wege leuchteten uns die Flammen. Der Himmel, leicht von Wolken übergogen, leuchtete blutig roth.

Man muß den Feuerschein weit über den Rhein, weit im Schwarzwalde gesehen haben. Wie viel tausend Herzen pochten in tiefster Bewegung in dieser Nacht! Diese Nacht ist mit entsetzlicher Flammenschrift eingeschrieben in die Geschichte.

Manche unter uns wollten glauben, daß der Commandant Ulrich nun nachgeben, fernere Verwüstung verweiden und die Thore öffnen würde. Leider habe ich Grund zu der Annahme, er werde sein Gloire-Spiel weiter treiben, mit Hinopferung von Gut und Blut Unschuldiger. Auf ihn allein fällt alle Schuld vor dem Weltgericht der Geschichte.

Es wäre für uns Deutsche ein erhebender Moment geworden, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, in die unversehrte Stadt einzuziehen, die uns am hellen Tage von Frankreich geraubt wurde. Das wär' eine wirkliche Restitution gewesen gegenüber dem Mißbrauche, den man damals mit diesem Worte trieb. Jetzt müssen wir leider über Trümmer und Verwüstung in die Stadt einziehen, und vielleicht über noch größere Trümmer als heute Nacht entstanden. Wir hoffen, daß die heilende Zeit und die Bruderliebe, die wir den Elsäßern entgegenbringen, das Elend nach Möglichkeit tilgen wird. Immer wieder muß festgestellt werden, daß nicht Wir das und von Rechtswegen Zugehörende antasten, sondern daß es uns unmöglich gemacht wurde, unser Eigenthum ungeschädigt der Hand des Räubers zu entreißen.

9.

25. August, Mittags. „Das war nur ein kleiner Anfang, heute kommt's noch grober," sagte mir ein Mann, der es wissen muß, als ich ihm vom Eindrucke der gestrigen Nacht sprach. Wird man sich auch an fortgesetztes Bombardement und Feuersäulen gewöhnen müssen, wie man sich an den Anblick von Todtschossenen und Todten gewöhnt?

Wie ich von Kundigen höre, ist in Straßburg die ganze Steinstraße, ein Theil der Blau-Wolkenstraße und die Kirche, genannt Jung St. Peter (im Gegensatze zur alten St. Peterskirche), abgebrannt. Auf unserer Seite nur wenig Verwundete, dagegen Erkrankungen von den Strapazen her.

Die Besatzung versuchte einen Ausfall von Straßburg her, wurde aber kräftig zurückgeschlagen.

Man sollte zumal in solcher Zeit) keine Gerüchte weiter tragen, und ich könnte Ihnen merkwürdige Beispiele erzählen, wie jetzt Gerüchte entstehen und sich weiter bilden. Eines aber muß ich Ihnen doch erwähnen, weil es für Personen und Stimmungen zu charakteristisch ist und Glaubwürdige es sogar für Thatsache halten. Es heißt nämlich: der Bürgermeister der Stadt Straßburg, Herr Humann, habe sich zum Commandanten auf die Citadelle begeben und ihn im Namen der Bürgerschaft beschworen, die Stadt nicht dem Untergange preiszugeben. Als er bei schroffer Abweisung hinzufügte: die Bürgerschaft könne im äußersten Falle dazu gebracht werden, ernste Einsprache zu erheben, da habe Herr Ulrich einen Revolver genommen und den Bürgermeister Humann sofort niedergeschossen. Wie gesagt, so geht das Gerücht.

Der Bischof von Straßburg ist herausgekommen. Er hat nichts von dem Vorgange mit Humann erzählt. Unsere Truppen rücken heute weiter vor gegen Straßburg. Heut' Abends werden wir Schweres mit ansehen müssen.

10.

Am 26. August, Morgens. Das Münster brennt, gestanden wir uns endlich ahsammt, als wir gegen zwei Uhr, im Innersten wie zerschlagen, und von den grausigen Flammen abwendeten und heimkehrten.

Es war ein stiller, lautloser Gang. Jeder hatte das Gefühl, als ob ihm verhältnißlich ein treuer, ehrwürdiger Freund gestorben wäre, als ob ein Stück seiner Seelenheimath versunken wäre.

In den Schlaf hinein, in den man endlich vor Ermatten versank, tönte es: „das Münster brennt," und Morgens beim Erwachen lautete das erste Empfinden: „das Münster brennt."

Wie viel Menschenleben hat dieser Krieg bereits in den Tod geschickt, und hier hat nun die Kriegsfackel Zahllose von vergangenen Geschlechtern, die mit Andacht den Bau errichteten, mit Bewunderung betrachteten — wenn man so sagen darf — nochmals getödtet und ausgelöscht, und künftige Geschlechter werden nur noch aus Bildern wissen, was da war. Das ist mehr als der Tod eines Menschen, das ist Vernichtung eines Kleinods, eines heiligen Schatzes der Menschheit. Alle Menschen, wir Deutschen vor Allen, sind um ein Schönstes beraubt. Mußte es so kommen? Mußte der glorreiche Gang dieses sittlich-reinen Nationalkrieges mit einem Brandmale befleckt werden?

Keine Schuld fällt auf uns.

Es war ausdrücklich strengen Augenmerk anbefohlen, das Münster zu schonen. Und nun ist es doch geschehen.

Welch' eine Vergeßsaft von Verantwortlichkeit hat dieser Commandant Ulrich auf sich gewälzt! Nutzlos, in vollem Bewußtsein, daß es nutzlos ist, opfert er dem dämonischen Phantom der militärischen Ehre eine Stadt, zahlose ihrer Einwohner und ein Denkmal der Kunst ohne Gleichen.

Doch, ich soll Ihnen ja erzählen. So sei es denn! Wir hatten erfahren, daß das Feuern heute verstärkt und erst in später Stunde, und zwar auf der ganzen östlichen und südlichen Seite beginnen solle. Es war nach neun Uhr, als wir, wiederum nach Mundolsheim gehend, in der Dunkelheit mühsam den Fahrweerken auszuweichen hatten, die große Holzstämme und Munition gegen die Festung hinführten. Entgegen kam ein starker Trupp Ulanen. Wir standen wieder an der freien Bergeskante, an der für den Großherzog von Baden errichteten Bretterbank. Die Brandhütten von gestern glühten und rauchten noch. Es war zehn Uhr, als die Fanale auf unserer Seite in bestimmten Pausen die Zeichen gaben. Die Thomaskirche in der Stadt hob sich von dem mächtigen Brande

Digitized by Google

hinter ihr ab, wie auf einem goldenen Hintergrunde. Auf dem Walle wurde, wie es schien, ein Leuchtfeuer, wahrscheinlich von einer Pechtonne, entzündet. An einem großen Gebäude, wahrscheinlich Lazareth, zeigte sich ein convenirtes Licht, das in seiner Leuchtkraft wechselte.

In der Ferne blitzte es wieder wie Wetterleuchten von den Geschützen auf, wir hörten aber keinen Schall, und — so ist der Mensch — wir waren gekommen, um das grausige Schauspiel in seinem Fortgange zu sehen, und als es 10 Uhr, als es 11 Uhr schlug, wurden Manche ungeduldig, daß heute nichts vorgehe, und Einzelne trennten sich von uns und gingen heimwärts. „Es wird heute nichts," hieß es; in Manche glaubten, der Commandant müsse einen Parlamentair geschickt haben, der vielleicht die Uebergabe bringe.

Ich wußte, daß der Bischof von Straßburg heute herausgekommen war, um Schonung für die Stadt zu erbitten. Wir waren bereit, Alles zu gewähren, aber — die Uebergabe der Stadt ist unabänderlich nothwendig, und der Commandant bleibt unabänderlich hartnäckig. Es heißt, daß er sich nach dem Codex der militairischen Ehre richten will, erst dann um Uebergabe zu verhandeln, wenn Bresche in die Festungswerke geschossen sei.

Aber wie viel Leben muß bis dahin noch geopfert werden.

Es wurde empfindlich kalt. Von Westen begann lebhaftes Feuern, das von der Festung aus in gleicher Weise erwidert wurde. Brandfugeln stiegen auf, fielen in die Feuerherde von gestern und an neue Stellen. Wieder entstanden da und dort neue Brände. Jetzt der eine Brand, hochragend; das muß ein erhabenes Gebäude sein. Das ist das Schiff des Münsters! Hin und her wurde gerätselt, behauptet, topographisch bestimmt; vor dem wolkenartig sich breit hinlagernden Rauch war nichts entschieden zu sehen. Der Eine behauptete, er sehe das Münster rechts, der Andere links vom großen Feuer.

Die höheren Offiziere sammelten sich an unserem Standorte. Der Großherzog stand da und schaute wortlos in die gewaltigen Flammen, welche immer höher züngelten, sich immer breiter ausdehnten.

Was mußte das Herz des edeln Mannes in dieser Stunde bewegen!

Immer heftiger, immer hastiger, wie im Zorne drängend und sich überstürzend, krachten und stießen die Mörserbatterien. Der Knall war von einem Zischen begleitet und hatte eine tief erschütternde Resonanz. Das war heut ein Losbrennen fort und fort, daß man oft kaum Pausen bemerken konnte. Immer wieder wurde das Alles von der Erwägung unterbrochen, ob denn wirklich das Münster brenne. Endlich hieß es: es ist unzweifelhaft entschieden. Grad' auf am Thurm empor leckte die Flamme. Durch jedes Herz ging ein schmerzliches Zucken. Man sah einander stumm an. Man konnte in dem weithin leuchtenden Feuerschreine Miene, Blick des Augenstrahles fast wie am Tag deutlich erkennen.

Das Donnern des Geschützes hört nicht auf. Brandraketen fliegen fort und fort — was soll man noch hier?

Die tief innere Erregung und dazu die empfindlicher werdende Kälte heißt Jeden heimkehren, und doch kann man nicht von der Stelle. Neben uns aus dem Baum fliegen Eulen auf und krächzen, über die Weinberge hinfliegend. Welch' ein Klagen wird erst ertönen durch die Tage hin, durch die ganze Geschichte über das, was heute geschah. Endlich kam ein Ordonnanzoffizier und meldete, daß in unserer nächsten Nähe die Granaten einschlügen. Wir gingen heimwärts.

Schwer trennte man sich von den Genossen; ein Jeder hatte das Gefühl, daß man beisammen bleiben, mit einander den Kummer tragen müsse. Endlich mußte man sich doch trennen.

Welch' ein Anblick wird es sein, das Münster in Trümmern zu sehen? Wie unsäglich schmerzvoll wird der Einzug in Straßburg sein!

Mit der Zertrümmerung des Münsters ist allen Menschen, zunächst und vorzugsweise aber den Elsäßern, ein Wahrzeichen, ein Heiligthum geraubt, das ihnen eigen und gemeinsam war. Die Wiedervereinigung des Elsaßes mit dem deutschen Vaterlande — von Schwierigkeiten der herbsten Art begleitet, die nur die größte Bedachtsamkeit überwinden kann — erhält durch die Zertrümmerung des Münsters eine unwägbare Mehrung. Das große Ereigniß, die große Sühne für einen nun bald 200jährigen Raub — es ist entschieden, daß sie mit Niederlegung des Münsters bezeichnet werden muß; das ist ein schwarzer Markstein.

Nachmittags. Ich komme von der Mundolsheimer Höhe. Beim ersten Anblick athmete ich freier auf. Da liegt Straßburg, wohl rauchen da und dort noch die Brandstätten, aber das Münster steht unversehrt da, der Thurm ragt frei in die Luft . . . Meine Befreiung sollte aber nicht lange dauern. Durch ein scharfes Fernrohr läßt sich deutlich erkennen, daß das Dach des Münsters ausgebrannt ist. Welche grundmächtige Schädigung der Bau erfahren, läßt sich nicht sehen, vielleicht in Straßburg selbst noch nicht ermessen. So ist also tagesheile Gewißheit, was man noch immer nicht glauben mochte.

Was ist gegen diese weltgeschichtliche Zerstörung die Thatsache, daß noch ein Hopfenmagazin, eine Kaserne, viel Heu und Stroh, und das Findelhaus verbrannt sind? Das Alles läßt sich wieder herstellen, erneuern, aber das Münster? . . .

Es muß hart hergehen in der Stadt. Ein Parlamentair kam zu uns heraus, mit der Bitte um Verbandzeug für Verwundete, da 500 bis 600 Bürger schwer darnieder liegen und es an dem Nöthigen fehlt.

Unsere Truppen rücken weiter vor. Der Commandant Uhrich wollte von Anfang her und will auch jetzt noch nichts von einer Verhandlung wissen. Er hält sich auf dem rein militairischen Standpunkt, ohne Rücksicht auf die Stadt, die zu Grunde gehen mag. — Er will es darauf ankommen lassen, daß Bresche in die Festungswerke geschossen werde. Und dann? Ja, wer weiß, was dann noch eintritt. — Das Feuer geht von neuem los. Am Tage scheint es aber minder schauererregend als in der Nacht . . . In der Nacht beschleichen sich die Menschen im Kriege, um einander zu tödten und um Feuer auszufenden in die Häuser. Und da träumen und denken wir von Civilisation.

Man muß jetzt alles Denken zurückdrängen. Es ist Krieg, Krieg um eine deutsche Stadt! Welche neue Trümmer wird sie morgen zu bescheinen haben?

11.

Am 27. August. Wenn der Regenbogen Tage lang am Himmel stünde, würde man nicht mehr nach ihm aufschauen — sagt das Sprüchwort. Erhabenes wie Grauenhaftes bringt bei fortdauernder Gewöhnung nothwendig Abstumpfung und Verhärtung hervor. Die hochgetriebene Gemüthsspannung ließe sich sonst nicht ertragen und gewisse Berufsarten bedingen eine bloß technische Handhabung und Betrachtnahme. So muß sich endlich Jeder, der mitten im Kriege steht, dazu bringen, nicht mehr ständig nach dem Bombardement auszuschauen und hinzuhören; man muß auch wieder an Anderes denken, während Knall auf Knall durch die Luft tönt. Vor Allem aber wäre es nicht zu ertragen, wenn man fortgesetzt der Phantasie gestattete, sich die Folgen der zerstörenden und tödtenden Geschosse concret vorzustellen.

Am Morgen wird wenig geschossen und auch Mittags nur in Pausen. Unsere Projektile müssen immer neu laborirt werden. Denn es war nicht in unserem Plan — wie das in moderner Zeit bei Belagerungen sonst brauchlich — durch fortgesetztes Schießen ununterbrochen Tag und Nacht den Feind nicht zur Ruhe und Besinnung kommen zu lassen und die Stadt niederzulegen. Wir wünschten vielmehr, daß der Feind zur Besinnung käme, und es dahin gelange, daß die Stadt erhalten bliebe. Wir wollten ihm vor Allem unsern Ernst zeigen. Es hat nichts gefruchtet. Jetzt wird hauptsächlich nur gegen die Festungswerke gefeuert. Das tönt noch gewaltiger.

Ich war heute Mittags wieder auf der Mundolsheimer Höhe, wo jetzt ein Observatorium für die Stabsoffiziere gebaut wird. Die Landschaft und die Stadt mit ihren rauchenden Bränden lag im hellen Herbstsonnenschein, und drüben die Kette der Schwarzwaldberge zeigte scharf ihre Höhen und Tiefen. Hoch oben tagerte eine langgestreckte Wolkenbank, in die der Rauch von den Brandstätten zerfloß. Von unserer Seite — zumal aus einer Batterie, die in einem Hopfenacker stand — und aus der Festung wurde nur ab und zu gefeuert. Man hörte keinen Knall, man sah nur das Aufsteigen rascher Wölkchen aus den Geschützen. Plötzlich erhob sich ein scharfer kalter Wind, die Landschaft verdunkelte sich, ein Gewitter zog heran. Das blitzte und knatterte doch noch ganz anders als aus den höchst verwollkommneten Werkzeugen der Artillerie.

Wird man auch jetzt noch unten auf der Erde gegen einander feuern?

Pah! Was fragen jetzt die Menschen nach dem Naturleben.

Aus der Festung wird, während oben der Donner rollt, baltig gefeuert, und sieh da! es ist gelungen, einen neuen Brand zu entzünden. In der Ruprechtsau steigt eine neue Brandwolke auf und bald lodert die Flamme empor.

Digitized by Google

Das Wetter hellte sich rasch wieder auf und im goldenen Sonnenschein lagen wieder die Weinberge und die Felder der Ebene, und drüben tauchte in frischen Farben der Schwarzwald auf. —

Kennen Sie das Kehrwort, mit dem man leider im Frieden vielfach die tiefere Empfindung in Bann that, und das jetzt im Krieg besonders verpönt ist?

Es heißt Sentimentalität.

Man hat in der Gegenwehr gegen Ueberschwänglichkeit das Wort angewendet, aber auch viel Echt Gesundes damit in die Acht erklärt. Jetzt im Krieg darf man ja nichts davon verlauten lassen, daß die Menschen noch zu Anderem auf die Welt gesetzt sind als einander zu tödten, und dann etwa barmherzig die Wunden der noch nicht ganz Gebliebenen zu heilen.

Die Bauern führen Kraut und Klee heim. Mitten in allem Elend muß doch gelebt werden. Die Männer schauen selten aus nach dem Schießen der Belagerer und aus der Stadt, die Frauen und Mädchen aber stehen da und dort hinter Hecken, schauen aus und klagen auf. Eine Unzahl von Schwalben schwirrt in der Luft umher und — was sonst gar nicht ihre Art — viele sitzen auf niedrigen Hecken, lassen sich von den Soldaten fangen, die sie dann wieder zum Scherz fliegen lassen. Es sind wohl die Schwalben, die in der Stadt bei den Bränden nestlos geworden. Und nun gar erst die Menschen!

Es geht das Gerücht, daß in einem einzigen Erziehungs-Institut viele junge Leute — ich mag die Zahl nicht hersetzen — verbrannt seien. Welch' eine große Zahl von Todten und Verwundeten in der Stadt sein muß, davon giebt ein neuer Parlamentär des Festungskommandanten Zeugniß. Heute kam abermals ein solcher in's Hauptquartier und bat auf's Neue um Verbandzeug für 300 verwundete Bürger. Es wurde ihm alles Nothwendige gegeben, und auch ein von Paris angekommener, von einem Geistlichen überbrachter Medizinkasten, wofür wir Eis aus der Festung erhielten.

Der Ebetmutz wird nachgerade zur morastigen Frischtneidereí. Der Commandant Ulrich zwingt Tausende in den Tod, und dann ist er barmherzig und ruft unsere Barmherzigkeit an zur Heilung der Verwundeten. Wie die Pflanzungen des Feldes, so zerkampft der Krieg auch die Pflanzungen der Moral bis zur Unkenntlichkeit.

12.

Am 28. August. Wieder ein Sonntag ohne Glockenton. — Ich war in der Kirche. Nur wenige Männer, aber viele Frauen sanden sich ein; sie waren Alle in der Tracht, wie sie ganz gleich im badischen Oberland ist: sie tragen die breite Haube von schwarzen Maschenbändern (hier Buschen genannt) auf dem Kopfe.

Der Kopfputz der Frauen verschwindet immer zuletzt bei der Wandlung der Volkstracht.

Ich saß auf dem Empor bei der Orgel. Eine Reihe Soldaten, meist Landwehrmänner, saß drunten mit dem Gesangbuch in der Hand.

Beim ersten Klang der Orgel sing ein neben mir sitzender Bauer bitterlich zu weinen an. Ich wollte mit in sein Gesangbuch einsehen; er reichte es mir, winkend, daß ich es nur allein behalten solle. Er preßte die Lippen zusammen und weinte sort und sort und trocknete mit einem rothgewürfelten Taschentuch seine Thränen.

Wie lange waren wir eifrig bedacht, in das Leben der Einzelnen einzudringen — jetzt bewegt sich vor unsern Augen Alles in Massen, auch das Elend. Aber sach' ein einzeln weinender starker Mann! . . . .

Bald nach dem Einleitungsgebete des Pfarrers, der mit vollstönender Stimme um Frieden bat, trat ein Soldat in den offenen Gang zwischen den Frauensitzen und winkte den Soldaten; sie standen auf, sprachen noch still, ein Jeder sich auf den Heim niederbeugend, ein Gebet, dann verließen sie die Kirche.

Nicht nur hier in der Kirche, sondern überall, auf Weg und Steg, im Quartier und sogar bei den Marketendervagen zeigt sich ein Ernst, eine männliche Haltung der Soldaten aller Waffengattungen, von Nord und Süd, ganz übereinstimmend mit der sittlichen Aufgabe, welche diesem Kriege gestellt ist. Nirgends auch nur eine leiseste Spur jener Frivolität, von der wir aus dem französischen Lager Bericht erhalten. Und, was noch besonders zu erwähnen ist, keinerlei Prahlerei und Ueberhebung. Seitdem die Preußen ein Recht haben, stolz zu sein, sind sie nicht mehr eitel und aufstrumpfend. Die hohe Stimmlage der Nordländer läßt dem Ungewohnten nur ihre Anrede viel schärfer und befehlerisch klingen, und jetzt gar im Kriege, wo man durch Zucht Ordnung schaffen muß, schallt der Ton noch viel höher.

Als nun der Pfarrer im Eingang seiner Rede von dem Elend der vergangenen Woche sprach, entstand ein Schluchzen und Weinen unter den Frauen, daß man kaum das Wort hörte, und dazwischen drang der dumpfe Ton der Geschosse von draußen.

Der Krieg dümmert sich nichts um das Gewitter am Himmel und nichts um den Sonntag im Kalender.

Es predigt sich schwer während die Kanonen donnern, und was läßt sich in solcher unmittelbaren Bedrängniß zur Fassung der Gemüther sagen?

Es kämpfen zwei Mächte in der Geschichte: die Menschenliebe und die wilde rohe Gewalt. Diese ist nur organisirt im Kriege. Wir Alle, die wir, der Eine da, der Andere dort, an der Herrschaft des Geistes arbeiten, wir stehen machtlos und, was noch schlimmer ist, zweifelnd an der Macht des Geistes. Muß immer wieder durch die rohe Gewalt entschieden werden?

Die französische Regierung hat auch die Gefangbücher gestempelt; alle sind auf der Rückseite des Titels mit dem rothen Stempel bedruckt: „Confession d'Augsbourg," und die Umschrift: „Directoire du Consistoire général."

Gesangbuch und lutherische Bibelübersetzung bleiben doch zwei mit keinerlei Staatskunst zu verschüttende Quellen des Deutschthums.

Ich glaube nicht, daß ich noch lange hier bleibe, um die Zerstörung von Straßburg mit anzusehen.

Lassen Sie mich daher noch einige Wahrnehmungen und Wünsche aussprechen.

Die Eigenschwere der bewegten Thatsache führt aller Voraussetzung nach diesen Krieg zu einem Ziele, das wir kaum hoffen durften. Das Elsaß muß wieder deutsch, gewaltes Gut heimgebracht und die Grenze so geordnet werden, daß wir nicht ewig vor der Kriegsbefürchtung stehen. Wie das Alles gestellt werde, mögen die Diplomaten ausmachen. Aber die Elsäßer müssen wieder gerecht verstehen lernen.

Es ist nicht die Schuld der Elsäßer, es ist unser Schuld, daß sie seit bald zweihundert Jahren uns entfremdet sind. Sie haben ein Recht, nicht nur gerecht, sondern auch mild und mit Andere Einsichtnahme in ihre Eigenthümlichkeiten behandelt zu werden. Der Vorwurf, daß sie sich selbst preisgegeben und an die Fremdgeworfen, trifft sie nicht in der Weise, wie er oft gemacht wird. Jahrhunderte lang vom Vaterland abgerissen, erklärt es sich die Opposition gegen das Frembartige, zumal wenn das Bate ab so zerrissen und in sich geschwächt erscheint. Jede Fremdherrschaft wirkt corrumpirend. Erstickt erst einmal die scharfe Gegenwehr, der Widerspruch, und wird er zur Gefügigkeit, dann wird die Abhängigkeit vom eigenen Wesen gern als Befreiung erscheinen. Man findet sich ein, die Besonderheit sei Vorurtheil, man sucht die Vorzüge des Fremden hervor. Der Rest der Selbstachtung, der im letzten Verschluß das Individuum verbleibt, sucht sich sophistisch zu verfechten, und macht die sonst unerträgliche Unterjochung zu einer gewissen freigewählten Selbstbestimmung.

Die Elsäßer sagten sich: das Französische mag das Bessere sein, weil es das Mächtigere ist, und noch dazu das Vornehmere war es ja immer bis auf den heutigen Tag.

Der Elsäßer, der das Deutsch nur in seinem Dialekte spricht, erscheint vor sich selbst vornehmer, wenn er sich französisch ausdrückt. Und war's denn nicht auch bei uns im Vaterlande so? Ist es z. B. je denkbar, daß eine englische oder französische Frau sich rühmen dürfte: ich sehe nichts in meiner Muttersprache, sondern mal in der einen jener, wie das bei uns in Deutschland so vielfach gäng und gäbe?

Ich habe die Elsäßer früher, bei längerem Aufenthalt in Straßburg und Zabern, und jetzt wieder in diesen Tagen innitten der Aufregung, wo sich alle Gemüther erschließen, kennen gelernt. Es ist — und das ist hoch anzurechnen — ein tiefer deutscher Zug noch in frischer Kraft in ihnen. Politisch sind sie zu Frankreich hingewendet, nicht nur durch die normalige Ruhmesgröße, sondern wesentlich durch das Bewußtsein der Gleichheit, der Offenhaltung zu allen Lebenszielen für Jeden. Das hat ihnen auch der neue Napoleon nicht angelastet, obgleich sie die schlechte Wirthschaft wohl erkennen und gebührlich verachten. Das muß vor Allem im Auge behalten werden bei der Wiedervereinigung mit Deutschland.

In der langen Verfremdung von ihrem eigenen Wesen haben die Elsäßer freilich auch Schaden gelitten an ihrer Seele. Es hat sich vielfach etwas in ihnen erzeugt, was man in doppeltem Sinne Zweizüngigkeit nennen könnte.

Das Gemüth, hineingestellt zwischen zwei feindliche und doch verbundene Gewalten, deutsch und französisch, wovon dieses doch die Macht hatte, mußte eine Schädigung und innere Unsicherheit

Digitized by Google

fahren. Eine gewisse Scheu und Hinterhaltigkeit, ein Lauern auf die Gesinnung und nach dem Munde reden, ist nicht bloß Folge der Erschrecktheit durch den jetzt brennenden Krieg.

Die Elsässer waren seit zwei Jahrhunderten von den Franzosen in einem geistigen Belagerungszustande gehalten. Solch' ein Verhältnis bringt zuletzt verderbend in den Urbefund der Seele.

Es ist daher höchste Zeit, die Elsässer nicht nur von der Fremdherrschaft, sondern auch von dem drohenden Verderbnis zu befreien.

Die Wiedervereinigung mit Deutschland ist nicht nur eine politische, sondern auch in gewisser Weise eine sittliche Restitution.

Daß diese ohne Ueberhebung und gewaltsames Dreinfahren geschehe, daß wir vielmehr die Elsässer hochachten, weil sie so lange unter den schimmsten Einflüssen einen guten Kern bewahrt, das muß der Wunsch und die eifrige That aller Vaterlands- und Menschenfreunde sein.

Wie arg man gegen das Deutsche hauste, davon noch ein kleines Beispiel.

In der Schule durfte der Lehrer bei Gefängnisstrafe kein Wort Deutsch mit den Kindern sprechen, und den Kindern ist unter sich auf der Straße das Deutschreden verboten. Nun sind die Körperstrafen untersagt. Was thut der Lehrer hier im Dorfe? Er ist erfinderisch. Ein Kind, das in der Schule ein Wort Deutsch spricht, muß ein an eine Schnur gebundenes Brett tragen, wo es geht und steht, und das so lange, bis es ein anderes Kind auf der Straße findet das Deutsch spricht, dann bekommt dieses das Brett an der Schnur u. s. w.

Der Sprachenzwang führt zur Denuneiation, schon bei Kindern. Da es nicht hoch zu achten, daß da doch noch deutsches und sittliches Wesen herrscht?

Als ich Ihnen hier erzähle, ist allbekannte Thatsache hier im Dorf, und befand bis zu unserem Einzug. Jetzt möchte der Lehrer freilich sehr deutsch thun.

Die von Preußen gesendeten Civilcommissäre — Graf Bismarck-Böhlen und Graf Hendel, die als humane Männer gelten, der letzte auch als liberal bekannt — haben schon zu ihrer ersten Aufgabe den Elsässern zu zeigen, daß wir sie befreien und mild und weise Fürsorge behandeln.

Meine Bemerkungen hier gelten zunächst und wesentlich der landwirtschaftenden Dorfbevölkerung, deren wirtschaftliche Interessen noch vielfach mit Deutschland verbunden sind. Ein Anderes ist es mit den Fabrikarbeitern, die großenteils aus Frankreich stammen, und mit den Fabrikanten, welche die Concurrenz mit Deutschland fürchten. Ich kann hierüber nicht urtheilen und keine Maßnahmen bezeichnen.

Nur das darf auch nicht vergessen werden, daß im Elsaß die Juden, die hier zahlreich wohnen, ein wichtiges Element sind. Sie sind — und sie setzen einen großen Stolz darein — seit einem Jahrhundert vollkommen gleichberechtigte Bürger, und das in der That, und nicht wie in Deutschland in neuerer Zeit vielfach nur im geschriebenen Worte.

Die Erhaltung des Rechtsbestandes ist ein erstes Erfordernis.

Ich habe soll vergessen, Ihnen noch von dem weinenden Bauern in der Kirche zu erzählen. Ich fragte ihn beim Ausgang, er klagte über die allgemeine Noth, er hatte aber noch eine besondere. Ein Bruder von ihm war mit einer Frohnfuhre hier im Wagenpark. Seit zwei Tagen hat er sein Fuhrwerk heimgesucht, er ist krank, es ist aber nicht zu erforschen, wo er liegt.

Die Strapazen der Soldaten sind gewiß groß, aber die Bauern, welche die Frohnfuhren leisten (aus den benachbarten deutschen Ländern die aus dem Elsaß), müssen gewiß nicht minder leiden. Wochen lang Tag und Nacht draußen sein, allerdings gut genährt, aber nicht in der gewohnten alten Ordnung, und dazu gering bekleidet — man hört viel Jammer und Elend, aber wer kann helfen?

Ich war vergangene Nacht nicht draußen, um das Bombardement mit anzuhören. Wie ich höre, wird nicht bloß aus strategischen Gründen bei Nacht am meisten gefeuert, sondern auch weil es in der Nacht mehr Schrecken verbreitet und zur Nachgiebigkeit zwingen soll. —

Die Kriegskunst nimmt auch die Psychologie zu Hülfe, wenn sie ihr dient.

Am Himmel war wieder eine große rothe Gluth weithin verbreitet. Heut ist Goethe's Geburtstag. Ich wollte mir zum Nachtessen seine „Wahrheit und Dichtung" und Arnolds „Pfingstmontag" borgen, ich fand sie nicht, auch bei Gebildeten und Gelehrten nicht. Außer Gesangbuch und Bibel findet man kaum ein deutsches Buch, nur Hebels „Allemannische Gedichte" fand ich schon mehrmals.

Wie viel hat uns Goethe von Straßburg erzählt, wo er, gerade jetzt vor hundert Jahren, mit Herder und den andern Genossen lebte. Er hat nie davon gesprochen, daß Straßburg wieder zu Deutschland gehören müsse. Wo war damals Deutschland? Und Goethe war kein politischer Mann. Wir sind jetzt gewiß über die Zeit hinaus, da man ihm dieß zum Vorwurf machte. Wenn Straßburg, wenn das Elsaß wiederum zu Deutschland gehört, werden die Einwohner der Stadt und des Landes auch die Geistesfrucht Goethe's genießen. Das Haus, in dem er als Student wohnte, die Straßen, welche er uns schilderte, da ist jetzt vielleicht Verwüstung. Hoffentlich bauen wir sie wieder neu auf zu neuem deutschem Leben.

13.

Am 30. August. Die vergangene Nacht war eine schwere. Wir wußten, daß an der zweiten Parallele gearbeitet wird. Vom einbrechenden Dunkel an arbeiteten 4000 Mann, um sich mit den Geschützen einzugraben; um Mitternacht wurden sie von andern 4000 abgelöst.

Wir waren auf schwere Verluste gefaßt, und Alles war zur Aufnahme der Verwundeten bereit gestellt. Die gefährlichste Arbeit der Belagerung war zu vollziehen: es galt, einen Wall aufzuwerfen, ohne Schutz als den der Schanzkörbe, und die Eingrabenden müssen die Mannschaften hinter sich tragen, und unser Geschütz kann ihnen keine Deckung geben. Wie man mir sagt, feuert da in der Regel der Belagerte lebhaft und macht seine Ausfälle.

Jetzt erfuhren wir, daß die Belagerten weder geschossen, noch einen Ausfall gemacht haben, und unsere schwierigste und wirksamste Arbeit ist glücklich vollendet. Man nimmt nun an, daß die Belagerten in solcher Verfassung sind, den fünften Akt des Drama's, der freilich noch sehr blutig sein wird, wenn man so sagen kann, correct sich abspielen zu lassen. Wenn das Glacis beströmt, wenn die Etablirung der Breche-Batterien vollzogen ist, dann muß die Festung sich ergeben. Und das kann muthmaßlich vielleicht schon in wenigen Tagen geschehen.

Mittags. Das sind die letzten Kriegsnachrichten, die ich Ihnen jetzt von hier aus mittheile. Ich habe Veranlassung, nach dem Vaterlande zurückzukehren. Ich hatte mir es als ein Sühneseft ersonnt, mit in Straßburg einzuziehen. Jetzt wäre aber wohl nur Jammer und Elend zu schauen, denn Noth, Krankheit, Brand und Verwirrung herrscht in der vormals so heiter-schönen Stadt.

Es wird noch dem Einzuge der Unsrigen viele Wunden zu heilen und großes Elend zu lindern geben.

14.

Aus dem badischen Oberlande, 31. August. Ein unvergeßliches Stück Kriegsleben in einem der größten Wendepunkte deutscher Geschichte habe ich mit erlebt, und nun, in dem so gefährdeten und glücklicherweise vom Kriege verschont gebliebenen Lande, kommt man sich wie in einer andern Welt vor. Freilich hört man auch hier noch den Geschützdonner von Straßburg, aber nur von ferne, und der Stimmgast drunten in der Wirthsstube hat seine Ulje neben sein Vierglas gelegt und zählt, wie viele Bummen (Bomben) in der Minute abgefeuert werden.

Auf meiner Fahrt hierher fand ich überall gehobene Stimmung. Es ist eine Befreiung von einem altshistorischen Druck und von neuen grausenhaften Schrecken über die Menschen gekommen.

Was wäre aus uns geworden, wenn die Turcos u. s. w. als bewaffnete Wüthriche zu uns gekommen wären?

Was wir auch für die Hinterbliebenen der Gefallenen und für die Verwundeten thun, es wiegt nie die Opfer auf, welche und aufgelegt worden wären — das ist allgemeine dankerfüllte Stimmung.

Wundertichterweise sprechen aber auch Einzelne, die von weiter her kommen, ihre Dankbarkeit aus, daß man nicht schärfer vorgegangen und in ein paar Tagen ganz Straßburg in Asche gelegt habe; so, ich hörte Einen sagen: „Ein einzig Menschenleben ist mehr werth als die Erhaltung des Münsters." Das sind Kundgebungen des unklaren Zornes und der in der Ferne noch gespannten Aufregung, die sich bald und leicht berichtigen werden.

Auch über die Abgrenzung Deutschlands gegen Frankreich gehen die Wünsche sehr weit. Es wird sich aber zeigen, daß, je reiner der Prozeß der Wiedervereinigung des Elsaßes mit Deutschland vollzogen wird, er um so mehr in seinem innern politischen und sittlichen Bestande sich bethätigt.

Jenseits des Krieges — und wir sind hoffentlich bald in diesem Jenseits — gilt es, die neue Tapferkeit im Positiven zu erweisen. Wir haben auch eine neue Parallele zu ziehen. Der bewährten deutschen Ausdauer im Kampfe muß die gleiche Ausdauer in Liebe und Versöhnung entsprechen.

Digitized by Google

Das Asyl des entthronten Cäsars.

Von **H. Schenke.**

Blau und klar lachte der Maimorgen vom Himmel herab, goß sein goldenes Licht auf das junge Laub und Wiesengrün ringsum und spiegelte sich in dem großen Weiher, welchen eine Fülle der mannigfaltigsten Buschgruppen umrandet. All' die Schönheit in mich einschlürfend, schlenderte ich durch die herrlichen Baumgänge und Parkanlagen. Sie ziehen sich von der Terrasse, auf welcher sich ein imposantes Schloß mit weithin leuchtender Kuppel erhebt, stundenlang die Waldberge hinan bis zu einem auf achteckigem Unterbau ruhenden Exzelsior, der hoch emporragt über den Hügelkamm, schon in beträchtlicher Entfernung als Point de vue und Wahrzeichen der Gegend sichtbar.

Voll Entzücken über die im glücklichsten Vereine von Natur und Kunst geschaffene Landschaftsidyllenerie, war ich nach langem Umherschweifen allmählig bis an die untere Grenze des Parkes gelangt und in die Lindenallee eingetreten, welche ununterbrochen bis zur Stadt hinabführt, deren Lage in einem alljeitig von mehr oder minder buschbaumen Hügeln umsäumten breiten Flußthale in Nord- und Mitteldeutschland ihres Gleichen sucht, — da rollte Wagen auf Wagen an mir vorüber, elegante Equipagen mit aristokratischen Livreen, von bestermten Uniformen und aufgeputzten Damenroben erfüllt, aber auch simple Droschken, von beschwerdenen schwarzen Fracks besetzt. Daneben marschierte eine Garde-Compagnie in Gala mit klingendem Spiele die Straße herauf, während reichbeschnürte Husarenoffiziere ihre edlen Rosse courbettiren ließen, wenn sie da und dort bekannte Karossen passirten.

Plötzlich wich Alles zur Seite und rangierte sich zum Spaliere. Heeren und Damen erhoben sich in den Behikeln und neigten sich zu ehrfurchtsvollem Gruße vor dem Herrn eines leichten Vehikels, das, von seinem Besitzer selbst gelenkt, im schärfsten Trabe durch die Reihe der Wagen und Reiter hindurchgebraust kam. Der junge Automedon schien solcher Huldigungen gewöhnt zu sein. Nachlässig griff er an seine rothsammtene weiße Garde-du-Corps-Mütze und sauste weiter. „Prinz Moritz!“ hörte ich ihm nachflüstern.

Es war auf Wilhelmshöhe bei Cassel, dem weltberühmten Lustschlosse der Kurfürsten von Hessen, wo sich diese Scenen abspielten. Man feierte den Geburtstag der Allgewaltigen im Lande, jener zur Fürstin von Hanau erhobenen Frau Lehmann, wor deren gestrengem Scepter Serenissimus selbst, sonst bekanntlich ein gar eigenwilliger und unlenksamer Herr, sich schmieg- und biegsam duckte. Wer in irgendwelcher Beziehung zum Hofe stand, wer in Hessen Carrière machen oder sich darin behaupten, wer vom Kurfürsten nicht bloß eine persönliche Gunst, sondern auch Recht und Wohl des Staates erlangen wollte, der mußte dieser Frau sich unterwürfig zeigen. Denn wehe dem Unglücklichen, welchen ihre Gunst verscherzte: sie war unversöhnlich, namentlich wenn ihre Gelbgier und Habsucht auf Widerstand stießen! Darum breiterte man sich denn auch, der Einflußreichen zum heutigen Tage seine devotesten Glückwünsche darzubringen; Beamte, Offiziere, Geistlichkeit, Hofagenten und Hofliferanten, — Alles eilte zur Gratulationscour nach der Wilhelmshöhe hinauf.

Als ich vom meiner Promenade nach dem dem Schlosse gegenüberstehenden großen Hotel zurückkehrte, concertirte die Regimentsmusik der Garde im Schatten der alten Kastanien auf der Esplanade des Palastes. Mittags war Galatafel, wie sie der sprichwörtlich knappe kurfürstliche Haushalt sich bloß bei dergleichen hochwichtigen Gelegenheiten erlaubte, und Nachmittags „prangen“ dem Feste zu Ehren sämmtliche Fontainen und Cascaden, jene Wasserkünste, denen die Wilhelmshöhe Ruf und Ansehen bei dem Publikum verdankt, welches im Staunen über die allerdings zauberhaften Effekte vergißt, daß diese Wunderwerke mit dem Blutgelde für die auf fremde Schlachtfelder verschacherten Landeskinder hergestellt worden sind.

Es war das letzte Geburtsfest, welches die Wilhelmshöhe der Fürstin bereiten sollte. Nur wenige Wochen darauf ruhe ein geschlossener Wagen aus dem großen Portale des Schlosses. Kurfürst Friedrich Wilhelm saß darin, mit ihm aber ein preußischer General, der den eigensinnigen Hessen in die Gefangenschaft nach Preußen escortirte. Weder sein Fuß, noch der seiner Gemahlin, welche ihre Person nebst Geldkasten zunächst nach der Schweiz in Sicherheit brachte, hat dieses schönste aller deutschen Lustschlösser jemals wieder betreten.

Friedrich Wilhelm, wenngleich weichen Gefühlen und sentimentalen Anschauungen eben nicht zugänglich, war ein warmer Freund der Natur und besonders des Waldes. Nicht reisefustig, gleich andeeren seiner gekrönten Vettern, lebte er vom Frühling bis tief in den Herbst hinein auf der Wilhelmshöhe. Hier, so erzählte mir einer der sechsstündigen Schweizer, die noch heute die Löwenburg hüten, pflegte er schon am frühen Morgen in den Anlagen umherzuwandeln und sich der prächtigen alten Buchen und Tannen zu freuen. Er kannte jeden einzelnen Baum und wae nur schwee zu bewegen, einmal einen überständigen, kränkelnden oder absterbenden dieser Riesen beseitigen zu lassen. „Den Verlust seines Landes,“ meinte ein anderer seiner ehemaligen Diener, welche übrigens durchgängig ihren Frieden gemacht zu haben scheinen mit der neuen Ordnung der Dinge, „wird er vielleicht verschmerzen, seine Wilhelmshöhe nimmermehr!“

Seitdem stand der Palast verwaist. Mit seinen geschlossenen Jalousien machte er einen fast unheimlichen, gespenstischen Eindruck. Im Augenblicke aber geht sein Name als ein Schlagwort durch die ganze Welt. Unsewaelet sandte der Telegraph dem greisen Castellan den Befehl, schleunigst die Säle und Gemächer zu lüften, von Möbeln und Kronleuchtern die schützenden Hüllen zu lösen, die Teppiche abzuklopfen und die Parquets zu bohnen — das Schloß erhielt seinen neuen Herrn wwae, doch einen neuen Bewohner, den Neffen jenes „Lustschlotzen“ Carnevalskönigs, unter welchem es seine glänzendsten Tage gesehen. Freilich, der neue Gast wird sie nicht wiederbringen, diese Zeit des pewmanenten Festrausches, diese theatralischen Staatsfeierlichkeiten, diese prunkvollen Redouten, diese wollustathmenden Nocturnen — der Anstimmung ist ein todtkranker, an Leib und Seele gebrochener Mann, ein vom Himmel Gestürzter, ein banterotter Spieler, der seinen letzten Einsatz verloren — — — ein Verbrecher, den endlich die unausbleibliche Nemesis ereilt und mit einer Blitzschnelle vernichtet hat, welche die Katastrophe um so fürchterlicher macht. Vor wenigen Monden noch der Imperator, dem halb Europa sich beugen zu müssen wähnte, heut ein Bergefener, Verschollener, ein Todter bei lebendigem Leibe, dessen Stein oder Nichtsein die Berechnungen der Politik, den Gang der Weltgeschichte nicht mehr alteriert! Man könnte Mitleid fühlen mit dem also Ausgelöschten, hätte nicht eine Blutschuld ohne Gleichen, der Mord von Tausenden und Abertausenden unschuldiger Menschenleben, und, was unendlich viel schwerer fällt in die Wagschale des Gerichts, der Mord einer ganzen Generation von Seelen, der moralische Ruin einer gesammten Nation, ihm das Kainszeichen unverlöschbar auf die Stirn gedrückt.

Wagen- und Domestikentroß, königliche Leiblacke und Leiblakaien, Machtpranken mit klingendem Spiel haben die Ankunft des kaiserlichen Gefangenen auf Wilhelmshöhe bezeichnet, dennoch wird es ein trauriger Empfang und ein teauriges Souper gewesen sein, das des Helden von Sedan, „dem es nicht vergönnt wae, an der Spitze seiner Truppen zu sterben,“ an jenem denkwürdigen 5. September am Fuße des Karlsberges harrte. Kaum, daß müßige Gaffer es der Mühe werth gefunden haben, einen Blick von dem samösen „Ee“ des „Kladderadatsch“ zu erhaschen, als er, ein unfreiwilliger Pensionär, seinen Einzug hielt in dem Ruhesitze, zu welchem der von ihm so freck „drillierte“ Sieger ihm großmüthig eines der schönsten Schlösser seines Landes einräumte. Zwar berichten die „Cassseler Blätter“, wie er sich's wohl sein läßt auf Wilhelmshöhe, wie er sich des köstlichen Paeles freut und noch vor Tagesanbruch bewundernd in den Anlagen umherstreicht, wie er spazieren geht und fährt, ganz wie es ihm gefällt — aber quatwoll genug wird es sein, was ihm Tag und Nacht auf der See lastet. Oder — sast schreit es so — ist er schon zu geistesstumpf, die volle Größe seines Sturzes zu begreifen? —

Die Wilhelmshöhe liegt anderthalb Stunden westlich von Cassel auf einer Plateauktufe des Habichtswaldes, in einem Parade von landschaftlicher Schönheit, Kunst und Natur sind darin zu einem entzückenden Ensemble verwoben. Unvergleichlich vor Allem ist der Blick von der Esplanade des Schlosses über stundenlange Linden-Alleen, über den reizendsten Wechsel von Wiesen und Feldern, von Häusern und Dörfern auf das anmuthige Fuldathal hinab, an dessen Rande die ehemalige Residenzstadt der Hessen aufsteigt, bis zu den am Horizonte verdämmernden Bergen, unter denen der Meißner sein Haupt am trotzigsten in die Luft reckt. Im Vordergrunde Garten und Park, so weit das Auge reicht, bald auf, bald absteigend, jetzt buech dichten Wald laufend, dann sich wieder auf köstliche Wiesengründe öffnend oder reiche Blumenparterres entfaltend, mit Aquädukten und Cascaden, mit der in ein Meer von

Digitized by Google

Grün gebetteten gothischen Löwenburg und der Riesenstatue des Herkules auf der obersten Staffel des Höhenzuges, zu der mehr denn achthundert Steinstufen emporführen. — Auch der Riesgreiße sucht in seinem Gebächtnis umsonst nach einem zweiten gleich reizenden und mannigfaltigen Landschaftsbilde.

Das Palais, wie es sich heute präsentirt, ein flacher Bogen italienischen Stils, dessen hohe Seite sich dem Herkules zukehrt, darf kein hohes Alter beanspruchen. Es ist eine Schöpfung des letzten Landgrafen und ersten Kurfürsten, dessen Namen es trägt. Früher hieß der Berg, auf welchem es steht, der Winterkasten und trug — die geistlichen Herren haben es ja von jeher verstanden, sich die schönsten Fleckchen Erde zu ihren gottgefälligen Niederlassungen auszuwählen — ein Augustinerstift, das Kloster zum Weißenstein genannt, nach dem hellen Muschelkalkgestein, auf dem sein Fundament ruhte. Und der „Weißenstein" ist der Ort geblieben, auch nachdem die Reformation die frommen Väter längst in alle Welt zerstreut hatte. Auf dem Weißensteine erhob sich die Villa Mauritiana, welche sich der gelehrte Landgraf Moritz auf die Stelle des in Trümmern liegenden Klosters errichtete, bis die Stürme des dreißigjährigen Krieges auch diesen Bau hinwegfegten und den Landgrafen selbst enthronten. Auf dem Weißensteine endlich schuf Landgraf Karl Anfangs des vorigen Jahrhunderts den größeren Theil jener Wasserkünste, die noch heute die Glorie und Hauptanziehung des Ortes bilden.

Landgraf Karl hatte viele Völker, Länder und Städte geschaut und namentlich in Italien mit Vorliebe geweilt. Hier fand er den Künstler Francesco Guarnieri, der ihm die Baumkatzel, über denen er brütete, ersinnen und ausführen half. Guarnieri war es, welcher auf die Spitze des Karlsberges das riesige Achteck thürmte und mit einer Kolossalcopie des Farnesischen Herkules krönte; er plante auch die Wasserwerke, die vom Gipfel der genannten Höhe tausend Fuß tief in das Becken der Neptunsgrotte hinabrauschen, jene Cascaden, vor denen noch heute viele Hunderte von Menschen sich allsonntäglich staunend zusammendrängen. Die schönste aller Wasserherrlichkeiten der Wilhelmshöhe aber, die große Fontäne, welche ihre mächtige Wassersäule aus dem „Lac", unmittelbar vor der Gartenpforte des Schlosses, wirft als achtzig Fuß hoch emporschießendes und mit ihren feuchten Staubperlen Bäume, Wiesen und Menschen in weitem Umkreise netzt, legte erst ein halbes Jahrhundert später Landgraf Friedrich II. an, und Aquädukt und Teufelsbrücke, Beides Hauptstationen auf der Wanderung durch den Park, sind das Werk des zopfbegeisterten Herrn, den die Eroberungszüge des ersten Napoleon zeitweilig von den Freuden seiner Casseler Wachtparade verbannten, wie sie den Weißensteiu zeitweilig zur „Napoleonshöhe" und den kleinen corsischen Schiffskirutenart Hieronymus Bonaparte, den Einquartirung im Wüstaten, in ihrem Gebieter erhoben.

Jetzt kamen die glorreichen Tage des „Morgen wieder lustchit", an die uns die Wilhelmshöhe immer zunächst gemahnt, weil sie den tausenden Spektakel in die Welt hinaus gemacht haben; jener Caravan von Leichtsinn und Liederlichkeit, von Pracht und Niedertracht, von Schmach und Liebenswürdigkeit, der uns nachgerade bis zum Uebermaße geschildert worden ist, so daß wir den Schmutz und das Elend jener nun hoffentlich für alle Zeiten überwundenen und abgethanen Jammerperiode von Deutschlands tiefster Erniedrigung hier nicht wieder aufrühren mögen. Der Schwarm französischer Abenteurer, der sich mit Jerome's Antunft über Cassel und das Land ergoß; die cynische Freiheit der Freuden Dolinger; die „parties fines", in deren Anordnung Jerome's Cabinettssekretair, Vertrauter und Liebesbote, Marinville, sich unerschöpflich zeigte; die „vertraulichen Balletts", bei denen der Flügeladjutant General Reubel, der Sohn des bekannten Direktorialgliedes, die Hauptrolle spielte und für seinen „lustchiten" Herrn immer neues Wild hinter den Coulissen des Theaters aufstrieb, leichtgeschürzte Pariser Nymphen, die Larome, die Aktur, die Romain, die Lavaneourt und viet, viele Andere; die geheimnißvollen Frühbäder des Königs in tönischem Wasser und Hühnerbrühe — der Rothwein gehört der Fabel an; der Frauenorden der Hieronymitinnen mit dem wundersamen Embleme zweier gekreuzten Schwerter, den Jerome stiftete und für — Damendienste verlieh; die Farce der Reichstagsvorstellungen, bei welchen die 3 eren Stände in einer Art Maskenfostüm, in blauem, mit orangefarbiger Seide gestickten Kleide und weißseidener Schärpe, in blauseidenem, reichgestickten, weißgefüttertem Mantel und einer schwarzen, mit Straußfedern geschmückten Toque à la Henri quatre, zu erscheinen hatten; die beserndlichen langen Zwischenakte im Schloßtheater, während deren sich die Vorhänge der königlichen Loge regelmäßig zu schließen pflegten; die seltsamen Vorlesungen, welche des Königs „Lector" Pigault — Lebrun, der seuchtbare Verfasser unzähliger frivoler Romane, Jerome — ohne Bücher hielt; die Schweifwedeleien hochberühmter deutscher Gelehrten und Staatsmänner, die dem entlassenen Secretentaml in lateinischen Oden und französischen Reden Weihrauch streuten; die Katzbuckeleien des deutschen Adels, welcher vor dem neugebackenen Königlein und dessen gemeinen, spitzbübischen französischen Creaturen in Devotion erstarb; die Verächtlichkeit deutscher Frauen, die um die Ehre eines tête-à-tête mit dem abgelebten Wollüstling in dem berüchtigten „blauen Cabinete" wetteiferten — wer hätte nicht von allbem schon über- und übergenug gelesen?

Als Napoleons Sturz dem Königreiche Westfalen ein Ende bereitete und der vertriebene Kurfürst in seine Lande heimkehrte, hatte derselbe bekanntlich nichts Eiligeres zu thun, als das ganze Intermezzo der napoleonischen Zeit einfach auszustreichen und aus der hessischen Geschichte, seinen Soldaten die Perrücken mit den steifgewichsten Zöpfen wieder aus- und anzuhängen, den inzwischen zum Major avancirten Offizier zu dem Unterlieutenantrang zu degradiren, als den ihn Königliche Hoheit bei Ihrer Flucht nach Ihehoe verlassen, und Höchstselbst die Uniform à la Friedrich der Große, den blauen Rock mit den umgeschlagenen rothen Schößen, die lange gold- und silberbetreßte Weste und den Dreimaster, wieder anzulegen.

Auch auf Wilhelmshöhe ward natürlich Alles beseitigt, was an den fremden Eindringling erinnern konnte. Der Neffe wird jedoch noch mancherlei Reminiscenzen von dem lustigen Onkel vorfinden. Die Porträits aus dem Hause Napoleon, die der Kurfürst hatte in die Rumpelkammer werfen lassen, sind dem gegenwärtigen Gaste zu Ehren aus ihren Winkeln hervorgezogen und in seine Gemächer plazirt worden, darunter das von Gros gemalte lebensgroße Bild, welches Jerome im Königsornate, im Costüm eines römischen Imperators, darstellt, in dem sich das spärliche, olivenfarbige Männchen wie eine fourrirte Parodie seines kaiserlichen Bruders ausnimmt, und auch jenes verschwiegene Cabinet mit den hellblauen Sammttapeten und den mit weißem Atlas gefütterten Gardinen von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Die kostbare Pendule mit der Alabasterbüste des Kaisers, den die Siegesgöttin mit dem Lorbeerkranze decorirt, und mit der Unterschrift: „Chaque heure est marquée par une victoire," welche einst das Gemach zierte, nahm, gleich den meisten seiner beweglichen Möbeln, Jerome bei seiner Flucht mit und später auf sein Schloß in Untrösterreich. „Jede Stunde bezeichnet einen Sieg" — ob Jerome den stolzen Ausspruch nicht auf dies blaue Boudoir bezog, in dem der markloſe Lüstling sich leider rühmen durfte, auch die Tugend so vieler deutschen Frauen besiegt zu haben? —

Acht volle zwei Stunden von Wilhelmshöhe, mit ihr durch einen wunderschönen Forstweg verbunden, liegt, rundum von Laubgehölz umsaßt, mitten auf einem Wiesenplane ein anderes einst kurfürstliches Schlößchen, die vollkommenste Waldeinsamkeit und Waldeinsamkeit, die man sich denken kann. Hier, in dem durch Johann Heinrich Tischbein's Schönheitsgalerie berühmten Wilhelmsthal, war der Lieblingsaufenthalt von Jerome's liebenswürdiger, dicker Gemahlin, Katharina von Württemberg, die ihren Gatten trotz all' seiner Fehler und Galanterien herzlich liebte und bis zu ihrem Tode getreulich bei ihm ausharrt im Exile. Noch ist die von der Königin bewohnte Zimmerreihe im Rez-de-Chaussee ganz so erhalten, wie sie ihr Jerome einrichten ließ. Selbst die Ahter auf den Bettdadachinen des Schlafgemachs hat man ruhig auf ihrem Platze belassen. Das Interessanteste aber des à la Trianon gebauten und ausgestatteten Schlosses ist die aus Canova's Meisterhand hervorgegangene Marmorbüste Königs Jerome's. Sie zeigt uns ein frappantes Bonapartegesicht mit feinen, langen Zügen und einem überaus gewinnenden Ausdruck, welcher uns die Triumphe erklärt, deren sich der leichtfertige Corse in der Frauenwelt zu erfreuen hatte. Das Bildwerk hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Der aus der Verbannung heimkehrende Kurfürst und seine Nachfolger durften von der Existenz der Büste nichts erfahren, sonst würde ihre sofortige Vernichtung unausbleiblich gewesen sein; der alte Cassellan des Schlosses aber mochte die künstlerisch und sittlich gleich werthvolle Reliquie diesen Louse nicht verfallen lassen. Er suchte sie deßhalb in Rumpelkammern, ja in den Schornsteinen des Palais zu verbergen und brachte sie erst mit der preußischen Aera wieder an's Tageslicht. Jetzt steht sie auf einem ihrer würdigen Sockel in Jerome's einstigem Empfangssaale. —

Dieß die Oertlichkeit mit ihren Umgebungen und Erinnerungen, wo der gefangene Cäsar fortan Muße haben wird, seine auf der „Universität Ham" begonnenen Studien wieder aufzunehmen, über die Fruchtbarkeit der „Idées Napoléoniennes", und über die Wandelbarkeit alles Irdischen nachzudenken und zugleich — er kennt unsere

Digitized by Google

Louis Napoleon III.

Eugenie.

Louis Napoleon.

Bazaine.

Mac Mahon.

Le Boeuf.

Gramont.

Ollivier.

(S. Seite 256.)

Pallicao.

Digitized by Google

Kampfszene bei der Kirche zu Fröschweiler. Original-Zeichnung nach der Natur aufgenommen von **Faller.** (S. Seite 252.)

deutsche Poesie jedenfalls noch von seiner Augsburger Schulzeit her — die Wahrheit des Dichterwortes zu begreifen:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." —

Und was der Mann in den böhmischen Wäldern wohl sagen mag zu dem neuen Usurpator „seiner Wilhelmshöhe?" Ob er davon träumt, die jüngsten napoleonischen Reminiscenzen einst ebenso wieder in die Rumpelkammer zu werfen, wie es sein Großvater mit den alten gethan? Wir glauben es nicht — auch über ihn ist das Rad der Geschichte hinweggegangen!

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 218.)

XXXIII.

Es war ein freundlicher Apriltag. Auf der breiten Lagune, die Venedig von dem schmalen Streifen angeschwemmten Sandes, Lido genannt, trennt, glitt eine spitzschnabelige Gondel, von den Stößen des über das lange Ruder sich neigenden Gondoliers gleichmäßig gewiegt, dahin. Unter dem niedrigen Dach saßen auf weichen Lederpolstern Helena und Insarow.

Helenens Gesicht hatte sich seit dem Tage ihrer Abreise aus Moskau nicht sehr verändert, doch war der Ausdruck desselben ein anderer; er war gedankenvoller und ernster, der Blick kühner geworden. Ihr ganzer Körper war voller, das Haar schien üppiger und dichter die weiße Stirn und die frischen Wangen zu umrahmen. Nur an den Lippen, wenn sie nicht gerade lächelten, verrieth ein Zug merkbarer Zug eine geheime, beständige Sorge. Der Ausdruck im Gesicht Insarow's war dagegen derselbe geblieben, doch hatten die eingefallenen Züge desselben sich auffallend verändert. Er war noch mehr abgemagert, gealtert, bleicher und zusammengefallener; er hatte einen beständigen kurzen, trockenen Husten, die lieftigernden Augen glänzten in eigenthümlichem Feuer. Während der Reise hatte Insarow fast zwei Monate in Wien krank gelegen und war erst gegen Ende März mit seiner Frau in Venedig angelangt; von dort hoffte er über serbisch Zara Bulgarien zu erreichen; andere Wege waren für ihn verschlossen. Schon wüthete der Kampf an der Donau, England und Frankreich hatten Rußland den Krieg erklärt und alle slavischen Länder waren in Gährung und zum Aufstande bereit.

Die Gondel legte am inneren Ufer des Lido an. Helena und Insarow begaben sich auf einem engen sandigen Pfade, der mit elenden Bäumchen besetzt war (man pflanzt jedes Jahr neue und sie verdorren regelmäßig) an das äußere Ufer des Lido, an's Meer.

Sie gingen längs dem Ufer hin. Vor ihnen rollte das adriatische Meer seine trübblauen Wellen, schäumend und brausend sogen sie heran und dann wieder fort, kleine Muscheln und Trümmer von Seegras auf dem Uferstande zurücklassend.

„Mich! ein trauriger Ort!" bemerkte Helena. „Ich fürchte, hier ist's zu kalt für dich; doch ich errathe, weßhalb du hierher kommen wolltest."

„Kalt!" erwiederte mit raschem, doch bitteren Lächeln Insarow. „Ich wäre ein schöner Krieger, wenn ich die Kälte fürchtete. Hierher bin ich aber gekommen .... ich will dir sagen warum. Ich sehe dies Meer an und mir däucht, meine Heimath liege mir näher. — Dort ist sie ja," setzte er hinzu, die Hand nach Osten ausstreckend. „Der Wind weht auch von dort."

„Ob nicht dieser Wind das Schiff, das du erwartest, hierher führt?" sagte Helena; — „siehe das weiße Segel, vielleicht ist es das Schiff."

Insarow blickte in die blaue Ferne hinaus, wo Helena hingewiesen hatte.

„Aendlich versprach, in einer Woche Alles für uns zu besorgen," bemerkte er. „Auf ihn kann man sich, denke ich, verlassen .... Hast du gehört, Helena," setzte er mit plötzlicher Aufregung hinzu, — „man sagt, die armen dalmatischen Fischer hätten ihre Bleiplatten — du weißt, die Beigewichte zum Versenken der Netze — geopfert, um Kugeln daraus zu gießen? Geld haben sie nicht, sie leben nur vom Fischfang; doch mit Freuden haben sie ihr Letztes hingegeben und hungern jetzt. Das ist ein Volk!"

„Aufgepaßt!" schrie hinter ihnen eine brutale Stimme. Ein gebämpfter Hufschlag ließ sich vernehmen, und ein österreichischer Offizier in kurzem grauen Reitkostüm und grüner Mütze ritt an ihnen vorüber .... Sie hatten kaum Zeit gehabt, auf die Seite zu treten.

Finster blickte Insarow ihm nach.

„Er ist nicht daran schuld," sagte Helena, — „du weißt, sie haben hier keinen anderen Ort, um ihre Pferde zuzureiten."

„Er ist nicht schuld," entgegnete Insarow, — „er hat mir aber mit seinem Schreien, mit seinem Schnurrbart, seiner Mütze, mit seinem ganzen Aeußeren das Blut in Wallung gesetzt. Kehren wir zurück."

„Wir wollen zurückkehren, Dmitri. Hier weht es überdies stark. Du hast dich nach deiner Krankheit in Moskau nicht in Acht genommen, dafür hast du in Wien büßen müssen. Jetzt mußt du vorsichtiger sein."

Insarow antwortete nicht, nur das frühere bittere Lächeln umspielte seine Lippen.

„Möchtest du nicht," fuhr Helena fort, „eine Fahrt auf dem canal grande machen? Haben wir doch, seit wir hier sind, Venedig noch nicht ordentlich gesehen. Abends wollen wir in's Theater, ich habe zwei Logenbillets. Es soll eine neue Oper gegeben werden. Wollen wir doch den heutigen Tag uns selbst widmen, Politik, Krieg, Alles aus dem Sinn schlagen und nur Eines festhalten: daß wir zusammen leben, athmen, denken, daß wir auf ewig mit einander vereint sind .... Willst du?"

„Du willst es, Helena," entgegnete Insarow, — „folglich will auch ich es."

„Ich habe es gewußt," sagte Helena lächelnd. — „So komm denn, komm!"

Sie kehrten zur Gondel zurück, stiegen hinein und ließen sich langsam zum canal grande hinübertreiben.

Wer Venedig nicht im April gesehen hat, kennt schwerlich den ganzen Reiz dieser zauberreichen Stadt. Die Lieblichkeit und Milde des Frühlings paßt zu Venedig, wie die strahlende Sonne des Sommers zum prachtvollen Genua, wie das Gold und der Purpur des Herbstes zum großen alten Rom. Wie der Frühling, rührt Venedigs Schönheit und erweckt sehnsüchtiges Verlangen; sie peinigt und neckt das unersahrene Herz, wie das Versprechen eines nahen, nicht räthselhaften, aber doch geheimnißvollen Glückes. Alles in dieser Stadt ist hell und klar, und doch wie in einen schlummernden Duft liebdurchwebter Stille gehüllt; Alles in ihr schweigt und ist freundlich, Alles trägt den Charakter der Weltlichkeit, wie ihr Name. Nicht umsonst führt diese Stadt allein den Namen der Schönen. Die Masse von Palästen und Kirchen steht leicht und zauberisch da, wie ein harmonischer Traum eines jungen Gottes; es liegt etwas Feenhaftes, etwas eigenthümlich Fesselndes in dem grünlich grauen Glanze und dem seidenartigen Schiller der stillen Welle der Kanäle, im lautlosen Dahingleiten der Gondeln, in der Abwesenheit roher städtischer Laute, des Gerasseln, des Geräusches, des Tumultes. — „Venedig stirbt, Venedig ist verödet," sagen auch die Bewohner; vielleicht aber hat gerade dieser letzte Reiz, der Reiz des Hinwelkens, ihm in der höchsten Blüthe, im Triumph seiner Schönheit gefehlt. Wer es nicht gesehen hat, kennt es nicht. Bieder ein Canaletto, noch ein Guardi (gesteweige neuerer Maler) — vermögen den Silberton des Himmels, diese verschwindenden und doch scheinbar so nahen Fernen, diese wunderbare Harmonie der schönsten Linien und verschmelzender Farbentöne wiederzugeben. Ein Lebensmüder, mit dem Leben Zerfallener soll Venedig nicht besuchen; bitter wird es ihm sein, wie die Erinnerung an unerfüllte Träume früherer Tage; lieblich wird es dagegen dem erscheinen, der sich gesund fühlt, in dem noch Kräfte schäumen; er trage nur sein Glück unter diesen zauberischen Himmel, und wie wonnestrahlend das Glück auch sei, Venedig wird es ihm noch mit unverwelkbarem Glanze vergolden.

Die Gondel, in welcher Insarow und Helena saßen, glitt still an der Riva di Schiavoni, am Dogenpalast, an der Piazetta vorbei und in den canal grande hinein. In beiden Seiten zogen sich Marmorpaläste hin; sie schienen langsam vorüberzugleiten und gönnten dem Blicke kaum Zeit, ihre Schönheiten zu fassen und zu unterscheiden. Helena empfand eine innige Freude; am Blau ihres Himmels Rand ein dunkles Wölkchen — es entfernte sich: Insarow fühlte sich an diesem Tage bedeutend besser. Sie fuhren bis an den Bogen der Rialtobrücke und kehrten dann zurück. Helena fürchtete für Insarow die kühle Luft der Kirchen; sie erinnerte sich jedoch der

Digitized by Google

Akademie dello bello arti und hieß den Gondolier dahin rudern. Sie waren bald durch alle Säle dieser nicht großen Bilderhalle gegangen. Da sie weder Kenner noch Dilettanten waren, hielten sie sich nicht vor jedem Bilde auf, thaten sie sich keinen Zwang an; eine anfprucholofe Heiterkeit war unerwartet über sie gekommen. Auf einmal dünkte sie Alles poffirlich (Kinder kennen diese Stimmung). Zum großen Aergernifs dreier anwesenden Engländer lachte Helena bis zu Thränen über den heiligen Markus des Tintoretto, der wie ein Frosch in's Waffer vom Himmel herabspringt, um einen gemarterten Sklaven zu retten; Jnfarow hinggegen gerieth in Efstase über den Rücken und die Waden jenes energischen Mannes in grünem Gewande, der im Vordergrunde der Himmelfahrt Tizian's steht und die Arme nach der Madonna ausstreckt. Diese Madonna, eine herrliche weibliche Gestalt, die ruhig und majestätisch zu dem Schooße des Vaters hinaufsteigt, entzückte Jnfarow und Helena; ihnen gefiel auch ein strenges heiliges Bild des alten Cania da Conegliano. — Beim Hinausgehen aus der Akademie blickten sie sich noch ein Mal nach hinter ihnen gehenden Engländern mit langen Hasenzähnen und hängenden Backenbärten um — und lachten; sie sahen ihren Gondolier an und mußten über dessen kurze Jacke und kurze Beinkleider lachen; sie sahen ein Höckerweib mit einem aufgebundenen Zopfe grauen Haares auf dem Scheitel — und mußten noch unbändiger lachen; endlich blickten sie einander in's Gesicht — und lachten wieder; und als sie nun in der Gondel saßen, drückten sie einander fest, recht fest die Hand. Sie kamen in ihren Gasthof, eilten auf ihr Zimmer und ließen sich das Essen bringen. Die heitere Stimmung verließ sie auch bei Tische nicht. Sie tranken einander zu, brachten Gesundheiten den Moskauer Freunden, klatschten dem Cameriere Beifall zu einem wohlschmeckenden Gericht Fische und vertangten durchaus lebendige Fruchi di mare (kleine Weichthiere); der Cameriere machte Gesichter, scharrte mit den Füßen und schüttelte beim Hinausgehen den Kopf, wobei er ein Mal sogar seufzend: „Poveretti!“ (die Armen!) hören ließ. Nach dem Essen begaben sie sich in's Theater.

Es wurde eine Verdi'sche Oper gegeben, eine im Grunde gemüthlich flache Oper, die jedoch bereits auf allen europäischen Bühnen die Runde gemacht hatte und uns Russen gut bekannt ist — die Traviata. Die Theatersaison war in Venedig bereits vorüber, und was von Sängern da war, ragte nicht über die Grenze der Mittelmäßigkeit hinaus, ein Jeder schrie nach Kräften. Die Rolle der Violetta führte eine Künstlerin aus, die keinen Ruf hatte, und nach dem kühlen Verhalten des Publikums zu urtheilen, wenig beliebt, aber nicht ohne Talent war. Es war ein junges, nicht besonders hübsches, schwarzäugiges Mädchen, mit einer nicht ganz fixirenden und bereits gebrochenen Stimme. Sie war, nein vielmehr, ganz hunt und schiefe costümirt: ein rothes Netz umschloß ihr Haar, die Brust war in ein Kleid von verschossenem himmelblauem Atlas gezwängt, diese waschlederne Handschuhe reichten ihr bis an die spitzen Ellbogen hinauf; und wie hätte sie auch, sie, die Tochter irgend eines bergamaskischen Hirten, wissen sollen, wie sich eine Pariser Camelliendame kleidet! Auch hatte sie keine Bühnenkenntniß; es lag aber doch in ihrem Spiele viel Wahrheit und ungezierte Einfalt, und ihr Gesang war von jener eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und des Rhythmus durchdrungen, die nur Jtaliener erreichen. Helena und Jnfarow saßen zusammen in einer dunklen Loge, hart an der Bühne; die heitere Gemüthsstimmung, die in der Akademie dello belle arti sie befallen hatte, dauerte noch immer fort. Als der Vater des unglücklichen Jünglings, der in das Netz der Verführerin gefallen war, in erdfarbenem Frack und verwirrter weißer Perrücke auf der Bühne erschien, den Mund schief aufsperrte und schon im Voraus feiyignirt, aufgeklärt zu werden, ein dumpfes Tremolo voraussschickte, wären Beide fast in lautes Lachen ausgebrochen .... Violetta's Spiel dagegen machte auf sie Eindruck.

„Diesem armen Mädchen wird faft gar kein Beifall geklatscht,“ sagte Helena, — „und doch habe ich sie tausend Mal lieber als irgend eine seelsgefällige Berühmtheit zweiten Ranges, die blos grimassiren und die Glieder verrenken würde, um Effekt hervorzubringen. Diese da scheint Ernst aus der Sache zu machen; siehe, sie gibt auf das Publikum keine Acht.“

Jnfarow beugte sich über den Rand der Loge und blickte Violetta scharf an.

„Ja,“ sagte er, — „sie nimmt es ernst: es riecht nach Tod.“

Helena verstummte.

Der dritte Akt begann. Der Vorhang stieg .... Helena schrak zusammen beim Anblick des Bettes, der herabgelassenen Gardinen, der Arzneiflaschchen, der Lampe mit dem Lichtschirme .... Jüngst Vergangenes fiel ihr ein .... „Und die Zukunft? und die Gegenwart?“ fuhr es durch ihren Kopf. Wie eine Antwort auf den erkünstelten Husten der Künstlerin hörte sich in der Loge der hohle, ungekünstelte Husten Jnfarow's hören .... Helena warf hingegen einen Blick nach ihm und nahm sogleich eine unbefangene, ruhige Miene an; Jnfarow hatte sie verstanden, zeigte ein lächelndes Gesicht und stimmte gang leise in den Gesang ein.

Er hörte jedoch bald auf. Violetta's Spiel wurde immer besser, immer freier. Sie hatte alles Fremdartige, alles Ueberflüssige abgeworfen und sich selbst wiedergefunden, ein seltenes, das höchste Glück für den Künstler! Sie hatte mit einem Male jene Grenze überspronnen, die zu bezeichnen unmöglich ist, hinter welcher jedoch die Schönheit thront. Das Publikum kam in Bewegung, staunte und verwandte keinen Blick. Helena anschaute Mädchen mit der gebrochenen Stimme sing an, auf die Zuhörer zu wirken, sie zu fesseln. Aber die Stimme der Sängerin klang jetzt nicht mehr wie gebrochen, es war Wärme und Kraft in dieselbe gekommen. „Alfredo“ trat auf; der Freudenschrei Violetta's rief fast jenen Sturm hervor, der fanatismo genannt wird, und gegen welchen all' unser nordisches Beifallsgeschrei nichts bedeutet .... Ein Augenblick, und das Publikum wurde mäuschenstill. Das Duett begann, die beste Partie der Oper, in welcher dem Componisten gelungen ist, den ganzen Schmerz leichtsinnig vergendeter Jugendkraft und den letzten Kampf verzweifelter und ohnmächtiger Liebe auszudrücken. Hingerissen, getragen vom Sturme des allgemeinen Beifalls, mit Blicken, die von künstlerischer Freude und wirklichen Leiden in Thränen schwammen, gab sich die Künstlerin der Brandung, die sie emporgehoben hatte, hin, ihr Gesicht hatte sich verklärt und vor dem grauenhaften Gespenst des Todes entrissen sich ihrer Brust mit solch' himmelanflehender Macht die Worte: „Lascia mi vivere .... morir si giovane!“ (laß mich leben .... so jung sterben!), daß das ganze Haus von wüthendem Beifall und begeisterten Rufen erzitterte.

Es schwerte Helena elektalt. Ihre Hand suchte nach der Jnfarow's, fand sie und drückte sie heftig. Er erwiederte den Druck, doch wußte weder sie ihn, noch er sie an. Jetzt war der Händedruck ein anderer als der, den sie vor wenigen Stunden in der Gondel mit einander getauscht hatten.

Wieder durch den canal grande kehrten sie in ihren Gasthof zurück. Die Nacht, eine helle, milde Nacht, war bereits hereingebrochen. Diesselben Palästte kamen ihnen entgegengezogen, doch däuchten sie ihnen anders; die vom Monde beleuchteten glänzten in weißlichem Godbschimmer, in welchem alle Einzelheiten der Ornamente und die Umrisse der Fensteeinfassungen und Balken gleichsam verschwammen, während Alles deutlicher hervortrat an den Gebäuden, die der leichte gleichmäßige Schein nicht erreichte. Die Gondeln mit ihren kleinen rothen Lichtern schienen noch lautloser und schneller hinzugleiten, geheimnißvoll glitzerten ihre gezackten flüchternen Schnäbel, geheimnißvoll hoben und senkten sich die Ruder in die silbernen Glanzlichtee der durchfurchten Wellen; von Zeit zu Zeit hörte man den kurzen und getragenen Ruf der Gondoliere (sie singen jetzt niemals), andere Laute wurden fast nicht vernommen. Der Gasthof, in welchem Jnfarow und Helena wohnten, befand sich an der Riva di Schiavoni; sie verließen etwas früher ihre Gondel und gingen einige Mal auf dem Markusplatz unter dem Bogengange umher, wo vor den kleinen Kaffeehäusern eine Menge unbeschäftigter Besucher versammelt war. Mit einem gelieben Menschen in einer fremden Stadt, unter fremden Menschen zu wandeln, gewährt ein eigenthümliches Vergnügen: Alles däucht uns schön und bemerkenswerth, Allen wünschen wir alles Gute, Frieden und das Glück, das uns selbst beseelt. Helena konnte sich jedoch nicht mehr dem Gefühle ihres Glückes sorglos überlassen, ihr Herz, durch die jüngsten Eindrücke erschüttert, vermochte sich nicht zu beruhigen, und als sie am Dogenpalaste vorbei kamen, wies Jnfarow schweigend auf die Schründe der österreichischen Kanonen, die aus dem unteren Bogengange hervorzühnten, und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Er fühlte sich ermattet und — nachdem sie einen letzten Blick auf die Kirche des heiligen Markus und deren Kuppeln, die im Lichte des Mondes in ihrer bläulichen Beisbekleidung wie von Phosphor leuchtend erschienen, geworfen hatten, kehrten sie in ihren Gasthof zurück.

Die Fenster ihres Zimmers gingen auf den Theil der großen Lagunen hinaus, der von der Riva di Schiavoni bis an die Giudecca reicht. Ihrem Gasthofe fast gegenüber ragten die spitzen Thürme San Giorgio's empor; rechts glänzte hoch in der Luft die goldene Kugel der Dogana — und prangte, geschmückt wie eine Braut, das Meisterwerk Palladio's, die Kirche del Redentore; links hin ragte ein dunkles Gewirre von Masten, Raaen und Dampfschiffschornsteinen empor; hin und wieder hingen, gleich riesigen Flügeln, halbgerefftte Segel und Wimpel, kaum vom Winde bewegt, herab.

Digitized by Google

Inßarow setzte sich an's Fenster, Helena gönnte ihm aber nicht lange den Genuß der Aussicht; es stellte sich bei ihm plötzlich Hitze und ermattende Schwäche ein. Sie brachte ihn zu Bett, und nachdem sie gewartet hatte, bis er in Schlaf versunken war, kehrte sie leise an's Fenster zurück. O wie still und lieblich war die Nacht, weich' eine selige Milde wogte in dieser blauen Luft, wie mußten alle Leiden, alle Schmerzen verstummen und verschwinden unter diesem hellen Himmel, unter diesen heitigen, leuchten Strahlen. „O Gott," dachte Helena, „warum gibt es einen Tod, warum Trennung, Krankheit und Thränen? Oder warum diese Schönheit, dieses beseligende Hoffen, warum das beruhigende Bewußtsein einer sicheren Zufluchtsstätte, eines untrüglichen Schutzes, unsterblichen Besitzandes? Was sollen dieser tächetnde, segenspendende Himmel, diese beglückte, ruhende Erde? Ist denn Alles dies nur in uns, und außerhalb uns nur ewige Kälte und ewiges Schweigen? Sind wir denn allein .... allein .... und dort, rund herum, in allen jenen unergründlichen Fernen und Tiefen — wäre Alles, Alles uns fremd? Warum dann aber jener Durst und jene Freude des Gebetes?" („Morir si giovane!" klang es in ihren Ohren.) .... „Läßt sich's denn nicht erflehen, abwenden, retten .... O Gott, mein Gott! darf ich denn nicht an ein Wunder glauben?" Sie legte den Kopf auf die gefalteten Hände. „Genug?" flüsterte sie. „Wäre es wirklich schon genug! Ich bin glücklich gewesen, nicht einige Augenblicke nur, nicht Stunden, auch nicht ganze Tage — nein, Wochen hindurch bin ich es gewesen. Und mit welchem Rechte?" Es faßte sie ein Schauer vor dem eigenen Glücke. „Wenn's aber nicht sein kann," dachte sie. „Wenn's nicht umsonst geboten wird? Es war ein Himmel .... und wir sind nur irdische Geschöpfe, Menschen, arme, sündhafte Menschen .... Morir si giovane .... O düsteres Gespenst, bebe dich hinweg! Nicht für mich allein muß er leben!"

„Wenn's aber eine Strafe wäre?" dachte sie dann weiter; „wenn wir jetzt vollen Ersatz zu leisten hätten für unsere Schuld? Mein Genossen schweig, es schweigt auch jetzt; ist das aber ein Beweis der Schuldlosigkeit? O Gott! haben wir und denn so sehr vergangen? Wollteſt Du, der diese Nacht, diesen Himmel erschaffen, und dafür strafen, daß wir einander geliebt haben? Und ist es so, ist er schuldig, bin ich schuldig," — setzte sie in plötzlicher Aufwallung hinzu, — „dann laß ihn, o Gott, dann laß uns Beide wenigstens eines ehrenvollen Todes — dort auf den Gefilden seiner Heimath sterben, nicht hier in diesem dumpfen Zimmer."

„Aber der Schmerz einer armen, vereinsamten Mutter?" fragte sie sich und sann keine Antwort. Helena wußte nicht, daß das Glück jedes Menschen im Unglücke Anderer begründet ist, daß sein Wortheil, seine Ruhe, gleichwie die Statue, eines Piedestalls, des Nachtheils und des Unbehagens Anderer bedürfen.

„Rendtsch!" murmelte Inßarow im Schlafe.

Helena trat auf den Zehen zu ihm, beugte sich über ihn und trocknete den Schweiß von seinem Gesicht. Er warf sich einige Augenblicke auf dem Kissen hin und her und wurde dann ruhig.

Sie trat von Neuem an's Fenster und verfiel wieder in Gedanken. Sie versuchte sich selbst zu beruhigen, sich einzureden, daß kein Grund zu Befürchtungen vorhanden sei. Sie begann sogar, sich ihrer Muthlosigkeit zu schämen. „Wo wäre denn die Gefahr? Ist ihm denn nicht besser?" sagte sie vor sich hin. „Wären wir heute nicht im Theater gewesen, so kämen mir all' diese Gedanken nicht in den Kopf." An diesem Augenblicke wurde sie hoch über den Wasser eine weiße Möve gewahr; ein Fischer hatte vermuthlich das Thier aufgescheucht und nun flog es mit ungeheuren Flügelschlage, als suchte es einen Ort, um sich niederzulassen. „Kommt die Möve hierhergeflogen," dachte Helena, „so ist es ein gutes Vorzeichen" .... Die Möve kreiste an einer Stelle herum, zog die Flügel ein — und sich sich, wie angeschossen, mit klägtichem Schrei weit hinter einem dunkeln Schiffe nieder. Helena fuhr zusammen und schämte sich gleich darauf dieser Regung; ohne sich auszukleiden, legte sie sich halb auf's Bett neben Inßarow, der schwer und kurz Athem holte. —

(Forts. f.)

Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart.

Von **Franz Maurer.**

Mit Abbildungen. (Fortsetzung von Seite 235.)

Die Schlacht ist im Gange. Unsere Artillerie hat, nachdem sie zunächst das Feuer der feindlichen Geschütze auf sich gelenkt hatte, den Nahkampf mit der gegnerischen Waffe gesucht, indem die Batterien der Divisions- und selbst der Corps-Artillerie, die nach alter Eintheilung als Reserve gelten, gleich so weit nach vorn gejagt sind, als sie dies mit Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit nur zu thun vermochten. Abtheilungen von Reitern und Fußvolk begleiten sie zur Deckung. Diese Wachen haben es schlimm, denn sie müssen oft längere Zeit ruhig in kleiner Entfernung feindwärts von den Geschützen halten und alle Fehlschüsse des Feindes über sich ergiessen lassen, ohne etwas Anderes thun zu können, als die Ankunft des Todes ruhig abzuwarten. Auch eine schwere Muthprobe, die in den Siegesberichten selten hervorgehoben wird.

Unsere Kanonen, gezogene Gußstahl-Sechspfünder mit Kolbenverschluß (Fig. 10) und gezogene Gußstahl-Vierpfünder mit Keilverschluß (Fig. 14), besonders aber die zahlreichen Vierpfünder, haben 1600—1700 Schritt von den feindlichen Batterien sich gefaßt, weil sie in dieser Entfernung, wie wir schon gesehen haben, durchaus sicher vor französischen Sprengstücken sind, außerdem hören bei solchem Abstande die Zufallstreffer zu Gunsten der Franzosen auf, unsere größere Trefffunst kommt zum Vortheil der Unsrigen zur Geltung. Ihr Feuern geschieht deshalb nicht mehr so schnell, wie am Anfange des Gefechts, denn nun heißt es, lieber keinen Schuß als einen Fehlschuß thun. Sie müssen überhaupt mit den Schüssen sparen, da sie mehr auf den Inhalt ihrer Protzkasten als auf den der Munitionswagen angewiesen sind, die sie nicht, wie die Franzosen, dicht hinter sich herschleppen. Ein Geschütz, das sich verschossen hat, ist kein Geschütz mehr. Man schießt deshalb absichtlich erst einige Schüsse zu kurz, um daran ganz genau die Entfernung

Fig. 10. Gezogener Gußstahl-Sechspfünder, von der Seite gesehen. (Die Mörser der einen Seite sind abgenommen.) a Kolben-Verschluß. b Querriegel des Verschlusses. c Richtmaschine.

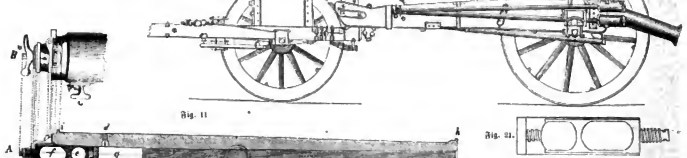


Fig. 11

Fig. 11. A Gezogener deutscher Gußstahl-Sechspfünder im Längen-Durchschnitt von oben nach unten (1 Achtheitel der natürlichen Größe). B Hinterstück desselben von oben gesehen; a Kurbel und b Hülse des Verschlußkolbens; c Kurbel des Querriegels, der durch Nute und Vorsprungsleisten gesteckt wird. d Zündloch. e Höhlung zur Aufnahme des Quercylinders. f Höhlung des Quercylinders zur Verminderung seines Gewichts. g Nichtgezogener Theil der Mehrwände. h Korn. i Visir.

Fig. 10.

Fig. 12.

Fig. 12. 8-Sechspfünder-Verschlußkolben.

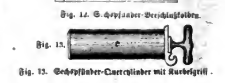


Fig. 13.

Fig. 13. Sechspfünder-Quercylinder mit Kurbelgriff.

Digitized by Google

Fig. 14.

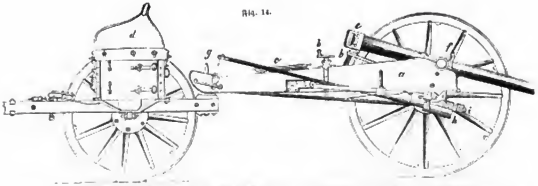


Fig. 14. Gezogener Hinterlader. (Die Räder der einen Seite sind abgenommen.)
a. Lafette. bb. Richtmaschine zum Hoch- und Niederschrauben des Rohrs. c. Lafettenkasten. d. Proze nebst Protzkasten und Sitz für 3 Mann. e. Hinterstück des Rohrs mit Keil-Verschluß. f. Visir auf dem Rohr. g. Protzhaken. h. Unterbettung. i. Wischer.

Fig. 15.

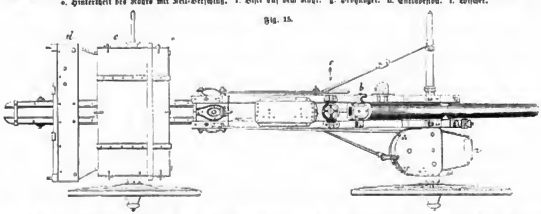


Fig. 15. Gezogener Hinterlader, von oben gesehen. (Die Räder der einen Seite sind abgenommen. a. Sitz für einen Mann. b. Kurbel des Verschluß-Doppelkeils. c. Protzkastendeckel (Sitz für 2 Mann). d. Fußbrett. e. Kurbel der Richtmaschine. (Das Rohr zeigt die hintere Oeffnung.)

Fig. 16.

Fig. 16. C. Gezogener Hinterlader im Längen-Durchschnitt von oben nach unten (1 Achtertheil der natürlichen Größe) a. Rohr gezogenen Theil des Rohrs. b. Kopfschnitt für den Verschluß. c. Zündloch. d. Stehengebliebenes Stück des abgeschnittenen Rohrhülfe mit dem Korn (a) und dem Schildzapfen (Kreis)

Fig. 17.

Fig. 17. K Hintertheil des Hinterladers mit der Endfläche des Verschlusses (rechter Seite, vom Rohr aus gesehen) a Oeffnung für den Doppel-Keilverschluß

Fig. 18.

Fig. 18. Hintertheil des gezogenen deutschen Vierpfünders.

Fig. 19.

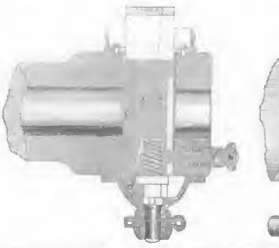
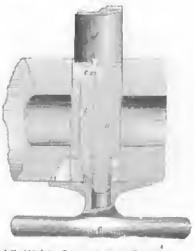


Fig. 19. und 20. Verbesserter Krupp'scher Vierpfünder-Doppel-Keil-Verschluß im Quer- und Längen-Durchschnitt. Eine Drehung der Kurbelgriffe verschiebt den kleinern Keil nach rechts, so daß der Verschluß, aus beiden Keilen bestehend, sich leicht herausziehen läßt bis zur runden Oeffnung in den beiden Keilen, durch welche das Geschoß und die Ladung von der hintern Oeffnung des Rohrs aus, durch den Doppelkeil in das Rohr hineingebracht wird. Darauf wird der Verschluß fest quer durchs Rohr geschoben und durch eine entgegengesetzte Drehung der Kurbel der kleine Keil nach vorwärts verschoben, wodurch der Verschluß fest sitzt.

Fig. 20.



kennen zu lernen, denn jetzt darf man sich unsererseits nicht um 50 Schritt irren, indem die sichere Splitterwirkung unserer Granaten nicht weiter gerechnet wird. Man merkt bald die Wirkung dieses berechneten Feuers, das wegen der Menge der mitspielenden Feuerschlünde keine Pausen aufkommen läßt. In den Rauchwolken, welche die feindlichen Batterien einhüllen, entstehen breite Lücken und man sieht durch das Fernrohr, wie an den betreffenden Stellen Geschütze demontirt, d. h. ihre Räder und Lafetten zerschmettert oder ihre Rohre aus den Schildzapfenlagern gestoßen sind. Und doch haben sich die Franzosen „eingeschnitten", indem sie vor der Geschützmündung eine 2—3 Fuß hohe Bank aus Erde aufgeworfen haben, über die sie wegfeuern, während zu beiden Seiten der Kanone kleine Gräben gezogen sind, in denen die Bedienung steht, so lange sie nicht mit dem Laden und Abfeuern zu thun hat. Das können die Unsrigen auch thun; sie unterlassen es aber, wenn ihnen dies Zeit raubt, denn ihr Hauptziel ist weniger, sich selber zu schützen, als vielmehr dem Feinde zu schaden.

Dies letztere thun sie in solchem Maße, daß sie die von den französischen Kanonen und Schützen besetzten Höhen „abkämmen" und dadurch den Sturm unserer Infanterie vorbereiten. Er erfolgt, aber

Digitized by Google

er wird abgeschlagen, denn nicht bloß, daß die feindliche Infanterie sich verzweifelt wehrt, auch ihre Artillerie thut mit Aufgebot aller Kraft ihre Schuldigkeit und wird plötzlich von zahlreich aufgefahrenen Reservebatterien unterstützt, darunter Mitrailleusen, die alle ihr Feuer gegen unsere stürmenden Truppen richten und inzwischen unsere Geschütze gar nicht beachten. — Nach diesem ersten Erfolge brechen die Franzosen ihrerseits in hellen Haufen hervor und bringen gegen unsere Stellungen vorwärts. Nun heißt es, schnell feuern, in drei Minuten 5—6 Granaten und keinen Schuß vorbei! Dazu gehört kaltes Blut unter dem verstärkten Granatenhagel, der sich nun wieder ausschließlich gegen unsere Kanoniere richtet, wobei noch ein Regen von Shrapnels mitspielt. Bilden die Stürmer dichtere Massen, dann schießen unsere Kanoniere mitten hinein; sind es aber lange dünne Linien Infanterie, dann lassen sie die Granaten 10 bis 20 Schritte vorher aufschlagen, und 25 bis 35 Schritte vorher, wenn Kavallerie angebraust kommt, denn diese legt im Trabe 5, im Galopp 8½ und im schnellsten Jagen 10 Schritt in der Sekunde zurück. Das muß Alles beachtet werden, obwohl die Granate 1000 Schritt in 3 Sekunden fliegt. Der Angriff wird abgeschlagen, denn selbst eine Heerde wilder Stiere würde stutzen, wenn bestandig dicht vor ihr eine Brandung feuer- und eisenspeiender Höllenmaschinen aufspritzte. Das Stutzen ist aber unter dem Hündnadelfeuer verderbenbringend. Einige der Sturmkolonnen und Schützenschwärme sind aber bemnach bis auf 600 Schritt nahe gekommen und bedrohen die Batterien selbst. Da heißt es, zur Selbstvertheidigung mit Kartätschen „abfeuern" — 6 Schuß in zwei Minuten, und die Bahn ist frei. — Kartätschenfeuer wirkt mörderisch. Nun rücken die Unsern wieder zum Sturm vor, wobei unsere Artillerie mit avanciert.

Betrachten wir jedoch vorerst die zuletzt in den Kampf getretenen Zerstörungswerkzeuge, nämlich die Kartätschen, Shrapnels und die Mitrailleusen.

(Fortsetzung folgt.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 223.)

Pollexfen und Nottingham verbeugten sich: „Gott mit Ihnen," agte der Lord, und dem Könige nochmals die Hand drückend, verießen Beide das Zimmer. Wilhelm ging mit schnellem Schritte wieder um Fenster, er athmete die Luft von Außen, dann eilte er zu Portland und erfaßte seine Schultern, schüttelte ihn heftig und rief: „William — ich bin ein Mann, der Nichts fürchtet, soll ich zurückweichen?" Portland blickte den König einige Secunden lang an, dann sagte er:

„Sie haben stets in den Stunden der Gefahr den kalten Muth bewahrt — ich darf Ihnen nicht rathen: Treten Sie zurück."

„Ha — wohl gesprochen," rief der König. „Ich darf meine Soldaten in Flandern nicht verlassen. Die Kurfürstlichen — sie glauben, der König von Frankreich und Jakob Stuart werden Nichts gegen England unternehmen? — sie werden auf ihrer Sicherheit aufgeschreckt, schreckisch erwachen — und dann ist es zu spät — zu spät. O, William," rief er schmerzerfüllt und sich an des Freundes Brust werfend, „ich bin ein unglücklicher Mann — die Neigung dieses Volkes war eine glühende für mich, sie haben noch vor wenig Monaten mich gejeiert, sie haben auf der Reise, die ich jetzt gethan, mir die Beweise großer Zuneigung gegeben und heute? — die Gunst der Völker wechselt schnell und es ist im Kleinen, wie hier im Großen: Macht einen Anspruch an des Krämers Säckel — er weist Euch die Thür — Sie wollen Beweise der Gefahr? ist es nicht genügend, daß in Calais Vorbereitungen zur Einschiffung von Truppen getroffen sind? nimmein nicht der Hafen, die Stadt von Schiffen und Soldaten? hat Boufflers nicht Befehl erhalten, Flandern zu verlassen, um den Befehl über das Invasionsheer zu führen? — ja, es ist mir heut die Kunde geworden, daß König Jakob Saint Germain verlassen hat, um nach Calais zu reisen, daß er in Clermont mit Berwick zusammentraf, der wahrscheinlich von der englischen Küste kam. Der Kurfürst von Bayern hat mir aus Nieuwpoort diese Nachrichten gesendet — hier — hier sind sie." Er raffte hastig eine Anzahl von Depeschen zusammen und hielt sie Portland hin. „Das — das sind Zeichen drohender Gefahr."

„Aber, wenn Sie mit diesen Beweisen ausgerüstet vor den Ministerrath treten, wenn diese Gefahr dem Parlamente bekannt wird, dann können Sie auf seine Zustimmung rechnen," sagte Portland.

„Ich fürchte: nein," entgegnete der König. „Du hast gehört, was Nottingham und Pollexfen sagten: man hält das Ganze für eine Spiegelfechterei der Franzosen, um uns in Furcht zu setzen, man will nicht Geld ausgeben für eine energische Vertheidigung unserer Rechte — nun — Sie werden sehen, wohin das führt. In ganz England sind keine zehntausend Soldaten, die Armee steht in Flandern; wenn die Franzosen mit einer Flotte und einem Landungsheere schnell bei der Hand sind, so überrumpeln sie uns, während unser Heer thatlos, von der Nation verlassen, in Flandern steht und ich — ich werde gemüthigt sein, als ein Flüchtling in der Welt umherzuziehen. Ich bin von frühester Kindheit an unter Sorgen und Gefahren aufgewachsen, aber eine so schreckliche Lage kannte ich noch nicht. Fühlst Du, was es heißt: wehrlos sein? wehrlos dem Feinde überliefert? ja mein Freund — Du fühlst es, Du standest neben mir in den entscheidensten Augenblicken, als es galt, siegen oder verderben — aber damals feilschte man nicht um einige armselige Pfund Geld — nein, man bat mich zu fechten, einzutreten für England. Heut ist es anders." Er ergriff Portlands Hand. „Weißt Du, was ich wünschte, William? Ich wollte, eine Rotte von Meuchelmördern wagte einen Angriff auf mich — dann würde vielleicht die Sorge um mich wieder wach bei den Herren in England, dann würden sie wohl einsehen, daß man bemüht ist, die Wohlfahrt dieses Reiches zu untergraben, die ich mit fester Hand zu sichern mich bestrebe."

Portland blickte um sich. „Haben Sie Euts gesprochen?" fragte er plötzlich.

„Ah — Du meinst die Geschichten von einer Verschwörung gegen mich? — lächerlich. Sie denken nicht daran, mich zu ermorden. In den letzten Tagen hätten sie zehn Mal dazu Gelegenheit gehabt. Ich glaube nicht an solche Dinge. Die Schutzreden Fullers, Young und Taaffe's sind noch zu frisch im Gedächtnisse — es waren Alles nur fingirte Geschichten. Nein — wenn die Jakobiten und die Franzosen etwas unternehmen, dann geschieht es im Großen — sie haben auch die beste Gelegenheit, denn wir sind machtlos, weil das Land kein Geld hat und ich selbst — ich bin ein armer Mann. Du kennst meine Kasse, William — ich bin ein Regent des reichsten Landes und — ha — ha — ha — sieh meine Chatoulle nach — tausend Pfund sind heute noch mein Taschengeld. Ich werde bei den Bankiers der City borgen müssen, um meinen Pferden das Futter reichen zu können."

Der König stöhnte und seine Schritte wankten, der Husten bewältigte ihn fast, mühsam rang er nach Athem, Portland eilte hinzu, umfing ihn mit seinen Armen und half ihm in den Sessel. Das Haupt des Königs ruhte an Portlands Brust, der treue Freund bemerkte eine Thräne. Es war die Thräne des Zornes, des Unmuthes über das Hemmniß, welches der Eigensinn ihm bei seinen großen Entwürfen in den Weg schleuderte. Der König war stets Herr über sich, wenn er vor der Menge erschien, aber in der Stille seines Gemaches, den vertrautesten Freunden gegenüber schmolz oft genug die Eisrinde, welche sein Herz scheinbar umgab, er ward weich, er ließ seinem Zorne wieder den Zügel schießen und die Vertrauten sahen alsdann einen ganz anderen Menschen vor sich. Es gab Tage, Stunden, in denen der König schmerzlich bewegt und tief ergriffen, wie ein Kind, weinen konnte, wenn einer Derjenigen, welche er liebte, durch den Tod ihm entrissen ward. Es gab Stunden, in denen er gleich dem gewöhnlichsten aller Menschen, seine Wuth ausbrechen ließ über eine getäuschte Hoffnung, aber über die Schwelle seines einsamen Zimmers trug er diese Regungen nie hinaus. Portland hatte solchen Scenen oft genug beigewohnt. Er wartete die Wandlung ruhig ab.

„Oh —," seufzte der König. „Nun war ich wieder recht kleinlich — nun kommt die Strafe oder die Erinnerung daran, daß ich ein gebrechlicher Mensch bin — da — da — ich fühle es." Er deutete auf seine Stirne. „Mein Kopfschmerz — mein Kopfschmerz," wimmerte er, während sein Husten ihn schüttelte, wie der Wind die Zweige eines Baumes rüttelt. Seine Augen öffneten sich weit und starrten zur Decke, er war in eine vollständige Apathie verfallen, der Schmerz bewältigte für einige Zeit diesen mächtigen Geist, dessen schwaches Gefäß: der Körper, den Anblick großen physischen Leidens bot. Der König war in der That von Kindheit auf krank gewesen, der furchtbare Kopfschmerz quälte ihn oft Wochen lang, der böse

Digitized by Google

Husten plagte ihn fortwährend, sein Schlaf war nie gut, wenn er das Haupt nicht durch dicke Kissen stützte. Nur der starke Geist gebot diesem leidenden Körper, der in den Stunden des Kampfes Heldenthaten verrichtete und vor keiner Anstrengung zurückwich. Portland betrachtete gerührt den königlichen Freund, der schwach und ermattet, von innerer Erregung überwältigt, an seiner Brust ruhte.

Der König athmete schwer.

„Majestät," sagte Portland leise, „soll ich den Kraftspruch anwenden?"

Der König brauchte dieses Mittel häufig. „Nein — nein," antwortete Wilhelm leise. „Ich erhole mich schon. Nimm — nimm ein Mal jenes Blatt dort — das da —". Er wies auf das Papier, welches er schon bei dem Gespräch mit Cutts gelesen hatte.

Portland nahm es und begann zu lesen. Es war ein höhnisches Pamphlet auf die von Nottingham erwähnten Schatzkammerschreine, eine Erfindung des Kronrathes Karl Montague. Der Eingang des in schlechten Versen abgefaßten Spottgedichtes lautete:

Herr, Ihr habt gehört die Proklamation,
Daß man Papier statt Geld schickt in die Nation?
Ja, Herr; Ihr meint wohl die Montague'schen Noten,
Gefischt und aufgemalt mit parlamentarischen Boten;
Doch klärlich ist's für's Volk nur Morgenkost;
Sie kommen mit der Fuhr' und gehen mit der Post.

„Was sagst Du?" fragte der König, matt lächelnd.

„Erbärmlich — albern," entgegnete Portland.

„Aber es thut doch weh. Ich habe, so viel ich konnte, für das Land gethan und sie schimpfen über meine Einrichtungen, wie man einen Gassenbuben schimpft."

„Da habe ich heut ein angenehmeres Schreiben erhalten," sagte Portland, lachend einen Brief hervorziehend. „Es ist vielleicht Eurer Majestät eine kleine Erheiterung dadurch bereitet, wenn ich — —"

„Lies — lies —" sagte der König zerstreut.

Portland öffnete das Schreiben und las:

‚Mylord! Trotz aller meiner Bemühungen ist es mir bis heut nicht gelungen, Seiner Majestät nahe zu kommen. Ich wurde barsch zurückgewiesen. Ich liebe den König Wilhelm, das heißt: ich verehre Seine Majestät. Ich bin ihm zu Liebe von allen verwandtschaftlichen Beziehungen zurückgetreten und möchte ihm gern Etwas mittheilen. Des Königs Kasse ist nicht gut bestellt.'

„Ah — eine traurige Wahrheit," lispelte Wilhelm. „Die Leute auf der Gasse reden davon."

‚Ich glaube,' fuhr Portland lesend fort, ‚daß ich ein Mittel besitze, des Königs Kasse zu füllen. Zwar wird dasselbe belächelt werden, doch habe ich mich darauf vorbereitet. Einer meiner Freunde, ein tief gelehrter Mann, hat sich viel mit den Studien der Vorzeit abgegeben und herausgebracht, daß in verschiedenen Gegenden Englands große Schätze verborgen liegen, so zum Exempel an meinem Orte in Kent. Wenn Seine Majestät meinem Freunde die Erlaubniß geben wollen, dort nachgraben zu dürfen, so wird ein großer Gewinn diesen Unternehmen krönen. Sie, Mylord, bitte ich, mir eine Unterredung mit dem Könige verschaffen und dafür sorgen zu wollen, daß ich ganz allein Seine Majestät spreche. Ich bin bejahrt, der König darf also keine Meuchelkünste fürchten, ich werde mich in diesen Tagen melden, wenn der König in Saint-James ist. Ich nenne mich mit Ehrfurcht vor Eurer Herrlichkeit

Miß Rachel.'

Der König hatte diesen Brief mit so viel Aufmerksamkeit angehört, als er bei seinem Unwohlsein verwenden konnte.

„Das ist seltsam," sagte er. „Du hast bereits der Gerüchte erwähnt, welche von Complotten sprechen und die Cutts Dir mittheilte. Nun, Cutts hat mich heute Morgen vor einer verdächtigen alten Dame gewarnt, die seit einiger Zeit fortwährend im Saint James-Palaste sich sehen läßt und mich sprechen will. Powell der Bailiff hat sie im Verdacht, daß sie mit den Jakobiten zusammenstecke und irgend einen Mordplan gegen mich im Schilde führe. Ich lache dazu, denn diese Frau ist ohne Zweifel eine Irrsinnige. Du stehst es an den Erössnungen, welche sie mir machen will. Freilich, wenn ich all das Geld hätte, was in Englands Erdboden vergraben liegt, so brauchte ich nicht die Parlamente."

Portland war ein wenig unruhig geworden. Es bedurfte nicht großer Veranlassung, um den treuen Diener für seinen Herrn besorgt zu machen. Wilhelms Leben war ein fortwährender Kampf mit Intriguen, größer Last von Arbeit und meuchelmörderischen Anschlägen gewesen. Durch wundersame Zufälle war er oft genug den letzteren entgangen. Portland, der alle diese Ereignisse durchlebt hatte, achtete daher genau auf jedes Zeichen. Er kannte des Königs Muth und Geistesgegenwart gegen Gefahren, er wußte, daß man ihm nicht viel von Drohungen sprechen durfte, daher schwieg der Freund und fragte nur: „Man soll also diese alte Person abweisen?"

„Natürlich," sagte der König. „Ich habe jetzt gerade Zeit, mich mit Schatzgräbern zu befassen."

„Sie soll und nicht aus den Augen," murmelte Portland.

Der König hatte sein Haupt wieder zurückgelehnt — er schloß seine Wimpern — in diesem Momente ertönte von unten her das Wirbeln der Trommeln, einige Trompeten schmetterten dazwischen. Wie von einem elektrischen Schlage berührt, schnellte der König plötzlich empor. Seine Schlaffheit wich, sein mattes Haupt reckte er kraftvoll, die Augen funkelten, die Glieder streckten sich und der Athem war freier.

„Es ist die Stunde, wo ich zum Ministerrathe fahren will," sagte er mit fester Stimme. „William, ich darf nicht länger krank sein. Den Herren in Saint James werde ich meine Meinung sagen, ihnen befehlen, die Bill einzubringen. Ich will behaupten," rief er, auf seinen Wahlspruch deutend. Er gab dem Freunde einen Wink, Brode gingen aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später trat der König in voller Uniform seines Garderegiments mit dem Federhut auf dem Haupte in den Hof des Schlosses. Hier wartete seiner der offene Wagen, den einige Hofherren und zwölf berittene Gardisten umgaben, an deren Spitze Henry Hobbart hielt. Niemand sah dem Könige die Schwäche an, welche ihn noch vor kurzer Zeit ohnmächtig in den Sessel geworfen hatte. Mit klirrenden Sporen über den Estrich schreitend, grüßte er die salutirenden Gardisten. Sein Blick war kühn wie immer, sein Wesen frei und fast anmuthig — er ging einem Kampfe entgegen, er war deshalb heiter.

„Nach Saint James," rief er, sich in den Wagen werfend. Die Karosse rasselte zum Gitterthore von Kensington hinaus, die Gardisten umringten den Wagen. Im scharfen Trabe fahrend und reitend, verschwanden Alle im Gebäude von Hyde-Park.

(Fortsetzung folgt.)

Die modernen Festungen.

Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höhern Ingenieur-Offizier.

(Fortsetzung von Seite 239.)

Die Verbindung der Fronten zur Hauptumfassung.

Die Stärke einer Festungsfront und deren Theile haben wir kennen gelernt, wie dieselbe der Länge nach durch das Flankenfeuer aus Bischofshüten und Kapponièren, der Quere nach und von außen herein durch das Feuer aus Minenöfen, Contre-Eskarpe- und Eskarpe-Galerien, von Rondengängen, aus Wurfbatterien, von dem Walle und dessen bedecken, mit Eisen armirten Geschützständen und zuletzt von der Defensiv-Kaserne (dem Reduit) zu beinahe unüberwindlichem Widerstande gesteigert wurde.

In der zweckmäßigen Verbindung und der harmonischen Stärke der einzelnen Fronten besteht die Stärke der ganzen Festung. Die langgestreckten Hauptumfassungen der modernen Festungen ziehen oft über sehr wechselndes Terrain dahin, und wo Berge in die Ebene der strategischen Festungspunkte sich verflachen oder schroff abfallen, wässen auch diese manchmal durch den geschlossenen Gürtel der Befestigung umfaßt oder durch isolirte Werke, Außenforts, in den Kreis hereingezogen werden. Einzelne Punkte der Hauptumfassung, einzelne Strecken derselben eignen sich hiebuch besonders hervorstechende Eigenschaften an, und wo dies nicht so sehr ausgeprägt ist, wie in der großen Ebene, wo aber wieder Flüsse, Sümpfe, Kultur u. s. w. einen eigenthümlichen Charakter verleihen, verlangen schon die langen Linien, daß einzelne Punkte oder Abschnitte in ihnen zu stärkeren Stützpunkten auserwählt werden. Die Kunst muß da noch mehr ergänzen, wo das Terrain hiezu weniger ausgeprägt ist. Die geschlossenen Werke der Hauptumfassung, die Basteien (Bastione) der alten Städte-Befestigungen, entstehen hiedurch. Der Hauptwall erhält durch solche Abschnitte zwar Unterbrechungen, indem diese modernen Bastione durch freistehende Mauern ohne Gräben, durch Flankenmauern nach der Seite, und im Rücken (der Kehle) des Walles durch Kehlmauern nach den Innern der Festung, der Stadt zu, abgeschlossen werden (Fig. I. und III.), aber gerade durch diese

Digitized by Google

Trennung wird die Widerstandskraft dieser Werke erhöht und es kulminiert gleichsam die Hauptkraft der Festung in diesen Stützpunkten (Bastionen), weil der Angreifer auf sie den Angriff richten muß, wenn er nicht nach vielleicht gelüngten Stürme gegen die eine oder andere Verbindungslinie zweier Bastione von Neuem den Angriff auf die Flanken und Kehlen der intakt gebliebenen Bastione richten und hiedurch Alles wieder verlieren will. Der größte Theil der künstlichen Vertheidigungsmittel wird daher bei der Anlage der Bastione konzentrirt, und es finden die bombenfesten Reduits in der Kehle derselben ihren besten Platz. Die langen Verbindungslinien der Bastione, die Courtinen oder Anschlüsse, erhalten die einfachste Konstruktion und verursachen ebendadurch weniger Kosten. Die Sturmfreiheit einer Festung verlangt aber, daß auch entlang der Courtinen die beinahe unersteigliche (bis 40 Fuß hohe) Escarpe vor dem Walle hinzieht, durch Caponièren im Graben flankirt ist und so um die ganze Festung eine zusammenhängende, unersteigliche steinerne Wand bildet, welche durch ihre tiefe Stellung im Graben nach außen nirgends sichtbar, auch nirgends eine Zielfläche der Zerstörung bietet.

In der Nähe der Bastione der Hauptumfassung und geschützt durch die Flanken derselben befinden sich meistens die Thore der Festung, überwölbt und unter dem Walle der Courtinen (Anschlußlinien) tunnelartig durchgeführt. Auf gleiche Weise bringen die Eisenwege des neunzehnten Jahrhunderts in die Festungsgürtel der strategischen Punkte ein und verlassen in weitem Bogen oft innerhalb der Festung wiederbefestigend unter dem Wall, wenn auch nicht für Alle, doch dem Kenner unbemerkbaren Thoren solcher Städte und Räume.

Wir haben früher bereits, daß eine solche große Festung 50 bis 40 Millionen Franken durchschnittlich kosten möge und daß dabei die Ausrüstung inbegriffen sei. Es ist nun am Platze, dies ein wenig zu spezifiziren.

Eine Hauptumfassung von zwei Stunden Umfang zusammenhängender Eskarpe, mit Einschluß der Befestigung der Basteien, der Reduits, der Kriegs-Pulvermagazine, kann mit einer Auslage von 25 Millionen Franken hergestellt werden. Sechs große, weit vorgeschobene Forts mit kleineren Zwischenwerken, erstere auf den Hauptrichtungen des Angriffs erbaut, erfordern etwa 20 Millionen Franken; die Ausrüstung 15 Millionen, und so dürften jedenfalls 60 Mill. Franken hinreichen, mit Ausnahme der Befestigung der Central-Kapitalpunkte der großen Hauptstädte, Städte mittlerer Größe in starke Waffenplätze und Festungen umzuwandeln.

Die Citadelle.

Die Citadelle (Veste) gehört zu der Hauptumfassung und schließt sich an sie an. Sie ist unter den Basteien die erste, wichtigste und gewöhnlich größeste. Sie liegt an irgend einem Ende der Befestigung der Umfassung: so in Straßburg gegen den Rhein zu: in Rastatt, die Leopoldsfeste, gegen Straßburg zu; in Ulm, die Wilhelmsfeste mit der Wilhelmsburg, gegen Norden, Stuttgart und dem Neckar zu. Während der Citadelle nach außen in der Zeit einer Belagerung der Festung eine der bedeutendsten Rollen zugewiesen ist, indem sie das letzte und durch vorgelegte Werke am schwierigsten einzunehmende Bollwerk und das Haupt-Reduit der ganzen Festung bildet, ist sie zugleich berufen, gegen das Innere des Platzes, gegen Stadt und Bewohner, in der kritischen Zeit einer Belagerung die Autorität der Militärbehörden und der Besatzung mit aufrecht zu erhalten. Denn die Anforderungen an die Bewölkerung und deren Opfer sind in solcher Zeit oft größer als die der Truppen.

Die Citadelle ist ihrer Anlage nach eine Festung im Kleinen; alle Formen, alle Bestandtheile wiederholen sich hier in größerer oder geringerer Ausdehnung und Stärke. Wälle, Gräben, Eskarpen, Contre-Eskarpen, Caponièren, Minen-Anlagen, gedeckte Wege, Blockhäuser, Reduits, abgeschlossene Werke, Courtinen und Anschlüsse kommen wieder zum Vorschein oder können wieder in Anwendung gebracht werden. Die besherrschenden kavalierartigen, auf dem Hauptwall eingeschränkt aufgestzten Wälle, zur besseren Einsicht und Bestreichung mehr vorborgener und dem Blicke entzogener Objekte, finden hier meist eine bevorzugte Anwendung. Ueberhaupt verlangt die der Citadelle zugewiesene Doppelrolle, nach außen gegen den Feind, nach innen gegen die Stadt, einen beherrschenden Platz.

Der Brückenkopf.

Die Fortsetzung der Hauptumfassung einer großen Festung jenseits eines vorbeifließenden Stromes und zum Schutze der darüber führenden Brücken heißt man einen Brückenkopf. Die strategische Lage und Aufgabe einer Festung entscheidet darüber, auf welche Seite des Flusses der Brückenkopf zu liegen kommt und auf welche Seite der Hauptheil der Festung. Hierauf müssen natürlich lokale Verhältnisse einen großen Einfluß ausüben, so namentlich die Ausdehnung der Stadt auf beiden Seiten des Flusses. Es ist wohl leicht verständlich, daß, da Straßburg wieder eine deutsche Festung wird, die ganze Festung als ein Brückenkopf, Deckung eines Flußübergangs, angesehen werden könnte. Wäre Germersheim nicht befestigt und dafür Mannheim und ein großer Offensiv-Waffenplatz eingelegt, so würde Ludwigshafen der Brückenkopf sein; jetzt ist es die Festung Germersheim, nur an einem den Haupt-Operationslinien nicht ganz entsprechenden Platze.

Der Brückenkopf ist eine Festung, im wahren und technischen Sinne des Wortes, ist aber die Fortsetzung der Hauptumfassung, jedoch in kleinerem Bogen, auf dem jenseitigen Ufer. Eine Anzahl Fronten bildet die Hauptumfassung; Abschnitte, Reduits und der ganze bezeichnete Festungsapparat treten weder in Verbindung, um dem Vertheidiger den Uebergang über den Fluß zu den verschiedensten taktischen Kombinationen, sowie die strategische Verbindung ununterbrochen und frei zur Verfügung zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Aus allen Welttheilen.

Gesellene Grüßen. (Mit Abbildung auf Seite 248.) Sie müssen fallen, wenn sie heimgerufen werden, hat Prophetenmund von allen falschen Göten verkündigt, und die Göten in den Tuilerien wurden heimgesucht und fielen. Noch vor zwei Monaten schmaußte sie dort mit einander vom Opferblut Frankreichs, als die ersten im Wettrang. Wer da zu ihnen gelogt hätte, in einer Sonne Zeit werde an den Thoren dieses Palastes „Propriété nationale" angeschrieben sein, werde von seinem Giebel die Lazarethfahne wehen, in seinen Gärten ein Trümmerhaufsten der großen Armee lagern, gegen die Wälle aber Albeutschland heranstürmen, den würden sie für eben so wahnsinnig gehalten haben, als Europa sie selbst, da sie im Cabinet und auf der Tribüne über Nacht den Abrüstring heraufbeschworen und schon auch auf die Siegesbraute mit Fingern wiesen. Frankreichs Thron ist zerbrochen, also Krieg! sprach der Due de Gramont; nur im Krieg ist noch Heil, sprach Ollivier; wir sind bereits gerüstet und fliegen zum Sieg, sprach Lebeuf; meine Spanen, sprach Prim, und Mac Mahon's Turcos fressen den Reim und Eugenie sprach: es kann gar nicht fehlen, denn der Unfehlbare hatte für uns; und das Kind von Frankreich sprach: Papa, darf ich auch mit, oder soll ich bei Mama bleiben? Der Kaiser aber drehte an seinem Schnurrbart, lenkte und sprach: Allons donc! Da zogen sie aus mit Roß und Mann, mit Chassepots und Kugelspritzen, und Palikao bestätigte die Regentin in der Hauptstadt. Aber unterm der belgischen Grenze liegt eine kleine Festung an der Maas, heißt Sedan. Dort weht schon nach Wochen der Kaiser gefangen mit sammt dem Herre, das ihm noch übrig. Grammont, Ollivier, Lebeuf, Palicao sind weggeblüht, der Tiger Bazaine rüttelt an seinem Gitter in Metz, Mac Mahon hinter an seiner Wunde, Eugenie, ihr Söhnlein unklammernd, murmelt auf der herzerissen Küste von England ihren Rosenkranz, und Lyk träumt auf den Pfühlen der Wilhelmshöhe vom „tückischen" Onkel Hieronymus. Der politisierende Hegetianer aber kann an der Feder, rechnet aus Fehlern, Vergehen, Verbrechen einerseits, aus gelammelter Unenzie und Unteligenz anderseits; mit Zweimalzweiflecherheit heraus, daß das alles gar nicht anders kommen konnte, und läßt seinen Nemesis-Artikel für die Zeitung in den Spruch ausklingen: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Kampfscene bei der Kirche von Frötschweiler, mit Originalzeichnung nach der Natur aufgenommen von Zaller. (Siehe Seite 249.) — Die württembergischen Jäger wurden ein Regiment Turcos auf den Kirchhof von Frötschweiler. Die Thüren der Kirche waren ausgehoben und hier selbst zu einer französischen Munitionen eingerichtet. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, drängten sich so viele Turcos, als die Kirche nur fassen konnte, in dieselbe hinein, die übrigen streckten die Waffen und gaben sich gefangen. Während dieser Zeit hatten die in der Kirche befindlichen Franzosen alle Eingänge mit Kirchenbänken, Stühlen und Kirchengerathschaften verbarrikadirt, und eröffneten durch Fenster und Lucken ein mörderisches Feuer, so daß sich die Jäger außer Schußweite zu begeben und preußische Artillerie requiriren mußten. Diese verfuhr vergebens zur Uebergabe auf und machte ebenso vergebens auf das Ungehörige, eine Ambulanze zu besehen, aufmerksam, so daß ihr schließlich nichts übrig blieb, als die Kirche in Brand zu schießen. Nicht eher, als bis die in der Kirche eingeschlossenen Franzosen zur festen Ueberzeugung kamen, daß sie unrettbar verloren seien, schrieen sie um Pardon. Nun stürzten die braven württembergischen Jäger mit Todesgefahr an die brennende Kirche und halfen die Verirrten vorzukommen. Trotz vieler vergeblicher Mühe, die Turcos hatten sich so fest mit so unsäglig verbarrikadirt, daß es trotz der größten Anstrengungen in- und außerhalb der Kirche nicht gelang, einen Ausweg herzustellen, ehe das Dach und der Thurm prasselnd einstürzten und sämmtliche Franzosen in dem selbstverschuldeten Fetternet begruben.

Der rechte Schuß fiel, als die Kirchenuhr Punkt 3 Uhr anzeigte. Der das Geschütz richtende Kanonier hatte auf das Zifferblatt gezielt und, wie unser Bild zeigt, so ausgezeichnet getroffen, daß die Uhr sogleich stehen blieb.

Inhalt: Komptoirs zur Circulirung. Von Berthold Auerbach. Schluß. — Das Bild des ostindischen Cultus. Von H. Vambery. Mit 3 Illustrationen. — Die Franken und die französische Artillerie der Gegenwart von Franz Maurer. Forts. — Um Thron und Krone. Von O. Hiltl. Forts. — Die modernen Festungen. Forts. — Aus allen Welttheilen: Gesellene Grüßen. Mit 9 Portraits. — Kampfscene bei der Kirche von Frötschweiler. Mit Original-Zeichnung von Zaller. — Der Roman: „Der Bauernfeiler" folgt in Nr. 17.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roma vetus.

In usum scholarum
edidit
Arminius Rheinhard.

Grosser Plan des alten Rom

(Wandkarte)
in 4 colorirten Blättern
(jedes 29¼ : 23¾ Zoll rhn.)
mit 10 Randbildern römischer Prachtbauten.
Preis auf Leinwand gezogen 5 fl. 24 kr. Südd. = 3 thlr.

Athenae.

In usum scholarum
edidit
Arminius Rheinhard.

Großer Plan des alten Athen

(Wandkarte)
in 4 colorirten Blättern.
(jedes 29¼ : 23¾ Zoll rhn.)
mit einem Karton: Portus Athenarum.
Preis auf Leinwand gezogen 5 fl. 24 kr. Südd. = 3 thlr.

Gallia.

In usum scholarum
edidit
Arminius Rheinhard.

Große colorirte Wandkarte des alten Galliens.

Preis auf Leinwand gezogen 5 fl. 24 kr. S. = 3 thlr.

Atlas orbis antiqui.

In usum scholarum
edidit
Arminius Rheinhard.

Editio tertia emendata et aucta.

Tabulae:

1. Orbis terrarum antiquis notus.
2. Aegyptus et Palaestina.
3. Imperia Persarum et Macedonum.
4. Asia minor, Syria et Armenia.
5. Graecia cum insulis et Macedonia.
6. Hellas et Peloponnesus.
7. Hispania, Mauretania et Africa.
8. Gallia, Germania et Britannia.
9. Imperium Romanum.
10. Italia.
11. Roma vetus.
12. Athenae.

Gebunden 1 fl. 18 kr. Südd. = 22½ sgr.

Digitized by Google

Vollständig ist jetzt im Verlage von **Carl Hoffmann** in **Stuttgart** erschienen und von allen Buchhandlungen zum Subscriptions-Preis zu beziehen:

Album

des

classischen Alterthums

zur

Anschauung für die Jugend, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen.

Eine Gallerie von 72 Tafeln in Farbendruck,

nach der Natur und nach antiken Vorbildern, mit beschreibendem Text

von

Hermann Rheinhard,
Prof. am Gymnasium in Stuttgart.

Vollständig in 12 Lieferungen à 54 kr. S. = 15 sgr.

Inhalt des Albums.

I. Landschaften und Bauwerke.

a. Griechische.

1) Athen mit der Akropolis.
2) Theseus- Tempel in Athen.
3) Jupiter-Tempel in Athen.
4) Akropolis von Athen zur Zeit des Perikles.
5) Erechtheum in Athen.
6) Propyläeen in Athen.
7) Thurm der Winde in Athen.
8) Monument des Lysicrates in Athen.
9) Sparta.
10) Corinth mit Akrocorinth.
11) Eleusis.
12) Minerva-Tempel auf Aegina.
13) Derselbe restaurirt.
14) Neptun-Tempel in Paestum.
15) Säulenordnungen.

b. Römische.

16) Rom vom Capitol aus.
17) Capitol in Rom.
18) Tiber-Insel in Rom.
19) Thermen des Diocletian in Rom.
20) Circus des Maxentius in Rom.
21) Pantheon (aussen) in Rom.
22) Pantheon (innen) in Rom.
23) Forum (restaurirt) in Rom.
24) Colosseum in Rom.
25) Tempel der Faustina in Rom.
26) Bogen des Severus in Rom.
27) Bogen des Titus in Rom.
28) Grabmal der Caecilia Metella in Rom.
29) Grabmal des C. Cestius in Rom.
30) Engelsburg in Rom.
31) Säule des Trajan in Rom.
32) Säule des Antonin in Rom.
33) Theater des Marcellus in Rom.
34) Janus quadrifrons in Rom.
35) Cloaca maxima in Rom.
36) Forum des Nerva in Rom.
37) Nymphaeum der Egeria in Rom.
38) Vesta-Tempel in Tivoli.
39) Ansicht von Pompeji.
40) Strasse und Stadtmauer in Pompeji.
41) Aquaeduct bei Nimes.

II. Das Haus.

42) Römisches Haus (Grundriss).
43) Römisches Haus (Seitenansicht).
44) Saal im Hause des Sallust in Pompeji.
45) Wandgemälde in Pompeji.
46) Mosaikboden.
47) Mahlzeit.
48) Hausgeräthe.

III. Mythologie und Cultus.

49) Götterversammlung.
50) Opfer.
51) Leichenbegängniss.
52) Griechisches Grabmonument, Sarkophag, Relief-Bild eines Sarkophags.
53) Apotheose.

IV. Theater.

54) Theater zu Egesta.
55) Chor.
56) Theater-Scene.
57) Grundriss eines Theaters.

V. Kriegswesen.

58) Alexanderschlacht.
59) Römische Soldaten auf dem Marsche.
60) Allocutio vom Suggestum.
61) Sturm auf eine belagerte Stadt.
62) Schweres Geschütz.
63) Triumphzug.
64) Seewesen.

VI. Kostüme und Statuen.

65) Griechin.
66) Griechin.
67) Römer in der Toga praetexta.
68) Römerin.
69) Caestus-Kämpfer.
70) Vestalin.

VII. Vasen.

71) Vase von Ruvo.
72) Dodwell'sche Vase.

☛ Zum Geschenke für Gymnasiasten, zur Schul-Prämie ꝛc. eignet sich dieses Prachtwerk ganz besonders.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

6. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S.

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold Auerbach; Arthur Bitter; Brachvogel; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glassbrenner; Guntram; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Huybeusz; T. Kerner; E. A. König; Krasser; Kreyssig; Liebetreu; Lippert; W. Löbe; Loth; Mützelburg; Oelschläger; F. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhardt; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rokowska; Russ; Schuster; R. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Temme; Turgénjew; Venedey; C. Vogt; Waiesrode; Weck; M. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Willkomm; Wittstock; Warm; Zelsing etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(Carl Hoffmann.)

Alle Buchhandlungen, Journal- und Zeitungs-Expeditionen und Spediteure, Colporteure etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern jedes Heft einzeln.

☛ Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden. Jedes Heft wird einzeln bezahlt.

Digitized by Google

Inhalt des sechsten Heftes.

	Seite
Der Bauernkaiser. Historischer Roman von Ferd. Pflug. (Forts.)	257. 278. 293
Die modernen Festungen. Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höheren Ingenieur-Offizier. (Schluß)	259
Am Vorabend. Original-Novelle von Iwan Turgénjew. (Forts.)	261. 278
Die Erstürmung der Speicherer Höhen. 6. August 1870. Von Dr. Ferd. Pflug. Mit Original-Holzzeichnung von Otto Seitz.	262
Berliner Briefe an eine Dame. Vierter Brief.	266
Um Thron und Ehren. Historischer Roman von Georg Hiltl. (Forts.)	268. 283. 300
Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart. Von Franz Maurer. Mit Abbildungen. (Forts.)	271. 280
Der große Raubstaat. Von H. Scheube.	275
Blumenweizen. Novelle von Berthold Auerbach.	289
Die Schlachten um Metz. 1. Das Treffen von Vange. 14. August 1870. Von Dr. Ferd. Pflug.	292
Der Einzug einer Mitrailleuse in Stuttgart. (Genrebild aus dem Kriege von 1870). Von Ludwig Walesrode. Mit Original-Zeichnung von Fr. Specht.	298
Aus allen Welttheilen: Preußische Dragoner auf dem Vormarsch nach Paris. Mit Abbildung. — Die Krantzler'sche Ecke in Berlin. Mit Bild. — Frankreichs Kronjuwelen. — Die Feldeisenbahn von Remilly nach Pont-à-Mousson. — Die Greueltaten in Tientsin (China). — Nachruf einem Seehelden. — Kriegs-Anekdoten, (Forts.). — Eine interessante, sehr charakteristische Scene. — Die Eisenbahnen im gegenwärtigen Kriege. — Die Turcos. — Gneisenau vor Paris. Mit Porträt. — Wie viel kann Frankreich leisten? — Frankreichs gefangene Herrscher. — Die Trophäen von Sedan. — Louis Napoleons Privatvermögen. — Meaux. — Rußlands Finanzen. — Ein kühnes Reiterstück auf dem Marsch nach Paris. — Kriegs-Romantik. — Wunderbare Lebensrettung.	272. 287. 302

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Prachtwerke mit sehr vielen colorirten Tafeln, Stahlstichen und Holzschnitten
zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

1. **Buch der Welt,** Jahrgänge 1843 bis 1858 à 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. S. Jahrgänge 1860 bis 1869 à 1 thlr. 15 sgr. = 2 fl. 42 kr. S. Jahrgang 1870 mit Prämien-Stahlstich: **„Pauline Lucca"** 2 thlr. 20 sgr. = 4 fl. 48 kr. S.
2. **Fresa,** Jahrgänge 1865 bis 1867 à 1 thlr. = 1 fl. 48 kr. S.
3. **Journal illustré,** (ohne Stahlstiche und colorirte Tafeln) aber reich mit Holzschnitten illustrirt, Jahrgänge 1863 und 1864 à 15 sgr. = 54 kr. S.

Hoffmann'sche Verlagshandlung.

Die einzige bis jetzt erschienene Geschichte des denkwürdigen Krieges 1870 in ergänzender leicht faßlicher Form:

Deutschland über Alles,

ein Roman aus der Gegenwart

von

Dr. Hanns Stark.

Mit geistreicher, gewandter Feder schildert der Verfasser, dem durch seine Stellung ein tiefer Einblick in die sozialen Verhältnisse und Uebel unserer Zeit vergönnt war, die jetzigen Ereignisse in einem wahrheitsgetreuen Roman und erregt derselbe durch seine farbenreichen Schilderungen und durch die unparteiische, historisch-treue Darstellung der darin auftretenden Personen das größte Aufsehen. —

Dieses Werk erscheint in circa 15—20 Lieferungen. **Preis der Lieferung 5 sgr. = 25 kr. ö. W.**

Eigens künstlerisch angefertigte Original-Illustrationen sind jedem Hefte beigegeben und werden ferner zu der 10. und Schluß-Lieferung zwei große Prämien, wirkliche Kunstblätter, welche für jedes Haus eine bleibende Zierde bilden, herausgegeben und hiezu

Zwei Schlachtenbilder

die bedeutendsten Erscheinungen des französisch-deutschen Kampfes darstellend, gewählt, und werden zu dem billigen Preis pro Stück zu 7½ sgr. = 50 kr. ö. W. geliefert werden. — Lieferungen 1—4 sind bereits erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Wien, November, 1870.

G. J. Manz'sche Buchhandlung, Kohlmarkt Nr. 7.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter:

Der Frauen-Kuwakt.

Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- u. Erwerbsvereine.

Unter Mitwirkung

von

Fanny Lewald, Luise Büchner, Prof. Dr. v. **Holtzendorff, A. Lammers,** Prof. **Emminghaus,** Prof. Dr. **W. Jöhnert** u. A.

Herausgegeben

von

Jenny Hirsch.

Jährlich 12 Hefte. Preis 2 Thlr.

Probehefte liegen in jeder Buchhandlung aus.

Verlag von **Otto Löwenstein** in **Berlin.**

Verlag von **Friedrich Viewog und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Maltzan, Heinrich Freiherr von, Adolph von Wrode's Reise in Hadhramaut, Beled Beny 'Yssâ und Beled el Hadschar. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne. Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von **Friedrich Viewog und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Arnd, Eduard, Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. Sechs Theile in drei Bänden. Zweite wohlfeile Ausgabe. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; L. Bitter; Brachvogel; Danneberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glaßbrenner; Ludw. Hadlicht; Hammer; W. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Houbendz; L. Kerner; L. L. König; Kraßer; Kreyßig; Diederom; Lippert; W. Löbe; Lorm; Mügelburg; Oelschläger; H. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhard; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rosenfeld; Rud. Schäfer; R. Schmidt; L. Schöll; Schramm; Lemme; Turgenjew; Vrachvo; L. Vogt; Waldeyrode; Weh; M. Wenzel; Werner, Ing. z. See; Wilkomm; Wittkopf; Worm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 17. Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. Jahrg. 1871.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pfau.**

(Fortsetzung von S. 229.)

Ein Blitz des Triumphes zuckte bei diesem Hinweis auf ihn in den Augensternen des Anklägers der ganzen Verwirrung. Kaum daß der kleine Mann den seine Brust schwellenden Jubel zu unterdrücken vermochte, durch die seit lange im Geheim erstrebte Verdrängung des Bauernkaisers und seine Wahl an dessen Stelle den ihn verzehrenden Neid und Ehrgeiz befriedigt zu sehen. Anderseits war jedoch mit dem gemachten Vorschlag augenscheinlich bei dem Hauptheil der Versammlung eine unerwartete Umkehr eingetreten. Die Männer schauten sich mit mißbilligenden Blicken an und schienen zur Besinnung zu kommen.

„Das habe ich nicht gesagt," eiferte der Abt gegen die seinem vorigen Ausruf von dem schwarzen Görg beigelegte Deutung. „Die sieben Heiligen mögen mich behüten, einen Abwesenden anzuschuldigen. Vielleicht daß der Bauernkaiser alle gegen ihn hier erhobenen Beschuldigungen mit einem Worte zu entkräften vermag; vielleicht daß die Nachricht von seinem Besuch im schwedischen Lager nur auf einem Irrthum beruht."

„Alles Zauberwerk stammt vom Teufel und nie kann, wer es übt, Gott und den Heiligen dienen," beeilte sich einer der Mönche, dieser durch die Umstände dem Abte abgezwungenen herabsetzenden Erklärung entgegenzuwirken.

„Der Bauernkaiser ist ein so guter Katholik wie ich und wir Alle," hatte einer der bisher den großen Haufen bildenden Bauern den Muth gefaßt, sich zu äußern. „Mehr als Hundertmal habe ich ihn den Rosenkranz beten, und alle Gebräuche unserer heiligen Kirche beobachten sehen."— „Wir auch!" stimmten zehn Andere bei.

„Hat er denn nicht jüngst erst eine silberne Monstranz in die Kirche zu Todtnau geschifft!" erinnerte Einer.

„Als ich," war ein riesiger Bergmann eingefallen, „im vorigen Winter an dem tückischen Schuß, welchen ich da im Finsterpaß davongetragen, todtkrank in meiner Hütte gelegen habe, und alle die Pfaffen und selbst der alte Schäfer in Gratweil mich schon aufgegeben hatten, da hat die Gertrud allein mich vom Tode errettet. Nicht Wind, nicht Wetter, noch Sturm, Eis und Schneegestöber haben die wackere Dirne abgehalten, zu meiner Behandlung in das Gebirge hinaufzusteigen. Mags nun mit meiner und so vieler Anderer Heilung mit rechten oder nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, ihr und ihres Vaters Zauber ist doch immer nur zu unseren Gunsten geübt worden, und Gotts Tod! dem Ersten, welcher mir gegen das Mädel noch ein Wort auszustoßen wagt, schlage ich mit dieser meiner Faust den Schädel ein!"

„Merkt Ihr's denn noch nicht, Ihr Männer, worauf alle diese Anklagen und Beschuldigungen abzielen?" schürte der Wortführer dieser Richtung die durch den ungeschickten Ausfall des schwarzen Görg hervorgerufene Empörung. — „Es ist ja nur ein abgekartetes Spiel mit diesen albernen Verdächtigungen, um den Bauernkaiser zu stürzen und sich an seine Stelle aufzuschwingen. Habt Ihr denn den neuen Vorschlag nicht gehört? der Mossbauer soll unser Führer sein!"

„Was will der Knirps? Männer können nur von Männern geführt werden! Zur Hölle mit dem Jammerlump, der noch bei jedem Treffen das Hintertreffen gesucht hat!" tobte es durcheinander.

Unter dem wüthenden Geschrei und gegenseitigem Zuschleudern von Beschuldigungen versuchte der schon gestern mit dem Vorschlag nach Hause zu ziehen aufgetretene alte Bauer noch einmal seine Ansicht geltend zu machen. „Wozu aber eigentlich noch streiten und zanken?" bemerkte er. „Der Schneefall und das danach eintretende Thauwetter sind unsere besten Bundesgenossen. Alle Gefahr ist für lange hinaus beseitigt. Binnen einer Stunde breche ich mit den Meinen auf. Bei einem Wetter, wie heut, sitzt es sich zum Besten hinter dem eignen Hofe, hinter dem warmen Ofen und vor der gefüllten Schüssel."

Durch den ungeeignen Einwurf eines der Mönche war der Zornausbruch der mit so jähem Umschlag für den Bauernkaiser entstammten Menge auch gegen diese gerichtet worden. „Was haben die Pfaffen hier mit einzureden?" schrie der Eine. „War es," mahnte ein Zweiter, „da auf der großen Versammlung in Herrischried nächst dem nichtswürdigen Schreiber, dem Salomon Reiner, nicht vor Allen der Abt von St. Blasien, welcher den Zutritt zu den Kaiserlichen und Bayern befürwortet hat? Der Bauernkaiser und seine Gertrud waren gleich gegen diesen Entschluß, doch wir sind den verlockenden Vorspiegelungen jener Beiden gefolgt und schlecht genug dabei gefahren. Die Rathschläge der Pfaffen haben und noch niemals Heil gebracht!"

Vergeblich versuchten der schwarze Görg, der Mossbauer und der Hirschen-Wirth sich unter dem tobenden Lärm Gehör zu verschaffen. Ein sich von dem Klosterhof bis zum Refektorium fortpflanzendes Zubelgeschrei machte ein gegenseitiges Verständniß vollends unmöglich.

„Hoch der Bauernkaiser!" jubelte es bei dem Eintritt des so Gefeierten hier innen fast noch lauter und stürmischer als draußen.

„Nun, Jakob,“ begrüßte denselben sein standhafter Vertheidiger, „sprich du selbst. Strafe diese elenden Verläumder Lügen. Bist du ein Heger? Gehörest du zu den Aufständischen damals da unten in Ober-Oesterreich? Willst du uns den Schweden verkaufen?“

„Wer wagt an meinem Glauben zu zweifeln? Welcher wahnsinnige Narr hat den Unsinn von den Schweden wider mich aufzubringen versucht?“ Der Bauernkaiser war unter den so unverhofft an ihn gerichteten Fragen nichtsdestoweniger einen Moment erbleicht. Auch das Uebergehen einer Beantwortung der zweiten Frage mochte auffallen.

„Seht Ihr, wie er bleich geworden ist?“ höhnte der schwarze Görg. „Hoho! es ist schon so, wie der Moosbauer vorhin behauptet hat, er gehört zu der von Gott abgefallenen Heherbrut da unten...“

„Laßt mich durch, Ihr da, diesem Moosbeenner und Strauchdieb sein Recht zu erweisen!“ tobte der Bergmann gegen die ihn Zurückhaltenden.

„Nun denn, Ihr habt's gehört,“ rief der vorige Frager zu der Versammlung gewendet. „Alles, was die Scheime dort gegen den Jakob geredet haben, war nichts als Lug und Trug.“

„Und du warst nicht bei den Schweden?“ hatten Einige der Nächsten noch ungewiß und schwankend die Frage an den Bauernkaiser gerichtet.

Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft war es dem Letzteren gelungen, die bei der erneuten, direkten Beschuldigung des schwarzen Görg sich in seinen Augen und Zügen spiegelnde Verwirrung niederzukämpfen und seine Selbstbeherrschung zurückzugewinnen.

„Stehenden Fußes komme ich aus dem schwedischen Lager,“ versetzte er mit überlegener Ruhe und Geistesgegenwart. „Sollte ich etwa die sich bietende Gelegenheit, die Auflatten des Feindes mit eignen Augen zu erkunden und mich von dem Stand der Dinge bei ihm zu überzeugen, ungenützt verstreichen lassen?“

„Da, das ist's!“ jubelte der Wortführer seiner Partei, doch blieb eigentlich kaum noch von gesonderten Parteien zu sprechen. Die ganze Versammlung hatte sich vielmehr dem alten, gewohnten Führer wieder zugewendet. Selbst der Moosbauer verleugnete gegen seine nächste Umgebung so laut als möglich seine vorigen Bestrebungen. Der Hirschen-Wirth suchte ihn noch zu überbieten. Der Abt und seine Mönche, durch den plötzlichen Umschlag gewarnt, beobachteten eine vorsichtige Zurückhaltung. Nur der schwache Görg verharrte unter den ihn bedrohenden Fäusten seiner Widersacher auch jetzt noch in der vorigen feindseligen Haltung.

„Laßt Euch noch ferner von dem Kerl anführen,“ schrie er, „doch denkt an mich, ich hab's gesagt und ich behaupt's ihm in's Gesicht, ein Heher ist er, ein verstuchter Heher, der Euch Alle schließlich dem Teufel und dem zeitlichen wie ewigen Verderben überliefern wird. Kriecht Alle vor ihm, ich beuge mich nicht, ich lache über ihn ...“ Das wilderte Gebrüll und wilde Gestümmel um den Rasenden verhinderte, daß von ihm ausgestoßenen Schmähungen und Beschuldigungen ferner noch zu verstehen. Noch einem wahrhaft verzweifelten Widerstande war er zur Hinterthür des Refektoriums hinaus-, und die zu derselben führende Treppe hinabgeworfen worden.

Mit einem kalten, antheillosen Blick verfolgte der Bauernkaiser diesen Vorgang. „Ihr kennt den schwarzen Görg,“ richtete er das Wort an seine Umgebung, „der böse, tückische Gesell hätte schon längst den Lohn für sein schlimmes Thun an dem Alle irgend einer stämmigen Bache oder Eiche finden sollen. Sicher ist keiner unter Euch, welcher seinen wahnsinnigen Beschuldigungen gegen mich Glauben schenken wird. Doch seht hier,“ er hatte ein an einer Schnur um den Hals getragenes, silbernes Bild der heiligen Jungfrau aus seinem Wammse gerissen — „bei der gebenedeiten Mutter, zu der wir Alle beten, bei dem fruchtbringenden Gedächtniß aller heiligen Märtyrer, bei den Wundenmalen des Heilandes schwöre ich Euch, daß jedes Gedanke der Ketzerei fern von mir ist!“

Ein donnerndes Jubelgeschrei verschlang den Rest seiner Beschwörung.

„Greift den Halunken, den schwarzen Görg! Der Hund, der Verläumder, darf nicht länger leben!“ tobte es durch die Menge. „An den nächsten Baum mit ihm!“

„Laßt den Schelm,“ wehrte der Bauernkaiser dieser raschen Justiz, „er wird seinem Gericht nicht entlaufen. Wir haben jetzt wohl andere Dinge zu thun, als die kostbare Zeit mit seiner Aburtheilung zu verlieren. Hört mich an! Der Gedanke, mit dem ich mich im Geheim schon lange getragen habe, steht im Begriff sich zu verwirklichen. Ihr habt mich den Bauernkaiser genannt, und an mir, Eurem Führer, war es deßhalb, dem von Euch auf mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Der Zeitpunkt ist gekommen mit einer letzten, gewaltigen Anstrengung die Sicherheit dieser Berge für immer zu begründen, und Frieden und Wohlergehen in unsere Thäler zurückzuführen. Um mich des rechten Moments dafür zu versichern, habe ich mich, unter dem Anschein mit ihnen zu paktiren, bis in das Lager dieser abtrünnigen Ketzer, der Schweden gewagt. Nun denn, Alles ist vorbereitet, bei Euch allein steht das Gelingen!“

Aller Blicke hingen an seinem Munde. Von dem vorigen Lärm angelockt, erfüllten die vom Hofe herzugeströmten Bauern dichtgedrängt das ganze weite Gemach, selbst zu den Fensterbrüstungen hatten sich einzelne der Männer emporgeschwungen, um besser sehen und hören zu können. Das Schweigen der gespanntesten Erwartung lastete auf der bis zu Hunderten angewachsenen Versammlung.

„Fünfmal im Laufe der letzten zehn Jahre,“ fuhr der Redner mit erhöhter Stimme fort, „haben die Heere der Kaiserlichen, der Bayern, des Lothringers, der Schweden durch unsere Pässe zu dringen versucht, um das von ihnen den Ländern ringsum bereitete Geschick, um Raub, Brand und Mord auch in unser Gebirge zu tragen. Mit den äußersten Anstrengungen nur und unter Aufopferung unserer Besten ist es uns bisher gelungen, das uns und unseren Angehörigen so oft und so nahe drohende Verderben abzuwenden. Indeß schaut Euch um. Ganz Schwaben, von dem Bodensee bis zum Neckar und der Donau gleicht einer Wüste, das herrliche Badener Land, den Rhein aufwärts bis zum Main ist von diesen entsetzlichen Banden in eine Einöde verwandelt worden. Werden wir, auf uns allein angewiesen, auf die Dauer diesen fortgesetzten Angriffen zu widerstehen vermögen? Wird nicht endlich auch das Verderben über uns hereinbrechen?“

Der in den aufgeworfenen Fragen anklingende Zweifel und das ihnen in der Ferne gezeigte Verderben hatten ihre Wirkung auf die Hörer nicht verfehlt. Bestürzt und verwirrt schauten die Männer einander an. Zum ersten Mal gleichsam schien den Meisten ein Blick auf die Gefahr ihrer Lage eröffnet. Man hätte in dem ängstlichen Harren der Menge die gepreßten Athemzüge jedes Einzelnen unterscheiden mögen.

„Warum aber,“ fuhr der Bauernkaiser fort, und seine Augen flammten, „hat während des gleichen Zeitraums noch keins von all' diesen feindlichen Heeren die Schweizergrenze zu überschreiten gewagt? Kein natürliches Hemmniß, weder ein Fluß, noch ein Gebirge, hinderte sie doch daran. Von den fünf Waldstädten liegen vielmehr Lauffenburg und Rheinfelden jenseits des Rheins, und ihre Feldmarken grenzen unmittelbar an die Schweizer Recker. Warum ist auf schweizerischem Gebiet von denselben schrecklichen Banden, welche diesseits so entsetzlich gewüthet haben, die Ausübung auch der geringsten Gewaltthätigkeit unterlassen worden? Warum? — Ich will es Euch sagen. Weil die Schweizer seit zusammenstehen; weil die Feldherrn der Schweden, der Kaiserlichen und all' der übrigen Kriegsvölker recht gut wußten, daß der erste Eingriff in schweizerischer Eigenthum sofort eine der übrigen weit überlegene Macht auf ihre Fahrte lenken würde und daß sie verloren wären, wenn sie, den noch unbezwungenen Schwarzwald in ihrem Rücken, dem Angriff der tapferen Schweizer Stand halten sollten. Wofern wir aber so lange die Vormauer der Schweiz gebildet haben, was hindert uns den unmittelbaren Anschluß an dieses Land nachzusuchen, ganz in dasselbe aufzugehen, und damit all' der Vortheile der Angehörigen desselben theilhaft zu werden? Ist die Schweiz nicht durch den Anschluß eines Cantons nach dem andern an die vier Urkantone entstanden? Herrscht nicht da drüben jenseits des Rheins, in Basel und Constanz derselbe Glaube wie in unseren Bergen? Sitzen wir nicht ebenso frei auf unseren Höfen als die Schweizer-Bauern? Sind wir etwa minder kühn und entschlossen als diese? Wenn Kaiser und Reich, statt uns zu schützen, unser Bedrechen erstreben, so gilt es uns selbst zu schützen. Ohne daß wir uns den Schweizern durch eine mannhafte, gewaltige That ebenbürtig erwiesen haben, werden diese freilich anstehen, uns den Anschluß an sie zu bewilligen. Indeß die Gelegenheit, uns mit einer einzigen Anstrengung zu ihnen zu erheben, bietet sich augenblicklich, wie vielleicht nie wieder. Der Bernhard von Weimar da in Lauffenburg steht im Begriff, sich auf die durch ihre Uneinigkeit geschwächten Kaiserlichen und Bayern zu stürzen, und ihnen seine vorgelegten vor Rheinfelden erlittene Niederlage durch einen über sie davongetragenen Sieg zu vergelten. Wohlan denn, laßt uns ebenfalls unsere Macht bis zum letzten Mann aufbieten! Statt den Angriff des Feindes abzuwarten, laßt uns denselben zuvorkommen. Der Blathund, der Savelli, hat geschworen, seine Rache in unserem Blute zu kühlen und da auf die wilden Thiere in den Wäldern und die Vögel ist der Lust alles Lebende in unserem Gebiege auszutilgen. Indeß die verschneiten Pässe hinter sich, ist er

Digitized by Google

selber ohne Rettung verloren, wofern unser Angriff mit dem des Bernhard zusammentrifft. Die Vernichtung dieser ganzen feindlichen Armee, das ist die Brücke, welche uns zu der Schweiz hinüberführen soll. Bei Basel steht zur Deckung dieser Stadt und der Schweizer Grenze der Erbach mit 8000 Schweizern, und unmittelbar von dem erkämpften Schlachtfelde eilen unsere Boten zu ihm und dem großen Rath nach Bern, um Beiden unseren Anschluß anzutragen. Nicht mit den Schweden wollen wir gehen, doch nichts verhindert uns die von denselben und bereitete Gelegenheit zur Niederwerfung des einen, nächsten Feindes zu benützen. Unser Zutritt zu der Schweiz aber zwingt diese Leger ganz von selbst den kaum gewonnenen Boden ebenfalls wieder preiszugeben. Begreift Ihr nun, warum ich nach Lauffenburg hinunter gewesen bin? Wählt denn, Ihr Männer! Dort winken uns Freiheit, Wohlergehen, Friede, Schutz und Sicherheit, hier droht uns unabwendbares Verderben. Wählt! — Wollt Ihr mit mir gehen? Wollen wir uns der Schweiz anschließen? Oder wollt Ihr im aregebichten Kampfe wider die Mörderbanden des Savelli Euer Blut verspritzen? Wollt Ihr Euer Weibes, Eure Kinder vor Euren Augen morden sehen?"

Todesschweigen herrschte in dem weiten Kreise, jedoch die leuchtenden Augen und die Begeisterung in den Zügen der Männer verkündeten hereiter als tausend Worte den Entschluß jedes Einzelnen, ihrem Führer zuzufolgen. „Was gilt es da noch lange zu wählen," brach endlich eine Stimme den noch auf der Versammlung lastenden Bann. „Hoch der Bauernkaiser! Tod dem Savelli!"

„Hoch! Hoch!" donnerte der Ruf. „Vorwärts denn! Auf zu den Waffen! Hier für die Schweiz! Tod dem Savelli!"

„Um aller Heiligen willen! erheben der Herr Abt doch Widerspruch," hatte einer der Mönche diesem zugeflüstert. „Der Vorschlag dieses Wahnsinnigen darf nicht in Erfüllung gehen, der ganze Besitz unseres Klosters steht ja dabei auf dem Spiele. Unsere eigenen Bauern würden uns danach fohrt den Gehorsam aufkündigen."

„Schweig', so hieß die das Leben ist, schweig'," entgegnete der Angeredete. „Jedes Wort kleibt hier verloren und würde nur einen unzeitigen Verdacht auf uns lenken. Glück genug, daß wir den Plan dieses hirnverbrannten Schwärmers kennen. Der Savelli und der Werth müssen sofort benachrichtigt werden."

„Wenn dem Jakob Eschwanger sein Vorhaben glücken sollte, sind wir Beide verloren," war unter der allgemeinen stürmischen Erregung von dem Hirschen-Wirth dem Moosbauer in's Ohr geraunt worden. „Hast Du die Blicke nicht bemerkt, welche er auf uns gerichtet hat?"

„Nun, so gilt es ihm zuvorzukommen," murmelte der Moosbauer zwischen den Zähnen. „Das fehlte noch, daß das Land diesem . . . ." er unterdrückte mit einem vielbedeutigen Blick das ihm schon auf die Lippen getretene Wort — „seine Freiheit verdanken sollte. Nein, nun und nimmermehr! ich erringe das nicht. Laß uns den schwarzen Görg wider ihn aufstacheln, der hat mindestens so viel als wir selber zu fürchten und schlimmsten Falls bleibt der Hallunke mit einem Stück Geld zu Allem zu bestimmen. Seine Büchse fehlt nimmer."

„Aber bedenke doch, das wäre ja Mord," stotterte im höchsten Schrecken der Andree.

„Pst!" ein warnender Blick und der zu den Lippen geführte Finger des Moosbauer mahnten den Hirschen-Wirth zur Vorsicht.

„Nun denn, so gilt es keine Minute mehr zu verlieren," hatte der Bauernkaiser in die stürmische Versammlung hinausgerufen. „Bis morgen in der Frühe müssen ebensoviele Tausende als jetzt Hunderte sich hier versammelt finden. Meine Boten sind schon voraus, um was von den Bauern von St. Blasien und denen des Fürstlenberg'schen Grafen sich aus Rheinfelden gerettet hat, zu sammeln und hierher zu führen. Nur bei ihnen selber soll es stehen, sich jetzt ebenfalls die Freiheit zu erringen. Der Uebertritt des Abts wie des Grafen zu unseren Freuden läßt uns darin freie Hand. Ihr aber, schnell auf! Laßt die Feuerzeichen von allen Bergen aufodern! Ein Hof um eine Ortschaft, sollen ohne den geringsten Verzug die Büchsen und Armbrust zu ordnen senden. Wer nur ein Feuerrohr oder einen Spieß und Knüttel zu führen vermag, muß aufgeboten werden. Den Sammelplatz bilden die gegen Schloß Beuggen abfallenden Höhen. Wir selber brechen sofort auf, um die dorthin und gegen Rheinfelden führenden Päße zu besetzen."

„Da hören der Herr Abt es selbst," drängte der Mönch. „Der Schändliche hat seiner Absicht gar kein Hehl, auch die hörigen Bauern gegen ihre Herren aufzuwiegeln. Wie er mit den Bauern von St. Blasien verfahren will, wird er es sicher auch mit den unsrigen versuchen. Vielleicht daß ein glücklich hingeworfenes Bedenken noch Alles wenden könnte."

„Es wäre ebenso vergeblich als gefährlich sein, gegen diese augenblicklich allmächtige Strömung anzukämpfen," wies der Abt auch diese erneute Aufforderung zurück. „Aber siehst du die beiden Bauern dort? Bemerkst du die Blicke und Zeichen, welche sie untereinander austauschen? Nun denn, sie besitzen gleich uns ein Interesse, den Plan dieses Unruhestifters nicht gelingen zu lassen. Vielleicht daß es uns möglich sein wird, sie gegen denselben zu einem entschiedenen Handeln aufzustacheln, um dadurch dessen Absicht zu hintertreiben und möglicherweise der Rebellion das Haupt zu zertreten. Meeke die die Beiden genau und komme in einer Stunde zu mir. Für die Verhandlungen mit ihnen, für die sonst nöthigen Schritte werde ich dir dann die nöthigen Weisungen ertheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Die modernen Festungen.

Ein Bild für Laien, bearbeitet von einem höhern Ingenieur-Offizier.

(Schluß von Seite 256.)

Das verschanzte Lager.

Zu den Festungen sind in neuerer Zeit, und jedenfalls in größerem Maße und auf größere Entfernung als irgendwo früher, die verschanzten Lager in weitem Umkreis um die Hauptumfassung hinzugetreten. Die Anwendung der gezogenen Geschütze von Seiten des Belagerers haben diesen neuen Schanzenkreis noch vergrößert und die ihn bildenden selbstständigen Forts noch weiter hinausgeschoben, damit das Innere der Festung nicht gleich mit jeder Cernirung beunruhigt und die Hauptumfassung erst in zweiter Linie in Angriff genommen werden kann, nachdem es zuvor dem Angreifer möglich geworden, in der Linie der Außenforts durch Wegnahme mindestens eines derselben sich festzusetzen.

Die Anwendung der verschanzten Lager bei Festungen durch selbstständige Werke hat denselben wieder eine große offensive Kraft verliehen, indem hiedurch das Gefechtsfeld erweitert, das Vordringen zwischen den Forts erleichtert und die Aufnahme einer großen Streitmacht im Innern ermöglicht wurde. Die Kreislinie der Forts eines verschanzten Lagers ist oft sehr weit gezogen, und wollen wir auch von den großen Hauptstädten, wie Paris, absehen, so bedecken sie immerhin einen Umkreis von wenigstens 3 bis 4 Stunden schon bei befestigten Städten von 20 bis 30,000 Einwohnern.

Früher hat man das verschanzte Lager häufig durch zusammenhängende Linien ausgeführt, was einen großen Aufwand von Zeit und Mitteln verursachte, der ganzen Sache ein schwächliches Gepräge verlieh oder gar durch übermäßige Ausdehnung allen Punkten der Befestigung den Stempel ungenügender Stärke aufdrücken mußte. So entstand selbst die große chinesische Mauer unter den fehlerhaftesten strategischen und taktischen Voraussetzungen. Wo derartige zusammenhängende Linien einmal angegriffen wurden, unterlagen sie gewöhnlich dem auf irgend einen Punkt konzentrirten regelmäßigen und oft nur gewaltsamen Angriff. — Jetzt legt man in Entfernungen von 3 bis 4000 Schritten von einander und in einer ebenso großen Entfernung von der Hauptumfassung auf geeigneten Punkten große, in sich abgeschlossene Forts an, die mit schweren und gezogenen Geschützen theilweise ausgerüstet werden, gegen den gewaltsamen Angriff durch hinreichende Armirung und solide Besetzung, ähnlich der Hauptumfassung, geschützt sind und ohne förmliche Belagerung nicht genommen weeden können. Die Räume zwischen den Forts sind durch deren Feuer vollständig beherrscht, und wo dies nicht immer möglich ist, werden einfache provisorische Deckwälle zu diesem Zwecke während einer Belagerung ausgeführt. Liegen aber die Forts auf den hervortretenden Bergen eines Hügellandes, so ist meist von der Natur schon die gedeckte Auffstellung und Unterbringung größerer Truppenmassen geschaffen, zum mindesten vorbereitet. Diese verdeckten und durch die Forts gesicherten Stellungen verleihen der Infanterie eine große Kraft, ihre Ausfälle können zwischen den Forts um so

Digitized by Google

heftiger und mit um so stärkerer Macht ausgeführt werden, als wegen des Rückzugs im Falle des Mißlingens den Vertheidiger keine Sorge beschleicht und er in der Richtung desselben in dem weiten Kreise der Außenforts wenig beschränkt ist. — Treten aber gegen eine Festung die Berge nahe heran, drängen sich dieselben sogar in den Kreis der Hauptumfassung herein, dann ist die Besetzung derselben noch mehr eine Nothwendigkeit als eine bloße Verstärkung. Die Punkte sind in einem solchen Falle von der Natur meist gebieterisch vorgezeichnet, und die Forts werden immer an solchen Stellen einen passenden Platz finden, wo der Feind seine Batterien leicht und zweckmäßig placiren könnte, um Stadt und Festung zu beschießen und in Trümmer zu legen. Mit der Wegnahme oder dem Verlust solcher Punkte fällt dann gewöhnlich die ganze Festung. Mit der Wegnahme des Malakoff siel Sebastopol; wer in Coblenz das Alexanderfort, in Rastatt die Leopoldsfeste, in Ulm die Wilhelmsburg besitzt, dem gehört die eine oder die andere Festung.

Daß der Angreifer nirgends in das Innere des Kreises der Außenforts eindringen kann, haben wir schon gesagt; er würde von allen Seiten dem heftigsten Feuer ausgesetzt sein, dem der Vorwerke wie dem der Hauptumfassung. Alle wichtigen Zugänge sind abgesperrt und so der Angriff auf die Front der Forts um so mehr zurückgewiesen, als jedes Umfassen und Hereindrängen gar bald durch die Seitenstöße der aus den Lagern hervorbrechenden Vertheidiger bestraft würde. Hier ist dem Genie und der Tapferkeit der schönste Schauplatz gegeben; einmal auf die Hauptumfassung zurückgedrängt, unterliegt der Vertheidiger meist dem regelmäßigen Spiele des Angriffs. Draußen auf den Höhen oder in der Ebene können die Streiche noch mit der ganzen Kraft geführt werden und tödtlich wirken; hinter Wall und Mauern bleibt dem geschützten Kämpfer zuletzt nur die Hoffnung des Entsatzes oder der Heldentod auf der Bresche.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Befestigungen von Paris.

Paris ist als Festung — und als solche muß es angesehen werden — kaum einmehmbar, weil eine Armee, die es regelmäßig belagern könnte, kaum gedacht werden kann; und Paris ist sehr leicht einzunehmen, weil, für den Fall, daß zu einer Belagerung geschritten wird, keine französische Armee mehr besteht, die es vertheidigen könnte — wie Paris vertheidigt werden muß.

Um verständlich zu sein, muß ich mir hier nochmals eine kleine Exkursion in das Gebiet der Befestigungskunst erlauben, und gewissermaßen rekapituliren.

Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erbaute man Festungen, indem man im Wesentlichen nichts Anderes that, als einen gegebenen Raum mit einer Mauer einschließen, der ein Graben vorlag. Die Mauer selbst gliederte sich in Vorsprünge (Bastione) und in die geraden Verbindungsstücke derselben (Courtinen). Diese Befestigungsart hatte den Nachtheil, daß, aus vielen Gründen, deren nicht der geringste der Kostenpunkt war, nur ein relativ kleiner Raum durch eine solche Mauer umfaßt werden konnte, und daß die Besatzung, kleine Ausfälle abgerechnet, sich auf die Defensive beschränken mußte, da das Hervorbrechen größerer Massen aus der Festung mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, ja nahezu unmöglich war. Um nun zu ermöglichen, daß in einer Festung auch eine größere als die zur unmittelbaren Vertheidigung derselben nothwendige Truppenmasse sich finden, und daß dieselbe ohne Schwierigkeit hervorbrechen und sich dahin zurückziehen könne, führt man gegenwärtig die Festungsumfassung derart aus, daß man bloß die Bastione befestigt und die Verbindungslinie derselben wegläßt, d. h. man errichtet auf günstigen Terrainpunkten einzelne Forts in nicht zu großer Entfernung von einander und läßt die Zwischenräume derselben frei. Es kann nun eine im freien Felde geschlagene Armee sich hinter die Forts zurückziehen, sich daselbst sammeln, wieder hervorbrechen und, gestützt auf die Festung, die ihr immer einen gesicherten Rückzug bietet, selbst eine Reihe von Operationen ausführen. So konnte sich jetzt Bazaine in das befestigte Lager von Metz mit 100,000 Mann zurückziehen, während die alte Festung Metz, wie sie bis zum Jahre 1848 bestanden hatte, kaum Raum für 10,000 bis 15,000 Mann geboten haben würde. Toul, Mainburg, so selbst Straßburg sind derlei ältere Festungen, die mit ihren kleinen, jeder Offensivkraft entbehrenden Besatzungen von sehr geringem Einfluß auf den Fortgang der militärischen Operationen sind, während eine in ein befestigtes Lager eingeschlossene Armee immer ein Faktor ist, mit dem auch der siegreiche Gegner rechnen muß.

Der Nachtheil der Befestigungsart mittelst einzelner Forts, gegenüber der mittelst fortlaufender Umfassung, besteht aber darin, daß jedes Fort sich selbstständig vertheidigen muß, indem es nur auf eine geringe Unterstützung von seinen beiden rechts und links liegenden Nachbarforts rechnen kann. Der Fall eines Forts jedoch ist schon von großer Bedeutung, denn es entsteht eine Lücke in der Vertheidigungslinie, und es kann jedes der Nachbarforts um so leichter genommen werden. Als diese Befestigungsart zuerst ausgeführt wurde, hatte man die einzelnen Forts nicht besonders groß gemacht, aber nahe an einander gerückt. Concentrirte man der Gegner sein Feuer auf ein Fort, wobei er die zwei Nachbarforts nur insoweit zu beschäftigen brauchte, daß sie mit ihren Geschützen die Vertheidiger des angegriffenen Forts nicht zu unterstützen vermochten, so konnte dieses unmöglich lange Widerstand leisten; mit ihm fielen dann auch bald die beiden Nachbarforts, die nun von seitwärts und rückwärts gefaßt werden konnten, und der in die feindliche Stellung eingetretene Keil saß fest.

Obwohl eigentlich nirgends Gelegenheit geboten worden, diese Angriffsart praktisch zu erproben — in Sebastopol lagen durchaus verschiedene Verhältnisse vor — so leuchtete dieser Nachtheil der Befestigungsart mittelst kleiner detachirter Forts so ein, daß man ungefähr seit dem Jahre 1860 von der Erbauung der vielen und kleinen Forts überall Abstand nahm und dafür wenige, aber große Forts erbaute, deren jedes für sich eine kleine Festung vorstellen sollte, die nicht so leicht angegriffen und in Trümmer geschossen werden konnte.

Die Befestigung von Paris gehört einem gemischten System an; denn außer dem Gürtel, der durch die detachirten Forts gebildet wird, ist die Stadt auch noch durch eine enge, kasemirte bastionirte Umfassung von nicht dagewesenem Umfang (derselbe mißt 36 Kilometer = 5 deutsche Meilen) umschlossen. Was die Forts betrifft, so ist bloß das auf der Westseite gelegene Fort Mont Valérien ein Fort erster Klasse mit langen Vertheidigungslinien, kasematirt, mit hinreichenden bombensesten Unterkünften; die Forts Kronenwerk bei St. Denis, Aubervilliers, Romainville gehören der zweiten Klasse an; der Rest sind wenig bedeutende Werke, die man füglich in die dritte Klasse einthellen kann. Die Geschütze feuern in denselben über Bank, von Errichtung gedeckter Geschützstände haben wir bis jetzt nichts gehört, es fehlt in denselben an hinlänglichen bombensesten Unterkünften für die Besatzung, und was die Armirung betrifft, so scheint man das Beste, was man hatte, auf die Saint Denis umgebenden Werke gebracht zu haben. Man hat dieselben drei Werke durch Linien verbunden, so daß St. Denis nunmehr von einer Art bastionirter Forts umschlossen und die Nordfront daher eines bedeutenden Widerstandes fähig ist. Die ganze Südseite hingegen wird von den unbedeutenden Werken Fort D'Ivry, Montrouge, Bicêtre und Jury geschlossen. Eine Batterie von 18 bis 24 Stück Geschützen schweren Kalibers kann jedes dieser Forts binnen 24 Stunden in einen Schutthaufen verwandeln.

Eine für die Vertheidigung bedenklich schwache Stelle der Befestigung von Paris liegt auch in der Nordostfront zwischen dem Fort von Romainville und der Marne, dort, wo die Forts von Noisy, Rosny und Nogent den Gürtel bilden. Abgesehen davon, daß diese Werke selbst unbedeutend sind, werden sie auch noch von dem Höhenzug, auf dem der Wald von Bondy und der Park von Raincy liegen, vollständig eingesehen. Diese Höhen scheinen in der letzten Zeit noch nicht befestigt worden zu sein, da man sonst davon ebenso gehört haben würde, wie von dem neu erbauten Fort auf der Höhe von Clamart. Der Höhenzug von Bondy liegt wohl über 2000 Klafter von den Forts entfernt, also beträchtlich weit, aber doch nicht weit genug, um nicht eine erfolgreiche Beschießung mit Geschützen schweren Kalibers zu ermöglichen. Fallen nun beispielsweise die Forts von Noisy und Rosny, dann kann sich das große Fort von Romainville auch nicht mehr lange halten.

Viel hängt natürlich von der Art und Weise der Vertheidigung selbst ab. Für die Vertheidigung von Paris setzt jedoch der französischen Regierung das nothwendigste Element — eine große reguläre Armee. Bloß defensiv lassen sich Befestigungsanlagen von diesem Umfang schwer vertheidigen; der Gegner tritt am Ende doch an irgend einem Punkte mit großer Uebermacht auf und durchbricht die Linie der Vertheidiger. Dem kann nur begegnet werden, wenn es zwischen und hinter den Forts eine Armee giebt, die dem anbringenden Feind im freien Feld entgegentreten kann. Mit den demoralisirten Resten der in 15 Schlachten geschlagenen französischen regulären Armee und den Mobilgarden wird dies schwer thunlich sein; daher können wir kaum glauben, daß die Linie der äußeren Forts dem deutschen Heere lange Widerstand leisten werde. Mehr Schwierigkeiten dürfte die eigentliche Umfassung von Paris bieten, wenn es nach dem Fall der Forts oder einer Front derselben noch zu

Digitized by Google

einer Vertheidigung der Umfassung selbst kommt. Eine 30 Fuß hohe Mauer mit Bastionen und breitem Wassergraben ist ein Hinderniß, das nicht im ersten Anlauf genommen werden kann. Eine eigenthümliche Construktionsart der Bastione und der sie verbindenden langen Courtinen ermöglicht überdies ein ausgiebiges Frontalfeuer, und macht die Festsetzung der zur Demontirung der auf den Bastionen aufgestellten Geschütze bestimmten Enfilirbatterien schwierig. Es bleibt schließlich dann nichts übrig, als die Stadt zu bombardiren und Bresche in die Mauer zu schießen, d. h. zu einer regelmäßigen Belagerung zu schreiten. Wir glauben jedoch nicht, daß es so weit kommen werde. Der Fall der Forts entscheidet wohl auch das Schicksal der Stadt Paris, und da die Forts, wie wir auseinandergesetzt, sich nicht lange zu halten im Stande sein werden, so dürfte die Entscheidung in den ersten vierzehn Tagen nach Beginn des Bombardements erfolgen.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Fortsetzung von S. 252.)

XXXIV.

Inßarow erwachte spät mit dumpfem Schmerze im Kopfe und einem Gefühl von häßlicher Schwäche — so nannte er es — im ganzen Leibe. Er stand aber doch auf.

„Rendítsch ist nicht gekommen?“ war seine erste Frage.

Noch nicht,“ erwiederte Helena und reichte ihm die neueste Nummer des „Osservatore Triestino“ hin, worin Vieles über den Krieg, die slawischen Länder und die Fürstenthümer enthalten war. Inßarow nahm das Blatt vor, während sie Kaffee für ihn zu bereiten begann. Es klopfte Jemand an die Thür.

„Rendítsch,“ dachten Beide, doch der Klopfende fragte in russischer Sprache: „Ist's erlaubt?“ Helena und Inßarow sahen einander befremdet an, und ohne ihre Antwort abzuwarten, trat ein elegant gekleideter Herr, mit kleinem, spitzen Gesichte und dreisten Blicke herein. Er war ganz freudestrahlend, als wenn er eine große Summe gewonnen oder eine angenehme Nachricht bekommen hätte.

Inßarow richtete sich etwas in seinem Stuhl empor.

„Sie erkennen mich nicht,“ redete ihn der Unbekannte an, indem er ungenirt zu ihm hintrat und Helena artig begrüßte. — „Lyssjarow, erinnern Sie sich; wir haben uns in Moskau bei E....'s gesehen.“

„Ja so, bei E....'s,“ sagte Inßarow.

„Ja wohl, ja wohl! Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen. Madame, ich habe immer die größte Achtung vor Dmitri Wassíljewitsch .... (er verbesserte sich) vor Nikomor Wassíljewitsch gehabt, — und bin außerordentlich glücklich, daß ich endlich die Ehre habe, auch Ihre Bekanntschaft zu machen. Denken Sie doch,“ fuhr er zu Inßarow gewendet fort, — „ich habe erst gestern erfahren, daß Sie hier sind. Ich wohne in diesem Gasthofe. Was für eine Stadt, dies Venedig — voller Poesie! Was aber schauderhaft ist: auf jedem Schritte die verdammten Austriaci! — Daß sie der — diese Austriaci! A propos, haben Sie davon gehört, an der Donau hat es eine entscheidende Schlacht gegeben? Dreihundert türkische Offiziere sind geblieben, Silistria ist genommen, Serbien hat seine Unabhängigkeit proklamirt. Nicht wahr, als Patriot müssen Sie darüber entzückt sein? Ich selbst fühle in mir das slawische Blut kochen! Ich rathe Ihnen aber doch, vorsichtig zu sein; ich bin überzeugt, daß man ein Auge auf Sie hat. Es ist schrecklich, wie hier spionirt wird! Gestern trat ein verdächtiger Mensch an mich heran und fragte mich, ob ich Russe wäre. Ich sagte ihm, ich wäre Däne .... Sie sind aber dermaßlich krank, mein liebes Nikomor Wassíljewitsch. Sie müssen sich behandeln lassen; Madame, Sie müssen Ihren Mann dazu anhalten. Gestern bin ich wie toll in den Palästen und Kirchen umhergerannt — Sie sind doch schon im Dogenpalast gewesen? Was für ein Reichthum überall! Besonders der große Saal und die Stelle des Marino Faliéri; da steht es: decapitati pro criminibus. Ich bin auch in den berüchtigten Gefängnissen gewesen, das hat mir die Seele empört — ich habe von jeher — Sie werden sich vielleicht dessen erinnern, — eine Vorliebe für sociale Fragen gehegt und mich gegen die Aristokratie erhoben — worüber, in jene Gefängnisse, möchte ich die Vertheidiger der Aristokratie führen; Byron hat recht gesagt: ‚I stood in Venice, on the bridge of sighs;‘ er war übrigens ein Aristokrat. Ich bin immer ein Fortschrittsmann gewesen. Das junge Geschlecht ist ganz dem Fortschritt ergeben. Was sagen Sie aber zu den Anglo-Franken? Wir wollen doch sehen, ob sie viel ausrichten werden. Boußtraza und Palmerston. Sie wissen doch, Palmerston ist erster Minister geworden. Nein, Sie mögen sagen, was Sie wollen, mit der russischen Faust ist nicht zu scherzen. Ein ungeheurer Schelm, dieser Boußtraza! Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen les Châtiments de Victor Hugo — ausgezeichnet! L'avenir le gemuel'arm de Dieu — etwas kühn gesagt — aber welche Kraft welche Kraft. Fürst Wjäseinski*) hat auch gut gesagt: Europa spricht von Bosch — Rodir — Rar — und behält Sinoja im Auge. Ich liebe die Poesie. Ich habe auch Proudhon's letztes Werk, ich besitze Alles. Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, ich bin aber zufrieden, daß Krieg ist; wenn man mich nur nicht zurückruft, ich will jetzt eben nach Florenz, nach Rom; nach Frankreich geht es nicht — darum will ich nach Spanien — dort soll es reizende Frauen geben, aber Armuth und viel Ungeziefer. Ich würde auch nach Californien hin, uns Russen kommt es nicht darauf an, ich habe aber einem Redakteur das Versprechen gegeben, die Handelsfrage in Betreff des mittelländischen Meeres gründlich zu studiren. Sie werden sagen, der Gegenstand sei nicht interessant, speziell, wir brauchen aber, wir brauchen Spezialisten, wir haben genug philosophirt, jetzt ist die Praxis, die Praxis nöthig .... Sie müssen aber sehr krank sein, Nikomor Wassíljewitsch, ich ermüde Sie vielleicht, thut nichts, ich bleibe noch ein Weilchen hier ....“

Und noch lange schwatzte Lyssjarow in dieser Weise fort und versprach beim Fortgehen, wiederzukommen.

Ermüdet von dem unerwarteten Besuche, legte sich Inßarow auf das Ruhebett. — „Da hast Ihr,“ sagte er bitter, mit einem Blick auf Helena, — „da hast Ihr Eure junge Generation! Es prahlt und brüstet sich Mancher, der im Herzen ein eben solcher Windbeutel ist, wie dieser Patron.“

Helena erwiederte ihrem Manne nichts darauf; es verursachte ihr in diesem Augenblicke die Schwäche Inßarow's bedeutend mehr Unruhe, als der Inhalt der ganzen jungen Generation Rußlands .... Sie setzte sich neben ihn und nahm eine Arbeit vor. Er hatte die Augen geschlossen und lag regungslos, bleich und abgefallen da. Helena betrachtete sein scharfgeschnittenes Profil, seine vorgestreckten Hände, und plötzliche Angst preßte ihr das Herz zusammen.

„Dmitri,“ redete sie ihn an.

Er fuhr auf. — „Was gibt's? Rendítsch da?“

„Nein, noch nicht .... was meinst du aber — du hast Hitze, du bist wirklich krank, sollten wir nicht nach einem Arzte schicken?“

„Dieser Schwätzer hat dir bange gemacht. Es ist nicht nöthig. Ich will etwas ausruhen und Alles wird vergehen. Nach Mittag fahren wir wieder .... irgendwohin.“

Zwei Stunden verginnen .... Inßarow lag immer auf dem Ruhebette, hatte aber nicht einschlafen können, obgleich er die Augen geschlossen hielt. Helena war nicht von seiner Seite gewichen; ihre Arbeit lag auf ihrem Schooße und sie rührte sich nicht.

„Warum schlöfst du denn nicht?“ fragte sie ihn endlich.

„Warte, wir wollen es so machen.“ — Er nahm ihre Hand und legte dieselbe sich unter den Kopf. — „So ist es .... gut. — Wede mich gleich, sobald Rendítsch kommt. Wenn er sagt, das Schiff sei bereit, fahren wir unverzüglich fort .... Es muß Alles eingepackt werden.“

„Das wird bald gemacht sein,“ entgegnete Helena.

„Was der Mensch da von einer Schlacht, von Serbien geschwatzt hat,“ äußerte Inßarow eine Weile darauf, — „ist wohl Alles seine Erfindung. Wir müssen, müssen aber durchaus fort. — Da ist keine Zeit zu verlieren .... Hatte dich bereit.“

Er schlief ein und es wurde still im Zimmer.

Helena hatte den Kopf an die Rücklehne des Stuhles gestützt und blickte lange zum Fenster hinaus. Das Wetter hatte sich verändert, es war windig geworden. Große weiße Wolken zogen rasch am Himmel hin, in der Ferne schaukelte ein dünner Mast, ein langer

*) Russischer Schriftsteller.

Digitized by Google

Wimpel mit rothem Kreuze flatterte beständig, vom Winde gehoben, in Schlangenwindungen durch die Luft, sank und ward von Neuem hinaufgeschleudert. Der Pendel der alten Uhr schnarrte schwer und müde. Helena schloß die Augen. Sie hatte schlecht geruht und verfiel allmälig in Schlaf.

Sie hatte einen sonderbaren Traum. Sie schwamm in einem Boote mit unbekannten Leuten auf dem Zarizin'schen Teiche. Schweigend und regungslos saßen sie da, es rudert Niemand; das Boot treibt allein dahin. Helena bangt nicht, sie ist traurig, sie möchte erfahren, wer diese Leute sind, warum sie sich unter ihnen befindet. Da sieht sie, der Teich wird breiter, die Ufer verschwinden — es ist kein Teich mehr, sondern ein bewegtes Meer, große azurblaue Wellen wiegen lautlos und majestätisch das Boot; es steigt etwas Schreckliches mit lautem Donner aus der Tiefe, die unbekannten Gefährten springen auf, schreien, bewegen die Arme .... Helena erkennt sie, ihr Vater ist unter ihnen. Da zieht aber ein heftiger weißer Wind über die Wogen .... überall Wirbel und Alles ein Chaos ....

Helena wirft einen Blick umher, Alles ist weiß wie vorhin; es ist aber Schnee, Schnee, unabsehbarer Schnee. Sie sitzt auch nicht mehr in einem Boote, sondern fährt, wie einst aus Moskau, in einem Reiseschlitten; sie ist nicht allein, neben ihr sitzt ein kleines Wesen, in einen alten Mantel gehüllt. Helena sieht es an: es ist Natja, ihre arme Jugendfreundin. Helena wird angst. „Ist sie denn nicht gestorben?" denkt sie.

„Natja, wohin fahren wir?"

Natja gibt keine Antwort und hüllt sich fester in ihr Mäntelchen; sie friert. Helena friert auch; ihr Blick schweift den Weg entlang, durch den Schneeflaub sieht sie eine Stadt in der Ferne. Hohe weiße Thürme mit silbernen Kuppeln .... „Natja, Natja, das ist Moskau? Nein," denkt Helena, „das ist das Scholowetzki'sche Kloster, da sind viele, viele kleine, enge Zellen, wie in einem Bienenstocke; darin ist es dumpf und enge, — Dmitri sitzt dort gefangen. Ich muß ihn befreien .... Plötzlich thut sich ein dunkler, gähnender Abgrund vor ihr auf. Der Schlitten stürzt vor, Natja lacht. „Helena, Helena!" ruft eine Stimme aus dem Abgrunde.

„Helena!" tönte es deutlich an ihr Ohr. Rasch hob sie den Kopf in die Höhe, wandte sich um und erstarrte. Insarow, weiß wie der Schnee ihres Traumbildes, hatte sich halb auf dem Ruhebette erhoben und sah sie mit großen hellen, schrecklichen Augen an. Sein Haar hing wirr um die Stirn, die Lippen standen ganz sonderbar offen. Schrecken, mit einer eigenthümlichen Rührung vermischt, sprach aus seinen plötzlich verwandelten Zügen.

„Helena," sagte er, — „ich sterbe."

Mit einem Schrei fiel sie auf die Kniee und drückte sich an seine Brust.

„Es ist Alles aus," sagte Insarow, — „ich sterbe. Lebe wohl, meine Arme! Lebe wohl, meine Heimath!"

Er fiel zurück auf das Ruhebett.

Helena stürzte aus dem Zimmer, rief nach Hilfe; der Cameriere rannte nach einem Arzte. Helena brach über Insarow zusammen.

In diesem Augenblick erschien an der Schwelle ein breitschultriger, von der Sonne gebräunter Mann, in weitem Paletot von Fries und niedrigem Hut aus Wachsleinwand. Er blieb bestremdet stehen.

„Rendistch!" rief Helena. — „Sie sind es! Kommen Sie, um Gotteswillen, ihm ist schlecht! Was hat er? O Gott, guter Gott! Gestern noch ist er ausgegangen, eben sprach er noch mit mir ...."

Rendistch sagte nichts und trat nur auf die Seite. Ein kleines Männchen mit Brille und Perrücke schlüpfte gewandt an ihm vorbei, es war der Arzt, der in demselben Gasthofe wohnte.

Er trat zu Insarow.

„Signora," sagte er nach einigen Augenblicken, „der Herr Reisende ist gestorben — il signore forestiere è morto, — an Aneurysma —." (Schluß folgt.)

Die Erstürmung der Speicherer Höhen.

6. August 1870.

Von **Dr. F. Pfau.** Mit Original-Holzzeichnung von **Otto Seib.**

Nach dem Gefecht und der Einnahme von Saarbrücken am 2. August war auch für den linken Flügel der französischen Aufstellung ein vollständiger Stillstand eingetreten. Die zu diesem Flügel gehörigen französischen Corps verharrten unbeweglich in den schon mit jenem Gefechtstage eingenommenen Quartieren, und auch hier befand sich mit dem 6. August dieser Theil der französischen Macht noch in der vollen Tiefe des Metz, das von dem Garde-Corps besetzt gehalten wurde, und in einer Breite von fünf bis sechs Meilen zersplittert.

Mit dem 6. August waren anderseits die Vorbereitungen der I. und II. deutschen Armee so weit gediehen, um den Vormarsch beginnen zu können. Diesen sollte die I. Armee (General Steinmetz) eröffnen, während die II. Armee (Prinz Friedrich Karl) theils neben, theils hinter derselben maßirt stand. Die Spitze wurde dort durch das VII. Corps, und speciell durch die von dem General Kameke geführte 14. Division, hier durch die 5. Division des III. Corps gebildet, und die Marschordnung war derart getroffen, daß unmittelbar hinter der 14. Division die 16. vom VIII. Corps folgen, rechts von ihr aber die 13. vorgehen sollte, so daß also ein beinahe gleichzeitiges Ueberschreiten der französischen Grenze mit vier Divisionen beabsichtigt wurde.

Französischerseits stand seit dem 2. August das II. Corps des Generals Frossard gegen Saarbrücken vorgeschoben, welche Stadt von den Franzosen wieder geräumt und in den letztverflossenen Tagen mehrfach beschossen worden war. Der Hauptheil des französischen Corps hielt die eine kleine halbe Meile von Saarbrücken gelegenen Speicherer Höhen besetzt, deren zum Theil mehrere hundert Fuß hohe, fast senkrecht aufsteigende Wände noch durch eingenförmig angelegte Schützengräben und eine Reihe von vorderseitigen Geschützstellungen verstärkt worden waren. Der rechte Flügel lehnte sich in dieser wahrhaft furchtbaren Position an die in tief eingeschnittenen Ufern fließende Saar, welche, von einer stark bewaldeten Bergkuppe überhöht, eine Umgehung nach dieser Richtung völlig ausschloß; der linke Flügel hingegen hielt als einen vorgeschobenen, ebenfalls überaus festen Stützpunkt das an der Eisenbahn von Saarbrücken nach Forbach gelegene Dorf Stiring besetzt. Das Corps Frossard bestand in 3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division aus 39 Bataillonen und 16 Escadrons und war ausschließlich aus den zuletzt im Lager von Chalons gestandenen Truppen zusammengestellt. Als Aushaltetruppen waren außerdem die 2 Divisionen des III. Corps (Bazaine) bis in die Gegend von Forbach vorgeschoben, während die 3. Division desselben Corps Saargemünd besetzt hielt, so daß erforderlichenfalls mindestens noch eine Division und möglicherweise sogar zwei Divisionen das II. Corps unterstützen konnten.

Es scheint, daß die Franzosen und besonders ihr Führer, General Frossard, für den 6. August nichts weniger als eines Angriffs von deutscher Seite gewärtig waren; ja, nach französischen Mittheilungen, soll der General für diesen Tag in seinem Hauptquartier Speicheren ein großes Diner beabsichtigt haben. Dies Dorf lag eine kleine Viertelstunde hinter der Front der französischen Aufstellung und war von Forbach, das den äußersten Stützpunkt des linken französischen Flügels bildete, eine kleine halbe Stunde entfernt. Stiring lag ebenfalls vor diesem Flügel, von der eigentlichen Endaufstellung der französischen Truppen etwa 10 Minuten entfernt. Vor dem Centrum der französischen Position streckte sich zum Fuße der Speicherer Höhen ein nahezu eine Viertelstunde breites Thal, das sich nur in der Richtung nach der Saar einengte und hier von dem französischerseits nicht besetzten Dorfe St. Arnual geschlossen wurde, während nach deutscher Seite in der Richtung auf Saarbrücken der Galgen- und der Winterberg dessen Begrenzung bildeten.

Zwischen zwölf und ein Uhr war die 14. preußische Division, welche, wie zuvor erwähnt, die Spitze der deutschen Marschsäulen bildete, auf dem Galgenberge eingetroffen. Zuvor schon war deren Commandeur, dem General Kameke, die Meldung zugegangen, daß der Feind theilweise bereits den Rückmarsch auf Forbach und Saargemünd angetreten habe, und glaubte derselbe bei einer Besichtigung der feindlichen Stellung diese Meldung bestätigt zu finden. Um schnell noch von dieser vermeinten feindlichen Bewegung Vortheil zu ziehen, wurde von dem General das 74. preußische Regiment, gefolgt von zwei Bataillonen des 39. Regiments, zu einer Umgehung der feindlichen Stellung gegen Stiring vorgesendet, während er selber mit den anderen ihm noch verbliebenen sieben Bataillonen seiner

Digitized by Google

Division sich den Angriff unmittelbar auf die feindliche Mitte, also gegen die Steinfeile der Speicherer Höhen, vorbehirt und der so beabsichtigte Hauptangriff hier von seinen dem Galgenberge aufgefahrenen Batterien vorbereitet wurde.

Einem im Abzuge befindlichen Feinde gegenüber würden die Maßregeln des Generals durchaus zutreffend gewesen sein; sei es indeß, daß die ihm zugegangene Mittheilung und seine eigene Wahrnehmung auf Irrthum beruhten, oder sei es, daß die Franzosen die wirkliche Absicht, freiwillig ihre starke Stellung zu räumen, im Angesicht des Feindes schnell wieder aufgegeben hatten, jedenfalls traf jene von dem General gehegte Voraussetzung nicht zu, und bei dem ungeheuren Mißverhältniß eines Angriffs mit nur 12 Bataillonen auf eine fuchtbare, von 39 und sehr bald von 52 feindlichen Bataillonen besetzte Position mußte seine Lage um so eher eine hochgefährdete werden, als sich die nächsten ihm folgenden preußischen Abtheilungen noch zwei bis drei, und zum Theil sogar vier bis fünf Stunden vom Kampfplatze entfernt befanden.

Das 74. Regiment hatte sich zwar im ersten Ansturm des Dorfes Stiring bemächtigt, und nachdem es bis auf die Höhe hinter diesem Dorfe vorgedrungen, war es ihm sogar gelungen, eine die Hauptstraße dieses Orts beherrschende Mitrailleusen-Batterie zum Abfahren zu zwingen und zwei dieser Geschütze nebst mehreren Munitionswagen zu erobern. Aber unter dem Schnellfeuer der feindlichen Schützen vermochte sich diese Abtheilung nicht zu behaupten und mußte die schon genommenen Stücke wieder preisgeben.

Ein zweiter und dritter Angriff der 74ger hatte keinen günstigeren Erfolg. Vor dem Flammenkreis hinter dem Dorfe erlahmten jedesmal ihre energischsten Anstrengungen. Auch das Eingreifen der beiden Bataillone des 39. Regiments änderte die Lage nicht. Bereits gegen halb zwei Uhr Nachmittags erschien jedoch die über Forbach herangerückte 2. Division des Coops Bazaine in der Flanke der kleinen preußischen Abtheilung, und von einer vollständigen Umfassung bedroht, blieb derselben nur übrig, sich langsam und wiederholt dem nachdringenden Feinde Front bietend, wieder an den Hauptitheil ihrer Division heranzuziehen.

Die sieben Bataillone, aus welchen dieser bestand, hatten bei einem zwirmaligen Versuche, das zu dem Fuße der Speicherer Höhen ziehende Thal zu durchschreiten, ungeheure Verluste erlitten, ohne nur zu einem wirklichen Angriff auf die feindliche Stellung gelangen zu können. Ebenso vermochten die vorgezogenen vier Batterien dieser Division acht oder zehn feindlichen Batterien gegenüber buchaus keinen günstigen Erfolg zu erzielen. Mindestens glückte es jedoch dem einen preußischen Geschützzuge und der nach hierhin entsendeten Divisions-Kavallerie, die aus Forbach bereits über Stiering vorgedrungene feindliche Umgehungskolonne am weiteren Vormarsch zu hindern und es den nach dieser letzten Richtung verwendeten fünf preußischen Bataillonen zu ermöglichen, sich auch ferner vor diesem letzten Orte zu behaupten und den Kampf durch vorgezogene Schützenschwärme hinzuhalten.

Ein rascher Vorstoß des Feindes würde in diesen bangen Stunden höchst wahrscheinlich bei in einen so ungleichen Kampf eingetretenen preußischen Division eine vollständige Niederlage bereitet haben, doch glücklicherweise unterblieb französischerseits jeder Versuch, aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, während umgekehrt der Kanonendonner auf alle noch zurückbestehenden preußischen Truppen gleich einem Magnet wirkte und schon von drei Uhr ab deren Unterstützung sich fühlbar zu machen begann.

Von der, wie zu Eingang erwähnt, der 14. Division folgenden 16. Division waren etwa um die ebrngenannte Nachmittagsstunde zwei Batterien eingetroffen, welche auf dem Galgenberge neben den dort im Feuer begriffenen Geschützzügen auffuhren, und denen sich gegen halb virr Uhr das 40. Regiment und 3 Eskadronen des 9. Husaren-Regiments anschlossen. Allmälig folgte dann bis gegen fünf Uhr der Rest dieser Division, womit die Gefahr eines raschen und siegreichen feindlichen Vordringens beseitigt war.

Selbstverwrise jedoch verharrte der Feind noch immer fast ausschließlich in der Vertheidigung. Diese Verstumnis einer Ausnützung der während der ersten Gefechtsabschnitte den Franzosen so günstigen Sachlage wird dem General Frossard zur Last gelegt, welcher nach übereinstimmenden französischen Nachrichten erst gegen halb sechs Uhr, also volle fünf Stunden nach Eröffnung des Gefechts, auf dem Schlachtfelde erschienen sein soll. Deutscherseits war hingegen schon gegen virr Uhr die Befehlshäheung von dem Commandeur des VIII. preußischen Armee-Corps, General v. Goeben, übernommen worden; doch bedingten die ungünstiger Einleitung des Kampfes und die erst allmälig eintreffenden Verstärkungen hier ebenfalls ein passives Verhalten.

Der Stand des Gefechts konnte gegen fünf Uhr Nachmittags etwa dahin gefaßt werden, daß ein Erstiegen der Speicherer Höhen in der Front als thatsächlich unmöglich erkannt werden mußte, während eine Umgehung der feindlichen Stellung über Stiring gegenüber der jetzt unmittelbar hinter dirrem Dorfe aufmarschirten 2. Division des Bazaine'schen Korps und dem sich anschließenden, von dem linken Flügel des Frossard'schen Corps besetzt gehaltenen Höhenzuge ebenfowenig noch irgend eine Aussicht bot. Es blieb somit nur noch der Angriff auf den rechten feindlichen Flügel, den zu umfassen der gegen die Saar abfallende bewaldete Höhenrücken eine um so günstigere Gelegenheit bot, als derselbe ebenso, wie das ihm vorliegende Dorf St. Arnual, von den Franzosen noch ganz unberücksichtigt geblieben war, so daß eine Annäherung hier ohne zu große Hindernisse bewirkt werden konnte.

Bereits hatte denn auch General v. Goeben den nächsterworteten Verstärkungen diese Richtung angewiesen. Es waren dies wire Bataillone, und zwar vom 12. und 52. Regiment der zur II. deutschen Armee gehörigen 5. preußischen Division, welche den Weg von Dudweiler nach Saarbrücken theilweise mit der Eisenbahn zurückgelegt hatten. Dieselben wurden unmittelbar nach ihrem etwa gegen halb sechs Uhr erfolgenden Eintreffen über den Winterberg und St. Arnual gegen diese Höhen dirigirt, wohin ihnen der Rest ihrer Division je mit dem Anlangen der einzelnen Truppentheile nachfolgen sollte.

Eine andere Umgehung auch des linken französischen Flügels ward gleichzeitig von der 13. Division unternommen. Dieselbe hatte über Groß- und Klein-Rossen unmittelbar die Richtung auf Foebach, also gegen den Rücken der feindlichen Stellung und die nächste feindliche Rückzugsstraße nach Metz eingeschlagen. Die Entfernung dieser Division erschien jedoch noch so groß und der Tag schon so weit vorgeschritten, daß ein rechtzeitiges Eingreifen in das Gefecht kaum noch zu erwarten stand.

Die 4 Bataillone der 5. Division waren mittlerweile in den Wald eingedrungen. Unmittelbar mit dem Eintreten der von derselben eingeschlagenen Richtung hatte ihrem der Feind dort eine ganze Brigade entgegengeworfen. Ein Aufstiegen zu der Hohenkuppe konnte deshalb auch nur Schritt für Schritt und unter großen Verlusten erfolgen. Dennoch gelang es ihnen am Ende, die Höhe zu erklimmen und bis zu dem jenseitigen Waldrand vorzudringen.

Der Anfall hatte sie dabei ganz in den Rücken der feindlichen Stellung gerührt, und das Dorf Speicheren lag kaum mehr 1000 Schritte von ihnen entfernt. Gerade die ihm so bereitete Gefahr spornte jedoch auch den Feind zu verdoppelten Anstrengungen, und mit dem Austreten aus dem Walde von dem Feuer zweier Mitrailleusen und zweier Geschützbatterien empfangen, wie gleichzeitig von dichten feindlichen Schützenschwärmen umfaßt und selbst im Rücken angegriffen, sahen sich die tapferen preußischen Bataillone schließlich wieder zurückgetrieben.

Dreimal wiederholte sich dieser Vorgang. Ein mörderisches Schützengefecht wogte im Walde auf und nieder und wurde nur bei einem Hervorbrechen der Preußen aus dem Saume desselben von dem Krachen der französischen Batterien unterbrochen, welche in einem weiten Halbkreise dirsen umspannt hielten. Der preußische Führer, General François, und der französische Brigade-General Fauvart fielen an dieser Stelle, der Divisions-General Lewaucoupet wurde schwer verwundet. Bereits nahte indeß die Hülfe. Zwei preußische Batterien hatten sich auf schnalen Waldwegen eine Auffahrt zu der Höhe gebahnt, und unter dem Schutze des Feuers derselben gelang es zunächst den halb aufgeriebenen preußischen Bataillonen, die vordersten Waldpartien zu behaupten und sich zu Herren des so hart bestrittenen Waldsaums zu machen.

Etwa eine Viertelstunde früher schon war von dem auf dem Schlachtfelde eingetroffenen Oberbefehlshaber der I. deutschen Armee, General Steinmetz, der Befehl zu einem allgemeinen Vorrücken ertheilt worden.

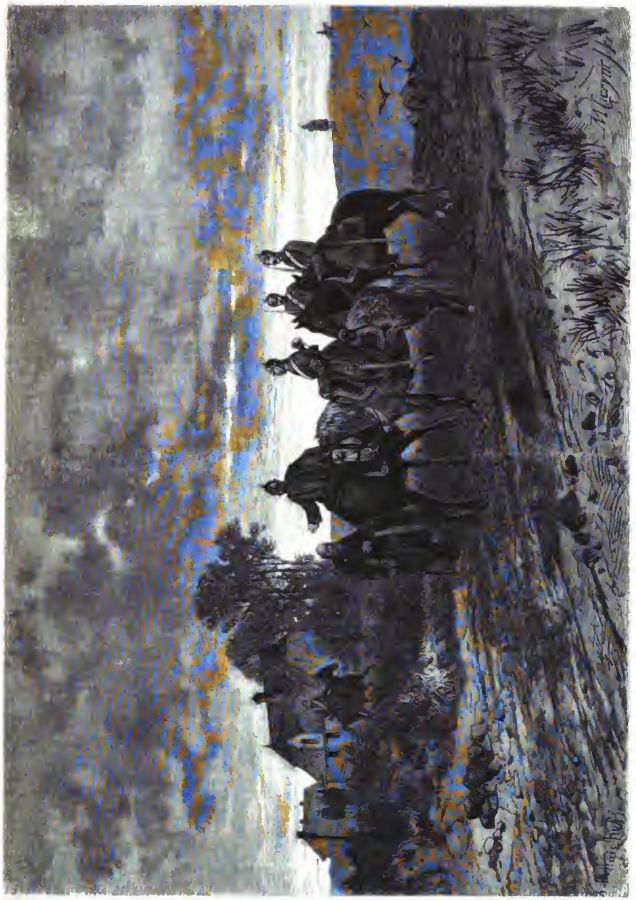
Zwei Stürme auf die Front der Speicherer Berge führten jedoch nicht zu deren Besitz. Dagegen glückte es mit dem letzten Sturm einzelnen Abtheilungen des 40. und 77. preußischen Regiments, sich hart unter dem Kamm der Höhen einzunisten und durch ihr Feuer die nächsten feindlichen Batterien zum Abzuge zu zwingen.

Wahrscheinlich stand diese rückgängige Bewegung mit dem Umstande in Verbindung, daß mittlerweile französischerseits der Umgehungsmarsch der 13. preußischen Division entdeckt worden war; denn beinahe gleichzeitig hatte auch die bisher bei Stiring aufgestellt gewesene Division des Bazaine'schen Corps den Rückmarsch nach dem erstgenannten Städtchen angetreten. In geschickter Benützung des günstigen Moments glückte es dem 39. und 74. preußischen Regiment mit verhältnißmäßig geringen Opfern, Stiring und darüber

Digitized by Google

Die Gefangennahme des Herzogs Georg. Originalholzschnitt von Otto Greiner.

Digitized by Google



Preussische Dragoner auf dem Vormarsch nach Paris.

Digitized by Google

hinaus sogar den vordersten Höhenabschnitt hinter diesem Dorfe von neuem zu besetzen.

Mit einer letzten gewaltigen Anstrengung war es mittlerweile auch den preußischen Truppen in der Front gelungen, den Höhenrand vollends zu erstiegen und sich auf demselben festzusetzen. Deren Führer, der General-Major v. Düring, war dabei schwer verwundet worden. Noch beherrschten jedoch die in rückwärtigen Positionen wieder aufgefahrenen feindlichen Batterien die Hochebene vollständig.

Nur gegen den rechten feindlichen Flügel konnte eine Entscheidung erzielt werden. Wahrscheinlich zur Deckung seines bereits beschossenen Abzugs war jedoch der Feind dort seinerseits zum energischen Angriff übergegangen, womit er die an dem Waldsaume engagirten und schon so furchtbar mitgenommenen vier preußischen Bataillone vorläufig nach an einem weiteren Vordringen hinderte.

Ein ernster Gewaltangriff führte die Franzosen bis beinahe vor die Mündungen der dort aufgefahrenen beiden preußischen Batterien. Einen Rückzug gab es für dieselben nicht, und zwei preußische Geschützzüge schwebten so einen Moment in der augenscheinlichsten Gefahr, dem Feinde zur Beute zu werden. Doch die unerschütterliche Bedienungsmannschaft, kräftig unterstützt von der nicht minder entschlossenen Infanterie, hielt aus, und, hatb aufgerieben, haben sich die stürmend vorgedrungenen feindlichen Massen wieder auf den Ausgangspunkt dieses Angriffs, das Dorf Speicheren, zurückgetrieben.

Ein zweiter, auch durch Kavallerie unterstützter Vorstoß reichte sich fast unmittelbar diesem ersten Angriff an. Noch unter der Entwicklung zu demselben erschienen indeß die ebenfalls zu den Höhrn aufgestiegenen preußischen Regimenter Nr. 8 und 48 in der Flanke des Feindes, und nach einem langen und verwirrten Feuergefecht sah sich dieser erneut zum Rückzug gezwungen.

Dennoch raffte er seine gesammten Kräfte noch einmal zu einem dritten Gewaltstoß zusammen. Mittlerweile waren aber auch die preußische Mitte und der rechte Flügel bereits weit auf der Hochebene vorgedrungen, und auch die äußersten Anstrengungen der Franzosen gemigten nicht mehr, den verlorenen Boden wiederzugewinnen.

Die Dunkelheit begann sich herabzusenken und nahm die in voller Auflösung zurückflutenden französischen Massen in ihren Schutz. Von der aus Saargemünd eingetroffenen 3. Division des Bazaine'schen Corps aufgenommen, formirten sich diesetben jedoch auf den nächsten rückwärtigen Höhen von neuem und beherrschten mit ihrer bis zum letzten Stück vorgezogenen Artillerie das Plateau so vollkommen, daß ein Vordringen über das Dorf Speicheren hinaus bis zum Eintreffen der preußischen Artillerie ganz unmöglich schien.

An eine Ausbeutung des Sieges blieb, da das Hinaufschaffen der Batterien in dem Dunkel der Nacht die größten Schwierigkeiten bot, demnach preußischerseits kaum zu denken; die unmittelbare Frucht der mit der Aufopferung von vielleicht 6000 Tapferen bewirkten Erstürmung der feindlichen Stellung beschränkte sich darauf, den Feind aus einer von ihm selber für uneinnehmbar gehaltenen Position vertrieben zu haben, und auf etwa 800 im Verlauf des Kampfes gemachte Gefangene.

Erst dem Marsch der 13. Division auf Forbach blieb es vorbehalten, diese geringen Vortheile zu verwollständigen und den heroischen Anstrengungen der vor Speicheren in Aktion getretenen preußischen Truppen auch die volle Frucht der Niederlage des Feindes zuzuwerden.

Die von Stiring auf Forbach zurückgegangene zweite Division des Bazaine'schen Corps war dort, nach einem nur leichten Gefecht mit den Spitzen jener preußischen Division, gegen Saargemünd ausgewichen und hatte somit die nächste Rückzugsstraße der Franzosen nach Metz preisgegeben. Die dadurch zugleich allen anderen im Gefecht gewesenen französischen Abtheilungen ertheilte veränderte Rückzugsdirektion konnte aber ganz unmöglich verfehlen, die größte Verwirrung bei den ohnehin so schwer erschütterten Truppen hervorzurufen, und nach dem noch in der Nacht ausgeführten Rückzug, zu welchem sich General Frossard wahrscheinlich ebenfalls durch das Erscheinen der Preußen vor Forbach bestimmt gefühlt hatte, durfte dessen Corps nahezu als aufgelöst angesehen werden.

Mit der am 7. August bewirkten Einnahme von Forbach waren dort der 13. Division überdies ungeheure Proviant-, Munitions-, Tabaks- und andere Vorräthe, wie ein Pontontrain von 40 Pontons, die Feldlager mehrerer französischen Divisionen und viele von ihren Truppentheilen abgekommene Versprengte in die Hände gefallen. Ueberhaupt aber belief sich die Zahl der bis zum Abend dieses Tages eingebrachten unverwundeten Gefangenen auf über 2000 Mann; in den passirten Ortschaften wurden überdies noch gegen 3000 feindliche Verwundete, darunter zwei Oberste, mehrere Stabs- und eine große Zahl Soldatenoffiziere, vorgefunden.

Ein anderer großer Vortheil bestand noch darin, daß nach Abdrängung der Franzosen von der direkten Verbindung mit Metz bereits am 8. August die von denselben zur hartnäckigsten Vertheidigung vorbereitete starke Stellung von St. Avold preußischerseits ohne Kampf besetzt werden konnte. Am höchsten blieb jedoch die moralische Wirkung anzuschlagen, welche der heiße und blutige Tag von Speicheren auf die preußischen und französischen Truppen ausgeübt hatte: jene fühlten sich in demselben Grade gehoben, als das Vertrauen dieser zu der Wanderkraft der Mitrailleusen und Chassepots, zu der überlegenen Thatkraft ihrer Führer auf's tiefste erschüttert war.

Berliner Briefe an eine Dame.

Vierter Brief.

Wir leben im Zeitalter des Telegraphismus; der elektrische Blitz ist die Maßeinheit geworden, nach der wir einzig und allein noch Gedanken und Thaten bemessen dürfen, wenn wir nicht hinter unserem Jahrhundert in unabsehbarer Ferne zurückbleiben wollen.

Ich sprach in meinem letzten Schreiben an Sie, Verehrteste, von den Erstlingserfolgen der deutschen Waffen, und that es allerdings nicht ohne im Geiste ein hoffendes „Fortsetzung folgt" hinzuzufügen; daß aber dieser Hoffnung so übereriche Erfüllung zu Theil werden, daß diese „Fortsetzung" in so rapider Schnelligkeit „folgen" werde, das, meine Gnädige, habe ich nicht geglaubt — und — Hand auf's Herz — auch Sie nicht, obwohl das schönere im Glauben auch das stärkere Geschlecht zu sein pflegt.

Im Laufe von fünf Wochen (den Vibrationen meines Gewissens nach muß es ungefähr so lange her sein, daß ich Ihnen nicht geschrieben!) einen, allerdings wurmstichigen Kaiserthron umgestürzt, eine wohlbewaffnete und zum großen Theil intakte Armee von mehr als 200,000 Mann in die Gefangenschaft abgeführt, ein mächtiges Volk, dessen drittes Wort „der Kriegsruhm" war, auf den Punkt getrieben, wo ihm nur die Ergebung auf Gnade und Ungnade bleibt! So gigantenhafte Erfolge hat die Weltgeschichte eben noch nicht aufzuweisen, und der Ausspruch des alten Asiko: „Es ist Alles schon dagewesen!" wird durch sie in seinen Grundvesten erschüttert.

Die deutschen Heere stehen vor Paris — — Verzeihung! ich sehe jenes Lächeln um Ihre reizenden Lippen schweben, das die Mitte hält zwischen dämonischem Spott und himmlischem Mitleid — jenes wunderbare Lächeln, das, wenn es duften könnte, nach Veilchen und — Salmiak duften würde. Die deutschen Heere stehen vor Paris! — allerdings, indem ich dies schreibe; aber wer weiß, wo sie stehen, wenn ich den Brief abende, und gar — wenn Sie ihn lesen?!

Diese Zeilen kommen Ihnen vielleicht in dem Augenblicke zu Gesicht, wo unsere durstigen Tapferen aus Bayern und Württemberg das Wohl der fernen Heimath in feinstem Bordeaux an Ort und Stelle trinken, oder die märkischen Sande Entsprossenen den gebadelten Blick von der Höhe zu Marseille weithin über das Mittelmeer schweifen lassen! vielleicht — wer weiß?!

Darum ist's besser, ich wende mich von der äußeren Lage der Dinge, die sich mit jedem rinnenden Sandkorn im Stundenglase bis zur Unkenntlichkeit verändern kann, auf die Thatsachen zurück, die sich inzwischen im Innern unseres deutschen Vaterlandes, und speciell Preußens, vollziehen.

Strengen Sie das Ohr an, meine Theure! Hören Sie nicht ein seltsames Rauschen in der Luft, ein Schwirren und Flattern, wie von einer zahllosen Menge gefiederter Zweiflügler?

Es hat so etwas Einschläferndes, dieses Geräusch, so etwas Simmummelndes; ein süßer Duft (ich finde keinen beziehnenderen Ausdruck) beginnt sich dabei unserer gesunden Vernunft leise, leise wie ein weißer, saftiger Mantel umzuhängen. Wissen Sie, was dieses Rauschen bedeutet? Ich will es Ihnen im Vertrauen sagen, aber ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft, lassen Sie kein Wort davon in die Oeffentlichkeit dringen: Königsberg ist nicht die einzige Festung in Preußen, und ich glaube kaum, daß man mehr Umstände mit mir als mit Johann Jacoby machen würde!

Dieses Schwirren stammt her von den Sturmvögeln der Reaktion (die, wie Ihnen auch der höheren Menschen-Naturge-

Digitized by Google

schickte bekannt sein wird, eine frappante Aehnlichkeit mit Dompfaffen haben!); in ganzen Schwärmen kommen sie aus den Felsenspalten der hiesigen „Norddeutschen Allgemeinen", aus den Mauerlöchern der „Kreuzzeitung", aus den schauerlichen Schlupfwinkeln der „Preußischen Provinzial-Correspondenz" hervor, näher und näher umkreisen sie die deutsche Siegessonne und eingelne Keckere aus der Schaar wagen es sogar schon, ihre dunklen Fittige vor dieser Sonne auszubreiten!

Meinen Sie, ich sähe zu schwarz? O, Sie sollten hier sein, an der Hauptwachsstätte des Räuchertrit-Schimmels (fungus zaracuus); sollten wie ich Gelegenheit haben, die einzelnen Anschauungen dieser Pilz-Gattung, die wasserspeiartige Verbreitung derselben zu beobachten — und Sie würden gleich mir zittern, daß der ver..... Mehlthau sich auf die frisch-grünen Keime, welche der blutigen Aussaat seitdem des Rheins kaum zu entsprießen beginnen, lagern, alle Hoffnungen des deutschen Volkes auf eine gesegnete Ernte — wie schon so oft — vernichten werde!

„Allah-il-Allah, Mahommed rasul illah!" sagt der fromme Moslem; des frommen Preußen Wahlspruch ist noch immer: Eulenburg und Mühler sind — Eulenburg und Mühler, und Knal, der Sonnendreher, ist ihr Prophet in Ewigkeit — Amen!

Sie entsinnen sich aus den Tages-Zeitungen der fernsten Standsdolofa aus dem Berlinischen Muster-Krankenhause „Bethomien" — entsinnen sich, daß der Geistliche dieses Instituts, ein Pastor Schulz, von dem dirigirenden Arzt (Dr. Wilms) in einer scharfen Denkschrift als Ursache aller der für das Wohl der Kranken schädlichen Anordnungen genannt und seine Absetzung auf's Entschiedenste gefordert wurde; — nun, dieser wackere Seelsorger predigt und wirkt noch immer in der genannten Anstalt und bevölkert unter Mitwirkung einer Anzahl grauer Schwestern nach Kräften den Himmel!

Ich könnte Ihnen noch unzählige solcher „Knakereien" anführen, aber ich möchte Ihnen und mir nicht gern die gute Laune auf Wochen hinaus verderben — läßt uns ja ohnehin die schwere Noth der Zeit nicht viel davon übrig.

Eine kleine „Neuwahl für Bethanien" hat übrigens die Medizin an der Orthodoxie doch genommen. Pater Rodiano, einer der Moabiter Klosterbrüder, und seiner weltlichen Abstammung nach, wie man hört, ein Graf Stolberg, hatte „von Oben her" die uneingeschränkte Erlaubniß zum Besuch der hiesigen Lazarethe erhalten und machte von derselben natürlich einen höchst — klerikalen Gebrauch. Neulich nun fand unser gelehrtester Fortschrittler und fortschrittlichste Gelehrte — Professor Virchow, bei einer genauen Inspektion das Essen seines Lazareths täglich mit den Kosten für ein solennes Gabelfrühstück belastet, und auf Befragen erklärte der Koch, daß diese Déjeuners die Gnade gehabt hätten, die heiligen Bevollmächtigungsschreiben des Paters Rodiano in Bewegung zu setzen. Und denken Sie! der Doctor streicht mit gottloser Hand die betreffenden Posten und bemerkt dem Koch mit frewelndem Munde: er möge sich nur die Bezahlung von dem frommen Manne selbst einfordern. Was Pater Rodiano beim Empfang dieser Nachricht für ein Gesicht gemacht? — ich kann es nicht sagen, weil ich's leider nicht mit angesehen habe; so viel steht indeß fest, daß der nährsame Heilige von jenem Tage ab seine Lazarethbesuche durchaus eingestellt hat. —

Daß neben den klerikalen Gassbüsen auch dergleichen militärische die und da an der Oberfläche steigen, ist wohl selbstverständlich.

Sie kennen, meine Theure, meine Idiosynkrasie bezüglich des „Leibrocks" hinreichend genug, um mir auf's Wort zu glauben, daß ich mich jeder vernünftigen Agitation gegen dieses Zwitterkleidungsstück mit Begeisterung anschließen würde; aber bei Lesung eines Aufrufes, wie ihn Nr. 231 des „Berliner Fremden- und Anzeigeblattes" enthält, und worin der mit „R." bezeichnete Verfasser statt des „französischen Fracks" — den „deutschen Waffenrock" als bürgerliches Ehrenkleid in Vorschlag bringt, kann mir, und ich glaube Jedem, den die gütige Mutter Natur mit fünf Sinnen begabte, nur der Wunsch kommen: dieses große „R." nebst allen gleichgesinnten kleinen „r's" in das uniforme Ehrenkleid der Zwangsjacke gesteckt zu sehen! — —

Die moralische Wirkung der deutschen Erfolge im Felde beginnt, Gott sei Dank! im geschäftlichen Leben, in Handel und Verkehr sich unverkennbar zu zeigen; wie die flüssige Silberstäule des Barometers will der Besserung des Wetters steigt, so heitern sich die Gesichter der Kaufleute und Industriellen mit jeder neuen Siegesnachricht aus Frankreich je mehr und mehr auf.

Aber nicht allein Merkur — auch die neun himmlischen Schwestern fangen mälig an, sich von ihrem Entsetzen über den rebellischen Mars zu erholen. Eine nach der andern jener kleinen Berliner Bühnen drilten und folgenden Ranges, die der rauhe Kriegssturm zwang, ihre Reiche zu schließen, thut sich wieder auf, und bald wird die Zahl derselben die Höhe, welche sie vor Ausbruch der Feindseligkeiten hatte, wieder erreicht haben.

Daß man in fast all' diesen Tempelhallen Thaliens dem Publikum Patriotismus, auf mehr oder weniger reinliche Fischchen gezogen, vorsetzt, ist wohl natürlich und bewährt sich auch für einzelne bessere Bühnen als gewinnbringend. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, eine kleine Blumenlese dieser kriegs-dramatischen Erzeugnisse zu durchmustern; Sie werden sich dabei an den Titeln genügen lassen, um so mehr, als es bei den meisten dieser Bühnenproduckte außerordentlich schwer fallen dürfte, überhaupt einen legitimen Ersenger ausfindig zu machen! Die „Friedrichs-Wilhelmstädtische Bühne" nennt „Straßburg, eine deutsche Stadt"; das „Wallner-Theater" befindet sich „An der Spree und am Rhein", und die „Victoria-Bühne" läßt „Die Berliner in Krieg und Frieden" über ihre Scene gehen. Das „Théatre variété", trotz seines französischen Accents, „Präsentirt's Gewehr" für „Unsere braven Jungen und patriotischen Mädchen", während die „Walhalla" die „Brandenburgischen Eroberungen" verherrlicht. „Rom und Paris" giebt das „Louisenstädtische Theater" gern für „Ein einziges Deutschland" dahin; das „Bundesballen Theater" erwartet mit Sehnsucht „Die Rückkehr des Landwehrmanns", läßt dagegen „Schulze und Müller auf dem Kriegsschauplatze" ruhig gewähren; das „Reunion-Theater" dentet „Im Feldlager vor Paris" die Erfolge aus, welche die „Belle-Alliance-Bühne" durch „Des Kaiserreiches letzte Stunde — bei Sedan" errungen, und zu alledem wird im „Wolterdorff-Theater" von acht fleischfarben-tricolirten Damendienen „Die Wacht am Rhein" gesungt! —

Noch eine freudig-ernste Kunde zum Schluß.

Am 10. November d. J. endlich wird — wenn nichts dazwischen kommt! — die Metropole des Intelligenzstaates Preußen die erste Statue eines Dichters öffentlich aufstellen! Schillers Standbild wird sich vor der Freitreppe des Königl. Schauspielhauses auf den Gensdarmenmarkte erheben, und dieser letztere elle Name, wie man hofft, in Schillerplatz umgewandelt werden. — Möchte dann nomen: omen für Preußen sein und der in ihm noch immer vor-herrschende militärisch-partikularistisch-polizeiliche Geist — ein im „holden Frieden" für die Ideale der Menschheit und für Deutschlands Freiheit und Einheit ringender werden! Wenn Schillers Statue, errichtet nach diesem siegreichen Kriege gegen Frankreich, nicht im Doppelsinne des Wortes — denn Schiller ist das Mark unserer Cultur — der Mark-Stein einer neuen, der größten deutschen Epoche, der Epoche eines in Freiheit geeinigten Deutschlands wird, dann . . . . sind nicht die Regierungen, dann sind Wir, das Volk, daran schuld, und werth, gerechtet und zerrissen zu sein, dann „fand die große Zeit ein kleines Geschlecht"!

Es versteht sich, daß die Enthüllung der Statue mit großartiger Festlichkeit begangen werden wird. Und sie wird glanzlos, nicht schmachvoll enden, wie die Grundsteinlegung vor elf Jahren.

Hören Sie, verehrte Frau, was mir darüber einer meiner Freunde, ein zuverlässiger Mann, geachteter öffentlicher Charakter, erzählt.

„Auf dem großen Platz, für den man damals den Namen des Dichters verlangte, hatte sich ein geschmückles, augenscheinlich gestiltetes, für Schiller begeistertes Publikum versammelt, und der schöne Grundriß des lebendigen Festbildes wurde noch durch buntbesetzte Tribünen, durch viele Flaggen an den beiden hohen Kirchen zur Seite des Schauspielhauses, sowie auch von den Dächern und aus den Fenstern der umstehenden Gebäude wohend, endlich durch die breiten originellen Bannner der verschiedenen Gewerke, Innungen und Vereine Berlins erhöht.

„Nur zur Seite der Neuen Kirche bemerkte man Rotten verdächtigen Gesindels, dessen Majorität, die ‚Louis', die würdigen Namensvettern des französischen ‚Civilisationsspitels', die Begleiter und Beschützer der sittenlosen Damen der ‚Sitte', bildeten. Dadurch verbreitete sich sosort das, die allgemeine Begeisterung erheblich abkühlende Gerücht, der vornehme Pöbel einer gewissen politischen Partei, welche gegen eine solche Zudelfeier des Geistes Sturm schnaubt, habe den gemeinen Pöbel Berlins (der zu dem schrecklichsten der Welt gehört) durch Geld und gute — Spirituosen bestochen, gleichwie kurz vorher die Bestallung Alexanders von Humboldt, jetzt das Schillerfest so viel wie möglich zu stören. Und die Gerüchte bewahrheiteten sich leider.

„Der feierliche Akt war noch nicht beendet, als sich das wilde Gebeul und Gekreisch jener Rotte erhob, die sich denn auch sosort

Digitized by Google

in Bewegung setzte, wohl 2000 bis 3000 Lümmel stark, die Reihen der Zuschauer durchbrach und, weitertobend und die abwehrenden Schutzleute unter Hohngelächter bei Seite stoßend, bis zur Grube des Grundsteins vordrang, welchen letzteren sie mit den gemeinsten Redensarten begrüßte. Aber nicht genug. In diese Grube hinein warf der bezahlte und betrunkene Pöbel alte Männer, Frauen, Kinder und über diese jubelt mit brüllendem Siegesjubel die Polizeidiener, welche sich solcher Bestialität widersetzen wollten! Gegen diese rohe Horde war kein Kampf möglich; was vom anständigen Publikum fliehen konnte, floh; aber auf den dichtbesetzten Tribünen, welche zue Seite der Schaupielhaus-Freitreppe errichtet waren, zitterte man für sein Leben, denn die Ausgänge derselben waren vom Janhagel umstellt, dessen Gemeinheit sich schon bis zu den nichtswürdigsten Drohungen gegen Sitte und Eigenthum steigerte. Endlich kam verstärkte polizeiliche und militärische Hülfe; aber die Rohheiten wurden, wo es irgend möglich war, bis in die sinkende Nacht fortgesetzt!“ —

Das war die Feier der Grundsteinlegung zum Denkmal Schillers in Berlin, veranlaßt durch eine politische Partei, welche stolz auf ihre Namen, Titel und Würden ist und sich in die höchsten Gesellschaftskreise hineinreicht!

Der erste Schiller-Tag in Berlin war ein Pöbel-Tag; hoffen wir, daß der zweite ein Schiller-Tag werde. Und hoffen wir, daß bis dahin der „holde Friede“ nach Deutschland zurückgekehrt ist und die „süße Eintracht“ sich in ihm bekundet, und daß diese Eintracht nur nicht mit Uniform eindeutscht wird! —

Ewig der Ihre.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 255.)

11.

Miß Rachel und ihre Nichte.

Maiden Lane ist eine der ältesten Gassen Londons. Die Zeit hat vielerlei Aenderungen darin hervorgerufen. Zur Stunde unserer Erzählung war aber Maiden Lane noch vollständig im alten Zuschnitt, das heißt: die hohen und schmalen Häuser mit vorspringenden Erkern und Giebeln, mit den Bogen über den Hausthoren und den Steinsitzen neben denselben, die Dachtraufen in Drachengestalt, die Schornsteine mit den seltsamen Wetterfahnen darüber und die Ueberhänge, welche in Schwibbogen an gewissen Stellen die Häuser mit einander verbanden — dies Alles war noch vorhanden. Dessenungeachtet zählte Maiden Lane immerhin zu den besten Gassen des alten London. Sie lag nue durch eine Häuserreihe geteennt von dem „Strand,“ wo sich immee viel Leben entfaltete und wenu dieses Leben auch nicht stets das beste war und ist, so gehörte es doch zu einer großen Stadt. Vom Strand aus schnitt eine Straße Maiden Lane, Tawistod-Steeet und Henrietta-Steeet und lief auf Covent-Garden aus, wo schon zu jenee Zeit sehe große Beteebe herrschte, denn die schöne Piazza oder der Platz von Covent-Garden, welche dee berühmte Inigo Jones angelegt hatte, lud Müßiggänger, Stutzer und selbst Handeetreibende ein, sich auf ihree weiten Fläche zu ergehen und auszuruhen. Maiden Lane war also ein ganz angenehmer Aufenthalt für Leute, die schnell in einen möglichst großen Stadttheil gelangen wollten und denen doch an Ruhe gelegen war, denn da die Verbindung mit Covent-Garden und dem Strand durch eine besondere Gasse hergestellt war, blieben Maiden Lane und Henrietta-Steeet, welches hinter desselben lag, immee still und einsam.

An einem echt heiteren Morgen öffneten sich die Vorhänge des Erkerfenstees eines Hauses in Maiden Lane und dee Kopf eines sehr hübschen, blondgetockten Mädchens schaute auf die Gasse. Dieser Kopf nickte sehr freundlich dem Bäckerjungen, den Milchfrauen und selbst einigen Schloßegern zu, die nach oder mit einander durch Maiden Lane gingen, dann zog sich der Kopf wieder zurück. Ein gonu allerliebstes Mädchen, die beeits erwähnte Eigenthümerin des blonden Kopfes stand in dem behaglich ausgestatteten Zimmer. Tassele war mit holländischen Tapeten ausstaffirt, welche ziemlich geotreue Nachbildungen jenes absichtlichen Gewirees von Tempeln, Häusern, Gärten, Papageien und derzerrten Menschengestalten zeigten, das man auch heutzutage noch japanesisch nenut. Etwa sechs Fuß über dem Fußboden lief eine Art von Simms, auf dem verschiedene Gefäße paradirten, deren Vateeland gleichfalls das chinesische oder japanesische Reich sein mochte. Ueber diesen Raritäten waren — ein Ruhepunkt für das Auge — verschiedene gute Bilder zu sehen. Zum Theil bestanden sie aus Kupferstichen in der Manier, welche man Schwarzkunst nennt, theils waren es Oelgemälde von nicht untergeordnetem Werthe. Sie stellten Jagdscenen, holländische Städte, Stillleben dae — unter dem Simms hingen deei Poetraits in Oel gemalt — ein männliches und zwei weibliche — auf dem Kamin stand eine Büste Wilhelms von Oeanien und Engtaud, aus gebeanntem Thon gefertigt, und der Thür gegenüber hing ein großes Oelbild. Es zeigte eine mächtige, unter vollen Segeln fahrende Flotte. Die ungeheuren Schiffspuppen waeen einige Etagen hoch und — wie es die Bauaet jener Zeit in der Wirklichkeit mit sich brachte — überreich mit Schnitzwecken und Vergoldung versehen, dargestellt. Von allen Masten und Raaen wehten Flaggen und Wimpel, man sah die Decks mit Soldaten, die Banten und Stengen mit Matrosen besetzt. Im Hintergrunde gewahrte man Land, und in der Mitte der Schiffe zeigte sich ein besonders geschmücktes. Von seinem Top flaggte ein Banner, auf welchem die Wappen von England und Nassau vereinigt zu sehen waren, und über dem Schiffe war in der Luft des Bildes ein Band gemalt, auf welchem die Worte standen: »DE Brill;« unter dem Bilde besagte eine Inschrift: Het Nederlandsche Oorlogs Vlooten in den Jaere 1688. Beiveelen wir noch, daß das ganze Zimmer sehe behaglich mit Möbeln aller Art ausgestattet war, wie sie der Geschmack der Zeit erforderte. Das junge Mädchen stand einige Zeit vor den drei beschriebenen Portraits still, legte die Hände auf den Rücken und spitzte den Mund zum Kusse, dann bezähtten ihre Lippen leicht zwei der Bildee nach einander, das männliche und das eine weibliche, eine junge Dame daestellende Bild. Bei jedem dieser Küsse sagte sie: „Guten Morgen, lieber Vater — guten Morgen, liebe Schwester.“ Für Diejenigen, welche mit der Familie Pendergeaß bekannt waren, würde es nicht schwee gewesen sein, in dem männlichen Bilde Sir John Pendergeaß, in dem die junge Dame daestellenden Miß Ella, in dem dritten Portrait die Großmutter Miß Anna zu erkennen, worauf denn auch der Leser den Schluß ziehen wird, daß die junge blonde Dame, welche diesen Bildern einen Morgengruß zuschickte, Niemand Anders sein kann, als Miß Mary Pendergeaß, die Tochter Sie John's, welche um des religiösen und politischen Zwiepalts willen ihr Vateehaus verließ. Miß Mary war noch soeben beschäftigt, dem zeigenden Contexel ihree hübschen Schwestee eine Huldigung daezubringen, als sie plötzlich durch den Ruf: „Mary — keine Schwäche“ aufgeschreckt wuede. Sie kannte diese Stimme und wendete sich schnell um — sie sah eine Dame hintee sich, welche im Morgenkostüme wundeelich genug erschien. Miß Rachel Vere, von deren Person in dieser Erzählung schon einige Male die Rede wae, stond in ihrem Gästen Lebenszaafe. Sie konnte nicht für eine derjenigen ältern Personen gelten, von denen man zu sagen pflegt: sie haben sich conseeviet, denn Miß Rachel sah nicht jung aus. Aber man konnte mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die alte Jungfee schon seit langee Zeit gerade so ausgesehen habe und daß sie nach mehreren Jahren — wenn sie anders noch lebte — gerade ebenso aussehen werde — eine Eigenschaft, welche ja auch den Mumien nicht abgesprochen weeden kann. Miß Rachel Vere war hager, von Mittelgröße, hatte stechende Augen und eine peegamentartige Hautfarbe, alle ihee Bewegungen waren rasch und bestimmt wie der Ton ihrer Stimme, und ihreem ganzen Wesen merkte man nicht an, daß die Jahre auf ihee Lebhaftigkeit Einfluß geübt hätten. Eine Aehnlichkeit mit Miß Anna Pendergraß, der Großmuttee, ihree Schwestee, war unverkennbar. Sie trug ein saftiges, reichgeblümtes Unterkleid, darübee eine sogenannte Contouche mit langen Aermeln und großen Handmanschetten, welche gleich Bollows ausgebauscht waeen, einen Kamm aus Schildpatt mit Bronze verziert, und voe demselben deei über einander gethürmte schreeartige Aufsätze von Spitzenbinden. Sie hielt deei Zeitungen in der Hand.

„Maeu,“ rief sie, „keine Schwäche.“

Miß Mary sagte schnell: „Tante, was hast Du mich wiedee erschreckt. Ich darf doch dem Vater und Miß Ella guten Morgen wünschen?“

„Ja — es mag sein,“ sagte Miß Rachel. „Diese Empfindung mag die Politik nicht zurückdrängen — abee meine armseilge Schwestee

Digitized by Google

— Deine Großmutter, sollst Du nicht begrüßen — das wäre eine Schmach. Diese elende Jakobitin verdient es nicht, daß Anhänger der freien Richtung, des großen Königs, ihr einen guten Morgen wünschen."

Mary lächelte ein wenig.

„Oh sieh hier," fuhr die alte Dame schnell sprechend fort, „sieh hier. Die London-Gazette, — den Wächter für Manchester, — den Postmann — ließ nur, wie die Papisten, die Jakobiten hetzen und schimpfen. Ich sah da eben von einem Meeting in Dublin — schändlich. Sie haben auf König Wilhelm und seine Anordnungen geschimpft wie Gassenbuben und die Bill für eine Landesbank verdammt, noch ehe sie erschienen ist."

Sie legte die drei Zeitungsblätter zornig auf den Tisch. Mary lächelte über den Eifer.

„Laß es gut sein, Tante," sagte sie. „König Wilhelm ist größer als diese Alle. Er wird siegen wie immer."

„Ja, das hoffe ich," rief Rachel. „Aber deshalb muß man ihm jede Hülfe senden oder leisten. Dein Vater, Deine Schwester, meine Schwester sind schlechte Engländer, sie sind von jeher die Feinde der Freiheit gewesen und haben den Stuarts gehuldigt — daher war es ganz gut, daß wir sie verließen und ich werde niemals diese Leute wieder ansehen, die so weit in ihrer papistischen Wuth gingen, die Tochter und Schwester lieber ziehen zu lassen, als mit ihnen einen Vertrag zu schließen."

„Tante, Du bist viel zu gutherzig," sagte Mary. „Du würdest den Unsrigen die Hand reichen, wenn sie deren bedürften."

„Nein — nein —" fuhr Rachel hitzig fort. „Da kennst Du mich schlecht, kein Mitleid gegen die Jakobiten, keine Rücksicht gegen die Papisten — nieder mit ihnen!"

Rachel hatte einen Staubwedel ergriffen und focht damit umher, wie mit einem Schwerte.

„Und ist es nicht eine Erkenntlichkeit gegen die Stuarts, welche den Vater dazu treibt? ist das nicht ein Zug von Edelmuth?"

„Nein — er soll sich unterordnen."

„Er thut es ja."

„Aber nur gezwungen. Wenn er irgend kann, so wird er für die Stuarts auftreten. Da haben sie eine neue Dummheit gemacht — lassen die Liebelei mit Ella und dem Nichtsnutz, dem Porter, ruhig weiter gehen — oh — es ist himmelschreiend. Der Doctor Petersen selbst, der eifrige Papist, erzählt, daß Porter ein Lüderjahn sei, der seine Nächte in schlechter Gesellschaft verbringe, Spiel und Gelage vor allen Dingen treibe — den hat Dein Vater nicht zum Hause hinausgetrieben, aber den braven Hobbart, den guten Kerl, der mußte fort, weil er König Wilhelm anhing und weil er Protestant war — es ist himmelschreiend."

Mary senkte betrübt den Kopf. „O Tante — sprich davon nicht mehr. Ich bin so trüb gestimmt für den ganzen Tag, wenn ich des Abschieds gedenke, wenn ich denke, daß Henry so fern von uns weilt, daß wir ihn nie wiedersehen sollen. Wohl sind Jahre verschwunden und ich war ein Kind, als er mir zum letzten Male die Hand reichte und doch hat mein Herz sein liebes Bild treu bewahrt — treu bis zu diesem Tage, warum hießen sie ihn gehen?"

„Weil die Jakobiten kein Herz haben," eiferte Miß Rachel wieder. „Komm, Mary — weine nicht. Wer weiß: Henry kommt ein Mal zurück und es kann sich wohl ereignen, daß Herr Pendergeaß und meine großmüthige Frau Schwester den Verstoßenen noch ein Mal recht nöthig brauchen — ich bin eine Prophetin — ich —"

Es klopfte.

„Herein!" rief Miß Rachel, den Staubwedel in eine Ecke schleudernd. Es trat ein kleines Mädchen in das Zimmer.

„Die Mutter läßt sich empfehlen," begann sie.

„Schon gut," rief Rachel an einen altertümlichen Schrank tretend. „Da — nimm. Morgen werde ich Euch besuchen."

Sie reichte der Kleinen ein Stück Geld. Gleich darauf hüpfelte es vor der Thür. „Tretet näher, alter Greis," rief Rachel. Ein alter, ärmlich gekleideter Mann erschien mit bittender Miene. „Hier Euer Wochengroschen und diese Weste. Doktor Paul sendet sie Euch."

„Gottes Lohn, Miß," stammelte der Alte.

„Schon gut — macht fort." Sie ging zur Thür. „Wer ist noch da?" Auf diesen Ruf traten noch vier Frauen in die halbgeöffnete Thür. Rachel ging an den Schrank zurück und nahm vier Päckchen, welche augenscheinlich Geld enthielten. Sie vertheilte dasselbe an die dastehenden Armen.

„So —," sagte sie zu Letzten, „für Euch ist hier noch zweierlei. Erstens ein Pack Leinwand, zusammengebracht von den Damen aus Symons-Inn, dann diese Wolldecke für Eure kranke Tochter. Nehmt Beides und macht guten Gebrauch davon. Ich komme in den nächsten Tagen zu Euch. Und wie steht denn die Sache mit Eurem Sohne?" wendete sie sich fragend zu einer andern Frau.

„Oh — Miß — es geht schlecht. Die Krankheit macht große Fortschritte. Bei der schlechten Zeit ist es gar schwer, von den Fabrikherren eine Unterstützung zu erhalten und wir wissen nicht ein Mal, ob der Doktor Guilbert noch ferner kommen wird."

„Er wird kommen, denn ich bezahle ihn."

Die Frau schluchzte, vor Freuden weinend, laut auf. „Miß Rachel — Sie sind —"

„Na, was bin ich? eine alte Jungfer — weiter Nichts, aber Bill Bethel, Euer Sohn, ist ein braver Mensch, ein guter Eisenarbeiter, der im Arsenal Waffen gegen die Feinde König Wilhelms schmieden half und darum soll ihm geholfen werden."

„Leider wird nicht viel zu helfen sein, Miß Rachel. Bill ist dem Tode verfallen," sagte die arme Mutter weinend.

„So — so —" brummte Miß Rachel ernst und gerührt. „Ist es so weit?"

„Ja, Miß. Alles, was noch geschehen kann, ist: ihm die letzten Stunden zu erleichtern — und wenn er Sie sehen könnte —"

„Nun — es soll schon noch geschehen — wir kommen ein Mal hinaus, meine Nichte und ich — zwar bis nach Turnham-Green ist eine Reise — aber kommen wollen wir schon. Einstweilen laßt für Bill Alles bringen, was ihm die letzten Tage erleichtern kann, und setzt es mir auf die Rechnung."

Die arme Frau stammelte noch einige Dankesworte, dann ward sie von Rachel zur Thür hinausgeschoben. Der Leser wird aus diesen kurzen Scenen ersehen haben, daß Miß Rachel eine höchst wohlthätige Dame war, und Mary umarmte schwiegend die gute Tante, welche mit lächelnder Miene sich zum Frühstück niedersetzte.

„So — ein Theil des Tagewerks ist gethan," sagte sie. „Je — ist Doktor Webber noch nicht unten gewesen?" fragte sie die eintretende Magd.

„Noch nicht, Miß," war die Antwort.

„Er soll mit über seine Berechnungen Mittheilung machen."

„Liebste Tante," begann Mary ein wenig schüchtern, „Du bist so gut — so brav und edel — es wäre mir leid, wenn Deine Güte gemißbraucht oder schlecht gedeutet werden könnte, aber jene Rechnungen des Doktor Webber, sind sie nicht so rechte Einbildungen — Mährchen."

„Hei," lachte Rachel. „Ich wette darauf — sie sind richtig. Webber ist ein freugelehrter Mensch. Er hat die besten Chroniken, — die tiefsten Studien hat er gemacht. Er hat schon ein Mal in Surrey Goldmünzen gefunden."

„Ganz gut — aber —"

„Ein Aber. Hast Du nicht selbst gehört, als Du in der Gegend umherschweifteſt, daß alle Welt von Schätzen sprach, die dort verborgen sein sollten? und Doktor Webber hat niemals jene Orte gesehen. Er hat allein aus seinen Manuscripten, aus den alten Büchern Kenntniß erhalten von den Schätzen, die da liegen müssen, und seine Entdeckungen stimmen mit den Berichten überein, welche die Leute dort machen. Denke Die, wenn man dem bedrängten Könige einen Schatz von großem Werthe überweisen könnte — ich könnte ja für mich diese Dinge in Anspruch nehmen, aber sie gehören Seiner Majestät — er soll sie nützen."

„Man scheint nur bei Hofe anderer Ansicht zu sein, Tantchen," entgegnete Mary. „Man will nicht an Deine Loyalität glauben, denn ein Mal hat man Dich wiederholentlich abgewiesen, als Du den König zu sprechen verlangtest, dann aber hat Lord Portland Deinen Brief nicht beantwortet."

„Ueberall gibt es dumme Kerle," sagte Miß Rachel barsch. „Kerle, die sich in den Vorzimmern großthun und den König von seinen Unterthanen abhalten möchten. Was aber Lord Portland betrifft, so kann er meinen Brief nicht beantwortet haben, denn Nummer Eins hat er ihn seit heut erst in Händen, dann aber habe ich nicht ein Mal Namen und Wohnung angegeben, sondern nur geheten, die Miß Rachel vorzustellen, wenn der König in Saint James sein wird. Sobald ich erfahre, daß Se. Majestät von Kensington nach Saint-James kommen, mache ich mich auf. Ja — hätte ich einen Bekannten, einen Freund dort, der dem Könige meine Sache, der mich selbst vorstellte — ich wäre sicher, durchzudringen, aber ich habe mich nie mit dem Hofgeschmeiß abgeben mögen, das in den Antichambres und Corridors umherlungert — zum Kukuk — ich will ja Nichts — ich bringe Etwas."

Mary streichelte die Hand der Miß Rachel. „Gute Tante", sagte sie, „wenn König Wilhelm viel solcher Freunde hätte — er wäre der Herrscher auf Erden."

„Ja — wenn nur hundert solche Männer im Parlament saßen

Digitized by Google

wie ich als Frau bin," lachte Rachel, „es wäre gut für den König. Na — was an mir liegt, ich wirke redlich für ihn. Du weißt es, Mary. Unsere Gesellschaft muß stets im Interesse des Königs handeln — alle Leute, die mit mir umgehen, müssen in ihrem Kreise wirken, für den König reden. Die Wahlen müssen für König Wilhelm gedreht werden — es muß — Herein," rief sie, denn es pochte wieder. „Ah — guten Morgen, Nathanael."

Dieser Gruß galt dem Eintretenden. Es war ein junger, blasser und schmächtiger Mann, dessen Gesicht für hübsch gelten konnte, wenn es nicht für einen Mann allzu weibisch ausgesehen hätte. Er trug die Kleidung eines Schülers des Sanct-Pauls-Collegiums, aber seine außerordentlich feine Wäsche, die prachtvollen Spitzen zeugten von der nicht gewöhnlichen Wohlhabenheit des Studenten. Er grüßte sehr schüchtern und errötete, als er Mary verstohlen anblickte.

„Nathanael, setzen Sie sich," sagte Miß Rachel, „und nehmen Sie ein Glas Thee. Haben Sie bereits Doktor Webber gesprochen?"

„Noch nicht, Miß," sagte Nathanael. „Ich pochte droben bei dem Herrn Doktor an, aber es öffnete nicht, ohne Zweifel hat er heut Nacht wieder lange studiert und ist daher noch im Bette."

„Ah — das kann sein — Pah Wetter, Nathan, was habt Ihr wieder für prächtige Spitzen an Eurem Aermel, und der Busenstreif, die Krageneinfassung —"

„Ja — ja, herrlich," sagte Mary ein wenig boshaft.

„Es ist eine Liebhabereigrille meiner Mutter, mich mit schöner Wäsche und Spitzen auszustatten und ich liebe das auch gar sehr. Ich sehe gleich auf die Spitzen und die Kragen — im Collegium werde ich vielfach beneidet."

„Ei, das glaube ich," fiel Miß Rachel ein. „Die jungen Herren spielen gern die Stutzer."

„Man macht dort Aufwand genug," sagte Nathanael. „Es gibt junge Studenten, welche Brüsseler Spitzen tragen, die eine Dame vom Hofe beneiden könnte. Diese tragen Handmanschetten von sechs Zoll Länge — und es ist sogar jetzt Mode, daß man zwei Taschentücher bei sich trage — recht reich mit Kanten besetzte — das sieht gar nobel aus, wenn solche Spitzen aus den Taschen hängen."

„Und Ihr habt diese Mode noch nicht mitgemacht?" rief Mary lustig. „Ihr? ein Gentleman erster Sorte? oh — das wundert mich."

Nathanael verzog ein wenig sein Gesicht. „Ich werde die Mode mitmachen, Miß," sagte er empfindlich, „sobald es mir beliebt und sobald ich Taschentücher gefunden habe, welche würdig sind, neben diesen Spitzen zu prangen." Er wies auf seine Manschetten.

„Laß Nathanael thun, was ihn beliebt," sagte Miß Rachel mit einem leichten vorwurfsvollen Blick zu Mary. „Er ist ein Elegant, wie die Franzosen sagen, und Jeder hat seine Liebhaberei."

Sie sah es nicht gerne, daß Mary Nathanael auszog, denn es war Miß Rachels sehnlichster Wunsch, daß der junge Student und Mary ein Paar werden möchten. Miß Rachel hoffte wohl Henry Hobbart wiederzusehen, aber sie war überzeugt, daß er längst Mary vergessen und in Amerika eine Frau genommen habe. Nathanael Fields aber war der Sohn eines reichen Grundbesitzers in Essex; der junge Mann, der mehr zum Vergnügen studirte, sah Mary sehr gern und die Tante war darauf bedacht, ihrer lieben Nichte die beste Zukunft zu sichern. Nathanael war von seinen Eltern, eifrigen Orangisten, wie die Anhänger Wilhelms genannt wurden, an Miß Rachel empfohlen durch den Doktor Paul, einen sehr gelehrten Herrn, der Miß Rachels Gesellschaften besuchte.

„Nathanael," sagte Rachel, „wir werden nächstens die Gedichte des Herrn Abraham Watts zu kosten bekommen — da sollen Sie ein Mal Schwung hören. Sie werden sich freuen. Richten Sie es nur ein, daß Sie frei sind an jenem Abende."

„Wir haben nicht allzuviel zu thun," sagte Nathanael. „Jetzt sind die Herren Doktoren mit Politik beschäftigt. Einige reden in den Häusern oder in den Wahllokalen. Andere sammeln Stimmen, und wenn sie das Collegium schließen können, so ergreifen sie die Gelegenheit. Heut früh müßte ich eigentlich schon im Collegium sein, aber die Vorlesung fällt aus, denn es ist ein wichtiger Ministerrath in Saint-James-Palast. Alles strömt dorthin — unsere Doktoren auch — der König kommt von Kensington herein."

Bei diesen Worten schnellte Miß Rachel empor. „Der König kommt von Kensington herein?" rief sie.

„Gewiß. Ich glaube sogar, er ist schon in London," sagte Nathanael.

„Hollah — da gilt es eilig sein — heda — Bibby — schnell meinen Mantel, meine Handschuhe. — Eile Dich. Pah Wetter, es ist Zeit. Portland wird meinen Brief haben." Sie lief hin und her im Zimmer. „Meine Schuhe mit den rothen Stöckeln — flink — tummle Dich, Mary, — ordne ein wenig meine Haare."

Mary wagte nicht den Eifer der Tante zu beschwichtigen, sie wollte durchaus wieder an den König zu kommen suchen, dem sie mit gangem Herzen zugethan war. „Aber wenn es wieder vergebens sein sollte?" sagte Mary endlich.

„Dann weiß ich was ich thue — dann stelle ich mich an der Straße nach Kensingtonhouse auf mit einem großen Briefe in der Hand, wie die Bittsteller thun, dann muß er mich hören und sehen." Sie vollendete während dieser Reden eifrig ihre Toilette, nahm den Schirm mit dem langen Holzstiele und besichtigte noch ein Mal ihre Freiur im Spiegel. „Leb' wohl, Mary — Nathan mit Gott — vergeßt nicht, wiederzukommen — leb' wohl, Mary — in zwei, drei Stunden bin ich hier — Bibby, sieh auf den Rindsbraten, die Zwiebeln hübsch gehackt — verwünschte Geschichte! hätt' es nur früher wissen sollen. — Nathan, grüßen Sie Ihre Eltern, wenn Sie heut schreiben — oh, wenn ich doch den König spräche — nieder mit den Jakobiten — nieder mit . . ." Ihre letzten Worte verhallten auf dem großen, altertümlich gewölbten Flur des Hauses und Miß Rachel polterte die Treppe hinunter — eilte auf die Gasse, grüßte wohl ein Dutzend Mal die Leute, welche achtungsvoll die beliebte Dame bewillkommten, und marschirte spornstreichs nach St. James hinunter.

„Eine madere Dame," sagte Nathanael, der mit Mary im Zimmer zurückgeblieben war. „Möchte ihr Bemühen gelohnt werden."

„Das wünsche auch ich," sagte Mary, sich an dem Tische zu schaffen machend.

Nathanael seufzte tief. Er stand der hübschen Mary gegenüber. „Nun, was giebt es denn, Herr Fieldd?" fragte Mary lächelnd.

„Sie — Sie können noch fragen, Miß?" entgegnete der Student, dem die Gelegenheit sehr erwünscht kam, denn selten hatte er Mary so ohne Zeugen sprechen können.

„In der That weiß ich nicht, was Sie meinen," sagte Mary. „Ich meine — ich meine," begann Nathanael, der sehr schüchtern wurde, als der erwartete Augenblick herannahte, in welchem er eine Erklärung abgeben sollte. „Ich meine, Sie sind sehr kalt und zurückhaltend gegen mich, theuerste Miß."

„Ich? o nein! Ihr irrt Euch," entgegnete Mary, welche eine Arbeit ergriffen hatte. „Ich bin freundlich zu Euch, wie zu Jedermann."

„Ich habe schon oft um die Gunst gebeten, Sie ein Mal spazierenführen zu dürfen, Miß Mary," sagte Nathanael. „Es ist wirklich so herrlich in dem Hyde Park oder in Green Park."

„Oh, ich kenne Beides."

„Ich bin davon überzeugt, allein ich wäre glücklich, mit Ihnen — oh — ich würde Sie auch in das Theater gelehrt haben — freilich die sehr reispflanzlichen Bekannten Ihrer Frau Tante hätten ein älteres Recht an Sie; aber ich denke, meine Begleitung in Gesellschaft von Miß Rachel würde Ihnen nicht zur Unehre gereichen." Er warf eitle Blicke in den Spiegel. „Ich habe mich stets sehr glücklich in Ihrer Nähe gefühlt," fuhr er fort, „und zum Beweise dessen ein Gedicht verfaßt — oh — nehmen Sie — ich bitte."

Mary nahm lächelnd ein Blatt Papier entgegen. „Ich weiß es — Sie sind Dichter," sagte sie. „Oh — das ist eine köstliche Ueberschrift: ‚An Mary im Mondenschein'." Sie biß ein wenig die Lippe. „Sie lächeln darüber?" sagte Nathanael gereizt.

„Mondschein?" sagte Mary.

„Oh, Sie kennen den Reiz, die Gewalt noch nicht, welche ein Mondschein-Abend auf den Dichter ausübt — ich bin nicht derselbe Mensch, wenn das Mondlicht auf mich herniederblickt; ich wandle mit hocherhobener Brust über die einsamen Plätze, welche das Mondsilber überströmt; ich blicke hinauf in diese klare Scheibe, deren Zauber mich mächtig anzieht — dann dichte ich, Miß Mary. Ach — wie glücklich muß Derjenige sein, der an der Seite eines geliebten Wesens im Mondenlichte wandeln kann! Ueberall ist es schön — der Park gleicht einem Zaubergarten, wenn der Mond ihn erleuchtet, ein herrliches Gebäude wächst doppelt im Mondenglanze — die einfachste Gasse erhält einen Reiz — waren Sie nie im Mondenlichte auf der Piazza von Covent Garden?"

Mary schüttelte den Kopf.

„Das ist mein Lieblingsschauplatz," fuhr Nathanael fort. — „Es ist herrlich, die weite Fläche zu beschreiten und dann wieder die Blicke auf den von sanftem Silberlichte übergossenen Gebäuden ruhen zu lassen — durch das Menschengewühl sich zu drängen und einsam auf einer der Bänke sitzend über Allerlei nachzudenken. Ich sehne solche Stunde herbei."

Er machte noch einen Versuch, seine dichterischen Empfindungen Mary recht zu veranschaulichen, indem er die Recitation eines Verses von Dryden begann, aber Mary schien ganz in ihre Arbeit vertieft, und der beleidigte Dichter empfahl sich, ohne weiter zu sprechen, mit tiefem Seufzen — Mary aber legte die Arbeit bei Seite und ihren hübschen Kopf an die Scheibe des Fensters. Sie dachte an Henry Hobbart. — (Forts. f.)

Digitized by Google

Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart.

Von **Franz Maurer.**

Mit Abbildungen. (Fortsetzung von Seite 254.)

Kartätschen (siehe Fig. 21) sind Streugeschosse und bestehen aus kleinen Zinkkugeln. Sie werden nur bis auf 600 Schritt Entfernung angewendet und mit Hülfe von drechernen Büchsen abgeschossen. Diese bersten schon im Rohre auseinander in Folge des Stoßes, den ihnen die Schußladung gibt, worauf dann die Kartätschen gleich einem Schrotbagel aus der Mündung fliegen und auch wie Schrot umherstreuen. Die Büchse des gezogenen Sechspfünders enthält 41 etwa 100löthige, die des Vierpfünders 48 beinahe 60löthige Kartätschenkugeln. Die Büchsen sind gut gedrehte Blechcylinder mit einem herumlaufenden Wulst in der Mitte, welche zum Schutz der Züge des Rohres angebracht sind. Nach geschehener Füllung erhalten sie einen Treibspiegel aus Zink, welcher beim Entladen wie der Bleimantel des Granaten und Shrapnels in die Züge eingepreßt wird. Da nun die Infanterie im Sturmschritt 120 Schritt in der Minute zurücklegt, also in keinem Falle zum Durchlaufen eines Raumes von 400 Schritt weniger als 3 Minuten Zeit braucht, so erhält sie auf dieser Strecke von jedem Geschütz 288 Kartätschen, und von einer ganzen Vierpfünderbatterie 1728 Kugeln in der genannten Zeit. Eine brave Artillerie läßt aber den Feind, wenn es sein muß, bis auf 50 Schritt sich nahe kommen und feuert dann noch einmal los, ehe sie sich davon zu machen sucht.

Die Shrapnels (s. Fig. 22) (so genannt nach ihrem Erfinder, dem englischen Oberst Shrapnel) sind gleichfalls Streugeschosse, treten aber erst durch Sprengwirkung im Geschoß selbst als solche in Kraft. Sie sind von Eisen und mit Kartabinerkugeln gefüllt, die sammt den Sprengstücken beim Platzen des Geschosses (oben in der Luft) schräg nach unten in die feindlichen Reihen fliegen sollen. Die Wirkung eines gut gerichteten Schusses dieser Art ist eine mörderische und übertrifft alles Andere, doch ist das Schießen äußerst schwierig. Die französischen Shrapnels sind sehr einfach eingerichtet. Nach der Brennzeit der Zünder gibt es deren vier, nämlich solche, die bei 650 Schritt, und solche, die bei 1024, 1300 und 1560 Schritt Entfernung von der Geschützmündung platzen. Mit Hülfe der Sheapnels will man den voe seanzösischen Sprengstücken durchaus sicheren Raum zunächst vor den Kanonen gefährden; doch führen ihre Geschütze nur wenige dieser bösen Geister bei sich, höchstens sechs, früher waren sie nur mit drei derselben ausgerüstet. Auch wir benutzen Shrapnels mit Zeit- oder Tempirzündern, aber bis 3000 Schritt, und zwar vorzüglich dann, wenn Wiesengrund, stark aufgeweichter oder sehr weliger Boden unsere Granaten, welche Perkussionszünder haben und nur durch Auf- oder Anschlag krepiren, festhält, indem sie in denselben zu tief eindringen und dadurch an Sprengwirkung einbüßen würden. Das gefährlichste

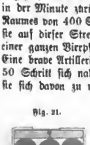


Fig. 21.

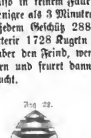


Fig. 22.

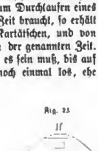


Fig. 23

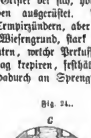


Fig. 24.

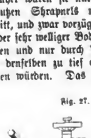


Fig. 27.

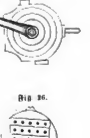


Fig. 26.

Fig. 25

Fig. 28

Ziel für Sheapnels sind dichte Haufen von Menschen und Pferden, besonders wenn sie in Beetiefungen stehen. Die neuesten deutschen Shrapnels sind Muster der Vollkommenheit, wenn man sie mit den früher gebräuchlichen und mit denen anderer Artillerien vergleicht. Ihre Tempirzünder (siehe Fig. 23) läßt sich nämlich für jede Entfernung zwischen 50 und 3000 Schritt regeln. Sie gleichen äußerlich der Spitzgranate, doch sind ihre Wände bedeutend dünner. Ein dicker Bleimantel umgibt sie. Den Hohlraum füllen Kartabinerkugeln aus, die mit geschmolzenem Schwefel festgegossen sind, so daß das Ganze gewissermaßen eine einzige Masse bildet. Die Sprengladung steckt in einer Messingröhre (s. Fig. 22) in der Mitte von oben nach unten und ist grade nur stark genug, um die Hülle aus Eisen, Blei und Schwefel auseinander zu reißen, worauf die feingewoebenen Kugeln und Splitter einzig und allein in Folge der ihnen vom Gangen mitgetheilten Flugkraft den lebenden Ziele zufliegen. Schlägt das Shrapnel zu Boden, dann hilft es natürlich viel von seiner Wirkung ein, und noch mehr ist dies der Fall, wenn es tief einschlägt. Auch im Fliegen in größerer Entfernung als 150 Schritt vom Ziel krepiren, wird als verfehlt angesehen, weil dann seine kleinen Füllungskugeln zu sehr an Kraft verlieren. Von solchen enthält das Shrapnel unseres Sechspfünders 170, dasjenige des Vierpfünders hingegen 82 Stück.

Wir geben eine Abbildung der Zünderrichtung, Fig. 23 u. 24, die bei beiden Kalibern gleich ist. Der Zünder (Fig. 23) wird mit seiner unten befindlichen dicken Schraube in die Spitze des granatenförmigen Kerns geschraubt, wie Fig. 22 zeigt. Er besteht aus dem Zündteller (Fig. 23 B u. 24 B), der den gewundenen Brandkanal (Fig. 24 B a b) und den Schraubenstift enthält. Auf diesen wird das Satzhütchen C gesetzt, welches unten die Zündnadel b enthält und den Hohlraum a zum Durchgehen des Schraubenstifts und zur Aufnahme des Pillenholzens D. Derselbeee bleibt mit seinem vorspringenden Rande d d in der Einkehlung o o hängen. Er enthält die Zündpille (Fig. 24 D b) und wird mit der Führungsplatte F bedeckt, die in den runden Theil des Schraubenstifts (bei d) ringreift. Das Schraubenmundstück G bedeckt das Ganze und hält es zusammen, indem sein Muttergewinde in den Schraubengang des Schraubenstifts des Zündtellers greift. Der Pillenholzen wird von der Zündnadel durch den Vorstecker E getrennt und zugleich in der Schwebe gehalten; er wird schon vor dem Einladen herausgezogen, und dadurch wird der

Digitized by Google

Pillenbolzen beweglich, worauf er beim Stoße, den das Abfeuern verursacht, in Folge des Beharrungsvermögens rückwärts fliegt, wobei seine Zündpille in die Nadel fährt, dadurch explodirt, die Brandmasse des gewundenen Kanals und diese wiederum seiner Zeit die Sprengfüllung entzündet. Je nachdem man das Sajschick zum Brandkanal gestellt hat — wobei man sich nach der außen angebrachten Scala der hundert Schritte und des Zeigerlochs Z richtet — erfolgt die Entzündung früher oder später.

Die Franzosen können ihre Shrapnels erst bei 650 Schritt spielen lassen. Den zwischen dieser Entfernung und den Geschützen liegenden Raum bestreichen sie, wenn es nöthig ist, wie wir mit Kartätschen. Außerdem haben sie für denselben ein Mordwerkzeug vor und voraus, dessen sichrer Wirkung noch weiter, nämlich bis 800 Schritt reicht, überhaupt aber, wenn auch mit sehr unsicherem und kaum zu beobachtendem Erfolge, bis 1200 Schritt sich ausdehnt. Es ist dies die vierlagenantte Mitrailleuse, mit der man uns lange machen wollte, wie mit dem schwarzen Mann. Die Maschine ist nicht ganz zu verachten, wenngleich sie als Feld geschütz nur sehr bedingten Werth hat. Die Idee der Orgelgeschütze — und dazu gehört die Mitrailleuse — ist schon mehrere hundert Jahre alt und wurde feinerzeit von den Türken und anderen Nationen praktisch angewandt. In neuerer Zeit hat schon 1850 Capitain Fauschamps das Modell einer Mitrailleuse einer belgischen Waffenfabrik zum Kauf angeboten gehabt, doch war es erst unseren Tagen vorbehalten, die immer wieder von mehreren Seiten neu gemachte Erfindung an den Mann zu bringen. Der Kaiser der Franzosen wollte nach den Ereignissen des Jahres 1866 schnell eine Mordmaschine besitzen, die er seinen Bataillonen mit in's Feld geben könnte, falls sie vor ihrer durchgängigen Bewaffnung mit Hinterladegewehren gegen uns zu Felde hätten ziehen sollen. Als die Bewaffnung mit Chassepot-Gewehren durchgeführt war, sah man ein, daß die Mitrailleuse wegen verschiedener Mängel nur als Batteriegeschütz in's Feld rücken konnte, denn zehe bedurfte 5—6 Mann zur Bedienung und eine Bespannung wie ein Geschütz. Es wurden deßhalb 24 Batterien dieser Kugelspritzen (jede zu 6 Stück) eingeschoben und dafür 22 vierpfündige und 2 zwölfpfündige Batterien ausgeschieden, so daß die gesammte französische Feldartillerie aus 33 vierpfündigen restirenden, 72 vierpfündigen Fuß-, 8 Mitrailleusen- und 30 zwölf-, beziehentlich achtpfündigen Batterien besteht. Indem die „Kartätschenrinnen" dies bedeutet ihr Name auf deutsch) in Batterien vereint stehen, konnten sie ihren Mängeln und dem bevorstehenden Mannschaftsverlust gegenseitig abhelfen und auf einer Stelle größere Wirkung erzielen. Ihr Mechanismus ist nämlich sehr empfindlich und kann durch Schmutz, Nässe und geringe Versehen leicht in's Stocken geraten, Granaten können das Ganze demontiren und auch die Munitionsvorräthe allzu leicht gefährden, beziehungsweise vernichten. Die Bedienungsmannschaft und auch die Bespannung ist beständig dem Feuer der Infanterie ausgesetzt, und das ist bekanntlich das Schlimmste, was der Artillerie widerfahren kann, weßhalb sich die unsrige, so lange sie vermag, in 1600 bis 1700 Schritt Abstand von den feindlichen Schützen hält. Die Einrichtung der Mitrailleuse (siehe Fig. 25) ist in der Hauptsache folgende:

Das ganze Geschütz gleicht bei flüchtiger Betrachtung einem glatten bronzenen Sechspfünder, nur ist das Rohr etwas kürzer. Das letztere besteht aus 25 gleichlaufend neben einander liegenden gezogenen Gewehrläufen, wenn man so sagen darf, denn eigentlich ist es ein langer viereckiger Eisenklotzen, der fünfmal in 5 Reihen von vorn bis hinten durchbohrt ist (siehe Fig. 26, Mündung der Mitrailleuse). Hinten sind die Läufe, wie schon gesagt, offen und das Ganze ist von einem genau passenden, übrigens höchst unnöthigen Umguß aus Bronze umspannt. Die Spitzfugein der Mitrailleuse sind bedeutend größer als die der Chassepots. Die Bronzehülle hat hinten an den Seiten zwei verlängerte Backen mit senkrechten Führungsrinnen für die Patronen-, die Schlöbschen- und die Abfeuerungsplatte. Die Patronen- oder Ladeplatte hat 25 durchgehende fingerlange Löcher, die genau auf die hintern Oeffnungen der Läufe passen. In jedem Loche steckt eine lange Patrone, deren Kugel so weit hervortritt, daß sie in den zugehörigen Lauf gedrückt werden kann, wenn man die Platte heranschiebt. Die Zündpille jeder Patrone sitzt hinten. Auf die Ladeplatte folgt die Schlößchenplatte mit 25 durchgehenden Löchern, deren jedes eine Spiralfeder enthält, welche vorn einen scharfen Sitft hat und hinten auf einer vor- und rückschiebbaren Platte sitzt. Die Federn werden sämmtlich mit einem Male durch den Druck einer Spannplatte gespannt, worauf die Verschlußplatte mit ihren 25 schienbar gleichlangen vorstretenden Bolzen von hinten gegen vorn gedrückt wird, was durch Anziehen der großen Kurbel (Fig. 27 u. 28) geschieht, die hinten in der Verlängerung des Ganzen an der Schlußplatte sitzt. Durch den Druck springen die Zündpille vor und bewirken das Losgehen der Patronen. Alle Ladetheile sind ungemein massiv und schwer, die Bedienung kann daher nicht leicht sein und das Geschütz muß schwerer wiegen als ein Sechspfünder. Seitwärts muß man es mit Hülfe des Lafettenschwanzes richten; das Rohr ruht zwar auf einer bronzenen sehr starken Unterlage, und diese mit den Schildzapfen in der Lafette, hat auch eine Vorrichtung zu einer Seitenverschiebung, aber diese Seitenverschiebung kann nur sehr schwerfällig 1 Zoll nach links oder rechts bewirkt werden, weßhalb diese Vorrichtung für den Feldgebrauch gar nicht benutzt werden kann. An dem Lafettenschwanze befindet sich der Patronenauswerfer, nämlich eine ovale Platte mit 25 langen Dornen, über welche man die Löcher der abgeschossenen Platte treibt und dadurch die leergeschossenen Patronenhülsen herausstößt. Zwei geladene Platten werden immer bereit gehalten, und sobald die abgefeuert ist, wird die entladene Platte herausgeschoben und durch eine gefüllte ersetzt. Die Mannschaft ladet inzwischen die leergeschossenen, was jedenfalls Handgeschicklichkeit erfordert, soll es schnell gehen. Da die Gewehrläufe alle parallel liegen und nicht anders liegen können, haben die Schüsse keine andere Streuung als diejenige, welche von der Erschütterung bei dem schnell auf einander folgenden Abfeuern herrühren kann. Es treffen also 25 Kugeln auf einen so engen Raum, wo 2 bis 3 hintereinander wären, die wenigen Menschen zu tödten, die dort stehen können. Geschwohl läßt sich nicht leugnen, daß der moralische Eindruck der Mitrailleusen auf andere Truppen ein großer sein kann, doch sind unsere Soldaten zum Glück so über alle Maßen aufgeregend, daß sie das neue unheimliche Spielzeug nicht zu schrecken vermochte. Die Maschine wurde übrigens zwei Jahre lang auf unseren Artillerie-Versuchsplätzen erprobt, und man hielt sie entschieden nur für den Festungskrieg in einzelnen wenigen Fällen, aber gar nicht für den Feldkrieg geeignet. Unsere Truppen haben nun freilich im Felde wiederholt festungsähnliche Stellungen erstürmt, aber noch nicht das Glück gehabt, eine derartige Stellung zu vertheidigen; sie hätten daher keine Mitrailleusen brauchen können. (Schluß folgt.)

Aus allen Welttheilen

Französische Dragoner auf dem Vormarsch nach Paris. (Mit Abbildung auf Seite 265.) — In der Zeit des ersten Tagesgrauens bewegt sich eine kleine Abtheilung preußischer Dragoner um ein absetis der Heerstraße liegendes Gehöft in der Champagne, ein Offizier mit einem Trompeter und acht Mann. Die Gebäude scheinen kein Schutzmittel für Franctireurs zu sein, denn kein Reiter traben lorglos nur mit gezogenem Säbel einher. Wenn Gefahr wäre, hielten sie in der Rechten den geladenen Karabiner am Karabinerhaken des Bandeliers. Der bärtige Alte, der Besitzer des Bowwerks, wie es scheint zur Flucht angethan, giebt dem examinirenden Offizier bemüthige Auskunft und dankt Gott, daß es wenigstens Dragoner sind, die er vor sich hat, und keine Ulanen. Die Lanzenreiter mit den schwarz-weißen Fähnlein, deren eine Handvoll in plündernden Dahergaloppirt, Dörfer und Städte erobert, Städte wie Nanen und Rheims, dicke Millionen Plünder, an kontributionen gejagt, aus dem Boden gewachsen, wie von der Erde verschluckt, die zur Sprachverständigung ihren Tschakoten Langenscheidt in Gestalt einer dicken Faustrutben Lanze bei sich führen, lazy diese Invasions praxiwirken sind ein Schrecken für die französische Phantasie, der sich bis zum Abergläuben erhebt hat und an den Ufern der Meuse und Marne künftig dazu dienen wird, schreiende Kinder zur Ruhe zu bringen. Ja, der Reiter und sein geschwindes Roß, sie sind gefürchtete Gäste. Komme man doch in einem französischen Blatte, das über die Belagerung von Paris spricht, die in allem Ernst gegebene Stelle lesen: „Wie sollen wir die Ulanen empfangen? Für mich liegt darin die ganze Frage. Das Brod der Armee benutzubt mich kaum. Wir haben Wälle, Forts und eine zur Vertheidigung der Hauptstadt entschlossene Armee. Aber die Kantine? Wenn wir im Laufe der nächsten Woche 150 preußische Ulanen in Berzoille im Hotel du Reservoir oder im Pavillon Henry IV. zu St. Germain ihr Diner bestellt haben, wird uns da nicht die Schamröthe in die Wangen steigen? Eine solche Schmach muß um jeden Preis verhindert werden!" Der preußische Ulane, der Bier bei Bernreuth, ist die bei weitem nahe Bevölkerung in Frankreich ein Petzmärte, wie es dort in gleichem Grade nur noch Bismarck ist, der auch als unheimlicher Heros in den Couplets des Augenblicks spukt, z. B. in einem von todesunmuthigen Mobilgarden gesungenen, das also lautet:

Nous partons,	Nous nous partons,
Ton, ton,	Ton, ton,
Comme des moutons,	Pour la boucherie,
Comme des moutons,	Nous nous massacrons,
Pour la boucherie,	Ha, ra,
Pour la boucherie.	Comme des rats;
Nous aimons	Ah! que Bismarck rira!
Pourtant la vie.	

Inhalt: Der Bauernfänger. Historischer Roman von H. Pflug. Forts. — Die modernen Festungen. Schluß. — Im Vorwerk. Von J. Langheim. Forts. — Die Erstürmung der Speicherer Höhen. Von Dr. Pflug. Mit Bild von Otto Speckter. — Berliner Briefe an eine Dame. Dritter Brief. — Im Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl. Forts. — Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart. Von Franz Maurer. Mit Abbild. Forts. — Aus allen Welttheilen: Preußische Dragoner auf dem Vormarsch nach Paris. Mit Abbild.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Hanneberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaser; Gleißenant Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Hopfen; L. Kruse; C. A. Lang; Kraker; Kreyßig; Liedtrau; Lippert; W. Löhr; Lodi; Mügelburg; Oelsschläger; H. Pfau; Reiz; Reiser; Reinhard; J. Reitershan; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenstein; Rud; Schäfer; P. Schmidt; E. Schöll; Schramm; Temme; Turgenjew; Urndorf; C. Vogt; Waldeck; Wiel; M. Wagel; Werner, Lap. z. See; Wilkomm; Wittkopf; Wurm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 18. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pfau.**

(Fortsetzung von Seite 259.)

VII.

Der Feldmarschall Savelli schritt nachdenklich das auf dem Rathhause von Rheinfelden von ihm bewohnte Gemach auf und nieder; der lange Ottfried harrte in streng militärischer Haltung der Entscheidung oder der ferneren Fragen des augenscheinlich mit sich noch unschlüssigen Feldherrn. Die Dunkelheit begann hereinzubrechen. Draußen heulte der Sturm und hatte der Schnee in zollhohen Lagen an den durch eine Bleieinfassung zusammengefügten kleinen Scheiben der hohen Spitzbogenfenster. Im Kamin loderte ein gewaltiges Feuer, das mit seiner unsteten Flamme das große und reichausgestattete Zimmer bald wie im hellsten Kerzenschimmer hervortreten ließ, bald die Züge der Beiden und ihre Umgebung kaum noch zu unterscheiden erlaubte.

Der Feldmarschall hatte sich in einem nahe dem Kamin stehenden Sessel niedergelassen und verfolgte, das Kinn auf den Knauf seines Degens gestützt, das Spiel der Flammen. Der dabei voll auf sein galliges, finsteres Gesicht fallende Wiederschein ließ den Widerstreit seiner Empfindungen deutlich hervortreten.

„Larifari!“ richtete er nach minutenlangem Brüten das Wort an den Rottmeister, „ich glaube an die ganze Geschichte noch nicht. Es geschieht einfach nur, um den Hallunken, den Schreiber loszubekommen, daß sie doch freigegeben und mit dieser saubern Nachricht an mich geschickt haben. Der Bernhard von Weimar ist keinesfalls der Mann, seine Pläne irgendwem und am wenigsten einem solchen plumpen Bauernkerl preiszugeben, und wenn dieser — wie nanntest du doch gleich den Führer des Gesindels? — sich wirklich mit der Absicht zu einem derartigen verrätchen Stückchen tragen sollte, so würde er sicher doch ebenfalls nicht so dumm sein, den Mönchen sein Vorhaben anzuvertrauen. Es ist nichts als eine neue Finte, sage ich dir, um den Schreiber vom Galgen zu retten. Indeß ich will einmal mit dem Scheine partout meinen Willen haben. Ist mir durch seine Schuld die Dirne entgangen, so soll er mir jetzt dafür büßen, morgen mit dem Frühesten muß mir der Kerl baumeln.“

Der Feldmarschall schien eine Zustimmung oder doch eine Erwiederung des Rottmeisters erwartet zu haben. „He! warum spricht Er denn nicht?“ fuhr er, da dieser im Schweigen verharrte, auf. „Ist Ihm etwa das Maul zugewachsen? Was ist denn Seine Meinung von der Sache?“

„Hm!“ äußerte der so barsch zum Reden Aufgeforderte, „es ist doch immerhin viel, daß Se. Gnaden der Feldmarschall von Werth nach den schlimmen Vorgängen der letzten Nacht Ew. Excellenz die erste Hand zu einer Ausgleichung geboten haben. Soweit ich den Herrn Feldmarschall kenne, würde das sicher nicht geschehen sein, wofern ihn nicht die zwingendsten Gründe dazu veranlaßten. Die Bayern behaupten, bei dem gestrigen bösen Rencontre eine Einbuße von über 300 Mann erlitten zu haben, und noch dazu ist es ihnen nicht einmal gelungen, sich in der Stadt zu behaupten. Die beiden von ihnen besetzt gehaltenen Thore befinden sich vielmehr jetzt wieder in den Händen unserer Truppen. Eine ähnliche Demüthigung ist dem schwarzen Werth sicher sein Lebtag noch nicht geboten worden, und Ew. Excellenz müßten ihm darum eigentlich sein jetziges Entgegenkommen doppelt hoch anrechnen.“

„So, meint Er!“ versetzte Savelli mit einem freudigen Anklang in seiner Stimme. „Indeß, es ist das eigentlich doch nichts als eine verdammte Schuldigkeit von dem Werth,“ fügte er, sich im Gefühl der sich beigemessenen Ueberlegenheit in die Brust werfend, hinzu. „Der kaiserliche Feldherr führt allemal, wo kaiserliche und bloße Reichstruppen zusammen operiren, das Oberkommando. Und dann, dieser Werth ist nicht einmal ein geborner Edelmann, er hat sich vom gemeinen Reiterbuben zu seiner Stelle emporgeschwungen. Das fehlte mir noch, einem solchen Roturier irgend einen eignen Willen einzuräumen. Es soll noch besser kommen, sage ich dir. Sein heutiges Entgegenkommen soll ihm nicht das Geringste genützt haben. Morgen wird zu seiner und dieses stupköpfigen deutschen Grafen erneuter Demüthigung, der Schreiber auf alle Fälle gehängt.“

„Eure Excellenz haben zu bestimmen, indeß ....“

„Halte Er sein Maul!“ herrschte der Feldmarschall den Rottmeister an.

„Der Schreiber ist in dem Gefängniß der Dirne gefunden worden,“ replicirte er den in dem speciellen Fall obwaltenden Thatbestand, „und die der Gefangenen abgenommenen Ketten sammt den Schlüsseln zu den Schlössern und zu der Gefängnißthür haben bei ihm gelegen. Wenn das nicht Indizien für seine Schuld sind, so

Digitized by Google

giebt es keine. Es ist manch' besserer Mann auf viel geringere Verdachtsgründe hin gehängt worden. Er und Niemand anders hat der Dirne aus den Eisen geholfen. Ich aber will meine Rewanche haben. Schlimm genug, daß dieser verdammte Schneefall mich verhindert, gleich unmittelbar die Beut da oben im Gebirge unter die Füße zu treten, doch dieser Eine wenigstens soll mir nicht entrinnen, er mag mir vorläufig für Alle büßen."

„Apropos," lenkten seine Gedanken in eine andere Richtung, „bei Erwähnung des Schneefalls fällt mir ein, daß derselbe den Bernhard und die Bauern nicht weniger als und behindern muß, sich da im Gebirge zu bewegen. Wenn also auch wirklich dem Einen oder dem Anderen der Gedanke, uns anzugreifen, aufgestiegen sein sollte, so würden sie demzufolge denselben doch nicht auszuführen vermögen. Demnach sieht Er selbst, es verhält sich genau, wie ich gleich behauptete. Diese ganze Verantwortung läuft auf Nichts anderes als darauf hinaus, mich durch die vorgespiegelte Gefahr zu bestimmen, freiwillig von meinem gegen d.n Schreiber beschlossenen Verfahren abzustehen. Der Werth hat einfach eingesehen, daß er mir mit Gewalt nichts abzutrotzen vermag, und er nimmt deßhalb diese wahrscheinlich von ihm selber erst herbeigeführte Gelegenheit wahr, mir gegenüber in der wenigst auffälligen Weise seinen Rückzug anzutreten. Doch, Maledetto! es soll ihm das nichts nützen. Den Becher der Demüthigung soll er mir bis zu den Hefen leeren. — Was berichteteft du von den Maßregeln, welche er selber zunächst ergriffen hat?"

„Unmittelbar auf das Eintreffen der Nachrichten aus Kloster Wehr und nach dem mir ertheilten Auftrag, Ew. Excellenz noch für heute Abend, oder spätestens doch für morgen früh zu einer Zusammenkunft aufzufordern, ist der Feldmarschall mit sechs Regimentern nach Harfar und Rehmsod aufgebrochen, um sich zu überzeugen, ob und wie stark sich die dortigen Pässe besetzt finden. Auch gegen Rollingen ist noch eine andere bayrische Abtheilung entsendet worden, und das heftige Schießen aus all' diesen Richtungen beweist wohl zur Genüge, daß die Bayern auf dem einen wie dem anderen Punkte hartnäckigen Widerstand erfahren haben müssen. Der Herr Feldmarschall von Werth nahm augenscheinlich die Sache sehr ernst."

„Hm!" murrte Savelli, mißmuthig in die Flamme storrend, „das Beste wäre schon, wenn ich nach meinem Willen den Kerl, den Schreiber, gleich heute Morgen hätte hängen lassen. Das Hauptbindernis für ein gemeinschaftliches Handeln bestände sich damit auch den Weg geräumt. Unbeß da mußten die Herren in dem heute früh berufenen Kriegsrath das wieder besser wissen. Wozu am Ende bei einem solchen notorischen Schuft für seine Aburtheilung und Justificirung noch die gesetzlichen Formen einhalten? Wenn man solchen geriebenen Hallunken erst zum Wort kommen läßt, wird es ihm natürlich niemals an Ausflüchten fehlen."

„Es ist freilich schon möglich," überlegte er mehr, als daß er seinen Gedanken Worte geliehen hätte, „daß es sich wirklich so verhält, wie der Schreiber behauptet, und daß er bei dem unvermutheten Ueberfall der Bauern von denselben und dem mit ihnen einverstandenen Schliefer als eine gegen mich und ihn geübte Verhöhnung in seine gegenwärtige Lage versetzt worden ist. In der That, ja, es trifft eigentlich Alles zu. Der Schreiber wird sich doch nicht freiwillig da haben einschließen lassen. Allein die Dirne ist mir jedenfalls entgangen und schuldig oder unschuldig, — ein Opfer will ich für meinen Sohn haben. Denn aber, ich kann und mag den Beiden, diesem Werth und dem Grafen von Fürstenberg nicht nachgehen. Meine ganze Geltung und Reputation stünde ja dabei auf dem Spiele. Verdammt und tausendmal verdammt!"

Er hatte sich aus seinem Sessel erhoben und schritt, die Hände auf dem Rücken, klirrenden Schritts das Gemach auf und nieder. „Er ist eigentlich an Allem Schuld!" schrie er, plötzlich in seinem ungestümen Lauf innehaltend, den Rottmeister an. „Warum hat Er Esel sich von den Bayern gefangen nehmen lassen? Das braucht Er freilich nicht zu denken, daß seine Gefangennahme etwa mein Verfahren gegen den Schreiber aufgehalten hat. Im Gegentheil, wenn der Werth und der Fürstenberg Ihn als Repressalie für diesen hätten aufknüpfen lassen, so wäre Ihm damit ganz recht geschehen. Nur daß die Beiden mir mit der gleichen Handlung hätten erwiedern können, mochte ich ihnen vor mir nicht voraussetzen. Das hat Ihn und auch den Anderen gerettet."

Der Reiter brummte einen grimmen Fluch zwischen den Zähnen. „Unglück kann mal ein Jeder haben," murrte er, „und habe ich übrigens nicht Ew. Gnaden gleich vor dem Schreiber gewarnt und gleichfam, was gekommen ist, voraussagt?"

„Licht und Wein hierher!" rief der Feldmarschall, ohne diese Einrede zu beachten.

„Mein Sir!" fuhr der Rottmeister fort, „seit gestern ist mit Ew. Gnaden auch gar kein Auskommen mehr. Wenn der junge Herr Graf nicht gerettet und am Leben erhalten worden ist, so hat die Schuld daran doch nicht an mir gelegen, und dafür soll ich mir nun so etwas lagen lassen."

Der von einem herbeigeeilten Diener dem Feldmarschall überreichte Becher war von demselben Zug um Zug bedächtig ausgetrunken worden. „Hm, es war so böse nicht gemeint. Da, nimm Er!" brummte er, diesem seine Börse zuwerfend.

Der Rottmeister ließ das empfangene Geschenk mit einem wohlgefälligen Schmunzeln in seine Tasche gleiten. „Es muß von Ew. Gnaden aber doch endlich ein Entschluß gefaßt werden," äußerte er nach einem längeren Stillschweigen.

„Ja, ein Entschluß — überlegte Savelli.

„Darauf können sich Ew. Gnaden schon verlassen, daß das Schlimmste von den seit gestern gehäuften Unfällen noch ausßeht. Die Raben und Dohlen sind in Schwärmen den ganzen Weg hinter mir hergezogen, und das kündet Unglück. Auch das Leichenhuhn hat über mir in den Wipfeln der Föhren und Tannen geschrieen und gegackert. Vor Allem aber, der Höllenhund, dieser Bauernkaiser und die Hexe, seine Tochter, haben uns vorige Nacht schon eine Probe ihrer Zauberkünste aufgespielt, und die Beiden werden es dabei sicher nicht bewenden lassen. Unsere, wie die bayrischen Soldaten schwören Stein und Bein bei dem flutgebahnten unglücklichen Rencontre von gangen Geschwadern übernatürlicher Reiter gräßt worden zu sein, wie daß allein solch' höllisches Blendwerk den ersten Anlaß zu der entstandenen Verwirrung gegeben habe. Wer, wie ich, damals Anno Sechsundzwanzig mit in Ober-Oesterreich dabei gewesen ist, der weiß, was es mit dem Kampfe gegen dies sammt und sonders dem Teufel verschriebene Bauerngesindel auf sich hat. Damals wie jetzt sind die Kerle bis zum Letzten gegen Stahl und Blei so fest wie eine Mauer befunden worden. Demselben Burschen, welcher mir vorgestern früh den dämischen Schlag auf den Schädel versetzt hat, habe ich diese Nacht mein Pistol unmittelbar in's Gesicht abgebrannt, ohne daß die Kugel ihn gebissen hätte. Ich wollte, daß Ew. Gnaden ganz wem anders, als diesen tückischen Schleicher, dem Schreiber, gefolgt wären, daß mit einer solchen Höllenbande einzulassen; denn auf dessen falsche Vorspiegelungen bleibt so im Grunde doch Alles zurückzuführen, und schon darum verdiente der Schuft nicht nur gehängt, sondern mit glühenden Zangen gekniffen und gevierttheilt zu werden. Es kann das nimmer glücklich enden, und eins ist sicher, wir sind mit der Satansbrut noch lange nicht zu Ende."

Die abergläubischen Vorstellungen der Zeit halten augenscheinlich nicht verfehlt, auch auf den alten Feldmarschall ihre Wirkung auszuüben. „Mache Er mir mit seinen hirnverbrannten Geschichten auch noch zu schaffen," fuhr er heraus. „Und das sage ich Ihm, daß Er mir kein Wort von seinen Albernheiten draußen bei der Dienerschaft oder den Truppen verlauten läßt, oder es wird nicht gut mit uns Beiden. Die Kerle wären wahrhaftig im Stande, diesen Unsinn für ein Evangelium zu halten, und es käme vollends dahin, daß sie gegen die Bauern nicht mehr herzhaft anlaufen möchten.

„Maledetto! Im Uebrigen, ich hätte nicht daran gedacht, dieß Gesindel mir auf den Hals zu ziehen, wofern der Schreiber durch seinen Grafen mich nicht dazu angestiftet hätte. Die Schelme standen ja eigentlich auf unserer Seite, und der Werth weigerte sich überdieß gleich, auf den so gefaßten Plan einzugehen. Schon dafür verdient der Schreiber hundertmal aufgeknüpft zu werden."

„Und hängen soll er!" steigerte er sich unter der ihn peinigenden Vorstellung in einen immer heftigeren Affekt hinein. „Ja, Gott's Tod! was bedarf es da noch lange erst einen Entschluß zu fassen? Morgen mit dem Frühesten wird der Kerl exekutirt, oder eigentlich, was steht dem im Wege, das gleich heute noch zu thun? Repressalien brauche ich, nachdem der Werth Ihn freigesprochen und hierher gesendet hat, ja nun nicht mehr zu fürchten. Will der auch, nachdem der Schreiber justificirt worden ist, sich noch über gemeinsame Maßregeln mit mir verständigen, nun gut, so mag er, wie es sich für ihn ziemt, mich hier in meinem Hauptquartier aufsuchen. Einer besonders verabredeten Zusammenkunft bedarf es dazu nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der große Raubstaat.

Von H. Scherbe.

Es ist ein schweres Wort, welches gelassen ausgesprochen wird, wenn ein großes Volk das andere ohne Weiteres als seinen „Erbfeind" bezeichnet, heute, wo die humane Idee eines allgemeinen Weltbürgerthums immer mehr und mehr Platz greift in den Geistern. Aber haben wir Deutsche den Franzosen gegenüber nicht das vollste Recht zu diesem Ausdrucke? Die Regierungsformen haben gewechselt in Frankreich, die feindseligen, aggressiven Tendenzen gegen den deutschen Nachbar, die Gelüste nach unserem Hab und Gut, der Wahn, zur Einmischung in unsere Angelegenheiten berufen zu sein, die Bestrebungen, uns zu schädigen und zu schwächen, uns in Zerspliitterung und dadurch in politischer Abhängigkeit und Ohnmacht zu erhalten — sie sind seit Jahrhunderten ganz die gleichen geblieben, unter dem absoluten wie unter dem constitutionellen Königthum, im ersten und im zweiten Kaiserreiche, sowie in seinen drei Republiken, der neuesten Fabrikats nicht zum Mindesten. Von Generation zu Generation hat sich bei den Franzosen die Bereicherung auf unsere Kosten, die Prätension, unserem Hause als Herr und Protektor Grenzen und Organisation vorzuschreiben, als grundsätzliche Politik, mehr, als „providentielle Mission" fortgepflanzt. Ländergier und Raubsucht sind integrirende Eigenschaften des französischen Nationalgeistes geworden.

Dürfen wir also nicht von einem Erbfeinde reden? Erhellt hieraus nicht somenklar, daß es das französische Volk ist, das anmaßende, beutesüchtige, von Großmannsucht beraushte französische Volk, welches wir im gegenwärtigen blutigen Kampfe vollends zu bewältigen und niederzuwerfen haben, nicht bloß das durch unsere beispiellosen Waffenerfolge zu so schmählichem Falle gebrachte zweite Kaiserthum?

Diese Wahrheit kann nicht scharf, nicht oft genug hervorgehoben werden. Aeußert sich doch auch selbst in deutschen Blättern hin und wieder die Meinung, der Krieg habe lediglich der Dynastie, dem Napoleonismus, gegolten; jetzt, wo dieser beseitigt, können unsere Truppen ruhig Rehrt machen und wir dem französischen Volke gemüthlich die Bruderhand reichen. Wie gern möchten die lauernden Diplomaten der sogenannten neutralen Mächte die alle oder unsere Erfolge mit scheelem Auge ansehen und um die Früchte derselben bringen möchten — wenn sie könnten) diesen Irrthum zu unserem Schaden ausnützen, wie gern uns die mit dem Opfer unseres edelsten Blutes und Markes wahrhaftig theuer genug erkauften Siege abermals verkümmern, wie sie es auf dem Wiener Congreste und im Pariser Frieden gethan haben!

Stehen wir darum Alle mannhaft zusammen und protestiren von Neuem laut und energisch wider jeden „faulen Frieden", welchen uns die Herren anzusinnen Lust haben. Nein und abermals Nein! Nicht bloß „Er" hat niedergemußt, auch das französische Volk muß endlich zu Kreuze kriechen. Denn wir haben eine gründliche Abrechnung mit ihm zu halten für eine lange, hergehoß, bis über die Grenze des Erträglichen und Möglichen hinaus aufgelaufene Schuld. Es muß fühlen, wie schwer es sich an uns versündigt; es muß herausgeben, was es von uns durch Lug und Trug erschlichen und was es uns mit brutaler Gewalt entrissen hat, damit es jeden Augenblick mit neuen Raubzügen über uns herfallen konnte; es muß begreifen lernen, daß auch andere Nationen „berechtigte Empfindlichkeiten" besitzen, die Niemand ungestraft reizen darf; mit schlagenden Gründen muß ihm bewiesen werden, daß das Deutschland, das große, einige, politisch reife Deutschland von 1870 ein anderes ist, als das zerrissene, verrottete, machtlose Deutschland von 1792 und 1806. Vor Allem aber müssen wir ihm unauslöschlich einprägen — ihm und anderen Staaten auch — daß der Primat der Welt nicht mehr ein Primat der rohen Gewalt, sondern der Moralität und Wissenschaft, von dem leichtsinnigen, verlotterten und verderbten, raufbolzigen Frankreich übergegangen ist an das sittliche, ernste, denkende und friedliche Deutschland, welches mit den ihm wiedergewonnenen „natürlichen Grenzen" jeden Ruhestörer, komme er von Westen oder Osten, im Zaume hält. —

Wir haben uns gewöhnt, wenn wir von dem und durch Frankreich zugefügten Unrecht sprechen, zunächst nur an die Jahre der Noth und Schmach unter dem ersten Napoleon, höchstens an die Brand- und Mord-Expeditionen Ludwigs XIV. im Elsaß, in der Pfalz, am Rhein, in Baden und Schwaben zu denken. Frankreichs grundsätzliche Politik gegen Deutschland aber ist viel älteren Datums, sie greift in ihren Ursprüngen zurück bis in das Mittelalter und fand ihre erste praktische Verwirklichung in den Zeiten der Reformation. Mit den äußeren Feinden sind leider bis auf den heutigen Tag herab die Eifersüchteleien und Gehässigkeiten unserer verschiedenen deutschen Stämme und namentlich unserer zahlreichen speciellen Landesväter getreulich Hand in Hand gegangen. Ein deutscher Fürst auch bloß sein, der den „Erbfeind" zu uns in's Land hereinlockte, freilich wohl ohne die Folgen seines Rufes zu erwägen. Und hätte er dies auch gethan, wir zweifeln sehr, ob solche Betrachtung ihn in seinen Planen gestört haben würde. Denn er war zwar ein scharfsichtender, rühriger, kräftiger Regent, doch niemals um die Mittel zu seinem Zwecke verlegen. Verstellung, Heuchelei, Hinterlist waren ihm gut und recht, wenn sie der Erreichung seines Hauptzieles, der Vergrößerung seiner eigenen Macht, dienen konnten. Der Mann war Kurfürst Moritz von Sachsen, der in Albertinischen Schriften und Kreisen hochgefeierte Urahn des heutigen sächsischen Königshauses, derselbe, welcher das Unglück seines Vetters benutzte, um ihm, nicht im offenen Kampfe, sondern durch Hinterlist Land und Würde zu entreißen.

In Frankreich saß damals König Heinrich II. auf dem Throne, der mit Feuer und Schwert jede Regung von Protestantismus in seinen Landen vertilgte, der würdige Vorläufer des grausamen Bluthochzeiters. Das hinderte ihn jedoch nicht, in seiner auswärtigen Politik den Freund und Beschützer der neuen Lehre zu spielen, weil er, immer auf dem qui vive, wohl einsah, daß seiner Landesfarbe dabei ein hübscher Beutelschneiden abfallen müsse. Die evangelischen Fürsten Deutschlands rüsteten zu einem neuen Kriege wider ihren Dränger, Kaiser Karl V.; diesen Moment ersah sich der schlaue Valois; er wußte, daß ihnen ein Bundesgenosse noth that, wer es auch sei, und machte ihrem Haupte, Moritz von Sachsen, seine Allianzvorschläge. Natürlich — umsonst ist der Tod. Dieser Satz galt in jenen Tagen so gut wie heute. So hatte denn auch Heinrich schon den Lohn ins Auge gefaßt, der ihm für seinen Beistand werden mußte, und stellte demgemäß seine Bedingungen. Ach, sie lauteten so harmlos, und die guten Deutschen ließen sich täuschen, wie das leider zu ihren „berechtigten Eigenthümlichkeiten" zu gehören scheint, und ergriffen die ihnen gebotene falsche Hand.

Das Bündniß wurde am 5. Oktober 1551 abgeschlossen und damit der erste Verlust deutschen Reichslandes an den bösen Nachbar angebahnt. Wollte der König von Frankreich den bedrängten Protestanten helfen, so mußte er für seine Operationen doch gewisse strategische Stützpunkte und Waffenplätze haben; bloß „zeitweilig", nur für die Dauer des Krieges, sollte er sie besetzen dürfen und alle kaiserlichen und Reichsrechte darauf sollten ausdrücklich vorbehalten bleiben. Das klang ganz unverfänglich und gefahrlos, und man gestattete ihm, in Metz, Tull und Virten (Verdun), den alten Bischofssitzen und freien deutschen Reichsstädten, Fuß zu fassen — versteht sich, nur als „momentaner Vicarius des heiligen Reichs".

Darnach hatte der annexionsgierige Heinrich II. lange gegangelt.

War er erst einmal im Besitz, so war er nach einem anderen allbekannten Dictum „der Glückliche", und das in Beschlag Genommene seiner Zeit „vertragsmäßig" wieder zu räumen, — wie hätte das einem Franzosen jemals einfallen können? Der Krieg begann, zuvor aber — die lustigste Komödie im ganzen Stück — gerufte die Majestät von Frankreich, die deutsche Nation in einem Manifeste in deutscher Sprache anzureden. Darin sagte eine erhabene, edelmüthige Phrase die andere. Der König, so ist in „mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe, da seine Ahnen auch Deutsche gewesen seien", fühle sich „höchlichst" bekümmert über die „Unterdrückung, welche der Kaiser und das Haus Oesterreich der deutschen Nationalfreiheit bereite"; er habe darum „den deutschen Ständen und Fürsten seine Hülfe nicht versagen wollen, sondern auf göttlichem Eingeben einen Bund mit ihnen aufgerichtet". Gewiß werde man ihm „wegen solcher großen Wohlthat ewige Dankbarkeit" erweisen, allein er bethewere feierlich, daß er „keinen andern Ruhen oder Gewinn suche oder verhoffe", vielmehr bloß „die Freiheit der deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erdrückenden Dienstbarkeit zu befreien und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erwerben gedenke".

Glaubt man in dieser heuchlerischen und lügenvollen Proklamation nicht eine Stilübung Napoleons I. oder seines Abenteurers von Neffen zu erkennen? Ganz dieselben Floskeln von Völkerbeglückung und Völkerbefreiung, von Kriegführen bloß für Ideen

Digitized by Google

und idealen Gewinn vor dreihundert Jahren wie heute! Wohl erhoben sich gewichtige Stimmen in Deutschland selbst gegen diesen Ausbund von Hohn und Unverschämtheit und mahnten dringend und flehentlich ab von einer Allianz mit Frankreich, das, so schrieb u. a. Melanchthon an Moritz von Sachsen, „wie er in seinem kurzen Leben selbst zum Oestern erfahren, die deutschen Fürsten wider den Kaiser erregt und hinterher verlassen habe.“ Doch der verhängnisvolle Schritt war bereits geschehen und ließ sich nicht mehr rückgängig machen.

Schon im März des nächsten Jahres rückten die Truppen des edelsterzigen „Befreiers des deutschen Reiches“ im Herzogthum Lothringen ein und begannen alsbald jene seitdem weltgeschichtlich geworbenen und in Deutschland nur allzuwohl bekannte „französische Civilisirung“, Morden, Rauben, Sengen, Wüsten, die ein wesentliches Element in der Kriegführung unserer Nachbarn bildet, wie dies Hunderte von Epsioden des gegenwärtigen Krieges wieder evident bewiesen. Von einer Occupation von Lothringen stand zwar in dem getroffenen Abkommen kein Sterbenswörtchen, allein es lag ja in der Marschlinie und konnte keinen Widerstand leisten. Die Vorzugin, welche das schöne Ländchen für ihren minderjährigen Sohn verwaltete, hatte, all' ihres Einspruches ungeachtet, nach der beliebten Napoleonischen Phrase, „aufgehört zu regieren“, den jungen Herzog schleppte man ohne Weiteres nach Paris und die Hauptstadt Nancy beglückte man mit einer ansehnlichen Besatzung erhabener Volksbefreier.

Die Bisthümer Toul und Virten (Toul und Verdun) hatten sich geduldig ihren neuen Herren ergeben, die Stadt Metz mit ihrer zahlreicheren Bevölkerung aber ließ sich nicht so leicht in Schrecken jagen. Hinter ihren Befestigungen rührte sie sich allen Ernstes, dem vor ihr lagernden Franzosen-Heere Trutz zu bieten, — wo indeß die offene Gewalt nicht ausreichte, da haben die Herren Wälschen Intriguen und Cabalen, Angstbriefe und Bestechungen immer die Hülfe und Fülle in petto gehabt. So auch bei Metz. Se. Eminenz der Bischof und Cardinal sand es nicht unter seiner Würde, das deutsche Reich, unter dessen Hoheit er stand, um französisches Gold zu verrathen und sein deutsches Land dem Feinde zu verkaufen, bei welchem er den Katholizismus besser geborgen glaubte, als unter dem deutschen Reichsadler. Er wußte auch unter der Bürgerschaft so gut zu wühlen, daß man sich endlich entschloß, den Franzosen die Thore zu öffnen, d. h. nur einem Fähnlein der Garde und dem Stabe des Connetable von Montmorency zum Durchzuge. Die Franzosen gelobten das feierlichst, selbstverständlich jedoch kam Jenen nicht in den Sinn, auch nur ein Jota von ihrem verbrieften Worte zu halten. Die ganze französische Armee in einer Stärke von mehr denn 30,000 Mann wälzte sich in die schmächtig hintergangene Stadt und blieb darin. Damit war Metz erobert, und nachdem der Connetable die protestirenden Schöffenältesten hocheigenhändig meuchlings gemordet und die übrigen unsiglamen Elemente von Rath und Bürgerschaft durch seine Leibwache hatte niedermetzeln lassen, war das Loos der Stadt unwiderruflich vollzogen: sie war der „großen Wohlthat“ der französischen Volksbeglückung theilhaftig geworden und ihrem edlen Befreier Heinrich II. zu „ewiger Dankbarkeit“ verpflichtet.

Auch das Elsaß und Straßburg sollten mit diesem unschätzbaren Glücke bedacht werden, indeß vor der Hand hatte ihre Stunde noch nicht geschlagen. Die deutschen Fürsten hatten inzwischen ihren Frieden gemacht mit dem Kaiser, und Heinrich von Frankreich sah sich mit schwerem Herzen genöthigt, mitten in seinen schönsten Bereicherungsplanen stillstehen zu müssen. Mit süßsaurer Miene heuchelte er den deutschen Abgesandten vor, „er habe seinen Endzweck erreicht; durch seinen unermüdlichen Beistand sei die Unterdrückung von dem deutschen Reiche genommen und er könne nun wieder heimziehen in sein Land. Sollte aber künftig Deutschland seiner bedürfen, so stünde er mit Freuden zu Diensten“. Wirklich rückten seine Truppen aus Lothringen ab, doch nur, nachdem sie „zum Zeitvertreib“ das blühende Land in eine Wüste verwandelt und die haarsträubendsten Frevelthaten verübt hatten.

Dergestalt hoben die Franzosen ihren glorreichen Siegesmarsch an der Spitze der Civilisation an, und dergestalt raubten sie uns durch die niederträchtigste Eidbrüchigkeit künftig Quadratmeilen und dreimalhunderttausend Seelen, von denen damals nur ein sehr kleiner Theil nicht unsere Sprache redete. Deutschland war viel zu ohnmächtig, die vollzogene Thatsache umzustürzen, und in jenem für uns so nachtheiligen und schimpflichen westfälischen Frieden, der 1648 dem dreißigjährigen Kriege ein Ziel setzte, erlangte unerhörter Weise der schändbe Raub die rechtliche Sanktion.

Damit sollte indeß das Maß unserer Zertrümmerung und Erniedrigung noch lange nicht erfüllt sein. Die Bestie, die einmal Blut geleckt hat, bekommt einen unersättlichen Durst danach. Die Franzosen mußten folglich weiter civilisiren und volksbefreien und volksbeglücken. Sie hatten hierzu für's Erste das Ober- und Unterelsaß, Breisach mit dem Breisgau, das Sundgau und die Veste Philippsburg erkoren, und wie hätten wir ihnen eine so kleine Forderung, ein so gerechtes und billiges Verlangen abschlagen sollen, nachdem sie und im dreißigjährigen Kriege so wacker und uneigennützig zur Seite gestanden hatten? War es doch ein so geringer Fetzen von großen deutschen Reiche, den sie begehrten, bloß zehn im Elsaß gelegene Reichsstädte: Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Oberthein, Rosheim, Münster und Thüringheim nebst Breisach und Sundgau, wofür sie zu überdies noch zahlten, eine baare Entschädigung von drei Millionen Livres an — Oesterreich. — Wären wir nicht Barbaren gewesen, wenn wir diesen Ortschaften und Gegenden das Heil, die Cultur und Gloire der großen Nation hätten vorenthalten wollen? Es bahnte ja den Weg zum einstigen völligen Aufgehen des Reiches in dem erhabenen Staate, welcher allen Ländern als die unerreichbare Sonne der Freiheit und Gesittung, der politischen Erbweisheit und Thatkraft ohne Gleichen vorleuchtete! Derselbe „laute Frieden“ von Münster und Osnabrück legalisirte auch diesen Raub unserer Nachbarn, zwar unter gewissen Einschränkungen — auf dem Papiere, über die sich sattisch Frankreich sonder jedweden Skrupel und Bedenken hinwegsetzte, um seine civilisatorische Mission weiter und weiter zu erfüllen.

Nur zu diesem edlen Zwecke warf es sich zum Protektor Deutschlands auf und stiftete 1685 den rheinischen Bund, welchen der erste Napoleon nachahmte und den, wie bekannt worden ist, der dritte als die Hauptbedingung des Friedensschlusses aufgefaßt haben würde, — wenn er mit seinen chinesisch-mexikanischen Spießgesellen und seiner ostindischen Mordbande das Werk seiner Vorgänger hätte vollenden können. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, der Bischof von Münster, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Cassel, Pfalz-Neuburg, Schweden wegen Bremen, Verden und Wismar, die sie besaßen, Württemberg, Darmstadt, Zweibrücken und der Bischof von Basel waren patriotisch genug, sich unter den Schutz der Fremden zu stellen. — Blos ein deutscher Fürst zeigte sich so blödsinnig oder so querköpfig, sich dem Verständnisse an den Segnungen dieses Bundes hartnäckig zu verschließen, ja er beging den beispiellosen Frevel, direkt an das Volk zu appelliren, an das Volk, dieses ignobile Creditsi und Plethi, nach welchem damals keine Regierung fragte, das doch zu nichts Weiterem in der Welt geschaffen war, als Steuern zu zahlen für die Burgweil der Herrscher und Soldaten zu liefern für ihre gegenseitigen Kriege! Dieser entartete Fürst war aus dem nämlichen stammen und mannhaften Geschlechte, welches in diesem Augenblicke über die politischen Geschicke Europa's entscheidet, jener Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die Geschichte, merkwürdiger Weise, nur als den „großen Kurfürsten“ kennt. „Gedenke ein Jeder,“ so endet er seinen Aufruf, „was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigen Blut nicht zu vergreifen . . . Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“

Doch was half ihm all' sein Widerstreben, was all' sein Rathen und Mahnen! Man zwang ihn schließlich, nachdem im Pyrenäen-Frieden 1659 neue Reichtsteile an Frankreich behufs fernerer Civilisationsbeltrebungen hatten ausgeliefert werden müssen, der Rheinallianz beizutreten. Zum Glück löste sich drei Jahre später, 1767, der Bund wieder auf, so eifrig Frankreich auch an seiner Erneuerung arbeitete.

Wie Frankreich sein großes Bubenstück, den Raub des ehrwürdigen uredeutschen Straßburg, in's Werk richtete, derselben allen freien Reichsstadt, die heute leider unsere Kanonen zusammenschießen mußten, um sie dem Mutterlande — walte Gott für alle Zeiten! — wieder zu erobern, das haben uns neuerdings eine Menge von Blättern und Flugschriften so ausführlich und zum Theil so plastisch und lebendvoll erzählt, daß wir hier nur Akt nehmen wollen von der am unseligen dreißigsten September 1681 durch List und Verrath vollzogenen neuen Culturkeistung der großen civilisirenden Nation. Voller Ingrimm fügte sich die Bürgerschaft dem Beschluß ihres Rathes, der sich nicht entblödet hatte, sich von Louvois, dem französischen Kriegsminister, durch klingende Argumente von der Ersprießlichkeit überzeugen zu lassen, anstatt des allen Reichsaars sortan die bourbonische Lilie zum schirmenden Banner zu wählen. Bloß eine in unseren Tagen minder martialisch auftretende Genossenschaft, die ehrsame Zunft der Schneider, wollte durchaus nichts wissen von Unterwerfung, sondern sich hetzen bis auf den letzten Tropfen ihres Löwenblutes. Die armen Helden! Man ließ ihnen keine Gelegenheit, sich Lorbeeren zu erkämpfen, und wer weiß, ob nicht mancher neue Derfflinger der Welt so für immer verloren blieb!

Digitized by Google

General-Fieutenant v. Neumann. Original-Zeichnung von **F. Specht.** (S. Seite 282.)

Digitized by Google

Und das deutsche Reich! Es that es seinen hochherzigen Straßburger Schneidern nicht nach. Wohl war die Empörung groß in den deutschen Gauen, man zog weidlich zu Felde gegen den königlichen Briganten, vorschlagsweise jedoch lediglich mit Worten, vor Handlungen nahm man sich bedachtsam in Acht. Desgleichen verfuhr der Hohe Reichstag; er saß einen ganzen Sommer zusammen, die Reichskriegsverfassung zu beraten, — erst ein paar Wochen nach dem Falle Straßburgs aber war der Beschluß, eine Armee von vierzigtausend Mann in's Feld zu stellen, fertig und vom Kaiser bestätigt. Mittlerweile richtete sich die wälsche Soldateska häuslich ein in der mitten im Frieden überrumpelten Stadt, begann den Bau unterschiedlicher Kasernen und einer festen Citadelle und hetzte die Protestanten nach Herzenslust. Das Münster ward den letzteren genommen und wieder den Katholiken überwiesen, und während Ludwig der Große „als Sieger" in Straßburg einzog und so lange er daselbst zu weilen geruhte, durfte bei schwerer Ahndung kein Evangelischer sich im Dome blicken lassen.

So waren denn nun auch das Elsaß und seine Perle dem dunklen Geschicke im Verbande des deutschen Reiches glücklich entzogen und nahmen fernerweit Theil an Ruhm und Ehren des Staates der Staaten und der „Stadt der Nationen", ihr nächster Nachbar aber, das Herzogthum Lothringen, schmachtete noch unter dem Joche der Barbaren. Diese Unbill konnten die Missionäre der Civilisation nicht länger gleichgiltig mit ansehen; auch Lothringen, von welchem übrigens bereits mehrere Landstriche abgekniffen und mit der glorreichen Krone Ludwigs XIV. vereinigt worden waren, mußte die Freiheit erhalten, auf die es ein Anrecht hatte. —

Der Anstoß dazu sollte bald kommen; wer gleich Ludwig XIV. so rastlos um das Wohl von Mit- und Nachwelt besorgt ist, dem pflegt es an Gelegenheiten zur Bethätigung seiner Menschenliebe ja nicht zu fehlen. Der lothringische Herzog Karl III. war kein so beschränkter und pedantischer Kopf, wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg; er begriff vollkommen das von Frankreich verfolgte Völkerbeglückungssystem und war schon bereit, seine Länder demselben zu erschließen, indem er sie 1661 dem Könige förmlich cedirte, wofür ihm seine alle bezüglichen Unterthanen die Summe von einer Million Livres bezahlen sollten und ihm, dem deutschen Reichsfürsten, die hohe Ehre eingeräumt wurde, bei Hoffestlichkeiten zu Versailles den Vortritt zu haben vor Ludwigs — natürlichen Kindern. Die verstandesbeschränkten Unterthanen aber vermochten die Größe der ihnen zugedachten Wohlthat nicht einzusehen; sie protestirten vielmehr dagegen, daß Nämliche that das deutsche Reich, und Ludwig sah sich dadurch in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, seine großherzigen Pläne nur zum Theile zur Ausführung zu bringen. Bloß den Besitz der Hauptstadt Nancy und der Festung Marsal, desgleichen die Wege von der ersteren nach Metz gestand ihm der 1675 geschlossene Nymweger Frieden zu. Auch diese Abtretungen nahm ihm indeß achtzehn Jahre später der Ryswiker Frieden wieder, und Herzog Leopold von Lothringen behauptete sich bis zu seinem Tode in seinen Landen, obschon die Franzosen Nancy, Bitsch, Homburg und verschiedene andere Ortschaften, deren Namen uns der gegenwärtige Krieg geläufig gemacht, mittelst Soldaten-Invasionen neuerdings zu civilisiren bemüht gewesen waren.

Erst dem Gemahle der letzten Habsburgerin, Maria Theresia, dem Herzoge Franz Stephan, nachmaligem deutschen Kaiser Franz I., blieb der Ruhm vorbehalten, das alte Reichsland an Frankreich preiszugeben, vorläufig bloß als Entschädigung für den vertriebenen König von Polen, Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater „Ihrer Allerchristlichsten Majestät von Frankreich". Dieß geschah im Oktober des Jahres 1733. Das deutsche Reich ermannte sich zwar zu einem Kriege gegen den Allerchristlichsten, allein es war ein sehr zahmer Kampf, und schon im folgenden Jahre staken die Schwerter wieder ruhig in ihren Scheiden, um den Federn der Diplomaten das Feld zu räumen, die dann im Wiener Frieden vom 3. Oktober 1735 auch vorurtheilslos genug waren, das Reichsland Lothringen dem völkerbefreienden Frankreich zu schenken. Franz Stephan sollte für seinen Verlust mit dem Großherzogthum Toscana abgefunden werden, sobald, was nahe bevorstand, das Haus der Medici erloschen sein würde.

Im April 1737 — so lange hatte sich durch die bekannte Gründlichkeit des deutschen Reichstages die faktische Ausführung der Friedensstipulation hinausgeschoben — begrüßte Stanislaus von Polen seine neuen lothringischen Unterthanen und schlug in Nancy seine Residenz auf. Nach seinem Tode im Jahre 1766 endlich war es dem Herzogthum vergönnt, als sortan integrirendes Glied des französischen Staatskörpers in den vollen Genuß des ihm edelmüthig bereiteten Glückes zu treten. Wenn es dafür statt der bisherigen 6 Millionen Livres jährlicher Steuern nun 15 Millionen aufbringen mußte, — wem möchte dieß als ein zu theurer Tausch erscheinen, und wer nicht den Umstand jener Tausende von Lothringern beklagen, die, unverwöhnt, die neue Ordnung der Dinge zu würdigen, jammernd und grollend in die Fremde auswanderten?

Wie die „einige und unheilbare Republik" das Civilisationsgeschäft wacker fortsetzte und mehr und mehr in's Große trieb; wie der erste Napoleon seine Culturmission über ganz Deutschland und bis zu den Steppen und Schneefeldern Rußlands ausdehnte; wie selbst der unkriegerischste aller französischen Herrscher, Ludwig Philipp, mit den „natürlichen Grenzen" liebäugelte und unserer politischen Poesie zwei ihrer zündendsten Gesänge entlockte; wie schließlich der „Held von Sedan" mit Chassepot und Mitrailleuse seinen Beglückungszug gen Berlin organisirte, welchen ihm das neidische Geschick in Gestalt von deutschen Kernhieben leider so gründlich vereitelte, daß er sich nur mit einer Promenade nach Wilhelmshöhe begnügen mußte — das ist aller Welt bekannt und Vielen von uns in persönlicher Erinnerung.

Wir sind am Ende unserer Geschichte von Frankreichs Civilisationsbestrebungen. Wie es diese seine Mission auch anderen Nationen gegenüber vollführt hat, darüber frage man in Algier, in Spanien, in Mexiko, in Rom nach. An uns aber ist es nun, unsere Erkenntlichkeit für solchen Edelsinn durch die That zu bewähren, indem wir die Franzosen ablösen von ihrem so lange behaupteten Culturvorposten und unsererseits das Civilisationsgeschäft in die Hand nehmen, zunächst Elsaß und Lothringen in's Deutsche zurückcultivirend und sodann dem gewaltigen Cancan, den man Paris nennt, seine Würde von Civilisation erleichternd. Mögen unsere Heere, wenn sie demnächst ihren Einzug halten in der „heiligen Stadt der Nationen", auch diese Aufgabe mit in's Auge fassen! Die ganze Welt wird sie dafür segnen, der Aera der „halben Welt" ein Ziel gesetzt zu haben.

Am Vorabend.

Original-Novelle von **Iwan Turgénjew.**

(Schluß von Seite 262.)

XXXV.

Am folgenden Tage, in demselben Zimmer, am Fenster stand Rendisch; vor ihm saß, in einen Shawl gehüllt, Helena. In einem Nebenzimmer, in einem Sarge lag Insarow. Helenens Gesicht drückte Schrecken und Erschöpfung zugleich aus; an der Stirn, zwischen den Augenbrauen, zogen sich zwei Fältchen hin, sie verliehen den Augen einen gespannten Ausdruck. Auf dem Fensterbrette lag ein geöffneter Brief von Anna Wassiljewna. Sie lud ihre Tochter nach Moskau ein, und wäre es auch nur für einen Monat, Nagte über ihre Einsamkeit, über Nikolai Artemjewitsch, grüßte Insarow, erkundigte sich nach seinem Befinden und ließ ihn bitten, seine Frau ziehen zu lassen.

Rendisch war ein Dalmatier, ein Seemann, dessen Bekanntschaft Insarow während seiner Reise in die Heimat gemacht, und den er nachher in Venedig aufgesucht hatte. Er war ein abgehärteter, ungeschliffener, kühner und den slavischen Interessen ergebener Mann. Er verachtete die Türken und haßte die Oesterreicher.

„Wie lange müssen Sie in Venedig bleiben?" fragte ihn Helena italienisch. Und ihre Stimme war ohne Leben wie ihr Gesicht.

„Einen Tag, um Ladung einzunehmen und seinen Argwohn zu erregen; und dann gerade nach Jara. Keine frohe Nachricht bringe ich den Landsleuten. Man wartete schon längst auf ihn; auf ihn ruhte unsere Hoffnung."

„Auf ihm ruhte unsere Hoffnung," wiederholte Helena mechanisch.

„Wann wollen Sie ihn bestatten?" fragte Rendisch.

Helena vermochte nicht sogleich: — „Morgen" zu sagen.

Digitized by Google

„Morgen? Ich bleibe dann, ich will die Handvoll Erde in sein Grab werfen. Auch muß ich Ihnen beistehen. Aber besser wäre es, er ruhete in slawischem Boden."

Helena warf einen Blick auf Rendilsch.

„Kapitän," sagte sie, — „führen Sie mich hinüber über's Meer, fort von hier. Geht das an?"

Rendilsch bedachte sich. — „Es geht schon an, es ist aber Scherereі dabei. Man wird mit der Russigen verdammten Obrigkeit zu thun haben. Aber gesetzt, wir bringen Alles zu Stande, beredigen ihn dort; wie schaffe ich Sie wieder hierher zurück?"

„Es wird nicht nöthig sein, daß Sie mich zurückschaffen."

„Wie so? Wollen Sie denn bleiben?"

„Ich werde schon einen Platz für mich finden; nehmen Sie uns nur mit, nehmen Sie mich mit."

Rendilsch kratzte sich hinter den Ohren. — „Das ist Ihre Sache, es wird aber viele Scherereі geben. Ich gehe, will es versuchen. Erwarten Sie mich hier in zwei Stunden."

Er ging fort. Helena begab sich in das Nebenzimmer, lehnte sich gegen die Wand und blieb lange wie versteinert stehen. Dann ließ sie sich auf die Kniee nieder, konnte aber nicht beten. Kein Vorwurf stieg in ihrer Seele auf; sie wagte nicht die Frage in ihrem Innern laut werden zu lassen, warum Gott ihn nicht verschont, nicht Erbarmen gehabt, ihn nicht erhalten, für eine Schuld eine so übermäßige Strafe verhängt habe, wenn auch wirklich eine Schuld vorhanden gewesen sei. Jeder von uns ist schon dadurch schuldbelastet, daß er lebt, und es gibt keinen noch so bedeutenden Denker, keinen noch so großen Wohlthäter der Menschheit, der durch den Nutzen, den er stiftet, Anspruche erheben dürfte auf das Recht zu sein....

Helena konnte aber nicht beten, sie war wie versteinert.

In jener Nacht stieß ein bereits Boot von dem Gasthofe ab, wo Inharon's gewohnt hatten. In den Boote befanden sich Helena und Rendilsch und eine lange Kiste, mit schwarzem Tuch bedeckt. — Ungefähr eine Stunde währte die Fahrt. Sie erreichten ein kleines zweimastiges Schiff, das dort an der Ausfahrt des Hafens vor Anker lag. Helena und Rendilsch stiegen auf das Schiff, Matrosen schafften die Kiste hinein. Um Mitternacht erhob sich ein Sturm, früh Morgens hatte das Schiff den Lido bereits hinter sich gelassen. Im Laufe des Tages stieg der Sturm zu furchtbarer Gewalt, die erfahrenen Seeleute in den Comptoirs des „Lloyd" schüttelten den Kopf und erwarteten nichts Gutes. Das Adriatische Meer zwischen Venedig, Triest und dem Ufer Dalmatiens ist äußerst gefahrvoll.

Drei Wochen nach Helena's Abreise aus Venedig erhielt Anna Wassiljewna in Moskau einen Brief folgenden Inhalts:

„Meine lieben Eltern! Ich nehme für immer von Euch Abschied. Ihr werdet mich nicht mehr wiedersehen. Dmitri ist gestern gestorben. Für mich ist Alles aus. Ich fahre heute mit seiner Leiche nach Jara. Ich werde ihn der Erde übergeben; was aus mir wird, weiß ich nicht! Ich habe jetzt keine andere Heimat als die Dmitri's. Es wird dort ein Aufstand vorbereitet, man rüstet sich zum Kampfe; ich will unter die barmherzigen Schwestern treten, werde die Kranken, die Verwundeten pflegen. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird; ich bleibe aber auch nach Dmitri's Tode dessen Andenken und der Aufgabe seines Lebens treu. Ich habe butgarisch und serbisch gelernt. Wahrscheinlich werde ich es nicht ertragen — um so besser. Ich bin an den Rand eines Abgrundes hingezogen worden und muß hinabstürzen. Uns hat das Schicksal nicht umsonst vereint; wer weiß, vielleicht bin ich an seinem Tode schuld; jetzt ist an ihm die Reihe, mich nach sich zu ziehen. Ich habe Glück gesucht — und werde vielleicht den Tod finden. Es mußte wohl so kommen; es muß wohl eine Schuld gewesen sein.... Der Tod deckt und sühnt Alles, — nicht wahr? Vergeben Sie mir allen Kummer, den ich Ihnen verursacht habe; es hat nicht in meiner Macht gestanden, es zu verhindern. Nach Rußland zurückkehren — weshalb? Was sollte ich in Rußland machen?

„Empfangen Sie meine letzten Küsse und Segenswünsche und verdammen Sie mich nicht. H."

Seit jener Zeit sind fast fünf Jahre verflossen und es ist keine weitere Nachricht über Helena eingegangen. Erfolglos sind alle Briefe und Erkundigungen gebrieben; fruchtlos blieb auch eine Reise, die Nikolai Artemjewitsch nach dem Abschlusse des Friedens persönlich nach Venedig und Zara unternahm; in Venedig erfuhr er, was der Leser bereits weiß, und in Zara vermochte Niemand ihm sichere Auskunft über Rendilsch und das von diesem geführte Schiff zu geben. Einem dunklen Gerüchte zufolge sollte vor einigen Jahren das Meer, nach einem heftigen Sturme, einen Sarg an's Ufer geworfen haben, in welchem ein männlicher Leichnam sich befunden.... Nach anderen glaubwürdigeren Nachrichten war jener Sarg nicht von dem Meere ausgeworfen, sondern von einer fremden Dame, die aus Venedig herübergekommen war, an's Ufer geschafft und dasselbst der Erde übergeben worden; es erzählten Einige, jene Dame wäre später bei der Armee, die sich damals in der Herzegowina zusammenzog, gesehen worden, und beschrieben sogar ihren Anzug, womit Spur somit Kopf bis zu den Füßen .... Wie dem nun sei, Helenens Spur ist für immer und unwiderruflich verschwunden, und es weiß Niemand, ob sie noch am Leben, ob sie sich irgendwo verborgen hält, oder ob das kleine Spiel des Lebens zu Ende ist, ob der leichte Gährungsprozeß beendet aufgehört hat und der Tod in seine Rechte getreten ist. Es kommt vor, daß Mancher beim Erwachen mit unwillkürlichem Erstaunen die Frage an sich stellt, ob er denn wirklich schon dreißig .... vierzig .... fünfzig Jahre alt sei. Wie denn das Leben so schnell vergangen, wie doch der Tod um so viel näher gerückt sei. Der Tod gleicht einem Fischer, der einen Fisch in seinem Netze noch eine Zeitlang unter Wasser hält: der Fisch schwimmt wohl noch, doch ist er vom Netze umstrickt, und der Fischer zieht ihn heraus — wann es ihm gut dünkt.

Was ist aus den übrigen Personen unserer Erzählung geworden? — Anna Wassiljewna ist noch am Leben und hat noch dem Schlage, der sie betroffen, sehr gealtert, sie klagt weniger, ist aber viel niedergeschlagener als früher. Nikolai Artemjewitsch hat auch gealtert, ist grau geworden und hat sich von Augustine Christianowna getrennt.... Er zieht jetzt gegen alles Ausländische zu Felde. Seine Haushälterin, ein hübsches Weib von dreißig Jahren und russischer Abkunft, kleidet sich in Seide und trägt goldene Spangen und Ohrgehänge. Kurnatowsky, als Mann von Gemüth und als energischer Brünetter, ein Freund lebhafter Bivdinnen, hat Zoë geheirathet; sie ist ihm sehr ergeben und hat sogar aufgehört, deutsch zu denken. Berzeujew befindet sich in Heidelberg, er ist auf Kosten der Regierung hingeschickt worden, er hat Berlin und Paris besucht und verbringt seine Zeit nicht nutzlos; auch ihm wird ein tüchtiger Professor werden. Zwei seiner Aufsätze haben die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf sich gezogen: Ueber einige Eigenthümlichkeiten des altgermanischen Rechts in Bezug auf das Strafverfahren, und: Von der Bedeutung des Stadtgemeindewesens als civilisirendes Element. Man hätte jedoch in beiden Aufsätzen den etwas schwerfälligen Styl und die Menge von Fremdwörtern gern vermißt. Shubin befindet sich in Rom, er ist ganz seiner Kunst ergeben und erfreut sich des Rufes eines der hervorragendsten und vielversprechendsten jungen Bildhauer. Strenge Puristen wollen finden, er habe nicht hinreichend die Antike studirt, es fehle ihm der „Styl", sie zählen ihn zu der französischen Schule; er ist mit Bestellungen für Engländer und Amerikaner überhäuft. In der letzten Zeit hat eine Bacchantin von ihm viel Aufsehen erregt; der russische Graf Boboschkin, durch seinen Reichthum bekannt, hätte das Bildwerk beinahe für 1000 Scudi gekauft, er zog es indessen vor, einem anderen Bildhauer, einem Franzosen pur sang, 3000 Scudi für eine Gruppe zu zahlen, die eine junge Bäuerin vorstellte, welche vor Liebe an der Brust des Genius des Lenzes hirbt. Von Zeit zu Zeit tauscht Shubin Briefe mit Uwar Iwanowitsch, der allein ganz unverändert geblieben ist. — „Erinnern Sie sich," schrieb er ihm unlängst, „was Sie mir in jener Nacht sagten, als die Heirath der armen Helena bekannt ward, ich auf Ihrem Bette saß und wir uns mit einander unterhielten? Erinnern Sie sich, ich fragte Sie damals, ob wohl einmal bei uns rechte Leute erstehen würden? und Sie gaben mir die Antwort: ‚Sie werden schon kommen.' O Schwarzerdenkraft! Heute frage ich Sie noch einmal von hier, aus dieser schönen, fernen Gegend: was glauben Sie, Uwar Iwanowitsch, werden sie kommen?"

Nachdem Uwar Iwanowitsch diesen Brief gelesen hatte, spielte er mit seinen Fingern und richtete einen fragenden Blick in die Ferne.

Digitized by Google

Die deutsche und die französische Artillerie der Gegenwart.

Von **Franz Maurer.**

Mit Abbildungen. (Schluß von Seite 272.)

Wenden wir uns nun wieder zum Kampfe. Die uneinnehmbar scheinenden Höhen der feindlichen Position sind mit stürmender Hand genommen, aber unsere Braven langen erschöpft oben am Plateaurande an. Der Feind überschüttet sie mit Kanonen- und Gewehrfeuer und wirft ihnen seine Reserven entgegen, um sie wieder hinabzudrängen. Sie wehren sich verzweifelt, aber ihre Lage wird kritisch. Da, im entscheidenden Augenblicke, donnert neben ihnen unsere Artillerie los und speit einen Hagel von Granaten, Shrapnels und Kartätschen in die keck vorstürmenden feindlichen Massen. Das ist ihnen zu viel — sie weichen zurück, aber die Schlacht steht. Indessen unsere Verstärkungen haben hiedurch Zeit gewonnen, heraufzukommen, und zwar dem Feinde in die Flanke, voran wieder die Artillerie. Nun ist sein Halten mehr und die Flucht beginnt, erst langsam, dann schneller und wilder. Die feindliche Artillerie hält mit Aufopferung ihren Platz, um die Flucht zu decken, und geht hierbei zum Theil verloren. Unsere Batterien jagen kühn dem Feinde nach, und wo sie einen Ueberblick bietenden Platz finden, da protzen sie ab und senden ihre Granaten und Shrapnels in die dichten verworrenen Massen, wodurch die Flucht immer toller und die Auflösung größer wird. Erst die Dunkelheit setzt ihrer Arbeit ein Ziel.

Alfred Krupp.

So war es in den Kriegen der Neuzeit, und nimmer wollen wir der deutschen Artillerie vergessen, was sie bei Saarbrücken, Weißenburg, Wörth und Gravelotte geleistet hat. Bei Saarbrücken waren es zwei Batterien der fünften Division, die den Sieg entschieden; indem sie die eben gewonnene halsbrechende Spicherer Höhe hinaufstimmten und die anstürmenden Franzosen niederschmetterten, während bald darauf die Batterien der rechten Umgehungskolonne mit einstimmten. Die Spicherer Höhe ist so steil, daß ein Spaziergänger Mühe hat, sie zu erklettern, und unsere Artillerie fand noch die schlimmsten Hindernisse dazu vor, wie Schützengräben, Brustwehren, Verhaue ꝛc. Und doch kam sie hinauf! Das soll ihr eine andere Artillerie erst nachmachen! — — Aehnliches hat sie in den anderen Schlachten ebenfalls geleistet; dies haben die allgemein gehaltenen Gefechtsberichte schon hervor- — überall hat sie die anderen Truppen auf das Nachdrücklichste unterstützt und deren Erfolge vorbereitet und ermöglicht.

Noch sei darauf hingewiesen, daß die französische Artillerie der unsrigen auch im Materiale lange nicht gleichkommt. Alles am französischen Geschütz (Fig. 29 u. 30), bis auf das Rohr, ist plump bis zur Unschönheit und einfach bis zur Unvollkommenheit. Der alte Zopf steckt noch überall darin. Unbeholfene Lafseten, primitive Richtschraube, veraltete Form des Rohres mit „Taube“ am Hintertheil und Henkel über den Schildzapfen. Man sieht auf den ersten Blick, wie viel mehr bei genauerer Vergleichung, daß bei unseren Geschützen eine Denkernation Alles berechnet und entworfen hat, und zwar höchst eigenartig neu, wobei die größte Zweckmäßigkeit doch die Schönheit nicht ausschließt. Die Franzosen hatten auch an der Bronze fest, weil Rohre aus diesem Metall in ihren Staatswerkstätten — die allein das Vorrecht der Waffenfabrikation haben — jederzeit hergestellt werden können, und ihre Gußstahlerzeugung nicht sonderlich gut ist, mit der deutschen wenigstens keinen Vergleich aushält. Bronzene Rohre brennen aber leichter aus und sind auch schwerer als solche aus Gußstahl, weil Gußstahl dehnbarer ist und daher eine schwächere Metallstärke braucht als Bronze. Deßhalb haben wir nur Feldgeschütze aus letzterem Metall, und zwar vorwiegend Krupp'sche, die bis jetzt in der Welt an Güte nicht ihresgleichen finden. Die vereinzelten Unglücksfälle, welche durch Springen von Gußstahlrohren vorgekommen sind, haben

Digitized by Google

die Regierungen sich selber zuzuschreiben, indem sie vorübergehend der größeren Billigkeit den Vorzug gaben und auch bei anderen Fabriken als der Krupp'schen Bestellungen machten. Von den Rohren aus letzterem Etablissement ist bis jetzt noch kein einziges gesprungen, und es kann uns hinsichtlich der anderweitig gelieferten zum Troste gereichen, daß die englischen die schlechtesten waren*). In dem Kampfe zwischen Frankreich und Deutschland besitzt auch die deutsche Privatindustrie die französischen Staatsfabriken, so weit das todte Material in Betracht kommt, während unsere Soldaten und Pferde die gegnerischen besiegen.

Hinsichtlich der französischen Geschützbespannung sieht es nicht zum Besten aus. Frankreich erzeugt viele Pferde, aber nur zwei Schläge — einen sehr großen, starken und plumpen, und einen kleinen, behenden. Keiner von beiden eignet sich recht zu Kriegszwecken, am wenigsten für die Artillerie. Deutschland hingegen erzeugt einen kräftigen und doch schnellen Mittelschlag, der nichts zu wünschen übrig läßt. Zudem sind unsere Geschütze und Wagen stärker bespannt als die französischen, denn der Vierpfünder der letzteren Armee hat nur 4, und der Zwölfpfünder resp. der Achtpfünder 6 Pferde, mithin hat jedes Pferd 323 Kilogramm zu ziehen, da das erstere vollständige Geschütz 1293 und das letztere 1937 Kilogramm wiegt. Der deutsche Vierpfünder wiegt 1550 und der Sechspfünder 1782 Kilogramm, einschließlich Protze, Lafette, Zubehör und Rohr. Das ergibt im ersteren Falle 258 und im letzteren 297

Feundsberg.

Kilogramm. Man sieht hieraus gleich, um wie viel kräftiger unsere Geschütze gebaut sind, denn die Rohre sind ziemlich gleich schwer bei beiden Theilen, indem die französischen kürzer geformt sind. Das des deutschen Sechspfünders wiegt 8½ Centner und das des Vierpfünders 5½ Centner. Nun hat man noch zu beachten, daß die Artilleriepferde immer fleißig beschossen werden, mithin bei gleichen Verlusten die französischen Kanonen stets empfindlicher in ihrer Bewegungsfähigkeit getroffen werden müssen.

Eine Vergleichung der beiderseitigen Festungs- und Schiffsartillerie ist an dieser Stelle nicht nöthig, denn auf diesem Gebiete ist die Ueberlegenheit des deutschen Materials und der deutschen Mannschaften noch größer und wird von keiner Seite bestritten. Auch England ist darin besiegt worden. Noch wollen wir auf die neueste deutsche Erfindung hinweisen, die in den nächsten Tagen vor dem Feinde zeigen wird, was sie werth ist. Wir meinen die gezogenen Mörser mit Hinterladung. Diese Geschütze haben 6½ Fuß lange Rohre und schleudern über 200 Pfund schwere Sprenggranaten wolkenhoch mit einer gräßlichen Treffsicherheit. Vor ihrem Schlage werden die Wälle und Wallkeller (Kasematten), die Pulvermagazine und alle Gewölbe der feindlichen Festungen in Schutt und Trümmer sinken.

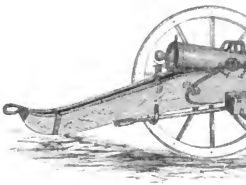
Die Artillerie ist eine echt deutsche Waffe und von unseren lieben Vorfahren erfunden worden. Freilich bestreiten dies die eitlen Franzosen, die auch hierin vorangegangen sein wollen, wie in allen anderen Dingen. Zum Glück haben wir jedoch ältere Urkunden als Zeugniß unserer Urheberschaft, und so können uns die Fremden nicht dies Verdienst auch noch streitig machen, wie die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst.

An der Vervollkommnung des Geschützwesens und seiner An-

*) Eine große Bestellung schwerer Geschützrohre, die Frankreich einst bei unserm Krupp machte, wurde von diesem echt patriotisch abgelehnt, wofür ihm hiemit öffentlich ein Dank ausgesprochen wird. Sein Portrait befindet sich Seite 260.

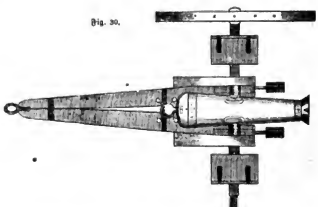
Digitized by Google

Fig. 29.



Französisches Geschütz, das eine Vorderrad weggebracht.

Fig. 30.



Französisches Geschütz von oben gesehen. Das eine Rad weggebracht.

wendung haben alle Nationen mehr oder minder theilgenommen, und man nennt von Kriegsherren, dir sich besonders dabei hervorthaten: Karl VIII. von Frankreich, Gustav Adolf von Schweden, Friedrich den Großen und Napoleon I. Zu diesen tritt als Letzter in der Reihe König Wilhelm I. Als den vorzüglichsten unter den alten Geschützmeistern müssen wir den deutschen Feldobristen Georg von Frundsberg (sein Portrait siehe Seite 281) nennen, und als den allerverdienstvollsten Artilleristen der neueren Zeit den preußischen Generallieutenant von Neumann in Berlin.

Hinterladergeschütze — sowohl Kanonen als Gewehre, aber nur glatte — gab es schon in den frühesten Zeiten der Artillerie; eben so gab es gezogene Vorderlade-Gewehrläufe. Das Wiederaufkommen der alten Idee der glatten Hinterlader verdanken wir dem italienischen Hauptmann Cavalli und dem schwedischen Baron v. Wahrendorff, dem Besitzer der großen Geschützgießerei zu Aker in Schweden. Beide traten 1842 mit dem Modell eines glatten Hinterladegeschützes auf, das sie verschiedenen Staaten vorlegten. Die preußische Artillerie-Prüfungs-Commission gelangte bald zu dem Ergebniß, daß glatte Hinterlader nichts taugten, daß man aber versuchen müsse, die Geschütze mit Zügen und dem entsprechend gezornten Geschossen zu versehen. Einen Anhalt und ein Vorbild hatte man an den damals längst vorhandenen, aber sehr geheim gehaltenen Zündnadelgewehren, und auch einen praktischen geschickten Techniker besaß man in der Person des Feuerwaffenmachers Berndt, der die Ideen und Angaben der Commission durch praktische Ausführung wesentlich förderte. So hatte man in Preußen eine Reihe von Jahren vor 1848 allerlei Versuche mit gezogenen Geschützen angestellt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß aus der Sache wohl noch etwas werden könnte, wenn nur mehr Mittel zu den Experimenten bewilligt würden. Von 1848—1852 wurden die Versuche wegen der politischen Ereignisse fast ganz unterbrochen, und nach dieser Zeit theils nicht viel gethan, theils die leitenden Personen häufig gewechselt. 1854 bekam der Artillerie-Major Neumann die Sache als erster Referent in die Hand, und seiner Geschicklichkeit, verbunden mit vollster Hingabe für die Sache, verdankten wir die hohe Vervollkommnung des gezogenen Hinterladegeschützes, also einer deutschen Erfindung, die nunmehr von Belgien, der Schweiz, Rußland und mehreren anderen Staaten nach dem Vorgange Deutschlands angenommen worden ist. Als hochgestellte Fürsprecher für die Idee, welche viele einflußreiche Gegner fand, verdient vor Allen der jetzige Corps-Commandeur General v. Voigts-Rhetz genannt zu werden, der von 1855—57 als Departementsdirektor im Kriegsministerium fungirte. Dem widerstehenden Einfluß eines hohen Militärs entsprang die vorübergehende Einführung des kurzen gezogenen Feld-Zwölfpfünders, eines Geschützes, das wegen seiner Unbeholfenheit wenig Aussicht auf Nutzen versprach. Angesichts der Einführung der Zündnadelgewehre in die preußische Armee ließ sich glücklicherweise die Forderung nach weiter tragenden Feldgeschützen nicht mehr zurückweisen, denn was sollten wohl glatte Sechspfünder mit ihrer geringen Treffweite gegenüber dem Kleinkaliberfeuer aus modernen Gewehren, die 1200 Schritt weit tragen und auf 700 Schritt sicher treffen? Ein Glück für die deutsche Erfindung war es, daß der Prinz von Preußen, der jetzige König Wilhelm, sich sehr für dieselbe interessirte und im Jahre 1857 ein Probeschießen mit gezogenen Hinterladern in seiner Gegenwart vornehmen ließ, dem bald die großartigen Versuche bei der Demolirung der Festungswerke von Schweidnitz folgten. Diese hatten zur Folge, daß man die schon erwähnten kurzen Zwölfpfünder einführte. Als 1859 die politischen Aussichten drohend wurden, befahl der mittlerweile als Prinz-Regent waltende hohe Herr noch ein großartiges Versuchsschießen am 2. Mai genannten Jahres vor den Spitzen des gesammten Heeres und ordnete in Folge dessen die sofortige Anschaffung von 300 gezogenen Sechspfündern zu Feldgeschützen an. Das war der Geburtstag der deutschen gezogenen Hinterlade-Kanone — die gezogene Vorderlade-Kanone hatten die Franzosen um jene Zeit schon bei sich eingeführt. 1860 fand dann noch einmal eine großartige Erprobung der neuen Geschütze statt, indem man sie zur Zerstörung der Festungswerke der aufgegebenen Festung Jülich benutzte. Zu diesen Versuche wurden nur Abgeordnete der übrigen deutschen Armeen eingeladen, keine Fremden, doch ließ man auf besonder Verwendung einige belgische Offiziere den Experimenten beiwohnen. Hierauf ward auch die Einführung der ganz schweren Geschütze dieses Systems angeordnet, und dem damals noch existirenden Bundestage durch Preußen eine Denkschrift überreicht, welche die Einführung der gezogenen Feldgeschütze bei allen deutschen Bundes-Contingenten beantragte. Oberstlieutenant Neumann war der Verfasser dieser Schrift, welche zur Folge hatte, daß der Bundestag den preußischen Antrag genehmigte. Nun erhielten alle Contingente die betreffenden Geschütze in der von ihnen gewünschten Zahl durch Preußen für und fertig geliefert. Bei Krupp in Essen wurden sie gegossen, bei Wöhlert in Berlin gebohrt und bei Freund ebendaselbst mit Verschluß versehen und fertig gemacht. Nach dem Kriege von 1866 wurde der gezogene Vierpfünder mit Keilverschluß eingeführt.

Es erübrigt uns noch, ein paar Worte über den Vervollkommner unseres Geschützwesens, den jetzigen Generallieutenant v. Neumann, dessen Portrait wir Seite 277 finden, zu sagen. Derselbe wurde am 22. Dezember 1805 zu Karlsruhe in Schlesien geboren, trat schon am 2. November 1821 in das preußische Heer, wurde 1840 als „ältester Lieutenant" Mitglied der Artillerie-Prüfungscommission, eine bis dahin noch nie vorgekommene Auszeichnung, avancirte nach und nach bis 1864 zum Oberstlieutenant, machte in dem genannten Jahre die Belagerung von Düppel mit, wurde in Anerkennung seiner hohen Verdienste 1864 zum Oberst befördert und zum Präses der Artillerie-Prüfungscommission ernannt, welche Stellung er bis zum Ausscheiden aus der Armee bekleidete; 1865 wurde er geadelt; 1866 stieg er zum Generalmajor empor, nachdem er den Krieg in Böhmen mitgemacht hatte; 1868 wurde er zum Generallieutenant befördert. Im Herbste des genannten Jahres wurde er auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt. Wir alle wirklich bedeutenden Männer, zeigt der Generallieutenant v. Neumann ein anspruchsloses, aber würdevolles Wesen, und im Umgange eine gewinnende, natürliche Liebenswürdigkeit. Sein Verdienst ist durch jede viele hohe Orden von deutschen und fremden Fürsten anerkannt worden, und er hat jetzt die Befriedigung, auf eine Leistung zurückzublicken, die das deutsche Vaterland gegen seinen Erbfeind erfolgreich geschützt hat.

Digitized by Google

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 270.)

12.

Die Depesche aus Saint Germain.

„Wie Ihr seht, Master Cutts, sind schon eine Menge Leute dort auf dem Gange — aber die Frau ist nicht dort. Fenters — habt Ihr sie bemerkt? Ihr müßt sie doch kennen?"

„Nein, Sir."

„Ich werde sie erwarten. Schlimm genug, daß der König in diesem Falle allzuviel Muth hat — er glaubt an keine Gefahr und mißtraut Niemandem, und doch sind Anzeichen vorhanden, daß die Leute in seiner Umgebung sich mit schlechten Patrioten einlassen."

„Wär's möglich?" rief Cutts halblaut.

„Ja, Myloed. Ich traue einem gewissen Chambers nicht, der in Kensington zu des Königs Hausstaat gehört. Ah — da gehen die Lords in den Sitzungssaal."

Diese Unterhaltung fand zwischen John Cutts und einem hageren, ältlichen Manne statt, dessen Gesicht durchaus häßlich genannt werden mußte. Er besaß anscheinend sehr schlechte Augen, welche blöde in die Welt blickten, die große Allonge-Perrücke schien seinen platten Schädel nur noch mehr zu drücken, sehr lange Arme und breite Hände gaben der Gestalt etwas Affenartiges, und die nicht minder ausgerecken Beine schienen für einen anhaltenden Lauf geschaffen. Uebrigens war der Mann einfach, aber sehr fein gekleidet. Es war Sir Godolphin Powell, erster Polizeimann und oberster Bailiff von London. Aus seinen Gesprächen mit Cutts geht hervor, daß er auf eine Frau lauerte, die ihm bereits als verdächtig erschienen war. Es konnte leicht der Fall sein, daß ein verdächtiges Individuum in den Gängen von St. James übersehen wurde, denn es hatte sich eine große Menge von Zuschauern eingefunden, um den König zu sehen, der früh Morgens schon von Kensington herüberkommen war. In dem großen Gange standen und liefen allerlei Menschen durch einander. Die Gardisten hielten die Wache an der Stelle, wo die Thür zu den Gemächern des Königs sich befand; da aber Se. Majestät von dort aus durch den Hauptcorridor zu gehen pflegte, so duesten Neugierige mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, den breitbeinigen Monarchen zu erblicken.

Es fanden sich denn auch nicht nur Einwohner Londons, sondern Provinzleute, selbst Franzosen, Deutsche und Holländer, Spanier und Schweden hier ein, wenn sie sich gerade in London aufhielten. Der König nahm auf solchen Gängen zum Ministerrathe nie Bittschriften an; er hörte nur die Meldung der Wache, welche am inneren Thor von St. James postirt war, an — eine alte Sitte, die sich von Heinrich VIII. herschreibt. Diese Meldung währte gewöhnlich fünf Minuten — es war das eine genügende Zeit, um auf den König ein Attentat zu wagen, wenn anders unter der Masse ein Mörder verborgen war. Daß Sir Powell also recht wachsam blieb, ist erklärlich. Außerdem befand London sich heute in großer Aufregung, denn der König hielt einen Ministerrath, der höchst wichtig in seinen Folgen werden mußte. Es sollte beathen weeden, ob eine Bill zur Errichtung der Landesbank beim Parlamente einzubringen sei — und aus der Unterredung zwischen König Wilhelm und den beiden Herren wissen wir, welche Tragweite ein solcher Schritt haben konnte. Es war deshalb natürlich, daß die Feinde und Freunde des Königs sich ziemlich zahlreich eingefunden hatten. Auf Pall Mall wogte eine Menschenmenge umher, die bis zu Warwick Street sich hinzog. Charlton House ward von vielen Hunderten eingeschlossen, und selbst an Green und James Park bemerkte man zahlreiche Gruppen.

An einem der Pfeiler, welche den mittelalterlichen Bau von St. James tragen, war ein hoher Stuhl aufgestellt. Auf diesem stand, von der Menge umringt, ein Mann, der mit heftigen Gestikulationen eine wüthende Rede an das Volk hielt. Dieser Mann war von robustem Körperbau, hatte ein sehr gemeines Gesicht, aber zwei Eigenschaften, welche ganz dazu dienten, ihm bei dem großen Haufen Ansehen zu verschaffen: Er hatte nämlich furchtbar rollende Augen und ein weithin schallendes Organ, dessen Stimmlage vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß hinuntergeschraubt werden konnte. Eine gewisse rohe Beredsamkeit, das Anwenden einer ungeheuren Menge von Phrasen wirkten erschütternd, und Herr Powell, der mit Cutts den nahen Sprecher anhörte, sagte leise:

„Ein gefährlicher Kerl!"

Es war eine Predigt gegen die Geldspekulation der Regierung.

„Meine Freunde," heulte der Sprecher. „So ist es, wie ich Euch sagte. Weit entfernt, Euch in Wohlstand zu bringen, ist vielmehr diese Regierung emsig bemüht, Euch auszusaugen, und weshalb? um recht viel Soldaten halten zu können, mit denen sie Euch in den Koth drücken will."

„Hört! Bravo! Hurrah!" schrie es aus der Menge. „Hört den Scum*) Godman!"

Der Redner fuhr fort:

„Neulich war ich bei einem Besuche betheiligt, den das gute Volk von London einem Parlamentsmitgliede machte. „Wechseln Sie uns doch leichtes Geld aus!" riefen die guten Leute dem Herrn Goldmacher zu. „Oh, meine Freunde," erwiderte der noble Herr, „ich habe Geld im Hause und stehe Euch zu Diensten, aber sagt mir doch: Wie viel Geld habt Ihr denn bei Euch?" Da lehrten so an fünfzig oder sechzig brave Leute ihre Taschen um und es kam eine einzige beschmutzene halbe Krone zum Vorschein. — Darüber lachte das Parlamentsglied und das arme Volk schämte sich — das ist Hohn — es ist schändlich!"

„Es ist schändlich!" rief die Menge. „Wir müssen besser Geld haben!"

„He, he! Ihr kriegt ja die Landesbank!" rief Godman von seinem Stuhle herab. „Ihr müßt gutes Geld bekommen, wenn die Regierung es Euch nicht vor'm Maule weghschnappt, um die Soldaten in Flandern zu bezahlen. Oh, es war lange nicht so schlimm unter dem Jakob Stuart. Sind das die Segnungen? Haben wir darum einen Mann über'n Meer geholt?"

„Halt das Maul, Schuft, oder — —" brüllte jetzt eine Stimme, und ein Mann von großer Gestalt arbeitete sich durch die Menge, um Godman unzweideutige Beweise der Mißbilligung zu geben, aber die Freunde des Redners warfen sich ihm entgegen — man stieß und hieb um sich.

„Hoch Godman!" schrie es hier.

„Haut den Lümmel nieder!" heulten die Gegner.

Der Angreifer wehrte sich mit Leibeskräften gegen seine Widersacher, aber es vermochte nicht bis zu Godman zu dringen, der durch allen Tumult hindurch seine starke Stimme ertönen ließ, indem er imunigesetzt schrie: „Es ist eine Schmach über England gekommen! Jetzt berathen sie über die Landesbank! Dulde es nicht, Volk von London!"

Der Mann, dessen Absicht war, Godman vom Stuhle herunterzuschlagen, konnte nur ebenfalls durch Schreien seinem Zorn Ausdruck geben, denn er befand sich mitten im Volkshausen festgekeilt. „Schmeißt den Schuft da vom Stuhle!" rief er. „Es ist Godman — Cardell Godman, ein miserabler Comödiant aus Glasgow — dort haben sie ihn ausgepfiffen und mit Eiern beworfen!"

„Er lügt!" schrie Godman.

„Reden weiter!" befahlen einige fünfzig Stimmen.

„Ja," fuhr der Mann fort; „es ist ein ausgepfiffener Schauspieler, der nachher von der Herzogin von Cleveland besoldet wurde, um Spektakel im Lande zu machen. Hat er nicht wegen Giftmordes vor den Assisen gestanden?"

„Oh, wenn ich Mörder wäre, stünde ich dann hier?" schrie Godman.

„Sie haben dir leider nicht beweisen können, daß die Gifte zur Verwendung kamen — aber du bist ein Banknotenfälscher — ein Schuft — ein jakobitischer Spürhund." —

Die Menge war sich endlich auf Godman.

„Reißt ihn herunter!" schrieen viele Stimmen; aber plötzlich wurden die Lobenden durch zwei zerlumpte Kerle von dem Redner abgelenkt. Diese Kerle trugen große Körbe an dem linken Arme, sie waren mit Druckschriften gefüllt, alles Pamphlete und Hetzereien gegen die vom Könige so sehnlich gewünschte Landesbank.

„Hier, nehmt — nehmt!" schrieen die Zertumpten — sie warfen die Flugblätter unter die Masse, welche begierig danach haschte. — Diese Flugblätter enthielten Aufregungen unter den abscheulichsten Formen. Einige trugen die Ueberschrift: „Die Landesbank vor Gericht." — „Verurtheilung der Landesbank wegen Ermordung der Bank von England." — „Letzter Wille der Bank von England." — „Grabschrift der Bank von England." — Es waren Produkte eines abgelegten Geistlichen Namens Grascombe — aber das Volk las sie begierig. Die besser Gekannten wendeten sich ab, sie eilten in den großen Gang, denn so eben wirbelten die Trommeln, der

*) Scum (Schaum, Pöbel) Godman. Einer der berüchtigsten Volksredner jener Zeit. Schon 1695 gefangen gesetzt.

Digitized by Google

Die Kranzler'sche Ecke in Berlin. Original-Zeichnung von **H. Scherenberg.** (S. Seite 287.)

König ging in den Ministerrath. Die Hüte flogen, die Hände und Tücher winkten, aber mitten zwischen diesen Jubel hindurch hörte man auch Zischen und Pfeifen. Der König hatte weder für den Beifall noch für die Zeichen des Mißfallens eine Empfindung. Er schritt kalt grüßend durch den Gang. Acht Mann seiner Garde begleiteten ihn. Powell war in der Nähe.

„Ha — seht Ihr?“ flüsterte er Cutts in die Ohren. „Da kommt das Weib. Seht — sie will an den König, wenn er die Meldung der Wache entgegennimmt — laßt mich.“

Er war mit zwei Schritten neben dem Könige, und zwar so, daß er zwischen diesem und der Wache stand, die den Monarchen begleitete.

„Mein Herr,“ hieß sich jetzt eine Stimme, zu Powell sprechend, hören. „Sie werden mich zu Sr. Majestät lassen?“

„Nein, Miß, das werde ich nicht.“

„Ich habe an Lord Portland geschrieben, mein Name ist Rachel.“

„Ich weiß es — aber der König will Sie nicht anhören.“

„Oh — das ist unerhört. Ich bringe nur Gutes.“

„Scheert Euch zum Teufel!“

Er schob Miß Rachel fort, und als diese einen neuen Versuch machen wollte, war der König schon im Weitergehen begriffen — ehe Miß Rachel noch den Weheruf ausstieß, hatten sich bereits die Pforten des Palastes hinter Wilhelm geschlossen.

„Das ist eine infame — Behandlung — das ist nicht der Wille Sr. Majestät — so darf man eine Engländerin nicht behandeln!“ rief Rachel.

Die Versammlung, welche, wie heute noch jede Volksversammlung, einen instinktmäßigen Abscheu gegen Alles hegte, was nur der Polizei ähnlich sah, ergriff Partei für Miß Rachel und begann Herrn Powell recht ordentlich auszuschimpfen, was diesen jedoch sehr kalt ließ. Er musterte nur die unter der Masse befindlichen geheimen Polizei-Agenten, und da er einige acht bis zehn derselben dicht in seiner Nähe bemerkte, war er sehr ruhig, beließ jedoch Miß Rachel stets im Auge. Die harrenden Menschenmassen waren stiller geworden, nur Godman's Geschrei hörte immer fort, und die Stimmen der Ausrufer, welche ihre Blätter feilboten, felunderten ihm — die Bürger Londons, die Gleichen, die Aufsteute gingen in zahlreichen Gruppen flüsternd auf und nieder, sie blickten zu den Fenstern empor und machten sich ihre Vermuthungen durch Zeichen kund. — Mitten unter allen diesen Leuten hätte ein aufmerksamer Beobachter zwei Personen besonders thätig sehen können. Eine war Miß Rachel, die sich nicht zu beruhigen vermochte, die andere war ein Mann in brauner Kleidung, der einen breitkrämpigen Hut trug, große Stiefel auf seine Beine gezogen und ein Rohr mit Elfenbeinknopf in der Hand hatte. Er schlich durch die Massen und summte einige Male an gewissen Stellen eine Art Melodie, deren Text das Wort „Drogheda“ bildete. Darauf wurde ihm einige Male „Jakobus“ erwidert, und so oft eine Person das letzte Wort aussprach, blieb der Mann im breiten Hute vor dem Verbündeten stehen und sagte: „Morgen Abend um zehn Uhr — in Henrietta Street.“ Er gab diese Adresse wohl einigen zwanzig Leuten und schlüpfte dann wieder in die Nähe des Ganges. Hier traf er mit einem Manne zusammen, der sich nicht weit von derselben Stelle befand, die Miß Rachel als den Schauplatz ihres Wortkampfes gegen Powell auserseben hatte.

„Mylord,“ sagte der Mann, „es scheint Alles gut zu gehen. Die Stimmung ist gegen den König und seine Projekte. Sehen Sie, wie man jubelt bei dem Lesen der Pamphlete.“

„Ich glaube es auch, Sir George,“ entgegnete Lord Barclay, der sich das einfache Kleid eines Schreibers als Verkleidung gewählt hatte. „Wenn dieser Ministerrath vorüber ist, werden wir mehr wissen. Gehen die Lords nicht auf des Königs Wunsch ein, so ist es ein sicherer Beweis, daß die Opposition mächtig genug ist, den Freunden Wilhelms die Spitze zu bieten. Dann, mein Freund, dann müssen wir handeln.“

George Porter zog ein wenig die Stirn in Falten.

„Wenn nur Nachricht von St. Germain hier wäre,“ sagte er. „Sie wissen, Mylord, die Grafschaftsherren werden nicht eher aufstehen, als bis ihnen Gewißheit wird, daß die Hülfsarmee bereit ist.“

„Hm“ — machte Barclay. „Es wird kommen, wie ich sagte: der entscheidende Schlag muß geführt werden. Ich habe die besten Leute schon beisammen. Noch erwarte ich Hier. Sie kommen von Romney Moore herüber — ich erwarte sie bei der Covent Garden Piazza — mein Zeichen ist wie gewöhnlich das Taschentuch. Sind diese Vier noch eingetroffen, dann ist unsere Armee beisammen. — Fünfundvierzig Mann als Angreifer — alle übrigen Verschworenen vertheilt in den anliegenden Straßen und auf den Plätzen — es muß gelingen. Wir haben genug entschlossene Männer.“

Sie waren bei diesem Zwiegespräche in die Nähe von Carlton House gekommen. Hier ward ihr Gang durch einen Mann aufgehalten, dessen Erscheinung einem Maler trefflich für die Gestalt eines Asceticers oder einer jener wunderlichen und unheimlichen Figuren hätte dienen können, mit welchen die Märtyrerbilder häufig angefüllt sind. Der Mann trug zwar ein bürgerliches Kleid, aber sein Gang, die Haltung seines Kopfes und der scheue Blick, sowie die über da Brust gekreuzten Arme ließen vermuthen, daß unter diesem Gewande sich ein anderer Beruf verberge, als das Kleid andeutete.

„Pater Hilarius,“ sagte Barclay, den Mann am Arme festhaltend.

Der verkappte Pater sah scheu und erschreckt auf den Lord. — „Oh — das ist Glück,“ lispelte er. „Ich suchte Euch überall in der Menge, da ich wußte, Ihr wäret hier — nun finden wir uns so unverhofft schnell. Kommt — ohne Säumen — sogleich in meine Wohnung, ich habe Briefe erhalten von Frankreich. Der Herzog selbst hat geschrieben, es ist sicherlich eine entscheidende Nachricht.“

„Geht voran,“ sagte Barclay, „wir folgen.“

Sie eilten bei Carlton House vorüber in den James Park; hier angekommen, bemerkten sie, daß die Erregung der Menge noch bedeutend gestiegen war, Alles drängte sich gegen den St. James Palast — die Geberden und Ausrufe wurden drohender, die Rufe wilder.

„Was ist etwas geschehen,“ sagte Porter. „He da — meine Freunde,“ rief er einigen Männern zu, „was giebt es? Ist eine Kunde aus der Sitzung zu Euch gekommen?“

„Alles entschieden,“ entgegnete ein Mann in Schiffertracht. — „Die Kerle da oben, die sich Lords nennen, die Minister, haben dem Könige ihren Beistand verweigert. Sie fordern ihre Entlassung, wenn der König die Bill einbringt, welche die Londoner Bank verordnet — es sind Hunde, diese Jakobiten.“

Ein furchtbares Geschrei erdönte — der Pöbel trug Gedanan auf seinen Schultern durch Pall Mall.

„Es ist im Zuge,“ murmelte Porter. „Er wird verlassen — man bewilligt ihm keine Hülfe — die Soldaten kann er nicht zahlen — nun ein glücklicher Schuß und Jakob Stuart hat den Thron seiner Väter wiedergewonnen!“

Der Pater Hilarius war ohne sich umzusehen durch St. James Park geeilt und von da in ein kleines dunkles Gäßchen geschritten, das die Fludyer Gasse hieß. Hier verschwand er in einem engen Hofe — die Verschworenen folgten ihm. Hilarius ging durch eine Art von Gallerie, öffnete dann eine Thür, stieg einige Stufen hinab in ein Kellergewölbe, öffnete eine zweite Thür und befand sich mit den beiden Herren in einem halbdunklen Raum, der sein Licht durch ein niedriges Fenster erhielt und vollständig das Aussehen einer Klosterzelle hatte. Von diesem Raume aus führte eine andere Thür in ein geräumiges Gemach — es war vollständig zu einer Kapelle umgewandelt und enthielt eine Anzahl von Sitzbänken. Diesen gegenüber stand ein Altar mit Leuchtern, einem silbernen Crucifix und allen Gegenständen versehen, welche der katholische Gottesdienst bei der heiligen Handlung der Messe erfordert. Pater Hilarius schlug Licht, denn in dem ganzen Raume herrschte Dämmerung.

„Hier,“ sagte er, ein Packet hervorziehend, „hier sind die Briefe. Sie kommen, wie Ihr wißt, stets an Lord Malgrave von Romney Moore herüber. Nehmt sie.“

Barclay entfernte hastig die Siegel. Obenauf lagen Anweisungen für die Geldlieferanten der Jakobiten, dann kam ein Brief an Barclay — Alles in Chiffern geschrieben. Die Entzifferung dieses Briefes gelchah auf folgende Weise. Die Briefe selbst waren von einer Schwester Barclay's, wenn sie so gelesen wurden, wie sie der Uneingeweihte las. — Um den richtigen Sinn zu entdecken, war ein mit gewissen, genau gefertigten Ausschnitten versehener Pergamentbogen erforderlich, welcher auf die Schrift gelegt wurde. Dann erschien, durch die Ausschnitte gelesen, erst der wahre Brief oder vielmehr der richtige, als Weisung für die Verschworenen geltende Text*). Pater Hilarius hatte einen solchen Bogen aus seiner Zelle, die Verschworenen kauerten sich bei dem Lichte nieder und Barclay las:

„An Lord George! Die Flotte und die Landungsmannschaften liegen in Calais bereit. Die Einschiffung und Absahrt können jeden Augenblick stattfinden. Der König von Frankreich ist von dem Bevorstehenden unterrichtet. Boufflers ist auf dem Wege nach

*) Harris' Anklage in dem Verhör. Jedes Hauptmitglied der Verschwörung besaß einen solchen Bogen.

Digitized by Google

Calais, König Jakob ebenfalls — die handelnden Männer müssen bereits in England sein — Alles wird sofort in Bewegung gesetzt werden, wenn der Schlag geschehen ist. Nicht lange mehr zaudern. Die Armee des Oraniers wird in Flandern festgehalten — das Parlament ahnt die Nähe der Gefahr nicht und bewilligt kein Geld — an's Werk — so schnell es nur geschehen kann. — Wenn der Streich gelungen ist: Bote an Hunt. Er hat Anweisung. Von St. Marys und Hope Chapel an bis nach Becky Head ist an den höchsten Punkten der Küste auf allen Klippen Brennmaterial aufgehäuft durch unsere dort wohnenden Verbündeten. Im Augenblicke, wo der Bote die Nachricht vom Falle des Usurpators nach Romney Moor bringt, lodern die Feuersignale längs der Küste den Freunden die Nachricht vom glücklichen Ausgange — zugleich aber dienen sie als Signal, daß die Flotte mit ihren Truppen, der König Jakob an ihrer Spitze, in See stechen. Nicht länger zaudern — sobald es thunlich, angreifen. Davon hängt Alles ab. Der König von Frankreich will nicht eher wagen, als bis der Boden geebnet ist — ein glücklicher Schuß und das Meer bedeckt sich mit Schiffen, welche die Kämpfer für Jakob Stuart nach England tragen — der treue Adel, der wackere Unterthan erheben sich — jetzt oder nie. Mit Gott für Stuart. — Der Sohn des Herrn —"

Barclay erhob sich.

„Das ist deutlich," sagte er. „Wir haben keine Zeit zu verlieren." —

Der Schlag muß bald geführt werden, und ich bin bereit."

„Ich bin froh, daß ich die Freunde aus der Ferne für morgen Abend nach London berief," meinte Porter. „Jetzt werden sie sehen, daß es Ernst ist, und daß der Oranier fallen muß, wenn die ersehnte Hülfe an Englands Küste landen soll — ich freue mich dieses Schreibens, denn die Freunde werden sehen, daß wir schnell handeln müssen; es gibt keinen Rückschritt mehr, und nie war die Gelegenheit günstiger als jetzt, wo der Zwiespalt zwischen Wilhelm und dem Parlamente besteht und täglich noch drohender wird, wo das Volk in verschiedene Parteien getheilt, die Mißregeln der Gedwmacher mißtrauisch betrachtet."

„Wären nur alle unsere Leute beisammen," sagte Barclay.

„Sie werden kommen," sei Porter ein.

„Ich erwarte sie," sagte Barclay „Habt Ihr Charnock benachrichtigt?"

„Alle werden hier sein — auch Sir Pendergraß, Lord Clifford, Courtenay — sie sind uns besonders wichtig — ihr Ansehen wird die neugeworbenen Freunde ermuthigen. Ich schickte vor vier Tagen schon nach Kent meine Boten ab — die Genossen von dort her, welche Chornock als Führer haben, werden zur rechten Zeit morgen hier sein — die Stunde naht — weicht sie, Vater Hilarius."

Der ehemalige Mönch drückte dem Jakobiten die Hand. Hilarius war einer der wenigen Ueberbleibsel der Klosterbrüder, welche zur Zeit Jakobs II. in England Asyl gefunden hatten. In der Vergangenheit mußte er die Messe lesen, den eifrigen Bekennern seiner Religion blieb nach dem Mißtrauen der großen Masse gegen die Papisten nichts weiter übrig, als in der Stille, von den Spähern ungesehen in die Fludyer Gasse zu schleichen, wo Pater Hilarius Messe las, predigte und die Beichte hörte. Der Mönch sah mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, der ihn aus seiner Verborgenheit hervor und in das Freie rief, der einen Herrscher auf Englands Thron zurückführte, welcher die kämpfenden Ordensgeistlichen schützte.

„Es wird an meinen Gebeten nicht fehlen," sagte er, Porters Hand fassend. „Ich weihe mich dem Dienste König Jakobs schon lange Zeit, wie Ihr wißt, und mit Gefahr meines Lebens."

„Ihr sollt nicht lange mehr in Gefahr schweben," rief Porter zuversichtlich. „Die Stunde für unsere Freinde wird bald geschlagen haben."

Man nahm Abschied. Vorsichtig geleitete der Pater die Beiden über den Hof zurück in den Park.

„Wir haben bis morgen noch alle Hände voll zu thun," sagte Porter. „Ich muß in der geheimen Druckerei neue Flugblätter fertigen lassen, Anthony Cor arbeitet mit zwei Pressen — die Unzufriedenheit muß erhalten werden. Godman soll heute seine doppelte Bezahlung erhalten, denn er hat vortrefflich gesprochen, aber er muß sich noch mehr anstrengen — muß in die Kaffeehäuser — die andern Heyer müssen tapfer mitwirken, von St. James Street an bis hinaus nach Mary le bone und Southwark muß gegen den Oranier und seine Partei gepredigt werden; ich habe noch zwei treffliche Kerle: Bakun und Orrey — sie werden das Ihrige thun — in der Savoy und in Whitefriars müssen unsere Banden bereit gehalten werden, im entscheidenden Momente losbrechen zu können, die ganze Stadt in Verwirrung zu setzen — der Angriff unserer Leute wird gelingen, und im Aufruhr, in der ungeheuren Erregung, die lang genug anhalten muß — werden die Feuerzeichen on der Küste die Hülfsarmee herbeirufen."

„Wird Charnod vorsichtig genug sein?" warnte Barclay. „Er ist noch vom vorigen Jahre her in schlimmem Andenken, damals fahndete man auf ihn."

„Bah — sorgt nicht. Charnock ist ein Mann, der sein Leben in Complotten hindrachte. Hat er nicht seit Jakobs Flucht alle Verbindungen zwischen den Stuarts und ihren Anhängern geleitet? Hat er nicht bei jeder Verschwörung eine Rolle gespielt und mit großer Ausdauer die mißglückten Versuche stets wieder aufgenommen? Charnock weiß, daß er eine sichere Zufluchl hat — er verbirgt sich in der Savoy. Die neuen Gesichten werden von den alten nach Genrietta Street geleitet, kein Mensch ahnt, daß dort in dem stillen Hause des Arztes und Chirurgus Browne der Herd einer Verschwörung ist, welche durch ihr Gelingen der Welt eine andere Gestalt geben wird."

„Und Alles dort ist sicher?" fragte Barclay.

„Wir haben schon lange vor Eurer Ankunft dort Versammlungen gehalten. Norfolk Street, wo ich früher wohnte, war mir nicht sicher genug, aber das alte große Haus in Henrietta Street taugt trefflich für unsern Zweck. Von Treppen, Gewölben und dicken Mauern durchzogen, ist der in der Mitte gelegene Theil des Gebäudes vollkommen geschützt. Vier Gänge bringen sicher auf die Straße — einer derselben läuft in einen Hausgang aus, der nach den Gebäuden und Höfen in Maiden Lane führt — um den Ort unserer Versammlung liegen viele Zimmer und Corridore, welche ehemals dem Kloster angehörten, das dort bestand. — Niemand sieht oder sieht das Geringste, wenn er nicht den Weg zu unserem Versammlungsorte kennt. Dieser liegt hinter Browne's Bibliothek — die Versammlungen kommen auf verschiedenen Wegen in die Straße, sie sind so sicher und furchtlos; daß sie durch die Gänge wandeln, als schritten sie in ein Wahllokal, wo für die Parlamentssitzungen abgestimmt werden soll — sie können es auch sein, denn von dem nahen Sturme hat man hier in London keine Ahnung. In Suffex fürchtete ich eine Entdeckung, aber es blieb Alles still — wir können ruhig fortarbeiten und der Tag der Entscheidung ist nahe. Sind Ihre Leute gut verborgen, Mylord?"

„Ein Theil von ihnen wohnt in der Schenke zum Schwan an Knights Bridge, der andere im Stern, dicht bei Whitefriars, der dritte im Anker in Bromfield — ich führe die Leute selbst dahin und hole sie ab, wenn es nothwendig ist."

„So wird jede Gefahr am besten beseitigt. Und Sie haben genau das Wort?"

„Gewiß. Außerdem tragen die Männer, welche bereits zu unserer Armee gehören und unter meinem Befehle stehen, mein Zeichen: aus jeder Tasche den Zipfel eines Taschentuches hängend."

„Mylord — auf Morgen Abend denn — in Henrietta Street," sagte Porter.

„Sie werden hoch steigen, Porter, wenn Alles gelingt," rief Barclay. „Sie sind eines der wichtigsten Räder in diesem Getriebe."

„Ich hoffe es, Mylord. Gehabt Euch wohl."

Sie trennten sich.

„Wenn ich wirklich hoch gestiegen bin — dann streife ich Alles ab, was mir von der unsaubersten Gesellschaft noch anhing," sagte Porter, vor sich hinmurmelnd. „Ella wird diesen neuen Menschen zum Glücklichsten machen — wir werden vereint, fern von London leben, und die feindliche Familie? Miß Rachel — Mary — oh, sie werden froh sein, wenn die Freunde und Kämpfer Jakob Stuarts ihnen Vergebung erwirken. Ein Glück, daß ich dieser tollen Miß Rachel bisher fern blieb, ich habe keine Lust, sie wiederzusehen, weiß der Himmel —" Er ging weiter und summte ein Lied. „Bis der Sieg erfochten ist, wollen wir noch mit den alten Cumpanen fröhlich sein," lachte er. Er war den Strand hinabgewandert und bog in eine schmale Gasse, welche zu einem Complex von Häusern, Baracken und Gößchen führte. Er besand sich in dem berüchtigten Quartier, „die Savoy" genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus allen Welttheilen.

Die Krauss'sche Ecke in Berlin (s. Bild auf Seite 284). Wo in der nordeuropäischen Metropole die berühmten „Linden" von der großen Friedrichsstraße gekreuzt werden, befindet sich das historische Stehlokal, die „Krauss'sche Ecke" genannt. Unser Bild zeigt diesen Straßenwinkel zur Zeit des Belagerungsjahres des Jahres 1871 und zwar zur Zeit des Bekanntwerdens des bei Sedan erfochtenen Sieges. An die „Litfaßsäulen" ist soeben die neue 48. Depesche angeklebt worden, welche sofort von Schaaren von Wißbegierigen umgeben wird. Ein junger Mann hat eine der Bänke unter den Linden bestiegen und ließ sie mit voller Stimme vor, aber trotzdem macht der fliegende Buchhandel, auf der Mitte durch die Firma „Depesche" gekennzeichnet, gute Geschäfte. Jedes Gesicht verräth die Miene der Freude, der Begeisterung aus. Man umringt einen verwundeten, den Arm in der Binde tragenden Vaterlandsvertheidiger, eine leider in den Berliner Straßen jetzt nur zu häufig anstaunbare Erscheinung. Es ist ein Bild so schlagend, so sprechend, daß zu der Worte wie Illustration seine Wirkung nicht verfehlen würde. Wir bedürfen ihrer nicht, wir lesen unseren in das Herz, das unsern braven im Felde stehenden Söhnen aus tausend Kehlen dargebracht wird.

Französische Kronjuwelen waren bis zum Jahre 1791 in der Schatz- und Mobiliarkammer hinterlegt. Ein detaillirtes Inventar wurde von drei Deputirten der constituirenden National-Versammlung, aufgenommen, welche zu Commissären ernannt waren. Dieses Inventar wurde in der National-Druckerei in Druck gelegt und in zwei Theilen an die Mitglieder der Versammlung vertheilt. Der erste Theil handelt von den Edelsteinen unter dem Namen „Krondiamanten" und gibt deren Werthschätzung an. Das erste Kapitel: Diamanten, begreift sich auf 16,790,403, das zweite: Perlen, auf 996,000, das dritte: farbige Steine, auf 360,604, das vierte: Gehänge, auf 5,834,490, im Ganzen also auf 23,922,197 Franck. Der „Regent" (oder „Pitt-Diamant") allein figurirt mit der Summe von 12 Millionen. Bon Thomas bis Pitt 1702 zu Pfalzau für 97,000 Thaler erstanden, gelangte derselbe unter Ludwig XV. in den französischen Schatz gebracht worden, und Napoleon I. hatte ihn an seinem Degengriff getragen. Man kann annehmen, daß der Preis dieser Steine seither auf den dreifachen Werth gestiegen ist. Es waren 1847 Diamanten, 513 Perlen, 290 Rubine, 72 Smaragde, 134 Saphire, 3 Amethyste, 8 kurische Granaten und 8 farbige Steine. Der zweite Theil des Inventars umfaßt die Juwelen, Bergkrystalle, gravirten Steine, Gemälde und andere Kunst- und wissenschaftliche Objecte; diese Schätze kamen in das National-Museum und bilden jetzt den Grundstock des Louvre.

Die Feldeisenbahn von Remilly nach Pont-à-Mousson wurde von der ersten und zweiten Feldeisenbahn-Abtheilung in unglaublich kurzer Zeit hergestellt. Zehn solche Abtheilungen existiren in preußischen Heere. Jede solche Abtheilung besteht aus einer technische Section und einer Compagnie. Die technische Section besteht aus Baumeistern, Bahnmeistern, Werkführern und sonstigen mit den Vorarbeiten für den Eisenbahnbau betrauten Angestellten; die Compagnie dagegen, aus Bahnbauarbeitern, Bahnwärtern, Premiers-Lieutenant geführt, ist theils aus Pionnieren, theils aus Truppen zusammengesetzt, welche schon vorher bei Bahnarbeiten verwendet und bereits im Frieden öfter zum Dienste in diesen Feldeisenbahn-Abtheilungen befehligt worden sind. An dieser waren, wie bereits gemeldet, die Arbeiten zwischen von Remilly nach Pont-à-Mousson, durch welche zeigt, nach der Einnahme Toul, ein fast directer Verkehr nach Paris mit Umgehung von Metz hergestellt ist, waren zwei Feldeisenbahn-Abtheilungen thätig gewesen; die hatte sich von Remilly und Pont-à-Mousson aus entgegengearbeitet. Zur Herstellung der ganzen Strecke hatte man trotz des anfänglich heftigen schlechten Wetters nur 40 Tage gebraucht. Der erste Spatenstich war am 12. August geschehen. Man hatte einen großen Viaduct von 500 Fuß Länge und 70 Fuß Höhe und einen kleineren Viaduct, sowie schließlich eine aus Holz construirte Jochbrücke über die Mosel herzustellen gehabt. Dabei war es trefflich zu statten gekommen, daß man in Courcelles ein ziemlich bedeutendes Lager von französischen Eisenbahnschwellen vorgefunden hatte, eine große Anzahl derselben für den nächsten Bedarf aus den Pappeln, Buchen und Eichen zurechtgehauen worden wußte, welche den Weg einriehten. So erhielt die ganze Bahn etwas amerikanisches, das nach vorwärts und nach Terrainschwierigkeiten, welche fortwährend Curven von geringstem Radius und nicht seltenen Steigungen von 1 zu 40 nothwendig machten. Hätte man genügend über Transportmittel verfügen können, um Schienen und sonstiges Zugehör schneller heranzuschaffen, so hätten die 3000 Quadratmeter Bergplatz, welche zum Bau verwendet worden waren, ohne Zweifel die Arbeit, die nicht gezaug geräumt werden kann, noch früher als in 40 Tagen zuwege gebracht. Der Ort der Einwerbung war einfach, herzlich und erheben zugleich. Die Baumeister und Ingenieure, welche in Pont-à-Mousson für die Feldeisenbahn-Abtheilungen sorgten, hatten für ihre Collegen und Mitarbeiter in Remilly ab, welche auch noch einen aus vier Waggons bestehenden Eilzug, den mehrere Hamburger Herren zum Gebrauche für sie Lagarethe hatten ausrüsten lassen, zur Verfügung gestellt. Es bietet der erste Train auf dem neuen Schienenstrange zunächst einem humanen Zwecke, und die Aerzte in Pont-à-Mousson, die für ihre Ruhrkranken des Eises dringend bedürftig waren, tegneten der Hamburger Geber, wie der Feldeisenbahn-Abtheilungen von ganzem Herzen. Fort ging es. Der Zug bewegte sich ruhig, sicher und voll in die sandene, grünende Landschaft hinein. Kaum daß die und da einige Wellenbewegungen die Fahrenden daran erinnerten, daß noch vor wenigen Wochen an dieser Stelle Reiter und Pferden gewehrt, und Artillerie und durch blutgrüne Fahnen ganz ausgezeichnet sein wird. Rechts vom Bessauer behnte sich fast unabsehbar die breite Fläche aus, auf der am 14. August so blutig vor Metz gekämpft worden. Die Ruhrbrecke der Festung schob sich hin und wieder sichtbar, und weit glänzte im Land hinein, alles Andere überragend, das ernste Fort St. Quentin, von dem aus Bazaine und seine Soldaten ganz gut zu überleben vermögen, wie die preußische Armee im feindlichen Lande für Communicationsmittel zu sorgen weiß. Bald langsam war in Bigny an, das bestimmt ist, eine Station der neuen Bahnstrecke zu werden. Hier hatte vorgestern der Maire des Ortes die erste Berlautbahrt der Ingenieure von Remilly mit Gutrinken und einem Placate begrüßt, auf welchem die Namen der Ingenieure und die Zukunft „Reuneur au Ingenieur qui a laneé la premiere locomotive à Vigny" zu lesen waren. Auf einer weiteren Station in einem Gehöfte, „Mittenwalde" genannt, wurde dann in einer Mooshütte ein Festmal mit Toasten auf König Wilhelm, die deutsche Einheit ꝛc. gehalten.

Die Grenelgutten in Tientsin (China). — Die Besatzung zweier Kinderräuber, welche auslagten, sie ständen im Solde der französischen Missionäre, bildete den Anlaß. Schon seit längerer Zeit scheinen Gerüchte dieser Art im Schwunge gewesen zu sein, Maueranschläge an den verschiedenen Straßenecken hatten Unterschrift angetragt, und die chinesischen Behörden trotz aller Vorstellungen seitens des französischen Consuls die Hände in den Schooß gelegt zu haben. Als sich dann am Vormittage des 21. Juni ein Pöbelhaufe von etwa 7000 Köpfen vor dem französischen Consulat angesammelt hatte — dieses lag weit ab von der europäischen Ansiedlung inmitten der chinesischen Stadt — begab sich der französische Consul Mr. Fontanier in Begleitung seines Secretärs Mr. Simon nach der vorbezeichneten Wohnung von Chung-hou, dem Handelsprotector der Nordprüfen und Gouverneur von Tientsin, welcher sich um seine Vorstellungen herumschlagen zu können. Die Unterredung nahm eine sehr heftige — die chinesischen Berichte und andere liegen nicht vor, legen dem französischen Consul natürlich die ganze Schuld zur Last — Streit fielen und die chinesische Dienerschaft über die Besucher an die Luft. Draußen harrte der Pöbel, welcher die beiden Herren ergriff, und massacrirte. Augeblich zu gleicher Zeit wurde ein Angriff auf die Missionsgebäude der Lazaristen, Jesuiten und barmherzigen Schwestern gemacht. — Die Gebäude wurden in Brand gesteckt und ihre Bewohner auf das Entsetzlichste gemartert. Den barmherzigen Schwestern riß man die Kleider vom Leibe, schnitte ihnen den Leib auf, schnitt ihnen die Brüste ab, stach ihnen die Augen aus und warf die Ueberreste in die brennenden Flammen. Auch der eingeborenen Christen der Missionsbesitzungen wurden verbrannt, und nur der Kinder, welche Knaben an der Zahl, rettete man, doch selbst von diesen erstickten 30—40, welche sich vor dem ersten Angriffe des Pöbels in eine Höhle geflüchtet hatten. Inzwischen machte die wüthende Menge auch einen Angriff auf das französische Consulat, ermordete Mr. und Madame Thomasin, die bei dem Consul aus Shangai zum Besuche waren, plünderte das Haus und steckte es in Brand. Zwei Russen und eine russische Dame wurden gemordet, weil sie zufällig an der Straßenecke vorbeikamen und man sie für Franzosen hielt. Zwei andere Leute entgingen dem nämlichen Schicksal, da einer von ihnen chinesisch sprach und die Mordbrenner über ihre Nationalität aufklärten konnte. Hieraus erhellt, daß die Angriff gegen allein gegen die Franzosen gerichtet war und in der That auch fremdländern kein Haar gekrümmt worden. Kaufleute angerührt. Mehrere Ausländer, welche in der chinesischen Stadt wohnten, kamen gänzlich oder ungeschädet in die ausländische Ansiedlung, um dort Schutz zu suchen. So waren Englishman, Dane und Schweizer. Das ganze Ansiedlung ab dieser Schauplätzlichkeiten voller Schrecken war, ist natürlich. Sofort bliebe sich eine freiwillige Garde, welche die Straßen bei Nacht patrouillirten, während die im Hafen liegenden Schiffe ihre Kanonen geladen und ihre Dampfkessel geheizt hatten, um im Falle der Noth schnell bereit zu sein. Aber glücklicherweise war das Schreckliche vorüber, und schreckte genug war es, denn während der paar Stunden waren 23 Ausländer der Wuth des Pöbels zum Opfer gefallen, und diejenigen von den Leichen, die man in Sicherheit zu bringen wußte, waren von Frauz und Kind bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Nachruf einem See-Helden. — Am 14. August starb zu Portsmouth in New-Hampshire, nach längerer Krankheit, der Commodore-Admiral Farragut. Farragut! So wird ihn die Geschichte nennen. Sie gibt ihm keinen Vornamen und keinen Titel. Farragut! Wo dieser Name ertönt, da leuchten die Augen, da klopft das Herz. Farragut! Haben jemals die Wogen einen Oceren getragen? Hat jemals ein Banner einen Helden geführt, der mehr als das einzige? Farragut, der Held von New-Orleans, von Mobile, von Port Hudson! Man kann sich ihn nur im Feuer denken, hoch oben im Mastkorb, umtrocht von glühenden Bomben, umsaumt von brennenden Zundern. Farragut! Sein Platz war der Gefahr. Sein Element war Feuer. Sein Führer durch die Höhe, da fuhr er voran. Farragut! Ihm ergan war das Auge des Adlers und das Herz des Löwen. Da schwimmen ihm bei Neu-Orleans die Brander entgegen, flammend, Verderben bringend — er achtet ihrer nicht. Je furchtbarer die Hindernisse, desto sicherer ist er in ihrer Ueberwindung. Unerschöpflich sind die Hilfsquellen seiner Genie's, und seine Grenzen kannte sein Heldenmuth. Farragut und sein „Dortord" — unvergeßlich werden sie in den Annalen des Seekriegs sein. Da gilt es eine furchtbare Arbeit durch das Höllenthor von Port Hudson. Farragut führt voran, Farragut kommt hindurch, allein von allen, und er wird der Herrscher des Mississippi zwischen den beiden Rebellenmeeren. Da passirt er die Batterien von Mobile. Mitten im Höllenfeuer schlingen sich oben die Wanten seiner sicheren Schiffe, mitten am seinen Leib. Es sind die Arme seines Sohnes, den er auf bringenden Bitten mitgenommen, obgleich er ihm wegen seiner schwachen Constitution nicht gestatten will Seemann zu werden. „Papa, darf ich?" ruft eine schmeichelnde Stimme. „Ja, wohl darfst du!" ruft mit freudigem Stolz und Lust zu dem Erben seines Namens und seines Heldenmuths zu. Drinnen in der Bay hurrt das gefürchtete Panzerschiff des Feindes. Drauf und drunt Der blitzerne „Dortford" führt mit furchtbarer Wucht auf ihn; er wankt, windet sich, verloren. „Eiserne Herzen im hölzernen Schiff!" tönte der Wahrspruch Farragats, und seine Ahneigung gegen Panzerschiffe sprach sich in dem originellen Wort aus: „Ich mag nicht am Boden eines Theetessels ertrinken!" Farragut! Der Name zerriß sie für sich selbst. Er hat einen Weltklang, welcher noch Jahrtausende läuten wird. Neunundsechzig Jahre wurde Farragut alt. Groß war er wie kein anderer, und ungetheilt war ihm ein Lied — in seiner republikanischen Heimath das getreue Seitenstück zu Uhland's Ernst. Schon seit langer Zeit war er krank, aber stets half ihm seine kräftige Körperbeschaffenheit wieder empor. Der Hitze dieses Sommers ist „der alte Salamander", wie die Seeleute ihn nannten, unterlegen. Auf seiner Tour durch Europa war er überall mit Ehrlurcht empfangen worden. Alle Thore hat er geaufen, auf die ein Republikaner Anspruch hat. Nur an seinem Grabe steht ein Volk welches ihn zu seinen Unsterblichen zählt und ihm einen grenzenlosen Dank zollt.

Kriegs-Anekdoten. (Fortsetzung zu Seite 274.) — Wir ingerten vor Metz, erzählt ein Thorner vom 4. Ostpreußischen Grenadierregiment, und erwarteten mit Ungeduld einen Ausfall des Feindes. Als wir nun am 19. August in der Nacht von einem Ausfluge nach den Schanzen zurückkehrten,

Digitized by Google

auf welche unsre Artillerie einige unerwiderte Schüsse abgegeben hatte, schlugen wir unsere Vorpostenlinger in der Nähe von Courcelles inmitten einer Wiese auf und streckten uns ermüdet auf das naßkalte Lager nieder, um ohne Strohsack, nur mit dem dünnen Mantel bedeckt, einige Stunden Schlaf zu finden. Ein unterirdischer Gestank ließ uns jedoch nicht ruhen, und bald entdeckte auch einer der Umstehenden einen todten Menschen neben seinem todten Pferde im Chausseegraben, die schon einige Tage gelegen haben mußten. Unser Hauptmann beorderte sofort eine Abkühlung mit Spaten und Hacke, welche die Leichen dem Schoße der Erde übergeben sollte. Als die Gruben gegraben war und die Arbeiter sich anschickten, den Todten auszuziehen, blickte derselbe auf einmal mit weit aufgerissenen Augen und schrie: „Wat will ju denn mit mi maken?“ und als die Erschrockenen ihn ziemlich unsanft zur Erde fallen ließen, sprang er eilig auf und lief, was ihn seine Füße tragen konnten. Er war einer von unsren Grenadieren, der sich todmüde, neben dem todten Pferde hingewerfen hatte und sofort fest eingeschlafen war.

— „Ich bin einmal neugierig und möchte Ihnen gern noch irgend ein Amulet umhängen, das Ihr Leben in der Schlacht beschirmen soll. Wo sind ich nur gleich eine Brosche oder so etwas?“ So sprach am 30. Juli in einer schweizerischen Bäckerstube zu Mülhausen im Elsaß die freundliche Besitzerin zu dem jungen Gefreiten, der auf Ruf des Bataillons hier zur vorgeschriebenen Fahne entführte. Doch er, auf ein Häuflein Goldes hinweisend, welches man dem treuen Gehilfen als Freundesgabe zu Kriegsbedürfnissen aufgebracht hatte, erwiderte halb scherzend: „Ich habe ein Gott hat mir viele gute Amuletten; da liegt Ihr reichen Geschenk; jedoch der Goldstück kann ja, so Gott will, eine Kugel abhalten.“ Wire Wochen später befindet sich unser Dr. phil. mitten im Sturmlaufe wider St. Privat la Montagne. Die Kugeln um ihn pfeifen dichtest, ohne daß sie ihn treffen. Im Hallen ertönt ein Hurrah und bricht: das war mein letzter Ruf. Doch nach einigen Augenblicken dünkt's ihm, als könne der Schuß nicht tödtlich sein, da wüthenden Schmerz er auch empfindet. Er springt auf in die Höhe. Zuerst will ihm der Athem noch nicht vorhalten, daß er aber getroffen ist, weiß er wohl. Er ruft nochmals Hurrah stürmt er mit der wieder erreichten Colonne das Dorf, um welches so lange gerungen worden. Bald herrscht wort es Abend. Nicht weit von einer brennenden Scheune liegt Ihnen, in einer Wunde zu pflegen. Der Rock, die Westentasche worten durchbohrt, aus der letzteren fiel ein vollkommen halb geschossenes Zwanzig-Francs-Stück und eine platzgedrückte Kugel heraus. Plötzlich kann ihm der Gedanken aus Augsburg vor der Seele! Gerade noch ein Schilling von demselben Geldgeschenke hatte er übrig. Die tödtlich gerichtete Kugel war daran abgeprallt.

— Eine interessante, sehr charakteristische Scene spielte sich in dem Speisesaal einer der ersten Hotels in Rheims ab. Dort saßen am 5. September 1870 Abends an der großen Tafel gegen dreißig Personen, meist Dragoner-Officiere Platz zu nehmen. Dies geschah denn auch mit den üblichen Honneurs. Kaum hatten sie sich jedoch gesetzt, als einer der Dragoner auf sie zurief und sie herauf fragte, ob sie hier im Hotel, im Quartier seien. Als sie dies Frage verneinten, rief der Officier laut, daß man es im ganzen Saale hören konnte: „Dann packen Sie sich hinaus!“ Eine Tabtrahtte trat ein. Jeder vermuthete deutlich die Absicht des Gefangen, der rasch fragte: „Ob hier vielleicht das Officiers-Cassine?“ — „Was scheert Ihn das?“ war die Antwort. — „Weil ich, wenn das nicht der Fall ist, hier bleiben werde, so lange es mir beliebt,“ entgegnete der Trainsoldat. Der Officier fand einen Augenblick Rast, dann polterte er noch einmal ein „Packen Sie sich hinaus!“ Zwei andere Officiere eilten nahmend hinzu. „In Arrest mit den Lümmeln!“ rief der Eine. „Wie heißt ihr Buben?“ schrie der Andere. Der Gefreite, der vorhin gesprochen, erhob sich, seinen Kameraden mit Mühe beschwichtigend, und sagte mit der Ruhe, der Würde eines Gentleman: „Ich bin Freiherr N., Einjährigfreiwilliger. Wenn ich den Rock, den ich mit Ehren trage, ausgezogen, werden die Herren mir hoffentlich die Genugthuung nicht verweigern, die zu fordern dieser Rock mir augenblicklich verbietet.“ — „Ich bin Baurier d. aus B., ich stehe, Sie werden auch mir nach dem Kriege nicht die Genugthuung verweigern, die mein Freund gefordert hat?“ schloß sich der Zweite an. Die Officiere standen verdutzt. „Sie sind Edelmann?“ meinte der Eine; „das konnten wir nicht wissen.“ — „Das ändert die Sache. Warum stellen Sie sich nicht vor?“ — „Hier einige Exemplare meiner Karte“, sagte der Baron in Train-Uniform; „ich hoffe, Sie werden es mir durch Ueberzeichnung der Ihrigen möglich machen, diesen Zwischenfall in einer Weise auszutragen, wie es preußischen Cavalieren auch ihrer Ehre ziemt.“ Die Karten wurden gewechselt. Damit war der Zwischenfall beendet. Die Trainsoldaten konnten ihren Champagner ungestört trinken.

Die Redaction ist weit davon entfernt, hier der großen Ungenauigkeit das Wort zu reden, mit welcher sich französische Gemeine oder Unterofficiere einerseits und Officiere andererseits in öffentlichen Localen bewegen, ja, sie will sogar zugestehen, daß es nothwendig für den Unterge benen ist, stets und in jeder Situation im Officier die Respectsperson zu sehen, die er auch öffentlich anspreche, daß ein solch' unpassendes Betragen preußischer Officiere hart zu rügen ist, nun ja mehr als der Fall durchaus nicht verringelt dasteht, ja sogar oft vorkommt. Wären zufällig die beiden Getreiten nicht der Baron v. L. und der Baurier G. gewesen, sondern weniger hochgestellte englische Bürgerkinder, ja hätte man wenig Federlesens mit ihnen gemacht, um so mehr, als das Benehmen des Baron v. L. nicht korrekt war. Die Dienstvorschrift besagt: im Felde und nach dem Zapfenstreich muß jeder Untergebene dem Ansinnenstellen mit einem Officier Meldung abstatten. Hiernach hatte der Baron v. L. mit seinem Freunde vor den ältesten Officier treten und vorstellen müssen: Wir, Gefreite vom Trainbataillon so und so, Baurier G. aus K. und ich Baron v. L. Rittergutsbesitzer melden uns hiemit zum Abendessen auf unsere Rechnung und hoffen, daß die Herren Officiere nichts dagegen einzuwenden haben werden. Der älteste Officier hätte sodann vorgestellt und man wäre gegen beide sehr artig gewesen, weil es eben der Baron v. L. und Baurier G. waren.

Ob die Herren Officiere indeß so artig gewesen wären, wenn der Uhrmacher G. und der Schneidermeister L. sich in dieser Weise gemeldet hätten, ist sehr zu bezweifeln, ja geradezu zu bestreiten, man hätte sie in die Küche oder den Hausflur gewiesen. Dann hätten sie sich sagen müssen und es hätte ihnen nur das Recht, sich am andern Tage auf dem Dienstwege zu beschweren, wieder Meldung gemacht; hierauf wären sie beschieden worden, abzumarschiren und dieser, wenn er des Betragen seiner Herren Kameraden zu tadeln sinnen hatte, dem Major, der aber nicht nichts weiter that, als den Beschwerdeführern etwas derb zu expliciren, daß es höchst zudringlich und unverschämt gewesen, sich mit Officieren an den Tisch zu setzen. Ihre allgemein kritisirende Benehmen der preußischen Officiere kann nicht genug getadelt werden, da es offenbar zu weit geht und nur verleyt, ohne irgend welchen Zweck zu erfüllen.

— Ein Pendant zu dieser Herzhaftigkeit ist die Redaktion in der Lage wahrheitsgetreu zu berichten. Einen Abends zwischen 10 und 11 Uhr saß vor mehreren Jahren ein junger Artillerie-Unteroffizier und Feuerwerksschüler, in seinen eigenen Kleidern in einer eleganten Restauration und aß und trank, als ein Artillerie-Hauptmann hereintrat. Zufällig trugen beide, der Officier und der Unteroffizier, dieselbe Regimentsnummer. Der Officier, offenbar ein wenig angeheitert, bannte sich erhebenden Unteroffizier sehr freundlich und setzte sich an denselben Tisch, sogleich ein Gespräch anhebend. Er fragte nach dem Garnisonsleben seines Untergebenen, wie lange er auf Schule sei, wie es ihm gefalle ꝛc., darauf erklärte der Officier, erst vor Kurzem sei er zum 1. Artillerie-Regiment versetzt, jedoch nur auf dem Papier, da er sich noch nicht einmal bei seinem Regimente, ganz zufrieden war der Liebenswürdigkeit seines Vorgesetzen, spricht und erzählt in anständiger Weise weiter und bei dieser Gelegenheit erfährt der Officier, daß der junge Mann nicht zur Artillerie-Officiers-Schule, sondern zur Artillerie-Unteroffizier-Feuerwerks-Schule kommandirt sei. Bevor kommandirt erfährt der Officier, sucht eine Zeitung, setzt sich an einen andern Tisch, um besseres Licht zu haben und liest. Etwa nach einer halben Stunde bezahlt er den genossenen Wein, steht auf und fragt den Unteroffizier, ob er wohl morgen Zeit habe? Dieser, nichts ahnend, sagt: ja wohl, worauf der Officier erwidert: „Gut, sagt der Officier, dann kommen Sie zu mir, ich wohne da und da und werde auf Sie warten.“ Er grüßt und verschwindet.

Am andern Tage kam der junge Unteroffizier kaum den Stubenschlüssel erwarten. Endlich schlägt es 4 Uhr. Er eilt aufs Zimmer, kleidet sich wieder aus Feinste an und eilt zu seinem Regimentskameraden, dem Hauptmann G. Ohne anzuklopfen tritt er ins Zimmer, aber der Officier macht ein ernstes Dienstgesicht und fährt ihn an: „Was wollen Sie hier?“ Der Unteroffizier, sehr bestürzt, in seinem Anzuge zu einem Hauptmann Ihres Regimentes zu kommen. Sofort scheeren Sie sich nach Hause, in einer halben Stunde sind Sie wieder hier, im Dienst-Ordonnanz-Anzuge mit Helm.“ Aus allen Himmeln gefallen, bleibt der Officier, der Hauptmann, stehen und sieht noch einmal seinen einer halben Stunde im Kommissionszuge mit Helm wieder vor seinem Vorgesetzen, der ihn also beschedet: „Wenn Sie sich noch ein einziges Mal einfallen lassen, in eine Kneipe zu gehen, in welcher Officiere verkehren, so sind Sie in strenge Arrest. Sie gefährden durch diese Frechheit, die ihresgleichen sucht. Besseren lieft ich Sie für einen Führich und Officier-Schüler und erlaube zu weiterm Scherz, daß Sie nur ein ganz gewöhnlicher Kommis-Lieutenant werden. Abtreten!“ Marsch.“

Der junge Mann verschwand, hat aber nicht unterlassen, dieses Erlebnis weiterzuerzählen, welches ganz geeignet ist, den Standpunkt der preußischen Officiere zu kennzeichnen.

Möchte es einst schon bei Artillerieofficieren, wie mag es bei Infanterie- und vollends bei Kavallerie-Officieren gehen? Es ist angeschlitz unserer Erfolge und Opfer wohl an der Zeit, ein anständiges Verhältniß zwischen Officieren und Untergebenen anzubahnen und zu bedenken, daß das jetzige Heer ein Muster seiner Art sein soll.

(Forts. f.)

Die Eisenbahnen im gegenwärtigen Krieg. — Nach den bisherigen Erfahrungen können mit einer Zuge ein Bataillon, eine Escadron oder eine halbe Batterie befördert werden. Für ein Fuß-Bataillon, einer Escadron oder einer halben Batterie beschnet werden. Für ein Fuß-Bataillon, Regiment werden demnach allein 32 Züge erforderlich sein, wenn für die Artillerie-Parks noch 27 Züge kämen. Die Zahl der für die Beförderung eines ganzen Armeecorps erforderlichen Züge berechnet sich zwischen 150 und 160, um eine Armee von 10 bis 12 solcher Corps mürde demnach für ihre Gesammt-Beförderung zwischen 1300 und 1800 Züge in Anspruch nehmen. Es kommt also bei 12 Tagen und 8 Haupthahnen per Bahn und Tag auf jede derselben die Zahl von 23 bis 27 Zügen, während 20 bis höchstens 24 Züge bisher als das Maximum der Leistungsfähigkeit einer Bahn angenommen wurden. Dabei fällt noch ins Gewicht, daß die Belohnung der vorbeeitsch-österreichischen Bahnen bei den hierinnligen Truppentransporten keine gleichmäßige war, vielmehr vorzugsweise die nur dem Namen die Haupt-Beförderung angelegen hat, von denen theilweise bis zu 50 Zügen pro Tag geschehen lassen sind. Dieser gewaltigen Leistung im Bahnbetriebe ist es allein zu danken, daß unsere Truppen ihren Vormarsch auf feindlichem Gebiete so rasch beginnen konnten, und demnach fällt den Eisenbahnen gewiß ein wesentlicher Antheil an den günstigen Erfolgen zu.

Die Turcos bestehen zum großen Theil aus Kabylen, und die Kabylen sind das grausamste Satt Nordafrika's. Im kabylischen Feldzuge von 1857 wurden den gefangen Franzosen von den kabylischen Weibern die Ohren säckweise abgerissen, den Verwundeten die Augen ausgestochen, Ohren und Nasen abgeschnitten. Ihre Söhne, die und jetzt Civilisation beibringen sollten, haben also die Henkersgilde schon mit der Muttermilch eingesogen. Die schauderhaften Exemplare unter den Turcos stammen aus den südlich von Ghardaia gelegen Negerländern.

Inhalt: Der Bauernkaiser. Historisches Roman von Ferdinand Ploy. Forts. — Der große Rendthot. Von H. Schende. — Im Vorabend. Von J. Turgenjew. Schluß. — Die deutsche und die französische Kirche in der Gegenwart von Franz Maurer. Schluß. — Im Thron und Reben. Von H. Hillt. Forts. — Aus allen Weltheilen: Europa: Deutsche Ehe in Berlin. — Frankreich: Kronjuwelen. — Die Verhaftsverhöre von Remilly nach Paul's Mauffon. — Die Gewaltthaten in Lemsiss. — Rückzug einem Ehe-Duchen. — Kriegs-Ereignisse.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach; Bitter; Brachvogel; Donnerberg; Engel; Fortlage; Fr. Friedrich; Grenzboten; Glaßbrenner; Hahn-Hahn; Hackländer; Hammer; W. Hartmann; Hillig; Fr. Hoffmann; Handbuch; L. Kruse; E. A. Konig; Kraeger; Kreisling; Lindau; Lubarsch; Lippert; W. Löbe; Lorck; Orth; Müller; Mühlbach; Oelckers; F. Ring; Rank; Reclam; Reinhard; Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenstein; Rud. Schleier; L. Schücking; R. Schmidt; A. Schell; Schramm; Temme; Unterjohann; Venedey; L. Vogt; Waiblinger; Wieck; M. Wienzig; Werner; Wittmack; Wurm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 19. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Mumienweizen.

Novelle von **Berthold Auerbach.**

Erstes Kapitel.

Ein Mann in hoher Position.

In seinem Privatcabinete auf dem mit grünem Leder bezogenen hohen Drehstuhle saß der weltbekannte Kaufherr Justinus Weißhaar, alleiniges Haupt des Hauses Christian Weißhaar Söhne. An der Seite des Pultes stand ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, er reichte Herrn Justinus Brief auf Brief hin; der Kaufherr las mit großer Schnelligkeit die auszufertigenden Briefe durch und schrieb dann mit einer Gänsefeder, — er gewöhnte sich nie an Stahlfedern —, seinen Namen darunter, wobei er indeß nie vergaß, einen den ganzen Namen einrahmenden Schnörkel zu machen und drei Punkte in einer bestimmten Ordnung darunter zu setzen. Der Alte erhielt die Briefe zurück, ein neben ihm stehender Diener sandelte. Man hörte Nichts als Kritzeln der Feder und Knirschen des Sandes.

„Ist noch keine Antwort auf unser Telegramm nach Riga da?“ fragte Herr Justinus, während er seinen Namen schrieb. Seine Stimme tönte etwas dumpf, denn er hielt die Cigarre zwischen den Lippen.

„Noch nicht.“

„Feuer,“ sagte der Kaufherr kurz, ohne aufzuschauen.

Der Diener brachte ein brennendes Zündhölzchen. Die ausgegangene Cigarre war wieder entzündet und Herr Weißhaar schrieb weiter.

Die Briefe waren unterschrieben, der Alte ging davon. Herr Weißhaar lehnte sich in seinen Stuhl zurück und streichelte seinen etwas ergrauten Bart, der das ganze Untergesicht einnahm, nur die Lippen waren rasirt; Klugheit und Entschlossenheit sprach aus dem ganzen Antlitze.

Ein anderer Commis trat ein, mehrere Telegramme in der Hand haltend, er öffnete die Couverts und reichte den Inhalt dar. Mit großer Ruhe gab Herr Weißhaar die einzelnen zurück; bei einem sagte er: „Nach Liverpool! Wird acceptirt. In Warschau so viel Haber als möglich kaufen. Kommen Sie in zehn Minuten wieder!“

Zwei Telegramme behielt er zurück und las sie nochmals durch, dann begann er die Antwort abzufassen. Er hatte die gute Gewohnheit, die Telegramme in runden Sätzen zu schreiben und erst bei der Durchsicht die überflüssigen Worte zu streichen. Eben als er die Feder ansetzte, wurde Herr Konrad Kraft gemeldet.

„Kann eintreten,“ sagte Herr Weißhaar ohne vom Papier aufzuschauen.

Ein wohlgestalteter schwarz gekleideter Jüngling, mit einem vornehmen durchschossenen Antlitze, feinem röthlichblondem Schnurrbarte und vollem, dichtem, an der Stirne emporstehendem und kühn rückwärts geworfenem, langen blonden Haare trat ein und verbeugte sich gewandt, wenn auch offenbar etwas beklommen.

„Setz' dich, Konrad! Ich bin bald zu deiner Verfügung.“

Der junge Mann setzte sich. Der Kaufherr sah nicht um; die Fassung eines Telegramms schien ihm nicht gelungen, er legte die Cigarre weg und nahm ein anderes Formular vor. Er schrieb bedachtsam.

Der junge Mann hatte Zeit, sich in dem Cabinete umzusehen.

Ueber dem Pulte des Kaufherrn, zu beiden Seiten vom prachtvoll eingerahmten Bilde des Finanzministers mit dessen eigenhändigem Namenszuge „seinem Freunde Justinus Weißhaar gewidmet,“ hingen die in Oel gemalten Bilder eines Bauern und einer Bäuerin in der Landestracht des Gebirges. Es war bekannt, daß Herr Weißhaar mit großer Bestissenheit daran erinnerte, wie seine Großeltern einfache Müllersleute im Gebirge gewesen waren. Erst sein Vater und sein Oheim hatten das große Getreidegeschäft in der Handelsstadt gegründet, das im Welthandel einen ehrenvollen Namen hatte. An der Längenwand des Cabinets hing das lebensgroße Bild des Vaters, ein glattrasirtes, feines, vornehmes Gesicht, nicht ohne Schlauheit und Berechnung in den zusammengepreßten, fein geschnittenen Lippen. Der Hintergrund des Bildes zeigte den Hafen der Stadt, und zur Rechten des Mannes stand ein geöffneter Getreidesack, worauf mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: Christian Weißhaar Söhne 1795. Der Mann hatte die eine Hand ausgestreckt vor sich und in der Hand war goldglänzender Weizen. Sein Blick schien den Weizen zu prüfen, aber auch hinauszuschweifen über den Hafen und die unendliche See, auf der er das Erträgniß des Festlandes nach allen Weltgegenden versendete.

An der dritten Wand war eine kleine Bibliothek. Sie enthielt Handelsgesetzbücher, Jahresberichte von den Handelskammern aller Großstädte. Ueber der Bibliothek hing eine große Weltkarte.

Eben als der Kaufherr auf die telegraphische Klingel an seinem Pulte gedrückt hatte und er dem nun Eintretenden die Telegramme übergab mit der Weisung: „Absenden!“ wurde der Finanzminister gemeldet.

Der wartende junge Mann hatte sich erhoben, auch Herr Weißhaar stand auf; er war ein langgestreckter, aber wohlgestalteter haltungsvoller Mann.

„Ah, Du wartest? Entschuldige," sagte er, und die Redeweise änderndo, setzte er hinzu: „Bitte, gehen Sie auf einige Minuten in's Comptoir, der Minister wird nicht lange bleiben, ich stehe dann sofort zu Ihrer Verfügung."

Während sich der junge Mann nach der Seite des Comptoirs entfernte, wurde von der andern Seite die Thüre geöffnet. Der Minister trat ein.

„Guten Morgen, Excellenz," von der einen, „guten Morgen, lieber Freund," von der andern Seite, hörte der junge Mann noch; dann wurde die Thüre geschlossen und Konrad Kraft stand draußen im Comptoir. Er sah seinen Vater hinter einem Gitter an einem mächtig großen, messingbeschlagenen Buche; der Vater schaute nicht auf. Konrad sah die lange Reihe der Zimmer hinaus, wo die Comptoiristen arbeiteten, hin und herzingen, fragten, anstiefen. Hoch oben auf Wettern, die an allen Wänden befestigt waren, standen Kisten mit Bezeichnung der Jahreszahl, viele Jahre zurück. Es war das Archiv des Hauses mit den Dokumenten. Wie viel Hoffnungen, wie viel Erfüllungen und Täuschungen, wie viel bange Erwartungen waren da begraben! — Konrad fuhr sich mit der Hand über die Stirne, es schien ihm schwül zu werden in dieser Umgebung; aber er hatte nicht Zeit, dies recht zum Bewußtsein zu bringen, denn er wurde wieder in das Cabinet gerufen und jetzt kam ihm Herr Weißhaar überaus freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte: „Die Herren vom grünen Tisch werden nie die Handelswelt begreifen. Aber gut! Nun sagen Sie mir," er zog die Uhr heraus und fügte hinzu: „Ich habe eine ganze Viertelstunde Zeit für Sie. Rauchen Sie auch?"

„Nein."

„Um so besser. Nun sagen Sie mir, was bringen Sie gutes Neues?"

„Zuerst möchte ich ein gutes Altes wieder haben," entgegnete der Jüngling gefaßt, „ich möchte, daß Sie mich wieder, wie immer, Du nennen."

„Gut, es bleibt dabei; ich bin ja auch Dein Pathe. Also erzähle mir. Was hast Du nun vor?"

„Ich glaube, mein Vater habe es Ihnen bereits mitgetheilt. Hier erlaube ich mir vorerst mein Abiturientenzeugniß vorzulegen."

„Ah, ah, schön, schön; sieh da, — mich freut besonders, daß Du in der Mathematik das Prädikat „vorzüglich" hast. Nun sag', was hast Du nun vor?"

„Ich bin entschlossen, Medicin zu studiren."

„Medicin! Schöner Beruf, menschenfreundlicher Beruf!"

„Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich glaube, daß ich zur Naturwissenschaft und speciell zur Botanik Beruf habe. Der Director des botanischen Gartens hat mir angeboten, mich als Zögling aufzunehmen und ich könnte daneben Vorlesungen hören; aber ich glaube, dies ist nicht der rechte Weg, ich möchte vielmehr Medicin studiren, um, wenn ich mich in meinen wissenschaftlichen Berufe geirrt habe, eine feste praktische Basis zu haben."

„Du willst eine Basis? Gut; ich sehe, Du denkst praktisch und hast etwas vom Ordnungssinn Deines Vaters." Herr Weißhaar that wieder seine Uhr hervor und sagte: „Ich habe noch zehn Minuten Zeit für Dich. Also Medicin studiren willst Du! Ich finde das sehr achtungswerth, es gehört sehr viel Menschenliebe dazu, sich um die Magenbeschwerden alter Häuslersfrauen zu bekümmern. Es ist recht gut, daß es solche Menschen gibt. Aber, lieber Konrad, wie sind die Verhältnisse Deines Vaters? Er ist der beste Mensch von der Welt. Aber zu gutmüthig. Er hat an seinen Geschwistern zu viel gethan und sein Bruder in Amerika hat ihn zu viel gefoppt, er hätte daher die Hand von ihm abziehen sollen. Ihr seid allerdings nur noch zwei Kinder, Du und Deine Schwester. Nicht wahr, sie hat ihr Lehrerin-Examen gemacht? Ich habe etwas mit ihr vor. Aber es wird Deinem Vater schwer werden, Dich studiren zu lassen."

„Ich hatte gehofft, daß Sie —"

„Gewiß, gewiß, daran soll's nicht fehlen. Aber wenn Du ausstudirt hast, beginnt dann erst die rechte Noth."

„Ich würde als Arzt auf ein Schiff gehen, um fremde Länder für meine Specialwissenschaft kennen zu lernen, vielleicht —"

„Auch schön, gut, ich sehe, Du denkst weiter hinaus. Aber, lieber Konrad, ich bin kein Tyrann, der die Menschen beherrschen und unmodeln will. Wenn ich's bedenke, hätte ich vielleicht mehr von meinem Leben, wenn ich ein gut situirter Landarzt wäre. Ja, mein Großvater, der Müller, hatte von seinem beschränkten Leben mehr, als ich von meinem erweiterten. — Ich habe auch studiren wollen, ebenso wie Du; aber als ich in Sekunda war, nahm mich mein Bruder vom Homer weg in's Magazin und an den Hafen, — da waren ganz andere Schiffslisten. Er brauchte einen verlässigen Menschen. Ein Mensch, auf den man sich verlassen kann, ist sehr viel werth, ist eigentlich gar nicht zu schätzen. Ja, lieber Konrad, ich will Dir nicht abrathen, ich will Dir nur sagen: Es hat sein Gutes, wenn man etwas Anderes werden wollte und früh sich selbst bezwingen lernt. Du bist ein guter Rechner und schreibst eine schöne Handschrift; Du hast wol auch einen guten Stil. Hast Du auch schon Gedichte gemacht?"

Der Jüngling erröthete.

„Gut, sehr gut, das übt den Stil. Meine besten Leute sind immer die, die Gymnasialbildung haben. Man braucht kein Latein zum Comptoir; aber, wer Latein gelernt hat, hat Gewandtheit im Ausdruck. — Ich würde es als eine Sünde betrachten, dich von der Wissenschaft abtrünnig zu machen. Wissenschaft ist das Höchste, ist das Schönste. Was sind denn wir? Knechte des Geschäftes. Was haben wir? Eitel Mühe und Sorgen. Und das Resultat? Geld. Ja, wenn man es zu einer gewissen Stellung gebracht hat, handelt es sich gar nicht mehr um's Geldverdienen. Das Geschäft ist ein Dämon, dem man sich verschrieben hat. Ach ja, lieber Konrad, ich will dich gewiß nicht von der Wissenschaft abhalten. Der Gelehrte ist besser dran. Ja, jeder kleine Bauer, der mit dem baaren Gelde in seinem Lederbeutel auf dem leeren Wagen heimfährt, auf dem er das Getreide zu Markte gebracht, ist besser dran, als der Speculant."

Herr Weißhaar wurde in seiner Rede unterbrochen, ein Telegramm wurde ihm gebracht.

„Ah, von Boston," sagte er halblaut. Er las rasch, sagte dann: „Aeeeplirt. Telegraphiren Sie das einzige Wort." Er wendete sich wieder zu Konrad und sagte: „Da siehst Du, wir werden immer gestört und unterbrochen. Lieber Konrad, ich will Dir nicht abrathen, ich will Dir nicht zureden. Aber besinne Dich. Ich weiß wohl, es wird in der ersten Zeit sehr peinlich sein. Du wirst Dich nach Deinen Claſſikern sehnen, wirst sie Abends vornehmen. Ich lese manchmal auch noch in meinem Virgil; nicht wahr, man sagt jetzt Vergil? O fortunatos nimium! Du kannst bei mir einkehren, ich brauche Jemand für delicate Dinge. Mein Gott! Die Herren Beamten wollen auch leben, die Gehalte sind der heutigen Theuerung gar nicht mehr angemessen. Du sollst natürlich alsbald eine Beschäftigung haben, die Deiner Bildung angemessen, und wie gesagt, ich möchte Dich für mich ganz persönlich. Du erhältst sofort ein gutes Gehalt; bedenke, in Deinem achtzehnten Jahre. Die Menschen leben jetzt in allen Dingen die Freiheit und halten sie hoch; aber sie hat ihre dunkle Kehrseiten. Selbstbestimmung, freie Berufswahl in der Jugend. Wie kann ein Mensch im achtzehnten Jahre festlegen, was er werden soll; das wissen Andere viel besser als er, und doch — aber genug, das führt zu weit. Es ist ganz gut, daß Du mehr wissenschaftliche Bildung hast, als Du brauchst, und Dein Vater wird sich von Herzen freuen; er ist alt, es wird ihm gut thun, Dich sofort versorgt zu wissen, und wer weiß, ob wir ihn nicht bald pensioniren; er hat seine Augen zu sehr angestrengt und trägt die schärfste Nummer. Also, lieber Konrad, ich will Dir nicht zurathen, Du bist reif genug, um selbst zu überlegen; ich mußte Dir nur Alles auseinandersetzen. Du sollst mir jetzt keine Entscheidung geben. Komm morgen wieder, komm auf meine Villa um sechs Uhr Nachmittags. Entschuldige . . ., ich sehe Dich also morgen."

Er machte eine Verbeugung; auch Konrad verbeugte sich, er wollte gehen. Der Kaufherr sagte noch: „Du brauchst nicht durch das Comptoir zu gehen, gehe nur hier durch. Noch eins, kannst Du stenographiren?"

„Ich hab's zum Nachschreiben der Collegia gelernt."

„Gut, ganz gut. Also morgen um Sechs; Du bist doch präcis? Merke Die, Pünktlichkeit ist das Erste. Nun Adieu!"

Zweites Kapitel.

Ein Anruf von Oben.

Konrad ging durch das Vorzimmer, wo der Privatsekretär arbeitete. Er ging durch einen langen bedeckten Gang nach dem Vorderhause. Er wußte nicht, wie ihm geschah, wo er war. Im Vorderhause unterm Hofthor stand der Wagen angespannt, die Pferde scharrten, der Kutscher auf dem Bocke knallte, um sie zur Ruhe zu ermahnen. Konrad mußte anhalten.

Da kam die Treppe herab das jüngste Kind des Kaufherrn, ein schlankes, hochaufgeschossenes fünfzehnjähriges Mädchen, sommerlich gekleidet, mit aufgeldsten, langen braunen Haaren, die den Rücken hinabwallten. Neben dem Kinde ging eine große, sich steif haltende Engländerin; es war die Erzieherin des Kindes.

Digitized by Google

„Ah, guten Morgen, Konrad!“ rief das Kind, „ich gratulire Dir.“

„Wozu?“

„Du hast ja Dein Examen so gut bestanden. Gehst Du nun bald zur Universität? Bis wann bist Du Doktor?“

Die Engländerin machte gegen das Kind eine verweisende Miene, aber es schien sich nicht daraus zu lehren.

„Du kommst doch noch zu uns, ehe Du zur Universität gehst?“ fragte das Kind, indem mit einem Fuße auf dem Wagentritt.

„Ich weiß überhaupt noch nicht, ob ich gehe,“ verwochte Konrad endlich zu erwidern. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck diese Antwort auf das Kind machte. Er konnte nicht hören, ob es vielleicht noch etwas entgegnet habe.

Der Wagen rollte davon.

Konrad ging aus dem Hause durch die Straßen nach der Wohnung seines Vaters. Er wußte nicht, wo er war, wer er war.

In Hause fand er lange vor seinem Arbeitspulte und betrachtete seine Stubenfliege.

Sollte all' der Eifer, den er auf ihr Studium verwendet, vergebens sein?

Er nahm dies und jenes Buch in die Hand, aber er öffnete keines.

Er wurde von seiner Schwester zu Tische gerufen und ging hinab.

Bei Tische sagte der Vater: „Herr Weißhaar hat mir von Deinem Besuche erzählt; freilich wäre es uns lieb, wenn Du hier bliebst, denn Deine Schwester geht wächster Tage auf das Gut als Gesellschafterin und als Erzieherin der jungen Baronesse.“

„Ich an Deiner Stelle würde in's Comptoir eintreten,“ sagte die Schwester.

Heftig erwiderte Konrad: „Wie kann eine examinirte Lehrerin mit einen solchen logischen Unsinn reden! Du an meiner Stelle —, was heißt das? Das wärst Du und nicht ich.“

„Ich glaube, Du bist doch zum Gelehrten berufen,“ sagte der Vater.

„Ich weiß gar nichts mehr,“ antwortete Konrad. Und weiter wurde kein Wort mehr gesprochen.

Drittes Kapitel.

Der erste Cylinder.

Wer an diesem Morgen und am darauf folgenden Tage bis gegen Abend den jugendfrischen Konrad Kraft beobachtet und wer in seiner Seele hätte lesen können, der hätte wol die Frage erneuert: „Hat Herr Weißhaar nicht eigentlich Recht? Ist es nicht in der That eine wunderliche Annahme, daß ein Mensch von siebzehn, achtzehn Jahren seinen Lebensberuf bestimmen und über sein ganzes Dasein entscheiden soll? War's nicht besser, die reifere Einsicht der urtheilsberechtigten Eltern und Freunde hätte die Entscheidung oder sie könnten, wie Herr Weißhaar sagt, disponiren!“

Wenn es wahr ist, daß wir die Affen zu Vettern haben, — und es scheint fast, wir können uns gegen die Verterschaft nicht mehr wehren —, so ist nicht Daumen, Gehirnvolumen, Stirnknochen und Kiefer bildung das unterscheidende Merkmal; viel wichtiger ist vielleicht doch noch der Sprung, daß wir von den tausendertei Thätigkeiten, die auf dieser Erdkugel uns offen liegen, eine herauswählen. Das Thier hat die gleichen Fähigkeiten und gleichen Thätigkeiten, wie seine Ahnen. Mit dem Menschenkinde werden die menschlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten immer wieder neu geboren und zu Neuem, noch nicht Dagewesenem gebildet, nicht blos in den Genie's, sondern auch in den Menschen von alltäglichem Beruf.

Ist aber das, was man als Freiheit der Lebensbestimmung ansieht, nicht vielleicht eine Grausamkeit und steht das Kastenwesen nicht der Natur näher?

Das Gute und das Ausgreichende, das in der Qual der Wahl liegt, befestigt auch wesentlich dazin, daß im Tiefsten die einzelne Berufsart eigentlich von minderer Bedeutung ist; denn das, was der Mensch als Mensch ist, kann in jeder Berufsart zur Entfaltung kommen. Es kommt nicht darauf an, was ein Mensch ist, sondern wie er ist, wie er das ist, was er ist. Das Menschenschicksal selber ist ein Kunstwerk, bei dem es nicht darauf ankommt, aus welchem Stoffe es befestigt und welche Verwendung es findet. Die innere Harmonie, das Gleichgewicht des rein Menschlichen, das von keiner besonderen Thätigkeit abhängig ist, — das bestimmt seine Höhe und Naturvollendung; das Wie ist entscheidend, nicht das Was.

Von diesen Betrachtungen streiften viele das Denken des Jünglings, der ruhelos in seiner Dachkammer auf- und abwandelte. Aus der Ferne brauste das Getriebe der Menschen; nichts Einzelnes ließ sich unterscheiden, aber da arbeitete Alles, ein Jeder in seiner Weise. — Wo wirst Du einst sein, wo sollst Du sein?

Konrad wußte, daß am Abend die zur Universität ziehenden Kameraden sich in einer Gartenwirthschaft vor dem Thore versammelten. Er hatte auch zugesagt, daß er komme; aber er glaubte seines Versprechens sich jetzt lebig betrachten zu dürfen, denn er konnte den Kameraden noch nichts Entscheidenes mittheilen.

Als es beinahe Nacht geworden, wandelte Konrad hin und her durch die Straßen, endlich vor das Thor. Er sah in dem Garten die Lichter blinken, er hörte seine Kameraden johein und singen, er schlich vorbei, ruhelos. —

Er ging nach dem botanischen Garten und sah dort die jungen Zöglinge arbeiten. Die Gartenknechte kannten ihn alle, sie hatten ihn lieb. Er ging nach dem Treibhause. Auf dem obern Gerüster saß er lange unter hochragenden Palmen und träumte in's Endlose hinein. Wie oft hatte er hier gesessen! Bei neuen Anordnungen oder wenn ein kranker Baum in Behandlung genommen wurde, war er gekommen, und wie oft hatte er getraumt, selber einst da zu wandeln und vielleicht selbst solch' einem Garten vorzustehen. Jetzt war alles das wieder verschwunden. Geisterhaft tropfte der Wasserdampf, der das ganze Gebäude durchzog, von den Blättern, und das tönte so wunderssam. Der Gartenin spector kam, erzählte von neuen Erziehungen, die sich in seiner Pflanzenwelt zutrugen. Konrad hörte ihn kaum; er sagte, daß er nun lange nicht mehr kommen werde, überhaupt dieser Liebhaberei entsagen müsse. Der Inspector fragte nicht näher, theilnahmlos ging er weiter; er hatte wol nicht gehöret, was Konrad ihm mitgetheilt oder hatte es es nicht verstanden.

Konrad sah eine wohlgediehene Pflanzung von Mannisweizen, die in die Halme schoß. Er freute sich dessen, und der Inspector sagte, daß diese Getreideart nun auch ein sehr bedeutender Handelsartikel geworden; diese Pflanzung sei aber unmittelbar aus solchen Körnern entstanden, die der Professor der Botanik aus Aegypten habe kommen lassen; man habe wohlbedacht Schamm unter die Erde gemischt, weil solcher im Heimatlande der Pflanze wohl auch im Grunde wat. Konrad ging davon. Und er vergaß fast seinen Sinn über sich selbst, indem er über die wunderssame Erscheinung nachdachte, daß die Keimkraft noch nach Jahrtausenden zum Leben sich erwecken lasse.

Wieder aber wurde es ihm schwer zu Muthe, da ihm die Entscheidung seines Schicksals einfiel.

Er kam am Turnplatz vorüber, er ging hinein; er war einer der besten Turner, er freute sich oft, wenn seine Geschicklichkeit erkannt wurde. Jetzt machte er die kühnsten Bewegungen, einsam in der Nacht, und Niemand sah ihn als der Mond, der manchmal aus dahinjagenden Wolken hervorblickte. Aber die körperliche Abmidung that ihm wohl und beseelte ihn bald in den gesunden Schlaf der Jugend.

Am andern Morgen, als er erwachte, wußte er es nicht zu erklären, aber es war ihm, als hätte im Traume seine Bestimmung sich gefunbet, er war entschlossen, Kaufmann zu werden. Sein Trieb, fremde Länder zu sehen, sollte auf diese Weise befriedigt werden. Er that die Bücher in eine Schublade des Schrankes, als müßte er diese mahnenden Zeugen zuerst zur Ruhe beingen und verbergen. Er wollte wählen, ob er nicht einige zu ständigem Gebrauche zur Hand behalten sollte; aber die Wahl wurde ihm schwer, er verbarg alle.

Beim Frühstück traf er den Vater und die Schwester, diese bereits zum Ausgehen angekleidet; sie erzählte, daß sie schon heute mit der Baronin auf das Landgut ziehen werde.

„Ich meine,“ sagte Konrad, und seine Stimme hatte seit gestern einen ganz andern Ton; „ich meine, du hättest dir's noch überlegen sollen.“

„Was meinst du?“

„Du hattest ja eine gute Aussicht für eine Stelle in Schottland, die dir der Geschäftsfreund des Hauses Weißhaar verschaffen wollte. Wärest du ein oder zwei Jahre in England gewesen, so hättest du viel mehr Ansehen bei der Baronin.“

„Schau, schau, wie klug,“ erwiderte die Schwester.

Der Vater sah Konrad groß an, während das Mädchen berichtete, daß sie dem Anbrängen der Baronin nicht habe widerstehen können; auch seien sie ja alle der Familie Weißhaar verpflichtet, und es sei nicht mehr als passend, daß man sich ihr zur Verfügung stelle.

Der Vater nickte bei diesen Worten, und die Tochter fuhr fort: allerdings habe die zutrauliche Freundlichkeit der Baronin etwas Erschreckendes für sie gehabt, sie wisse nicht, worin das bestehe, aber sie könne sich dieser Empfindung und dieses Eindrucks nicht erwehren,

Digitized by Google

und es sei ein sonderbares Gemisch gewesen, da die Baronin zu ihr sagte: Eigentlich sollteſt du wie früher, da wir noch Geſpielen waren, du zu mir ſagen, wie dordem; aber in der Welt — nicht wahr, du verſtehſt das? — iſt es beſſer für uns beide, wir nennen uns gegenſeitig Sie. In dem Kreiſe, in dem ich nun einmal lebe, iſt das angemeſſener und führt nicht zu Unzuträglichkeiten; glaub' mir das, du wirſt es ſpäter ſelber einſehen.

Die Schweſter fügte nochmals hinzu, daß ſie eigentlich nur mit einem innern Widerſtreben zugelagt habe. Sie hatte ein Gefühl, daß da, wo ein gewiſſes Unnennbares widerſpricht, man eigentlich nicht beſahen ſollte; aber es bleibe doch albern, da wo kein faßbarer Vernunftgrund ſich feſthalten laſſe, einer unbeſtimmten Empfindung nachzugeben.

Und nun fragte ſie zuletzt: „Wie haß du dich entſchieden?“

Eine Pauſe trat ein, in der Vater und Schweſter auf Konrad ſchauten. Dieſer zählte, daß jetzt ein Wort über ſeine Lippen komme, das nie mehr zurückgenommen werden könne.

Es war nur eine kurze Beklemmung, die ihm die Bruſt preßte, dann ſagte er: „Ich . . . ich werde Kaufmann. Ich habe mich geprüft und finde, daß in meinem Verlangen nach dem Studium auch viel Eitelkeit iſt, Herr Doktor zu heißen, vielleicht gar einmal Profeſſor; das lockte mich, und dann . . . es iſt vielleicht muthiger und träftiger, ſeine Neigung zu bezwingen, als ihr nachzugeben, und Herr Weißhaar iſt ein großartiger Mann; er hat etwas Weltbeherrſchendes. Es giebt auch in der Kaufmannswelt Charaktere, wie Cäſar, Alexander, denen man gerne dient.“

„Dient,“ nahm der Vater auf; „es iſt recht, daß du das Wort ſagſt, und es iſt, wenn man's recht nimmt, kein harter Dienſt, aber es iſt doch Dienſt. Behalte das Wort und merke dir, daß du es heute geſagt, zu dir, zu deiner Schweſter und zu deinem Vater; merke dir's, wenn ich auch nicht mehr auf der Welt bin. Ich diene dem Hauſe jetzt 33 Jahre, mein Vater hat ihm 37 Jahre gedient; ich hoffe, es auch ſo weit zu bringen, wenn nicht noch weiter. Ich bin nichts Beſonderes geworden, aber ich bin zufrieden und deine Mutter war's auch; ſie war Erzieherin bei der verſtorbenen Schweſter unſers Chefs. — Nun aber muß ich dir, Konrad, was Beſonderes ſagen.

Er ſtand auf und legte die Hand auf die Schulter ſeines Sohnes.

„Es iſt ſchön und gut, was du da von Herrn Weißhaar geſagt haſt. Es iſt recht, daß du ſo denkſt und es iſt auch die Wahrheit. Er iſt ein großartiger Mann und findet ſich in alle neue Verhältniſſe und beherrſcht ſie ſofort. Ja, lieber Sohn, Herr Weißhaar iſt ein großartiger Mann; aber Eins merke dir: jeder Kaufmann hat zwei Seelen, eine Comptoirſeele und eine Hausſeele. Wenn Herr Weißhaar dich in ſeinem Hauſe zutraulich und deiner beſſern Bildung gemäß behandelt und auch einmal ſagt, daß er dein Pathe iſt, — ſchön, nimm das ruhig hin, es iſt auch ganz wahr bei ihm. Aber ſobald er in's Comptoir eintritt, kannſt Etwas über ihn, das ich den feuerfeſten Schrank nenne; der beſteht aus doppelten Eiſenplatten und zwiſchen dieſen Eiſenplatten liegt, wie ich mir habe erklären laſſen, Holzaſche, die kein Wärmeleiter iſt. Doppelte eiſerne Platten — das iſt's, das iſt die Comptoirſeele, und glaub' mir, es muß ſo ſein. Du kannſt als Menſch tauſend Gulden verſchenken, als Kaufmann mußt du den halben Kreuzer berechnen. Debet und Credit müſſen ſtimmen. Wenn du von großem Gewinne hörſt, laß dir's nicht einfallen, daß da auch die Mitarbeiter daran Theil haben könnten; wäre das, ſo gäbe es ja keinen großen Gewinn mehr. — Du wirſt Alles ſchon lernen, und wenn du's richtig lernſt, wirſt du glücklich ſein. Du mußt es weiter bringen als ich.“

Ein Wagen fuhr vor, ein Diener der Baronin in brauner Livree mit Wappenknöpfen trat ein und bat Fräulein Hermine, zur Baronin zu kommen, die unten warte. Hermine war ſchnell bereit. Der Vater ging auf das Comptoir, Konrad war allein. Er blieb es nicht lange, denn zwei Kameraden kamen und ſchalten, daß er geſtern den Commers verſäumt. Sie erklärten lärmend, in welche Verbindungen ſie einſprungen werden und was für Hunde ſie ſich anſchaffen wollen. Sie hatten auch einen Gymnaſiaſten mitgebracht, dem Konrad ſeine überflüſſigen Schulbücher verkaufen ſollte. Konrad war anfangs geſonnen, ſeine herzugeben; er wollte ſie zu ſtetem Andenken aufbewahren. Aber jetzt ſagte er, wie ſich ſelbſt beſiegend: „Ich werde Kaufmann, ich gebe alle meine Bücher her.“ Und unſäglich mit Wehmuth, aber äußerlich im freien Entſchluſſe und ſtrenger Berechnung, verkaufte er den größten Theil ſeiner Bücher. Er ſah ſie fortſchleppen und ſchalt die Anhänglichkeit an äußerliche Dinge Sentimentalität; — die dard der Kaufmann nicht haben, Alles iſt Werthsgegenſtand, hat kein pretium affectionis (Anhänglichkeitspreis). Er fühlte ſich ſehr ſtolz, ſeine erſte Bewährung als Kaufmann dargethan, ja er übertrieb ſie noch in gewaltſamer Weiſe vor den Kameraden; dieſe blieben noch eine kleine Weile und erzählten vom geſtrigen Schmaus und zukünftigen Studentenfahrten. Sie wollten doch nicht fortort mit dem „Schuung“ brechen; aber auf der Treppe ſagten Beide wie aus Einem Munde: „transeat cum ceteris!“ Der Verkehr mit Konrad war vorbei.

Konrad ging nach dem Comptoir. Er wäre am liebſten ſetzt gleich eingetreten; aber „Pünktlichkeit, Präciſion!“ hat Herr Weißhaar geſagt. Vor dem Hauſe kehrte er wieder um.

Der Vater hatte ihm Geld gegeben, um ſich einen Cylinderhut zu kaufen. An vielen Hutmacherläden ging er vorbei und betrachtete ſich die ausgeſtellten Kopfbedeckungen; endlich entſchloß er ſich raſch, kaufte einen Hut, und als er ſich im Spiegel betrachtete, ſagte er lächelnd: „So, jetzt iſt der Philiſter fertig!“ (Forts. f.)

Die Schlachten um Metz.

1. Das Treffen von Pange. 14. Auguſt 1870.

Von **Dr. Ferdinand Pflug.**

Nach der Doppelniederlage bei Wörth und Speicheren konnte eine Concentration der franzöſiſchen Armee erſt hinter der Moſel erzielt werden. Dorthin hatten deßhalb die feindlichen Corps, welche ſich noch diesſeits dieſer Flußlinie befanden, ſofort ihren Rückmarſch angetreten.

Andererſeits mußte es nach der Schlacht bei Speicheren für die I. und II. deutſche Armee, um ihre Verfolgung zu erleichtern und wenigſtens einige Fühlung mit der III. Armee zu unterhalten, unerläßlich erſcheinen, ihre noch maſſirten Marſchſäulen in breiterer Front zu entwickeln. Zugleich hatten ſie gegenüber der noch völlig intakten feindlichen Hauptmacht ihren Vormarſch derart einzurichten, daß ſie, wenn der Feind zum Angriff übergehen ſollte, ſich gegenſeitig unterſtützen könnten.

So folgte die Armee des Generals Steinmetz oder die I. deutſche Armee dem Feinde unmittelbar in der Richtung auf Metz, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl oder die II. deutſche Armee noch dem Moſel-Uebergangspunkt Pont à Mouſſon, etwa 4 Meilen unterhalb Metz, vorrückte. Der Vormarſch der Armee des Kronprinzen war auf Nancy gerichtet, in der Verfolgung des dahin zurückgewichenen Marſchalls Mac Mahon. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl war ſomit in Bezug auf die feindliche Hauptarmee eine Umgehung übertragen, welche dieſer um ſo bedrohlicher erſcheinen mußte, als auch die Armee des Kronprinzen ziemlich die gleiche Richtung innehielt, und die durch die Niederlage bei Wörth tief erſchütterten Heertheile des vorgenannten Marſchalls nicht entfernt ausreichend und geeignet erſchienen, den Vormarſch der ihnen mehr als dreifach überlegenen feindlichen Kräfte aufzuhalten.

Dieſe Bewegung der Deutſchen beſtimmte denn auch die auf Metz zurückgewichenen franzöſiſchen Streitkräfte, alle auf dem Wege zu der genannten Feſtung vorbereiteten feſten Stellungen, und namentlich die ungemein ſtarke Poſition an der franzöſiſchen Nied, ohne Kampf aufzugeben. Doch auch mit dem Anfangen in dem verſchanzten Lager von Metz währte die auf dieſen Theil der franzöſiſchen Macht ausgeübte Preſſion noch fort, und um durch einen Moſelübergang der II. und III. deutſchen Armee nicht im Rücken gefaßt und von ihrer nächſten Rückzugsſtraße nach Paris abgedrängt zu werden, blieb der franzöſiſchen Heerführung nichts übrig, als auch die Moſellinie aufzugeben und eine Vereinigung ihrer Streitkräfte erſt für die Marne oder das Lager von Chalons in Ausſicht zu nehmen, wohin Marſchall Mac Mahon den Rückmarſch mit ſeinem geſchlagenen Corps unmittelbar fortgeſetzt hatte.

Mac Mahon beſetzigte außer ſeinem eigenen Corps noch die zwei ſchon bei Wörth engagirt geweſenen Diviſionen des de Failly'ſchen Corps. Dieſe aus 6 Infanterie- und 2 Kavallerie-Diviſionen beſtehenden Streitkräfte mochten etwa noch auf 50,000 bis 55,000 Mann geſchätzt werden. Das in 3 Infanterie-Diviſionen und 1 Ka-

Digitized by Google

valleriedivision etwa 36,000 bis 40,000 Mann starke VII. französische Corps des Generals Felix Douay hatte sich außerdem der allgemeinen Rückbewegung gegen die Mosel nicht mit angeschlossen, sondern war nach Besançon ausgewichen, wo daselbe den Kern für eine neu zu errichtende französische Südarmee bilden sollte. Die Gardeu, das II., III., IV. und VII. französische Corps, eine Infanteriedivision des de Failly'schen Corps, die Kavallerie- und Geschütz-Reserve oder 17 französische Infanterie- und 10 Kavalleriedivisionen waren hingegen in und vor Metz bereits zusammengestoßen und bildeten dort eine Macht, deren Gesammtstärke mindestens noch auf 210,000 bis 220,000 Mann veranschlagt werden konnte.

Den Oberbefehl über diese französische Hauptarmee hatte der Kaiser in Metz dem Marschall Bazaine übertragen und selbst den Befehl über das von diesem bisher befehligte III. Corps des Generals Decaen übernommen.

Deutscherseits bestehe die aus dem I., VII. und VIII. preußischen Armeecorps bestehende Armee des Generals Steinmetz eine Stärke von etwa 90,000 Mann. Die I. Armee des Prinzen Friedrich Karl umfaßte dagegen das preußische Garde-, das II., III., IV., IX., X. und XII. (sächsische) Armeecorps und durfte auf etwa 210,000 Mann veranschlagt werden. Von der III. Armee des Kronprinzen war bereits das combinirte Corps Werder zur Cernirung von Straßburg wie zur Sicherung des Elsaß detachirt worden, somit waren zwei preußische und zwei bayrische Corps verblieben, etwa 110,000 Mann. Diese kamen für die Operationen gegen die feindliche Hauptarmee nur bedingungsweise in Betracht, so daß die I. und II. Armee sich zunächst nur auf die eigenen Kräfte angewiesen sahen.

Die Hauptaufgabe der I. deutschen Armee war es, die Bewegungen Bazaine's und namentlich seinen Abzug aus Metz, so sehr nur immer möglich, zu hindern, um dadurch der II. Armee Zeit zu verschaffen, ihren Flankenmarsch über die Mosel fortzusetzen und jenseits Metz die Franzosen durch einen gewaltigen Flankenangriff entweder von ihrer Rückzugslinie abzudrängen oder wieder in die Festung zurückzuwerfen. Inzwieweit die II. Armee hiebei durch die I. Armee unterstützt zu werden vermochte, blieb freilich den Umständen vorbehalten; doch erschien jene auch ohne eine solche Unterstützung immer noch stark genug, um sowohl für den Fall, daß der Feind ihr auf dem linken Moselufer nach zuvorkäme, als auch in dem, daß der deutsche Plan seine volle Ausführung finden sollte, ein günstiges Resultat von den angeketteten Operationen erwarten zu dürfen.

Mit dem 12. August war die I. deutsche Armee im Umkreise von Metz angelangt. Die Umfassung dieser Festung bildete zunächst das VII. und dahinter mit mehr nördlicher Richtung das I. Armeecorps. Die von der Brigade Goltz des erstgenannten Corps gegebenen Vortruppen besanden sich hier dem Feinde unmittelbar gegenüber, von welchem die äußersten vorgeschobenen Punkte, die Ortschaften Courcelles sur Nied, Pange, Retonfay und St. Barbe noch besetzt gehalten wurden.

Am Nachmittag des 14. August meinten die preußischen Vorposten eine Bewegung in den feindlichen Lagern zu bemerken, welche auf die Einleitung eines Abzugs gedeutet werden konnte, und entsprechend der vorerwähnten allgemeinen Disposition, wurde von dem Commandeur desselben, General von der Goltz, gegen 4 Uhr der Angriff auf die nächsten feindlichen Posten eröffnet.

Mit Unterstützung der nachgerückten Brigade Osten-Sacken gelang es der vorgenannten Brigade, dem Feinde mehrere der noch behaupteten Ortschaften und namentlich Pange zu entreißen. Bald verstärkte sich derselbe jedoch sehr bedeutend, und beiderseits wurden immer wieder neue Kräfte, hier zur Fortsetzung des Angriffs, dort zur Abwehr derselben herangezogen. Dieselben griffen so im Verlauf der Zeit von 5—7 Uhr noch die 13. Division des VII. und die Division Kamecke des I. Corps in das Gefecht ein, während französischerseits außer dem zuerst angegriffenen III. Corps des Generals Decaen noch Abtheilungen des II. Frossard'schen Corps an dem Kampfe Theil nahmen, in welchem die Franzosen allmälig bis in den unmittelbaren Bereich der Festungswerke zurückgetrieben wurden.

Die Uebergetriebenen Mittheilungen über dieses Gefecht sind zu unvollständig, um in die Details desselben eingehen zu können. Es bleibt deßhalb auch nur der Verlauf desselben in seinen großen und allgemeinen Grundzügen hier anzuführen.

Gegen 7 Uhr versuchte der Feind, um seinen hart bedrängten Abtheilungen Luft zu schaffen, selbe mit bedeutenden Kräften zum Angriff übergehen. Das aus Metz vorgerückte IV. französische Corps des Generals l'Admirault entwickelte sich in der rechten Flanke der vorgedrungenen preußischen Divisionen, welche, so umfaßt und aus den nächsten feindlichen Forts heftig beschossen, vorübergehend in eine ziemlich schwierige Lage versetzt wurden. Bald sah sich indeß das Corps l'Admirault von den Reserven des I. preußischen Armeecorps selber überflügelt, und durch den stürmischen Angriff derselben aus einer Reihe von Abschnitten wieder bis in den unmittelbaren Bereich der Festungswerke zurückgeworfen.

Die Dunkelheit beendigte den namentlich in seinen mittleren und letzten Vorgängen sehr hartnäckigen und blutigen Kampf, in welchem das Außergewöhnliche der vor Metz obwaltenden Verhältnisse sich dadurch dokumentirt hatte, daß für ein bloßes Festungs- und Arrieregarde-Gefecht deutscherseits, einschließlich der bereit gehaltenen Reserven, wahrscheinlich sogar über 100,000 Mann entsaltet worden waren. Auch durfte dem entsprechend die beiderseitige Einbuße auf mindestens 4000 bis 6000 Mann geschätzt werden. Der thatsächliche Gewinn des heißen Streites hingegen beruhte auf deutscher Seite, außer der Zurückwerfung des Feindes, zunächst nur in den diesem bereiteten Aufenthalt. Freilich war noch abzuwarten, ob die so gewonnene Frist der II. deutschen Armee zur Erzielung weiterer Vortheile genügen würde.

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von Seite 274.)

Das Heransprengen vieler Pferde und verwirrte Rufe von dem Platze vor dem Rathhause hatten Savelli unterbrochen. Erstaunt blickte er zur Thür, der Rottmeister war, um sich von dem außen stattgehabten Vorfall zu unterrichten, an das Fenster getreten.

„Es ist Sr. Gnaden der Feldmarschall von Werth in Person!“ rief derselbe, zu dem kaiserlichen Feldherrn zurückgewendet. „Ja, in der That, da stürzen auf den Ruf der Wache die Bedienten mit Fackeln und Windlichtern auf die Straße, ich erkenne ihn genau. Er springt vom Pferde — er tritt in das Haus. Auch der Graf von Fürstenberg befindet sich in seiner Begleitung.“

Eine stolze Genugthuung über den unerwarteten und von ihm im Sinne einer Unterwerfung gedeuteten Besuch, daneben jedoch auch eine lebhafte Unruhe und Erwartung, lagen in dem Antlitz Savelli's ausgesprochen. „Was mag der bringen?“ murmelte er. „Hoho! es ist von ihm auf eine unverhoffte Ueberrumpelung abgesehen; allein mich fängt man nicht so leicht. Sie sollen mich gewappnet finden.“

„Herr Feldmarschall,“ rief Werth noch unter der Thür, „mein spätes Erscheinen zeugt für die Wichtigkeit meiner Nachrichten. Da steht ja der Rottmeister noch und Sie haben also durch ihn meine Mittheilungen, wie meine Aufforderung zu einer Zusammenkunft empfangen. Indeß es bleibt keinesfalls mehr Zeit, die letztere auf morgen zu verschieben, und darum haben wir, der Herr Graf von Fürstenberg und ich, uns mit Hintansetzung alles Uebrigen gleich heute zu Ihnen aufgemacht.“

„Der Herr Feldmarschall haben sich dadurch ohne Zweifel Zeit und Mühe erspart,“ ergriff Savelli die Gelegenheit beim Schopfe, den von ihm beanspruchten Oberbefehl sakisch zu begründen, „anders als hier in meinem Hauptquartier würde ich allerdings eine Besprechung auch nicht angenommen haben. Im Uebrigen sind mir die Meldungen des Herrn Feldmarschall zugegangen und danke ich demselben für die Eile der Uebermittlung. Ebenso erkenne ich in dem persönlichen Erscheinen den ersten Schritt zu einem künftigen besseren Verhältniß, und werde die hierbei bewiesene Bereitwilligkeit in meinem Bericht an Kaiserliche Majestät zu loben wissen.“

„Herr!“ brauste Werth gegen diese von Savelli mit einem wahrhaft empörenden Stolze abgegebene Erklärung auf. Doch mit seiner ganzen Selbstüberherrschung die in ihm aufgeflammte Entrüstung niederkämpfend, unterdrückte er die ihm schon auf die Lippen geteetene Erwiderung. „Wenn Eure Excellenz,“ äußerte er mit eisiger Ruhe, „doch endlich einsehen wollten, daß der schwarze Werth sicher der Letzte ist, sich dieses oder jenes wieder erfodernden Prätensionen zu fügen. Indeß es bleibt uns für den Moment Wichtigeres zu thun,

Digitized by Google

als über unsere beiderseitigen Befugnisse mit einander zu rechten. So erfahren Sie denn, Herr Feldmarschall, meine Truppen sind von diesen elenden Bauern von allen angegriffenen Punkten zurückgewiesen worden! So lange ich denken kann, habe ich noch kaum ein schärferes Treffen bestanden. Selbst die Weiber, Greise und Kinder dieses hallenmäßigen Gesindels fechten wider uns. Dreimal ist der Paß von Karsau von den Meinen gestürmt worden, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich in demselben zu behaupten, oder gar noch einen Schritt weiter vorzudringen. Seit Einbruch der Dunkelheit endlich flammt der ganze Himmel von den auf allen Bergen angezündeten Feuern, welche das Gebirgsvolk zu den Waffen rufen, und soviel Hunderte dieser Brut wir heute nur zu bekämpfen gehabt haben, soviel Tausende werden uns morgen entgegentreten."

Es war eher das Gefühl der Schadenfreude, als irgend eine andere Empfindung, welche sich auf diese ihm gewordene Mittheilung in dem Gesicht Savelli's ausdrückte.

„Aber Feldmarschall," warf er die gleichgiltige Frage ein, „was habe ich mit Ihrer Niederlage zu schaffen?"

„Aber sehen Eure Excellenz denn nicht ein," erwiderte Werth nur noch mühsam an sich haltend, „daß uns der Rückweg durch das Gebirge nach diesen unglücklichen Gefechten abgeschnitten ist? Bei Basel aber hält uns der Erbach mit seinen Schweizern das Rheinthal versperrt. Wenn der Bernhard von Weimar, wie die Mönche aus Kloster Mehr an uns berichtet haben, wirklich aus Lauffenberg gegen uns anrückt, befinden wir uns wie in einer Falle gefangen. Es bleibt keinesfalls mehr ein Augenblick zu versäumen, und auf das Schlimmste vorzubereiten. Ihr gesammte Armee muß noch über Nacht auf das linke Rheinufer hinübergezogen und in und um Rheinfelden vereinigt werden. Vielleicht daß es uns gelingt, ihr Bauern durch Unterhandlungen hinzuhalten und so den ersten Aufschwung dieser wüsten Bandrn ungenützt verrauchen zu lassen. Bei dem schlimmen Winterwetter können sie sich ohnehin unmöglich lange im Freien halten. Der von Ihnen, Herr Feldmarschall, gefangen gehaltene Schreiber wäre, worauf mich der Herr Graf von Fürstenberg aufmerksam gemacht hat, der rechte Mann dazu, diese einzuleiten. Durch seine langen Beziehungen zu dem Landvolk und seine genaue Kenntniß der Personen wie der Verhältnisse hält er allein alle Fäden zu einem solchen Beginnen in Händen. Derselbe muß deßhalb unverzüglich auf freien Fuß gesetzt werden . . . ."

„Das also ist's?" höhnte Savelli. „Ach! ich wußte es wohl, daß es darauf hinauslaufen würde."

„Ihr Herren hätten sich den Ritt durch Nacht und Sturm sparen können," richtete er im erhöhten Tone das Wort an den im höchsten Erstaunen auf ihn blickenden bayrischen Feldmarschall. „Und wenn diese Bauernlümmel, und der Bernhard und Erbach meinetwegen noch dazu, schon die Leitern zum Sturm an die Wälle von Rheinfelden gelegt hätten, so würde das meinen Sinn nicht ändern. Der Savelli, das mögen die Herren wissen, ist ein viel zu alter Fuchs, um so leicht gefangen zu werden. Damit dieselben jedoch nicht ganz vergeblich gekommen sind, soll der Schreiber noch gleich vor Ihren Augen justifizirt werden. Holla! Rottmeister hierher," (er hatte an dem mitten im Gemach stehenden Tisch eine Zeile auf das Papier geworfen) „da, nehme Er den Zettel und überbringe Er ihn dem Profoß. Der Schreiber soll binnen fünf Minuten gleich hier auf dem Marktplatz gehängt werden."

„Feldmarschall, das kann doch Ihr Ernst nicht sein?" stammte Werth. „Halt! Er da, nicht von der Stelle!"

Auch der bisher von Savelli noch mit keinem Blick beachtete Graf von Fürstenberg beeilte sich gegen die von diesem getroffene Entscheidung Einsprach zu erheben. „Ich protestire," rief er aus, „gegen eine so schreiende Gewaltthätigkeit. Mit welchem Recht erlauben sich der Herr Feldmarschall, über das Leben meines ersten Beamten abzumurkseln? mit welchem Rechte überhaupt nur denselben gefangen zu halten? Noch weiß ich nicht einmal . . . ."

„Kraft meines Patents als kaiserlicher Feldmarschall verurtheile ich den Mann," war ihm Savelli mit ebenso schneidendem Hohn als stolzer Geringschätzung in's Wort gefallen, „kraft dieses mir meines Patents, das mir nicht nur erlaubt, einen elenden Schreiber hängen zu lassen, sondern, wenn es mir etwa erforderlich erscheinen sollte, zehn Grafen den Kopf vor die Füße zu legen. Hopp! mein Herr Graf, warum Sie durchaus diesen Ihren Diener wieder auf seinen Füßen sehen und an die rebellischen Bauern verschicken wollen, begreife ich recht gut. Der alte Savelli ist nicht so dumm, daß er ihre schlauen Praktiken und lichtscheuen Künste nicht durchschauen sollte. Weil es Ihnen mit Ihrem Zustehen zu der Sache Ihres Kaisers und Herrn nicht nach Wunsch gelungen ist, gelüstet's Sie jetzt mit dem Gesindel dort auf den Bergen wieder Ihren Frieden zu schließen und unter dem Vorschub dieser störrischen Hallunken, wie seit langen Jahren schon, das alte Spiel von Neuem zu spielen. Doch nicht also. Wie ein Wetterstrahl will ich auf Herren und Knecht niederfahren. Den Trotz des Einen wie des Andern will ich brechen . . . ."

Der Graf schnappte mühsam nach Luft. Nach seinem Erbleichen und der Bestürzung in seinen Zügen durfte der kaiserlicher Feldmarschall übrigens mit der demüthen so jählings zugeschleuderten Beschuldigung den geheimen Hintergedanken des in seinen Erwartungen so schmählich getäuschten Reichsgrafen wohl ziemlich genau getroffen haben.

„Herr Feldmarschall Graf von Savelli," hatte Werth den kaiserlichen Feldherrn mit hohem Ernst unterbrochen, „diese Stadt mit Lauffenberg und all' den übrigen Waldstädten, wie das Gebirge dort, sind kaiserliches Gebiet. Durch unsern glücklichen Zug hierher und den vorgestern über den Bernhard von Weimar davongetragenen Sieg haben wir diese seit so lange aufgegebenen Vorlande dem hohen Hause Oesterreich zurückgewonnen. Sie haben durch meine Ihnen zugegangene Botschaft vernommen, um was es sich handelt. Das Bergvolk ist entschlossen, sich der Schweiz in die Arme zu werfen. Nun denn, Herr Feldmarschall, wollen Sie für den Abfall dieser gesammten Bevölkerung, für die abermalige Preisgabe, wo nicht gar den dauernden Verlust dieses Kleinods der österreichischen Krone, wollen Sie zugleich für die uns bei einem nicht rechtzeitigen Ergreifen der geeigneten Maßregeln beinahe unvermeidlich drohende Niederlage, oder im unglücklichen Fall vielleicht sogar, dir gänzlicher Gefangennahme unserer beiden vereinigten Armeen, sowohl gegen Ihren Herrn und Kaiser, wie gegen meinen Kurfürsten die Verantwortung übernehmen? Denn ich sage mich feierlich los von all' den Folgen, welche Ihr Starrsinn und Ihre hartnäckige Verblendung nach sich ziehen können. Der hier anwesende Herr Graf wird es mir bezeugen, daß meinerseits Alles geschehen ist, diese Folgen abzuwenden. Noch einmal frage ich Sie: wollen Sie die Verantwortlichkeit für das gewiß und wahrhaftig aus Ihrem Verhalten erwachsende Unglück übernehmen?"

Einen Moment schien es, als ob der kaiserliche Feldmarschall zur Besinnung kommen wollte, doch bevor er noch dem Eindruck der ihm vorgehaltenen ungeheuren Verantwortlichkeit nachzugehen und demselben Worte zu verleihen vermochte, hatte der mittlerweile von seiner ersten Bestürzung zurückgekommene Graf dazwischengerufen:

„Herr Feldmarschall, als Edelmann dem Edelmann werden Sie mir Rede stehen, oder den Schimpf, den Sie mir angethan, schleudere ich auf Sie zurück. Der Kaiser selbst besitzt nicht das Recht, mit mir, dem freien Grafen des heiligen römisch-deutschen Reichs, zu sprechen, wie Sie sich angemaßt haben. Ich verlange Genugthuung, oder ich nenne Sie trotz Ihrer Würde als kaiserlicher Feldmarschall einen feigen Poltron, einen hergelaufenen italienischen Abenteurer!"

„Wache hierher!" schrie der so furchtbar Beleidigte ganz außer sich. „Ho! es ist Zeit, der Rebellion das Haupt zu zertreten. Was steht Er noch da?" herrschte er den auf den vorigen Zuruf Werth's unschlüssig zur Seite getretenen Rottmeister an. „Warum ist mein Befehl noch nicht ausgeführt worden? Maledetto! ich werde Ihn gehorchen lehren."

„Er bleibt!" bannte Werth den Zögernden an die Stelle.

„Feldmarschall, hören Sie . . . ."

„Ich will nichts mehr hören," sträubte sich Savelli. „Es ist Alles Lug und Trug! Was ich bestimme, werde ich vor meinem Kriegsherrn, dem Kaiser, zu verantworten wissen. — Rottmeister, wird Er gehen! Der Profoß soll kommen, diesen Mann in Verhaft zu nehmen. Ein Standgericht soll ihm das Urtheil sprechen."

Ein Offizier in voller Reiterrüstung und mit der breiten kaiserlichen Feldbinde über den Brustharnisch war in das Zimmer getreten. Der Reif starrte von Haar und Bart des schon ältlichen Herrn, und das Blut seines abgetrippen Gauls klebte an den gewaltigen Rädern seiner großen Reitersporen. Die höchste Besorgniß sprach aus seinen Zügen.

„General von Enkwoit!" hatte Werth dem Eintretenden entgegengerufen. „Gottlob! Sie kommen zur rechten Stunde."

— Mit dem Erkennen des Fremden und dem Bewußtkommungsein des bayrischen Feldmarschalls war es wie ein ungeführes Besinnen über den kaiserlichen Feldherrn gekommen. „General-Wachtmeister, Sie hier!" richtete er mit dem deutlichen Anklang eines erschrecken Erstaunens die Frage an den General. „Was bringen Sie mir? was ist geschehen?"

„Herr Feldmarschall," erwiederte der Angeredete, „die Befehle,

Digitized by Google

welche ich von Ihnen im Laufe des heutigen Nachmittags empfangen habe, sind keinesfalls mehr zutreffend. Ich habe deren Ausführung deshalb auch beanstandet und bin bei der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Lage und der mir gewordenen Aufklärungen lieber gleich in Person hierhergeeilt, um mit Ihnen neue Verhaltungsmaßregeln zu verabreden."

„Der Bernhard ist von Lauffenberg in vollem Anzuge begriffen?" hatte Werth in höchster Spannung eingeworfen. „Nicht so, General!"

„Wenigstens befindet sich Säckingen auf dem halben Wege dahin von den Schweden besetzt, und ein mit Einbruch der Dunkelheit bei unsern Vorposten eingetroffener schwedischer Deserteur berichtet, daß sich die gesammte feindliche Macht seit heute Mittag in voller Bewegung befinde, sowie, daß bei den schwedischen Truppen das Gerücht umgehe, der Herzog beabsichtige im Verein mit den aufständischen Bauern morgen einen allgemeinen Angriff auszuführen."

„So ist also der von mir vorausgesetzene schlimmste Fall eingetreten," griff Werth diese Nachricht auf. „Jetzt werden sich der Herr Feldmarschall doch von der Wahrheit meiner vorigen Mittheilung und der unbedingten Nothwendigkeit der von mir vorgeschlagenen Maßregeln überzeugt finden?"

„Der Bernhard kann unmöglich nach der vorgestern erlittenen Niederlage sein Heer so schnell zum Antritt einer neuen Unternehmung gesammelt haben," weigerte sich Savelli noch immer sein Unrecht einzugestehen. „Wer hat je gehört, daß ein Feldherr zwei Tage nach einer verlornen Schlacht schon eine neue zu wagen vermöchte? Alle die Vorgänge dieseits wie jenseits des Rheins laufen vielmehr auf nichts als ein Blendwerk hinaus, um uns von der Verfolgung unseres Vortheils abzuhalten, und der eingetroffene Deserteur ist sicher von dem Feinde angeschickt worden, und durch seine Mittheilungen in diesen Vorspiegelungen noch zu bestärken."

„Gott's Tod!" zürnte Werth, „so bleibt mir nur das eine Mittel, von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch zu machen, auf einen allgemeinen Kriegsrath anzuberaumen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein," wies der kaiserliche Feldmarschall diese Forderung zurück. „Nur bei mir allein steht die Entscheidung."

„Ich habe den Deserteur, um seine Aussage vor dem Herrn Feldmarschall zu wiederholen, gleich mitgebracht," nahm der General Entwort seine Mittheilungen wieder auf. „Derselbe berichtete übrigens auch noch, daß der Aufstand der aufständischen Bauern, der sogenannte Bauernkrieger, heute früh in dem Quartier des Herzogs Bernhard zu Lauffenberg gefehen worden sei, wie daß der Uebersall der letzten Nacht von jenem und dem vollen Rosen ausgeführt worden. Meine sofort zur Erkundigung vorgesendeten Abtheilungen sind in Bestätigung seiner Aussage vor Säckingen auf die ersten feindlichen Posten gestoßen. Unter diesen Umständen schien es mir auf's Höchste gewagt, meine Regimenter in die mir durch den heutigen Befehl Eurer Excellenz angewiesenen Quartiere abrücken zu lassen. Jedenfalls führt der Feind einen großen Schlag gegen uns im Schilde, und eine schleunige Vereinigung unserer Streitkräfte scheint mir auf's Dringendste geboten."

„Der Bauernkrieger bei dem Bernhard!" bemerkte Werth, „das stimmt ja genau mit der Mittheilung der Mönche von Wehr. Und Säckingen vom Feinde besetzt — die Sache steht demnach noch schlimmer, als ich selber gedacht."

Noch mehrere höhere Offiziere waren einer nach dem andern in das Zimmer getreten. Das unverhoffte Eintreffen erst des bayrischen Feldmarschalls mit dem Grafen von Fürstenberg und nunmehr auch das des genannten Generals schien im Verein mit den von allen Kuppen des Gebirges leuchtenden Feuerzeichen und den wahrscheinlich bereits auch über die Absichten der Schweden umlaufenden Gerüchten ganz Rheinfelden in Aufregung versetzt zu haben. Das Vorzimmer des kaiserlichen Feldmarschalls zeigte sich bei dem gelegentlichen Oeffnen der Thür ganz gefüllt mit Offizieren geringeren Grades, und ebenso deutete der dumpfe Lärm, welcher von dem Platz heraufschallte, auf die dort zusammengeströmte Menge. Bestürzung und Besorgniß lagen auf jedem Gesicht ausgeprägt. Auch Savelli zeigte lange nicht mehr die zu Anfang bewiesene Sicherheit. Der Rottmeister hatte die durch den Bericht Eckmorels erzeugte Verwirrung benutzt, undemerkt den Ausgang zu gewinnen.

„Es ist nichts, gar nichts," versicherte der kaiserliche Feldherr als einen letzten schwachen Versuch sich im Rechte zu behaupten. „Im Uebrigen, General, mögen Ihre Regimenter die Nacht über vereinigt bleiben. Der morgende Tag wird zweifelsohne den Ungrund all' der gehegten Besorgnisse erweisen."

„Der Deserteur muß jedenfalls verhört werden," war von einem der zuletzt eingetretenen Obersten eingeworfen worden.

„Nun ja, meinetwegen denn," entschied der Feldmarschall.

Der Bericht des eingeführten schwedischen Ueberläufers bestätigte im Allgemeinen nur die zuvor schon von dem General gemachten Mittheilungen. Noch immer mehr Offiziere waren mittlerweile eingetreten, und vor der offen gebliebenen Thür drängte es sich Kopf an Kopf. Von Werth und dem Grafen von Fürstenberg waren unter lautem Rathgeschlagen Verfügungen getroffen und den Uebrigen die von Kloster Wehr eingegangenen Nachrichten und der Aufstand der heutigen Gefechte mitgetheilt worden. Fragen und Antworten kreuzten sich. Augenscheinlich hatte Savelli mit dem ersten ihm abgezwungenen nachgiebigen Schritt das Heft aus den Händen gegeben.

Die Aufregung der Herren erwies sich zu sichtlich, um ihm entgehen zu können. Auch beeilte er sich, die Besragung des Ueberläufers zu unterbrechen.

„Das Verhör hat im Grunde nichts Neues ergeben," äußerte er sich wieder, den andern Herren sich zuwendend, „und sind vorläufig ja die geeigneten Vorkehrungsmaßregeln auch schon getroffen. Unmittelbar mit Tagesanbruch will ich selbst hinaus, und mich von dem Stande der Dinge zu überzeugen."

„Was geschehen soll, muß gleich geschehen," bemerkte einer der Obersten. „Die Gefahr ist zu dringend, um bis morgen mit den zu ergreifenden Maßregeln warten zu können." Alle beinahe ohne Ausnahme stimmten dieser Aeußerung bei.

„Ja, in der That, wenn es gelänge, die Bauern durch Unterhandlungen auch nur einen Tag hinzuhalten," befürwortete ein anderer hoher Offizier den jetzt auf's Eifrigste von dem Grafen von Fürstenberg verfochtenen früheren Anhalt ung Werths. „Fürwahr, nicht vierundzwanzig Stunden vermögen bei diesem Wetter die Schelme auf ihren Bergen auszuharren, und ihr Zögern überliefert uns den Bernhard so gut wie mit gebundenen Händen."

„Der Vorschlag ist vortrefflich," lautete das allgemeine Urtheil, „es muß ohne Verzug ein Versuch zu seiner Ausführung gemacht werden."

„Und, Herr Graf," richtete Einer die Frage an Fürstenberg, „Sie meinen, daß Ihrem Schreiber dieß schwierige Werk gelingen würde? Sie stehen für den Mann?"

„Wie für mich selbst!" bethenerte der Graf. Er wußte nicht Worte genug zu finden, die Vortheile einer solchen Unterhandlung in das hellste Licht zu stellen und verbürgte sich für den Erfolg, wofern man ihm die Leitung derselben überlassen wollte.

„Auf morgen, meine Herren!" versuchte Savelli den ihn bestürmenden Offizieren auszuweichen. „Noch habe ich hier zu bestimmen," fügte er im hohen Tone hinzu. „Zum Allerwenigsten aber bin ich gesonnen, durch derartige ebenso überflüssige als unnütze Unterhandlungen das Schicksal der gesammten Armee vielleicht in die Hände dieses Herrn zu . . . ."

Er unterbrach sich und ein jäher Schrecken zuckte in seinen Zügen. Der Kreis hatte sich scheu vor einem Manne in schwarzer Amtstracht mit blutrothen Puffen und Schiefen und einer breiten, gleichfarbigen Binde geöffnet. „Der Profoß! was will der Profoß hier?" lief die halblaute Frage in die Runde.

„Eure Gnaden, Herr Feldmarschall," richtete der Fremde das Wort an Savelli, „von dem Rottmeister Ottfried ist mir so eben dieser Zettel mit Dero eigenhändigem Befehl zugekommen, die Hinrichtung des gefangen gehaltenen Schreibers sofort vollziehen zu lassen. Indeß es muß da nichtsdestoweniger wohl ein Irrthum unterlaufen, das Urtheil des Mannes ist, soviel mir bekannt, noch nicht gesprochen worden."

„Was? Was ist das?" hallte es wirr durcheinander. „Wer hat das Recht, dem Spruch des Kriegsgerichts vorzugreifen? — Und der Mann ist unschuldig," riefen andere Stimmen. „Seine Sache ist so gut als völlig erklärt."

„So hat der Hallunke, der Rottmeister, es doch gewagt, meinem Befehle zuwider zu handeln?" grollte Werth, „doch der Sache muß so oder so ein Ende gemacht werden."

Die Wellen der allgemeinen Empörung schlugen über dem kaiserlichen Feldmarschall zusammen. Vergeblich mühte er sich zum Worte zu gelangen. Der Graf von Fürstenberg schürte das Feuer.

„Der Schreiber muß sofort freigegeben werden. — Es ist nicht der geringste Anlaß zur Fortführung der Untersuchung vorhanden. — Die Bürgschaft des Grafen für ihn muß angenommen werden," stimmten alle die abgegebenen Meinungen zusammen.

Ein eilig eingetretener junger Offizier hatte Werth eine Meldung abgestattet. Wüthend stampfte der bayrische Feldmarschall auf die Erde.

Digitized by Google

„Meine Herren," durchdrang seine Stimme den Lärm, „so eben ist mir die Nachricht zugegangen, daß die Bauern durch Ueberfall sich des Postens von Nollingen bemächtigt haben. Demnach befindet sich die meinem Befehl anvertraute bayrische Armada auch im Rücken bedroht. Es muß jetzt gehandelt werden. Nach dem mir zuständigen Rechte fordere ich die sofortige Berufung eines Kriegsraths. Wenn der kaiserliche Feldmarschall, Graf von Savelli, nicht die für sein Theil nothwendigen Befehle geben will oder kann, muß ein Anderer für ihn eintreten."

Das Wort: „Absetzung" war im Kreise gerufen worden.

„Ja, ein Kriegsrath soll entscheiden. — Der General von Entwort mag die Führung übernehmen. — Das Heer muß sofort auf dem linken Rheinufer vereinigt werden" — kreuzten sich die verschiedensten Vorschläge.

„Rebellion! das ist offene Rebellion!" donnerte Savelli auf die Obersten ein. „Als kaiserlicher Feldmarschall bin ich hier der Vertreter Kaiserlicher Majestät. Wer wagt es sich gegen den Willen seines Herrn und Kaisers aufzulehnen?"

Die Berufung auf den kaiserlichen Namen hatte auf einen Moment Todesschweigen veranlaßt. Indeß die Aufregung war viel zu tief und allgemein, um so durch ein einziges Wort beherrscht und beschwichtigt zu werden. Ueberdieß aber konnte Savelli der Versuch, durch den Schrecken seine Obergewalt zu behaupten, um so weniger glücken, als Werth ja durch das jenen vorgehaltene Schreckmittel nicht mit betroffen wurde.

„Gerade im Namen Kaiserlicher Majestät, wie in dem meines Kurfürsten und zur Rettung ihrer beiden Armeen, fordere ich das Zusammentreten eines Kriegsraths," hatte derselbe gegen jene Berufung Einspruch erhoben.

„Jedenfalls muß ein Versuch gemacht werden, die Bauern durch Unterhandlungen aufzuhalten," kam einer der Obersten auf den früheren Vorschlag zurück.

General-Feldmarschall v. Gutsenau.

(Siehe S. 302.)

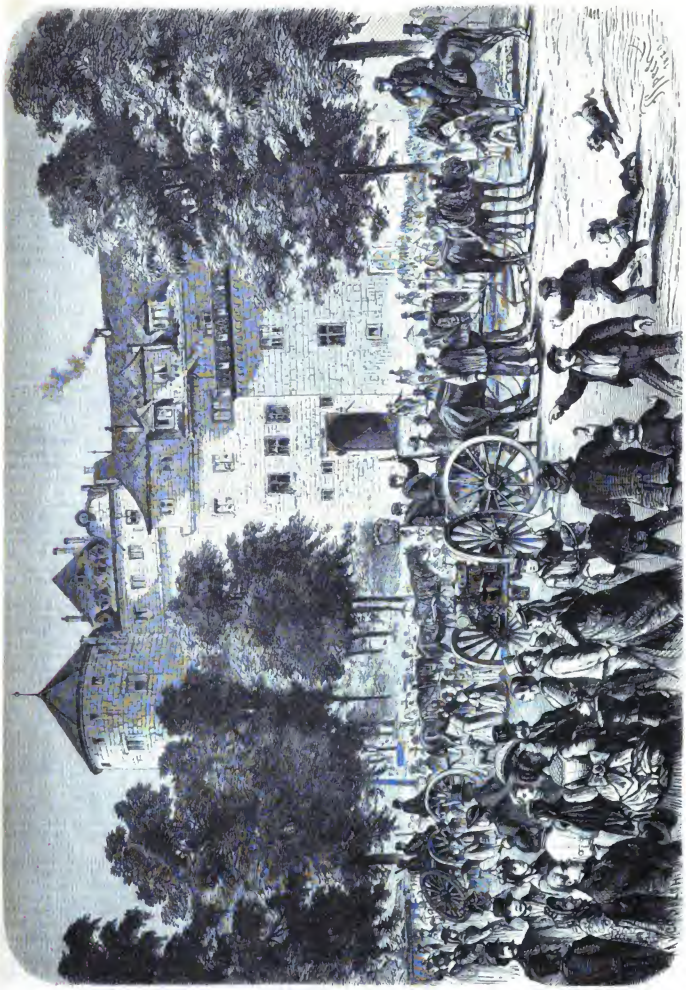
„Ja, ein Versuch! der Schreiber muß sofort an die Bauern abgesendet werden," tönte es von allen Seiten. Dem kaiserlichen Feldmarschall blieb kein Ausweg übrig. Widersetzen er sich der seine ganze Stelle unmittelbar bedrohenden Forderung, Werths entsiehen und nur noch den Schalten einer Obergewalt über seine Obersten behaupten wollte, mußte auch seinerseits jetzt gehandelt und in der Nebursache wenigstens nachgegeben werden.

„Nun denn, es sei," entschied er sich, „der Schreiber mag unter dem Vorwande der Forderung einer Erklärung über das eingetretene Mißverständniß, wie mit dem Vorschlage einer Rückgabe der beiderseits gemachten Gefangenen, an die Bauern abgesendet werden. Doch nicht allein; denn nie und nimmer will und werde ich die wichtigen Verhandlungen aus den Händen geben, sondern der schon bisher zu den Geschäftsabschlüssen mit diesem Gesindel gebrauchte Rottmeister Ottfried soll denselben begleiten. Die Vollmacht zu ihrer Sendung wird den Beiden sofort ausgestellt werden."

„Im Uebrigen," fügte er, ohne die Einsprache Werths wie des Grafen von Fürstenberg gegen diese seine Entscheidung zu beachten, hinzu, „wird von mir in Person morgen mit dem ersten Tagesgrauen eine Erkundigung der feindlichen Posten sowohl diesseits wie jenseits des Rheins unternommen werden. Das Ergebniß derselben mag über die Berufung eines Kriegsraths und die sonst zu ergreifenden Maßregeln entscheiden. Um nicht auf's blinde Ungefähr zu handeln, gilt es jedenfalls zunächst sich über die obwaltende Lage möglichst genau zu unterrichten."

Eine sich dem anschließende Reihe an die einzelnen Generäle und Obersten ertheilter Befehle, versicherte den kaiserlichen Feldmarschall vollends des erneuten, unbedingten Gehorsams derselben. Umsonst erhob Werth Einspruch gegen diese abermalige Verzögerung der nächst nothwendigen Maßregeln. Ein völliger Umschlag der Stimmung war mit der scheinbaren Nachgiebigkeit ihres Feldherrn bei den kaiserlichen Führern eingetreten, und eine Einigung konnte so

Digitized by Google



Der Einzug einer Militärleser in Stuttgart. Original-Zeichnung von **Fr. Speil.** (S. Seite 298.)

Digitized by Google

unmöglich erzielt werden. Wenn Suwki auch in jenen einen Nebenpunkte hatte nachgeben müssen, so gelang es ihm schließlich doch in allen anderen Punkten seinen Willen zu behaupten.

Es war schon nahe um Mitternacht und ruhelos schritt der kaiserliche Feldmarschall, nach dem zornigen Aufbruch Werths und des Grafen von Fürstenberg, das Gemach auf und nieder. Außen hatte der Schneefall aufgehört und eine sternenfunkelnde, bitterkalte Nacht hielt die müde Erde in ihr weißes Leichentuch gehüllt. In dem Zimmer zuckte nur noch eine Flamme aus dem niedergebrannten Feuer des Kamins und die Kerzen der silbernen Armleuchter drohten zu erlöschen.

Fröstelnd hatte sich der alte Feldherr in den zuvor eingenommenen Lehnsessel niedergelassen. In ein finsteres Sinnen versunken, scharrte er mit der Scheide seines langen Stoßdegens die Kohlen zusammen. Müde dieser fruchtlosen mechanischen Beschäftigung lehnte er sich jedoch schon nach einigen Minuten in seinen Sitz zurück und starrte, seinen Gedanken nachhängend, bald hinauf zu der vom Alter geschwärzten Balkendecke, bald wieder minutenlang vor sich nieder.

Allmälig heftete sein Antlitz sich auf, „Im Grunde," sich er seinen Gedanten Worte, „was will er denn eigentlich? Noch ist freilich der Tod meines Sohnes ungerächt, indeß je länger ich meine Rache aufsparen muß, um so furchtbarer soll sie über die Schuldigen hereinbrechen. Was aber diesen Schreiber angeht — Hm! ich habe in Betreff seiner zwar nachgeben müssen, jedoch ob ich ihn hätte aufknüpfen lassen, oder ob die Bauern dieß thun, bleibt am Ende gleichgiltig. Und hängen werden sie ihn, darauf ist kein Zweifel, ihn und diesen Hallunken den Ottfried. O ich bin ein prompter Zahler! dafür daß dieser Schelm den Proseß an mich geschickt hat, habe ich ihn jenem anderen spitzbübischen Kumpan auf dem Wege zu seiner letzten Reise beigegeben.

„Und auch diesen pöbelhaften deutschen Bullenbeißer, den Grafen von Fürstenberg und den hochmüthigen, rechthaberischen Abenteurer, den Werth, werde ich noch zu treffen wissen. Haha! mindestens habe ich den Beiden doch heute schon die Rechnung verdorben. Morgen freilich. — Pah! was sorge ich mich heute schon um morgen. Werde ich denn je um immer neue Ausflüchte verlegen sein? Und wenn ich nur den Finger auszustrecken brauchte, den Werth zu retten, ich würde es nicht thun, nein, ich würde es nicht. Der wahnsinnige Stolz dieses Rotturers soll durch eine ihm von den Bauern beigebrachte Niederlage auf's Härteste getroffen werden. Eher mag die ganze Armee zu Grunde gehen, als daß ich mich dem Wunsch und Belieben dieses plumpen Bauern füge werde. (Forts. f.)

Der Einzug einer Mitrailleuse in Stuttgart.

(Generalbild aus dem Kriege von 1870.)

Von **Ludwig Walesrode.** Mit Original-Zeichnung von **Fr. Specht.**

(Siehe vorige Seite.)

„Und einen Reiter, hoch zu Roß,
Gewandt ich aus dem Musterritt;
Hat jemer thun, weiß Absalom?
Bringt man geschleppt ein Ungethüm;
Sein Drache schaut es von Gestalt
Mit weitem Krokodilsrachen,
Und Aller bleibt verwundert hold
Den Ritter an und bald den Drachen."

Unwillkürlich summte mit diese Stelle aus Schillers „Kampf mit dem Drachen" durch den Kopf, als ich — es war am 17. August, kurz nach Mittag — das von den württembergischen Truppen in der Schlacht bei Wörth besiegte Mitrailleusen-Ungeheuer, unter dem Andrang einer lawinenartig sich zusammenballenden Menschenmasse, durch die Straßen Stuttgarts nach dem Schloßhofe schleppen sah. —

In der Nähe freilich mahnte sich der „Ritter hoch zu Roß" nicht gerade so aus, wie wir uns einen turnierfähigen Ritter des romantischen Mittelalters vorzustellen pflegen. Er war nicht einmal Gavallerist. Sondern, seines Zeichens und Glaubens, Gefreiter eines ordonnanzmäßig auf Schultern Koppeln berittenen württembergischen Jäger-Bataillons. Schwerlich auch hat der Drachenbezwinger aus Schillers Ballade bei seinem kühnen Ritt durch Rhodus, wie unser schwäbischer Jäger-Gefreiter, einen glimmenden Cigarrenstumpf behaglich zwischen den Zähnen gewälzt. Auch das Roß war — wenn man der historischen Wahrheit die Ehre geben will — eigentlich mehr Rosinante. Ein fuchsig blonder, elsäßischer Ackergaul, den weniger der Huber stach als sein eigenes, scharf aus der Haut hervortretendes Knochengestell. Bei seiner harten Feldarbeit drüben im Departement du Bas-Rhin hat sich's unser Gaul wohl nimmer träumen lassen, daß er noch einmal an der Spitze eines stolzen Triumphzuges einziehen werde in den Hof des Stuttgarter Residenzschlosses, von dessen

„— — — hohem Balkone,
Um ihn die Großen der Krone,"

König Karl an der Seite der Königin Olga das Abenteuer zu betrachten erwartet wurde. (Der Leser verzeihe dieses abermalige Citat aus Schiller. Ich fürchte, daß mir das noch mehr begegnen könnte. Ist ja ganz Stuttgart, besonders in der Nähe der mit dem Königspalais zusammenhängenden Karlsschule, mit Schiller-Reminiscenzen gepflastert.)

Unmittelbar hinter dem vorreitenden Jäger wurde die Mitrailleuse auf einem nach Kriegsbrauch in Feindesland requirirten, von vier Rößlein gezogenen ländlichen Fuhrwerk einhergefahren. Soldatischer Lagerhumor hatte der grausamen, kugelspeienden Bestie an einer Stange einen Papierdrogen auf den Rücken befestigt, mit der in grellfarbigen und etwas bockfleischen Buchstaben gemalten Adresse: „An den König Karl in Stuttgart." Ein ebenfalls durch das Recht des Eroberers — par droit de conquête, wie die Franzosen sonst zu sagen pflegten — requirirtes elsäßisches Bäuerlein in blauer Blouse ging unter „Hott!" und „Ho!", pur wirksamen Nachhülfe fleißig die Geisel schwingend, neben dem verdrossen schläfrigen Biergespann einher. Ungefähr so, wahrscheinlich aber anders, folgten unterworfene Völkerschaften den Wagenrädern des römischen Triumphators bei seinem Einzuge in die Stolze Roma. Vor der Mitrailleuse fahren alte Bedeckungsmannschaft zwei Jäger, das mit einem Feldblumenstrauße geschmückte Zündnadelgewehr im Arme. Den Schluß machte der zum Geschütz gehörige vierspännige Munitionskarren, ebenfalls eskortirt von zwei Jägern, von denen einer die Zügel führte. Auch deren Gewehre hatten sich jedes einen Blumenstrauß in den Mund oder in die Mündung gesteckt und nahmen sich so friedlich harmlos aus, als ob sie bei Wörth und Lichtenberg nicht drei — Spitzkugeln bitchen zählen können.

Besagte Mitrailleuse und Munitionskarren waren vom Obercommando zurückgewiesen worden, den Weg nach Stuttgart über die Landstraße zu nehmen, da die kaum zu Athem kommenden keuchenden Lokomotiven vom und nach dem Kriegsschauplatze Dringlicheres zu befördern hatten. Es hatte zu mit der Trophäe keine Eile. Vielleicht auch wollte man den Bevölkerungen der zu passirenden Ortschaften den Anblick des erlegten ehernen Ungeheuers gönnen, von dem die Mähr so Schreckliches zu erzählen gewußt.

So war denn au einem heißen Hundstage, wie dieser 17. August, der Zug von der vorletzten Etappe der ihm vorgeschriebenen Marschroute, dem gegen 6 Stunden von Stuttgart gelegenen Städchen Vaihingen an der Enz, in Stuttgart angelangt. — Eine Schichte grauen Chausseestaubes lag auf Roß und Reisigen, und wohl konnte man es den armen, müden Rößlein anmerken, wie sie sich nach Ruhe sehnten und einem frischen Trunke. Den hiedern Jägern dürfte es, wenigstens was den Durst betrifft, besser ergangen sein. Denn sicher, seit sie wieder deutschen Boden berührt, daß überall, allüberall, in Dorf und Stadt, durch welche sie mit ihrer Siegesbeute dahingezogen, und gar erst in der traulich engeren schwäbischen Heimat, ihnen im „Heurigen" und „Alten" nach Herzensbegehr das „Willkommen" zugetrunken worden. Welcher brave Schwab und Sohbat wird da nicht ehrlich Bescheid thun? Aber auch dem blaublousigen elsäßischen Landmanne konnte man es an einem gewissen behaglichen Zwinkern der Augen und einer sich wie widermillig aus dem verdrießlichen Gesichte hervordrängenden Schmunzeln ansehen, daß er sich's im Feindeslande, von denen Schwaben, auch noch hat gefallen lassen müssen, zum Leeren einer unbilligen Anzahl von Schoppen „requiriert" zu werden.

Alles in Allem genommen, läßt sich nicht gerade sagen, daß dieser Einzug der Mitrailleuse der Schaulust des verwöhnten Residenzpublikums eine besonders glänzende Augenweide geboten hätte. Und dennoch dürfte seit Menschengedenken und darüber hinaus in Stuttgart keine prächtig in Scene gesetzte Hof-Aufzahrt, keine Parade oder sonst irgend welcher öffentlicher Gelegenheitspomp mit solch' sichtlicher Erregung, freudig und ernst zugleich, die Menge erfaßt und zu tief aus der Seele kommendem Jubel geflimmt haben.

Wie die sprüchwörtliche Redeweise von dem Stein spricht, der einem Menschen vom Herzen fällt, so könnte man sagen, daß wohl

Digitized by Google

Jeder in dieser drängenden Menge, beim Anblick der von schwäbischen Landsleuten heimgebrachten Siegesbeute, so etwas empfand, als ob ihm eine Mitrailleuse vom Herzen fiele.

Denn undergessen sollte es bleiben, daß damals die süddeutschen Bevölkerungen eben mit knapper Noth der Gefahr entronnen waren, die Leiden und Schrecknisse einer feindlichen Invasion bis auf die Neige ausstosten zu müssen. Heute dürfen wir, ohne uns einer unpatriotischen Indiskretion schuldig zu machen, die Thatsache constatiren, daß der ganze deutsche Süden, besonders aber Baden und Württemberg, beim Beginn des Krieges so gut wie schutzlos gegen ein vordringendes französisches Armeecorps gewesen, da die ganze süddeutsche Wehrkraft, auf Befehl des preußischen Obercommando's, nordwärts in die Rheinpfalz geeilt war, zum Vormarsch nach Elsaß und Lothringen, unter Führung des Kronprinzen von Preußen. Noch in der ersten Woche des August würden einige gut geführte französische Divisionen, weder bei Ueberschreitung des Oberrheins noch bei einer Forcirung der Schwarzwaldpässe oberhalb Rastatts, auf irgend welchen erheblichen militärischen Widerstand gestoßen sein. Der ganze Schwarzwald war von einem einzigen württembergischen Infanterie-Regimente, dem 6., besetzt, dessen Oberst, v. Seubert, auf eine wahrhaft geniale Weise, durch rastlose offensive Hin- und Hermärsche, durch Vertheilung seiner Mannschaften nach allen Richtungen, durch, auf meilenweiten Strecken, am Saume und den Thalmulden des Schwarzwaldes weithin sichtbare, nächtlich leuchtende Lagerfeuer und andere klug ersonnene optische und akustische Kriegslisten, bei dem kurzsichtigen und schlecht berichteten feindlichen General deuben auf dem linken Rheinufer den Wahn erweckte, der ganze Schwarzwald wimmle von einer unermeßlichen deutschen Heeresmacht, die in ihrer starken Position anzugreifen ohne eine bedeutende Armee, wie sie ihm, dem französischen General, nicht zu Gebote stand, nicht gerathen sei. — Wer unsererseits konnte glauben, daß die Franzosen, die ihrer kecken Kriegserklärung an Deutschland über den Rhein auf dem Fuße zu folgen schienen, so lange zaudern würden, ihre Drohung einzulösen? — Erst der Tag von Weißenburg und vor Allem bee, in erster Linie durch die Tapferkeit der Bayern und Württemberger errungene Sieg bei Wörth, hatte Baden und Wiettemberg strategisch vor einem unwillkommenen Besuche der von da ab im „Schach! und matt!" gehaltenen französischen Truppen aus dem Obereisaß sicher gestellt.

Darum auch wurden die dieret von dem Schlachtfelde von Wörth als Beutestück heimgeführte Mitrailleuse und ihre Begleitmannschaften in Stuttgart so feierdig gegrüßt und von der neugierig erregten Menge umdrängt. Jeder wollte von Angesicht zu Angesicht das metallene Ungeheuer schauen, von dem eine unheimliche Sage erzählt hatte, daß es, ringsum Tod und Verderben speiühend, unverwundbar sei und allein schon im Stande, gegen jedes Heer, auch das gewaltigste, den Sieg der französischen Armee zuzuwenden. Jetzt war die Bestie zahm und mudte nicht unter der Obhut von fünf württembergischen Jägern, die ihre Gewehre mit Blumen anstatt mit Spitzkugeln geladen hatten. — In einem solchen Erlebnis faßt sich für das Volksbewußtsein oft ein Fragment Weltgeschichte zusammen — die echte eingebrackte Mitrailleuse, wie die ersten Eisenbahnzüge mit gefangenen Turcos, werden sicher unvergeßlich in der Erinnerung von Tausenden bleiben. —

Nicht gering auch war das Interesse, welches dem Fuhrwerk und den Rößlein und dem Fuhrmann von der schangirenden Menschenmenge zugewendet wurde, obwohl, wie bereits geschildert, gar nichts Absonderliches daran zu sehen war. Der Wagen glich genau einem jener döstlichen Leiterwagen, wie sie an Marktiagen mit Feldkraut, Aepfeln, „Mostschbieren", Kartoffeln und anderen Gegetabilien besonchtet, zu beiden Seiten der Hauptstätterstraße in Stuttgart aufgefahren stehen. An den Gäulen hatte nur das Geschirr etwas Fremdartiges, sonst wußte ich nicht, worin sie sich von irgend einem obgetriebenen, lopphängeschen, wilden Bauerngaule ächt schwäbischer Herkunft unterschieden. Ebenso hätte man den Fuhrmann ganz füglich für einen jener Kärrner halten können, wie sie, trotz aller Eisenbahnen, im deutschen Süden noch immer, im traditionellen Blaukittel, mit dickbestaubten Schuhen, die Peitsche in der einen, das Lentseil in der andern Hand, mechanisch neben ihren Pferden einherschreitend, uns auf unserem Lebenswege begegnen, wenn dieser uns gerade über Chausseen und Vicinalstraßen führt.

Aber das Fuhrwerk war eben ein elsäßisches, und die Gäule waren feindliche elsäßische Gäule, und der Fuhrmann war auf das französische Empire Napoleons III. eingeschworen, war mithin unser geschworener „Erbfeind", wie man heutzutage — gerade so, wie in den Jahren 1813 und 14 — in Deutschland singen, sagen und schreiben muß, will man andees für einen guten Patrioten gelten.

Konnte es für die Volksstimmung jener Tage etwas Merkwürdigeres, Bielfagenderes geben? Ich habe in dem Gewühl, welches die langsam dahinziehende Mitrailleusen-Prozession umwogte, Leute gesehen, die unausgesetzt mit neugierigen Essaunen den elsäßischen Blaukittel und seine bedrieglich schlichteigen Rößlein anstierten, als sei, wollten sie es diesen von den Gesichtern ablesen, wie ihnen zu Muthe und wie sie auf französischo oder elsäßisch-deutsch über ihre Lage dächten.

Gar diese vom Kriegsschauplatze zum kurzen Besuche heimgekehrten fünf Jäger, wie hatten sie sich in den paar Wochen seit ihrem Ausmarsche verändert! Nicht die Spur mehr von dem steamen, am Commandoschnürchen gezogenen Parade-Soldaten, dem ein einziger nicht blank genug geputzter Knopf an seinem Waffenrocke dreitägigen Mittelarrest zuzieht. Die sonst so schmucke Jägeruniform war in den wenigen Wochen sichtbar geallert. Wenn sich der Mann im Felde nicht schont, wie soll er die Kleidung schonen? Einer hatte sogar an seinem Waffenrocke die zwei Knöpfe oben am Halse nicht zugeknöpft, wodurch ein wenig oebonnanzmäßig sich ausnehmendes gewirrtes Halstuch hervorgetrieben wurde — ein Attentat gegen die heilige militärische Kleiderordnung, das in Friedenszeiten ebensowenig denkbar ist, wie der Vatermord in den lutzurischen Gesetzbuche. Es schien auch unseren Jägern total gleichgiltig zu sein, daß die staubigen Feldmützen, welche sie statt des zierlichen Käppi mit dem Roßschweife trugen, ihnen etwas herausfordernd windschief, den Schirm seitwärts gedreht, auf den Köpfen saßen.

Doch gerade so, in dieser Erscheinung, hatten sie mit einem Schlage die Herzen des Volkes gewonnen. Nahmen sie sich doch wie richtige Feldhsbaten aus, die etwas mitgemacht hatten, und die sich den Teufel um die kleinlichen Reegeleien des Drillreglements scheeren. Jeder von ihnen schien sich des Schiller'schen

„Im Felde, da ist der Mann noch voss weeth"

vollbewußt zu sein. Und dabei, das war ihnen abzumerken, war doch Jeder ein Schwab geblieben, ein Sohn aus dem Volke, im gemüthlichen Einverständnisse mit denen Schwaben „derheim". Das schwäbische Volksnaturell ist nicht füe einen schroff militärischen Sondergeist angelegt. Konnte der wackere Bursche an der Spitze des Zuges, wie er leck und treuherzig, ohne den glimmenden Cigarrenstumpf aus dem Munde zu nehmen, sein Rößlein in das Poetal des Schlosshofes einlenkte, um seine Mannschaft und Trophäe dem König und der Königin vorzuführen, etwas anderes sein als ein Schwabenkind von reinsten Wasser? Ich schwöbisch erschien schon die naive Unbefangenheit, mit welcher er sich eigenmächtig zum reitenden Jäger aufgeschwungen, zum Chasseur à cheval, wie die Franzosen sagen — eine Waffengattung, die in Württemberg gar nicht existirt*). Zum Glück, daß die Bändigung des in besonnener Demuth, wie sie einem Besiegten geziemt, einherschreitenden elsäßischen Bentelkneppers von seinem Reiter keinen Aufwand von schulgerechten equestrischen „Hülfen" forderte, denen er schwerlich gewachsen gewesen wäre.

Natürlich, daß mit dem Mitrailleusenzuge zugleich die ihn umwogende bunte Volksmasse in den Schloßhof hineinzog, unbehindert durch die Schildwachen an den Portalen. Die leingreifig gehobene Stimmung hatte — um wieder mit Schiller zu reden — „alle Bande frommer Scheu gelöst," welche sonst unbenrsene Leute vom Betreten dieses vornehm stillen Raumes fernhalten. Das polizeiliche „Zurück!" oder, wie es in Preußen strammee lautet: „Zueud!", war für die Kriegsdauer verstummt. Der Hof fraternisirte mit dem Volke.

So gestaltete sich hier denn während der vollen Stunde, welche unsere Jäger auf das Erscheinen der Majestäten zu warten hatten, ein lebensvolles Schauspiel, halb an Wallensteins Lager, halb an das bunte Treiben eines Volksfestes gemahnend. Eigenthümlich nahm sich hiezu als Hintergrund und Coulisse das im Prachtstyle von Versailles, der Architektur des „l'état c'est moi," erbaute königliche Residenzpalais mit seinen den Schloßhof umfassenden Flügeln aus.

Jeder Jäger war ein „lönender Rhapsode", der einee lauschenden Gruppe von Zuhörern von seinen Erlebnissen und Thaten im Felde erzählte. Auch der ecquirirte Bauersmann wußte im elsäßisch „Düsch" seine Zuhörer zu unterhalten. Der schwäbische Wein hatte ihm die Zunge gelöst. Er machte aus seiner französischen Gesinnung kein Hehl. So hörte ich selber von ihm erzählen, ein preußischer Offizier hätte ihn gefragt, ob noch Franzosen im Dorfe wären. „Ja wohl! bob' ich geantwoet!" — „Wo sind sie denn?" hätte der Offizier weiter gefragt. „Ich selbst bin Franzos! hob' ich geantwoet!" Und dabei schlug er mit der Hand sich

*) Die württembergische Armee hat nur eine Schwadron reitender Feldjäger, die als Feldgendarmerie und Ordonnanzen dienen.

Digitized by Google

auf die Brust. Ich muß gestehen, wie berechtigt wir auch wünschen mögen, daß die Elsässer sich zu Sympathien für ihre Besieger, die deutschen Stammes- und Sprachgenossen, bekehren möchten, ich hatte Respekt vor der unerschrockenen Offenherzigkeit, mit welcher der so gut wie gefangene Bauersmann, mitten unter den siegreichen Feinden seines Vaterlandes, sich laut auf seine vaterländische französische Gesinnung wob zu Gute that.

Am dichtesten war natürlich die Mitrailleusevoiture umlagert, deren, jetzt freilich allgemein bekannte, damals aber noch geheimnißvolle Construktion Jedweder wißbegierig zu sehen und zu verstehen bestrebt war. Und in der That, der Jäger, welcher sich der Erklärung der Höllenmaschine bereitwilligst unterzogen hatte, machte seine Sache ganz vortrefflich. Kein Professor kann vom Katheder irgend ein physikalisches Instrument seinem Auditorium anschaulicher demonstriren als unser Jäger von seinem Wagen herab, an der, einem Halter für 25 Stück Cigarren frappant gleichenden Mitrailleusestandung, und dann an einzelnen, wie gut gewickelte Cigarren sich aussehmenden Patronen, deren je eine für einen der 25 verbundenen Gewehrläufe des Kanonenrohrs bestimmt ist, Construktion und Wirkung dieses neuen Geschützes erklärte. Er war dabei so liebenswürdig, hie und da einer bittend sich ausstreckenden Hand eine Patrone, deren der Protzkasten eine große Menge enthielt, zum Andenken zu verehren. „Möchten Sie mir nicht auch eine solche Schießcigarre schenken?“ rief in meiner Nähe aus dem Gedränge heraus ein schlichter Handwerksmann, die Hand hoch erhebend, und die treffende Benennung, die er aus dem ersten Eindrucke heraus so glücklich für das Ding erfunden hatte, pflanzte sich auf der Stelle in seiner Nachbarschaft fort. „Mir auch eine Schießcigarre!“ — „Mir auch eine Schießcigarre!“ so lautete es ringsum, während ein Dutzend Hände sich über die Köpfe der Vorstehenden ausstreckten.

Der schwäbisch-alemannische Volkswitz ist behend, wie kein anderer in Deutschland, ein bisher unerhörtes und nie gesehenes, in die Welt hineinplatzen es Ding mit treffendem Schlagwort zu benamsen, wie ja auch im Schwabenlande die Quelle des volksthümlichen Sprüchwortes frisch und unversiegbar fortsprudelt. Es steckt in diesem Volksstamme und seinem Idiom ein gutes Stück Hebel'schen Humors.

Auch eine rührende Familienscene spielte in dem bunten, beschaulichen und erbaulichen Gewirr auf dem Schloßhofe. Einer der Jäger, der sich mit den Umstehenden lebhaft unterhielt, sprang plötzlich vom Wagen, theilte mit gewaltigen Armen die Menge und stürzte einem stattlichen greisen Landmanne, der eben mit zwei hübschen Mädchen, in der ländlichen Tracht aus der Umgegend von Tübingen, und einem ebensalls bäuerisch gekleideten jungen Burschen in den Schloßhof eingetreten war, um den Hals, und so der Reihe nach den Andern. War das ein Herzen und Küssen und Fragen und Erzählen und Händeschütteln! Ohne Zweifel waren es Vater und Geschwister — wenn nicht eines der Mädchen etwa das bräutliche Liebchen gewesen — die ebenso wie der Soldat freudig durch ein unverhofftes Wiedersehn überrascht wurden; ein Wiedersehn, den leider zum zweiten Male der herbe Augenblick des Scheidens, vielleicht auf immer, nur zu bald folgen sollte, da natürlich die Mannschaften nach Ablieferung der Mitrailleuse zu ihrem Truppentheile in's Feld zurückzukehren hatten.

Dem dritten Jäger mußte wirklich die reichlich volle Stunde, welche er mit seinen Kameraden auf das Erscheinen der Majestäten — die sich gerade an der Frühstückstafel befanden — zu warten hatte, etwas allzulange für seine gemessene Ordre währen, nach der Ungeduld zu schließen, mit welcher er zu den Fenstern und den Balkonen des Schlosses emporschaute, bis er zuletzt sein Roßkein geradezu auf einen an dem Baldachinportale des linken Schloßflügels lehnenden königlichen Lakaien lenkte und diesen aufforderte, sofort „Königs“ — wie man in Berlin sagt — die Meldung zu machen, daß sie erwartet würden. Ich schloß das aus den nachdrucksvollen, fast gebieterischen Handbewegungen, mit welchen der gemeine staubbedeckte Jäger, in seiner schäbigen Uniform, dem in Scharlach und Gold strahlenden königlichen Diener bedeutete, und an dem sichtlichen Respekt, mit welchem dieser in's Schloß eilte. Daß er seine Meldung prompt angebracht, bewies fast unmittelbar darauf das Erschinen des Königs und der Königin auf dem Balkon, von wo sie das von württembergischen Kriegern tapfer überwundene Ungeheuer in Augenschein nahmen, begrüßt von dem „Hurrah!“ der Residenzbevölkerung, die damals alle vom Schlachtfelde gemeldeten Siege „zu den Füßen des Thrones niederlegte“, wie es im Curialstyle lautet.

Hierauf bewegte sich der Zug langsamen Schritles, treu geleitet von der bunten Menge, die sich an dem französischen Mordinstrumente und an den fünf Jägern, welche die Schlacht bei Wörth mitgemacht und die Festung Lichtenberg genommen, nicht satt bewundern konnte, vorüber an dem malerischen alten Schlosse, wie auf dem beigegebenen Bilde zu sehen, nach dem Hofe der Infanteriekaserne, allwo die Mitrailleuse mehrere Tage öffentlich aufgestellt blieb, während die Jäger nach kurzer Rast, gelabt mit Speise und Trank und die Fouragebehälter reichlich gefüllt mit Spenden der Liebe und Hochachtung — an Wurst und Schinken und sonstigen Eßwaaren — ihre Rückkehr auf die Kriegs- und Siegesbahnhöhn wieder antraten. Wie viele Tausende von Herzensgrüßen aus Stadt und Land ihnen an die Schwabenkinder im Felde mitgegeben worden, läßt sich gar nicht sagen. Ich aber gab dem wackern berittenen Jäger den stillen Wunsch mit, es möchte sich nicht an ihm der Vers des melancholischen Soldatenliedes erfüllen:

„Heute noch auf hohen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen.“

Später hat, ich weiß nicht, ob die Ironie des Schicksals oder ein epigrammatischer Beamteneinfall, der mörderischen Mitrailleuse ihren Platz in dem Musterſaale der königl. Centralstelle für Handel und Gewerbe, zwischen amerikanischen Mähmaschinen und sonstigen harmlosen Werkzeugen der Industrie, angewiesen. Vielleicht auch sollte — mahnend an das leider noch immer seiner Erfüllung harrende Prophetenwort von den verschönten Völkern, die ihre Schwerter zu Pflugschaaren und die Spieße zu Sicheln machen werden — die Mitrailleuse neben der Näh-, Mäh- und andern friedlichen Maschinen hinweisen — um mit unserem Schiller zu schließen — auf den schönen Tag

— — — wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch;
Wenn alle Güte sich und Hoheit tummlichen
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle ringsherum erfüllt.
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Boeper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Herren Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.“ —

Ein schönes Bild! Ja, wenn es keine Questenberge gäbe!

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von Seite 286.)

13.

Was sich bei Saint James wiederfand.

Wir haben die Anhänger König Jakobs auf ihren dunklen Pfaden begleitet und den Beseht kennen gelernt, der von St. Germain nach London gelangte und scheinige Ausführung eines Unternehmens gebot, wie es noch nie gefahrvoller das sorgenerfüllte Haupt König Wilhelms bedroht hatte. Wenden wir uns noch einmal zurück nach dem Palast von St. James, den wir mit Porter und Barclay verließen, und in dessen äußerem Gange noch immer Miß Rachel zornentbrannt sich über die Raubeit Master Powells ereiferte. Diese Scene des Aufsehnens gegen die Wächter der Sicherheit ward von Powell gar nicht beachtet. Er sich mit Cutts hinter einen der Pfeiler des Ganges zurückgezogen hatte und von hier aus die Menschenmenge, die Gruppen und die ganze Bewegung aufmerksam beobachtete. Die Nachricht von der Ablehnung der Bill hatte sich mit Blitzesschnelle unter der Menge verbreitet, sie erfuhr entgegengesetzte Beurtheilung der gegenüberstehenden Parteien — aber man konnte

Digitized by Google

mit Gewißheit annehmen, daß die Will nicht im Parlamente vorgebracht werde, denn die Opposition gegen die Regierung war zu mächtig. Sobald die erste Aufregung hervorbrechen gefahrunden war, trachtete alle Welt nur noch darnach, den König zu sehen, der von dem Ministerrathe in seine Gemächer eilte.

Wilhelm erschien, man sah ihn in den Gang treten, die Massen drängten sich ihm entgegen, nur mühsam hielten die Gaeben das Spalier. Der König war ernst und bleich wie immer, auf seinem Gesichte spiegelte sich nicht der geringste Eindruck über die Niederlage ab, welche er so eben erlitten hatte. Sein Gang war fest und die hathgröffneten Augenlider gaben seinem Antlitz den Ausdruck der Verachtung. Er schritt ohne sich aufzuhalten durch die Gaeben nach seinen Zimmern, ein lauter Ruf: „Es lebe König Wilhelm!“ erklänte, aber auch dieß Zeichen von Theilnahme beachtete er nicht.

„Oh, wenn der große Lälpel dort mich nur zum Könige lassen wollte!“ rief Miß Rachel. „Ich würde unsere Plane — —“ Sie war bei diesen Worten vorwärts gedrungen und wollte noch einige Bemerkungen hinzufügen, als ihr die Worte im Munde stecken blieben — sie richtete ihre erstaunten Blicke auf eine gewisse Stelle, dann rief sie freudig: „Ist's möglich? Nein, ich täusche mich nicht, er ist es!“ —

Gleich nachdem der König aus dem Sitzungssaale gekommen war, hatte sich nämlich ein großes Gedränge in dem Gange entwickelt: Viele strömten von draußen herein, um den König recht nahe zu sehen, die Gardisten schlossen sich hinter dem Könige und geleiteten ihn bis zur Eingangsthür seiner Wohnung im Palaste; dort angekommen, blieben sie zurück und verstreuten sich, als der König die Thür hinter sich geschlossen hatte. Sie mischten sich auf diese Weise unter das den Gang füllende Volk, und als sie sich entfernten, hatte Miß Rachel eben jenen Freudenruf ausgestoßen — denn in einem der Gardisten hatte sie Henry Hobbart erkannt.

„Da ist ja Einer, der mich kennt, der muß mich zum Könige beingen,“ rief sie, und ohne weiter zu zaudern, warf sich die muthige Dame in den Menschenstrom, theilte rechts und links Stöße aus, achtete nicht der zornigen Bemerkungen, welche ihr nachgerufen wurden, sondern erreichte glücklich ihr Ziel — den Gardisten Henry.

„Du bist es wirklich!“ rief sie, seinen Arm umfassend. „Henry — mein Junge, in der Uniform von unseres großen Königs Regiment — oh, gib mir deine Hand — sei willkommen!“

Henry Hobbart war beim Klange dieser Stimme stehen geblieben — er wendete sich schnell um.

„Tante Rachel!“ rief er mit freudigem Erstaunen. „Ein glücklicher Zufall — oh — Sie haben sich gar nicht verändert. Mary, Mary!“ setzte er schnell hinzu, denn es schien ihm nun ein Leichtes, Mary in dem großen London aufzufinden.

„Prächtig sieht's du aus, mein Junge — ein wenig gebräunt, aber das steht dir gut — Mary, Mary nur gleich mit, Du sollst die Mary sehen — oh, welche Freude wird es sein!“

Sie hatte seine Hände ergriffen und blickte ihn mit Zärtlichkeit an.

„Hm — st — sehen Sie dort?“ flüsterte Powell dem neben ihm stehenden Cults in das Ohr. „Dort ist das zudringliche alte Weib wieder. Sie hat einen Gardisten des Königs herausgefunden — sehen Sie nur, wie eifrig sie spricht — sie faßt seine Hände — das ist sonderbar.“

„Es ist Henry Hobbart,“ lachte Cults. „Ein Mann, der neben dem Könige im Feuer stand und sich todtschlagen läßt für ihn. Sie werden doch nicht glauben, daß der Mann dort ein Feind des Königs — —“

„Larifari — mein Freund,“ sagte Powell. „Wer kann den Leuten hier in's Herz sehen? Ich sage Ihnen, daß in der Umgebung des Königs es nicht geheuer ist.“

„Ich werde gleich Henry Hobbart zur Rede stellen — er soll Auskunft geben — —“

„Das werden Sie nicht thun. Herr, sind Sie des Teufels? Was versteht Ihr Soldaten von Kriminalsachen — kein Wort, wenn Euch des Königs Leben lieb ist; nur indem wir vorsichtig dem ganzen Complott folgen, können wir der Sache auf die Spur kommen. Wie liegt ungeheuer viel daran, Beweise in Händen zu haben, denn der König will nicht an ein Complott glauben.“ — —

Henry Hobbart erwiederte den Druck der Hand, den Rachel ihm gab.

„Wie gern käme ich heute gleich mit die, Tante Rachel,“ sagte er. „Aber der Dienst des Königs geht Allem vor. Ich muß zurück nach Kensington; erst morgen um die Abendstunde bin ich frei.“

„So kommst du morgen Abend zu uns,“ sagte Rachel fröhlich. „Das trifft sich herrlich. Ich habe viel mit dir zu reden. Welch' eine Unterhaltung wird es werden nach so langer Trennung! — Mary liebt dich noch immer so innig — wir glauben oder fürchteten, dich nie wieder zu sehen.“ Miß Rachel gedachte mit einem kleinen Seufzer des reichen Nathanael.

„Fast wäre es so gekommen,“ entgegnete Henry. „Auch Sir Pendergraß hatte mich nicht erwartet.“

„Wie, du sahst ihn, den Erzjakobiten? — meine unsinnige Schwester und das arme Opfer Ella?“

„Ja. Ich war in Kealbournhouse mit dem Könige.“

Miß Rachel öffnete weit ihre Augen vor Staunen.

„Der Ra — nig — bei dem Jakobiten — meinem Schwa—ger?“

„Ja, ja, Tante Rachel, der König schlief eine Nacht in Kealbournhouse.“

Erst als Henry mit kurzen Worten die Vorgänge geschildert hatte, welche den König bewogen, in Kealbournhouse zu übernachten, beruhigte sich das Erstaunen der alten Dame — dann rief sie: „Na — nun kann es mir nicht fehlen — der König muß die Schwägerin eines Mannes vorlassen, den er so hoch geehet hat, daß er sich ihm, dem Feinde, anvertraute, obenein, wenn diese Schwägerin noch des Königs treue Anhängerin ist. Henry, du bist in der Nähe des Königs — du mußt mir die Audienz verschaffen — du mußt ihm sagen, wie ich ihn liebe, verehre.“

„Ihr wollt den König sprechen?“ fragte Henry verwundert.

„Gewiß — in seinem eigenen Interesse,“ sie neigte ihr Haupt dicht zu Henry's Ohren hin. „Der König ist augenblicklich arm wie eine Kirchenmaus, er hat keinen Sixpence für sich; aber ich kann ihm viel — viel Geld verschaffen — ich weiß einen Schatz verborgen — aber vielmehr einer meiner Freunde, ein Mann, der sich viel mit gelehrten und seltsamen Dingen, mit Forschungen in der Erde, in alten Gemäuer beschäftigt, der Chroniken liest und in alten Papieren umherwühlt — der weiß, wo große Schätze verborgen liegen.“

Henry blickte Miß Rachel plötzlich und fast ängstlich in das Gesicht — der hastige Fluß ihrer Rede, die hervorgestoßenen Worte und das geheimnißvolle Wesen der alten Dame, verbunden mit der sonderbaren Kunde von Schätzen, brachten Henry auf den Gedanken, daß es im Kopfe von Miß Rachel nicht so ganz richtig sei.

Miß Rachel schien diese Gedanken zu erraethen, sie tächelte. „Ha — sei du nur ungläubig,“ sicherte sie. „Es sind Viele ebenso gewesen — gut — du sollst nichts für mich thun beim Könige, ehe du nicht gehört hast, um was es sich handelt. Es trifft sich herrlich. Morgen Abend wirst du eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft bei mir finden. Da ist Dr. Webber, ein alter Herr, eben jener Gelehrte; er hat Manieren, die vielleicht kurios erscheinen, die jedoch bei Gelehrten nicht selten sind. Leichtfertige Leute würden den wackern Doctor oft für entschieden gestreut halten. Dann findest du den Dr. Paul dort, dessen Gattin und Tochter; dann ist Master Welcome, ein sehr liebenswürdiger Mann, bei mir, der in Thamse Street einen Buchladen besitzt. Ferner wirst du Herrn Pryer kennen lernen, einen Schriftsteller von Talent, der gerade jetzt damit beschäftigt ist, die ganze Lebensgeschichte König Wilhelms in Verse zu bringen, dessen Siege und Erlebnisse zu schildern. Endlich ist bei mir ein junger Student, Master Nathanael Fields, ein sauberer junger Mann, den mir Dr. Paul empfohlen hat — es sind Alle sehr respektable und zum Theil sehr gelehrte Leute. Alle große Verehrer König Wilhelms.“

„Und Mary?“ fragte Henry.

„Die ist gerne in diesem interessanten Kreise. Sie macht die Honneurs, wie die Franzosen sagen, beim Thee und beim Abendessen — du wirst sie amüsiren — und höre: es muß eine Ueberraschung werden. Ich sage kein Wort davon, daß ich dich wiedergefund — ganz plötzlich und unerwartet trittst du in's Zimmer.“

„Das ist ein gute Gedanke, Tante Rachel. Aber vor allen Dingen — wohin soll ich kommen? Deine Wohnung?“

„Maiden Lane im Hause zum Robin Hood — erster Stock — oh Jemine, welche Freude wird es geben — und, nicht wahr, du machst mir noch eine Freude?“

„Welche, Tante Rachel?“

„Du kommst in Uniform, in der Tracht des Königs — nicht wahr?“

„Wenn es dir Freude macht — recht gern,“ sachte Henry.

„Gewiß, ich freue mich — also Punkt sieben Uhr bist du bei uns. Leb' wohl, Herzensjunge — leb' wohl!“

Sie packte Henry's Kopf und drückte einen Kuß auf seine Wange, so herzhaft, daß die Sturmhaube des Gardisten sich ein wenig verschob, worüber aus der Ferne einige Leute lachten. Dann eilte sie schnell hinweg. Henry ging ebenfalls schnell in den

Digitized by Google

Gardistenhof von St. James Palast, sein Herz schlug freudig — er sollte den lang entbehrten Anblick wieder haben, er sollte Mary wiedersehen in aller Fülle der Schönheit, wie er sie sich mindestens vorstellte — er fühlte sich schon glücklich in diesem Gedanken, und er hoffte eine Heimat wiedergefunden zu haben in dem großen London, das ihm trotz seines Getümmels und seiner Menschenmassen öde vorgekommen war. Von dem Augenblicke an, wo er in das Haus der Tante Rachel trat, wo er Mary wiedersah, mußten Freiheit und Glück auf ihn herniederschweben; er wollte sich die Häuslichkeit, die Stille, welche beide Frauen umgab, mit lachenden Farben aus, und er beschloß, die Gesellschaft der Miß Rachel mit allen Ehrenbezeigungen zu überhäufen.

Henry Hobbart sand die Gardisten schon zu Pferde. Er schwang sich in den Sattel. Gleich darauf rollte des Königs Wagen an die Hintertreppe. Wilhelm erschien und stieg in den Wagen, er legte sich, augenscheinlich ermattet, in die Ecke, seine Stirn war gerunzelt, seine Augen funkelten zornig, aber die Lippen blieben geschlossen. Kaum merklich erwiederte er das Salutiren der Gardisten — dann gab er einen kurzen Wink mit der Hand und Wagen und Reiter verließen St. James Palast. Kaum waren sie aus dem Thore, als ein Mann zu Pferde auf der Straße erschien, die durch Green Park führte. Es war Master Powell. Er hielt sich in kurzem Galopp eine Strecke hinter den Reitern. Als der Trupp Knights Brücke passirte, lamen viele Spaziergänger, Reisende und Arbeiter entgegen. Alles grüßte ehrerbietig den König. Man freute sich seiner Niederlage im Ministerrathe nicht.

Henry war mit seinen Hoffnungen und dem beroffehenden Glücke des Wiedersehens dergestalt beschäftigt, daß er keine Augen für die Nebending hatte, aber als er zufällig sein Haupt erhob und um sich blickte, glaubte er unter der Menschenmenge, die, von Knights Brücke herkommend, die ganze Straße an beiden Seiten füllte, einen Mann zu erkennen, der in Begleitung eines Anderen sich inmitten des großen Haufens langsam fortbewegte. Beide Fremde waren beritten; den Einen kannte Henry nicht, aber der von ihm Erkannte war Sir John Pendergraß. Der Edelmann schien die Berührung mit dem Wagen des Königs vermeiden zu wollen, denn er lenkte schnell sein Pferd abheiß, der Begleiter folgte ihm. Henry hatte keine Zeit, weitere Nachforschungen anzustellen, da der Wagen des Königs schnell gegen Kensington fuhr — aber seine Unruhe und Neugierde verdoppelten sich, als er, durch lautes Gelächter der Menge aufmerksam gemacht, seine Augen auf den Gegenstand richtete, der jenes Lachen hervorrief. Ein war ein Mädchen, in die auffallige Tracht der Landleute von Kent gekleidet und auf einem kleinen zottigen Ponnypferdchen sitzend, das sie mit fester Hand lenkte. Obwohl eine Frau zu Pferde in jener Zeit nichts Außergewöhnliches war, machten dennoch einige junge Burschen sich den Spaß, das Mädchen zu necken. Sie erwiederte nichts, sondern wehrte nur die Zudringlichen mit einem langen Stecken ab. Henry hatte auf den ersten Blick Bessie Hunt erkannt. Obwohl er sich keine bestimmten Gründe anzugeben vermochte, erschien ihm dennoch die Anwesenheit dieser Personen verhängnißvoll. Er zweifelte nicht daran, daß dieser Einzug des Sir John Pendergraß und Bessie's mit dem Unternehmen zusammenhänge, welches sich in Kent vorbereitete. Henry besand sich in einer seltsam quälenden Lage. Sollte er seinen Verdacht äußern? Wenn Pendergraß, wie er nicht zweifelte, ein Theilnehmer des Complottes war, so lieferte er den Vater Mary's an die Richter aus — und machte er wirklich, wie es seine Pflicht gebot, die Anzeige, wo waren die Beweise dafür? Henry hatte in der That nichts in Händen, um seinen Verdacht zu begründen. Der König falle unter dem Dache des Jakobiten geschlafen, sicher, ohne behelligt zu werden. Henry konnte freilich jene nächtliche Scene verrathen, deren Zeuge er gewesen war, aber er hatte sein Wort gegeben, zu schweigen — sein Wort gegeben an Leute wie Pendergraß und Ella, die ihm theuer waren, trotz der Verschiedenheit ihrer Meinungen, und er konnte nicht seine Freunde, den Vater, die Schwester der geliebten Mary, verrathen. Selbst Porters Person ward dadurch vor der Anzeige geschützt, Pendergraß' Sicherheit hing von dem verwegenen Jakobiten ab. Henry sträubte sich noch immer gegen den Gedanken, Pendergraß als Theilnehmer eines schwarzen Complottes zu betrachten, und dennoch wünschte er eine Gewißheit, einen Beweis zu haben — es schien ihm dies die einzige Möglichkeit, durch welche er auf Pendergraß wirken konnte. Er wollte, wenn er die Beweise hätte, vor den Edelmann hintreten, ihm die gefährliche Lage offenbaren und ihn bitten, sich fernzuhalten — aber woher sollte Henry diese Beweise nehmen? Er stand als Soldat allein, nur auf den Umgang mit seinen Kameraden angewiesen; erst jetzt winkte ihm durch die Einladung von Miß Rachel das Glück eines geselschaftlichen Umganges, den er lange gemug entbehrt hatte, und gerade diejenigen, welchen er diese glückliche Aenderung verdanken mußte, standen wieder in nahen Beziehungen zu dem verdächtigen Edelmanne, den ein Wort Henry's verderben konnte.

„Bah," sagte der Gardist leise vor sich hin. „Vielleicht sehe ich auch allzu schwarz. Vielleicht war das Ganze eine zwischen lächerlichen Comödien, die so häufig von den Jakobiten aufgeführt werden. Pendergraß wird nicht seine Hand, seinen Besitand zum Attentate gegen den König leihen, dessen habe ich den Beweis. Kann denn ein Edelmann aus Kent nicht nach London reisen? Tausende von Gutsbesitzern kommen daher, machen hier ihre Einkäufe. Ich weiß, daß Pendergraß jede Woche nach London ritt. — Aber jenes Mädchen? Hm — sie kann aus demselben Grunde nach London ziehen. Sie handelt nur allerlei Sachen ein — wenn sie jakobitische Schriften vertheilt, so lassen wir die Polizei des Königs dafür sorgen. Der König selbst lacht ja über die Complotte."

Er blickte noch einmal zurück, die beiden Reiter und das Mädchen waren verschwunden. Dicht am Ausläufer der Straße hielt Master Powell. Seine sechzehen Augen musterten die Menge. Er machte plötzlich unwillkürlich eine heftige Bewegung mit dem Zügel — er hatte Etwas entdeckt.

„Sieh — sieh, das ist trefflich," murmelte er. „Oh — ich kenne ihn ganz genau. Ich werde Sr. Majestät hoffentlich recht schnell die Beweise eines Complottes bringen können, denn die Vögel finden sich alle ein, wie es scheint." Er verwandte keinen Blick von den beiden Reitern. „Den da kenne ich nicht," lispelte er, fast unwillkürlich auf Pendergraß deutend. „Aber der Andere ist ein lieber alter Freund. Trotz des Bartes erkenne ich dich wieder, Robert Charnock. Es scheint, du willst das Unternehmen vom Jahre sechzehnhundert und siebenundzwanzig heute wieder beginnen — oh — ich werde dafür wissen, wie deine Fäden gezogen sind."

Er trabte die Straße nach Kensington hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Welttheilen.

Gueisenau vor Paris. (Zum Porträt auf Seite 296.) — Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen — schreibt wie so viele sprüchwörtlichen Redensarten über das Ziel der Wahrheit hinaus. Das Sprüchwort selbst ist sich dieser Eigenschaft bewußt und dreht sich darum häufig in doppelter Gestalt an, eine das Widerspiel der andern; z. B. „Frisch gewagt ist halb gewonnen" und „Was du auch thust, das thu' mit Bedacht und erwäge das Ende". Im Wechsel der Zeiten bleiben sich die Grundsätze, woran die Lebensschatten der Individuen und Völker, auf's Haar hin gleich. Was Cäsar sind von den Gallern ausjagte, bewährt sich wieder in unsern Tagen vollkommen. Aber die Grade, Mischungen, Richtungen der Kräfte verändern sich und formen die Bildungen zu einem andern Bilde. Die ganz anders geben sich Personen, Handlungen, Ziele, Mittel in dem jetzigen Franzosenkriege, als in den Jahrgängen 1814 und 15, und doch hat man Parallelen aufgezeigt, die wahre Spiegelbilder von ehmals sind. Anno 14 sagte Napoleon I.: „Das Pariser Gesindel kümmert mich nicht, die Pariser bilden nur einen Theil des französischen Volkes; so lange ich lebe, werde ich überall Meister in Frankreich sein." Dasselbe ungefähr sagen 1870 Gambetta und die Seinigen. Anno 14 sagte Gneisenau: „Der Besitz von Paris giebt allein den Frieden. Paris erobern, heißt das Herzens von Frankreich sich bemächtigen; in seiner Hauptstadt liegt eines Landes sind Regierung, Staatsschatz und öffentliche Meinung so vereinigt und beisammen wie in Paris," Aehnlich sprechen heute Bismarck und Moltke.

Man hatte es damals für eine fixe und romanhafte Idee erklärt, daß Gneisenau Paris einehmen wollte, und doch wurde die Stadt zweimal genommen, 1814 von der nordöstlichen, 1815 von der südwestlichen Seite, und Gneisenau mit Bücher, „Doktor und Apotheker", waren die Seele der Unternehmung. Auguft Neidhard von Gneisenau, zu Schilda am 28. Oktober 1760 geboren, erwarb sich durch seine Bösserthaten eine Dotation von einer Viertelmillion in liegenden Gütern und die Erhebung in den Grafenstand. Bei der Vertheidigung von Kolberg legte er die ersten Proben seiner Charakterstärke und militärischen Befähigung ab, wurde 1813 Generalmajor, und nach Scharnhorsts Tode, Generalfeldmarschall beim Blücher'schen Armeecorps, zu dessen Erfolgen er durch seinen Scharfsinn, seine Ruhe und Entschlossenheit das Wesentlichste beitrug. Im Jahre 1825 wurde er Generalfeldmarschall und starb 1831 als Oberbefehlshaber der vier östlichen preußischen Armeecorps zu Posen an der Cholera.

Nachdem Gneisenau Paris einehmen wollte, und doch wurde die Stadt zweimal genommen, 1814 von der nordöstlichen, 1815 von der südwestlichen Seite, und Gneisenau mit Bücher, „Doktor und Apotheker", waren die Seele der Unternehmung. Auguft Neidhard von Gneisenau, zu Schilda am 28. Oktober 1760 geboren, erwarb sich durch seine Bösserthaten eine Dotation von einer Viertelmillion in liegenden Gütern und die Erhebung in den Grafenstand. Bei der Vertheidigung von Kolberg legte er die ersten Proben seiner Charakterstärke und militärischen Befähigung ab, wurde 1813 Generalmajor, und nach Scharnhorsts Tode, Generalfeldmarschall beim Blücher'schen Armeecorps, zu dessen Erfolgen er durch seinen Scharfsinn, seine Ruhe und Entschlossenheit das Wesentlichste beitrug. Im Jahre 1825 wurde er Generalfeldmarschall und starb 1831 als Oberbefehlshaber der vier östlichen preußischen Armeecorps zu Posen an der Cholera.

Anfangs März 1814 waren die Verbündeten um Paris (Hauptquartier in Bondy) 100,000 Mann stark: 53,000 Russen, 22,000 Preußen, 15,000 Oesterreicher und 10,000 Württemberger und Badener. Von diesen Streitkräften kamen in den Kämpfen bis 30. März nur nach und nach übertragene Massen zur Verwendung; den 23,000 Mann unter Marmont und Mortier nebst den 15,000 Nationalgarden unter Moncey trat Anfangs keine Ueberzahl entgegen; daher der schwierige Angriff blutig war. Hatten die Marschälle auch nur in Ehe die Hochflechen von Romainville verschanzen können, so

Digitized by Google

hybrerischen doch ihre Geschütze die Tiefen, und die Verbündeten konnten erst in wiederholten Anläufen die papwidrenwürdigen Dörfer erstürmen. Nachdem sie aber die Dörfer Namainville, Puntin und Pre St. Gervais in ihre Gewalt gebracht hatten, und während ihr linker Flügel sich gegen die Höhen von Belleville und Montmartre stützte (gegen Buonaund hin) entwickelte, block ihr Erreichung des Zieles nur noch übrig, daß ihr rechter Flügel den völlig ebenen Abhang nördlich von der Stadt nach St. Denis hin überzog, und da nach der Erstürmung des damals noch außer der Stadt gelegenen Montmartre Paris hätte beschossen werden können, so erfolgte noch am selben Tage die Uebergabe.

Am Jahre 1815 wurde die Einnahme der Stadt mit ganz anderen Bewegungen bewirkt. Blücher war über 120 Tausend Mann der Schlacht bei Waterloo Alliance mit 60,000 Mann vor Paris angelangt, aber Wellingtons Truppen waren nicht vor dem 1. Juli zu erwarten. Dauouß in Paris gebot über 55,000 Mann und beinahe eben in viel Nationalgarden. Der Kampfplatz des neuen Jahres, die Hauptstadt der Franzosen, war ihnen durch Napoleons Sturz preisgegeben worden; so entwarfen nun Blücher und Gneisenau den Plan, auf das linke Ufer der Seine hinüberzugehen und die Stadt von der unbefestigten Südseite anzugreifen, — ein sehr kühner Plan, deshalb begannen Vorbereitungen, während Wellingtons Truppen noch nicht heran waren, von einer Sicherung schützung des an Zahl und Mitteln doch weit überlegenen Feindes zeigte. Es war gelungen, die Seine-Brücken von St. Germain und Maisons nach der Ihrer Sicherung zu errichten und sie zu bewegen. Ohne recht abzuwarten, daß die Truppen Wellingtons einrückten, wurden preußischerseits die Stellungen im Norden von Paris (von St. Denis) verlassen; in Eilmärschen wurde westwärts, teilweise unter Gefechten, abmarschiert, am 1. Juli waren Thiermann, Zieten, Billow längs der Seine bei Argenteuil und St. Germain. Ihrem zäsischerfolge stand auf dem linken Seineufer Vandamme mit 40,000 Mann bei Sevres, Meudon, Issy. Den Hereinkommen in Paris hatte es an Vorbereitungen gefehlt, sie hatten nicht zu viel gegen sich, als sie gekommen waren. Bei den etwa genannten Dörfern liefen die Einzigen glückliche Gefechte; am Abend des 2. Juli bekamen sie sich rechts die Montrouge (an der Stadtmauer) aus, ihre Nachbar war bei Versailles. Auch Wellington hatte schon einige Abtheilungen auf das linke Ufer hinübergeschickt; am 3. wurde Paris übergeben und geräumt.

Wie viel kann Frankreich leisten? — Einem Staate von dem Gewerbsfleiß Frankreichs, meinen stattlichen Capitalien, werde mit 2 bis 3 Milliarden Francs Kriegsentschädigung nicht zu viel gefordert. Wie viel Werth stellen das bis Bild dieser Gebäude? Das Immobiliar-Vermögen, der Werth des Bodens, einschließlich der Häuser und Fabrikgebäude Frankreichs, wurde im Jahr 1821 mit 39,514 Millionen Francs, im Jahre 1864 aber mit 83,744 Millionen Francs offiziell abgeschätzt und hat sich seit dem letztgenannten Jahre unbestritten weder verdoppelt; denn nicht nur haben sich die Bodenerträgnisse, sondern auch die Werthe enorm gehoben. Die Schätzung der Mobiliarwerthe unterliegt größeren Schwierigkeiten und die bei der Einkommensteuer einwerthen aber läßt sich aus verschiedenen Momenten das nicht minder bedeutende Wachsthum derselben unzweifelhaft erkennen. Im Jahre 1840 waren in den Sparkassen 171 Millionen Francs, 1860 aber 575 Millionen Francs angelegt; in den Einnahmen flossen 1840 an Zöllen 122 Millionen, 1860 Millionen Francs, 1860 aber nun 600 Millionen Francs; der Tonnenmehr der Bund von Frankreich belief sich 1820 auf 234, 1840 auf 1582 und 1860 auf 3656 Millionen Francs. Der Reichthum vermehrte sich also in 40 Jahren um das Zehnfache, während in jenen vierzig Jahren von 6655 Millionen Francs auf 24,422 Millionen Francs; das in den industriellen Anlagen eingelegte Kapital wurde 1840 auf 6600 Millionen, 1860 auf 1560 Millionen Francs, das Kapital in Credit-Institutionen auf 600, resperive 1760 Millionen Francs angenommen. Noch deutlicher zeigt sich die Zunahme bei dem Um- und Ausfuhrhandel. Derselbe stieg von 889 Millionen Francs im Jahre 1820 auf 1442 Millionen Francs im Jahre 1840, auf 1964 Millionen Francs im Jahre 1850, auf 3676 Millionen Francs im Jahre 1860, das Zehnfache, in 40 Jahren. Unwiderlegt Frankreichs selbst aufgebracht worden ist, betrug 1862 bereits 10½ Milliarden Francs, Ende 1869 war sie schon auf beinahe 13 Milliarden Francs angewachsen.

Frankreichs gefangene Herrscher. — Napoleon III. ist nicht der erste Herrscher Frankreichs, welcher in Gefangenschaft geriet, und es dürfte nicht unwiderstand sein auf die verschiedenen Fälle dieser Art, welche um Dauke der Geschichte der Grande Nation mit ehernem Griffel verzeichnet sind, einen Rückblick zu werfen.

Zuerst müssen wir in jene Zeit hinaufgehen, wo der Herrscher der erste Krieger des Heeres war und sich persönlich den größten Gefahren aussetzen mußte. Ludwig IX. der Heilige, dessen Leben als Blätterin auf die Geschichte ein ehrendes Andenken bewahrt ist, zog 1248, ergriffen von dem frommen Unsinn seiner Zeit, der fruchtlosen Idee des Kreuzzugs nach dem heiligen Land. Er kämpfte glücklich gegen den Sultan von Egypten, seine Heere wurden aber bald durch Hunger und Pest dermaßen aufgerieben, daß es dem Könige ein Leichtes war, ihnen den Rest zu geben und sich selbst gefangen nehmen zu lassen. Ein hohes Lösegeld wurde nach dem Gebrauche damaliger Zeit verlangt, daß der König antwortete lutz: „Den König Frankreichs ist nicht mit Gold zu verschätzen!“ Drei Jahre dauerte seine Haft, dann ließen ihn Sarazenen-Fürsten entlassen, der sich schließlich mit 100,000 Mark Silber auslösen ließen hatte. Als war schon zu damaliger Zeit die Phrase gebräuchlich! Gerade ein Jahrhundert später griff der König Johann der Gute am September 1356 mit einem stattlich überlegenen Heere von Schwarz Bretagne begeisterte an bei Poitiers an. Doch die englischen Bogenschützen zielten so ruhig und sicher, daß bald die Franzosen in Unordnung geriethen, und ehe die Nacht hereinbrach, war Johann der Gefangene des siegreichen und ritterlichen Edward. Erfreter mußte ein schon Stück der Normandie im Besitze des Königs abtreten, eine bedeutende Summe als Lösegeld zahlen und wurde, auch nach derjährigen Gefangenschaft, freigelassen.

Zweihundert Jahr später genoß **Franz I.** trotz des Krieges mit Karl V. von Deutschland zur Winterzeit die Freuden Italiens in Pavia, während der finstere, energische Pescheres, Bourbon und Launay alle ihre Kräfte zu einem entscheidenden Angriffe vorbereiteten. In einer günstigen Februar-Nacht führte Pescheres die vereinten italienischen, spanischen und deutschen Truppen zu einem Angriff, nachdem er vorher eine große Abtheilung Maurer vorausgeschickt hatte, welche die starken Mauern von Mirabella — dem einzigen Schutze des Königs — niederreißen sollten. Letzteres gelang; die Vorpasten waren grade eben so tollerisch besetzt, wie 1870. Franz Kürzte seinen Truppen voran mitten in den Feind, so daß seine Artillerie der Sicherheit seiner Person halber genöthigt war, ihr Feuer einzustellen. Mit Blut bedeckt und an seinen Gliedern verwundet, mußte er seinen Degen an Launay übergeben und sprach die bekannten Worte: „Tout est perdu fors l'honneur!“ Viel Etwa und Demüthigung mußte er auf den Wege nach Madrid erdulden. Dort wurde der Friede geschlossen; Franz verzichtete auf die Abtretung Burgunds und die Verzichtleistung auf Italien. Er wurde aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte nach Frankreich zurück, um — sein Wort nicht zu halten! Wo blieb die Ehre? Nichts als Phrase!

Napoleon I. endlich wurde 1814 bekanntlich von den Alliierten gefangen genommen und mußte 1815 zum zweitenmale seinen Degen abgeben auf dem Deck von Bellerophon in der Bucht von Rochefort-Waisdann.

Bis jetzt hat Napoleon III. in dem Punkte zuvimmal gefangen zu werden, seinem Theim getreulich nachgeahmt: er saß in Hamm und sitzt jetzt auf Wilhelmshöhe. Ob damit diese Regierung, an der das Blut von Hunderttausenden klebt, geschlossen, ob das harte Schicksal seine kriegerische Laufbahn mit den nunmehr sechs Gefangenennahmen französischer Herrscher besiegelt hat und endlich den seitzenden Völkern den Frieden läßt — das liegt im Schooße der Götter!

Die Trophäen von Sedan. — Am 14 Infanterie- und 5½ Cavallerie-Divisionen hat die Armee Mac Mahon's aus 56 Infanterie- und 22 die 26 Cavallerie-Regimentern bestanden. 8 Infanterie- und 4 Cavallerie-Regimenter des 12. Corps sind kaum jemals vereinigungen aus weiteren Abtheilungen und den fünften Depots-Escadronen provisorisch zusammengestellt worden, wohlob sie nach seine eigenen Feldzeichen besitzen. Die Zahl der unterzeichnet bei dieser Armee gehörten Autor wurde kommend 43, die der Standarten 18 bis 22 betragen haben. Davon sind 5 Natur etwa bei Werth verloren worden, 3 sollen über die belgische Grenze gerettet worden sein, es müßte somit, wenn eine theilweise Vernichtung der Fahnzeichen nicht schon vorausgegangen, die Gesammtzahl der Schlachten und Capitulation von Sedan noch in 43 Adlern und gegen 20 Standarten bestehen. Die Artillerie der Mac Mahon'schen Armee berechnet sich auf 45 Geschütz- und 14 Mitrailleusen-Batterien mit 312 Geschützen und 84 Mitrailleusen, wovon nach belgischen Berichten nur 63 Geschütze über die belgische Grenze gerettet sein sollen. Die genauste Umzung dieser Siegesbeute ergibt sich aus einem Vergleich mit früheren Siegesnissen: bei Leipzig sind 7 Adler, 19 Fahnen, außd ungefähr 250 Kanonen, bei Waterloo erbeutete man die beachtlichen Angaben 9, resperive 11 Adler und Fahnen und 240 Geschütze, bei Königgrätz 5 Fahnen und 170 Geschütze, bei Metz 53 Geschütze erbeutet worden. Magenta hat sogar den Franzosen nur 2 Fahnen und 11 Kanonen, Solferino 3 Fahnen und 26 Geschütze, und der ganze Krimkrieg, außer den Festungen Sebastopol, nur 2 Geschütze in die Hände geliefert, deren Verbleib überdies noch von den Russen in Abrede gestellt worden ist. — Um die kriegsgefangene Armee und sämmtliche Kriegsbeute von Sedan nach Preußen zu schaffen, wären nach einer Berechnung 600 Eisenbahnzüge erforderlich und, auf 2 Routen, 2 Wochen Fahrzeit unausgesetzt bei Tag und Nacht.

Louis Napoleons Privatvermögen besteht nach der Londoner Times nur in einem kleinen Häuschen, das er von seiner Mutter ererbt hat, der beinahe 18 Jahre lang obdachlos Herrscher in Frankreich gewesen, habe eine Stellung nicht benützt, um Schätze aufzuhäufen; was er vom Lande empfangen, habe er auch im Lande ausgegeben. Seine Frau besitze allerdings Juwelen, wie sie sie bei ihrer Hochzeit und ihren Geburtstagen erhalten bekommen, nicht zu vermischen mit den Kronjuwelen, welche die Regierung in Tonet verwahrte. Außerdem habe sie erbliche Grundgüter in Spanien. Der kaiserliche Prinz aber besitze ein Haus in der Nähe von Trieft, welches ihm testamentarisch hinterlassen worden, Credit Mobilier-Actien!

Meaux, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im Departement Seine-Marne, eine Zeit lang Hauptquartier des Königs von Preußen, ist eine alte, sich an der Marne und dem Ourcq-Canal lang hinstreckende Stadt mit 11,343 Einwohnern, umgeben von hohen Promenaden, die auf den ehemaligen Festungswerken angelegt sind. Geschichtlich bekannt ist Meaux durch das im Jahre 1240 vom abgeblasenen Concil, welches den Bann über Kaiser Friedrich II. aussprach, auch durch die Schlacht Bosset (4. Juni 1704). Die Stadt hat lebhaften Getreide-, Woll-, Vieh- und Producthandel, insonderheit mit Fromage de Brie, viele Mühlen, eine umfangreiche Fabrikation von Stärke, Faden-Nudeln, Gemüse-Conserven, auch von Pfefferkuchen, ferner von chemisch-technischen Maschinen, Leder, Creolat Fashaus u. s. w. Die bedeutende Baumwollspinnerei beschäftigt 8500 Spindeln. In der Nähe des bischöflichen Gartens sind noch Ueberreste der römischen Stadtmauer erhalten. Auf einem Hügel liegt der Stephansdom, ein spätgothischer, ganz massiver Bau. Derselbe begannen gothischen Baumerk, an welchem bis in das sechzehnte Jahrhundert gearbeitet, das aber dennoch unvollendet geblieben ist. Die Façade wird von drei mächtigen Portalen durchbrochen, die mit — jetzt meist verstümmelten — Statuen geschmückt sind. Ueber dem Portale sind noch 6 mit 207 Fuß hoher stumpfer Thurm, von dem aus man die Höhen des Montmartre und den Mont-Valerien bei Paris erblickt. Ein zweiter Thurm zur Rechten (in Lour norus) ist unvollendet geblieben. Die Kirche hat drei Schiffe, ein Querschiff und um den Chor einen Kranz von sieben Kapellen. Der Chor mit dem Hochaltar aus gelbem Marmor ist architektonisch der bemerkenswertheste Theil der Kirche. In die restaurirte Kanzel sind die Füllungen hergestellt, von welcher Bossuet predigte, meiner eingelegt. Seit dem 13. Jahrhundert, von welchem jedoch einzelne Theile schon aus dem 6. oder 7. Jahrhundert herstammen sollen. Unter den übrigen Gebäuden der Stadt sind noch hervorzuheben: das Stadthaus, 1842 erbaut; die Gebäude des

Franziskaner-Klosters, welche jetzt als Gefängniß, Schule u. s. w. benützt werden; das Militär-Magazin in dem ehemaligen, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Benediktiner-Kloster und das im Jahre 1667 gegründete Hospital.

Rußlands Finanzen haben wie die aller andern continentalen Staaten ungeheurer Fortschritte gemacht, wenn man Einnahmen und Ausgaben in Betracht zieht. Sie haben sich aber eben so wenig rett gebessert, wenn man damit das Verschwinden des Deficit und die Erleichterung des Steuerdrucks im Auge hat, als die der andern Staaten des Festlandes. Im Jahre 1861 hatte sich nämlich die Staatseinnahme auf 532, die Ausgabe auf 345 Mill. Rubel betaufen. Die direkten Abgaben hatten 56,896,000 Rubel und die indirekten 162,981,000 Rubel eingetragen, die Regalien 12,930,032 und das Staatseigenthum 11,270,006 Rubel. Die Einnahmen aus diesen vier Quellen betrugen im Jahre 1868 respective 92,716,494, 205,655,785, 18,804,435 und 29,401,415 Rubel. Folglich waren in jenen Jahren die Einnahmen aus den Steuern und Zwangen um 80 Millionen gestiegen. Allerdings wurden dabei die Einnahmen Polens und des neu erworbenen Turkestan in das Budget aufgenommen. Ersteres betrugen im Jahre 1867 über 33 Millionen Rubel, letztere 1,308,000 Rubel. Die Gesammt-Einnahme im Jahre 1868 hat 421, die Ausgaben 441 Millionen betragen. Für das Jahr 1870 wird eine Einnahme von 440 Millionen mit Einschluß Polens erwartet. Es sind in diesen sieben Jahren aus neuen Anleihen in die Staatskasse geflossen 186 Mill. Rbl. Sil. Rbl. baklion. Gulden und 238 Mill. Rubel, welche zusammen, zum Mittelcourse berechnet, 550 Mill. Rubel ergeben. Von dieser Summe sind an 72 Mill. Rubel zu Eisenbahnbauten verwandt worden. Creditvillets besaßen sich im Umlauf am 1. Januar 1862 für die Summe von 712 Mill. Rubel, welche durch Anleihen auf Silber 81 Mill. wurde. Am 1. Januar 1869 war die Summe umlaufender Billets 724 Mill. Sie hatte sich also in sieben Jahren um 12 Mill. vermehrt, zugleich war aber der Werthsfonds auf 132 angewachsen und hatte sich in sieben Jahren um 51 Mill. vermehrt. Baarer Schatz betrug am 1. Januar 1862 bei Staatsbank an Depositen, welche in 2 pCt. verzinst wurden, 186, und an Depositen zu 3 bis 4½ pCt. 113 Mill. Sieben Jahre später befanden sich nur noch 58 bis Summe von 226 Mill. zinsfreien Depositen in der Bank. Es waren also 73. Mill. durch Zufälligkeit aus dem Staatsschatze abgetragen. Aus dem Gesagten folgt, daß in sieben Jahren der Staatsschatz nach Abzug von 73 Mill., welche er zur Deckung der Bankschulden verwandt, nun 51 Mill., die in der Gesammtsumme der Kauf gestiegen, endlich von 72 Mill., welche auf die Eisenbahnbauten kamen, zur Deckung der laufenden Ausgaben eine Beihülfe von 360 Mill. aber von 50 Mill. jährlich bekommt hat. Die Summe drückt also das durchschnittliche Deficit aus, welchen der Fiskus trotz der seine machenden Einnahmen sich nicht erwehren konnte. Unaufhörlich von den laufenden Ausgaben ist seit dem Jahre 1867 ein eigener Fonds gebildet worden zum Bau von Eisenbahnen. Diesen bildeten zuerst 44,887,959 Rubel, die aus der zweiten Versmiserungs-Anleihe zugewiesen waren, dann 10,623,353 Rubel, der Gewinn aus dem Verkaufe russischer Besitzungen in Amerika, und endlich der Erlös aus dem Verkaufe der Petersburg-Moskauer Eisenbahn an eine Privatgesellschaft im Betrage von 350 Mill. Francs und dem Betrafal von Obligationen der Brest-Libauer Eisenbahn für die Summe von 50 Mill. Pfd. St. Im Januar 1870 ist hiervon noch durch eine mit Rothschild geschlossene Anleihe ein Kapital von 9½ Mill. Pfd. St. gekommen.

Ein kühnes Reiterstück auf dem Marsch nach Paris. — Es war sie uns angesagt — wird vom 6. deutschen Armeecorps berichtet — den Feind in seiner rechten Flanke zu beunruhigen. Um sich seine Aufgabe leichter zu machen, aber ihn auch zu verhindern, schnell mit Hilfe der Eisenbahn in unsre linke Flanke zu dringen und dadurch vielleicht unsre Stellung zu bedrohen. Die Eisenbahn, die auf der linken Seite der Aube nach Paris führt, konnte sehr leicht zu diesem Zwecke benützt werden. Daher wurde dem 5. Reiter-Corps die Aufgabe zu Theil, hier eine Demonstration zu machen und von Allem die Eisenbahn, die nach Paris führt, zu unterbrechen. Am 22. August war die ganze Division bei Brienne am Saumes aufgebrochen und hatte sich allmälig immer mehr südwärts geschoben. Sie stieß bei nirgends mit einem Feinde zusammen. Am 26. August wurde nun die Expedition zur Zerstörung der Eisenbahn unternommen. Zwei Schwadronen der Leibhusaren gingen unter Führung des Majors v. Schachmann mit einem Commando von 30 Mann des schlesischen Pionnier-Bataillons unter Führung des Hauptmanns Schall auf zwei Wagen nebst einem dritten, auf welchem die Instrumente lagen, Morgens 4½ Uhr von Chavrange ab. Die Husaren und die Wagen gingen in starkem Trabe voraus. Unterwegs aufgebrochen und hatte sich allmälig immer mehr südwärts ge

Neueste Jugendschriften

aus dem Verlage

von

Schmidt & Spring

in

Stuttgart.

Für das jüngere und mittlere Alter.

Bilder-Sammlung, Neueste, belehrend und unterhaltend, 12 colorirte Tafeln. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Idyllen aus dem Kinderleben in Dorf und Stadt. 8 col. Taf. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Deutsche Kindersprüche mit Bildern von August Corrodi. Sauber cartonnirt. Preis 21 ngr. = 1 fl. 12 kr.

Liederkranz für fromme Kinder. Mit 8 colorirten Bildern. Sauber cartonnirt. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Beispiele zur Lehre und Warnung. Erzählungen für kleine Mädchen von M. Stein. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Helene. Kleine moralische Erzählungen für kleine Mädchen. 2. Auflage. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Hundertundfünfzig moralische Erzählungen für kleine Kinder. Von Franz Hoffmann. Mit 16 colorirten Bildern. Zweifte Auflage. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Das bunte Buch. Neue hundert und fünfzig moralische Erzählungen für kleine Kinder. Von Franz Hoffmann. Mit 16 colorirten Bildern. Neunte Auflage. Preis 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Märchen und Fabeln für kleine Kinder. Von Franz Hoffmann. Mit 16 colorirten Bildern. Sechste Auflage. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Sophiens Leiden. Kleine moralische Erzählungen für Kinder und deren Mütter. Nach dem Französischen der Gräfin von Segur, geb. von Rostopchin, bearbeitet von Franz Hoffmann. Mit 8 color. Bildern. Cartonnirt. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Elschen in der Kinderstube, in Schule und Haus. Von einer Mutter ihren Töchtern erzählt. Mit 8 color. Bildern. Preis 21 ngr. = 1 fl. 12 kr.

Aus Wald und Feld. Geschichten, Verse und Bilder von August Corrodi. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 27 ngr. = 1 fl. 30 kr.

Schloß Waldegg und seine Bewohner. Ein Sommerferienbuch für die Jugend. Von A. Corrodi. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 27 ngr. = 1 fl. 30 kr.

Der neue Robinson oder Schiffbruch des Pacifik. Nach dem Engl. des Capitain Marryat bearbeitet von Franz Hoffmann. Vierte mit 77 Holzschnitten verschönerte Auflage. Preis 24 ngr. = 1 fl. 12 kr.

Franz Hoffmann's Jugendbibliothek

mit je 4 Stahlstichen à ⅓ thlr. = 24 kr.

Erste bis siebenundzwanzigste Sammlung (135 Bändchen).

Für das reifere Alter.

Kapitän Spike oder die Golf-Inseln. Nach J. F. Cooper für die reifere Jugend bearbeitet von Franz Hoffmann. Mit 8 Bildern in Farbendruck gezeichnet von C. Fortmann. Elegant cartonnirt. Preis 1½ thlr. = 2 fl. 42 kr.

Zwei Welten oder rothe und weiße Teufel. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Wald- und Steppenleben. Für die reifere Jugend von Richard Hildreth. Mit 8 Bildern in Farbendruck, gezeichnet von E. Hortmann. Elegant cartonnirt. Preis 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr.

Die Seeklöwen od. d. verlorenen Robbenjäger. Erzählung von J. F. Cooper. Für die reifere Jugend frei bearbeitet von Carl Hoffmann. Mit 8 Bildern in Farbendruck. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Lederstrumpf-Erzählungen von J. F. Cooper. Für die Jugend bearb. von Franz Hoffmann. 7. Auflage in Einem Bande mit 16 Stahlstichen. Prachtausgabe. Preis 2½ thlr. = 4 fl. 30 kr.

Der Fährtensucher. Nach Aimard frei für die Jugend bearbeitet von Adolar Bornéck. Mit 16 col. Bildern. 2 Bände. Preis 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr.

Der Bienenjäger. Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerika's. Nach Cooper für die Jugend bearbeitet von Adolar Bornéck. Mit 8 Bildern in Farbendruck. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 24 kr.

Meer und Festland in Schilderungen und Erzählungen für die Jugend von Carl Biermayki. Mit 8 Bildern in Farbendruck. Eleg. cart. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Die ersten Amerikaner im Westen. Daniel Boone und seine Gefährten. (Die Gründung Kentucky's). Tecumseh und dessen Bruder. Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet von Dr. Franz Kottenkamp. 2. Auflage. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 1½ Thlr. = 2 fl.

Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes. Für die reifere Jugend erzählt von F. A. Schmidt. Mit 8 color. Bildern. Preis 1½ thlr. = 2 fl. 12 kr.

Aus Leben und Geschichte. Die reifere Jugend erzählt von F. A. Schmidt. Mit 8 colorirten Bildern. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 12 kr.

Die schönsten Märchen der Tausend und Einen Nacht. Für die reifere Jugend bearbeitet von Franz Hoffmann. Mit 16 Bildern in Farbendruck u. vielen Zwischen. 5. Auflage. Preis 2 thlr. = 3 fl. 36 kr.

Deutsche Volkssagen für die erwachsene Jugend bearbeitet von August Lewald. Mit 8 Bildern in Farbendruck. 2. Auflage. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Wanderungen durch das Gebiet der Geschichte. Historische Erzähl. von Friedr. Henning. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 8°. Sauber cartonnirt. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Deutsche Befreiungskriege, 1813, 1814, 1815. Der Jugend gewidmet von Carl Biermayki. Mit 4 Stahlstichen. Cart. Preis 1¼ Thlr. = 2 fl. 12 kr.

Die fünfzehn entscheidenden Schlachten der Welt von Marathon bis Waterloo. Von C. v. Creasy, M. A. Nach der zehnten Aufl. des Originals bearb. von A. Seubert. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Sage und Geschichte. Erzählungen für die reifere Jugend von F. A. Schmidt. Mit 8 color. Bildern. Elegant cartonnirt. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Bilder aus der Weltgeschichte. Erdacht und zusammengestellt von Carl Biermayki. 5 Bände mit je 4 Stahlstichen. Sauber cartonnirt. Preis pr. Band 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Was wollen wir spielen? Die schönsten Jugendspiele, Spielreime und Räthsel für Knaben u. Mädchen. Gesammelt u. bearb. von C. F. A. Kolb. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Schauspiele für die Jugend und ihre Freunde, zur Aufführung im Figurentheater und Familienkreise, und zur Uebung im Lesen mit Ausdruck von C. F. A. Kolb. Mit 6 col. Bildern. Preis 22½ ngr. = 1 fl. 12 kr.

Naturgeschichte für die Jugend beiderlei Geschlechts. Bearbeitet von F. Martin. Mit 161 colorirten Abbildungen. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 1½ Thlr. = 2 fl. 42 kr.

Der neue deutsche Jugendfreund für Unterhaltung und Veredlung der Jugend. Herausgegeben von Franz Hoffmann. Mit vielen Abbildungen. Jahrgang 1870. Eleg. geb. Preis 2 thlr. = 3 fl. 36 kr.

Galerie historischer Erzählungen für die reifere Jugend und das Volk. Herausgegeben von Friedrich Henning. Drei Bände. Preis pr. Band mit 4 colorirten Bildern 22½ ngr. = 1 fl. 12 kr.

Für junge Mädchen.

Blüthen und Bilder für junge Mädchen. Von Marie Oeken. (Emilie Ey[illegible]). Mit 8 Stellerbendenckbildern. 2½ Thlr. = 4 fl. 30 kr.

Mädchenleben. Ein Tagebuch von Clara Cron. 2te Auflage. 16°. Elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Magdalenens Briefe. Von Clara Cron. 16°. Elegant in Leinwand gebunden. 2. Auflage. Preis 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Die Schwestern. Von Clara Cron. 16°. Elegant in Leinwand gebunden. 2. Auflage. Preis 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Das Vaterunser in Lebensbildern von Clara Cron. Elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Mary. Mädchenspiegel in Briefen. Von Clara Cron. Eleg. in Leinw. gebunden. Preis 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Prüfungen, Fortsetzung von Mary. Von Clara Cron. Eleg. in Leinw. gebunden. 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Goldene Mitte von Clara Cron. Eleg. in Leinwand gebunden. Preis 1 thlr. = 1 fl. 48 kr.

Lebensbilder für Vierzehnjährige von Clara Cron. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 48 kr.

Aechte Kindergeschichten. Von Clara Cron. Preis 15 ngr. = 54 kr.

Nach der Arbeit. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend von Clara Ernst. Mit 4 Bildern in Farbendruck. 27 ngr. = 1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Prospect.

Berthold Auerbach's
sämmtliche Dorfgeschichten.

. . . Aus Deines Schwarzwalds tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst Du froh geschritten,
Und setzest ein das Tuchwamms und die Fischte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es Dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie wie das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie wir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen,
Und wieder dann hellaus hab' lachen müssen!

Das Alles aber ist Dir nur gelungen,
Weil Du Dein Wort am Leben tiefst treffen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen.
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen!

Mit diesen Worten hat vor nun bald dreißig Jahren **Ferdinand Freiligrath** den ersten Band der **Dorfgeschichten von Berthold Auerbach** begrüßt.

Das Dichterwort ist Wahrheit geworden.

Die Gestalten, die Berthold Auerbach geschaffen, sind lebendiges Besitzthum der gesammten gebildeten Welt, vor Allem aber **deutsches Nationaleigenthum** geworden. Durch sie lernten wir uns selbst neu erkennen, und lernten die fremden Völker die Tiefe unseres Wesens gerecht verstehen.

Die Dorfgeschichten sind in alle lebende Sprachen übersetzt und in mehrfachen Auflagen verbreitet.

Dafür hat aber auch Berthold Auerbach bewiesen, daß er durch neue Werke jenem ersten stets gemüthstiefere und künstlerisch vollendetere anzureihen vermochte. Bei jedem neuen Werke Berthold Auerbach's hieß es: Dieß ist das beste! So bei der Erzählung „die Frau Professorin" (Lorle), so bei „Dietzhelm", bei „Barfüßele", bei „Joseph im Schnee", so bei „Edelweiß".

Diese unvergleichlichen Dichtungen aus dem Herzen des Volkes veralten nicht, sie werden immer wieder von Neuem mit neuem Reize gelesen.

Berthold Auerbach's Dorfgeschichten bilden Epoche in der deutschen Literatur. Das haben alle Literaturgeschichten der neuen Zeit anerkannt.

Was der Dichter auch fernerhin in größeren Werken zur Ehre des deutschen Namens geschaffen und noch schaffen wird — die Schwarzwälder Dorfgeschichten bilden die Basis seines Ruhmes und einen besonderen Schmuck des deutschen Lebens.

Die Schwarzwälder Dorfgeschichten sind (abgesehen von mehrfachem Nachdruck in Amerika) je in einzelnen Abdrücken von den berechtigten Verlegern bis jetzt in 78000 Exemplaren verbreitet.

Wir freuen uns daher, sie in ihrer **Gesammtheit, als ein in sich abgeschlossenes Werk** zu einem Preise, den nur die weitste Verbreitung ermöglicht, darbieten zu können.

Der nunmehrige, so überaus mäßige Preis der **gesammten, in sich abgeschlossenen Reihe** wird — wir hoffen es — in immer weiteren Kreisen Selbsterkenntniß, Muth und Vertrauen zu allem Schönen und Guten ausbreiten; denn das sind Schöpfungen, die einem Jeden, Hoch und Nieder, der ein Herz hat, das Herz erfrischen und unvergängliche Freuden bieten.

Die Volksausgabe der sämmtlichen Dorfgeschichten Berthold Auerbach's, enthaltend die Dorfgeschichten, Barfüßele, Edelweiß und Joseph im Schnee, erscheint zu einem Preise, **der nur ein Drittel des der andern Ausgaben (die Rthlr. 7. oder fl. 12. kosten) beträgt.**

Sie wird, um die Anschaffung zu erleichtern,

in 16 Halbbänden zu 5 Sgr. oder 18 kr.

ausgegeben und kostet **vollständig also nur Rthlr. 2. 20 Sgr. oder fl. 4. 48 kr.**

Da die **Dorfgeschichten** jetzt schon vollständig vorliegen, so können sie nach Belieben auf einmal in 8 Bänden oder in Zwischenräumen in 16 Halbbänden bezogen werden.

Einzelne Bände und Halbbände werden nicht abgegeben.

Stuttgart, im November 1870.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wiederverkäufer;

Kolporteure, Expedienten, Buchbinder, Zeitungsläden ꝛc.

erhalten von uns den allerhöchsten Rabatt.

Wir debitiren außer dem **„Buch der Welt"** auch alle andere Lieferungswerke, Zeitschriften, Kalender, Jugendschriften, populäre Werke ꝛc.

Zuschriften werden sofort beantwortet.

F. L. Mattig'sche Buchhandlung in Altona, Palmaille 80.

Druck von G. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

7. Heft. 1871. Preis à Heft 5 Sgr. — 18 kr. S.

Buch der Welt

1871

C. Scheuren

Illustrirtes Volks-Blatt

mit Beiträgen von

Berthold Auerbach; Arthur Bitter; Brachvogel; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glagau; Glassbrenner; Guntram; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hiltl; Fr. Hoffmann; Huybens; T. Kerner; E. A. König; Krasser; Kreyssig; Liebetreu; Lippert; W. Löbe; Loth; Mützelburg; Oelschläger; F. Pfau; Rasch; Reclam; Reinhardt; J. Reitenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Roskowska; Russ; Schasler; R. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Temme; Turgénjew; Venedey; C. Vogt; Walesrode; Weck; M. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Willkomm; Wittstock; Wurm; Zeising etc.

Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

(Carl Hoffmann.)

Alle Buchhandlungen, Journal- und Zeitungs-Expeditionen und Spediteure, Colporteure etc. des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und liefern jedes Heft einzeln.

☛ Vorausbezahlung kann nirgends verlangt werden. Jedes Heft wird einzeln bezahlt.

Inhalt des siebenten Heftes.

	Seite
Alumiernerzen. Novelle von Berthold Auerbach. (Forts.)	305. 321. 337
Die Seine zu Paris. Von Dr. Albert Wittstock.	307
Der Bauernkaiser. Historischer Roman von Ferdinand Pflug. (Forts.)	309. 323. 339
Prinz Friedrich Karl. Von Wilhelm Angerstein. Mit Originalbild von F. Specht.	311
Am Thron und Tron. Historischer Roman von Georg Hiltl. (Forts.)	315. 331. 347
Die Schlachten um Metz. 2. Die Schlacht bei Maes la Tour. 16. August 1870. Von Dr. Ferdinand Pflug. Mit einer Ansicht von Pont-à-Mousson und Garde-Dragoner-Attaque.	327. 342
Eine Wohlthat für die Verwundeten. Von H. Schenke.	333
Französische Gefangene im Zeltlager bei Spandau. Von Richard Schmidt. Mit Originalzeichnung von Arnold Neumann.	346
Geheime Gesellschaften in Amerika. Von W. L.	349
Aus allen Welttheilen: Chronik des Kriegs, (Forts.) — Das Torpedo-Unglück in Cuxhaven. — Die Torpedos. — Die Reise des biblischen Wallfisches. — Die Verluste in den Schlachten von 1813 und 1814. — Geschichte der Belagerung von Straßburg. — Das Schlachtfeld des 18. Augusts. — Zeitgemäße Parallelen. — Frankreichs Eisenbahnen. — Die Leoninische Stadt. — Victor Hugo. — Die Schulden John Bulls und Beudet Jonathans. — Von der Stadt Beebun. — Kriegs-Anekdoten, Forts. — Der Oberst Herzog von Gramont. — In der Geschichte der Napoleoniden. — Köslin in Pommern. 319. 334. 352	

Im Verlage von **Otto Loewenstein** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, in Berlin auch durch die Zeitungsspeditionen, zu beziehen:

III. Jahrg. **Illustrirte Zeitung** III. Jahrg.

für

Buchbinderei und Cartonnagenfabrikation

sowie

für sämmtliche verwandte Fächer.

Die Zeitung erscheint elegant ausgestattet und reich illustrirt zweimal monatlich zum jährlichen Abonnementspreise von 1 Thlr. Inserate die einmal gespaltene Zeile 2½ Sgr., bei Wiederholungen billiger. Beilagegebühren nach Uebereinkunft. Der I. und II. Jahrgang sind in noch wenigen Exemplaren vorräthig.

Im Verlage von **Julius Hoffmann** (L. Ehlenemann) in **Stuttgart** ist erschienen:

Reban's Naturgeschichte

für Schule und Haus.

Sechste Auflage.

Die Zoologie umgearbeitet und verbessert von Prof. Dr. G. Jäger, die Botanik von Herm. Wagner, die Mineralogie von Prof. Dr. O. Fraas.

20 Lieferungen à 6 Sgr. = 21 kr. s. W.

Jede Lieferung enthält 3 Bogen Text und 2—3 colorirte Tafeln. Das complete Werk wird aus ca. 60 Bogen Text und 48 colorirten Tafeln (mit 600 Abbildungen) bestehen.

„Die wirklich gründliche und populäre Ausführung bietet dem Leser eine reiche Fülle von Kenntnissen in anziehendster Form." Kölner Blätter.

„Der Text ist leicht und lebendig geschrieben; die saubern Abbildungen sind scharf gezeichnet und so colorirt, daß sie ein lebhaft sich eingrabendes Bild gewähren." Zeitung für Norddeutschland.

„Das Werk erweist sich als deutlich sehr reich und gut geordnet, es sind die neuesten Forschungen in demselben sorgfältig mit verarbeitet, so daß basselbe all ein höchst zweckmäßiges Handbuch empfohlen zu werden verdient." Hannoverscher Courier.

Im Verlage von **Carl Hoffmann** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Titus Livius

Römische Geschichte,

verdeutscht von

Fr. Dor. Gerlach.

Vollständig in 5 Bänden.

Preis 5 Thlr 21 Sgr. = 8 fl. 33 kr. Südd.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Vor der Sündfluth!

Eine populäre Geschichte der Urwelt,

mit vielen Abbildungen ausgestorbener Thiergeschlechter und urweltlicher Landschaftsbilder.

Von

Dr. Oscar Fraas,

Professor am Königl. Naturalien-Cabinet zu Stuttgart.

Vollständig in 20 Lieferungen à 4 sgr. = 14 kr. Südd.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Calwer, Käferbuch,

Naturgeschichte der Käfer Europa's.

Neue Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. C. G. Calwer und Dr. med. Jäger.

40 Bogen gr. 8°, mit 48 fein colorirten Tafeln.

Geh. 4½ thlr. = 7 fl. 30 kr. Südd.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach: Bitter; Brackenhoeft: Dauenberg; Engel; Freiligrath; Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaser; Glaßbrenner; Adm. Hahnlein; Hammer; W. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Horkenbeck; L. Kerner; C. A. Koch; Kraffert; Kreisling; Liebetrau; Lippert; D. Löbe; Lyck; Arth. Müller; Rüdelburg; Oeffinger; H. Pfau; Raich; Reclam; Reinhard; J. Reitendach; M. Ring; Rodenberg; v. Rodenwaldt; Rud. Schaefer; H. Scherr; H. Schmidt; A. Schoß; Schramm; Traunt; Turgenjew; Draches; C. Vogt; Walcktrer; Weil; M. Wenzel; Werner, Lop. j. Ger; Wiesbaum; Wittrock; Wurm; Zerling ꝛc. ꝛc.

№ 20. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Mummieweizen.

Novelle von **Berthold Auerbach.**

(Fortsetzung von Seite 293).

Viertes Kapitel.

Sri wach!

Zur guten Zeit vor sechs Uhr war Konrad Kraft auf der Villa. Vor derselben standen mehrere Wagen, ein Kutscher in Hof-Livree war nicht zu übersehen.

Konrad meldete sich beim Portier; es wurde ihm gesagt, er möge im Garten warten. Er kannte den Gärtner der Villa, er kannte die Pflanzen, die jetzt im Freien standen; er war ja so oft auch hier im Gewächshause gewesen; aber er bannte seinen Blick und seine Gedanken von dem weg, was ihm ehedem so ganz die Seele eingenommen hatte. Er war entschlossen, Kaufmann zu werden, und ein Lächeln zog über seine Mienen, da ihn der Gedanke streifte: Vielleicht bringst du's auch einmal so weit und schaffst die deine eigene Villa mit eigenem Treibhause an. — Er ging nicht zu dem Gärtner.

Der Finanzminister, ein Polizeidirektor, der Direktor einer auswärtigen Bank, mehrere Vorsteher berühmter Handelshäuser und verschiedene Ministerialräthe speisten heute bei Herrn Weißhaar.

Unter einer schattigen Hänge-Esche, von wo man die Freitreppe der Villa überschauen konnte, wartete Konrad. Jetzt wurden die Flügelthüren geöffnet, mehrere Frauen traten heraus, blumengeschmückten Hauptes und entblößten Nackens; unter ihnen auch die Tochter des Hauses, die stattliche Baronin Haldenwang, die sich hastig Kühlung zufächelte. Den Frauen folgten Männer in Uniformen, in schwarzem Frack, mit Orden geschmückt, die Cigarren im Munde. Konrad verhielt sich ruhig. Da hörte er neben sich ein Geräusch. Er sah Fritze, die jüngere Tochter des Hauses, mit einer Freundin nicht weit von ihm unter einem Pomeranzenbaume stehen.

„Denke dir," sagte Fritze, „gestern ist mir's gelungen, meine Miß gründlich zu ärgern." Sie lachte übermüthig, und wenn sie lachte, drückte sie immer die Augen zu, so daß man gar nichts mehr von ihrem Augapfel sah, sondern nur noch die geschlossenen Wimpern. „Wie fuhren aus," erzählte sie weiter, „nach der Eisenbahn, um meine Schwester Alexandrine abzuholen. Ich weiß, die Miß kann's nicht leiden, darum habe ich besonders freundlich mit dem Sohne unseres Buchhalters, mit dem Konrad Kraft, gesprochen. Er ist ein ganz hübscher Bursche geworden und hat schon ein kleines Schnurrbärtchen. Wie ich ihn ansehe, wird er feuerroth und weiß kein Wort zu erwidern; aber die Miß habe ich doch gekränkt. Freilich, wenn ich gewußt hätte, daß er auch ein Comptoirgeselle wird, ich hätte nicht mit ihm gesprochen; schade — er hat mir so gut gefallen."

Konrad erbebte, er hätte aufschreien mögen. Die Mädchen gingen vorüber, sie schauten noch einmal zurück. Wer weiß, ob sie ihn nicht jetzt bemerkt und ob Fritze nicht bereut, was sie gesagt hatte! Aber sie schüttelte die langen Haare und rannte wie ein Reh davon. Sie trug noch ein kurzes Kleid und hatte wunderhübsche braune Stiefeletten.

Konrad hielt die Hand auf's Herz. Noch ist nichts entschieden, noch hat er selber sich nicht gegen Herrn Weißhaar ausgesprochen. Wie hat Herr Weißhaar ein Recht, das zu sagen, und woher anders konnte es Fritze wissen? Daß seine Schwester es der Baronin mitgetheilt, daß diese es dem Vater und Fritze gesagt, das fiel ihm nicht ein. Er wollte kühn vor Herrn Weißhaar hintreten und ihm sagen: Sie irren sich, wenn Sie glauben, Sie könnten über die Menschen nach Ihrem Willen verfügen. Ich danke für Ihre Stelle im Comptoir und bleibe beim Studium ... Hei, wie wird dann Fritze aufschauen, dann wird sie nimmer bereuen, — sie wird sich schämen.

Herr Weißhaar kam die Terrasse herab, Konrad trat in den Weg und, den Cylinder in der Hand, machte er eine Verbeugung.

„Ah, schön, schön, daß du da bist, komm in einer Viertelstunde wieder." Er ging vorüber.

Konrad wußte nicht, wohin er gehen sollte; er war so müde und glaubte, die Kniee tragen ihn nimmer.

Er setzt sich wieder unter die Esche; er läßt sich nicht so fortschicken, er wartet hier. Oder soll er sich ganz davon machen, soll er nach Hause gehen und Herrn Weißhaar einen Brief schreiben? Er fürchtet sich, daß er persönlich zu grob werden kann, und er darf um des Vaters willen sich nichts zu Schulden kommen lassen. Aber er bleibt, und im Trotz gegen sich selbst und gegen die Welt beharrt er bei seinem Entschlusse, dennoch Kaufmann zu werden.

Herr Weißhaar geleitete den Minister bis an das Thor des Gartens, er ging noch mehrmals hin und her, zuletzt geleitete er eine Dame bis an den Wagen, dann kam er zurück. Konrad sah

Digitized by Google

auch einen Stadtbekannten, den Polizeidirektor, mit dem Herr Weißhaar Arm in Arm durch den Garten ging, bis an die Grenze der Straße, wo der Polizeidirektor dann zu Pferde stieg und, von einem Landjäger gefolgt, heimritt.

Jetzt stand Konrad wieder am Wege, Herr Weißhaar ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Entschuldige, daß ich dich warten ließ." Der große Mann, der den Finanzminister geleitet, der mit dem Polizeidirektor Arm in Arm ging, der Cäsar, der Alexander, der so viele Orden trug, dieser bittet Konrad um Entschuldigung! Verstogen war der Neider, daß er so hin- und hergeschoben wurde, verflogen der Trotz gegen den kleinen Baßsich, — das Alles darf den Mann nicht bestimmen.

Was drängte sich nicht Alles in diesem Momente zusammen. Es war eine eigenthümliche Art, wie Konrad die Hand des Herrn Weißhaar drückte, länger drückte, als es eigentlich gebührlich, und nicht ohne etwas davon verspüren zu lassen, daß er der erste Vorturner.

Herr Weißhaar lächelte etwas sauersüß darüber; aber er war in bester Laune.

Der Wein hatte mousstirt und die Menschen hatten mousstirt, Alles war in bester Ordnung vor sich gegangen. Die Unterhaltung war lebhaft gewesen, die Gäste hatten nicht gelogen, wenn sie dankten und sagten, daß sie überaus vergnügt gewesen wären. Und es gibt wenig angenehmere Gefühle, als das des Hausherrn, dem ein Gastmahl, eine Gesellschaft vollkommen gelungen. Da fahren sie hin, die beglückten Menschen, ein Jeder seines Weges, und der Hausherr träumt ihnen nach, begleitet sie noch eine Weile mit seinen Gedanken; Etwas von der Künstler-Freude am Geschaffenen beseligt den Hausherrn und beseligte nun Herrn Weißhaar.

„Nun, junger Freund," fuhr er fort. „Du hast dich entschieden?"

Junger Freund! Wie wohl das thut!

„Ja," antwortete Konrad einfach, ohne einen Zusatz, aber es lag eine concentrirte Fülle von Empfindung darin.

„Und zu meinen Gunsten?"

Zu meinen Gunsten! Wie freundlich!

„Ja, ich nehme Ihr Erbieten dankbar an und will —"

„Schon gut, schon gut."

Herr Weißhaar legte seine Hand auf die heiße Stirn Konrads. „Diesen war's, als sollte er einen Segen empfangen, aber Herr Weißhaar sagte lächelnd: „Diese Studentenmähne läßest du kürzen, das postt nicht; gegen Schnurrbart habe ich nichts. Also, du meldest dich morgen früh punkt 9 Uhr bei Herrn Greif; er wird dir deinen Platz anweisen. Wie gesagt, ich will dich später für mich behalten zu meiner persönlichen Verfügung. — Daß dir noch Eines sagen, und behalte es, und wir werden gute Freunde sein. Also," — Herr Weißhaar setzte den einen Fuß vor, richtete sich hoch auf und schaute drein, als stünde er auf der Tribüne, — „merke dir: Vergessen und Verzeihen, das sind zwei Worte, die ich durchaus nicht gelten lasse. Ich hab'd vergessen — das heißt bei mir in meiner Sprache: ich bin ein gedankenloser, unaufmerksamer, schlafseliger Schwachling. Ich hab'd verstaunt — das heißt bei mir: ich bin unzuverlässig und nicht wach. Lieber Konrad! Ich habe mich in meinem ganzen Leben," — Herr Weißhaar streichelte seinen Bart, — „nie wecken lassen. Ich war zu jeder Stunde, zu der ich auf sein wollte, immer wach. Man kann seine Natur daran gewöhnen. Ich habe mich nie an Etwas erinnern lassen. Ich vertraue dir, du siehst mir darnach aus, daß du mir nie mit erbarmungswürdiger Miene sagen wirst: ich hab's vergessen oder verstaunt. ‚Wachet und arbeitet,' hatte mein Großvater, der Müller, immer im Sprüchwort."

Herr Weißhaar schien mit sich zufrieden, er strich sich den Bart rechts und links, und schloß: „Willst du nicht nach dem Treibhause gehen? Ich habe neue Sämereien und Pflanzen bekommen und meine Baltameien duften olympisch. Ja, das wollt' ich dir noch sagen, vermachtäglige deine Kenntnisse in der Botanik nicht, pflege sie weiter, vielleicht, wer weiß —. Nun, leb' wohl, grüße deinen Vater!"

Herr Weißhaar ging weiter, er reichte keine Hand mehr; Konrad verließ die Villa. Als er eben das Gartenthor hinter sich zuschlug, — es klirrte lang, — wurde er angerufen. Eine helle Frauenstimme rief: „Komm, Konrad!" Er zitterte. Wie? Wird ihn Fritze, der neckische Baßsich, anrufen und ihn sagen, daß —. Er sah hin und her, er sah nichts. Da kam seine Schwester; sie freute sich, daß sie nochmals mit einander heimkehren könnten.

Konrad war still.

Fünftes Kapitel.

Das innere Haus Weißhaar.

Das Haus Weißhaar wurde als eines der glücklichsten angesehen und war es gewissermaßen auch. Ehre und Ansehen in der Stadt, im Staate, bis hinauf zum Fürsten war ihm in vollem Maße geworden. Stets sichere Erfolge in der Handelswelt und ein Name von gewichtiger Geltung.

Auch das Familienleben erschien als ein vollbeglücktes, denn nichts als ein Sohn fehlte, der der Träger des Namens und der Erbe der großen Firma hätte werden sollen. Frau Weißhaar war eine stille Frau von geringer geistiger Regsamkeit, sie sprach sehr wenig, sie hatte immer eine Ruhe, einen wohlwollenden und begütigenden Ausdruck, so daß jeder Freund des Hauses ihr mit besonderer Ehrerbietung begegnete; sie war stets einfach gekleidet, aber es lag eine stillbehäbige, ehrenfeste Art in ihrer ganzen Erscheinung; sie glänzte nicht, aber sie hatte eine besondere Auszeichnung, sie war eine streng kirchliche Frau, sehr thätig in den Missionsgesellschaften und im Vorstande der meisten mit dem Kirchenthum in Beziehung stehenden Wohlthätigkeitsvereine. Bei allen feststehenden Berainen, deren Ehrenpräsidentin die Fürstin war, sowie bei allen zeitweise in Nothständen sich bildenden Comité's, die sich hoher Protektion erfreuten, war Frau Weißhaar aufsehbar in der Liste des Vorstandes unter den Namen des höchsten Adels. Sie wurde selbstverständlich als Repräsentantin des Bürgerthums angesehen. In den Sitzungen war sie unbefangen, sie kannte keinen Standesunterschied. Die Frauen, die sich mit ihr vereinigt hatten, galten ihr nur als Mitarbeiterinnen am Liebeswerke. Sie waren ihr gleich. — Es giebt, zumal in den rechtgläubigen Kreisen, eine Gemeinschaft, die man kurzweg den Religionsadel nennen darf. Die Genossen und Genossinnen betrachten sich gegenseitig als die Auserwählten, als den Ehren-Hofstreis des Himmelstregenten, die sehr mitleidig und sehr wohlwollend auf die armen Plebejer, Hinterlassen und Heimatlose in der Religion niederschauen.

Es gab in diesem Kreise Manche, die sich freuten und stolz darauf waren, daß Namen des höchsten weltlichen Adels dazu gehörten. Für Frau Weißhaar war das gleichgültig, sie fühlte sich im Vollbesitze des Religionsadels, pruntke aber nicht damit, war vielmehr dankbar und bescheiden, daß ihr das geworden.

Von jenen Vereinen aus hatte sich auch eine Beziehung zu dem Buchhalter Kraft gebildet; denn Herr Kraft war theils Kassier, theils Kassenrevisor in denselben. Er brachte seine freien Stunden damit zu, die Bücher der Vereine ordnungsmäßig zu führen. Frau Weißhaar war vielleicht die Einzige, die es erkannte, daß Herr Kraft größere Opfer brachte, als diejenigen, die mit großen Summen verzeichnet waren: er opferte seine freie Zeit. Zwischen Frau Weißhaar und dem Buchhalter Kraft bestand eine eigenthümliche Huldigung, natürlich in der reinsten Weise; aber doch sagten Manche: Diese beiden Menschen sollten eigentlich ein Paar sein; aber freilich, sie besäßen dann Beide nichts. Herr Kraft war tolerant gegen Frau Weißhaar, er sagte: Ihre kirchliche Frömmigkeit ist gut, weil sie so viel Gutes dabei thut. Sie dagegen sagte: Die Freidenkerei des Herrn Kraft, — und er war ein starker Freidenker, — kann nicht so schlimm sein, denn er thut viel Gutes dabei.

Herr Weißhaar hatte seine besondere Freude an der Ehrenstellung seiner Frau. Mit ihrer Kirchlichkeit war sie ihm freilich bisweilen lästig, aber er fand es doch schön, daß sie am Positiven hing; das gab ihr große Sicherheit und Bestimmtheit im Leben, und daneben war es auch bequem; es erhielten sich dadurch nicht nur Beziehungen zu einer mächtigen Partei im Lande und am Hofe, — Frau Weißhaar machte auch gar keine Ansprüche in der Unterhaltung: ihr Mann konnte ruhig in den Club gehen und überhaupt seinen Neigungen leben.

Es war pure Wahrheit, wenn Herr Weißhaar merken ließ, daß er sich eigentlich nichts aus dem Gelde mache; was konnte ihm auch daran liegen? Eine Vermehrung um Hunderttausende, zu um eine Million änderte nichts an seinem Leben und seiner Stellung. Er hatte den Zustand der Sättigung nach dieser Seite hin vollkommen erreicht. Er ließ deutlich erkennen, daß er eigentlich nur noch um der Ehre willen auf seinem Posten stehe. Und Ehre scheint ein Element, in dem es keinen Zustand der Sättigung giebt. Nachdem er den ersten Orden erhalten, waren ihm alle andern gleichgültig, und sie drängten sich ihm wahrhaft auf die Brust.

Herr Weißhaar war Mitglied des Herrenhauses, in welchem er sich zur gemäßigt liberalen Partei hielt. Er lehnte bescheiden ab, hörte es aber doch gern, wenn man ihm sagte, er sei der Finanzminister der Zukunft. Er sagte dann jedesmal: „Ich habe nicht

Digitized by Google

studirt, ich habe vom Magazinier auf gedient." Er konnte aber nicht verleugnen, daß er viel studirt und eine Autorität im Handelsrechte war. Schon zweimal war er Referent des Budget-Berichtes gewesen.

Herr Weißhaar war ehrenfest und tüchtig, nur wollte er gerne in Kreisen gelten, die ihm bloß eine Art Gnadengeschenk der Ehre zukommen ließen. Er hatte in sich den Stolz des Bürgerthums, aber dieser Stolz war kein in sich gekehrter, er trug ihn gern nach Außen und in andere Regionen hinein. Er sagte sich gerne: Wir Bürger sind nun tonangebend und herrschend in der Welt, und die abgeschlossenen Kreise dürfen für uns nicht mehr da sein; wir müssen diese Schranken durchbrechen. — Der Adel und die Hofgesellschaft sah aber darin doch vielleicht nicht mit Unrecht ein gewisses Andrängen. — Man nannte Herrn Weißhaar und seinen Anhang den Adelsschwanz. Im letzten Carneval war in dem Kreise, der sich gern ausschließlich die Gesellschaft nennt, ein hierauf bezüglicher Scherz gemacht worden, der indeß Herrn Weißhaar nicht zu Ohren kam.

Herr Weißhaar hatte auch eine Tochter, in der er seine Ansichten vertreten ließ, aber natürlich so, daß er hinter den Coulissen verblieb.

Mit den beiden Töchtern stand die Mutter nur in einer losen Beziehung. Sie hatte versucht, sie in gleiche Richtung mit ihr zu bringen, und als es nicht gelang, ließ sie dieselben gewähren.

Alexandrine, die ältere Tochter, zeigte bald das sichere, frei über andere Menschen und über die Verhältnisse verfügende Wesen des Vaters; nur darin war sie ganz andern Sinnes, daß sie die Kaufmannswelt geringschätzte. Dennoch hatte sie sich bereden lassen, sich mit dem Sohne eines Geschäftsfreundes aus England zu verloben. Der junge Mann, von guter Bildung, arbeitete im Comptoir des Herrn Weißhaar, aber eine Verantwortung der Mutter sollte ganz gegen ihren Willen das eingegangene Verhältniß. Zur Abhülfe für eine durch Wassersnoth schwer heimgesuchte Gemeinde wurde ein sogenannter Wohlthätigkeitsbazar errichtet. Alexandrine wurde eine der Verkäuferinnen. Sie ragte durch Stattlichkeit ihrer Erscheinung und durch große Gewandtheit vor allen Andern hervor. Ihre Bude war von der vornehmen Welt beständig umlagert, ihre Tageseinnahmen waren stets die höchsten. Ein junger Gardeoffizier, der als einer der lustigsten Cavaliere galt, scherzte tagtäglich, kaufte allerlei Nichtigkeiten. Ohne Weiteres sagte Alexandrine am Abend, als sie nach Schluß des Bazars heimgekehrt war, ihrem Bräutigam, daß ihr Verhältniß aufgelöst sei; und zum Vater gewendet, erklärte sie entschieden, daß sie den Baron Haldenwang heirathe und Niemand anders. Der junge Engländer reiste alsbald ab, und nach einigen Tagen schweren Kampfes wurde die Verlobung gefeiert. Alexandrine hatte einen besondern Beistand in der Mutter gefunden, denn eine Schwester des Barons gehörte zu den eifrigsten Mitarbeiterinnen in den Missionsthätigkeiten, Mägdeherbergen u. s. w.

Baron Haldenwang nahm seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück.

Alexandrine war oft leidend; sie mußte jedes Jahr eine Badekur gebrauchen. Der Vater tröstete sie, daß dies nichts zu bedeuten habe; sein Großvater, der Müller, habe das gleiche Leiden gehabt und sei dabei steinalt geworden.

„So, der Urahn Müller?" Sie lächelte, die Baronin —. „Wenn man doch einmal das Unglück hat, von einem Müller abzustammen, so hatte es doch die Pflicht, ungesund zu sein. Es schickt sich gar nicht für einen Müller — es ist ganz ohne Pietät, gewisse Krankheitsarten noch auf Enkel zu vererben."

Hätte Alexandrine den Urahn vor sich gehabt, sie hätte ihm den Stock gründlich aus den Fäusten gerissen.

Nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe, in der ein Kind geboren wurde, befiel den Baron Haldenwang eine Lähmung, und die Aerzte erklärten sein Leiden für unheilbar. Alexandrine erwies sich als gute Pflegerin, sie war sehr aufmerksam gegen ihren kranken Gatten, der manchmal im Rollstuhl in den Park geführt werden konnte. Innerlich aber war sie empört über ihr Schicksal.

Fritze, ihre jüngere Schwester, war ein übermüthiger Wildfang, und jetzt, da sie noch nicht eigentlich in die Gesellschaft durfte und ihr das beständig ernste Wesen der Mutter langweilig war, hatte sie den einzigen Wunsch, mit zwei ihrer Freundinnen auf ein Jahr in ein Institut nach Brüssel gebracht zu werden, um dann bei der Heimkehr fest und sicher in die Gesellschaft einzutreten. Herr Weißhaar war dem eigentlich nicht entgegen, denn er fürchtete, daß auch Fritze, die ab und zu auf dem Gute der Schwester war und dort mit dem benachbarten Adel verkehrte, ebenfalls eine Neigung zu einem Adeligen gewinnen könne, und er hegte den tiefsten Wunsch, daß Fritze sich mit einem Mann von bürgerlicher Herkunft verbinde; dazu wünschte er natürlich auch einen Eidam, der das große Geschäft übernähme.

An dem Tage vor Konrad Kraft sich gemeldet hatte, war am Familientische von dessen Schwester Hermine die Rede, die am tauglichsten erschien, als Gesellschafterin Alexandrinens und als Erzieherin der Enkelin auf das Gut zu ziehen. Es wurde auch davon gesprochen, daß der Sohn des Buchhalters so talentvoll sei und nun die Universität beziehen werde. Da sagte Fritze ganz unbefangen: „Der Konrad Kraft ist ein prächtiger Mensch, ich habe ihn gestern im botanischen Garten gesehen; Hermine muß doch sehr glücklich sein, solch' einen Bruder zu haben."

In den Mienen des Herrn Weißhaar zuckte es und sein Auge leuchtete. Warum nicht? sagte er sich, warum soll sich das nicht vorbereiten und anlegen lassen? Ein talentvoller, wohlgebildeter junger Mensch, den ich mir zum Vertrauten, zum Eidam erziehe, — warum sollte man darüber nicht mit Bedacht disponiren können?

„Vater, warum lächelst du, was hast du? Sag's doch. Was ist dir, jetzt durch den Sinn gegangen?" sagte Fritze plötzlich.

„Kind, es geht Einem viel durch den Sinn, was man nicht so sagen kann."

Am Nachmittage sagte Herr Weißhaar leichthin zu seinem Buchhalter: „Schicken Sie mir morgen früh um halb zehn Uhr Ihren Sohn!"

So war geschehen, was wir nun miterlebt haben. Konrad war auf dem Comptoir, er hatte keine Ahnung, welch' hohe Bestimmung ihm gestellt war.

Der Halm wächst kraußen in freiem Felde und gedeiht der Reife entgegen. Wer weiß, wohin das Korn geführt wird, wem es zur Speise werden soll? Der Freiverfügende beherrscht das Wachsthum des Feldes, das am Boden haftet, wie die Menschen, die sich frei bewegen. —

(Forts. f.)

Die Seine zu Paris.

Von **Dr. Albert Wittstock.**

Der Pariser, welcher täglich über die Brücken schreitet, ist von Jugend auf an den Anblick seines Heimatflusses so gewöhnt, daß er sich weiter keine Rechenschaft darüber gibt. Manchmal sieht er in den Zeitungen, daß ein Lastschiff an den großen Brückenpfeilern zerschellt ist, aus Nengier geht er in die Morgue, um zu sehen, welche Leichname aus dem Wasser gezogen sind, die Seine bietet ihm nichts Besonderes. Dennoch ist sie von dem größten Einfluß auf das Leben der Stadt, wenn auch durch die Eisenbahnen ihre alte Wichtigkeit etwas abgeschwächt wurde. In früheren Zeiten, wenn durch die Büegerkriege die Seine-Schiffahrt unterbrochen war, befand sich Paris oft genug in Gefahr zu verhungern.

Das Wort Seine kommt vom keltischen equan (Schlange), welches die Römer sequana latinisirten. Die Seine scheint ebenso, wie die Tiber, eine Gottheit gewesen zu sein, denn als man einen alten Altar in Notre Dame umbauen ließ, fand man unter den Trümmern einen Stein mit folgender Inschrift: Tib. Caesare Aug. Jovi optumo maximo .... M. Nautae parisiaci publico posuerunt. Diese „nautae" waren reiche Kaufleute. Von jener Zeit stammt das Schiff im Wappen von Paris mit der Devise: fluctuat nec mergitur. Paris verdankt sein Werden und Wachsen lediglich der Seine.

Die Ueberschwemmungen der Seine waren früher häufig und oft schrecklich; die beträchtlichste, von der die Geschichte berichtet, war im Jahre 1176; sie riß die beiden Brücken fort, welche damals existirten, die Mühlen und Häuser. Das entsetzte Volk wandte sich zum Himmel, und der Bischof von Paris, gefolgt vom ganzen Klerus, und der König Ludwig VII. in Begleitung seines Hofes machten eine Procession; der Bischof hob einen Nagel aus einem Christuskreuze gegen den rebellischen Fluß und rief: „Dieses Zeichen treibe deine Wasser in ihr Bett zurück und beschühe dieses elende Volk!" In neuerer Zeit wurde Paris Weihnachten 1740 buchstäblich überschwemmt. Die Champs Elysées und das Palais Royal waren

Digitized by Google

unter Wasser, viele Häuser wurden umgerissen. Heute braucht man keine Reliquien mehr, um den Fluß zu beruhigen; die Ingenieurs haben andere Mittel gefunden, die auch nicht schlecht sein können, denn Paris kann wegen einer Ueberschwemmung ruhig schlafen. Die Akademie der Wissenschaften, die Sternwarte und die Polizei wachen gleichmäßig über die Seine. Oft ist diese auch schon unter ihr Niveau heruntergegangen. Das niedrigste Wasser hatte sie am 29. September 1865. Die Trockenheit dieses Jahres hatte den Fluß bis auf den Grund reduciert. Man kann sich die Noth denken, da nämlich das Seinewasser in Ermangelung eines bessern auch zum Trinken dienen muß.

Die Seine hatte bei Paris früher 10 Inseln, hievon existiren jetzt nur noch zwei, die übrigen sind durch Brücken und andere Bauten unsichtbar geworden. Es zeugt von der außerordentlichen Vergrößerung der Stadt im siebzehnten Jahrhundert, wenn man sieht, wie viele Brücken gebaut worden, um die verschiedenen Ufer mit einander in Verbindung zu setzen, die Circulation zwischen dem einen und dem andern Ufer der Seine zu erleichtern und die Ueberfahrtsnachen zu unterdrücken, die jedoch erst vollständig im Jahre 1820 verschwanden. Im achtzehnten Jahrhundert wurde die schönste Brücke von Paris gebaut: le pont de la Concorde, im Jahre 1787 angefangen; der Sturm der Bastille beschleunigte die Vollendung, indem die Materialien der alten Festung dazu verwendet wurden. Ueberraschend standen 12 Statuen berühmter Männer darauf, dieselben befinden sich heute im Schloßhof zu Versailles.

Das neunzehnte Jahrhundert fand 10 Brücken in Paris, diese Zahl ist bedeutend vermehrt worden. Paris besitzt gegenwärtig 27 Brücken. Unter Louis Philipp waren die Hängebrücken sehr Mode, die äußerst gefährlich werden können, wie das Unglück mit dem durch den plötzlichen Fall eines Hängebrück-Endes stürzenden Bataillon Soldaten bewies. Jetzt hat Paris nur noch eine einzige Hängebrücke. Ferner mußten früher hier und da Brückengelder bezahlt werden, was die Februarrevolution gänzlich abschaffte, so daß man heute nur noch bei zwei Brücken eine unbedeutende Abgabe zu entrichten hat. Das zweite Kaiserreich hat die alten Brücken neu herstellen lassen und dafür eine Summe von 20 Millionen verausgabt.

Obwohl die Seine unaufhörlich von Dampfbooten bewegt wird, so ist sie doch reich an Fischen. Beweis ist, daß die Fischerei, so weit die Stadt reicht, für den Preis von 9100 Frcs. verpachtet ist.

Die Schiffahrt auf der Seine ist einem Ueberwachungspersonal anvertraut, welches aus einem General-Inspektor, sechs Ober-, sechs Unter-Inspektoren und zwei Gehülfen besteht. Dieser Service gehört zur Polizeipräfektur. Die Pariser Seine ist zunächst mit der Normandie und Champagne in Verbindung, durch Kanäle mit der Rhone und durch die Rhone mit dem Rhein. Sie mündet bei Havre und berührt das Meer, durch verschiedene Kanalwege aber streckt sie ihre Arme durch ganz Frankreich.

Alles Holz, sei es Bau- oder Brennholz, kommt durch die Seine nach Paris. Die Flottage ist eine alte Industrie, welche noch heute ungeschmälert fortdauert. Es kommen jährlich ca. 590 Millionen Kilogramm Holz nach Paris, wovon natürlich der größte Theil Brennholz. Für den Kohlentransport hat zwar die Seine ihr altes Privilegium verloren, dennoch werden jährlich ca. 50 Millionen Kilogramm Kohlen in den verschiedenen Häfen von Paris ausgeladen. Auch Wein kommt noch ein gut Theil per Wasser. Ein Seineschiffer trinkt täglich seine 6 Litres Wein, ohne im Geringsten benunruhigt zu werden. Man hat mir sogar gesagt, daß es Leute gibt, die 8—9 Litres per Tag trinken. Auch viele andere Lebensmittel, zum täglichen Leben unentbehrlich, bekommt Paris durch die Seine. Dieser ganze Handel gibt dem Flusse Leben und Thätigkeit, aber der Pariser ist selbst so beschäftigt, daß er kaum darauf merkt, und es sich wahrhaftig nicht träumen läßt, daß jährlich 5000 Schiffe in Paris ein- und ausladen. Ist man doch schon zu der Idee gekommen, Paris zu einem Seehafen zu machen, wenigstens vorläufig eine direkte Dampfschiffverbindung zwischen Paris und London herzustellen.

Die kleinen Dampfschiffe für den Personenverkehr zwischen den verschiedenen Theilen der Stadt existiren erst seit der großen Weltausstellung und sind nach dem Muster Londons eingeführt. Diese Schiffe sind für den Fluß das, was die Omnibuse für die Straßen und Boulevards.

Von den mancherlei Industrien der Seine sind besonders die Bad- und Waschanstalten zu nennen. Noch im vorigen Jahrhundert ging der Pariser, weniger schamhaft als heute, ganz nach seiner Phantasie in den Fluß. Verschiedene Polizeiverordnungen verboten, sich nackt zu baden, und alsbald entstanden natürlich besondere Badeorte. Selbst jetzt noch verleugnete der Pariser nicht seine alte Neigung zur Ungebundenheit, indem er ohne Meistern im Privilegium badete; erst eine Polizeiverordnung vom 6. Juli 1858 machte diesem Mißbrauch energisch ein Ende. Es existiren heute 19 Badeanstalten in der Seine, 13 für Männer und 6 für Frauen; von Anfang Mai bis Ende September sind sie in Permanenz. Auch einige Etablissements für warme Bäder hat man in der Seine angelegt. Außerdem existiren 28 Waschanstalten; das Recht, hier zu arbeiten, wird mit 40 Centimes per Tag bezahlt. Diese Anstalten sind für die Bevölkerung von großem Nutzen. Früher waren die Wäscherinnen nicht so bequem installirt, sie wuschen einfach, beim Laufe des Wassers niederknieend auf ein wenig Stroh; oft sahen sie ein Stück Wäsche vom Strome mit fortgerissen. Die Pariser Wäscherinnen und Waschertage feiern alle Jahre ein großes Fest, wo sie in der Absicht, sich zu amüsiren, sich ermüden, als wenn sie die anderen Tage nicht schon genug sich ermüdeten!

Die Polizei wacht nicht bloß über die Industrien, welche auf der Seine betrieben werden, sondern sie faßt auch alle Vorsichtsmaßregeln in's Auge, um Unglücksfällen zuvorzukommen. Sie weiß, daß der Pariser leichtsinnig und unvorsichtig ist, daß er in einen Kahn steigt, ohne ihn regieren zu können, daß er sich badet, ohne schwimmen zu können, und daß er sorglos beim Wasser einschlummert. Nichtsdestoweniger kommen doch immer noch genug Unglücksfälle vor. Sobald ein Leichnam aus dem Wasser gezogen wird, nimmt der nächste Polizeicommissär darüber ein Protokoll auf und dann wird der Cadaver nach der Morgue gebracht.

Dieser finstere Ort ist ein direkter Anner der Seine. Der öffentliche Ausstellungssaal der Morgue, in welchem man ein beständiges Gehen und Kommen des Publikums bemerken kann, enthält 12 Metallplatten, auf denen die Leichname ausgestreckt werden; darüber befindet sich ein kleiner Hahn mit kaltem Wasser, welches beständig darüber herabträufelt, um die Decomposition zu verhindern. Die Kleider und Alles, was man bei dem Ertrunkenen gefunden, werden mit ausgestellt.

Die Seine gibt viele Leichen heraus, aber sie behält auch viele; die Leute, welche verunglücken, werden nicht alle gefunden, und es kommt oft vor, daß Personen, welche einen Freund oder Verwandten nicht wiedersehen, ihn auf der Morgue suchen, wo er nicht ist. Der Greffier fragt dann den Reklamirenden und schreibt Datum des Verschwindens, Wohnung, Name, Vorname, Kleidung ꝛc. auf. Kein Mittel wird unversucht gelassen, um zur Identität der Cadaver zu gelangen. Wenn die Kleidungsstücke des Verstorbenen Papiere enthalten, schreibt man in der Eile an die betreffenden Adressen; wenn Einer aus dem Publikum zufälligerweise Zweifel über den ausgestellten Körper erhebt, so fragt man nach Wohnung, Lebensgewohnheiten u. s. w. So kommt es oft erst nach tausend Schwierigkeiten dahin, den Namen des armen Teufels zu erfahren. Alles was die Morgue thut, geschieht ganz unentgeltlich.

Ist ein Cadaver während der reglementsmäßigen drei Tage ausgestellt gewesen und hat man seine Identität nicht feststellen können, so erfährt der Greffier die Todeserklärung und bittet um die Erlaubniß der Beerdigung; oft sieht sich jedoch die Justiz veranlaßt, den Leichnam zu conserviren. Vor der Revolution war es Sache der Hospitalisten, die unbekannten Todten zu beerdigen. Die Register der Morgue durchzugehen, ist eben so interessant wie traurig. Am 27. Juli 1830 sind nur 3 Körper einregistrirt, am 28. aber 18, am 29. sind es 101; dabei steht: todtgeschossen. Am 23. Februar 10, am 24. waren es 43, am 25. 16; auch der Staatsstreich hat die Morgue bevölkert.

Eine traurige Thatsache ist es, daß die Zahl der Todten in der Morgue sich vermehrt, sie hat sich seit zehn Jahren verdoppelt. Auch ist es vorgekommen, daß Leute in Paris ohne jegliche Spur verschwunden sind, und daß man Arme, Beine und Körpertheile in der Seine gefunden hat. Wahrhaft schrecklich aber ist der Gedanke, daß in Paris, in dem Paris, wo das Geld im Ueberfluß rollt, drei Menschen, zwei vor Hunger und einer vor Frost, gestorben sind.

Obwohl die Lage von Paris nicht so günstig ist, wie die von London an seiner Seine, so kann Paris immerhin auf seinen Fluß stolz sein. Schade nur, daß die Seine das alte Privilegium verloren hat, welches ihr in den guten Zeiten des heiligen Marcellus verliehen wurde. Dieser Bischof segnete nämlich das Seine-Wasser, daß es sich in Wein verwandeln sollte!

Digitized by Google

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pfau.**

(Fortsetzung von Seite 297.)

VIII.

Um die späte Nachmittagszeit desselben Tages lagen zwei Bauern vor der Feuerstelle einer tief im Gebirge versteckten, einsamen Köhlerhütte ausgestreckt. Der von dem Feuer ausspulmende Rauch lagerte in einer schweren, undurchsichtigen Wolke unter der niedrigen Balkendecke, und füllte den ganzen inneren Raum der elenden Spelunke so dicht, daß die Dinge und Personen darin nur wie ein Nebel unterschieden werden konnten. Durch einen kaum drei Fuß über den Fußboden aufragenden Verschlag von rohen Tannenbretern wurde dieser Raum in zwei ungleiche Hälften geschieden, deren kleinere von den Bewohnern als Schlafgelaß benutzt zu werden schien. Eine schon ältliche Frau hockte, die Hände in den Schooß gefaltet, auf diesem Bretterzaun und warf von Zeit zu Zeit einen scharfen, mißtrauischen Blick auf die beiden Bauern, welche sich augenscheinlich je länger je weniger unter der Beobachtung der Alten behaglich fühlten. Auch hatten beide ihre Feuerrohre vorsichtig zur Seite behalten. Inwiefern ließ sich aus dem dunkeln Raum hinter dem Verschlag ein leises Stöhnen vernehmen.

Alles in der Hütte trug die größte Vernachlässigung und die bitterste Armuth zur Schau. Ringsends war, außer einigen in einer Ecke stehenden irdenen Töpfen, in dem eher einem schlechten Stall als einer menschlichen Wohnung ähnelnden Gelaß, ein Stück Hausrath zu bemerken. Der Fußboden bildete bis auf die aus rohem Bruchsteinen aufgeführte Feuerstelle einen Morast, welchem nur die starre Winterkälte eine Art Festigkeit verliehen hatte. Die als Fenster benützten Löcher hatte man durch ein Geflecht von Weidenruthen geschlossen, dessen weite Zwischenräume jedoch dem außen in dichten Flocken fallenden Schnee einen undehindertn Zugang verstatteten. Die aus plumpen Baumstämmen zusammengefügte Thür endlich hing nicht in Angeln, sondern mußte für den Fall des Gebrauchs durch einen dahinter eingelegten Querbalken in ihrer Lage erhalten werden. Augenblicklich war sie nur an die Wand gelehnt, und durch die niedrige Oeffnung erblickte man, so weit innen der Qualm und außen das Schneetreiben, wie die schon hereinbrechende Dämmerung eine Fernsicht erlaubten, ein enges, waldbewachsenes Thal, das sich nach abwärts zu einer tiefen, abschüssigen Schlucht niedersenkte, nach aufwärts hingegen zu dicht bewaldeten Bergen aufstiebte.

Der eine der Bauern hatte nach einem langen aufmerksamen Lauschen etwas wie eine schwere Verwünschung gemurmelt. Unter dem dumpfen Rauschen des Sturmes in den Wipfeln der Tannen und dem Zusammenschlagen der Zweige der entlaubten Buchen ließ sich, wenn auch aus weiter, weiter Ferne, bald der schwache Schall eines unregelmäßigen Gewehrfeuers, bald wieder der kurze, scharfe Laut ganzer Salven unterscheiden.

„Der Schliefer kommt nicht wieder," richtete der Mann im halblauten Gestüster die Bemerkung an seinen in ein finsteres Sinnen versunkenen Gefährten; „wo er nur bleiben mag? Und hore nur, jetzt knallt es auch nach jener Richtung. Statt nach Schloß Roltenberg zu gelangen, hat uns unter diesem hölllschen Schneetreiben ein bösartiger Kobold mitten zwischen die streitenden Parteien verschlagen."

„Der Schliefer wird auch nicht wiederkehren," murrte der Andere.

„Du meinst, daß der Kerl uns mit dem Mädchen im Stich gelassen haben sollte?" forschte der Erste.

„Kennen wir ihn uns nicht jeden Schritt im Gebirge?" erwiderte der Gefragte, „und sind wir nicht beseuerngeadtet den ganzen Tag über wie toll und blind in den Bergen umhergerirrt, ohne nur einmal uns aus den bekannten Zeichen zurechtfinden zu können? Nun denn, der Schliefer, sage ich dir, wird mit seinem Versuch, einen Ausweg aus der Verstrickung auszuspüren, in welcher wir uns hier befinden, nicht glücklicher sein. Er ist jetzt vielleicht schon in einen Abgrund gestürzt oder einer der streifenden Parteien in die Hände gefallen. Mit seinem Aufbruch schon war es mir klar, daß wir ihn nicht wiedersehen würden."

„Aber hier können wir doch unmöglich bleiben," äußerte der erste Bauer mit einem scheuen Blick hinter sich und zur Seite. „Die Alte hat augenscheinlich Unrath gewittert. Seit unserem Kommen sitzt sie unbeweglich, und hat sie uns denn nur eine Frage beantwortet oder auch nur einen Trunk Wasser angeboten? Ich traue dem Weibsbilde nicht. Und wie ihre Augen durch die Dunkelheit leuchten! Daß wir auch gerade hierher verschlagen werden mußten!"

„Es ist das auch lange noch nicht das Ende der Geschichte," fuhr der Andere, ohne auf den Einwurf seines Gefährten zu achten, fort. „Es wird uns nicht minder leichen als es den Schliefer wahrscheinlich schon getroffen hat. Eine Hexe zu geiteten bringt Unglück. Besser wär's schon gewesen, wir hätten sie, als wir heute Nacht über den Rhein fuhren, gleich mit einem tüchtigen Stein um den Hals in besten Bett versenkt. Sie hat's uns angethan, und nicht eher werden wir den uns beherrschenden Bann zu brechen vermögen, als bis wir uns von ihr befreit haben."

„Wenn wir, ohne erst den Schliefer abzuwarten, gleich selber unsern Heimweg zu finden versuchten?"

„Thor du," versetzte der zweite Bauer auf diese hingeworfene Frage des Andern, „was könnte uns das nützen? Der Zauber, womit die Satansdirne unsern Sinn gebiendet hält, würde dadurch doch nicht gebrochen werden."

„Aber was beginnen?"

„Der Tod löst jeden Zauber."

Erschreckt schaute der erste Bauer zu dem andern auf.

„Du wolltest wielich?" stotterte er. — „Aber das wäre ja Mord, und dann sich doch die Alte an. Wie roth die Raader ihrer Augen sind und wie höhnisch sie auf uns blickt! Verlasse dich darauf, mit der ist es ebenfalls nicht richtig."

„Pah!" brummte der Zweite. „Der Vorsicht wegen habe ich gestern der unserem Aufbruch auf die Kugel in meinem Laufe noch eine tüchtige Bleidichtfleische aufgesetzt. Das reicht aus, die Alte, und wenn sie schmal des Teufels Großmutter wäre, zu ihrem Schutzpatron, dem Satan, zu senden. Was aber die Junge betrifft, so schlagen wir sie einfach mit unsern Büchsenkolben nieder. So fest Einer auch voder Eisen, Blei und Stahl sein mag, wider einen gut geführten Schlag mit dem Büchsenkolben, oder den Tod durch Strick und Feuer haben noch kein Zauberer und keine Hexe ein Mittel gefunden."

Der Erste schien von der unbedingten Wirksamkeit der vorgeschlagenen Mittel keineswegs gleich fest überzeugt zu sein. Er schüttelte unschlüssig den Kopf.

„Indeß, wenn nun . . . ." warf er zögernd ein.

„Sie oder wir," wurde er von seinem entschlossenen Gefährten unterbrochen. „Denke doch nur daran, von sechs Männern, die wir vorige Nacht mit der Dirne aufgebrochen sind, halten wir Beide allein noch zusammen. Der Eine ist unmittelbar vor uns in den Abgrund gestürzt, und Gott weiß, wohin die Andern verstoben und verschlagen sind. Der Schliefer ist jetzt auch noch verloren gegangen und uns bleibt sicher kein besseres Schicksal aufgehoben, wofern wir dem nicht durch einen raschen Entschluß zuvorkommen. Wenn du nicht willst, bin ich allein noch Manns genug, mit der Hollenbrut ein rasches Ende zu machen, und, Gott's Tod! ich zögere nicht länger damit."

Ein scheller Pfiff ertönte aus der Ferne.

Mit dem erfreuten Ausruf: „Da ist der Schliefer!" war der erste Bauer von seinem Sitze aufgesprungen und zur Thür geeilt. „Holla! ho! hier!" rief er in den Wald hinaus.

„Wirst du schweigen!" zürnte der Andere. „Mordio! Dummkopf, dein unsinniges Geschrei kann wer weiß wen herbeiführen."

Die Rufe seines Gefährten schallten schon weit von der Hütte und wurden jetzt von einer zweiten Stimme beantwortet.

„Er ist's, es ist wahrhaftig der Schliefer," brummte, sich ebenfalls erhebend und unter die Thür tretend, mißmuthig der zweite Bauer. „Daß der Bose auch gerade jetzt den Kerl wieder hierher zurückführen mußte! Jedoch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und gtrichnet, so oder so, der Bauer muß durch den Tod der Hexe gelöst werden."

Mit der Entfernung der Bauern hatte sich die Alte lautlos von ihrem Sitze erhoben und war zu dem anderen entgegengesetzten Ende des Verschlages getreten. Sich mit dem ganzen Oberkörper übergebeugt, glitten ihre Hände geschäftig über einen dort am Boden ausgestreckten Körper fort. „Liege still!" flüsterte sie dazu, „keine Bewegung, keinen Laut! So, der Knebel ist entfernt, die Stricke sind gelöst."

Digitized by Google

„Du bist die Tochter des Bauernkaisers?“ richtete sie in demselben leisen Gestüster die Frage in den dunkeln Raum. „Armes Kind, ich ahnte es gleich. Und der Eine von diesen Schurken trachtet dir nach dem Leben. Der Mordbube! Das allgemeine Aufgebot geht durch das Land,“ fuhr sie fort, „und mein Mann ist hinaus, die Anfage davon weiterzutragen. Er kann unmöglich noch lange ausbleiben. Vielleicht ist er freilich mit den Andern auch gleich nach Nollingen hinunter. Sie schießen dort; indeß der Weg dahin führt hier vorüber und sicher werden noch einige von den Jägern und Bauern bei Gebiegs nachkommen. Wenn aber nicht, muß List oder Gewalt uns helfen. Ich habe das Gespräch der Schurken belauscht; sie sürchten sich mehr vor mir und die, als ich mich vor ihnen fürchte. Ha!“

Sie hatte das in der Eile, mit welcher er die Hütte verlassen, hinter ihm am Feuer liegen gebliebene Feuerrohr des zweiten Bauern bemerkt und mit rascher Geistesgegenwart die an dem Schloß desselben glimmende Lunte ausgetreten. Noch unter dieser Handlung erschien jedoch der Eigner des Gewehrs wieder auf der Schwelle.

„Mord und Tod!“ brüllte der Bauer. „Verrath! Herbei Ihr da! Und da steht ja auch die Hexe frei auf ihren Füßen!“ In der That hatte sich die von ihren Banden befreite Gertrud bereits von ihrem Lager erhoben.

„Verdammtes Weib, das ist dein Tod!“ Die Alte mit roher Gewalt zurückschleudernd, hatte der Wüthende seine Büchse von der Ecke aufgegriffen. Im gleichen Moment hatte die Alte jedoch einen Feuerbrand ergriffen und ein Schlag mit demselben ließ den Mann in die Kniee sinken. Die Funken sprühten um seinen Kopf. Die von dem Bauer getragene dicke Pelzkappe mochte indeß das Schlimmste von ihm abgewendet haben. Ein zweiter auf ihn niedersausender Schlag wurde von dem herzuströmenden Schießer aufgefangen. Der andere ebenfalls herbeigeeilte Bauer hatte den Getroffenen zurückgerissen. Die Entladung des den Händen desselben entglittenen und dabei von dem Feuer erfaßten Gewehrs mehrte noch die Verwirrung.

Mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft war von dem Schießer der Alten der Feuerbrand aus der Hand gewunden und diese selbst endlich niedergezwungen worden. Vergeblich mühte er sich jedoch, deren Hülfegeschrei zu ersticken. Noch unfolgig, sich auf ihren Füßen zu halten, war Gertrud bei dem bald unternommenen Versuch, ihrer Beschützerin zur Hülfe zu eilen, wieder in die Kniee gesunken.

„So heiß' mir doch Einer das verdammte Weibsbild zum Schweigen bringen,“ herrschte der Schießer seinen beiden Begleitern zu. „Zölpel Ihr, greift doch mit zu! Wenn das Geschrei einen der allerwärts streifenden Bauernhaufen herbeilockte, wären wir ja Alle verloren.“

Nur der zweite, mittlerweile von dem empfangenen Schlage wieder nothdürftig zu sich gekommene Bauer folgte dieser Weisung, der andere hielt sich vorsichtig in der Ferne. Mit einem rasenden Zornausbruch hatte Jener seine Büchse aus den Flammen gerissen und führte mit dem Kolben derselben einen fuchtbaren Schlag auf das Haupt der Alten. Bereits hatte sich diese jedoch unter dem Ringen mit ihrem Widersacher wieder vom Boden aufgerafft und bei der raschen Bewegung der beiden Körper schmetterte die schwere Waffe, statt ihr Ziel zu treffen, mit ganzer Wucht auf den Arm des Schießers nieder.

„Mordio!“ heulte der Mann. „Eisel du, mein Arm ist gebrochen. Halt! haltet sie auf!“ Die Alte hatte sich von ihm losgerissen und, von dem zweiten Bauer unbehindert, das Freie gewonnen. - „In Hülfe! Alarm! Mord!“ gellte außen ihr Geschrei.

„In Hülfe!“ hatte, halb nur von einer dunkeln Empfindung geleitet, zuvor auch schon Gertrud den Ruf erhoben. Unter der Erregung des Augenblicks war es ihr gelungen, den Verschlag zu überspringen.

„Wenn die Eine nicht, so die Andere!“ raste der zweite Bauer, sich auf sie werfend. „Wenigstens die vermaledeite Hexe soll mir nicht entrinnen.“ Mit dem seinen um ihren Hals geschlungenen Händen versuchte er das wieder in die Kniee gesunkene Mädchen zu erdrosseln.

„Ist denn der Kerl von dem Bewitchen, jenen zurückzuhalten. „Willst du die Dirne loslassen! Soll etwa der Preis für alle unsere Mühe und Gefahr uns schließlich auch noch verloren gehen? He! hierher, du, hilf mir doch!“

„Sterben muß sie!“ heulte der Rasende. „Laßt mich! Sie hat es uns angethan und nur mit ihrem Tode wird der Bann von uns genommen werden!“

„Gnade!“ kreischte das Mädchen, sich unter dem Schutze des Schießers müthsam emporrichtend. „Ich bin unschuldig! Gnade! Erbarmen!“

„Da antworten Stimmen aus der Ferne,“ machte der zweite Bauer seine beiden Gefährten aufmerksam. „Rettet Euch! Fort von hier!“

„Laßt mich!“ tobte der erste Bauer.

„Ich höre Schritte! Fort! Rettet Euch!“ rief auch der Schießer.

„Nicht eher, bis ich die Hexe zur Hölle gesendet habe!“ beharrte der Wüthende auf seinem Willen. „Stirb, Verfluchte! — Ah!“ —

Seine zum Schlage ausholende Faust sank kraftlos an dem Körper herab, taumelnd drehte sich der große schwere Mann um sich selbst und stürzte krachend zur Erde nieder. Ein unter der Thür gefallener Schuß hatte ihn in den Rücken getroffen.

Zugleich fanden sich seine beiden Begleiter, bevor sie noch den Ausweg zu gewinnen vermochten, von acht oder zehn in die Hütte gedrungenen Männern bewältigt und niedergerissen.

„Das nenne ich Hülfe zur rechten Zeit!“ rief einer der neuen Ankömmlinge. „Da hinaus mit den Schelmen, um ihnen an dem nächsten Ast ihren Lohn auszuzahlen!“

„Halt, seine Uebereilung!“ wehrte ein Zweiter dem raschen Gericht. „Wer weiß, was das mit den Kerlen für eine geheime Bewandtniß haben mag. Sie stehen Banden gleich und. Der Berthold Schopflin befindet sich schon voraus auf dem Wege nach Nollingen, der mag ihr Verhör übernehmen.“

„Der Berthold! Mann, was sagst du, der Berthold befindet sich in der Nähe?“ Wie schon durch den Namen neu gekräftigt, hatte sich Gertrud zu dem Sprecher Dahin gedrochen. „Die heilige Jungfrau sei gepriesen! So bin ich gerettet! Wo, wo ist er?“

„Wer ist und was will das Mädchen?“ richtete der Mann die verwundete Frage an die Umstehenden.

„Es ist die Tochter des Bauernkaisers!“ kam die Klösterfrau den Andern in Beantwortung der aufgeworfenen Frage zuvor. — „Die Schelme hatten sie ihrem Vater geraubt, sie wollten dem armen Kinde an das Leben. Ihr seid noch gerade im letzten Augenblicke gekommen, sie zu retten.“

„Ja, es ist die Gertrud, die Tochter des Bauernkaisers!“ bestätigten mehrere der Uebrigen die Aussage der Alten. Auf, zu dem Berthold, er sprach nach ihr; sie wende von den Kaiserlichen in Rheinfelden gefangen gehalten!“

„Eine Hexe ist's!“ hatte sich der tödlich Verwundete mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft halb von der Ecke aufgerichtet. Der blutige Schaum stand dem Unglücklichen vor dem Munde, die Augen zeigten sich schon halb gebrochen. Das mit jedem seiner Worte vernehmbare Pfeifen des in die Lunge Getroffenen mehrte noch das Schreckliche seiner Erscheinung.

„Ja, eine Hexe ist's,“ kreischte er, bei jedem Absatz seine Rede von einem ihm aus dem Munde sprudelnden Blutstrom unterbrechen. „Verflucht sei sie! — Ihr Zauber hat uns getroffen, wie er auch Euch treffen wird. — Schlagt sie todt! — Eine Hexe geteilen — bringt — Verderben.“

Mit einem lauten Aufschrei war der Sterbende zurückgesunken. Ein weiter Kreis hatte sich um ihn und das Mädchen gebildet. Entsetzt starrten Aller Blicke auf Gertrud.

„Der Unhold, der!“ riefete die Klösterfrau. „Glaubt ihm nicht, dem schändlichen Lügner. Ihm ist nur sein Recht geschehen. Er, gerade er ist es gewesen, welcher dem unschuldigen Dinge das Leben rauben wollte!“

„Es ist nicht wahr! Er lügt!“ rief Gertrud in Verzweiflung über die abermals auf sie geschleuderte gräßliche Beschuldigung. „Bei den Wundenmalen des Heilands, bei dem geheuchelten Leben und Sterben aller Heiligen und Märtyrer, ich habe keinen Theil an dem Schicksal dieses Mannes. Heilige Jungfrau, gieb du doch ein sichtliches Zeichen für meine Unschuld! Ich eine Hexe! Aber kennt Ihr mich denn nicht, ihr Männer, und ist denn Keiner unter Euch, der für mich Zeugniß ablegen will? Wenn Ihr mich aber auch nicht kennt, so müßt Ihr doch von meinem Vater gehört haben! Ich bin ja die Gertrud, die Tochter des Bauernkaisers!“

„Der Jakob Eschwanger,“ murrte einer der eingetroffenen Bauern, „hat sein Lebtag für nicht viel Besseres denn einen Jauberer gegolten!“

„Wir Alle beinahe gehören zu den Klosterbauern von Sanct Blasien,“ entschuldigte der wrige Sprecher halb seine Unkenntniß, halb lag jedoch in seiner nur zögernd abgegebenen Erklärung auch ein noch nicht gehobener Zweifel ausgesprochen, „und Land und Leute sind uns deßhalb hier so gut wie unbekannt. Der Berthold Schöpflin nur, mit dem wir auf unserer Flucht von Rheinfelden zusammengetroffen sind, hat uns gesammelt und nach dieser Richtung gewiesen. Ihn allein kennen wir genauer, denn er streift oft genug

Digitized by Google

bis nach St. Blasien hinüber und wir vertrauen auf ihn. Er mag entscheiden!“

„So führt mich zu ihm!“ richtete Gertrud die flehentliche Bitte an den Mann. „Schnell, eilt! Er wird für mich zeugen, er wird diesen schmählichen Verdacht von mir nehmen. Brechen wir auf! — Ich bitte, ich beschwöre Euch, keine Minute laßt uns länger säumen!“

„Ich kenne das Mädchen, und es ist ein gutes Mädchen!“ war ein schlichter Landmann für sie eingetreten. „Wer einmal einen Zug unter dem Bauernkaiser mitgemacht hat, der weiß, was sie werth ist!“

„Auch ich bürge für sie!“ fiel die Alte eifrig ein. „Das ganze Gebirge ist ihres Lobes voll. Sie heilt die Kranken in Gottes und der heiligen Jungfrau Namen, und schon Manchem, der an einem schweren Gebreste niederlag, hat sie Leben und Gesundheit wiedergegeben. Weiß sie die Kräuter und die Steine und manches gute Sprüchlein kennt, darum neiden die schlechten Menschen ihr ihre Wissenschaft und reden Böses hinter ihrem Rücken.“

„Du und du, Ihr kennt sie ja auch,“ kehrte sie sich zu einigen Bauern; „sagt denn Ihr, ist es etwa anders?“

„Es ist so,“ stimmten die Aufgerufenen ein. „Wer will was von dem Bauernkaiser?“ — „Jener Schelm da ist an seiner eigenen Lüge erstickt!“ riefen einzelne Stimmen.

Bei alledem fehlte viel, daß durch diese gehäuften Zeugnisse und Versicherungen der Eindruck der Anklage des Todten auf die fremden Bauern so leicht verwischt worden wäre. Mit unverkennbarer Scheu blickten sie auf das Mädchen. „Der Verdacht mag über sie bestimmen!“ wiederholten sie, bei ihrer vorigen Entscheidung beharrend.

„Aber sehl Ihr denn nicht,“ eiferte die Alte gegen den Entschluß des sofortigen Aufbruchs, „daß das arme Kind sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen halten kann? und länger ist ja auch schon die Dunkelheit eingebrochen. Gewährt ihr wenigstens ein paar Stunden Zeit, sich zu erholen.“

„Nein, nein!“ drängte Gertrud, „brechen wir auf zu ihm, zu dem Berthold, er wird sür mich eintreten. O, ich bin stark, ich fühle keine Schwäche mehr. Auf, ihr Männer!“

Ihr Wille entschied; sie und die Gefangenen in der Mitte, setzte sich der Zug nach wenigen Minuten wieder in Bewegung.

Das Unwetter schien jetzt den höchsten Grad erreicht zu haben. Der Sturm raste aus den freien Lichtungen, daß es kaum möglich schien, sich gegen dessen Gewalt aufrecht zu erhalten; der Schnee schlug den Männern in's Gesicht; die rasch eintretende Dunkelheit endlich ließ auf den schmalen und tief verschneiten Waldpfaden bald die Hand vor Augen nicht mehr erkennen. Auch dem Kundigsten mußte es schwer, wo nicht unmöglich werden, sich unter diesem Aufruhr der Natur Berg auf, Berg ab in den endlos sich forterstreckenden Forsten zurechtzufinden. (Forts. f.)

Prinz Friedrich Karl.

Von **Wilhelm Augenstein.** Mit Originalbild von **F. Specht.**

Unter den Heerführern, welche gegenwärtig an der Spitze der deutschen Armeen in Frankreich stehen, nimmt aus mehr als einem Grunde Prinz Friedrich Karl von Preußen einen ganz besonders hervorragenden Rang ein. Er ist nicht nur durch die Vorrechte seiner Geburt noch im kräftigsten Mannesalter zu einer militärischen Stellung erhoben, in der man sonst bei uns nur Greise zu sehen gewohnt ist, sondern er hat sich auch schon mehrfach praktisch als Führer erprobt und, was noch mehr in's Gewicht fällt, er ist zugleich der eigentliche Lehrer der neueren Taktik, die zuerst von den Preußen im Jahre 1866 zur Anwendung gebracht, seitdem auch in den übrigen deutschen Armeen geübt worden ist.

Prinz Friedrich Karl Nikolaus — so lautet sein vollständiger Name — ist ein Neffe des Königs Wilhelm; sein Vater, der Prinz Karl, ist ein Bruder des Königs, seine Mutter, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, ist die Schwester der Königin Augusta von Preußen. Geboren am 20. März 1828 wurde er, wie alle preußischen Prinzen, schon als Knabe der Armee eingereiht, in der er, noch nicht zwanzig Jahre alt, den Rang eines Hauptmannes bekleidete. Als solcher nahm er 1848 an dem ersten schleswig-holstein'schen Kriege im Stabe des commandirenden Generals, jetzigen Feldmarschalls Wrangel Theil und führte in der Schlacht bei Schleswig ein selbstständiges Commando, das ihm Gelegenheit gab, sich zum ersten Male als einen besonders tüchtigen Reiteroffizier zu zeigen. Ein Jahr später, 1849, folgte er seinem Oheim, der zu jener Zeit noch den Titel eines Prinzen von Preußen führte, als Major in den badischen Feldzug. Hier wurde er, im Gefecht bei Wiesenthal, zweimal in Arm und Schulter schwer verwundet, so daß die vollständige Wiederherstellung seiner Gesundheit eine längere Ruhe erforderte. Diese Zeit widmete er wissenschaftlichen Studien, zu denen der Sinn bei ihm namentlich durch den fortgesetzten Umgang mit einem seiner ehemaligen Lehrer, dem hochgebildeten General und jetzigen norddeutschen Kriegsminister von Roon, angeregt war. Friedrich Karl hatte früher schon zwei Jahre lang, von 1846 bis 1848, die Universität Bonn besucht, wo der eben genannte General sein Begleiter gewesen und sich zwischen beiden das vertraute Verhältniß entwickeln konnte, welches auf den Bildungsgang des Prinzen wesentlich eingewirkt hat.

Seit dem Jahre 1861 ist Friedrich Karl General der Cavallerie und Inspekteur der gesammten preußischen Reitertruppen. Im zweiten schleswig-holsteinschen Kriege von 1864 übernahm er nach Wrangel's Abgange den Oberbefehl über die vereinigte preußisch-österreichische Armee und leitete den Sturm auf die Düppeler Schanzen, wie den Uebergang zur Insel Alsen. 1866 führte er die I. preußische Armee, mit der er auf den Schlachtfeldern Böhmens zahlreiche Lorbeeren erfocht, während er in dem gegenwärtigen Kriege als Oberbefehlshaber der II. deutschen Armee durch die eigenthümliche Verkettung der Verhältnisse, außer am 31. August und 1. September bei Noiseville vor Metz, nicht in die Lage gekommen ist, auf sich allein angewiesen, Schlachten zu schlagen, aber doch mit den unter ihm stehenden Truppen wesentlich auf den Gang der Ereignisse eingewirkt hat.

Doch, abgesehen von den Leistungen, welche dieser Prinz im Kriege durch seine persönliche Thätigkeit gezeigt hat, verdient derselbe, wie bemerkt, wegen seines Einflusses auf die taktische Ausbildung der Truppen als einer der hervorragendsten unter den deutschen Generalen genannt zu werden. Bei seinen stets mit Vorliebe den militärischen Wissenschaften zugewandten Studien mußte es bekanntlich die Schlachten Friedrich's des Großen und Napoleon's des Ersten, die seine Aufmerksamkeit fesselten. Doch begnügte er sich nicht damit, die Spezialgeschichte jener Schlachten genau zu verfolgen, sondern er zog Parallelen von denselben auf die Kriegsereignisse unsrer Tage, und kam auf diese Weise nicht selten dazu, über gewisse Vorgänge Urtheile zu fällen, die in den ihm nahe stehenden militärischen Kreisen von Niemandem getheilt wurden, bis er dieselben mit schärfer und überzeugender Logik motivirte.

Auf diese Weise hatte sich der Prinz schon zur Zeit des italienischen Feldzugs von 1859, freilich nur in seiner nächsten Umgebung und unter den hervorragenden, mit ihm in persönlichem Verkehr stehenden Offizieren, den Ruf eines klaren Denkers, vorzüglichen Strategen und ausgezeichneten Taktikers erworben. Die Gelegenheit, diesen Ruf zu bewähren, brachte der eben erwähnte Krieg. Zu jener Zeit (1859) war alle Welt voll von der „gänzlich neuen“ Taktik, welche die Franzosen anwendeten und welche durch die ungewöhnliche Erscheinung und Kampfweise der zum ersten Male in Europa auftretenden Zuaven und Turcos geradezu furchtbar wurde, namentlich aber den Oesterreichern gegenüber bei Magenta, Solferino u. s. f. großartige Erfolge hatte. Friedrich Karl studirte diese Taktik und fand, daß dieselbe keineswegs so sehr neu, sondern eigentlich weiter nichts war, als eine Anwendung der altbekannten furia francese, und daß es wohl Mittel gäbe, derselben erfolgreich entgegen zu treten. Dies Resultat seiner Forschungen brachte den Prinzen auf die Idee, sich schriftstellerisch geltend zu machen.

Im Jahre 1860 erschien eine kleine unscheinbare Broschüre, die den anspruchslosen Titel führte: „Eine militärische Denkschrift von P. F. C.“ Bald wurde jedoch bekannt, wer seinen Namen unter den drei Buchstaben verbarg. Diese Schrift, welche lediglich die Mittel und die Kampfweise nachwies, mit denen die preußische Armee bei einem preußisch-französischen Kriege im Glande sein sollte, die Franzosen zu schlagen, machte kein geringes Aufsehen. Natürlich mußte ein solches Thema, von einem Mitgliede des preußischen Königshauses beleuchtet, in Frankreich allgemeine Sensation hervorrufen; die Broschüre wurde massenhaft übersetzt, zwar auch ernsthaft, selbst von hervorragenden Generalen des Kaiserreichs besprochen, aber mehr noch im Tone des Spottes kritisirt und mit französischem

Digitized by Google

Prinz Friedrich Karl.

Digitized by Google

Franzöſiſche Infanterie.

Digitized by Google

Uebermuthe behandelt, als ob der Prinz ein ächter Kraujunker sei, der sich vermessen hätte, mit einem feingebildeten Hofmanne aus den Luiterien rivalisiren zu wollen. Diese Polemik fand auf deutscher Seite jedoch keine Erwiderung und so schlief die Sache endlich ein und ist nunmehr fast in Vergessenheit gerathen.

Prinz Friedrich Karl hat nur die eine Broschüre geschrieben, nur wenige Bogen, aber auf diesen sind die Lehren zu lesen, durch deren Anwendung im Jahre 1866 die Oesterreicher von den Preußen geschlagen wurden und in dem gegenwärtigen Kriege die französischen Heere zersprengt worden sind. Die Franzosen spotteten über die Schrift, in Preußen erkannte man ihren hohen Werth und handelte darnach; seit ihrem Erscheinen ist die taktische Ausbildung der preußischen Armee gänzlich umgestaltet und zwar genau nach den Vorschlägen des Prinzen. Es ist somit nicht zu viel gesagt, wenn man ihn den taktischen Lehrer der deutschen Heere nennt und ihm einen ganz besonderen Antheil an den jetzt erfochtenen Siegen zuschreibt.

Der Leser wird fragen, welche denn die so ungemein wichtigen Lehren des Prinzen gewesen? Sie lassen sich mit wenigen, seiner Schrift entnommenen Worten wiedergeben.

Zunächst bespricht er die Kampfweise der Franzosen. „Formlos," sagt er, „wie die französische Armee im Frieden sich zeigt, bleibt sie natürlich auch im Kriege, aber Kalt der mangelnden Form findet man einfache Grundsätze, taktische Wahrheiten, nach welchen sie verfährt. Diese Grundsätze sind in Kürze folgende:

„Erstens: Das Reglement, die Schützen-Instruktion, überhaupt der Exerzierplatz sind nicht mehr bindend, sobald die (französische) Armee in's Feld rückt. Es gibt bei den Franzosen keine Schlachtordnung, keine Form, welche ein für alle Mal Geltung hätte. Die Taktik der Franzosen besteht einfach darin, daß „le soldat français marche toujours en avant, en avant.' Der französische Soldat marschirt immer vorwärts, immer vorwärts.

„Zweitens: Ein anderer Grundsatz, welcher dem (französischen) General, wie dem gemeinen Soldaten gleich geläufig ist, liegt in der Wahrheit, daß die moralische Kraft der physischen Kraft stets übertegen ist. Die Franzosen verschmähen es nicht, nach Art Machiavell's durch Ueberraschendes, Unerhörtes, Betäubendes auf die Sinne des Feindes im Gefecht zu wirken.

„Drittens: Ein weiterer Grundsatz der Franzosen ist, gegen Truppen, die ungeschickt im Manövriren sind, im Allgemeinen geschlossen zu bieten, weil solche gewöhnlich kühn und unternehmend sind. Gegen Truppen hingegen, die streng auf Formen halten und die nach Regeln und schulgerecht verfahren, kämpfen sie in aufgelöster Ordnung und als Tirailleurs.

„Viertens: Einer der hervorragendsten Grundsätze der Franzosen ist, daß sie sich nie passiv vertheidigen, sondern daß sie selbst da, wo man sich gewöhnlich defensiv zu verhalten pflegt, offensiv, angreifend zu Werke gehen."

Au diese Zusammenstellung der Grundsätze, welche der von den Franzosen zur Anwendung gebrachten Taktik als Basis dienen, knüpft der Prinz nun die Reflexion, daß jeder von seinem Gegner zu lernen habe und daß man einen Feind am wirksamsten schlägt, wenn man ihn mit seinen eigenen Waffen trifft. Dem entsprechend fordert er, daß man gegen die Franzosen ähnliche taktische Grundsätze brauchen möge, wie sie selbst befolgen. Mit Rücksicht hierauf weist Friedrich Karl namentlich auf einen Ausspruch des französischen Marschalls Bugeaud hin, wonach man im Kriege Alles thun soll, was die moralische Kraft der eigenen Truppen heben, die der Gegner aber schwächen kann. Hierzu gehört nach Bugeaud, daß man sich niemals angreifen läßt, sondern stets die Initiative im entscheidenden Augenblicke ergreift, selbst bei der Vertheidigung angriffsweise verfährt und die offensiven Bewegungen hauptsächlich gegen die Flanken oder den Rücken des Feindes ausführt.

Prinz Friedrich Karl bemerkt zu diesem in seiner Schrift wörtlich und vollständig eitirten Ausspruch: „Diese Worte enthalten nicht nur die Empfehlung, sondern auch das Mittel, dem Angriff zu widerstehen, nämlich: nicht mit der Front einer Front, sondern (wie in der Taktik der Kavallerie) mit der Front einer Flanke entgegen zu treten. Die Flanke ist schwächer als die Front, aber die bloße Bedrohung der Flanke zammt dem Fortschritt des Angriffs nöthigt den Feind, eine andre Richtung einzuschlagen, um uns zu begegnen. Dadurch kommt er in die Lage, von zwei Seiten zugleich angegriffen zu werden. Unsre (die preußischen) Flanken müssen wir jederzeit durch Echelons-Züge (staffelförmig aufgestellte Züge) oder Kompagnien decken, die zu diesem Zwecke bei jeder Gelegenheit zu formiren sind und uns folgen, wir mögen als Schützen oder in Kolonne oder in Linie angreifen. Einen Angriff von Seiten des Feindes wird man wohlthun, im letzten Augenblicke nicht stehenden Fußes zu erwarten, sondern ihm entgegen zu treten."

Betrachtet man die Schlachten vom Jahre 1866 und die des gegenwärtigen Krieges und sragt man, wodurch die preußischen, respektive deutschen Truppen ihre furchtbaren Erfolge erzielt haben, so muß man unbedingt ihre Gegenangriffe und Flankenangriffe in erster Linie nennen. Die Instruktion, welche Friedrich Karl gegeben, ist genau befolgt worden, obgleich dies viel dazu beitragen mußte, die Schlachten blutiger zu machen. Der gegen den Angriff gerichtete Gegenangriff hat ganz naturgemäß, namentlich wenn er mit überlegner Macht ausgeführt wird, eine schreckliche Wirkung, indessen auch einen um so nachhaltigeren Erfolg. Eine im Vorgehen durch den Gegenangriff gewonnene Kolonne ist nicht mehr zum Stehen zu bringen, besonders in dem Falle, daß auf dieselbe gleichzeitig von einer andern Abtheilung ein Flankenangriff unternommen wird, wie Friedrich Karl anräth und wie dies beispielsweise bei der Schlacht bei den Spicherer Höhen unter der Führung des Generals Steinmetz mit glänzendem Erfolge durchgeführt worden ist.

Von hohem Interesse ist die Art, wie Friedrich Karl das Vorgehen der Franzosen in einer Schlacht speciell charakterisirt. Er sagt: „Die Franzosen beginnen das Gefecht gewöhnlich damit, daß sie die feindliche Aufstellung betasten, um die Anstalten und Dispositionen des Gegners zu erforschen. Sie bedienen sich hierzu partieller Angriffe, die möglichst bis an den Punkten, an denen Besitz ihnen liegt, vorzudringen suchen. Stoßen sie hierbei auf ernsten Widerstand, so geben sie ihr Vorhaben auf, bis sie es mit ausreichenden Kräften wieder aufnehmen können. Diese einleitenden Gefechte unterscheiden jedoch zuweilen ganz, wie bei Solferino . . . . Grundsätzlich brauchen die Franzosen ihre besten, ihre Eliteruppen in erster Linie und am meisten . . . . Ihr Grundsatz ist ferner, sich beim Angriffe selbst nicht mit Schießen aufzuhalten. Der erste Angriff geschieht in der Art, daß die Tirailleurs ohne Feuer im Lauf bis ungefähr 150 Schritt an den Feind geworfen werden. Hinter den Schützenschwärmen, die in diesem Falle sehr dicht sind, folgen unmittelbar die angreifenden Kolonnen. Solche Attake hat etwas Ueberraschendes und Gewaltiges; darin liegen ihre Vortheile. Wenn sie von Erfolg ist, so hat es nichts auf sich, daß hier Alles gewissermaßen auf einander gepackt ist, denn auch die Reserven folgen unmittelbar. Wird sie aber abgeschlagen, so ist Unordnung und ein gewisses Durcheinander unvermeidlich. Ein geordnetes Zurückweichen kennen und verstehen die Franzosen nicht. Jeder sucht dem Andern zuvorzukommen und Alles läuft durcheinander. Dies ist ihre Hauptschwäche, diese muß man vorhersehen und den weichenden Feind mit einem Theile der Infanterie und der Divisionskavallerie zugleich verfolgen. Hier kommt es auf Sekunden an, denn lange hält die Unordnung nicht an. Glückt den Franzosen der Angriff, so verfolgen sie mit Schützen die zurückgehenden feindlichen Kolonnen. Sind diese einzeln, so gelingt es den Tirailleurs, die sich viel schneller, als jede Kolonne, bewegen können, leicht, sie zu umschwärmen und sie im Marsch aufzuhalten. Die französischen Massen eilen nach, suchen sie einzuholen und zu erdrücken."

Man ersieht aus dieser kurzen Schilderung, wie genau sich der Prinz über die Einzelheiten der französischen Kampfweise unterrichtet hatte. Er selbst gibt in seiner Schrift ferner, wie schon bemerkt, die Mittel an, mit denen die preußische Armee, falls dieselbe sich mit der französischen zu schlagen haben sollte, wirksam gegen die letztere einrichten könnte. Die Arbeit erschien bereits 1860; seitdem sind aber zehn Jahre vergangen und es läßt sich wohl annehmen, daß im preußischen Heere die in Folge der Anregung Friedrich Karl's angenommenen taktischen Grundsätze noch bervollkommnet worden sind, während Frankreich, auf seinen Kriegsruhm pochend, an eine weitere Fortentwicklung nicht gedacht hat.

In hohem Grade charakteristisch ist übrigens die Art und Weise, wie der Prinz die Eventualität eines preußisch-französischen Krieges überhaupt behandelt. Er spricht von derselben wie von einer unabweisbaren Nothwendigkeit, die früher oder später endlich einmal doch kommen müsse, und dabei ist der Ton, in welchem er gelegentlich Napoleon's III. erwähnt, durchaus nicht so zart und rücksichtsvoll, wie man von dem Mitgliede eines Königshauses dem Beherrscher eines andern Großstaates gegenüber voraussetzen gewohnt ist. Der Schlußsatz der „Denkschrift" lautet zum Beispiel: „Schon manches Mal haben wir es vermocht, die Legionen des gallischen Imperators niederzuwerfen, und was geschah, das kann — mit Gottes Hilfe — wieder geschehen!"

Die Geschichte der jüngsten Ereignisse hat diese Worte verwirklicht. Die Legionen des gallischen Imperators sind wieder einmal niedergeworfen, und wenn man gesagt hat, daß dieser glänzende Erfolg deutscher Waffen — abgesehen von der Umsicht und Tüchtigkeit

Digitized by Google

oer Feldherren, sowie der Tapferkeit unserer Truppen — in erster Linie dem Kriegsminister von Roon, als dem Schöpfer der vortrefflichen Armee-Organisation, und dem Generalstabschef von Moltke, dem genialen Erfinder des Kriegsplanes, zu danken sei, so muß als Dritter in diesem Bunde unbedingt auch der Prinz Friedrich Karl genannt werden, der taktische Lehrer der deutschen Heere.

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 302.)

14.

Im Schlamme des Abgrundes.

Nur durch einen schmalen Gang von dem Wasser der Themse getrennt, welche zu gewissen Zeiten sogar das schlechte Pflaster überfluthete, lag ein viereckiger Platz oder Stadttheil Londons, der sich gegen Westen nach dem „Strand“ öffnete, und der „die Savoy“ genannt ward. Die Savoy und Whitefriars gehörten zu den verrufensten Stadttheilen Londons. Whitefriars war die größere — die Savoy die kleinere Lasterhöhle. Beide Orte hatten von Alters der gewisse Privilegien genossen, die ihnen durch ehemalige Besitzer gegeben worden waren. Savoy hatte seinen Namen von Peter von Savoyen und Richmond erhalten, der hier im Jahre 1245 den savoyischen Palast erbaute. Hieran knüpften sich eine Menge Privilegien: Steuerfreiheiten, Unverletzlichkeit des Gebietes rings um den Palast her, Durchgangsrecht und dergleichen. Hier war es, wo 1357 König Johann von Frankreich gefangen saß. Schon im Jahre 1381 war die Savoy der Schauplatz eines großen Tumultes, einer Schlacht inmitten der Hauptstadt. Die Rebellen von Kent geplünderten den Palast, den Heinrich VII. wieder erbaute. Die verrotteten Privilegien aber waren geblieben, und zwar zum größten Nachtheile Londons. Da sich rings um die Savoy Paläste erhoben, wie z. B. der von Lancaster, Bedford ꝛc., so bildete der verrufene Ort eine Enclave, auf deren Gebiet sich der Abschaum Londons zurückzog und hier in ziemlicher Sicherheit bleiben konnte, weil die Grundrechte und alten Verbriefungen das Einschreiten der Gerichte, das Betreten des Gebietes der Savoy nur nach großen Umständlichkeiten gestatteten. Es war also natürlich, daß die Savoy der Wohnplatz des gröblichsten Gesindels, der verschiedenartigsten Verbrecher und der widerwärtigsten Ausschweifung wurde. Hier in den hohen, engen und schmutzigen Baracken und Häusern, welche ihr Alter nach Jahrhunderten berechneten, in den kaum einige Klafter breiten Gäßchen, Winkeln und Durchgängen, wohnte nicht — nein — nistete ein Geschlecht, welches mit der Gesellschaft in offener Fehde lag. Nirgends hätte derartiges Gesindel einen besseren Schlupfwinkel finden können.

In jene Winkel drang kaum ein Strahl der Sonne, die Keller, die Boden und Durchgänge des ganzen Nestes standen an den meisten Stellen mit einander in Verbindung. Der verfolgte Verbrecher konnte von einem zum andern Hause flüchten, wenn ihn die Noth dazu zwang, ohne gesehen zu werden. Tausende von Verstecken, die der Uneingeweihte kaum ahnte, standen dem Flüchtling offen — wer konnte hier eine Haussuchung halten oder wagen? Man wußte, daß tiefe Kellergewölbe sich bis zur Themse hinzogen, deren Schmutzwasser diese Höhlen beständig; man sprach von großen Brunnen mit weit gähnendem Schlupfloche, das sich wie ein dunkler Rachen öffnete und auf dessen Grunde die Wasser der Themse tauschten, Brunnen, welche mitten in den Häusern lagen, ja — selbst in den öden Gemächern der verrufenen Gebäude sollten hie und da die Eingänge zu solchen Schlünden sein. Das Gesindel, welches aber die Bewohner. Sie bestanden, wie angedeutet, aus heruntergekommenen Menschenkindern aller Art. Diebe, Einbrecher, Mörder, welche das Gesetz suchte, verworfene Frauen, deren Gesichter von Schminke und Trunkenheit gedunsen waren, entlassene Soldaten, Säufer und Lumpensammler, zugleich Räuber, bildeten den einen Theil der Bevölkerung. Der andere bestand aus Falschmünzern, Betrügern, welche sich zu gewissen Zeiten aus Savoy hinauswagten, um in der Stadt Rollen von Grafen oder Gentlemen zu spielen, bei deren Durchführung die harmlosen Bürger und Landleute geprellt wurden; aus Notenfälschern, bestraften Sachwalteen und entlassenen Sträflingen. Ein Theil der Savoybewohner waren die sogenannten Nothgezogen; sie pflegten Schuhe, mit Stroh ausgestopft, zu tragen, ein Zeichen für Leute, welche die Dienste der Schurken in Anspruch nehmen wollten, denn die Strohträger leisteten gegen Zahlung von einer halben Krone jeden beliebigen falschen Eid. Die am mindesten gefährliche Klasse der Einwohner jener Schreckenshöhlen waren die vor ihren Gläubigern flüchtenden Schuldner. Wehe dem Gerichtsdiener, der sich mit einem Haftbefehl in die Savoy wagte — er war verloren, denn es erschallte sogleich der Ruf: „Ein Königsbefehl!“ und dann stürzten aus den Häusern die Besatzungen der abscheulichen Citadellen, die Männer mit Knitteln bewaffnet, die megärenartigen Weiber mit Besen und Feuerschaufeln, die schmutzigen, halbnackten Kinder mit Steinen bewehrt, um den Angreifer zurückzutreiben. Geschrei und Signalrufe ertönten, unsichtbare Glocken ließen sich hören, die Verbrecher aus ihren unfindbaren Kasematten herbeirufen — eine Schlacht, ein Gefecht entspann sich, und der Rath der City hatte sich einst genöthigt gesehen, Militär zur Befreiung eines ihrer Beamten, des Sheriffs, zu senden, der sich in diese Höhle gewagt hatte. Die Einwohner respektirten ihn nicht — sie warfen ihn zu Boden und mißhandelten ihn, rissen seine goldene Kette ab, die sofort in einen Schmelztiegel wanderte, und nur mit Mühe gelang es den Soldaten, den Sheriff zu befreien. In Ermangelung von Waffen beriefen sich die Sprecher dieser Mörderbanden auf ihre Privilegien, welche allerdings vorhanden waren und, wie so viele alte Mißbräuche, nicht abgeschafft werden konnten, sondern, durch die Zeit bestätigt, erhalten wurden. Die Häuser der Savoy zeigten offenals an ihren Eckgeschützen Wurfhandwaffenstücke. Diese Kneipen der schlechtesten Art waren die Sammelplätze des Gesindels. Bis tief in die Nacht hinein hörte man hier das Krächzen und Johlen heiserer Stimmen, die im abscheulichen Chorgesange Zotenlieder heulten. Man brüllte nach Brandy, Wein oder Ale — die Würfel klapperten auf den fettigen, mit Bier und Gin überschwemmten Tischen, die greulichsten Flüche ertönten, blutige Zänkereien schlossen oft das Schauspiel. Diese mit Tabaksrauch und Lampendunst erfüllten Räume waren die Schauplätze der Feste, welche zu Ehren des Gelingens einer gelungenen That, eines Diebstahls, eines großen Raubes oder Betruges gefeiert wurden, an denen die Missethäter und das entartete weibliche Gesindel oft in widerlichem Aufputz und elendem Flitterstaate Theil nahmen. Hier verabredete man die zu unternehmenden Anfälle und Einbrüche, während die Lieder der Bänkelsänger ertönten. Faßt jeder dieser Kneipenwirthe war zugleich Diebshehler und hinter seiner Schenke öffnete sich gewöhnlich eine Thür in der Wand, welche zu den dunkeln Räumen führte, in deren Winkeln gestohlenes Gut lagerte.

Bei öffentlichen Aufzügen, Tumulten, revolutionären Bewegungen, Hinrichtungen und solchen Anlässen — fehlte nie ein Theil der Bevölkerung von Savoy, und es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß dieser Zuzug den gefährlichsten Bestand aller Tumultuanten bildete. Londons Bürger gedachten mit Angst stets der Savoy-Gerde.

Durch einen dieser engen Gäßchen ging raschen Schrittes ein hochgewachsener Mann. Er schien mit der Lokalität des abscheulichen Ortes vollkommen vertraut zu sein, denn er eilte durch verschiedene Winkel, Treppen und Biegungen, durch öde und lange Hausflure mit so großer Sicherheit, als wäre er die geradeste Straße entlang spaziert. An einigen Stellen, wo halbschmutzige Köpfe mit den verworrenen Haaren aus den Fenstern schauten, grüßte er sogar sehr vertraut, rief einige der gemeinen Weiber mit ihren Vornamen an, gab einem Kneipenwirth, der vor der Thür seiner Spelunke sein Faß reinigte, einen vertraulichen Schlag auf den Rücken und trat endlich in die räucherige, aber ziemlich geräumige Schenke zum „Grünen Drachen“. Hier ging es äußerst lebendig zu. Würfel klapperten, Weinbunst und Tabaksrauch erfüllten den weiten Raum, und in diesen Wolken von Duft und Qualm saßen wohl einige fünfzig bis sechzig verdächtige und confisicirte Gestalten. Sie sangen, rauchten, spielten und tranken. Ein Theil quälte die Melodie eines Gassenhauers, den der Inhaber einer schlechten Theorgel vorspielte. Der Mann wand, als er in die Schenkstube trat, sogleich von den Nächstsitzenden erkannt.

„Hurrah, der Kapitän!“ riefen einige der Burschen.

„Er kommt, um mit uns zu trinken!“ jubelten die Andern.

George Porter — denn er war der Eintretende — grüßte nur flüchtig und ging durch die wüsten Gruppen. Seine Augen suchten

Digitized by Google

eine Person, die er endlich, zwischen Krügen, halbumgeworfenen Stühlen und in eine Wolke von Tabaksqualm gehüllt, aufgefunden hatte. Er klopfte den Gefundenen auf die Schulter, der sogleich sein gemeines Antlitz Porter zuwendete — es war derselbe Pöbelheld, der vor St. James Palast die Massen aufgewiegelt hatte: Cardell Godman, auch Scum oder Pöbel Godman genannt. Als er Porter erblickte, erhob er sich und reichte ihm cordial die Hand, welche Porter nur flüchtig berührte.

„Kommst mit mir, Cardell," flüsterte Porter, „dort in das kleine Zimmer des Drachenwirthes — ich habe mit Euch zu reden."

„Hm," rief der enklauvene Comödiant, „ich gehe nichts — hier der Herr Kapitän wird Alles richtig machen."

Mit dieser Weisung an den Kellner folgte er George. Hinter dem Schank war das kleine, für besonders honorirte Gäste reservirte Zimmer, und George Porter gehörte unstreitig zu den Letzteren, denn er fand den Drachenwirth, Master Cuffin, schon dort vor. Cuffin empfing George sehr artig, rückte einige Stühle zurecht, schob zwei wohlgefüllte Krüge hin und empfahl sich.

„Nun," fragte Godman nach einer Pause, „warst Ihr zufrieden mit meiner Rede?"

„Vollkommen! Im Unterhaus kann man nicht besser sprechen," sagte Porter, ihm den Krug zuschiebend.

„Ja — ich will's meinen," fuhr der Strolch fort. „Ich bin ein nicht zu verachtender Feind. Der Lord Oberrichter hat mich auf dem Rohre — hilft ihm aber nichts. Wenn ich das Maul halten soll, müssen sie auch bezahlen — sonst mach' ich einen Höllenlärm."

„Hm," sagte Porter. „Es giebt vielleicht in London bald so viel zu lärmen, daß Euer gutes Mundwerk überflüssig wird."

„Eh?" machte Godman. „Ist Etwas im Werke? Heraus damit." Er rückte seinen Sessel näher an George.

„Ihr seid hitzig, Godman," lachte George. „Aber Ihr habt nicht gefragt, ob die Sache auch vortheilhaft für Euch ist."

„Ich will's abwarten. Gewiß wieder ein Jakobitenputsch, denn Ihr seid dabei. Seit zwei Jahren tribbelt und trabbelt das so in der Finsterniß und George Porter fehlt nie dabei. Ihr seid ein Prachtkerl. Immer in zwei besondern Exemplaren vorhanden, wie die gesuchten Schriften in Bowlers Buchhandlungsgewölbe auf Pall Mall. Bei Euren Freunden, den Edelleuten, der vollkommene Kavalier — hier in Savoy der gute Kamerad. Ja — ja, George, wir kennen uns schon ein Weilchen! — Nun, wie geht die Handthierung? Habt Ihr Geld? Ihr seid stets arm wie eine Kirchenmaus, wenn das Kartenspiel schlecht abliefert oder wenn die Jakobiten keine Unternehmung anhaben. Ha, ha, ha! Wenn ich Geld bei Euch sehe, dann ist Eines oder das Andere der Fall. Ihr führet auch so ein Leben von einem Tage zum nächsten hin, und — ist's denn wahr, daß Ihr unten im Süden oder Westen eine Braut habt, eine reiche Erbin, die Euch aus der Patsche helfen — —?"

„Still, in's Teufels Namen!" rief George, heftig auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten und der brutale Godman erschreckt in den Sessel zurückfiel. „Wenn Ihr Euch unterfangt, von solchen Dingen hier zu sprechen, so soll Euch der Beelzebub holen, und zwar durch mich — denn ich schlage Euch den Hirnschädel ein, Ihr Bänkelcomödiant!" Porter hatte einen der gewichtigen Krüge drohend erhoben.

„Na — na — seid ruhig, George," sagte Godman. „Ihr braucht ja nicht gleich so aufzufahren — ich werde nichts plaudern, wenn Moll*) und Patt**) hier sind — aber dafür Ihr, der feine Gentleman, der sein halbes Leben unter Abenteurern zubringt und wie ein Maskirter durch die Grafschaften reitet, daß Ihr die alten Cumpane so grob anfahrt, das ist —"

„Still, sag' ich noch ein Mal!" rief George. „Laßt mich sein wie ich will. — Habt Ihr Geld von Sir Barclay erhalten oder nicht?"

„Ja — ich sollte Reden halten."

„Wo ist das Geld?"

„Verstoffen — verspielt und zum Fenster hinaus," sang der Comödiant.

„Also — Ihr seid wieder fertig?"

„So ist es, George, mein Junge," klagte Godman.

„Da wäre wohl eine neue Ladung willkommen?"

Godman seufzte verlangend. Porter zog eine wohlgefüllte Börse.

„Was soll denn geschehen?" fragte Godman. „Soll ich Einem bei Nacht den Hals umdrehen? — Ich bin kein Mann der That — Ihr wißt es."

*) Molly und **) Martha.

„Nein, Cardell. Aber Ihr kennt die Weltgeschichte — Ihr habt häufig genug Dieses und Jenes mitgemacht."

„Hm — ja, ja!"

„Ihr wißt: wenn hier eine That geschieht" — Porter drückte mit dem Finger auf eine Stelle des Tisches — „so muß dort ein gehöriger Lärm gemacht werden," fuhr er fort, mit dem Finger eine andere Stelle berührend.

„Ja — da habt Ihr Recht, George. Oh — ich verstehe: In Pall Mall zum Exempel soll ein Streich geführt werden, und in Lincolns Inn soll es zu gleicher Zeit Skandal geben, Ruhäufe, Sturmläuten, Fahnen und Taschentücher. Es lebe Dieser oder Jener!" entzweigeschmissene Laternen und Fensterscheiben, umgestürzte Kutschen und so weiter."

„Das ist es, was ich meine," sagte Porter. „Vielleicht auch etwas mehr noch," setzte er lauernd hinzu.

„Na — ja! Auf einige Pistolenschüsse, blutige Köpfe und geplünderte Läden kommt es auch nicht an. Möglicher Weise beißt auch Einer in's Gras!"

„Ganz gut — aber der Tumult müßte auf ein bestimmtes Zeichen, und zwar an drei — vier Orten zugleich ausbrechen."

„Ja — das ist schon schwieriger," sagte Godman, den Kopf kratzend.

„Nun — Ihr habt doch eine zahlreiche Armee," meinte George. „Ihr versteht zu sprechen und zu überzeugen. Ihr bringt eine Menge Burschc zusammen. Ihr seid ein Freund der Savoy-Garde."

„Na, das ist Alles richtig," entgegnete Godman stolz. — „Aber — —" Er blinzelte nach George's Börse. „Wie viel, George, wollt Ihr daran wenden?"

„Bestimmt Ihr!"

„Sagen wir: dreihundert Pfund, denn ich muß Bier, Schnaps und Alle vertheilen lassen — da sind Nachsteuer nothwendig, da müssen Leierkasten gekauft werden, die mit ihren Melodien die Menge begeistern — ich selbst brauche ansehnliche Stärkungen, denn meine Lunge ist eben nur die eines Menschen. Ich brauche ferner sechs Mann, die von meiner Rede so in Enthusiasmus versetzt werden müssen, daß sie unter dem Rufe: ‚Alles für Godman!' mich auf ihre Schultern heben und mit mir im Triumphe durch die Gassen eilen."

„Also — abgemacht: dreihundert Pfund. Hier sind hundert auf Abschlag," sagte George, ihm vier Banknoten hingählend.

„Sie sind gut," schmunzelte der Comödiant. „Ich Esel," murmelte er, die Papiere einsteckend. „Ich hätte gleich sechshundert fordern sollen."

„Also Handgeld ist da," sagte Porter. „Nun hört. Ihr erhaltet hier Eure Ordres. Es wird etwas geschehen — wenn es vorüber ist, dann sollt Ihr mit Euren Gesellen losbrechen. Ganz London muß in Schrecken gerathen, die Menschen müssen denken: Feuer und Schwefel fallen auf ihre Häupter — die Unruhe darf mindestens einen Tag und eine Nacht lang nicht aufhören."

„Ha — wenn die Savoy-Garde anrückt, dann ist es gerade genug. Die Kerle von hier sind verrufen, wie Matrosen, die ohne Paß-Attest aus der Levante kommen. Wenn es übrigens eine große Hetze sein soll, dann holen wir noch die Collegen aus Whitefriars."

„Könnt Ihr auf genügende Massen rechnen? denn die Geschichte muß großartig aussehen — kein kleines Unternehmen!"

„Laßt sehen," sagte Godman, sein Haupt hinten überbeugend und nachsinnend. „Hm — hier in Savoy der Herkules von Saffron Hill mit zweihundert Mann — dann Magory mit hundertundfünfzig — der Grönländer mit zweihundert — der braune Toby mit hundert, und damit auch das schöne Geschlecht vertreten ist: Urgly Smale mit etlichen sechzig Frauen und Mädchen — aus Whitefriars könnte ich noch einmal so viel Zuzug erhalten — das genügte. — Wo soll denn der Streich stattfinden?" fragte er listig.

„Das geht Euch noch nichts an."

„So — so — na, also nehmen wir an — er würde bei St. James geführt, so müßte man seine Leute da herum in Pall Mall — Green Park und weiter hinauf den Strand entlang bis nach Covent Garden pofiren."

„Gewiß. Die Sache bleibt Euch und Euren Leuten überlassen — es ist freilich nicht St. James — Ihr werdet erfahren, wo es ist, danach treffe Eure Anordnungen — also abgemacht."

Godman hielt ihm die Hand hin — dieses Mal schlug George kräftig ein und drückte sogar des Kerls breite Tatze.

„Auf gutes Gelingen, George!" rief Godman. „Ihr sollt, wenn es glückt — ein — Ah, nun wird's lustig!" rief er, auf die geöffnete Thür blickend, durch welche zwei gepuzte Dirnen traten.

Digitized by Google

Ihre Gesichter zeigten Spuren einstiger Schönheit, aber das abscheuliche Leben in dem Abgrunde der Savoy hatte ihnen den Stempel der Frechheit aufgedrückt und jeglichen Hauch sanfter Weiblichkeit von den erschlafften Zügen hinweggewischt.

„Hollah, da ist der Kapitän!“ rief die Eine, vertraulich George auf die Achsel schlagend.

„Gute Tag, Moll — he, auch du hier, Patt!“ sagte George, die Mädchen willkommen heißend.

„Wo treibst du dich umher, Kapitän?“ rief Patt, sich höchst ungenirt an den Tisch setzend und aus dem Kruge ein Glas füllend, welches sie mit einem Zuge leerte.

„Ja — ja — sage das,“ fiel Moll ein. „Wo warst du? Heda, Patt, mit auch ein Glas!“ rief sie. „Und nun, du Dachsmaus — Großmaul — Scum Godman — du hast genug hier getrunken. Hole den braunen Toby herein, er soll auch Eins kosten, der Kapitän George giebt noch ein paar Krüge zum Besten.“ Sie streichelte George mit dreister Zärtlichkeit die Wange.

„Gut, Moll — ich gebe noch ein paar Krüge zum Besten,“ sagte Porter, sich an dem Tische zwischen beide Mädchen setzend, die bereits Stühle in Beschlag genommen hatten. „Aber nur unter der Bedingung, wenn Godman hier bleiben darf.“

„Wenn's Etwas zu schnabuliren giebt, so soll er meinetwegen bleiben,“ rief Patt. „Aber dann sorge auch für unsere Bekannten, ein wenig Kalpastele, etwas Chester Käse und drei oder vier Schinkenschnitten — das ist Alles — und Toby, seine Gurdy, der schöne Bob von Islington nebst Angehörigen, auch der spanische Graf — die können daraus satt und lustig werden — gelt, Kapitän, du giebst was zum Besten? Oh, so ein Fest, ein Fest mit Schmaus und Gesang — das lieb' ich über alle Maßen.“

„Meinetwegen,“ lachte George, der ganz und gar in der Kneipe zu Haus schien. Er hatte den eleganten Gentleman abgestreift, das wüste Leben des Abenteurers und Lüderjahns, welches Godman mit kurzen Worten geschildert hatte, war dem Verschwörer ganz geläufig. Er schäckerte mit den Dirnen und stieß mit Godman an.

„Heda, Toby! Bob — Gurdy — Don Paolo — kommt herein!“ rief Patt aus der Thür des Zimmers in den Saal.

Im Nu füllte sich das kleine Gemach mit Gestalten. Die hereinspazirenden Personen, deren theils absonderliche, theils hochtrabende Namen und Titel nur ausgefuchten Strolchen angehören, nahmen sogleich den Tisch in Beschlag, auf welchen der von Moll unterrichtete Kellner bereits die verlangten Speisen und verschiedene Krüge gesetzt hatte.

„Hurrah! Der Kapitän traktirt!“ brüllten Alle. „Er lebe hoch!“ kreischten die Mädchen — die Gesichter glühten bereits — George trank tapfer zu, denn Godman flüsterte ihm in's Ohr:

„Traktirt den braunen Toby ordentlich. Er ist ein Hauptkerl und hat eine ganze Bande unter sich, mit welcher er auf Hunslow Haide aber in den dunklen Gassen von London Mastenzüge aufführt *).“

„Hollah, frischen Stoff heran!“ rief George. Die Aletrüge schäumten.

„Jetzt den Leiermann!“ rief Gurdy. „Herein mit ihm — er soll singen!“

Unter dem allgemeinen Rufe: „Gesang! Gesang!“ trat ein Bänkelsänger in das Gemach. Er hatte eine Drehorgel auf dem Rücken und begann sofort ein Lied auf den berühmten und galanten Räuber Claude Duval zu singen. Nachdem dieses, bei allem Gesindel gern gehörte Lied vorüber war, forderten stürmisch einige der Anwesenden den Savoy-Reim — ein Loblied auf die Savoy. Es waren unterdessen viele der Gäste aus dem Saale hereingekommen, die wilde Lustigkeit stieg mit jeder Minute, denn Alles nahm Theil an den von George freigebig dargebotenen Erquickungen, die Kehlen waren bereits heiser, einige der Anwesenden drehten sich wie im Tanze, Andere trommelten mit ihren Hacken und Knöcheln den Takt zur einförmigen Musik, dazwischen ließen sich zotige Witze hören.

„Ein politisches Lied!“ rief jetzt eine Stimme. „Ein politisches Lied!“ brüllten einige Andere nach. „Hollah! Spielmann, sing' das Lied auf den Würmstechen-Prinzen!“ — „Bravo! Bravo!“ lachte Alles — nur George Porter zog seine Stirn in Falten; er war aber hier machtlos und der Spielmann begann das boshafte Lied. Es war ein Spottlied auf den Sohn des vertriebenen Königs Jakob, den unglücklichen, später unter dem Namen des Prätendenten oder des Ritters von St. George berühmt oder berüchtigt gewordenen Prinzen. Man hatte bekanntlich seine Geburt angefochten und behauptet: es sei ein untergeschobenes Kind, welches man mittelst einer Wärmflasche in das Zimmer der Königin-Mutter praktizirt habe.

George war wirklich jakobitisch gesinnt, seinem abenteuerlichen Wesen sagte der Hof der Stuarts und das tolle Leben, welches unter Karl II. in England geherrscht hatte, mehr zu, als die ernste, stille Weise des strengen Oraniers; außerdem war er in einem Kreise aufgewachsen, der den Usurpator Cromwell verdammt hatte und jetzt Wilhelm von Oranien ebenso verwünschte; endlich log er Geld von den Lords — es war daher natürlich, daß George über das Lied des Bänkelsängers unwillig wurde — aber Godman zuckte warnend die Achseln und flüsterte ihm zu:

„Laßt die Bande nur gegen den Jakob singen — wenn Ihr sie für Ihn brauchen wollt, habt Ihr nur zu zahlen.“

Die Rotte amüsirte sich trefflich dabei. Finster blickend stand George in dem Kreise der wüsten, johlenden und brüllenden Gesellen. Ein Schatten von Wehmuth zog über sein bleiches, schönes Gesicht — leise zitterten die Lippen. Er gedachte der lieblichen, edlen Tochter Sir Johns, die ihm vertrauensvoll ihre Hand reichte, die, fern von ihm, vielleicht jetzt, wo sie ihn von Gefahren umringt sah — ein Gebet zum Himmel sendete — für ihn, den Genossen der Diebe und Räuber, der entarteten Dirnen und elenden Schuldner. Ein Gefühl, daß er zu Besserem bestimmt gewesen, bemeisterte sich des Verschwörers; er sah auf diese abscheuliche Gesellschaft — das herrliche Bild Ella's schwebte ihm mahnend entgegen, er meinte durch die kreischenden Töne hindurch ihre warnende Stimme zu hören. Er beschwichtigte mühsam seine Unruhe, indem er sich selbst zuflüsterte: „Es gilt dem Könige Jakob — du arbeitest für ihn — für ihn verkehrst du mit der schlechten Gesellschaft.“ George blieb sich bewußt, daß dies nur eine Selbsttäuschung war, er hatte sich an die frechen Gesellen gewöhnt; sein Leben, welches Ella ein Geheimniß war, sollte aber ein anderes werden — er wollte es wagen, ihr zu nahen — wollte sich selbst anklagen und ihre Verzeihung erbitten. Die Mahnung an Bessie Hunt, der er den armen Kopf verrückt hatte, quälte ihn wohl, aber er faßte sich — er wollte vor allen Dingen diesem Kreise entfliehen, dessen Widerluft immer bedenklicher ward; er hatte mit Godman vorläufig nichts mehr zu verhandeln, und als die tollen Zecher ihre Lieder wieder begannen, suchte er hinauszuschlüpfen, aber ein Arm hielt ihn plötzlich umschlungen.

„Geh' nicht, George!“ rief Patt heftig. „Sie wollen mich gefangen setzen.“

Wirklich machte sich in dem von Menschen erfüllten Zimmer eine Gruppe absonderlich wild aussehender Kerle bemerkbar, welche drohend gegen Patt gestikulirten. Ohne Zweifel war diese Dame einem der ehrenwerthen Bewohner der Savoy eine Summe schuldig, und sa eifrig die Savoy-Insassen ihre Genossen auch gegen auswärtige Gläubiger in Schutz nahmen, waren sie doch besonders streng in der Aufrechthaltung ihrer Verpflichtungen gegen einander. Fahrlässige Schuldner oder Friedensstörer dieser Verbrecher-Republik wurden oftmals eingesperrt und mit sehr empfindlichen Strafen belegt. Patt war also ohne Schuh gegen ihre Verfolger — sie hatte auf George gerechnet. Dieser konnte nicht umhin, sie vor Zorn, Angst und Erregung zitternde Dirne in Schutz zu nehmen.

„Was giebt es mit Patt?“ rief er, stehen bleibend.

„Was es giebt?“ rief ein heiser sprechender Kerl, an die Gruppe herantretend. „Sie ist dem Schneider Griggs broken im Gingäßchen zwei Pfund schuldig — sie schlüpft schon seit drei Tagen von Haus zu Haus, ohne daß wir sie finden können — sie muß vor das Savoy-Gericht.“ Er packte das Mädchen, welches sich fest an George klammerte.

„Zurück!“ rief dieser. „Zwei Pfund, das ist die ganze Lapalie? — Ich werde zahlen.“ Er zog seine Börse und nahm das Geld heraus.

„Hurrah! Es lebe der Kapitän!“ brüllte Alles. Die Krüge fließen zusammen, George warf die Goldstücke auf den Tisch, hastig griffen die Verfolger Patt's danach und die befreite Dirne umfaßte den Retter, der sich ihrem Danke vergeblich zu entwinden bemühte. Als er den Kopf wendete, stieß er unwillkürlich einen Schrei aus — er schleuderte Patt zurück — seine Augen starrten nach der geöffneten Zimmerthür, auf deren Schwelle die Gestalt eines Mädchens erschien. Sie war mit einem kurzen braunen Mantel aus Wollenstoff bekleidet. Eine rothe Kapuze bedeckte ihr Haupt, die langen schwarzen Haare flochten sich unter derselben hervor, in der Hand hielt sie einen Knüttel. Sie stützte ihren Körper auf diese Waffe und sah George und die ihn umarmende Patt mit drohendem Blicke an.

Es war Bessie Hunt, die Tochter des Schmugglers. Trotz der Entartung, welcher diese ganze Gesellschaft verfallen war, wirkte die Erscheinung des Mädchens dennoch so sehr, daß die Nächst-

*) Die zu jener Zeit sehr frechen Straßen- und Stadträuber Londons trugen meist Masken bei ihren Raubzügen.

Digitized by Google

stehenden mit Trinken, Singen und Schreien inne hielten und die Tochter des Schmugglers erstaunt anstierten. George glaubte eine Erscheinung vor sich zu haben. Erst als er, vom Pott befreit, die Hand Bessie's krampfhaft erfaßt hatte, überzeugte er sich, daß er ein wirkliches Wesen vor sich habe. Mit einem heftigen Rucke zog er das Mädchen einige Schritte von der tollen Gesellschaft hinweg.

„Woher kommst du?“ flüsterte er.

„Laß mich los, George,“ entgegnete Bessie. „Ich bin zornig — du kennst mich — ich setze mich zur Wehre.“

„Bessie,“ keuchte George, „sei vernünftig — kein Wort vor diesen Leuten — ich bitte dich, komm fort von hier, du sollst Alles erfahren.“

Bessie nickte stumm zum Zeichen ihrer Einwilligung. George machte gegen Patt und die Uebrigen eine gebieterische Geberde — man hielt ihn nicht zurück, nur stellen einige freche Reden und gemeine Scherze. George hielt Bessie an der Hand und verließ eilig mit ihr das Zimmer.

„Coffin, hieher!“ rief er dem Wirthe zu. „Euer Zimmer — schnell — eilt Euch!“

Coffin lief, dem Wunsche des hohen Gastes zu genügen, vor George und Bessie her, den Gang entlang, der quer durch das Haus führte. Am Ende desselben befand sich des Wirthes Zimmer, mit wurmstichigen Schränken, Ballen von Waaren, schlechten Kupferstichen und wachsligen Stühlen, sowie mit einem Schreibpulte möblirt, dessen Seitenwände durch Papiere aller Art verhüllt waren.

„Verlaßt uns!“ befahl George. Er blieb mit Bessie allein. Das Mädchen fand wieder eine Zeitlang ohne zu reden dem Verschwörer gegenüber.

„George! George!“ rief sie endlich mit dem Tone innigsten Schmerzes. „Im welcher Gesellschaft mußte ich dich finden!“

„Schweig!“ rief George. „Du weißt, daß ein Unternehmen im Werke ist — ich bin hier, weil ich die Leute brauche, in deren Gesellschaft du mich fandest.“

„Auch jene schrecklichen Dirnen? Sind sie auch nöthig zu deren Werke?“

„Ich will nicht verhört werden!“ rief George, mit dem Fuße stampfend. — „Ich habe zu fragen: Wie kommst du hieher? — Antworte.“

„Ich war im Hause meines Vaters auf dem Romney-Moore. Bei uns war Charnock, der Bruder aus Frankreich erwartete, als von die die Aufforderung ankam: Charnock solle die Genossen zusammenrufen — Alles müsse nach London eilen — der Augenblick sei nahe. ‚Lebt wohl, Hunt,‘ sagte Charnock. ‚Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Wenn wir nicht glücklich sind — dann sehen wir uns nicht wieder.‘ Ich weiß, daß es einen Anschlag gegen den König gilt; ich weiß, daß du ebenfalls in Gefahr schwebst, ich wollte nicht zurückbleiben, ich wollte in deiner Nähe sein. Mein Vater konnte mich nicht halten — wie ich hier bin, machte ich mich auf — ich folgte Charnock, der endlich mit Sir John Pendergraß nach London ritt. Ich habe das kleine Pferd gesattelt und ritt hinter den Herren her. Fast zugleich mit ihnen kam ich in London an. Bei Bishopsh Gate trafen sie deinen Diener Keyes, der Charnock erwartete — er war erstaunt, mich zu sehen; er weiß, daß ich den Jakobiten ergeben bin, und er war es, der mich hieher wies in diesen schrecklichen Ort, bei welchem ich sonst, wenn ich mit meinem Vater in London war, nur mit ängstlicher Neugier vorüberging. Keyes hatte mir gesagt, ich solle nur den ersten Besten nach dem ‚Kapitän‘ fragen. Ich wollte dich finden, dich sehen, George!“ rief Bessie, halb schluchzend, „und ich wagte mich hieher. Gleich am Eingange der schmutzigen Gasse fragte ich einen Mann — er wies mich in dieses Haus — ich finde dich — aber in welcher Gesellschaft? — George, du bist ein Angehöriger dieser Menschen — du hast mich, du hast das stille, edle Mädchen in Kealbourn house getäuscht — in dem verrufensten Orte Londons kennen dich die Kinder auf der Gasse.“

George biß sich die Lippen. Die Gedanken, welche noch vor wenigen Minuten ihn quälten, jagten schnell wieder durch sein Hirn, aber er verscheuchte sie, indem er murmelte: „Hinweg. Wenn der Schlag glückt, bin ich ein großer Mann. Ich habe den Oranier gestürzt. Ich muß eilen — fort mit Allem, was mir hindernd in den Weg treten kann.

„Ich habe dir gesagt, daß ich jene Leute brauche — im Dienste Jakobs muß ich so handeln — muß ich mit den Strolchen verkehren, das ist für unser Werk nothwendig.“

Bessie lachte höhnisch auf.

„Ich will's glauben,“ sagte sie.

„Und nun,“ fuhr George fort, „Charnock und Pendergraß sind hier?“

„Ja.“

„Wo wohnen sie?“

„Ich weiß es nicht. Ich blieb hinter ihnen auf dem ganzen Wege. Keyes wird die sagen, wo sie zu finden sind.“

„Ich kann nicht mehr zu ihnen — ich bin heute Abend in wichtigen Dingen beschäftigt — gleichviel — Charnock weiß, wo Barclay zu finden ist — die Herren werden kommen. Wissen sie, daß du hier in London bist?“

„Nein.“

George's Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an.

„Wo bist du eingelehrt?“ fragte er weiter.

„Im Heiligen Georg auf der Ratcliff Straße. Dort steht mein kleines Pferd. Die Wirthsleute kennen mich, weil ich mit meinem Vater dort einkehrte, wenn wir zum Markte nach London kamen.“

„Welchen Grund hast du für deine Ankunft in London angegeben?“

„Ich soll Hanf kaufen, der in unserer Gegend mir gedeiht.“

„Erwarten dich die Leute bald zurück?“

„Ich habe keine Zeit bestimmt.“

George schien nach diesen Worten einen Entschluß zu fassen. Er überlegte noch, aber Bessie's Worte machten ihn fest.

„Du wirst jene Dirne nicht wiedersehen, George,“ sagte sie mit starker Stimme. „Sie ist nicht nothwendig zu Eurer Unternehmung.“

„Was verstehst du davon?“

„Ich weiß es, George — ich werde den Schmerz über deinen Wankel, über deine Treulosigkeit in meiner Brust unterdrucken — einschlucken, aber ich will nicht, daß solche Geschöpfe die angehören. Ich bleibe bei dir — in deiner Nähe.“

„Wie? Du wolltest —“ rief George zornig.

„Oh — fürchte nichts. Ich werde in diesem abscheulichen Orte mich nicht aufhalten — ich werde Sir Charnock finden — werde ihn bitten, dich zurückzunehmen von der edeln Gemeinschaft — und wenn Ihr mich nicht hören wollt: dann werde ich laut schreien, George — laut verkünden, was ich weiß! Ich werde sprechen von Dingen, die ich kenne, wenn sie mir in Kensington das Wort geben, dich freizulassen von Strafe. Ich weiß, an wen ich mich wende.“

George erbleichte. Die innige Zuneigung des getäuschten Mädchens für ihn war dem ganzen Unternehmen gefährlich. George konnte die Gesellschaft der Savoy bei seinen Planen nicht entbehren. Wer stand ihm dafür ein, daß Bessie in einem Anfall von eifersüchtigem Schmerze nicht Lärm machte? Die Agenten der Regierung schlichen umher, sie ahnten, wie George glaubte — die Verschwörung nicht, aber sie achteten auf die Bewegung des Volkes, welche kurz vor den Eröffnungen des Parlaments wichtig genug war, und sie konnten, wenn Bessie plauderte, sehr leicht hinter das ganze Geheimniß kommen. Bessie war daher eine gefährliche Verbündete. George's Entschluß stand fest. Er mußte eilen. Die Nacht mußte — die Verschworenen sollten sich im Hause von Henrietta Street zusammenfinden — George wollte schnell handeln.

„Gut denn,“ sagte er. „Ich werde dich heimgeleiten. Wenn es dunkel wird, ist die Savoy doppelt gefährlich.“

Bessie wies lachend auf ihren schweren Knüttel.

„Wenn du allein bleiben willst, so warte hier einige Minuten,“ sagte George. „Ich muß mit dem Wirthe reden. In kurzer Zeit hole ich dich ab.“

„Ich danke dir, George,“ sagte Bessie, treuherzig ihm die Hand reichend. „Ich werde dich erwarten.“

George reichte ihr seine Hand — nicht ohne zu seufzen. „Es muß sein,“ murmelte er, daß Zimmer verlassend. Er lief den Gang schnell hinunter in das große Zimmer, wo er Cuffin fand.

„Geschwind, Cuffin,“ flüsterte er, den Wirth bei Seite nehmend. „Ich habe drinnen in Eurem Zimmer das Mädchen gelassen — sie muß verschwinden.“

„So?“ sagte der Wirth gleichgiltig. Seine Augen musterten die Menge der zechenden Strolche.

„Nein — nein —“ sagte Georg hastig. „Versteht mich recht. Um keinen Preis darf ihr etwas geschehen.“

„Ah — so,“ meinte Herr Cuffin. „Ich dachte etwa — so — Profit!“ Er machte die Pantomimen des Würgens und Erstechens.

„Hütet Euch!“ sagte George drohend. „Das Mädchen ist mir jetzt im Wege. Sie muß auf einige Zeit in den Kielraum oder in den Leuchtthurm geſperrt werden. Verstanden?“

Unter „Kielraum“ begriff man in der Savoy ein unterirdisches Gefängniß, die Benennung „Leuchtthurm“ wurde Gefängnissen beigelegt, die im ersten oder zweiten Stocke eines der dunklen Häuser lagen.

Digitized by Google

„Es soll geschehen, wie Sie befehlen, Kapitän," sagte Cussin.

„Ihr laßt dem Mädel es an nichts fehlen — ich werde mich genau nach ihr erkundigen, wenn sie festgemacht ist — und wenn sie, losgelassen, sich über Euch beklagt — dann — —"

„So seid doch ohne Sorge," lachte Cussin. „Werde ich eine Eurer Pflegebefohlenen vernachlässigen? Sie wird ganz einfach in dem „Mühlenschlößchen" einquartiert und soll es dort gut haben."

„Ihr werdet hoch bezahlt," sagte George.

„Im Voraus mich zu bedanken," grinste der Wirth.

„Das Mädchen ist in Eurem Zimmer — bringt sie schnell in Sicherheit — ich muß fort. Morgen werde ich wieder kommen — und daß ihr nichts zu Leide geschieht, wenn sie aufgehoben wird."

„Ohne Angst, Kapitän."

George eilte hinweg. Es war, als jagten gespenstische Schatten ihn zum Hause hinaus — er stöhnte, als er in die dunklen Gassen der Savoy schritt, aus deren Häusern überall wüster Lärmen oder kreischendes Gejükt tönten. Er schlug hastig den Weg nach Henrietta Street ein. Der Mond schien hell. George war bei seinem Hause angekommen. Dieses wurde, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Gebäude war, wie bereits erwähnt wurde, ehemals ein Kloster gewesen. George kannte die Windungen und Gänge, die vielfachen Winkel und Vorsprünge so genau, wie er die Gassen der Savoy und die Lokalität von Kealbourn-house kannte. Er betrat sie sich in die weitläufigen und unregelmäßigen Räume, bis er vor einer Thür ankam, welche die Aufschrift trug: Browne, Chirurgus und Bader. George zog die Glocke. Es verging einige Zeit, dann ward die Thür ein wenig geöffnet und eine Stimme fragte:

„Werda?"

„Drogheda!" antwortete George.

„Jakobus!" entgegnete die Stimme.

Hierauf öffnete sich die Thür ganz — ein Mann empfing George.

„Sind schon einige Freunde da?" fragte er.

„Ja," sagte der Mann.

„So will ich eilen."

Die Thür schloß sich hinter Beiden.

Sobald George Porter das Wirthshaus zum „Grünen Drachen" verlassen hatte, stellte Herr Cussin eilig seine Musterung an. „Oh," murmelte er; „da sind ja Bill Trevors, der schwarze Prinz genannt, und Snobs, der Reiher — die können das Kunststück machen." Er winkte die beiden Diebe zu sich heran. Der „schwarze Prinz" war ein Strolch, der von dem berühmten Heiden Englands den Namen angenommen hatte, weil sein Gesicht die dunkle Farbe eines Halbnegers zeigte. Man sagte in der Savoy: Bill Trevors habe, als er von Häschern verfolgt ward, einen Theil der Pulverladung eines Pistols in das Gesicht erhalten — daher stamme die dunkle Färbung. — Snobs verdankte den Beinamen „Reiher" seinen langen dünnen Beinen. Herr Cussin zog beide Strolche in die nächste Ecke und besprach sich eifrig mit ihnen — — — — —.

Bessie Hunt wartete in dem Zimmer des Wirthes auf die Rückkehr George's. Sie hatte sich einen der wurmstichigen Sessel zurecht gerückt und lehnte, in Gedanken versunken, ihr Haupt an das alte Schreibpult. Minute auf Minute verstrich — George erschien nicht. Bessie erhob sich. Sie vernahm deutlich das wilde Gejauchze der Gäste Cussins, sie öffnete die Thür und blickte in einen langen schmalen Gang, an dessen Ende eine Lampe im Windzuge flackerte. Die Zeit ward immer länger — ein Verdacht stieg in Bessie auf. „Nein — nein — so schlecht handelt er nicht," sagte sie. „Er wird einige Zeit nachher kommen." Plötzlich ward der Stachel der Eifersucht in der Brust des Mädchens rege — sie fürchtete, George möchte von jener Dirne zurückgehalten werden, die ihm so frech liebkoste, als Bessie in das Haus trat. Die Tochter des Schmugglers fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg — sie mußte Gewißheit haben. Mit einem scharfen Sinne für Orientirung begabt, der durch ihren Wohnsitz und dessen Umgebung noch gestärkt war, hatte sie wohl behalten, in welcher Richtung das Zimmer lag, aus welchem George sie in dieses geführt. Bessie faßte ihren Knüttel — sie verließ das Zimmer und trat in den Gang. Sobald sie einige Schritte gethan hatte, huschten aus der Tiefe des finstern Hofes zwei Gestalten. Sie blieben hinter Bessie im Halbdunkel des Ganges — sie folgten mit geräuschlosen Tritten. Bessie schritt weiter — der Gesang der Gäste ließ sich deutlicher vernehmen — sie war dicht bei dem Gastzimmer — sie legte die Hand auf den Thürgriff — da fühlte sie sich von hintenher gepackt, eine starke Faust riß sie zurück, aber das unerschrockene Mädchen von Kent entwand sich dem Griffe. Schnell zur Seite springend, schwang sie den Knüttel und ließ die Waffe auf eine Gestalt niederfallen, welche im Halbdunkel dicht vor ihr emporstandte.

„Hölle und Teufel — mein Hinkosten!" kreischte zusammenfindend ein Getroffener.

Bessie traf vor, sie machte sich schlagfertig, aber sie vermochte nicht den zweiten Hieb zu führen, denn eine Schlinge sauste aus dem Halbdunkel heran, fiel über Bessie und ward mit großer Geschicklichkeit so festgezogen, daß die Arme des Mädchens fest und unbeweglich, gegen die Hüften gepreßt, in dem Bande blieben.

„Oh —" stöhnte Bessie, in die Kniee sintend. „Ich bin verloren!" Sie fühlte sich emporgehoben — zwei kräftige Arme hielten sie umklammert — der Bandit trug sie den Gang entlang — in's Freie — er eilte über die Gasse — sie und da blinkte das Mondlicht. — „Hülfe! Hülfe!" schrie Bessie, welche sich vergeblich wehrte. „Schrei nicht, Täubchen," sagte der Räuber. „In der Savoy ist es nutzlos, Hülfe zu rufen — es geschieht dir nichts — du wirst ganz sicher eingesperrt."

Bessie stöhnte — ihre Sinne schwanden allmälig; sie vermochte nur zu erkennen, daß der Bandit sie in ein dunkles Haus trug — — —. Als sie endlich aus der Betäubung erwachte, fand sie sich in einem engen Zimmer. Ein ziemlich sauberes Bett und Tisch — ein Stuhl befanden sich darin. Auf einem Mauertischchen standen Wein und eine Fleischpastete. Eine Kerze erleuchtete das Gemach spärlich. Die Wände waren nackt. Das Zimmer hatte zwei Thüren. Eine derselben enthielt ein viereckiges Loch, welches vergittert war. Bessie's Entsetzen kehrte mit ihrer Besinnung zurück — sie rüttelte beide Thüren — sie waren verschlossen — sie rief um Hülfe — Nichts antwortete, tiefe Stille herrschte. Das Mädchen erblickte die Speisen, sie sah auf das Bett, es war ihr immer mehr zur Gewißheit, daß man nicht die Absicht gehabt hatte, ihr nach dem Leben zu trachten; sie fand selbst ihre ganze Baarschaft vor — sie dachte schärfer nach, und das Resultat dieses Nachdenkens war ein schreckliches — ein schmerzvolles. Bessie schien vollkommen ihrer Sache gewiß, ihr furchtbarer Verdacht war gerechtfertigt. Sie stieß einen Schrei des Zornes und der Entrüstung aus. „George! George!" rief sie. „Du bist ein elender Verräther!" Damit sank sie, überwältigt von Schmerz, auf den unsauberen Estrich nieder. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Welttheilen.

Chronik des Kriegs. (Fortsetzung zu Seite 240.) Vom 16. bis 20. September 1870.

16. September. Tags zuvor hatte eine fliegende Colonne unter General v. Keller Colmar besetzt, und General v. Steinmetz, der zum General-Gouverneur in Posen ernannt worden, in einem Armeebefehl von der 1. Armee Abschied genommen. — Circulair-Erlaß des Grafen v. Bismarck (d. d. Meaux) an die norddeutschen Vertreter bei auswärtigen neutralen Regierungen, die von den jetzigen Machthabern in Frankreich genährte Hoffnung auf eine diplomatische oder materielle Intervention der neutralen Mächte zu Gunsten Frankreichs, ferner einen Waffenstillstand und die Friedensbedingungen betreffend. — Mülhausen wird von Truppen des Generals v. Keller besetzt. — Der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Berlin geht die Benachrichtigung zu, daß die Blokade der Elbe und Weser aufgehoben ist.

17. September. Gefecht bei Bevaunes, unweit Paris. — Rundschreiben des Ministers der provisorischen französischen Regierung, Jules Favre, an die französischen Gesandten, die Legitimation der Regierung und die Friedensverhandlungen betreffend. — Die ursprünglich auf den 16. October festgesetzten Wahlen für die constituirende Versammlung in Frankreich werden auf den 2. October anberaumt.

18. September. Gefecht bei Bicêtre, südlich Paris.

19. September. Königliches Hauptquartier in Corbières (um Lagny). — Paris wird durch den Vormarsch sämmtlicher um die Stadt lagernden deutschen Truppen vollständig cernirt. Die Position bei Pierrefitte nördlich St. Denis wird von den Franzosen beim Erscheinen der deutschen Truppen verlassen. Bei Sevran trifft das zweite bayrische Corps, nachdem es bei Villemenve St. Georges die Seine überschritten, auf 3 Divisionen des Corps Vinoy, welche mit Unterstützung vom 5. und 6. preußischen Armeecorps unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen die hinter die südlichen Forts von Paris zurückgetrieben werden und 1000 Gefangene, sowie 7 Geschütze verlieren. Der König von Preußen recognoscirt die Forts nordöstlich von Paris.

19. und 20. September. Besprechung über einen Waffenstillstand zwischen dem Grafen v. Bismarck und dem Minister der Regierung der National-Vertheidigung Jules Favre zu Ferrières.

20. September. Vor Strasburg wird Lunette 53 durch überraschenden Angriff von Lieutenant v. Müller (Garde-Füsilier-Regiment) mit Mannschaften des Garde-Landwehr-Bataillons (Potsdam) genommen.

21. September. Abends 11 Uhr wird bei Strasburg Lunette 52

Digitized by Google

von dem 34. Regiment und einer Compagnie Garde-Landwehr (Fisch) genommen. — Verordnung, betreffend die Aufhebung des unterm 20. Juli d. J. erlassenen Verbotes der Ausfuhr und Durchfuhr von Getreide u. s. w. über die Grenzen von Nordorn die Saarbrücken. Erlaß des Civil-Commissärs im Elsaß, Regierungs-Präsidenten v. Möller, die Behandlung der Schul-Angelegenheiten in den bereits occupirten Theilen des Elsaß einschließlich Deutsch-Lothringen betreffend. — Die deutschen Vorposten besetzen das Schloß St. Cloud.

22. und 23. September. Artilleriegefechte vor Metz.

23. September. Nach achttägiger Beschießung ergibt sich die Festung Toul dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf Grund der Bedingungen der Capitulation von Sedan. — Auch aus dem östlichen Frankreich wird die Ausweisung aller Deutschen durch die republicanischen Behörden gemeldet.

24. September. Proclamation der zu Tours befindlichen Abtheilung der französischen Regierung der National-Vertheidigung, daß Frankreich auf die Friedens- und Waffenstillstands-Bedingungen Preußens durch Fortsetzung des Kampfes die zum Aeußersten antworte. — Die Municipalwahlen und die Wahlen für die constituirende Versammlung werden vertagt.

25. September. Eröffnung der am 12. August begonnenen Eisenbahnstrecke Remilly-Pont-à-Mousson.

26. September. Rende der in und bei Versailles liegenden Truppen durch den Kronprinzen von Preußen, der an die Truppen die von dem Könige bewilligten Orden des Eisernen Kreuzes vertheilt.

27. September. Capitulationsbericht bei Metz (Mercy-le-Haut).

28. September. Morgens 2 Uhr wird die Capitulation von Straßburg abgeschlossen. 451 Officiere und 17,000 Mann strecken die Waffen. — Die „Gallia“ versenkirt, daß die Liste von französischen Kriegsschiffen gerämmt ist. — Der König von Preußen besichtigt die Truppen-Abtheilungen und vertheilt von Pont. — Wiederholte Ausfälle der Besatzung von Soissons werden von Landwehrtruppen des 13. Armee-Corps zurückgewiesen.

29. September. Die Wahlen für die constituirende Versammlung in Frankreich werden durch die Delegation in Tours wieder auf den 16. October anberaumt.

30. September. Der Kronprinz von Preußen besichtigt das 2. bayrische Armeecorps und vertheilt unter Anerkennung der Tapferkeit desselben die verliehenen Ehrenkreuze. — Gefecht bei Bazeilles. Infanterie v. Werder, Generalmajor Graf Waldersee und der Belagerungscorps von Straßburg, wird zum commandirenden General des 14. Armeecorps ernannt und hält feierlichen Einzug in Straßburg. — Der bewährte Tag, an welchem Ludwig XIV. vor 189 Jahren in Straßburg einzogen war, wird durch das 14. Corps Ehren auf das 5. und 6. preußische Armeecorps vor Paris wird nach zweistündigem Gefecht, mit großem Verlust für die Franzosen, zurückgeschlagen.

Das Torpedo-Unglück in Cuxhaven schildert ein Marine-Officier, der verwundet durch einen Fuß entging, in folgender Weise. Der Chef des Torpedobootes „Arminius“ hatte uns und mehrere Infanterie-Officiere zu einem Abendbrod eingeladen, welches wie an Bord seines Dampfers einnehmen sollten. Wir versammelten uns in einer Restauration und gingen von dort zu zahlreichen Officieren, die sich zu Ehren Hannibal's an Bord des Torpedoboote dicht am Land zusammenfanden. Wir waren schon hart am Wasser, als der Führer eines andern Dampfers mich bat, einen Augenblick mit ihm zu gehen, da er noch eine kleine Besorgung zu machen habe. Diesem Manöver verdanken ich und ein anderer Marine-Officier, der sich mit mir entfernte, sowie Herr v. Krensik, der jene Bitte an mich richtete, das Leben. Wir hatten eben unsere Besorgung gemacht, während deren vielleicht 15 bis 20 Minuten verstrichen waren, als mir plötzlich hellen Feuerschein sah und gleich darauf einen sehr starken Donner hörten. Wir hielten dies für einen Alarmschuß des „Prinz Adalbert“ und beschleunigten unsere Schritte. Doch als wir hörten: „Torpedo aufgestiegen“, liefen wir was wir konnten. Wie wir auf den Platz anlangten, waren etwa fünf Minuten vergangen. Schon war Alles voller Menschen. Der Dampfer vorn, wo die Torpedos lagen, zerschmettert, war gesunken und schaute nur mit dem Schornsteine aus dem Wasser, welches ganz mit Trümmern bedeckt war. Einige Leichen hatte man schon gefunden. — Um 10 Uhr, ein Glück kommt mit zehnminutlichem Am und einem kleine Ohne aus Bord des Torpedo, sondern hinten standen, sind gerettet und haben Alle wunderbarerweise von den herumfliegenden Holz- und Eisensplittern nicht die geringste Verletzung davongetragen.

Die Torpedos sind während des norddeutschen Bürgerkriegs in Anwendung gekommen und führen ihren Namen von einem Fische, der sich durch elektrische Schläge seiner Beute zu bemächtigen pflegt. Man darf daraus nicht folgern, daß bei ihrer Wirksamkeit jetzt die Elektrizität im Spiel kommt. Die selbstthätigen Torpedos wirkmehr, welche so prompt und unfehlbar wie der Zitteraal auf jede fremde Berührung hin ihren Schlag erheilen, führen keine elektrische Batterie und die elektrischen Ströme sind nicht selbstthätig, sondern hängen von einer Land führenden Leitung ab. Die Torpedos unterliegen einer doppelten Classification, einmal nach ihrem Zwecke und zum anderen nach ihrer Entlandungsart. Es gibt erstens Defensiv- und Offensiv-Torpedos, solche, die nur zur Vertheidigung gegen feindliche Kriegsschiffe gegen herankommende feindliche Schiffe bestimmt sind und an ihrem Platze die Annäherung des zu zerstörenden Objects abwarten, und solche, die dem Feinde unter gewissen Umständen durch Boote und Schiffe zugeführt werden. Die zweite Unterscheidung ist die nach den sogenannten Contact-Torpedos, zu denen alle Offensiv- und die eine Hälfte der Defensiv-Torpedos gehören, welche sich bei dem Zusammenstoß ohne weiteres entzünden, und jenen elektrischen Torpedos, deren Entzündung von dem leitenden menschlichen Willen abhängt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die letzteren. Es sind Cylinder von 4 Fuß Länge und 1½ Fuß Durchmesser, an beiden Enden durch einen gewölbten Boden geschlossen, mit Kupfer getheert und gefirnißt, mit Imprägnirung 10 Centnern Pulver gleichkommt. Sie liegen (gleich den defensiven Contact-Torpedos) beschwert und verankert im Fahrwasser, etwa 8 Fuß unter der Oberfläche, so daß sie von den Fahrzeugen ungefährdet aber sie hinreichend in der Nähe stammen. Ein Kabelbruch verbindet sie mit einer galvanischen Batterie am Lande; der Zünder ist ein durchbohrtes kugelförmiges oder cylindrisches Holzstück, in dessen Bohrlöche eine kleine Menge Pulver sich befindet, oben mit einer Papierpatrone, durch welche zwei Drähte in Pulver-Entfernung geschiedene parallele Zuführdrähte gehen und mit kurzen Stumpfen in einen leichtentzündlichen Satz hart neben dem Pulver hineinragen. Sobald die galvanische Batterie am Lande den elektrischen Strom aussendet, schlägt der Funke von dem durchschmolzenen Drahte zum anderen über und setzt entzündet im Durchgehen den Satz der Patrone, der feuerfreits dann wieder erst die Pulverladung, darauf die eigentliche Sprengmasse, das Dynatin, zur Explosion bringt. Bei der Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Elektrizität hat man es völlig in der Hand, wann der Torpedo explodiren soll. Defia schwieriger ist es, aus der Entfernung genau den Augenblick zu bestimmen, wo das feindliche Schiff über dem Zünder ist, mögen die kartographische Aufzeichnungen und die Observation auch noch so genau sein.

Die Contact-Torpedos zur Vertheidigung sind weit weniger schwer als die elektrischen; sie enthalten nur 75 Pfund Pulver. Ihre Form ist die eines Kegels, die Höhe ungefähr 5 Fuß, das Material Eisenblech mit einer wasserdichten Lederkrämung von Zink. Die Spitze liegt nach unten und hält in einem eisernen Ringe das Antertau. Auf der nach oben gekehrten, gewölbten Grundfläche des Kegels befinden sich mehrere Zünder. Jeder derselben besteht aus einer oben geschlossenen drei bis vier Zoll langen Bleiröhre von ½ Zoll Durchmesser, innerhalb welcher eine mit Schwefelsäure gefüllte, an beiden Enden zugeschmolzene Glasröhre aufsteigt. Eine Mischung von chlorsaurem Kali und Zucker füllt den übrigen Raum der umgebenden Bleiröhre, deren unteres Ende in ein Porzellanpfropfen eingelassen ist, welcher die Mischung einer mehrgängen Schraube wird der Zünder fest in den Torpedo eingeschraubt und oberhalb eingenau mit einer Sicherheitskappe von starkem Messingblech umgeben. Wird diese abgenommen und ein fremder Gegenstand berührt mit einiger Gewalt die Bleiröhre, so ergibt sich die Mischung ohne weiteren Nachweis; die weiche Bleiröhre verbiegt sich, die Glasröhre zerbricht unter ihrem Drucke, die Schwefelsäure fließt in die Füllung der Bleiröhre, welche dadurch Feuer fängt, der Porzellanpfropfen nach unten hinausgetrieben und die Explosion des darunter angebrachten Pulvers erfolgt. Es kann kein Contact-Torpedo, welche bisher zu Unglücksfällen geführt haben und mit seinerem unthunlich brohen.

Die offensiven Contact-Torpedos sind ebenfalls cylindrisch, aber nur zwei Fuß lang mit 14 Zoll Durchmesser, an einem Ende gewölbt und an dem andern flach. Der gewölbte Boden enthält die Zünder, welche genau den Zündern der defensiven Contact-Torpedos gleich sind. An dem flachen Ende befindet sich ein Fortlog von durchbrochenem Eisenblech, in welchem die Spiere mündet, mittelst welcher der Torpedo von einem Boote aus gegen das zum Angriff auserkorene feindliche Schiff getrieben werden soll.

Die Reise des biblischen Wanderstocks. Jonas wurde bei Joppe vom Wallfisch verschlungen, wieder ausgespieen oder an den Ufern des Caspischen See's. Demnach hat dieser Wallfisch eine Reise um ganz Klein-Asien, Constantinopel, durch das Aegäische Meer gemacht. Sie betrugt 250 deutsche Meilen, und da sie nur drei Tage gedauert haben soll, kommen auf jede Stunde 4 Meilen.

Inhalt: Mannerwinden. Novelle von Berthold Auerbach. Forts. — Die Seine zu Paris. Von Dr. A. Wilthod. — Der Bauernkrieg. Historischer Roman von Friedrich Otto Hertl. — Neue Fortsetzung Forts. von W. Hegel-Beth. Mit Portrait von A. Scholl. — Im Thron und Leben. Von O. Hiltl. Forts. — Aus allen Welttheilen: Kriegs-Chronik. Das Torpedo-Unglück in Cuxhaven. — Die Reise des biblischen Wanderstocks.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Buch der Welt.
Illustrirtes Volksblatt.
Das ganze Deutschland soll es sein. E. M. Arndt.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach: Bitter: Brachvogel: Dannenberg: Engel: Artilleriraft: Fr. Friedrich: Gerstäcker: Glaser: Glasbrenner: Frdm. Gubitz: Hammer: M. Hartmann: Hiltl: Fr. Hoffmann: Hunbrecht: T. Kerner: C. F. König: Kraker: Kreutzing: Lindorfer: Lippert: M. Lobe: Lotz: Reinh. Lüders: Mügelburg: Delschläger: H. Oelsig: Rosa: Reclam: Reinhard: J. Reichenbach: M. Ring: Rebenberg: L. Rosenpflanz: Aug. Schäfer: H. Schinbler: R. Schmidt: R. Schöll: Schramm: Lemme: Turgenjew: Venedey: C. Vogt: Waldbrühl: Weck: M. Wenzel: Werner, Cap. z. See: Wilkomm: Wittrock: Wurm: Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 21. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Mumienweizen.

Novelle von **Berthold Auerbach.**

(Fortsetzung von S. 307.)

Sechstes Kapitel.

Die Geschwister in Condition.

Am andern Morgen ging der Vater Kraft mit seinen beiden Kindern nach dem Hause des Herrn Weißhaar. Unter dem Hofthor trennten sie sich; Hermine ging die Treppe hinauf zur Baronin, Konrad ging mit seinem Vater nach dem Comptoir. Der Vater zeigte ihm, wo man den besseren Rock ablegt und einen geringeren anzieht. Konrad blieb heute noch in seinem Gewande, zu morgen aber sollte er sich einen Comptoirrock bereit halten. Er wurde dem Bureauchef vorgestellt. Der junge Mann reichte ihm die Hand und ließ ihn an seinem Pulte Platz einnehmen. Er erhielt sofort eine größere Berechnung zum Ausarbeiten; sie wurde ihm schwer, er war nicht gewohnt, unter Geräusch, unter Hin- und Hergehen, Fragen und Antworten eine Ausarbeitung zu machen. Er trete sich mehrmals und dachte, daß er in seiner Dachkammer schnell und ohne Hinderniß damit fertig geworden wäre.

Durch die ganze lange Reihe der Comptoirzimmer gab es großes Aufsehen, Alles wendete sich von den Pulten ab; denn Fritze ging mit ihrer kleinen Nichte, einem aufgeputzten Lockenköpfchen von neun Jahren, durch alle Zimmer bis zum Trésor, um dem neugierigen Kinde Alles zu zeigen. Niemand konnte sich erinnern, daß Fritze je im Comptoir gewesen wäre, sie schien sich auch um die darin arbeitenden Leute nicht zu kümmern; ja, als auch Konrad nach ihr umschaute, bemerkte sie ihn in der That nicht.

Unterdeß war Hermine im oberen Gemach bei der Baronin, die soeben aufgestanden war. Die Baronin sagte ganz freundlich: „Es ist sehr schön, daß du so pünktlich bist. Hab' nur Geduld mit mir; ich habe leider gar keine Geduld. Es wird mir gut thun, wenn du auch mich etwas erziehst; nur bitte ich dich, sei nicht zu streng!"

Das war ein sehr liebenswürdiger Anfang. Hermine lächelte und gab eine sehr bescheidene Antwort, wobei sie aber doch wahrheitsgemäß einfließen ließ, daß wir nie mit unserer Ausbildung fertig werden und auch nie fertig werden sollen.

Die Baronin hatte vielleicht ein Ablehnen erwartet und daß Hermine entgegnen werde, es sei nichts mehr an ihr zu vervollkommnen. Eine Sekunde — aber nur eine flüchtige Sekunde — sog etwas über ihre Mienen, wie wenn sie sagen wollte: Pedantin! — Schnell aber wendete sie sich und sagte: „Ja, sei nur immer recht wahr gegen mich, schone mich nicht; ich bedarf eines Menschen, der mir die Wahrheit sagt, und wenn ich einmal ärgerlich werde, so bitte ich dich zum Voraus um Verzeihung. Verlob dich darauf, daß ich's eine Minute, aber auch eine Stunde darauf, vielleicht auch erst am andern Tage einsehe; aber daß ich's einsehe, ist gewiß. Ich sollte es dir nicht sagen, aber ich sage dir's doch. Du kannst dir nicht vorstellen, welch' ein Glück du für mich bist. Ich sehe jetzt, daß ich eigentlich ohne dich gar nicht hätte weiterleben können. Ach, liebe Hermine, ich habe ein schweres Schicksal; ich kann es nicht allein tragen, du mußt mir helfen. Bitte, gieb mir meine Haube dort her, nicht diese, die mit den blauen Bändern. Nicht wahr, liebe Hermine, du nimmst es nicht übel, wenn ich dich um solch' kleine Dinge bitte? Das soll dir an deiner Stellung nichts nehmen, und Freunde können ja einander Alles leisten; ich werde mir Vergnügen auch dir helfen. Aber jetzt fällt mir ein, ich möchte dich bitten, — aber nein, es ist zu viel . . ."

„Es wird mir eine Freude sein, Ihre Bitte erfüllen zu können," sagte Hermine, indem sie der Baronin die Haube aufsetzte.

„Es ist zu viel. Du sollst mir aber gar nichts darauf antworten, laß mich's nur sagen. Wenn ich etwas habe, das ich aussprechen möchte und doch vielleicht bei mir behalten soll, ist mir's immer, als hätte ich eine vollgestopfte Tasche an meinem Kleide, die mich geniert. — Ich wollte dich also bitten, daß du in den nächsten fünf Jahren nicht heirathest; glaube mir . . . aber, wie gesagt, ich habe es jetzt nur ausgesprochen; ich danke, daß du mir's erlaubtest; Antwort brauchst du mir nicht zu geben."

„Ich kann Antwort geben: ich heirathe nie."

„Nie? Ach ja, ich habe einmal davon gehört, du hattest ja seiner Zeit eine unglückliche Liebe. Nicht wahr, es war ein junger Geistlicher, der an der Auszehrung gestorben ist? Ach ja, das mußt du mir einmal genau erzählen, wir werden auf dem einsamen Schlosse Zeit genug dazu haben."

In das Antlitz Herminens trat eine zitternde Bewegung. Ihr schweres Schicksal war angerufen und sie fühlte in diesem Augenblick eine Schwermuth und Verzagtheit, so daß sie der Baronin sagen wollte, sie sei vielleicht doch nicht fähig, ihre tiefe Trauer im steten Umgange zu bewältigen. Sie kämpfte mit sich, aber sie schwieg.

Die Baronin drückte auf eine Klingel, das Kammermädchen trat ein.

„Frau Heinrike soll mit dem Kinde in den Saal kommen. Komm, liebe Hermine. Hast du schon gefrühstückt? Ich stehe leider spät auf, das mußt du mir auch abgewöhnen."

Sie traten in den Saal. Frau Heinrike, eine kleine, zunzige Alte mit weißer Haube trat auch ein; ihr voraus sprang das Kind; seine Locken flogen, es stürzte auf die Mutter zu und umhalste sie.

„Geb auch hier meiner Freundin Hermine einen Kuß; sie bleibt bei uns und wird dich viel Gutes lehren."

Das Kind stand still und betrachtete Hermine scharf. Es flüchtete sich zu der alten Frau Heinrike.

Hermine sagte, halb zum Kinde, halb zur Mutter gewendet: sie wollten warten, bis auch sie und das Kind gut Freund werden.

Das Kind sagte nun, es wolle zu Tante Fritze, sie habe versprochen, ihm das ganze Comptoir und die Schatzkammer zu zeigen. Die Baronin gestattete es, und als das Kind mit Heinrike davon gegangen war, sagte die Baronin: „Darf ich fragen, warum du so sprödе gegen das Kind gewesen und ihm nicht eine Freundlichkeit erwiesen hast?"

„Es geschah aus guten Gründen. Man darf einem Kinde nichts aufdrängen, vor Allem keinen Menschen. Das Kind kann die Güte und Freundlichkeit, die Sie für mich haben, nicht als Erbe antreten."

„Ich sehe schon, du handelst nach Prinzipien," sagte die Baronin. Es war unklar, ob sie das in Lob oder in Tadel aussprach.

Die Baronin drängte zu baldiger Abreise. Sie behauptete, daß sie trotz der oft schwer empfundenen Einsamkeit auf dem Lande doch keine Stunde mehr gern in der Residenz sei. Sie erklärte nicht näher, was sie störte.

Bevor die Börsenstunde gekommen war, entstand große Aufregung im Comptoir: der Buchhalter Kraft und sein Sohn wurden nach der Wohnung des Herrn Weißhaar gerufen, um sich bei Hermine zu verabschieden. Konrad sah Fritze hier noch einmal, aber sie schien ihn gar nicht zu bemerken; Konrad hörte nur, wie sie die Schwester bat, doch den Vater zu bestimmen, daß er sie noch ein Jahr in das Pensionat nach Brüssel gebe; die Schwester versprach's.

Zu Hermine sagte die Baronin noch, ehe sie zum bereitstehenden Wagen hinabstiegen: „Hermine, du versprichst mir, bei mir zu bleiben, du sollst es gut haben, das gelobe ich hier vor deinem Vater. Hermine, ich bin nicht undankbar, aber ich bin heftig, ich bin launisch, und die Krankheit meines Mannes hat meine Nerven entsetzlich aufgeregt und ich muß das vor ihm verbergen. Hermine, ich bin heftig; also, wenn ich dich einmal von mir trennen will, gieb mir nicht nach, verlaß mich nicht, ich werde dir's ewig danken."

Der Wagen fuhr davon. Das große Gepäck war vorausgeschickt. Die Baronin und Hermine saßen im Fond des Wagens, ihnen gegenüber Heinrike mit dem Kinde, auf dem Bocke beim Kutscher die Kammerjungfer und im hintern Sitz der Bediente.

Konrad ging nach dem Comptoir zurück. Er mußte sich zwingen, seine Gedanken von der Schwester abzulenken.

Wie mochte es ihr zu Muthe sein, jetzt so zum erstenmal durch die Straßen ihrer Vaterstadt zu fahren!

Konrad konnte aber doch keine Vorstellung davon haben, was zwischen den beiden Frauen vorging, ja, sogar mit dem Kinde; denn die Baronin sagte bald: „Ich ja, ich habe dich noch gar nicht gefragt, welches dein Lieblingscomponist ist?"

„Mozart!"

„Konnte mir's denken, also Klassiker, die spielst du am liebsten?"

„Ich spiele gar nicht."

„Nicht?"

„Gar nicht; ich habe absolut kein Talent zur Musik und als ich das erkannt hatte, gab ich auch jegliche Uebung auf."

Die Baronin legte den Kopf zurück; dann sagte sie mit boshaftem Lächeln: „Es ist mir eigentlich lieb, daß du gar nicht Klavier spielst; nun sehe ich doch auch eine Unvollkommenheit an dir, du wärest sonst gar zu vollkommen."

Das Kind, das nicht gewohnt schien, den Rücktritt einzunehmen, und Hermine mit großen Augen anstarrte, wand sich mehrmals von der alten Heinrike los, die es festhalten wollte, und rutschte vom Sitze herunter. So oft es wieder hinaufgesetzt wurde, strampelte es mit den Beinen und traf jedesmal das Knie Herminens. Das geschah offenbar nicht ohne tückische Absicht; aber Hermine hielt sich ruhig. — Endlich sagte das Kind: „Fräulein Kraft, willst du nicht mich neben meine Mutter sitzen lassen? Sieh' auf, das ist mein Platz."

Alexandrine fuhr zornig auf, aber Hermine sagte begütigend: „Liebe Adriane, du wirst gewiß gerne Höflichkeit gegen Fremde lernen."

Das Kind erwiderte nichts; es schmerzte Hermine in der Seele, daß sie sofort mit Füßen getreten werde, und von dem Kinde, dem sie ihr Bestes widmen wollte. Aber sie war entschlossen, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Beim Ausbleiben übergab sie dem Kinde ihre kleine Handtasche, um sie aufzubewahren. Das Kind sah sie wieder verwundert an, es ließ die Tasche auf den Boden fallen, hob sie aber doch schnell wieder auf und hielt sie fest.

Der Zug kam an, man stieg rasch ein, man fuhr davon.

Unterwegs ließ sich Hermine von dem Kinde, das diese Fahrt schon oft gemacht, Manchesei erklären; und die Art, wie sie sich von dem Kinde belehren ließ, statt ihm Etwas zu geben, machte das Kind zutraulich gegen sie.

Als man gegen Abend an der Station anlam, wo der Wagen vom Gute wartete und Hermine ihre Handtasche nehmen wollte, rief das Kind: „Nein, die trage ich, die hast du mir übergeben."

Hermine lächelte glückselig. Sie wußte, daß sie auf dem rechten Wege war, das Herz des Kindes zu gewinnen.

Siebentes Kapitel.

Die Freundin im Schlosse.

Man fuhr eine Strecke in der Ebene an wohlgebauten Feldern vorbei. Das Schloß, das auf einer kleinen Anhöhe stand, war mit einem Neubau in altertümlicher Weise wiederhergestellt. Wall und Graben waren noch da.

Man fuhr über eine Brücke, die zwar fest war, aber durch eine herabhängende Kette noch den Anschein einer Zugbrücke gab. Drunten im Graben stand das Wasser von hohem Schilfe eingerahmt und hatte einen Abfluß nach dem Thale.

Im Hofe war Alles stattlich. Herr Weißhaar hatte seine Tochter reichlich ausgestattet. Ein Schiebefessel von feinster Construktion, der an der Treppe stand, zeigte, daß hier im Hause ein Kranker war, der sich nicht mehr bewegen konnte.

Auf dem Schlosse richtete die Baronin für Hermine ein Zimmer neben dem ihrigen ein. Die Freundin sollte ihr immer nahe sein. Das Kind sollte bei Heinrike bleiben, um nicht in eine Gemohnheit zu kommen, sich von Hermine irgendwie bedienen zu lassen.

Die Baronin ging mit ihrem Kinde in die Zimmer ihres kranken Gatten. Sie kam bald zurück und sagte zu Hermine, der Baron freue sich ihrer Ankunft, er sei aber heute zu schwach, um einen Besuch empfangen zu können; er sei überhaupt für Fremde nur des Morgens zwischen Neun und Elf zu sprechen.

Nach den ersten Tagen sah Hermine, daß sie dreifache Pflichten hatte. Sie war Erzieherin des Kindes, Gesellschafterin der Mutter und vielfach auch Pflegerin des Kranken, der bei all' seinen Leiden eine geradezu weltmännische Haltung bewahrte, ja sogar galant gegen Hermine war.

Hermine wurde bald ein gewisser Mittelpunkt des Hauses. Zu dem Arzte des Städtchens, einem trefflichen, gradsinnigen Manne von ernstem Wesen, das noch eine Beimischung von studentischer Formenfreiheit hatte, kam sie bald in freundliche Beziehung. Sie begriff seine Anordnungen sehr rasch; sie lernte schon nach der ersten Anweisung die Elektrisirmaschine anwenden, und so war sie bald der sogenannte Hülfsdoktor.

Die Baronin hatte sie den benachbarten, meist adeligen Gutsbesitzern, darunter mehrere ehemalige Kameraden des Barons, die ihn treulich besuchten, sowie den Frauen des Kreises vorgestellt. Sie war eine bescheidene, nie sich vordrängende, aber auch willig am Gespräche theilnehmende Gesellschafterin; und bei Allem, was sie sprach, erkannte man ein vorbereitetes Denken, das sich durch Studium und Nachsinnen bereichert und abgeklärt hatte.

Das Kind, das sehr tückisch und anspruchsvoll war, wurde bei der methodischen und nachgiebigen Weise Herminens immer lenksamer. Es lernte schwer, und Hermine hatte viel Mühe, die Mutter zu beschwichtigen, die das vorgeblliche Wesen des Kindes für gestisstentliche Halsstarrigkeit ansehen wollte.

Die Baronin hatte eigentlich keine Bildung und im Grunde auch kein Verlangen darnach; sie durchblätterte die Journale, besonders die illustrirten, sie las auch einmal einen Roman; aber nachdenken, Neues gewinnen, sich erhöhen, — wozu das?! Sie war schön, sie war liebenswürdig, sie konnte gut plaudern, sie war Baronin und dazu noch die unglückliche Frau eines Kranken, — wozu sich weiter bilden?!

Digitized by Google

Es war eine sonderbare Anwandlung gewesen, daß sie Hermine verpflichtete, an ihrer Weiterbildung zu arbeiten und sich um ihr launisches Widerstreben nicht zu kümmern. — Hermine nahm das sehr ernst, und wenn die Baronin einmal in Unmuth sagte: „Aber, Heemine, fürchtest du denn gar nicht, mir lästig, mir langweilig zu werden?“, da blieb Hermine unverdrossen, sie lächelte in der Zuversicht, daß der so Wohlbegabten das höhere Glück der Selbstvervollkommnung aufgehen werde.

Im Herbste starb der Baron und zur selben Zeit verlor auch der Arzt seine Frau. Vier Kinder weinten um die Mutter. Der Arzt ging streng seinen Pflichten nach, und sein kernhaftes Wesen und die Haltung, die er bewahrte, wirkten sehr gut auf die Baronin, die mit dem Schicksale haderte, daß gerade ihr ein solches Loos beschieden. Die Baronin und Hermine besuchten das mutterlose Haus des Arztes. Die Kinder waren sehr zutraulich gegen Hermine.

Das Trauerjahr wurde streng gehalten, auch Hermine trug Trauerkleider. Sie begleitete im nächsten Jahre die Baronin und das Kind nach Karlsbad. Als man heimkehrte, sagte die Baronin, es reiche doch nicht mehr aus, daß Adriane den Musikunterricht beim Schnitzler des nahen Dorfes habe. Der Arzt hatte eine Musiklehrerin auf der Stadt empfohlen, die vor Kurzem erst, nachdem sie das Conservatorium der Hauptstadt mit den besten Zeugnissen verlassen, sich in der kleinen Stadt angesiedelt hatte. Die Musiklehrerin kam; sie spielte sehr schön, und die Baronin sagte: „Ach, das Haus ist ganz anders, seitdem solche Musik wieder darin tönt.“ Sie schickte tagtäglich der Musiklehrerin den Wagen und behielt sie dann noch mehrere Stunden bei sich; denn das heitere, ja fast übermüthige und in scharfen Widworten sich ergehende Wesen der Klavierlehrerin war für die Baronin anmuthend und erfrischend. Sie wurde immer nu: bei ihrem Vornamen Alice genannt; denn sie hatte den unglücklichen Familiennamen Schnabel.

Als der Winter herannahte, setzte die Baronin einen kühnen Entschluß: sie nahm Fräulein Alice mit hohem Gehalte ganz zu sich in's Haus. Herrzine sah ohne Neid den neuen Günstling; aber je spruhelnder Alice war, um so stiller wurde sie. Ja es that ihr fast wol, nicht mehr beständig in Anspruch genommen zu sein, sondern sich allein leben zu dürfen. Wie mit einer Andacht hegte sie den tiefen Schmerz, der ihr Dasein gebrochen hatte, und wenn sie zur Baronin gerufen wurde, kam sie wie aus einer abgeschiedenen Welt und sah staunend um, wie das sacht und schergt und sich vergnügt. Auch das Kind schloß sich immer mehr an Alice an. Hermine war viel allein. Wenn sie zu Tische kam oder im Abendkreise sich befand, hatte sie beständig einen schwermüthigen Ausdruck. Sie schaute oft verloren drein, und wenn sie angesprochen wurde, erwachte sie wie aus einem Traume.

„Hermine, du solltest den Doktor heirathen,“ sagte die Baronin einmal, und sie sagte es im Beisein von Alice und dem Kinde.

Hermine schossen die Thränen in die Augen, sie konnte kein Wort hervorbringen, schüttelte den Kopf und verließ das Zimmer.

Sie schrieb dem Vater, daß sie im Hause eigentlich überflüssig, daß die Baronin ihrer offenbar überdrüssig sei und sie los sein wolle. Sie wollte heimkehren, aber der Vater ließ durch Konrad antworten — er konnte nicht mehr selber schreiben und man verhehlte dies Hermine —: sie müsse vorübergehende Launen der Baronin tragen und vor Allem nie vergessen, daß die Familie Kraft der Familie Weißhaar treu anhänglich sein und bleiben müsse. Er erinnerte auch an die Worte der Baronin, wie sie in seinem Beisein sich gebunden und Herminen verpflichtet habe, ihrer Laune und einer etwaigen Lösung des Verhältnisses nicht nachzugeben.

Für sich schrieb auch Konrad — er hatte jetzt eine fertigere kaufmännische Handschrift — er bestätigte die Mahnungen und Maßnahmen des Vaters und fügte noch hinzu, daß auch er sich bezwungen habe und immer mehr sehe, wie gut es sei, wenn man sich bezwinge. Er habe sich selber die Dirigirin aufgetrieben, alle seine Geisteskräfte auf seinen Beruf zu richten und der Neigung seiner Phantasie nicht nachzugeben. Es gebe nichts Schimmereres auf der Welt, als wenn man sich zu der Weichlichkeit verleiten ließe, Mitleid mit sich selbst zu haben. Seine Zukunft und die Herminens sei an das Haus Weißhaar geknüpft.

Hermine trug es Still, aber sie wurde immer trübseliger, und als sie die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters erhielt, traf die schwere Kunde nur ein dumpfes Gemüth; sie trug wiederum Trauerkleider. Die Baronin zeigte sich anfangs sehr theilnehmend, dann aber sagte sie: „Es wird die lieber sein, wenn du in deiner Einsamkeit nicht gestört wirst. Ich habe angeordnet, daß du mit Frau Heinrite und dem Kinde speisest. Es hat so viel Unarten, ihr könnt es ihm allein abgewöhnen, und es wird doch auch viel gesprochen, was das Kind nicht zu hören braucht.“

Hermine nickte. Aber das Kind sah sich verdammt und war gewaltthätig und störrisch. Es quälte Herminen, da sie erkannte, daß sie nicht freie Stimmung genug gewinnen konnte, um, über äußere und innere Störungen hinweg, ihre Pflicht gegen das Kind zu erfüllen. Sie zwang sich, aber das Kind fühlte das Gezwungene, dem auch die rechte Wirkung mangelte. Auch erschienen dem Kinde die Unterrichtsstunden als nebensächlich. Musik galt jetzt allein im Hause und Adriane machte in der That viel Fortschritte. Sie schien für Musik allein gut begabt.

Nach einiger Zeit fand die Baronin genehmer, daß das Kind bei ihr am Tische sei. Sie ließ Hermine mit Heinrite allein speisen; aber das hatte seine Unbequemlichkeiten, und nun wurde auch die alte Heinrite beobeigezogen und Hermine blieb allein. Die gute Alte aß aber beinahe keinen Bissen; sie dachte immer, daß Hermine wie eine Gefangene auf ihrem Zimmer sitze.

Wiederholt schrieb Hermine dem Bruder, daß sie zu ihm zurückkehren, ihm die Haushaltung führen und daneben Unterricht geben wolle. Sie erhielt eine durchaus unerwartete Antwort. Konrad schrieb mit großer Freude, daß Herr Weißhaar ihm ein Zimmer in seinem Hause gegeben, und daß er nun am Tische seines Chefs speise. Er fühle sich dem Hause Weißhaar unauflöslich verbunden, und Here Weißhaar stimme ihm bei, daß Hermine die Baronin nicht verlassen dürfe. Sie solle nur ausharren, es würde sich Alles ausgleichen und gut gestalten.

Hermine wurde immer trüber und trüber. Der Arzt redete ihr zu. Er war freundlich und ehrerbietig zugleich; es schien, daß ihm ein Wort auf den Lippen schwebte, das er nicht auszusprechen wagte. Er sagte einmal, daß er Hermine wie eine jungfräuliche Mittive betrachte, denn er halte von ihrem Schicksale gehört. Sie sah ihn groß an, erwiderte aber nichts darauf.

Sie war und blieb einsam. Sie fühlte sich vom Bruder verlassen und hatte doch nicht den Muth, eigenwillig zu handeln. (Forts. f.)

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Flug.**

(Fortsetzung von Seite 311.)

IX.

Der Führer, welcher den Rottmeister und den Amtsschreiber geleitete, war unversehens einen steilen Abhang hinuntergegittten und hatte bei seinem Sturz die von ihm getragene Laterne zerbrochen. Zischend flackerte das Licht derselben noch einmal auf, um fast in dem gleichen Moment die Männer im um so tieferer Dunkelheit zurücklassen.

So weit bei diesem schwachen Lichtblitz zu erkennen gewesen war, befanden sich dieselben auf einem schmalen abschüssigen Felspfade, über welchem nach rechts eine fast senkrechte Wand emporragte, während nach links die Höhe terrassenmäßig zu einem Thal abfiel, auf dessen Grunde ein jetzt von seiner starren Eisdecke gefangen gehaltener Waldbach sich Bahn brechen mochte.

„So wollte ich doch, daß ...“ tobte der Rottmeister, der, da er den Führer zur größeren Sicherheit an einem ihm umgeschlungenen Strick gehalten hatte, durch dessen Sturz beinahe mit in die Tiefe gerissen worden wäre. „Höllen-Pestilenz! Nun ist die Laterne auch noch erloschen; Kerl du, die Seele aus dem Leibe will ich dir suchten. Der Schurke hat uns mit Absicht diesen verwünschten Streich gespielt. Willst du heraus da aus der Tiefe, oder soll ich dir Beine machen?“

War die Muthmaßung des alten Kriegsmannes begründet, oder hatte seine Drohung den Mann nur eingeschüchtert? statt dem erhaltenen Befehle zu gehorsamen, war derselbe, die durch seinen Fall erlangte Freiheit benützend, den Abhang vollends hinabgestürzt. Die herrschende Finsternitz begünstigte sein Entkommen. An eine Verfolgung blieb bei dem halsbrechenden Terrain, in welchem die

Digitized by Google

Reiter sich verstricht befanden, natürlich nicht zu denken. Mit einem Schrei der Wuth hatte der Rottmeister sein Pistol aus dem Halfter gerissen. Im gleichen Moment sahte jedoch der Amtsschreiber seinen Arm.

„Was wollt Ihr thun?“ richtete er die Frage an den Reiter. „Der Mensch ist auf und davon und zu treffen vermögt Ihr ihn bei dieser Dunkelheit doch nicht; ein Schuß aber könnte uns möglicherweise irgend einem hier drunten versteckten Bauerntrupp verrathen, und schwerlich möchte unser Vorgehen, uns verirrt zu haben, Glauben bei den Schelmen finden.“

Der Rottmeister brummte eine halblaute Verwünschung in den Bart. „Daß uns das gerade auch noch begegnen mußte!“ stieß er grimmig hervor. „Nun wissen wir hier nicht ein, nicht aus. Ich hatte gleich meinen Verdacht und es wollte mir nicht zu Sinne, als der Kerl darauf bestand, uns aus der Ebene in die Berge zu führen. Warum mußtet Ihr auch dem spitzbübischen Halunken das Wort erdrn? Daß dich die Pest! Was nun beginnen?“

„Der Weg nach Nollingen führt aber doch in die Berge hinauf,“ erwiederte der Schreiber, „und dann hatte der Mann ansänglich auch ganz gewiß den rechten Weg eingeschlagen. Mit dem Wiederanbrechen dieses furchtbaren Schneetreibens wird er sich verirrt haben, und daß er schließlich davon gelaufen ist, wundert mich ganz und gar nicht. Ihr habt die letzten beiden Stunden ja nicht aufgehört, auf ihn loszuschlagen, und zu fluchen und zu toben. Ich würde es an seiner Stelle nicht anders gemacht haben.“

„So! würdet Ihr?“ war ihm der Reiter giftig in's Wort gefallen. „Nun, ich glaube es wohl. Indeß laßt es Euch gesagt sein, ich bin Euch von meinem Feldmarschall nicht umsonst zum Wächter gesetzt worden! Bei dem ersten Schritt von meiner Seite, oder dem Schatten eines Verdachtes nur, ist die Kugel dirses meines Pistols für Euch bestimmt, und sollte zehnmal der Satan selbst in diesen verdammten Klüften und Abgründen dadurch aufgestört werden!“

„Ihr seid doch wahrhaftig unverbesserlich!“ versetzte der Schreiber. „Wollt Ihr bei mir etwa jetzt Euer voriges unsinniges Treiben fortsetzen? Wozu dieße albernen Drohungen? Ich sollte meinen, Ihr hättet doch rden erst noch Gelegenheit gehabt, Euch von deren Wirkung zu überzeugen.“

„Na, sollen wir etwa ewig hier stehen und Maulaffen feil haben?“ hatte der Rottmeister, statt die Aeußerung seines Gefährten zu erwidern, einigen in ihrer Begleitung befindlichen Kürassieren zugerufen. „Springe Einer aus dem Sattel und klettere da hinunter, die Laterne zu suchen!“

„Wozu das?“ setzte sich der Schreiber dem entgegen. „Bei der undurchdringlichen, uns umgebenden Dunkelheit riskirt ein Jeder, welcher da hinunterstriegen wollte, den Hals zu brechen, und außerdem ist auch die Laterne sicher in Splitter gegangen; ich habe sie auf den Felsen aufschlagen hören.“

Die aufgerufenen Reiter stimmten ihm bei und bestätigten seine Wahrnehmung.

„Wodio!“ fluchte der Rottmeister. „Wenn Ihr es denn wieder besser wissen wollt, so geht auch an, was jetzt geschehen soll. Hier können wir doch nicht bleiben!“

„Der Pfad, auf welchem wir uns hier befinden, muß doch irgend wohin führen!“ erwiederte der Schreiber. „Da unten in der Tiefe fließt sicherlich ein Bach, und wo ein solcher ist, findet sich über kurz oder lang auch eine Mühle. Wenn das ist, wollen wir in derselben den Tag abwarten; wenn nicht, und der Weg weiterhin noch gefährlicher wird, bleibt uns nichts übrig, als an irgend einer mehr geschützten Stelle zu übernachten. Vorläufig giebt es für uns keine Wahl, wir müssen auf gut Glück vorwärts reiten.“

Der ertheilte Rath war zu einleuchtend, als daß sich bawider hätte streiten lassen; unter der allgemeinen Zustimmung setzte sich der Zug abermals in Bewegung.

„Was wird der Feldmarschall zu dirser nichtsnutzigen Verfäumniß sagen!“ äußerte der Rottmeister nach einem langen beiderseitigen Stillschweigen. „Wer hätte auch gedacht, daß wir auf der kurzen Strecke von Rheinfelden bis zum Gebirge den Weg verfehlen könnten. Seine Befehle lauteten so bestimmt, und jetzt iren wir schon an dir vier oder fünf Stunden in diesen verdammten Bergen herum. Weiß Gott, es möchte schon das Beste sein, dem Alten lieber gar nicht mehr zu Gesicht zu kommen!“

„Herr, ich meine, Ihr irrt!“ hatte der Schreiber lauernd eingeworfen. „Unsere Rückkehr wird von dem alten gestrengen Herrn weder so schnell erwartet, noch auch nur gewünscht. Ich glaube vielmehr, es wäre ihm das Angenehmste, wenn wir gar nicht wiederkehrten, und es ist mit unserer ganzen Sendung einfach auch darauf abgesehen.“

„Fangt Ihr mit Eurem verwünschten Unsinn schon wieder an!“ zürnte der Reiter. „Kreuz und Stern! mich fangt Ihr mit dieser albernen Vorspiegelung nicht!“

„Aber, Mann,“ suchte der Schreiber ihn zu überzeugen, „seht Ihr denn nicht ein, daß diese Sendung nur ein Vorwand ist, uns Beide den Bauern in die Hände zu spielrn? Wo sind denn die Gefangenen, über deren Ausweisschrung wir mit denselben verhandeln sollen? Und dann vollends gar der andere uns ertheilte Auftrag. Die Berufung auf das angeblich bei dem vorgefrigen Stückchen stattgehabte Mißverständniß muß diese Schelme zu auf uns aufmerksam machen. Im günstigsten Falle sind wir zum Sühnopfer für dieses verfehlten Streich bestimmt; auf alle Fälle dürfen wir uns drs Schlimmsten gewärtig halten!“

„Hm!“ überlegte der Reiter, „das wäre — Aber in der That —“

„Wenn sich mit Euch rden ließe.“

Die letzte nur so hingeworfene Bemerkung des Amtsschreibers hatte das Mißtrauen des Rottmeisters plötzlich wieder wachgerufen. „Läuft's da hinaus?“ murrte er. „Dummes Zeug! Ich will kein Wort weiter hören. So schlau Ihr seid, so sollt Ihr mich doch nicht bethören. Und laßt es Euch gesagt sein, das ist das letzte Mal, daß Ihr mir so kommt!“

Ein Schreckensruf hatte ihn unterbrochen. Das Pferd eines drr in Begleitung der Beiden befindlichen Kürassiere war auf dem allmälig immer schwieriger gewordenen Pfade ausgeglitten und hatte seinen Reitrr mit sich in die Tirfe gerissen. Der Schrecken erwies sich indeß größer als der Schaden. Von dem weichen, die Thatsohle ausfüllenden Schneebett aufgefangen, waren Roß und Mann ohne Verletzung davongekommen, und bevor der schnell aus dem Sattel gesprungene Rottmeister ihnen noch zur Hülfe zu eilen vermochte, besanden sich beide bereits wieder auf ihren Füßen. Eine Strecke weiter verschwand sentte sich auch der Weg so tief, um die Wiedervereinigung mit dem Gefährten zu gestatten. Im gleichen Moment sast ließ sich aus dem Felsengeklüft zur Rechten der mrhrfach wiederholte Ruf einrr Eule und von fernher das Gebeul eines Wolfes vernehmen.

Den Fuß schon im Bügel, lauschte der alte Kriegsmann diesen Zeichen von schlimmer Vorbedeutung. Die Dunkelheit verbarg das Kreuz, welchrs er im ersten Schrecken geschlagen. Mit raschem Entschluß raffte er sich jedoch auf und schwang sich auf sein Roß. Auch auf die den Beiden folgenden Reiter schienen die vernommenen Laute einen tiefen Eindruck hinterlassen zu haben; mit gedämpfter Stimme tauschten sie ihre Bemerkungen über den Charakter und die Bedeutung derselben.

„Dahr Ihr vorhin gröhrt?“ richtete der Rottmeister nach einem langen stummen Brüten sast flüsternd die Frage an den Schreiber. „Wenn der Wolf und der Uhu ihre Stimme vereinen, so kündet das schweres Unheil. Es war das der Todtenruf für Einen von uns, wo nicht für Alle. Vielleicht gilt es mir!“

„Unsinn!“ versuchte der Gefragte mehr die abergläubische Vorstellung seines Begleiters von sich abzuwehren, als daß er die in dirser bestimmten Abweisung ausgesprochene Zuversicht auch wirklich empfinden mochte.

„Was Ihr Kriegsleute doch für närrische Gesellen seid!“ setzte er mit gepreßter Stimme nach einer ganzen Weile hinzu. „Als ob Wölfe und Eulen in diesen Bergen und Klüften so selten wären, daß man ihrem Ruf irgend eine besondere Bedeutung beilrgen müßte.“

„Ich weiß, was ich weiß!“ versetzte der Reiter, wir aus einem Traume emporfahrend. „Die verdammte Hexe hat es mir angethan. Das Glück ist von mir gewichen, seit ich Hand an sie gelegt habe. Doch auch Ihr mögt Euch in Acht nehmen.' Ha! wenn ich sie wieder hörte, wie ich sie schon gehalten habe. Eins aber ist sicher, die eigentliche Gefahr steht für mich wie für uns Alle noch bevor.“

Der Ruf des einen Reiters: „Gottlob! da leuchtet ein Licht aus der Ferne!“ hatte das Gespräch der Beiden unterbrochen.

Der Schreiber athmete tief auf: „Na, da habt Ihr's!“ zwang er sich zu lachen. „Das ist sicher die Mühle, auf dir ich gleich verwiesen habe, und wie es schließlich hier noch gut gegangen ist, so wird es uns am Ende auch morgen gelingen, unsern Hals vor der Schlinge zu wahren. Heilige Jungfrau! es ist mir wahrhaftig bei Euren nichtsnutzigen Vorhrrsagungen zuletzt eiskalt den Rücken niedergelaufen!“

„Das ist kein Licht!“ behauptete der Rottmeister, „und auch kein in einer Hütte oder einrm bedeckten Raume brennendes Feuer. Die Flamme lodert zu unstät. Seht nur, wie eben die Funken davon emporstieben. Es sind Berirrte gleich uns, welche dort im

Digitized by Google

Grunde ihr Lager aufgeschlagen haben, oder vielleicht ist es eine Feldwache der Bauern."

Die Muthmaßung des erfahrenen Kriegsmannes erwies sich als vollkommen begründet. Nach einigen hundert Schritten vermochte man schon die Feuerstätte und die um das Feuer ausgestreckten Gestalten genau zu unterscheiden. Dasselbe brannte vor einer Felsenspalte und das oben weit überhängende Gestein schützte die mit jedem wechselnden Windstoße gerne auflackernde oder wieder in sich zusammensinkende Flamme nothdürftig vor dem noch immer mit gleicher Mächtigkeit andauernden Schneetreiben. Eine Wache nickte, von der Müdigkeit übermüthigt, neben der Feuerstätte. Drei oder vier Andere lagen in tiefem Schlaf versunken, eine weibliche Gestalt lehnte mit dem Rücken an den Felsen.

Die Männer waren sämmtlich Bauern, auch die Frau oder das Mädchen trug, soweit die um ihren Oberkörper geschlungene Decke zu erkennen erlaubte, eine einfach bäuerliche Kleidung. Der Schatten des vorspringenden Felsen ließ ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden.

Erst auf den unmittelbaren Anruf der neuen Ankömmlinge taumelte der müde Wächter noch halb schlaftrunken von seinem Sitze empor. Beim Anblick der hart vor ihm aufgerittenen Kürassiere stockte jedoch das „Werda!" auf seinen Lippen und entfank die vorgestreckte Waffe seinen Händen.

„Fürchtet nichts, wir sind Freunde!" beeilte sich der Amtsschreiber dem Erschreckten zuzurufen. „Aber wie ist mir denn, daß du nicht einer der Bauern von St. Blasien?" fügte er mit einem frohen Erstaunen hinzu.

„Ach, es ist der Herr Amtsschreiber," stotterte der Mann, jetzt sichtlich auch diesen erkennend. „Ja, Herr, wir sind Alle von St. Blasien!"

Die gewechselten Fragen und Antworten hatten auch die Uebrigen aus ihrer Ruhe emporfahren lassen. Der wiederholte Zuruf des Schreibers: „Ich bin es, Kinder, fürchtet nichts!" schien die so völlig Ueberraschten jedoch wenig zu beruhigen. Der Schrecken stand deutlich auf jedem Antlitz geschrieben.

Die Männer zutraulich zu machen, war der Schreiber vom Pferde gestiegen und zum Feuer getreten. Die volle Zuversicht lag in seinem Gesicht ausgesprochen. Der Zufall, welcher ihn zuerst einem Trupp der bei dem vorausgegangenen Zuge von ihm in Person geführten Bauern von St. Blasien hatte begegnen lassen, mochte ihm als eine günstige Vorbedeutung erscheinen. Auch war damit sein Benehmen gegen den Rottmeister und die sie Beide geleitenden Kürassiere sofort ein ganz anderes geworden. Er beachtete dieselben kaum noch und bewegte sich so sicher und unbekümmert, als ob ihm der unbeschränkteste Befehl über Jene zugestanden hätte.

Brummend und mit spähendem Blick jede Bewegung des seinen Obhut Anvertrauten überwachend, hatte sich auch der Rottmeister aus dem Sattel geschwungen.

„Wir, der Herr da und ich," äußerte der Schreiber, sich an dem Feuer die Hände wärmend, zu den Nächsten, „befinden uns unter Geleit einer Eskorte auf dem Wege in das Bauernlager. Es haben da in den letzten Tagen allerhand Mißverständnisse stattgefunden, welche wir auszugleichen den Auftrag besitzen. Hoffentlich wird es nur eines Wortes bedürfen, um alle diese unglücklichen Irrthümer und Wirren aufzuklären; indeß . . ."

Der noch in Begleitung des Bauernstrupps befindliche Schlieker von Rheinfelden war dem Schreiber in die Augen gefallen. Im gleichen Moment hatte sich jedoch auch das Wachen, von dem Lärm aus dem Schlummer gescheucht, zur halben Höhe ihres Körpers aufgerichtet. Der Feuerschein fiel voll und sicht auf ihr Gesicht und ließ ihn in den erschöpften und verstörten Zügen des bleichen Antlitzes Gertrud erkennen.

Mit einem Schrei des Entsetzens versuchte diese, sich an dem Felsen emporzurichten, doch ihre Kräfte versagten ihr den Dienst. Unfähig, sich auf den Füßen zu halten, war sie wieder in die Kniee gesunken. Mit einem Blick der höchsten Angst starrte sie auf den Schreiber und seine bewaffneten Begleiter. Nicht minder spiegelten sich jedoch auch in dessen Gesicht die bestürzteste Ueberraschung und die vollständigste Verwirrung. Augenblicklich hatte derselbe für das von ihm einzuhaltende Verfahren offenbar jede Richtung verloren.

„Mordio!" schnaubte der Rottmeister, „da ist ja die verdammte Hexe. He, Ihr da, rennter von den Pferden! Entwaffnet mir mal das Gesindel! Das ist ein Fang, den ich mir wahrlich nicht hätte träumen lassen! Warte, du Höllenbrand, diesmal sollst du mir nicht entrinnen!"

Die Angstrufe des von dem alten Reiter von der Erde aufgerissenen Mädchens gellten durch den Wald.

„Wirst du schweigen!" donnerte er die Bestürzte an. „Keinen Laut, oder ich greife dem Henker noch zuvor und schieudere dich gleich hier in die Flammen!"

„Was wollt Ihr thun?" wehrte ihm der Schreiber. „Bedenkt doch, auf welcher Mission wir begriffen sind! Eine Gewaltthätigkeit gegen das Mädchen würde Alles verderben! — Halt!" herrschte er den von den Pferden gesprungenen Kürassieren zu. „So ließ doch Einer Leben ist, rührt die Mädchen nicht an!"

„Was unterstellt Er sich?" schnaubte der Rottmeister ihn an. „Mord und rother Hahn! Ich werde Ihn, lehren, meinen Reitern Befehle ertheilen zu wollen! Vorwärts Ihr da, bindet die Kerle! Und, Herr, was die Mission betrifft, so schere ich mich um die feinen Pfiffereien. Ich werde, was ich thue, zu verantworten wissen, und wenn ich meinem Feldwachtmeister den Herr und dies ganze Nest von Halunken zu Händen liefere, so hat es mit der Ausrichtung des Auftrags an die Bauern keine Eile! — Wirst du schweigen, du Satan, du!"

„Aber, Mensch," stemmte sich der Schreiber mit gesteigerter Heftigkeit der Absicht des alten Kriegsmannes entgegen, „sehr Ihr denn nicht ein, daß wir Alle verloren sind, wofern Ihr von Eurem Wahnsinn nicht absteht? Und, Herr im Himmel! da antworten auf das Geschrei der Dirne schon Stimmen aus der Ferne!"

In der That ließen sich unter dem Brausen des Sturmes einzelne abgerissene Laute unterscheiden, welche als ferne Zurufe gedeutet werden mochten. Ein fremder, langgezogener Ton hallte dazwischen.

Die Bauern schauten entsetzt einander an, auch die Reiter stutzten.

„Berthold, hierher! rette mich! zur Hülfe!" kreischte das Mädchen unter den verzweifelten Bemühungen, sich der Faust ihres Peinigers zu entwinden.

„Ja dulde das nicht!" nahm der Schreiber offen ihre Partei. „Wenn Ihr verrückt geworden seid, so will ich doch die Folgen nicht davon tragen. Herbei, Ihr Männer, heißt mir! Als erster Amtmann und Schreiber meines Herrn, des Grafen von Fürstenberg, mache ich diesen Gerichtsbarkeit auf das Mädchen geltend."

Die Eisenfaust des Rottmeisters hatte den unbersonen Einsprecher in den Schnee geschleudert, der Alle kniete auf dem Rücken des niedergeworfenen Mädchens.

„Herbei, Ihr Männer!" raste, sich von seinem unvorhergesehenen Fall aufraffend, der Schreiber. „Erlöst doch das Kind! Schießt auf die Schelme!"

„Um Gotteswillen, Herr, laßt ab von der Hexe!" raunte ihm einer der Bauern zu. „Denn eine Hexe ist sie, daran bleibt kein Zweifel. Wenn Ihr wüßtet, was uns mit ihr begegnet ist! Es war nicht anders, als ob sich die ganze Nacht über alle Unholde des Gebirges und der wilde Jäger mit seinem höllischen Heer an unsere Fersen geheftet hätten. Von Zwielndzwanzig, welche wir gestern Abend mit ihr aufgebrochen sind, bilden wir Fünf oder Sechs den letzten noch zusammenhaltenden Rest. Und da, hört doch nur, hört, da ertönt dieser furchtbare, räthselhafte Schall schon wieder!"

Der vorige langgehaltene Ton erschallte in der That diesmal viel näher und wurde ringsum von einem siebenfachen Echo wiedergegeben.

„Das ist er selbst, der wilde Jäger!" rief im höchsten Entsetzen der eine Bauer.

„Und diesmal tönt der Ruf seines Hifthorns so nahe und fürchterlich, wie noch nie zuvor!" stimmte ein Zweiter bei.

„Das kündet uns neues Unheil!" jammerte ein Dritter.

„Seht das Weibsbild auf, Herr!" warnte auch der Schlieker. „Gott weiß es, so viel grausliche Zauberer und Hexen ich auch schon unter meinem Verschluß gehabt habe, die ist die Schlimmste von Allen!"

Der sich jenem fremdartigen Klang anschließende Zuruf einer wie aus den Lüften schallenden Stimme, von welchem jedoch nur der Schluß: „Gertrud, Gertrud! ich komme!" deutlich verständlich, steigerte vollends den Schrecken der Männer auf den Gipfel. Auch der Schreiber stutzte und schlug mit einem scheuen Blick auf das Mädchen das Kreuz. Mehrere der Bauern waren in die Kniee gesunken und ließen in höchster Angst die Kugeln ihrer Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten. Die Reiter blickten nicht minder bestürzt und unentschlossen; Einer oder Zwei von ihnen hatten sich bereits wieder auf ihre Gäule geschwungen.

„Was war das?" stammte der Rottmeister. „Die Stimme sollte ich kennen. Gott's Tod! es ist er, es ist wieder dieser verdammte Bengel!"

Gertrud hatte die Verwirrung, mit welcher der alte Reiter sich der Felsenwand aufblickte, zu einer abermaligen verzweifelten Anstrengung benutzt, sich unter seinem Knie emporzukämpfen.

Digitized by Google

„Berthold," leuchte sie, „zur Hal . . . . ."

Die Faust des Rottmeisters preßte sie mit dem Gesicht auf den Boden. „Hollen = Pettilenz!" grollte er, „ich werde doch mit dieser Satansdirne noch fertig werden! He! Ihr da, nehme Einer von Euch das Weibsbild schnell hinter sich auf's Pferd und Ihr Andern macht Euch fertig, die Höllendrut mit einer scharfen Salve zu bewillkommnen!"

Statt seinem Befehle zu gehorsamen, waren die nächsten Reiter scheu vor dem von ihm emporgerissenen Mädchen zurückgewichen. — Blühend hatte es selber diese sich über die Schulter geworfen, doch die Bande derselben mochten entweder noch gar nicht festgenotet gewesen sein oder sich unter dieser ungestümen Bewegung gelöst haben — mit der Kraft der Verzweiflung rang sie, sich aus seiner Umstrickung zu befreien und mit ihren Füßen wieder den Boden zu gewinnen. Erneut gellten ihre Hülfsrufe durch den Wald.

„Himmel, Hölle!" raste der alte Reiter, die mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft Ueberwältigte wieder in die gelösten Stricke einschlingend. „Was stehen die Tölpel da und haben Maulaffen feil? Schindt mein Pferd hierher und hebe mir Einer wenigstens die Dirne hintenauf in den Sattel. Hier ist unseres Bleibens nicht länger. Da! Da! Steht!" . . .

„Halt! Gertrud! Gertrud!" Ein Hornstoß ertönte unmittelbar über den Köpfen der Männer und im gleichen Moment glitt und sprang eine Gestalt den steilen Abhang niederwärts. Von einem panischen Entsetzen ergriffen, stäubte die Gruppe mit lautem Angstgeheul auseinander. Doch zugleich brach es von links und rechts durch die Büsche. Das Feuer war unter den Füßen der Herzu- und Davonstürzenden erloschen und die undurchdringliche Finsternis mehrte noch den Schrecken des unvorhergesehenen Ueberfalls. Das Krachen der gestürzten Streiche, die Rufe um Gnade und Erbarmen, der Hufschlag der in jäher Flucht in die Nacht hinausstürmenden Pferde wirkten mit ihrem sinnverwirrenden Eindruck vollends zusammen, jeden Widerstand zu brechen.

„Gertrud," wo bist du?" vernahm man aus dem wüsten Getümmel Berthodts Stimme. Ein vereinzelter Schuß blitzte auf.

„Schießt nicht!" wehrte er den Seinen. „Doch schließt zusammen, laßt keinen der Schelme entrinnen! Gertrud! Gertrud!"

„Berthold!" Der Ruf erschlicte halb unter der ihre Kehle umspannenden Faust des Rottmeisters. Derselbe war in dem Bemühen, sein Roß zu zügeln, von diesem eine Strecke weit geschleift worden, ohne darum doch weder sein Opfer, noch sein erschrecktes Thier fahren zu lassen. Dieser Unfall hatte ihn dem unmittelbaren Anfall entgogen, und nichts würde seine Flucht gehindert haben, wesern er sich zu entschließen vermocht hätte, seine Gefangene freizugeben.

Auf diesen Zuruf war Berthold ihm nachgeführt, zugleich aber sah sich der alte Reiter von zehn Andern angegriffen. Gertrud ward ihm von Ersterem entrissen, sein von dem stürmischen Andrang scheu gewordenes Pferd sprengte den Zügel und stürmte davon; zur Vertheidigung unvorbereitet, sank er von dem Schlage eines Morgensternes in die Kniee. Das verwirrte Getümmel schien sich plötzlich nach hierhin übertragen zu haben.

„Berthold, mein Berthold, ich halte dich, ich habe dich wieder!" jauchzte das entjückte Mädchen an dessen Halse.

„Gertrud, theure Gertrud! Welches Wunder hat mich dich endlich doch noch finden lassen? Die gnadenreiche Jungfrau sei dafür gepriesen! Die ganze Beute dieses Zuges gelobe ich dafür auf ihrem Altar niederzulegen. Noch faße ich mein Glück kaum! Der Zufall hatte einige deiner Begleiter aus der Köhlerhütte mir in den Weg geführt und seit lange vor Mitternacht sind wir aus, dich zu suchen; allein dieser entsetzliche Schneesturm schien jede Spur von dir verweht zu haben, und fast verzweifelte ich, dich noch zu finden. Da, Herr im Himmel! vernahm ich deinen Hülferuf. Gottlob! nun ist ja Alles wieder gut und jede Noth und Sorge hat ein Ende!"

Der erste Laut der Stimme seines nun dreimal über ihn im Wortheil geblendenen Gegners schien den Rottmeister aus seiner Betäubung geweckt zu haben. „Er!" murmelte er, „es ist er, wieder er! Verdammt! Er und diese Verfluchte. Doch, Mordio! noch gebe ich mich nicht. Nein, er oder ich!" Seine Hand tastete unsicher nach dem Griff seiner Klinge, mühsam versuchte er sich aufzurichten. Zehn Hände griffen zu, ihn wieder niederzureißen, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr fühlte er sich bewältigt.

„Ihr Hunde, Ihr!" leuchte er unter den noch immer fortgesetzten Bemühungen, sich freizukämpfen. „Stoßt zu, wenn Ihr den Muth dazu habt! Verfluchte, solchem Gesindel erliegen zu müssen!"

„Stoßt zu!" ertönte eine Stimme seine Widersacher an. „Er ist die rechte Hund des Blutbunds, des Savelli. An all' den letzten Wiernissen ist er allein Schuld."

Das „Halt! wer sprach da?" womit sich der junge Mann aus den Armen seiner Gegnerin losgerissen hatte, vermochte die rasche That nicht mehr zu hindern. Von mehreren Stichen durchbohrt, war der Rottmeister zusammengebrochen.

„Zündet Licht an!" schrie Berthold, schließt fest zusammen! Laßt Niemanden entrinnen! Wer war es, der hier soeben gesprochen hat? Die Stimme kenne ich!"

„Auch ich! Es ist der Schreiber!" riefen Andere. Einige der noch glimmenden Brände waren von den Nächsten von der Erde aufgegriffen und durch Schwenken in der Luft neu entzündet worden.

„Der Schreiber" — murmelte der Sterbende. „Verrathen — Die Schlange hat gebochen — Doch das Schlimmste steht — noch aus — Alle — Zeichen — deuten — Unheil —" Seine Augen schlossen sich, die Füße versagten ihm den Dienst. Langsam und widerstrebend brach er vor dem Feldkloz zusammen, an welchem er sich mit dem Rücken noch halb aufgerichtet erhalten hatte.

„Ah!" — leuchte er, „besiegt — von — diesem . . . ." — Ein letztes Zucken noch und seine Glieder streckten sich zum starren Todesschlafe.

„Bei Gott! es ist der Schreiber!" rief Berthold. „Er hier! Schnell einen Strick, den Schelm an den nächsten Baum zu hängen!"

Keine Muskel in dem Antlitz des so todesbedrohten zuckte, gegenüber den haßerfüllten, ringsauf ihn gerichteten Blicken spielte sogar ein halbes Lächeln um seine Mundwinkel. Die geistige Gewandtheit und Ueberlegenheit des Mannes war vielleicht noch nie so bestimmt als in diesem Moment der äußersten ihn bedrohenden Gefahr hervorgetreten.

„Das muß ich gestehen! Berthold Schöpflin," äußerte er mit ruhigem, fast spöttischem Gleichmuth, „Ihr habt da eine eigene Art, Eure Rechnung mit Euren Freunden abzuschließen. Den Streich wollt Ihr mir zuerkennen, wo ich dort in Rheinfelden kaum noch erst dem Galgen dafür entgangen bin, daß ich Euch in der Rettung Eurer Geliebten noch zuvorgekommen gesucht habe, und eben noch erst wieder auf jede Gefahr für sie eingetreten bin! Dort steht sie, fragt sie selbst, ob ich nicht gelten Recht, bevor Ihr Euern Uebereifel aufgeführt hattet, in ihren Kerker hinabgestiegen bin, um ihre Flucht zu bewirken. Fragt dann auch die gefangenen Reiter, wir nahe mir während des ganzen gestrigen Tages die Gefahr gedroht hat, dafür das Opfer dieses wahnsinnigen Wüthereichs, des Savelli, zu werden. Und ohne mich würdet Ihr auch heute wieder zu spät erschienen sein. Fragt nur die Bauern von St. Blasien und bort den Mann, ihren früheren Gefangenwärter. Für Alles aber, was ich für sie und Euch gewagt und gethan habe, droht Ihr mir mit dem Strick! — Fürwahr, Berthold, ich hätte wohl geglaubt, mit einen besseren Empfange unter Euch gemeldig halten zu dürfen!"

Der junge Mann schien seinen Ohren und Augen nicht trauen zu wollen. Betroffen und verwirrt blickte er auf seine Geliebte.

„Aber," stieß er endlich hervor, „ist denn das wahr, was dieser Mann sagt? Sprich doch, Gertrud, ist es wahr?"

„Es ist wahr!" stammelte das junge Mädchen; „er hat gestern Nacht meine Ketten gelöst; indeß —" Sie verstummte wieder. — Zum ersten Male mochte ihr die Möglichkeit einer Handlungsweise des Schreibers, aus den von diesen angegebenen Motiven, aufgestiegen sein, und in der sie für heherrschenden Ungewißheit und Verwirrung zögerte sie, eine Anklage wider denselben auszusprechen.

„Es ist wahr!" bestätigte auch der Schiefter. „Diese Bauern und ich waren von dem Herrn Amtsschreiber mit der Entführung des Mädchens beauftragt worden!" Auch die gefangenen Reiter und Bauern glaubten schon ihrer eigenen Sicherheit wegen das von ihnen beanspruchte Zeugniß abtegen zu müssen.

„Aber," ströubte sich der junge Mann noch immer, seine Zweifel schwinden zu lassen, „träume ich denn? Habe ich denn nicht mit meinen eigenen Augen diesen Mann unter unseren Feinden erkannt? Bist du, Gertrud, denn nicht von ihm geraubt worden? Hat denn dein Vater, der Bauernkaiser . . ."

„Wo ist der Bauernkaiser!" war ihm der Schreiber in's Wort gefallen. „Mein Auftrag lautet an denselben und dulbet keine Minute länger Verzug. Führt mich zu ihm! Ein Wort der Verständigung zwischen uns wird Alles aufklären!"

Die Bestimmtheit seines Auftretens und seiner Forderung hatte ihre Wirkung sowohl auf Berthold wie auf alle Uebrigen nicht verfehlt. „Nun denn, ja!" stimmte der Erstere zögernd bei. „Laßt den Mann los! Der Bauernkaiser mag über ihn bestimmen!"

„Im Gotteswillen! Mein Vater," versuchte Gertrud in einer unbestimmten Angst dieser Entscheidung entgegenzuwirken. „Nein, Berthold, beuge diesen Mann nicht zu ihm! Mir ahnt ein Unheil! Mag es sein, wie es sagt; allein . . ."

Digitized by Google

„Jungfer," hatte der Schreiber schnell ihren Gründen vorgegriffen, „mich dünkt, Euer thörichtes Sträuben von gestern Nacht hat Verwirrung und Unheil genug angestiftet. Bleibt um Euch, da liegt mehr als eine Leiche ausgestreckt, und wie viele von Euren bisherigen Begleitern sind denn überhaupt noch übrig geblieben? Wollt Ihr durch irgend eine nicht minder ungerechtfertigte Regung etwa noch eine neue, noch weit schwerere Verantwortlichkeit auf Euch laden?"

Vor dem hohen Ernst seiner Berufung und den schrecklichen vor ihr heraufbeschworenen Bildern war das arme Mädchen verstummt. Sie preßte nur in noch gesteigerter Angst die Hände zusammen, und ihre Aare an dem Antlitz ihres Geliebten hastenden Blicke schienen die Bestätigung oder Verneinung ihres Verdachts in dessen Zügen ergründen zu wollen.

„Da liegt nächst dem Sowell der Anstifter alles Unheils," richtete der Schreiber, auf den todten Rottmeister deutend, das Wort bald an Berthold, bald an dessen Begleiter. „Selten gewiß ist Einem so wie dem vorhin sein Recht widerfahren. Auch der feindliche Zusammenstoß von vorgestern Seiß geht allein auf dessen Rechnung, und eben noch erst sann er auf neue Anschläge. Meine angebliche Sendung sollte dazu dienen, die Schwäche Eurer Stellung und die Vertheilung der einzelnen Bauernhaufen auszuspähen. Doch nun ihn sein Schicksal erreicht hat, ist mir die Freiheit des Handelns zurückgegeben, und ich will handeln. So weit denn, ich komme in geheimen Aufträgen meines Herrn, welcher sich als nichts Besseres, denn als Gesangener in dem kaiserlich-bayrischen Feldlager befindet; ich bringe die genauesten Aufschlüsse über die Stärke, Aufstellung und Vertheilung der kaiserlichen und bayerischen Streitkräfte. Vielleicht, nein, nicht nur vielleicht, sondern ganz gewiß hängt der Ausfall der ausstehenden Entscheidung von meinen Nachrichten ab, und darum noch einmal, sendet mich sofort an den Bauernkaiser, oder wollt Ihr, daß durch ein noch längeres Zögern alle diese wichtigen Vortheile Euch nutzlos verloren gehen sollen, und will irgend Einer von Euch die ungeheure Verantwortlichkeit dieser Versäumniß auf sich nehmen?"

„Nein, nein!" schallte es wie mit einer Stimme, „der Mann muß augenblicklich abgefendet werden!" Inwanzig Vorschläge und Mahnungen zum Aufbruch kreuzten sich.

„Berthold, teuxe dem Manne nicht! Mein Herz sagt mir, er sinnt hinter allen lockenden Vorspiegelungen nur auf neue Tücke und abermaligen Verrath. Sende ihn nicht an meinen Vater; wenn aber doch, so laß mich ihn, wenigstens begleiten, um über dessen Leben zu wachen! Hörst du, Berthold, ich bitte, ich beschwöre dich, sende mich mit zu meinem Vater!"

Unter dem allgemeinen Geschrei mochte schwerlich mehr von dieser flehentlichen Bitte Gertraud's als deren Schlußlaut zu dem Ohr des jungen Mannes gedrungen sein.

„Um aller Heiligen willen, ich lasse dich nicht wieder von mir!" wehrte er seiner Geliebten. „Auch befindet sich dein Vater ja wohl und in sicherer Obhut. So bald als möglich sollst du ihn sehen und sprechen."

„Zum Aufbruch!" lärmte der Ruf um die Beiden. Bereits war sein wieder aufgegriffenes Pferd dem Schreiber vorgeführt worden. Zehn, zwölf Mann der von Berthold geführten Truppe hatten sich freiwillig zu seiner Eskorte erboten.

„Nun wohlan denn!" entschied der Letztere. „Ziehl mit Gott! Nehmt auch die Gefangenen mit Euch, Vielleicht, daß ihre Aussage von Wichtigkeit werden möchte. Und, Amtsschreiber," kehrte er sich zu diesem, „wofern ich Euch Unrecht gethan haben sollte, so will ich mein Versehen wieder gut machen. Seid versichert, daß ich Euch das, was Ihr der Gertrud erwiesen habt, nicht vergessen werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlachten um Metz.

2. Die Schlacht bei Mars la Tour. 16. August 1870.

Von **Dr. Ferdinand Pflug.**

(Mit einer Ansicht von Pont-à-Mousson.)

Am 14. August war Napoleon aus Metz nach Chalons ausgebrochen, um dort, wie ein von ihm an die Armee des Marschalls Bazaine gerichteter Tagesbefehl erklärte, alle Kräfte Frankreichs zu dem bevorstehenden Hauptkampfe zusammenzufassen. Das 1. Garde-Grenadier-, das Guiden-, Garde-Lanciers- und ein Chasseurs d'Afrique-Regiment bildeten die Bedeckung des Kaisers.

Am gleichen Tage war König Wilhelm an der Spitze der Heeresäulen der deutschen Armee in Pont-à-Mousson eingetroffen, und am 15. besichtigte er zur Feier des Napoleonstages die Truppen der 1. deutschen Armee auf dem von ihnen behaupteten Schlachtfelde von Pange. Das zu dieser Armee gehörige VII. und VIII. Armeecorps erhielten den Befehl, die Mosel ebenfalls an den nächstgelegenen Punkten zu überschreiten und sich zu dem erwarteten Hauptkampfe der Armee des Prinzen Friedrich Karl anzuschließen. Der Vormarsch dieser Armee durch Pont-à-Mousson hatte den ganzen Tag angedauert, und für den 16. und 17. sollten auch noch die letzten zurückgebliebenen Corps der II. deutschen Armee, die preußischen Garden, das XII. sächsische und 11 preußische Armeecorps den schon vorangegangenen Heertheilen nachrücken.

Seit dem Uebergang über den Niemen bei Eröffnung des russischen Feldzugs von 1812 mochte kaum ein größeres militärisches Schauspiel als das hier in Pont-à-Mousson (siehe Bild auf S. 328) wieder stattgefunden haben. Endlos und ununterbrochen folgten sich die Truppenzüge. Oft stockte der Marsch, da die steile und enge Bergstraße, in welche derselbe unmittelbar nach dem Verlassen des Städtchens einlenkte, nur eine langsame Fortbewegung gestattete. Jedes vorüberziehende Regiment und Bataillon aber begrüßte das Quartier des Bundesoberfeldherrn, und wenn derselbe sich zeigte, diesen selbst mit endlosem „Hurrah!" Den Höhepunkt erreichte dieser Jubel mit dem Vorbeimarsch der zum erstenmal im Anschluß an die preußische Armee hinzugetretenen deutschen Truppen, der hessischen Division und des XII. sächsischen Corps, und er wiederholte sich bei letzterem, als dasselbe vor seinem Führer, dem Kronprinzen von Sachsen, die Schiffbrücke über die Mosel passierte.

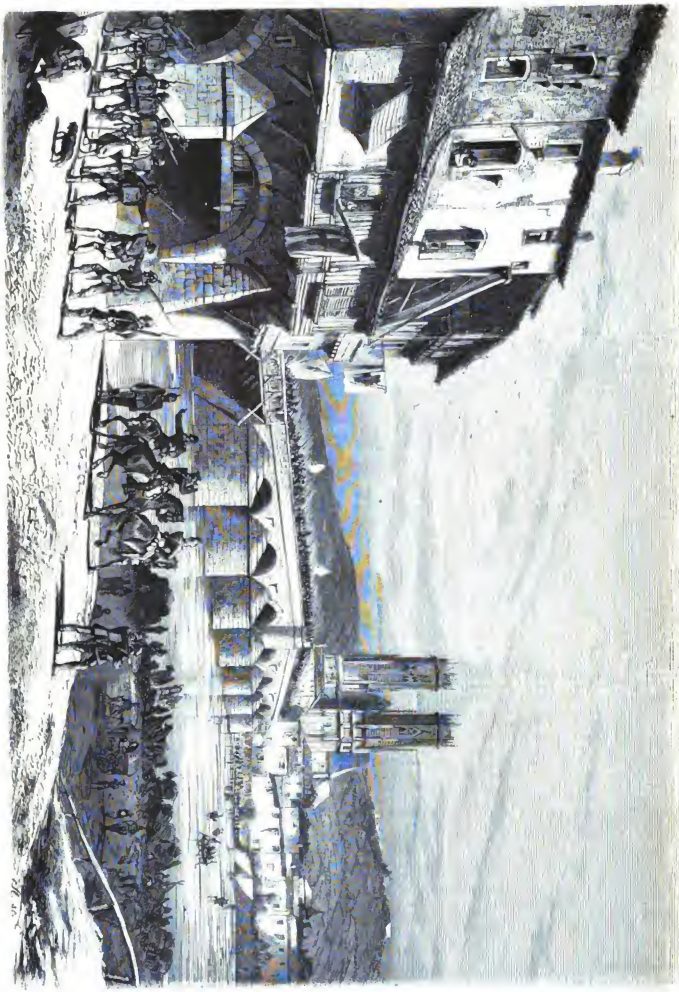
Die französische Armee hatte die ihr gewährte Frist des 15. August nicht benützt, den Abzug aus Metz zu bewerkstelligen. Derselbe war vielmehr mit deren Haupttheil erst am Morgen des 16. angetreten worden, und da andererseits die deutschen Vormuppen sich schon mit dem Grauen des Tages in Bewegung gesetzt hatten, so erfolgte der erste Zusammenstoß bereits gegen 8 Uhr Morgens in der Gegend von Mars la Tour und Bionville. Bis zu diesen an der Chaussee von Metz nach Verdun gelegenen Orten waren die vordersten, zum zweiten Corps Frossard gehörigen feanzösischen Truppen indessen gelangt.

Diese Landstraße bildete hier zunächst den Abschnitt, um welchen gekämpft werden mußte. Die an derselben gelegenen Ortschaften folgen sich derart, daß sich Mars la Tour zum weitesten, und zwar etwa drei deutsche Meilen von Metz entfernt befindet, welchem Orte sich in der Richtung nach der Festung, etwa in der Ausdehnung einer deutschen Meile, Bionville, Rezonville und Gravelotte anschließen. Dieses letzte Dorf bildet zugleich den Scheitelpunkt für die sich in ihm abzweigende Landstraße nach Rheims. Eine dritte Landstraße endlich führt in spitzem Winkel zu diesen beiden direkt von Metz über Woippy und Briey nach Norden, doch steht diese Landstraße sowohl, wie auch die nach Rheims, durch eine Querstraße über Etain mit der direkten Route auf Verdun in Verbindung, war also von der französischen Armee ebenfalls für die von ihr beabsichtigte Marschbewegung zu benutzen.

Um die letztere an einem Abzug zu hindern, hätten ihr deßhalb alle drei Straßen versperrt werden müssen, wozu jedoch die zunächst disponiblen deutschen Kräfte noch entfernt nicht ausreichten. Es galt für diese vorläufig nur, sich in Mars la Tour und Bionville festzusetzen, um so dem Feinde mindestens diese eine Hauptstraße abzuschneiden, dann nach dem Eintreffen ausreichender Verstärkungen sich nördlich bis zu der zweiten Rheimser Landstraße auszudehnen, um auch diese in deutschen Besitz zu bringen. Weit aber diese Straße vom Feinde gleich mit für seinen Abmarsch benutzt werden konnte, so befand sich derselbe in der Lage, seinerseits von derselben gegen die Chaussee nach Verdun vorzugehen, wovon sich für die preußisch-deutschen Truppen Gefechtsverhältnisse entwickelten, auf welche wir später zurückkommen werden, da sie den Schlüssel zum Verständniß des ganzen Gefechtsverlaufs enthalten.

Die unmittelbare Umgebung von Mars la Tour und Bionville bildet ein wellenförmiges Hügelland, welches jedoch nach allen Richtungen, vorzugsweise aber in der nach Süden, auf der die deutschen Truppen anrückten, sowie in der nach Osten, wohin der Feind

Digitized by Google



Pont à Nouzon

Digitized by Google

Preussische Infanterie.

Digitized by Google

zurückgedrängt werden sollte, von tiefen zerklüfteten Schluchten, Hohlwegen und Bergwaldungen eingeschlossen wird. Als ein Haupthinderniß für den Aufmarsch der deutschen Truppen erwies sich dabei der Engpaß vor und hinter dem Bergstädchen Gorze, wo zu beiden Seiten des engen Bierundzweges die waldbewachsenen Berglehnen und Felswände bis 1200 Fuß und theilweise noch höher aufsteigen. Auf Mars la Tour führt von dem ganz in Wald eingelagerten Ausgang dieses Passes der Weg über das Dorf Tronville, von wo, als erstem Vereinigungspunkt der deutschen Vortruppen, der diesseitige Angriff eröffnet wurde, dem anderen Hauptpunkte Bionville hingegen lag von dem vorerwähnten Engpaß aus das Dorf Flavigny vor, das in Verbindung mit Bionville und den sich beiden Orten anschließenden Höhenzügen den Feinde zu seiner Centralstellung diente, für welche in der Richtung auf Gorze die unmittelbar zusammenhängenden Bergwaldungen von Bionville, St. Arnould und des Ognons mit ihren drei- bis sechshundert Fuß tief eingeschnittenen Schluchten gleicherweise zu einer Front- wie Flankendeckung geeignet waren.

Für den deutschseitigen beabsichtigten Angriff befanden sich zunächst nur das III. preußische Armeecorps und die 6. Kavallerie-Division disponibel. Eine nächste Unterstützung konnte dieses Corps vorerst nur durch die zum Zweck der Aufklärung des Terrains bereits am Abend des 15. bis zu der Landstraße Metz-Verdun vorgedrungene 5. Kavallerie-Division und die Garde-Dragoner-Brigade erhalten. Außerdem waren vom X. Armeecorps auch noch die beiden gemischten Detachements der Obersten v. Lyncker und Lehmann nach dieser Richtung vorgeschoben worden. Das Eintreffen dieses Corps konnte man etwa in den ersten Nachmittagsstunden erwarten. Alle andern deutschen Heertheile befanden sich hingegen noch weit zurück oder hatten von vornherein eine mehr nach Westen, also mehr Verdun zugewendete Direktion empfangen, so daß auf ein noch rechtzeitiges Eingreifen derselben durchaus nicht mit Sicherheit zu rechnen war.

Französischerseits bildeten das II. Corps Frossard und die Kavallerie-Division Forton die Spitze der Marschsäule. Die Vortruppen dieser Heerabtheilungen hatten schon in der Nacht vom 15. zum 16. August theilweise in der jetzt zur Schlacht eingenommenen Position gelagert. Der Tage der Verhältnisse nach fand es natürlich allein in dem Entschlusse des Marschalls Bazaine, seine ganze in 17 Infanterie- und 8 Kavallerie-Divisionen aus 221 Bataillonen, 39 Kavallerie-Regimentern, 145 Feld- und 17 Mitrailleusen-Batterien bestehende Armee auf diesem Schlachtfelde in Verwendung zu setzen, und für die volle Entfaltung dieser nach den mittleren Etatszahlen eine Stärke von mehr als 200,000 Mann umfassenden Streitkräfte blieb nur eine zwei- bis sechsstündige Entfernung zurückzulegen.

Gegen 9 Uhr Vormittags war die 6. preußische Infanterie-Division, welche die Spitze der Marschsäule des III. Armeecorps bildete, bei Tronville eingetroffen, und da man Mars la Tour vom Feinde nicht besetzt fand, vollführte dieselbe bei dem erstgenannten Dorfe eine Rechtsschwenkung, um das Gefecht mit dem für gegenüber zwischen Flavigny und Bionville entwickelten Feinde aufzunehmen.

Der 6. Division folgte in der Marschdirektion des III. Corps die Corps-Artillerie, dieser die 6. Kavallerie-Division, zuletzt die 5. Infanterie-Division, welche jedoch gleich bei dem Betreten des Plateaus in die Waldungen nördlich von Gorze vordringen mußte, um einem feindlichseitig mit mehreren Brigaden unternommenen Vorstoß zu begegnen, durch welchen der Theil bei den genannten Bergstädchen in französischen Besitz gebracht werden sollte.

Die Lücke zwischen den Verwendungspunkten dieser und der 6. Division wurde von der Corps-Artillerie und der hinter dieser aufgerittenen 6. Kavallerie-Division ausgefüllt, so daß die feindliche Aufstellung südwärts von den Deutschen in weitem Halbkreise umschlossen war.

Gegen 10 Uhr begann das Feuer der auf den Höhen von Flavigny aufgefahrenen französischen Batterien merklich schwächer zu werden und genau eine Viertelstunde nach 10 Uhr setzte sich die 6. Division in Bewegung, um diese Höhen, sowie die Dörfer Flavigny und Bionville mit stürmender Hand zu nehmen.

Es waren die Regimenter Nr. 60 und 64, welche diese schwierige Aufgabe erfüllen sollten, und nach hartem, blutigem Kampfe gelang es denselben, zuerst den mittelsten Höhenzug, sodann Flavigny und bald nach 12 Uhr auch Bionville dem Feinde zu entreißen, der nach und nach ganz auf Rezonville zurückgedrängt wurde.

Aber die neue Stellung, welche der Feind hier eingenommen, zeigte sich noch weit stärker als die vorige. Sie stützte sich mit dem linken Flügel auf die fortgesetzt noch gegen die 5. preußische Infanterie-Division behaupteten Waldungen des Bois de Bionville, des Bois de St. Arnould und des großen Waldes Bois des Ognons, während der rechte Flügel sich bis zu den jenseits der Landstraße Metz-Verdun gelegenen weitläufigen Gehöften ausdehnte, welche weltwärts ziemlich bis auf die gleiche Höhe mit Mars la Tour zurückreichten, während sie gegen Nord und Ost wieder mit einem Kranze anderer, schon jenseits der Metz-Rheinwer Landstraße gelegenen Waldungen umschlossen gehalten wurden. Dem Centrum war hinzegen das zur wirksamsten Vertheidigung vorbereitete Dorf Rezonville vorgelegen, und die zahlreichen auf den sich diesem Dorfe anschließenden Höhen aufgefahrenen Batterien beherrschten das Vorderterrain so vollkommen, daß ein Frontangriff auf diese furchtbare Position nahezu unmöglich erschien.

Besonders mörderisch wirkte eine auf einer Höhe nordwestlich von Rezonville und hart am Saume der vorerwähnten Gehöfte aufgefahrene Batterie, und da die Bewältigung der feindlichen Stellung nur durch eine in dieser Richtung ausgeführte Flankenumfassung möglich erschien, galt es deutscherseits, zunächst die so beabsichtigte fernere Angriffsbewegung durch die eigene Artillerie vorzubereiten und das Feuer jener so verderblichen feindlichen Artilleriestinie zum Schweigen zu bringen.

Abermals raste so hier der beiderseitige Geschützkampf mit furchtbarer Heftigkeit. Lange zwar jedoch war schon in dem Waldgefecht gegen den linken französischen Flügel dem Vordringen der 5. preußischen Division ein ähnlicher Halt geboten worden, und es bedurfte für diejenige der äußersten Anstrengung, um sich nur in dem Besitz des schon errungenen Bodens zu behaupten.

Von Anfang an hatte dieses Waldgefecht einen überaus erbitterten Charakter getragen. Schon unmittelbar bei dem Eindringen der 5. Division in diese Waldungen war der Zusammenstoß mit den gegen Gorze im Anmarsch begriffenen feindlichen Bataillonen erst durch wiederholte, bis zum persönlichen Kampfe mit Bajonet und Kolbe durchgeführten Sturmangriffe entschieden worden. Schließlich gelang es jedoch den preußischen Schützenketten, sowohl das Bois de Bionville als das Bois de St. Arnould in ihren Besitz zu bringen. Mit dem Ueberschreiten der tiefen Schlucht zwischen diesen Waldungen und dem großen Walde des Ognons hatten denselben aber in Front und Flanke neue feindliche Massen entgegen, und unentschieden wogte von hier ab stundenlang der Kampf bald vor bald zurück, ohne daß der eine oder der andere Theil irgend einen wesentlichen Vortheil über den Gegner davontrug.

Bis zu diesem Zeitpunkt, etwa halb 2 Uhr, waren nach und nach die zunächst verfügbaren Verstärkungen auf deutscher Seite eingetroffen. Die 5. Infanterie-Division wurde so seit etwa 10 Uhr von dem Detachement des Obersten v. Linker — 2 Bataillone des 78. Regiments, 2 Escadrons und 1 Batterie — unterstützt, während die 5. Kavallerie-Division und dahl darauf auch die Garde-Dragoner-Brigade sich schon bald nach 9 Uhr den gegen Flanke und Bionville und später gegen Rezonville operirenden preußischen Abtheilungen angeschlossen hatten. Gegen 12 Uhr war bei diesen endlich auch noch das aus den Regimentern Nr. 9, einem Bataillon des 78. Regiments, 2 Escadrons und 1 Batterie bestehende Detachement des Obersten Lehmann eingetroffen, wonach für Stunden hinaus ein ferneres Anwachsen der diesseitigen Streitkräfte nicht mehr erwartet werden durfte.

Französischerseits waren bis zu dem gleichen Zeitpunkte das IV. und VI. Corps, Canrobert und l'Admirault, wenigstens theilweise in die Schlachtlinie eingerückt. Auch machte sich dieselbe mit jedem Momente die mehr und mehr anwachsende Uebermacht des Feindes fühlbar, der gegen halb 2 Uhr Nachmittags bereits sowohl bei Rezonville als auch im Walde des Ognond zu einem großen Gesammtangriff übergang.

In diesem Waldterrain wurden die 5. Infanterie-Division und das Detachement Linker durch die neu eingreifenden feindlichen Streitkräfte trotz des nachhaltigsten Widerstandes über die vorerwähnte Schlucht zurückgetrieben. Auch der dieser zunächst gelegene Theil des Bois de St. Arnould ging wieder verloren. Die Gefahr, daß der fortgesetzt noch durch neue Massen unterstützte Feind bis zu dem Ausgang des Engpasses von Gorze vordringen und damit die auf dem Plateau von Bionville kämpfenden deutschen Abtheilungen von dieser ihrer nächsten Verbindungs- und Rückzugsstraße abschneiden würde, drohte ganz nahe, und um dieselbe abzuwenden und den Eintritt einer ungünstigen Entscheidung so lange als nur irgend möglich zu verzögern, hatten deutscherseits bereits die letzten Rückhaltstruppen mit in Verwendung gezogen werden müssen.

Nicht minder bedrohlich hatte sich die Gefechtslage auf dem Plateau gestaltet. Um die gegen Bionville und Flavigny vorrückenden französischen Colonnen aufzuhalten, hatten sich die Regimenter der

Digitized by Google

6. Kavallerie-Division denselben entgegengeworfen. Gegenüber den noch völlig unerschütterten französischen Bataillonen vermochten dieselben jedoch keinen Erfolg zu erzielen, und mit dem Zurücksprengen der abgewiesenen Kavallerie drohten sich die rückgängige Bewegung und die Verwirrung auch auf die anderen Waffengattungen, und namentlich auf die Artillerie, zu übertragen.

Eine bedeutende Zahl ihrer Geschütze lag demontirt und die Bespannung ganzer Geschützzüge war in dem furchtbaren feindlichen Geschützfeuer bis auf einzelne Gespanne niedergeschmettert worden. Ein geordnetes Aufprotzen und Abfahren würde demnach für die preußischen Batterien kaum möglich gewesen sein, das so halb durch die Umstände gebotene Standhalten derselben und ihr zur höchsten Potenz der Geschwindigkeit gesteigertes Feuer aber imponirten dem Feinde in dem Grade, daß er zur Bewältigung dieser jedem Widerstandes zunächst noch seine eigenen Batterien vorziehen zu müssen meinte, und sich in dem feindlichen Bordringen allerwärts eine augenblickliche Stockung bemerklich machte.

Der wieder aufgenommene Angriff würde den Franzosen unzweifelhaft mindestens alle die zerschossenen und ihrer Bespannung beraubten preußischen Geschütze in die Hände geliefert haben. Der Ausgang der Schlacht und vielleicht der des ganzen Krieges schwebte so auf der Entscheidung einer Sekunde. Der Entschluß eines heroischen Opermuthes sollte den Ausschlag jedoch beinahe noch in demselben Momente den deutschen Fahnen zuwenden.

Fast im Anschluß an die abgewiesene Attaque der preußischen Kavallerie-Division, war rechts von Bionville auch die aus dem 7. Kürassier- und dem 16. Ulanen-Regiment bestehende Brigade Bredow von der 5. Kavallerie-Division bis in die vorderste deutsche Schlachtlinie vorgegangen. Deren Erscheinen hier sei genau mit dem vorbezeichneten Momente zusammen, und ohne nur eine Sekunde Verzug in der Gewißheit, sich zu opfern, stürzte sich der löwenkühne Führer an der Spitze seiner beiden Regimenter in den Feind, der bei der Blitzesschnelle der Entwicklung dieses Vorgangs noch völlig unvorbereitet von diesem wuchtigen Anprall überrascht wurde.

Die feindlichen Schützenschwärme werden aus einander gesprengt, die erste feindliche Infanterielinie wird durchbrochen. Die Kanonier und die Bespannung der nächsten feindlichen Batterien liegen bei ihren Geschützen niedergestreckt. In einem Augenblicke findet sich diese unwiderstehliche Attaque bis tief in das zweite feindliche Treffen getragen. Ein schnell von den nächsten feindlichen Massen formirtes Viereck vermag dem Ansturm der Kürassiere ebensowenig Stand zu halten. Marschall Bazaine selbst sieht sich in der Lage, um sein Leben kämpfen zu müssen. Sein Stabschef, General Marguerite, und gegen zwanzig Offiziere und Reiter seines Stabes werden von den bis zu dem Standorte des Marschalls durchgedrungenen Ulanen unmittelbar an seiner Seite niedergestreckt oder gefangen genommen.

Die Verwirrung hat sich auf das ganze feindliche Centrum übertragen. Neue feindliche Vierecke sehen sich der so weit vorgedrungenen preußischen Reiterei einen Damm entgegen. Von allen Seiten eilen neue feindliche Abtheilungen herzu, den im Feuer des Sieges und der Verfolgung völlig auseinander gekommenen Schwadronen den Rückzug zu verlegen. Klinge an Klinge mit feindlichen Kürassieren und Chasseurs müssen diese sich den Durchbruch erkämpfen. Von der schnell ebenfalls vorgegangenen Brigade Redern derselben Kavallerie-Division aufgenommen, gelingt es indeß dem weit überwiegenden Theil der Tapferen, den Anschluß an die eigenen Truppen wiederzugewinnen. Der Reitersturm bis in das Herz der feindlichen Angriffssäulen hat den beiden Regimentern über 400 Mann gekostet, doch war die nächste und unmittelbarste Gefahr einer Niederlage der schwachen deutschen Macht damit beseitigt.

Von dem Feuer der standhaft ausharrenden preußischen Geschützlinie niedergeschmettert und durch die in Anlaß eines Reiterangriffs im französischen Centrum ausgebrochene Verwirrung bestärzt und gelähmt, wichen die französischen Colonnen auf der ganzen Angriffslinie zurück. Der Zeitpunkt günstigen und erneuten Vorgehen der 6. Kavallerie-Division, dieselben zum Abzuge in ihre zuvor eingenommene Stellung zu bestimmen. Der schließlich doch noch auf Bionville angetretene Vorstoß ermangelte hingegen in dem Grade der Energie, daß er kaum bis zur Umfassung des Dorfes vorgeführt wurde. Selbst auf den Kampf in den Waldungen vor Gorze äußerte das Scheitern der französischen Angriffsbewegung seine Rückwirkung: dort gelang es der preußischen Infanterie-Division nicht nur im raschen Ansturm, das verlorene Terrain zurückzugewinnen, sondern sogar erneut bis über die den Wald des Ognons begrenzende Schlucht vorzudringen.

Umgekehrt schien der errungene Erfolg den Heroismus der deutschen Truppen auf den Gipfel gesteigert zu haben. Unmittelbar im Anschluß auf den abgewiesenen feindlichen Angriff auf Bionville war das 24. Regiment von dort vorgebrochen, um die vorenthalte, auf der Höhe von Rezonville aufgepflanzte Geschützlinie, durch welche die preußische Schlachtlinie immer noch flankirt wurde, zu nehmen oder zum Abzug zu zwingen. Das seit Eröffnung der Schlacht ununterbrochen in Aktion gewesene 64. Regiment schloß sich an. Unter dem furchtbarsten feindlichen Feuer wurde von beiden Regimentern die freie Ebene bis zu jenem Höhenzuge überschritten, ein feindlicher Vorstoß zurückgewiesen und die Höhe erstiegen. Ein Geschütz und mehrere Pulverwagen waren hierbei den kühnen Stürmern zur Beute geworden.

Doch setzte die auf dem nächstrückwärtigen Höhenzuge wieder aufgefahrene und bald noch außerordentlich verstärkte feindliche Geschützlinie einem weiteren Vordringen der preußischen Truppen um so eher eine Schranke, als auch die hart an die gewonnene Höhe anstoßenden Gehölze, welche dem feindlichen rechten Flügel zum Stützpunkt dienten, sich noch stark vom Feinde besetzt befanden, und diese zunächst gewonnen werden mußten.

Auch sah sich das 24. Regiment bei dem Versuch, sich dieser Gehölze zu bemächtigen, sehr bald in ein hartnäckiges Waldgefecht verwickelt, das sich bald äußerst bedrohlich gestaltete, da der Feind mehr und mehr seine Hauptkräfte nach dieser Richtung zusammenzufassen schien, und anderenseits bei der Schwäche des preußischen Corps an eine Unterstützung der so weit vorgedrungenen Bataillone vorläufig gar nicht zu denken war.

(Schluß f.)

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von Seite 319.)

15.

Das Haus in Maiden-Lane und das Haus in Henrietta-Street.

Gerade zu der Zeit, als George Porter seinen Weg nach der Savoy einschlug, ging, von Piccadilly herkommend, der Gardist Henry Hobbart auf Maiden Lane zu. Er hatte sich, dem Wunsche Miß Rachels gemäß, in seine Uniform gekleidet, und wenn er auch nicht das Paradeleid angelegt hatte, so war das hübsche Dienstkleid doch stattlich genug. Die blaue Casaque mit den rothen, durch silberne Tressen verzierten Aufschlägen, die feingemachten Stiefel, der Filzhut mit rother Feder, das breite, reichgestickte Bandelier, in welchem der schöne Degen ruhte — dies Alles an und um Henry Hobbarts stattliche Figur, machte im Verein mit derselben den glänzendsten Eindruck. Während Henry schon auf dem Wege nach Maiden Lane war, versammelte sich die bald gebesserte, bald klatschbegierige Gesellschaft bei Miß Rachel. Die alte Jungfer hatte das schöne große Wohnzimmer für den Empfang hergerichtet, und die kleinen eleganten Schalen, aus Delfter Thon gefertigt, welche in bester Ordnung auf einem kleinen Tische standen, deuteten darauf hin, daß nicht allein der landesübliche Thee präsentirt werden würde, sondern daß Miß Rachel sich auch gerüstet habe, den Gästen Kaffee vorzusetzen. Es waren bereits die Damen Paul, Mutter und Tochter, und Miß Welcome, die Herren Welcome, der Doktor Paul, Herr Pryer und sein Bruder versammelt. Der vielfach genannte Doktor Webber und Herr Nathanael Fields zeigten sich noch nicht. Mary und ihre Tante Rachel bewillkommten jeden der Gäste, die Unterhaltung war in vollem Zuge, die Stadtneuigkeiten schwirrten hin und her, und Mary sorgte in Gemeinschaft mit Bibby, daß die schwachen Gäste sich an dem trefflichen Apfelreis labten. Es war Mary besonders auffällig, daß Tante Rachel heute von größter Unruhe gepeinigt schien, daß sie den dichterischen Ergüssen des Herrn Pryer ebenso wenig Aufmerksamkeit schenkte als den gelehrten Auseinandersetzungen Doktor Pauls, der gewissermaßen die bevorstehenden Erzählungen und Mittheilungen des noch fehlenden Herrn Webber einleitete. Miß Rachel lief alle fünf Minuten zum Fenster und blickte hinaus, dann lächelte sie Miß Mary seltsam und verstohlen an, dann ließ sie

Digitized by Google

einige verblümte Reden vom Wiedersehen — unvermuthete Freunde u. s. w. fallen, und wenn Mary flüsterte: „Aber, Tantchen — was soll das heißen?“ dann legte Miß Rachel den Finger auf den Mund und kicherte: „Es wird sich bald erklären.“

Mary gab vorläufig die Forschungen auf — sie bediente die Gäste, und es entstand eine kleine Abwechslung in der Gesellschaft, da Herr Nathanael Fields eintrat. Er war heute besonders fein gekleidet, die Spitzen glänzten zum Theil wie Silber, zum Theil hatten sie das Aussehen herrlicher Filigran-Arbeit, deren matter Schimmer die kunstvollen Zierrathen noch besser hervortreten ließ.

„Oh — es ist ein charmanter junger Mann,“ lispelte Miß Paut ihrer Mutter in's Ohr.

„Fasse dich, Kind,“ sagte Mama Paut ebenso leise. „Er scheint für Mary Pendergraß einzig und allein Augen zu haben.“

Die Damen betrachteten Herrn Nathanaels Toilette sehr genau, Master Peyser, der Dichter, nicht minder. Er hatte Alles gethan, um Nathanael gleichzukommen, er hatte seinen besten Sonntagsstaat angelegt — Nathanael war ja auch Dichter, er war Herrn Pryers Nebenbuhler auch auf diesem Gebiete, und Pryer wollte in der äußeren Eleganz nicht hinter dem Rivalen zurückstehen — aber Nathanael triumphirte, und das Staunen der Damen über den Reichthum der Spitzen des jungen Studenten erstieg den höchsten Gipfel, als man gewahrte, daß Herr Nathanael Fields die elegante Verschwendung so weit trieb, daß er zwei Taschentücher besaß, denn es hing ihm aus jeder Rocktasche ein überreich gesticktes Taschentuchzipfel hervor; allgemein bewunderte man diese Meisterstücke der Nadel einer Brabanter Künstlerin, und Nathanael sah mit der Miene des Siegers auf Mary, welche lächelte.

„Es ist jetzt guter Ton, die Tücher also zu tragen,“ sagte Nathanael mit Nachdruck. „Und in unserem Collegium tragen alle eleganten Studenten diese absonderliche Zierde.“

„Es macht sich prächtig auf dem dunklen Grunde des Sammtkleides,“ lispelte Miß Paut.

„Ich würde noch ein drittes Tuch in der Brusttasche tragen,“ lachte Mary, worüber Nathanael in sonnige Aufwallung gerieth — Herr Pryer jedoch erfreut und neidisch kicherte.

„Haben Sie etwas Neues unter der Feder, Herr Fields?“ fragte Pryer den Studenten.

„Einige kleine Gedichte an die Jahreszeiten — sie werden von mir als die Freundinnen unglücklich Liebender dargestellt, indem ich jede Jahreszeit personificire. Jede derselben wird unter dem Bilde einer von mir verehrten Dame vorgeführt.“

„Herrlich, reizend!“ riefen die Damen.

Nathanael hatte auf Mary seine Blicke gerichtet, er glaubte Spott in ihren Augen zu lesen und sein heftig feine Aethelspeise bei Seite.

Miß Rachel bemerkte diese Erregung sehr wohl — sie wollte eben einige bekümmichende Worte aussprechen, als sie durch lautes „Ach!“ der Gesellschaft unterbrochen wurde. Dieser Ruf galt dem Eintretenden. Es war ein alter kleiner Herr. Er trug auf seiner langen Nase eine Brille, sein Gesicht war hager und hatte die Farbe des Pergamentes, sein Haupt war fast ganz von Haaren entblößt und nur einige weiße Locken ringelten sich unter der kleinen schwarzen Sammtkappe hervor, die seinen Schädel bedeckte. Er hatte buschige, schneeweiße Augenbrauen, welche wie eine dicke Silberraupe über seine tiefliegenden Augen hinkrochen. Diese Augen waren jedoch noch sehr lebendig und blitzend. Der alte Herr trug den schwarzen Anzug des Gelehrten, und sein Körper, obwohl von den Jahren gebeugt, zeigte doch noch schnelle, fast elastische Bewegungen.

„Herr Doktor Webber!“ rief Miß Rachel, „herzlich erfreut!“

Mary brachte dem alten Herrn, der Platz in einem Sessel nahm, die erste Tasse dampfenden Kaffee's.

„Tausend Dank, meine liebliche Mary,“ sagte der alte Doktor mit einer immerhin noch klangvollen Stimme. „Oh — das läßt sich Jeder gefallen — solch' eine Bedienung — solch' eine Ancilla!“

„Sie haben sich einige Tage nicht sehen lassen,“ sagte Rachel drohend.

„Ich war sehr eifrig beschäftigt,“ entgegnete der Doktor.

„Denken Sie nur, meine Herrschaften,“ sagte Rachel, „daß ich den Herrn Doktor seit drei Tagen nicht gesehen habe und doch wohnen wir in demselben Hause.“

„Ich habe aber dafür treffliche Studien gemacht,“ flüsterte Webber Miß Rachel zu. „Ich habe in der Bibliothek alte Manuskripte entdeckt, welche genau die Punkte bestimmen, wo umgegraben werden muß. Haben Sie Gelegenheit gehabt — —“

„Oh — man will mich nicht zum Könige lassen,“ entgegnete Rachel leise. „Aber ich habe endlich einen Weg entdeckt, auf welchem ich sicher zum Ziel gelange.“

In diesem Augenblicke trat Biddy ein. Sie gab verstohlen Miß Rachel einen Wink. — Mary wollte hinausbleiben, aber Rachel bedeutete ihr, sitzen zu bleiben, und verließ das Zimmer. Mary hatte soeben zur Freude Pryers einige kleine Bosheiten gegen ihren Anbeter Nathanael geschleudert — als ihr die letzte Malice im Munde stecken blieb. Es ging ihr in diesem Momente gerade so, wie es George Porter in der Savoy ergangen, als Bessie in's Zimmer trat — aber sie glaubte doch eine Erscheinung zu sehen — sie erblickte einen jungen hochgewachsenen Mann in Uniform — war er es? war es der so liebe Jugendfreund? oder täuschte Mary sich im Traume? — Sie wurde schnell aus ihrem Zweifel gerissen, denn Miß Rachel stellte der Gesellschaft „Seiner Majestät Gesreiten in Tero Garde-Regiment, Gerrn Henry Hobbart“, vor. Alle erhoben sich grüßend — aber Henry hatte nur Augen für Eine. Da stand sie, nur wenig Schritte von ihm entfernt, die er einst mit schmerzerfüllter Brust verlassen mußte, um dem bewegten Leben entgegenzueilen; die er verließ, als sie ein Kind war, dessen klare Augen damals schon ganz unbewußt zu sagen schienen: Ich möchte für immer bei Henry sein. Dieses liebliche Kind, zur schönen Jungfrau geworden, stand vor ihm — und wieder blickten ihre herrlichen blauen Augen den Heimgekehrten an, und wieder streckte sich ihm die kleine zarte Hand zum Willkomm entgegen, wie sie einst zum Abschiede ihm gereicht worden war. Henry ergriff sie, und als er sie drückte, fühlte er den leisen Gegendruck.

„Mary — liebe Mary,“ sagte er mit innigem Tone. Eine Thräne perlte in den Bart des Soldaten.

„Es ist ein glücklicher Abend meines Lebens,“ sagte Mary.

Es war genug. Henry bedurfte nicht mehr. In diesen schlichten Worten lag das Bekenntniß des schönen Mädchens, daß ihr Herz dem Jugendfreunde noch immer gehörte. Mit diesem Bewußtsein war aller Zwang geschwunden, den Henry sich noch außerlegt hatte; ohne sich weiter um die Nebenpersonen zu kümmern, begann er, Mary gegenüberstehend, die lebhafteste Unterhaltung; das freudestrahlende Gesicht des jungen Mädchens verrieth das Interesse, welches sie den Mittheilungen ihres geliebten Jugendfreundes schenkte. Henry mußte freilich einige Schatten auf Mary's Gesicht zaubern, als er von seinem Besuche bei Pendergraß erzählte und die gedrückte Stimmung Ella's — den fortwährenden Einfluß der Großmutter schilderte.

„Aber ist jener George Porter?“ fragte Henry im Laufe der Erzählung.

„Oh — es ist ein gefährlicher Mensch — so fürchte ich,“ lispelte Mary. „Er hat sich durch seine eifrige Vertheidigung der Smarts bei dem Vater eingeschmeichelt — die arme Ella liebt ihn — das ist Alles — wir wurden vielfach vor ihm gewarnt. Es ist ein Mensch, dessen Leben mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben wurde. Niemand vermag genau zu sagen, was er treibt — wo er sich seine Einkünfte erwirbt. Wir schrieben dem Vater öfter schon — aber man hält in Kealbournhouse unsere Berichte für erdichtet.“

Henry ward nachdenklich.

„Ihr habt geschrieben?“ sagte er. „Konntest du deinen Vater nicht sprechen?“

„Ich werde Kealbournhouse nicht wieder betreten, so lange die Großmutter dort weilt, und der Vater hat seit langer Zeit London nicht mehr besucht.“

„Wie, er kam schon lange nicht mehr nach London?“ fragte Henry aufmerksam.

„Nein. Seitdem die Volksstimmung für König Wilhelm ist, meidet der Vater London.“

„Du faßt ihn wirklich nicht? Er war in der letzten Zeit — ganz vor Kurzem, nicht in London?“

„Nein — nein —“ entgegnete Mary fast ängstlich über die dringende Frage. „Ich würde es ja sagen.“

„Er kommt in einer gefährlichen Sache hieher — er kommt heimlich,“ sagte Henry zu sich selbst. „Lassen wir das Alles,“ lenkte er schnell ein. „Ich bin glücklich, daß wieder gefunden zu haben, Mary.“

„Nicht minder ich,“ sagte Mary lebhaft und mit inniger Zärtlichkeit die Hände des Soldaten erfassend. „Es ist mir, als käme mit dir alles Glück wieder.“

„Ah — ich soll eine Audienz für Tante Rachel schaffen,“ lachte Henry.

„St,“ machte Mary, den Finger erhebend. „Nicht so laut. Tante Rachel ist ein Engel von Gutherzigkeit — aber ein wenig exaltirt. Sieh dort den alten Doktor Webber — ein Gelehrter; er wohnt hier im Hause und hat die Tante ganz mit seinen gelehrten

Digitized by Google

Grillen, mit allerlei wunderlichen Geschichten erfüllt. Er behauptet: es müsse in Kent und Sussex — Gott weiß, wo sonst noch — Schätze in der Erde geben. Es ist sein Steckenpferd und Doktor Paul unterstützt ihn darin — ebenso Herr Welcome, der zuweilen Schriften Webbers verkauft. Tante Rachel ist kein Kind mehr — älteren Leuten gefallen solche wunderliche Dinge, und da sie auf Doktor Webber schwört, so steht es fest bei ihr, daß in Kent Schätze der Heidenzeit verborgen in der Erde liegen, welche Webber haben kann, weil er genau den Ort kennt; und da Tante Rachel eine glühende Verehrerin König Wilhelms ist, hat sie sich in den Kopf gesetzt, eine große politische Rolle spielen zu wollen, indem sie dem Könige aus seiner Finanznoth dadurch helfen will, daß sie ihm jene Schätze zuweist, welche Webber auffinden kann."

Henry lächelte.

„Ei nun," sagte er; „es mag schon da unten genug geben, aber wer bürgt dafür? Rachel sagte es mir schon."

„Mit Webber hat sich hier die ganze seltsame Gesellschaft eingefunden, welche du dort siehst. Es sind Alle recht brave Leute, aber wunderlich — zum Theil possirlich; aber die Tante ist so gut und brav — sie ist mir eine Mutter geworden — ich bin ihr zu Liebe daher gegen die sonderbaren Gäste freundlich und mache gern die Wirthin."

„Doktor Webber wohnt bei Euch im Hause?"

„Ja. Einen Stock höher im Hintergebäude. Er hat dort einige Zimmer in diesem alten Hause. Er besitzt Vermögen und trbt ganz seinen Forschungen. Selten läßt er Jemand in sein Heiligthum dringen, das mit Tausenden von Büchern, Bildern, Maschinen, ausgestopften Thieren und dergleichen erfüllt ist. Ein einziges Mal habe ich einen Blick hineingethan, aber es sah darin aus wie bei einem Trödler in St. Gites. Webber kann auch ganz ungestört dort seinen Studien trben. In das öde Hintergebäude kommt selten Jemand. Es stoßt an die Hinterhäuser von Henrietta-Street, und der alte Doktor wird nicht belästigt — ebenso wenig aber werden wir durch ihn gestört, und das ist recht gut. Uebrigens ist er ein alter guter Herr."

„Ihr habt reizende Exemplare," lachte Henry — er küßte Mary's Hand.

„Aber nun habt Ihr Euch lange genug bewillkommt!" rief Miß Rachel. „Nun muß Henry auch ein wenig der Gesellschaft angehören. Allons! Herumgedreht zu uns — und geplaudert." (Forts. f.)

Eine Wohlthat für die Verwundeten.

Von **H. Scheube.**

So groß auch die Fortschritte sein mögen, welche mit der gesammten Heil- und Wundheilkunde das Feldsanitätswesen im Laufe der letzten fünfzig Jahre und noch seit dem österreichisch-preußischen Kriege von 1866 gemacht hat, einer seiner allerwichtigsten Zweige, der Transport der Verwundeten vom Schlachtfelde nach den Lazarethen, liegt noch immer ziemlich im Argen, wie das der gegenwärtige Feldzug in Frankreich wieder auf das Traurigste darthut. Von diesem Transport aber hängen weit mehr als von der nachfolgenden chirurgisch-medicinischen Behandlung Leben und Gesundheit der sich für uns opfernden Krieger ab. Ein bekannter Chirurg sagt darum: „Die jetzige allgemein gebräuchliche Art und Weise, Schwerverwundete auf den Schlachtfeldern zu verbinden und zu transportiren, pflanzt ihnen unwiderruflich den Keim des Todes ein", und Langenbeck, eine andere unbestrittene Autorität auf diesem Gebiete, machte unlängst gar den Vorschlag: „den Transport aller Schwerverwundeten gänzlich zu unterlassen, da dieselben durch jedweden Transport leiden". Zieht man nun in Betracht, daß ein so erfahrener Militärarzt wie Langenbeck sicherlich sich vollkommen klar der Gefahren bewußt ist, welche durch ein Belassen der Blessirten auf dem Schlachtfelde unausbleiblich erwachsen, wie dadurch Seuchen jegtlicher Art entstehen müssen und trotz der sorglältigsten Desinfection sich ringsum bald ein Herd pestartiger Krankheiten bilden würde, von dem die Gegend weit und breit schwer zu leiden hätte: so wird man zugeben müssen, daß er mit seinem Vorschlag über das bisher übliche Verwundetentransportwesen entschieden den Stab gebrochen hat.

Millionen über Millionen hat man auf die Umgestaltung der Kriegsführung selbst, auf die Vervollkommnung der Mord- und Zerstörungswerkzeuge verwandt, für eine Verbesserung des Feldsanitätswesens und namentlich des Verwundetentransports aber ist so gut wie nichts geschehen. Beide lassern noch heute auf den Grundsätzen und dem Material früherer Zeiten und stehen völlig außer Verhältniß zu den rapiden Bewegungen unserer modernen Armeen. Und wie sollten doch meinen, eher als Zündnadel- und Chassepotgewehre, eher als Gußstahlkanonen und Mitrailleusen zu erfinden oder zu patentiren, selbst eher als Feldposten und Feldtelegraphen zu organisiren, sei es die Pflicht des Staates, dafür Sorge zu tragen, daß den Männern, die sich für seine Zwecke, für seiner Ehre und zu seinem Schutze zu Krüppeln schießen und hauen lassen, die zweckmäßigste und humanste Behandlung und Pflege zu Theil werde, welche die Wissenschaft nur ersinnen kann. Ach, wie so gar wenig ist dies aber heute leider noch immer der Fall, wie unzureichend und mangelhaft sind noch die Hülfsleistungen, die man den Verwundeten angedeihen läßt! Auch die Genfer Convention hat an diesem schweren Mißstande nicht viel gebessert. Von der Tragbahre in ihren verschiedenen Modificationen bis zu den Verwundetentransportwagen erfüllen mehr oder weniger alle diese Vorrichtungen und Apparate ihre Aufgabe nur in sehr unvollständiger Weise.

Jeder Arzt, der jetzt mit draußen im Felde thätig ist, gestellt dies offen ein, und alle die Laien, die bei der Pflege der Verwundeten mithelfen, pflichten dem Urtheile bei. Deshalb dürfen wir wohl mit höchster Freude eine Erfindung begrüßen, welche, von einem Moskauer Arzte, Dr. Rudolf Stanelli gemacht, mit einem Schlage nicht blos den Verwundetentransport, sondern das gesammte Feldsanitätswesen umzugestalten berufen scheint. Die Erfindung ist so höchst einfacher Natur, daß man sich, wie bei dem Ei des Columbus, unwillkürlich die Stirn schlägt und fragt: „Mein Gott, warum ist man darauf nicht längst gekommen!" aber sie besitzt eine ganz außerordentliche Tragweite, denn sie macht nicht nur alle bisher üblichen Tragbahren und Tragkarren entbehrlich, sondern sie gestattet auch, daß der Verwundete vom Schlachtfelde aus, ohne ein einziges Mal umgelagert werden zu müssen, bis nach dem ihm bestimmten Lazarethe transportirt und auch hier bis zu seiner Entlassung aus dem Hospitale auf dem Apparate ruhen bleiben kann. Gewiß der größte Vorzug, welcher sich einer solchen Vorrichtung nachrühmen läßt.

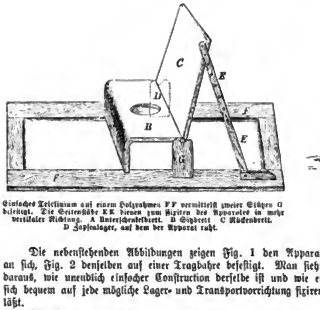
Der Erfinder, ein geborener Preuße und früher in Berlin und Potsdam als praktischer Arzt lebend, 1866 als Dirigent einer Abtheilung des zweiten schweren Feldlazareths dem preußischen Gardecorps zugetheilt, nennt seinen Apparat das Triclinium mobile oder die aufrichtbare dreifach schiefe Ebene und beschreibt die überall leicht herzustellende Vorrichtung in einer demnächst erscheinenden Broschüre, deren Aushängebogen er uns zur Benützung mitgetheilt hat. Der Apparat besteht aus nichts weiter, als aus drei verschiedenen Brettern, auf welche der menschliche Körper in der Art aufgetegt werden kann, daß das erste dem Rücken, das zweite dem Gesäß und Oberschenkel, das dritte dem Unterschenkel entspricht. In dem mittleren Brette ist zugleich eine Oeffnung angebracht, welche die Excremente durchläßt, so daß der Leidende auch bei dieser Function seine Lage nicht zu verändern braucht. Die Oeffnung schließt eine Klappe, die mittelst eines Charniers nach unten an das Sitzbrett befestigt ist, aber sich mit der größten Leichtigkeit heraufdrehen und wieder hinaufziehen läßt.

Wird nun ein Kranker auf dem Triclinium gelagert, so nimmt er je nach dem Winkel, in welchem der Apparat an das Brett oder an sonst eine Lagerstätte oder Transportvorrichtung fixirt ist, jedesmal wechselnd, entweder eine sitzende oder eine liegende oder eine zwischen beiden befindliche Stellung mit gekrümmten Knie- und Hüftgelenken ein, ohne das gegenseitige Verhältniß seiner Gliedmaßen irgendwie geändert oder eine Muskel dabei bewegt zu haben.

Die Art der Befestigung des Apparates an Lagerstätte, Transportbahre oder Transportkarren, Eisenbahnwaggon, Ambulance rc. ist selbstverständlich der verschiedensten Modificationen fähig. Jeder Techniker kann dieselbe ganz nach seinem Gutdünken verändern, einfacher, anscheinbarer oder complicirter und eleganter herstellen. Bei einer kunstvolleren Anordnung kann zugleich eine Vorrichtung angebracht werden, daß der Kranke sich nach seinem Belieben selbst bald in eine sitzende, bald in eine liegende Stellung bringen und seine Unterschenkel bald mehr beugen, bald strecken kann, ebenso die am Sitzbrett befindliche Klappe nach Bedarf selbst zu öffnen oder zu schließen vermag.

Digitized by Google

Fig. 1.



Einfaches Tricliniam auf einem Lagergestelle F F vermittelst zweier Stützen C befestigt. Die Seitenstäbe E E dienen zum Ausstellen des Apparates in mehr oder weniger vertikaler Richtung. A Unterschiebebrett. B Stützbrett C Rückenbrett. D Fußstellager, auf dem der Apparat ruht.

Fig. 2.

Die Tragbahre im Gebrauch vermittelst der Seitenstangen getragen.

Die nebenstehenden Abbildungen zeigen Fig. 1 den Apparat an sich, Fig. 2 denselben auf einer Tragbahre befestigt. Man sieht daraus, wie unendlich einfacher Construction derselbe ist und wie er sich bequem auf jede mögliche Lager- und Transportvorrichtung fixiren läßt.

Stanelli hatte seine Vorrichtung zunächst ersonnen, um bei den so schwierig zu heilenden Schenkelbrüchen seinen Patienten eine geeignete Lagerstätte herzustellen; durch die außerordentlich günstigen Erfolge, welche er mit seinem Triclinium in diesen Nachdenken und Scharfsinn der Aerzte von den Zeiten des Hippokrates bis auf den heutigen Tag so sehr auf die Probe stellenden Fällen erzielte, leuchtete es ihm jedoch sofort ein, welchen außerordentlichen Werth die Vorrichtung ganz besonders als Krankenbahre zum Transport Schwerverwundeter haben müßte. Ist sie doch ebenso geeignet „als Tragbahre zum Fortschaffen der Blessirten auf dem Schlachtfelde vermittelst der Menschenkräfte, wie zum Transport auf Rädern, mittsin als Krankentransportwagen". Im Garnisonslagareth wie auf dem Transport im Eisenbahnwaggon bietet sie dem Verwundeten das vortheilhafteste Lager dar, und überall ist sie auf das Allerleichteste anzuwenden. Ihr Hauptvorzug aber vor allen ähnlichen Veranstaltungen besteht, wie bereits angeführt, darin, „daß die Schwerverwundeten in der Gefechtslinie einmal auf sie gelagert, sie nie wieder zu verlassen brauchen. Nirgends wird der schwerverletzte Soldat umgeladen, ruhig bleibt er vielmehr auf ihr liegen, möge er auf dem provisorischen Verbandplatze seinen ersten Verband erhalten, oder in dem Sanitätswagen, oder auf einem gewöhnlichen Wechsel, im Schiffe oder auf der Eisenbahn transportirt werden. Auch im stabilen Kriegslagareth verläßt sie ihn nicht eher, als bis er geheilt von dannen geht, und zwingt den Verwundeten nie, sein einmal eingenommenes Lager zu wechseln, auch dann nicht, wenn er ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen hat. Uebedies macht sie fast jeden Verband überflüssig."

Wie wir hören, haben bereits Rußland, England und Frankreich die Stanelli'sche Erfindung patentirt und sind mit deren Einführung in ihren Heeren beschäftigt, während sich augenblicklich schon in verschiedenen preußischen Lazarethen Tricliniem im Gebrauche befinden. Bleibt es freilich zu befragen, daß die Erfindung zu spät kam, um bei dem mit Blitzesschnelle über uns Alle hereingebrochenen gegenwärtigen Kriege noch in ausgedehntem Maße und besonders im Felde selbst benützt werden zu können, so wird ihr doch sicher noch reiche Gelegenheit werden, als Lagerstatt für Schwerverwundete ihre segenbringende Wirkung auszuüben. Im Interesse jener Tausende von Opfern, welche der derzeitige Kampf auf die Marterlager der Lazarethe niedergestreckt hat und die er tagtäglich noch dahin entsendet, wünschen wir lebhaft, daß die Versuche, welche jetzt mit dem Stanelli'schen Apparate angestellt werden, alle die Hoffnungen erfüllen mögen, die sein Erfinder an ihn knüpft.

Ist das Triclinium erst allgemein für den Felddienst eingeführt, so wird den Verwundeten eine weit ausgiebigere und promptere Hülfe geleistet werden können, als dies bei der bisherigen Organisation des Kriegssanitätswesens möglich wurde. Einem jeden der gewöhnlich mit zwei Pferden bespannten Compagnie- und Eskadronmedicinkarren kann leicht ein einfacher Wagen mit zwanzig bis vierundzwanzig einzelnen Tricliniem angehängt werden, so daß jedes Regiment seine achtzig bis hundert Schwerverwundete zu placiren im Stande ist — eine Zahl, welche glücklicher Weise auch noch den blutigsten Schlachten austreichen dürfte. Kann gegenwärtig jede Ambulance, von denen meist je drei auf ein Armeecorps von dreißig bis fünfundreißigtausend Mann kommen, mit etwa zehn schwerfälligen Lazarethwagen blos ungefähr vierzig Schwerbleßirte unterbringen, so würden sich bei Benützung des Stanelli'schen Apparates ohne Schwierigkeit bei jedem Armeecorps alsbald tausend Verwundete zugleich fortschaffen lassen. Bei der leichten Transportabilität dieser Bahrkarren sind dieselben, so wie sie ihre leichter Blessirten an die nächste Bestimmung abgefüllt haben, sehr rasch wieder an Ort und Stelle zu schaffen, um dann die mittlerweile, unter geeigneten schützenden Hüllen, auf die Tricliniem gelagerten weiteren Verwundeten ebenso bequem zu transportiren.

Leider gehört es wohl noch zu den frommen Wünschen, daß der gegenwärtige Krieg der Menschheit zum letzten Male das Trauerspiel barbarischer Massenmetzelei dargeboten haben möge. Wir dürfen daher Stanelli's Erfindung, vorausgesetzt, daß sie sich bei ausgedehnter Anwendung noch allen Richtungen praktisch bewährt, als eine der segenbringendsten preisen, die uns noch geschenkt worden sind. Sie wird der Welt eine Fülle von Leid und Qual und den Verlust manchen theuern Menschenlebens ersparen.

Aus allen Welttheilen.

Die Verluste in den Schlachten von 1813 und 1814. (Aus der Köln. Z.) Die Verluste unserer tapferen Heere in den mörderischen Gefechten dieses Sommers bekümmern nicht nur die Herzen derer, die treue Angehörige als Opfer des Kampfes zu beklagen haben, sie werfen nicht nur einen Schatten der Trauer auf die Siegesfreude, sondern es bemächtigte sich vieler Gemüther bei den Zahlen der Gebliebenen und Verwundeten, die aus gemeldet wurden, eine Beklemmung und Sorge, als wären diese Verluste unerhört, als könnten sie uns verderblich werden und die siegreiche Kraft der deutschen Heere schwächen. Wir theilen aus vollem Herzen den Schmerz derer, welche Gatten, Söhne, Brüder, Verwandte beklagen, auch wir trauern mit dem ganzen Vaterlande über den Tod so vieler seiner tapfern Söhne, aber wir lassen uns nicht niederschlagen durch dieses Mitgefühl und diese Trauer; auch unsere Väter führten den heiligen Krieg gegen französischen Uebermuth und französische Herrschaftsucht, und viele, viele theure Opfer mußten fallen, ehe der Sieg errungen war. Möge man die Zahlen von damals mit den heutigen vergleichen und nicht verzagen!

Aus unserm vortrefflichen Volksbuche, „Heinrich Beitze's Geschichte der deutschen Freiheitskriege", stellen wir folgende Thatsachen zusammen:

1. Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen am 2. Mai 1813. Es fanden 46,000 Preußen und 60,000 Russen, zusammen 96,000 Verbündete mit 524 Geschützen, gegen 120,000 Franzosen mit 250 Geschützen. Die Preußen verloren 8000 Mann und wohl noch mehr, die Russen angeblich 2000, die Franzosen 15,000.

2. Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai. Russen 68,000 und Preußen 28,000, zusammen 96,000 Mann gegen 130,000 Franzosen. Die Verbündeten verloren 18,000 Mann wovon 6000 Todte, der siegreiche Feind aber 8000 Todte und 17,000 Verwundete.

3. Schlacht bei Großbeeren am 23. August. Bülow's Corps, 40,000 Mann stark, verlor nur 150 Todte und 900 Verwundete.

4. Schlacht an der Katzbach am 26. August. Auf beiden Seiten fanden je 80,000 Mann. Das schlesische Corps verlor etwas über 8000 Mann;

Digitized by Google

namentlich litt die Landwehr sehr; über Nacht schmolz eines ihrer Bataillone von 577 auf 189 Mann zusammen.

5. Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August. Es standen ca 200,000 Verbündete (Oesterreicher, Russen und Preußen) gegen 100,000 Franzosen und verloren 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und 23,000 Gefangene (meist Oesterreicher).

6. Schlacht bei Culm am 29. und 30 August. Verbündete 38,000 gegen 30,000 Franzosen. Erstere gaben ihren Verlust auf 3319 Mann, aber viel zu gering an. Der Feind büßte 5000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene ein.

7. Schlacht bei Dennewitz am 6. Septr. Bülow erklärte mit 50,000 Preußen den Sieg über 75,000 Franzosen, erbeutete 4 Fahnen, 80 Kanonen, 400 Munitionswagen, machte 15,000 Gefangene, hatte aber einen Verlust von 9000 Todten und Verwundeten. Mehrere Truppentheile hatten nicht weniger als ein Drittheil ihrer Mannschaft eingebüßt; das Cuirassier-Regiment z. B. 26 Offiziere und 763 Mann, das 9. Reserve-Regiment 10 Offiziere und 572 Mann, das 1. neumärkische Landwehr-Regiment 34 Offiziere (die Hälfte) und 550 Mann.

8. Das Gefecht an der Göhrde am 12 Sept., wo 12,000 gegen 10,000 Mann kämpften, kostete den Sieger (Wallmoden) 1000 Mann, den Franzosen 500 Todte und 800 Verwundete und über 1000 Gefangene. Die sonstigen im Jahre 1813 geliefterten Gefechte hatten ähnliche Verluste, je nach der Stärke der kämpfenden Parteien, im Gefolge: Wöckern am 5. April, die Rückfälge von Lützen und Bautzen, Hagelsberg am 26. Mai, Hagelberg am 28. Mai, Luckau am 4. Juni, auf der Teptitzer Straße am 28. August, Siebenreichen, Löwenberg, Bunzlau, Wittstock und Jagelberg, sämmtlich im August, und Liebertwolkwitz im October.

9. Schlacht bei Wartenburg am 26. September. Yorck hatte hier beim Uebergang über die Elbe einen Verlust von 67 Offizieren und 1548 Mann (282 Mann allein im Leibfüsilier-Bataillon).

10. Schlacht bei Leipzig. Es kämpften 300,000 Verbündete (wovon 56,000 Mann Reiterei) mit 1384 Geschützen gegen Napoleon, der 171,000 Mann (wovon 24,000 Reiterei) mit 700 Geschützen zur Verfügung hatte. Am ersten Tage, 16. October, hatten die beiden ersten Angriffstheilen der Verbündeten bei Wachau so furchtbar gelitten, daß über die Hälfte ihrer Mannschaft verloren gegangen und faft alle ihre Geschütze unbrauchbar geschossen waren. Das 7. schles. Landwehr-Regiment z. B., 1800 Mann stark, wurde bis auf 160 Mann aufgerieben. An demselben Tage büßte das 21,429 Mann starke Yorck'sche Corps 4000 Mann, abfolgen es den Sieg behauptete, doch 172 Offiziere und 5508 Verwundete ein (die Leichtbleibenden ungerechnet). Im ganzen Kriege hat es keinen blutigeren Kampf gegeben als dieß Schlacht bei Möckern. Die darauffolgende eigentliche Leipziger Schlacht dauerte am 17, 18. und 19. October hat nur noch gegen 25,000 Opfer gefordert. Die Franzosen verloren 15,000 Todte, 15,000 Verwundete und außerdem fielen sie noch in den Lazarethen von Leipzig 23,000 Mann, darunter 3000 Offiziere und 27 Generale zurück. Der Verlust der Streitkräft den Verbündeten betrug 1761 Offiziere und 45,775 Unteroffiziere und Soldaten, und zwar bei den Preußen 495 Offiziere und 15,935 Mann, bei den Russen 864 Offiziere und 21,740 Mann, bei den Oesterreichern 399 Offiziere und 8000 Mann, bei den Schweden 103 Offiziere und 100 Mann.

11. Schlacht bei Hanau am 30. und 31. October. Auf bayerisch-österreichischer Seite (Wrede) wurde der Verlust auf 9237 Mann angegeben, Napoleon hatte ebenfalls 10,000 Mann eingebüßt.

Die Lazarethvorwaltung derselben beaufsichtigt war, möge man bei Beiße (Schluß des zweiten Bandes) nachlesen. Eine große Zahl tapferer verwundeter Krieger ging durch die große Häufung in Folge der Leipziger Schlacht, aber auch in Folge des hohen Maßes der Vernachlässigung verloren. Im Herbst 1813 starb in einigen Hospitälern der zweite, in den meisten aber der dritte und vierte Verwundete und Kranke. Von je 100 seidenen Kriegern starben 24, 34, 50 doch ins frühe Grab. Da von in einer Schlacht von 100 Mann nur 5, höchstens 8 Mann getödtet werden, so ging im Hospital hinterher eine noch viel bis fünfmal größere Zahl zu Grunde.

Darin sind wir jetzt gegen unsere Väter doch unendlich besser gestellt. Wird auch manche Schwerverwundete lebenslänglich, langsamlich Pflege erlangen müssen, die dürftigere Wehrzahl wird, wir hoffen es zu Gott, sicher genesen.

Betrachten wir jetzt weiter die Verluste in den Schlachten von 1814.

12. Die Schlacht bei Brienne am 29. Januar brachte keine Entscheidung; auf beiden Seiten waren je 3000 Mann gefallen, als um Mitternacht der Kampf wegen äußerster Ermattung eingestellt werden mußte.

13. Die Schlacht bei La Rothiere am 1. Februar kostete den Russen gegen 4000, den Oesterreichern 1000, den Württembergern 450 und den Bayern 250 Mann.

14. Die Gefechte bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps-Champaubert-Etoges vom 10—14. Februar hatten den Verbündeten einen Verlust von 15,000 Mann und 27 Geschützen gebracht, als wenn eine große Schlacht geschlagen worden wäre. Mit nur 35,000 Mann hatte Napoleon das 57,000 Mann starke Heer Blüchers durch vier blitzschnell hinter einander geführte Schläge aus einander getrieben.

15. Die Schlacht bei Bar sur Aube am 27. Februar. Die Verbündeten verloren 1500, die Franzosen 2600 Mann an Todten und Verwundeten in viel 460 Gefangene.

16. Die Schlacht bei Craonne am 7. März war die blutigste im ganzen Feldzuge von 1814. Französischer Ungestüm rang mit russischer Zähigkeit. Napoleon verlor 8000 und die Russen 4785 Mann. Rein Gefangener wurde gemacht, keine Kanone erbeutet.

17. Die Schlacht bei Laon am 9. und 10 März brachte den Franzosen einen Verlust von 8800, den Verbündeten 2000 Mann. Im Gefecht bei Reims am 13. März büßten die Russen 2500 Todte und Verwundete und eben so viele Gefangene ein.

18. Die Schlacht bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März kostete Napoleon 4000 Mann den Verbündeten eben so viel.

19. Die Gefechte bei Fère Champenoise am 25. März. Verlust der Franzosen 5000 Todte und Verwundete, 10,000 Gefangene, 80 Geschütze und 250 Pulverwagen. Die Verbündeten verloren nur 1000 Mann. Am 26. März wurde bei St. Dizier die Russellung des russischen Generals Winzingerode von Napoleon mitten durch gesprengt, wobei 1000 Reiter, 500 Jäger und 7 Geschütze verloren gingen.

20. Die Schlacht vor Paris am 30. März. Die Verbündeten zählten 100,000 Mann, und zwar 53,000 Russen, 22,000 Preußen, 15,000 Oesterreicher und 10,000 Württemberger und Badener. Die schlesische und die böhmische Armee wurde nach der Schlacht bei Lagny, am 11. März, noch zusammen 200,000 Mann stark gewesen sein; seitdem hatten sie in 18 Tagen ohne Schlachten und erhebliche Gefechte 35,000 Mann eingebüßt. So gewaltig ist der Menschenverbrauch im Kriege. Der Tag um Paris kostete den Russen 7000, den Preußen 2000 (wovon 69 Offiziere und 1200 Mann der Gardebrigade), den Württembergern z. 183 und den Franzosen ca. 4000 Todte und Verwundete.

Rückblick. Napoleon hatte in Rußland durch Hunger, Kälte, Strapazen und Gefechte in seinem 500,000 Mann, 150,000 Pferde 1200 Geschütze, sodann in Deutschland bis zum Waffenstillstand, 4. Juni 1813, gewiß 40,000 Mann verloren. Nach der Leipziger Schlacht brachte er von den 300,000 Mann, die er seit Juni wieder gesammelt, nur noch 70,000 über den Rhein; die übrigen waren todt, verwundet, krank, gefangen oder auch abgefallen. Im Ende 1813 und zu Anfang 1814 starben in Frankreich von den über den Rhein geretteten Heerresten und von den neu eingezogenen Conscribirten 100,000 Mann am Nervenfieber. Im ganzen über 100,000 Mann traf der Feldzug von 1814. Die drei Kriegsjahre 1812—14 haben Frankreich allein 700,000 seiner kräftigsten Söhne gekostet, die in Italien und Spanien gefallenen Opfer ungerechnet. Zählt man die Verluste im Jahre 1815 hinzu, so kommt eine Million zusammen, welche vernichtet werden mußte, bevor Napoleon vollständig ausschlug gemacht war. Und nicht viel geringer, vielleicht nur 100,000 Mann weniger, kann der Verlust der übrigen Völker Europa's, seiner Gegner, gewesen sein.

Jetzt steht ganz Deutschland, ohne alle fremde Verbündete, wieder gegen Frankreich in Waffen. Wieder sind die Kämpfe schwer und gewaltig, groß und schmerzlich die Verluste. Aber dieser heilige Kampf gegen ein Volk voll Verrücktheit und Uebermuth wird nicht mehr vergebens geführt werden, wie von unsern Vätern. Wie sie, vergießen die Söhne ihr Blut für's Vaterland, aber unter besseren Opfer fallen nicht vergeblich fallen. Das wolle Gott!

Geschichte der Belagerung von Straßburg. — Die Vertheidigung der Festung wurde vom 11. bis 17. August allein durch die badische Division ausgeführt; nach Erkrankung des dieselbe commandirenden Generals von Berger übernahm der preußische General-Lieutenant von Werder am 14. August das Ober-Commando des aus genannter Division, der 1. Reserve- und der Garde-Landwehr-Division, sowie den technischen Truppen gebildeten Belagerungs-Corps; unter dem General von Werder war der General-Lieutenant von Decker zum Commandeur der Belagerungs-Artillerie und der General-Major von Mertens zum Ingenieur en chef ernannt worden. Die Cernirung der Festung wurde nach dem Eintreffen der preußischen Divisionen eine engere, und währte als solche bis zum 24. Aug., im Ganzen also 13 Tage. Am 24. August wurde mit der Beschießung der Festung begonnen, nachdem bei Schiltigheim die Plateys, General Ulrich, trotz der Ankündigung des Bombardements, mehrere an ihn ergangene Aufforderungen zur Capitulation zurückgewiesen hatte. Mit Ausnahme einer achtstündigen Pause am Morgen und Vormittage des 26. August, in welche ein vergeblicher Capitulations-Versuch Seitens von Straßburg fällt, dauerte das Bombardement drei volle Tage, die dasselbe nach Eintreffen des Belagerungsmaterials am Morgen des 27. August wieder eingeleitet wurde. Die hierzu Tage begannen die Vorbereitungen zum regelmäßigen Angriff auf die Festung, welcher im Ganzen etwa 22 Tage, vom 31 Tagen, vom 27. August bis 28. September, oder von nur 29 Tagen anstatt, wenn man den Bau der ersten Parallele als den Anfang des förmlichen Angriffs berechnet. Dieselbe wurde in der Nacht vom 29. zum 30. August gegen die Nordwestfront der Festung, etwa 700 Schritt von deren Westen entfernt, eröffnet; bereits vom 1. zum 2. September wurde 300 Schritte näher dem Feinde die zweite Parallele aufgeboten, und in der Nacht vom 11. zum 12. September wurden mit der Aufführung der dritten Parallele vorgegangen. Inzwischen war der Bau der Belagerungsbatterien ohne wesentliche Störung durch die Belagerung des Platzes energisch gefördert worden, so daß am 9. September bereits 18 derselben, mit 40 Mörser gegen die Angriffsfront aufgestellt waren, wodurch von Zeit aus 32 gezogene Kanonen und 8 Mörser gegen die Citadelle wirkten. — Der bedeutendste Ausfall aus der Festung fand am 2. September statt und wurde auf beiden Flügeln mit Erfolg zurückgewiesen. Am 11. September war es gelungen die Krönung des Glacis zu vollenden; ein feindliches Minensystem wurde entdeckt und entladen, und durch die Anwendung des indirecten Schusses deutscherseits bei welchem das nicht sichtbare Ziel durch die Berechnung des Elevations-Winkels festgestellt wird, die vorgenannte Geschütze und 40 Mörser gegen die Angriffsfront aufgestellt waren, wodurch von Zeit aus 32 gezogene Kanonen und 8 Mörser gegen die Citadelle wirkten. — Der bedeutendste Ausfall aus der Festung fand am 2. September statt und wurde auf beiden Flügeln mit Erfolg zurückgewiesen. Am 11. September war es gelungen die Krönung des Glacis zu vollenden; ein feindliches Minens

und breit gebehnten, wellenförmigen Hochplateau, von dem im Thale liegenden Städtchen Gorze im Schatten und Knappheit umfriedigen und sich bis an die Chaussee bei Gravelotte erstreckend, wo gestern dem Kampfe auf diesen von Gott so gesegneten Fluren ein Ende gemacht worden sollte! Nach allen Richtungen habe ich gestern diese Hochebene durchkreuzt, von Gorze nach Tronville, von Tronville nach Vionville und Rezonville, von Rezonville nach Gravelotte, um dort gerade zum Beginne einer neuen Schlacht einzutreffen. Es war wieder ein Schlachten, ein Tödten! Wohin die Ankigen auf der weiten Ebene vordrangen, hinterließen sie die grauenhaften Spuren der Vernichtung, eigener und fremder. Die Todten bedeckt; weithin schimmern die rothen Hosen der Feinde, die weißen Brustlätzen der Polzen, zurückgeworfenen Tail. Garden, die Leiche der französ. Kürassire; der Pferdewind jagt zu Tausenden gleich einem großen Wüstenphantom, die weißen Blätter der französ. Intendanturwagen über das Feld; die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, während die Hände berer, die sie führten, kalt und im Todeskampfe zusammengeballt, daneben ruhen und gebrochene Augen unter der klaffenden Stirn, in der der zerspaltene Schädel zum Himmel hinaufblicken. Es war wiederum eine lange grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze auswärts führenden Hohlweg hinanstieg und gleich oben auf die ersten Trümmer der Armee stieß. Geschützwagen, wie hier über die Eifer Landes erkämpft, hauptsächlich lagen die Leichen der Franzosen, dazwischen auch wohl noch einzelne der Unsrigen; zerschmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Tornister, Lettpflaster, die blauen Shawls der Fantassins, die Chassepots und die Faschinenmesser. Grauenhaft glotzte Auge der Todten, das seine sterbende Hand zerschlossen, aus dem wüsten Chaos hervor, hier und da vom Tode zu Gruppen formirt, die einem Wachefigurenkabinet ähnlich. Es war ein Bild, so entsetzlich, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht aufzuweisen vermochten und als Kämpfernarbe auf der Brust Humanität sich noch nicht so entsetzlicher Waffen rühmen konnten, wie sie heute unsere Generation zerfleischen, um die liebeslegendet der einen Nation über den andern zu bemeistern. Wie ruhiger Schlaf lagen diese Todten zusammen trachteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf den geschwitzten Uebrensiefern, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entsetzliche Gurmitur säumten sie die Wege, hier in Haufen hingetrieben, dort einzeln gestalten, wie sie eben der Schlacht dahin gemäht hatte. — Furchtbar hatte der Kampf an der von Met nach Verdun führenden Chaussee getobt. Alles blau, roth und gelb, dazwischen die grünen Jacken der Jäger, und hier und dort lag ein ungeworfener Patronentasche oder Sanitätswagen, welchen die Feldgeschützen, die hatten den Unterschied zu sehen, nicht kannten. Niemand kümmerte sich um die Leiche des französ. Generals und des Obersten, die unter dem übrigen Todten lagen; nur die einzelnen Gestalten der Soldaten, die man suchend durch das Leichenfeld wandern sah, hielten sich auf, um wenig länger bei ihnen auf und gingen dann gleichgiltig ihren Weges. Es ist ja so wenig, ein Menschenleben unter Tausenden! Schlimmer noch als auf den Feldern sah es in den Straßenlazarethbaracken aus, in Tronville, Bionville und Rezonville.

Zeitgemäße Parallelen. — Nachdem die verbündeten Souveräne 1814 in Paris eingezogen waren, erließen sie am 31. März folgende Proklamation an das französische Volk: „Die Stimmen der verbündeten Mächte haben Paris befreit und empfangen die Wünsche der französischen Nation. Sie erklären hiermit: Daß, so wie die Friedensbedingungen dadurch eine kräftige Garantie erhalten, wenn Bonaparte's Thronzeit gestellt wird, sie auch noch günstiger ausfallen werden, wenn Frankreich einen Rückfall in eine weniger weisen Regierungsverfassung selbst die Besetzung der öffentlichen Ruhe bearbeitet. Die alliirten Souveräne machen daher hiemit bekannt, daß sie nun nun an, weder mit Napoleon Bonaparte, noch mit irgend einem Gliede seiner Familie, sich in Unterhandlungen einlassen werden, daß sie die Integrität des alten Frankreichs, wie solche unter besten rechtmäßigen Königen bestand, respectiren; sie können sogar nicht mehr thun, weil sie immer bei dem Grundsatze stehen bleiben: „selbst zu Europens Wohlsicht muß Frankreich groß und mächtig sein"; daß sie endlich diejenige Constitution anerkennen und garantiren wollen, welche die französische Nation sich selbst geben wird. Sie laden demgemäß den Senat ein, eine provisorische Regierung zu ernennen, welche für die Abmachungen alsogestaltige Bestimmung thut und die Einleitung zu einer Staatsverfassung macht, welche dem französischen Volke anpaßt." —

Ebenso interessant ist ein Brief von Gentzenan, am 23. August 1815 an einen Diplomaten in London gerichtet und hinsichtlich der Neuzeit sehr getheilt. Er lautet also: „Wir stehen im Begriff einen neuen Vertrag von Utrecht abzuschließen. Frankreich soll in seiner Unverschertheit erhalten bleiben. England und Rußland treten für diese Basis in die Schranken. Es ist so viel dies auch die vollste Zustimmung auf sich hat, doch nicht haben soll, zwischen ihren Festungen her Angriffe auf die schwächeren Nachbarn zu machen, und daß sie einfach auf ihr Gebiet zurückgehen soll, wenn die dies durch einen für Deutschland äußerst günstigen Zufall nicht gelingt. Ferner heißt dies, daß sie zu bestimmig wiederkehrenden Kriegen ermuthigt werden soll, denn im Falle des Mißlingens riskirt sie durchaus keinen Gebietsverlust, während nichtsdestoweniger die Aussicht auf Gebietserweiterung im Falle des Erfolges bleibt. Dies ist zu bedauern."

Frankreichs Eisenbahnen. — Zu dem ersten Schienenwege den Frankreich legte, dem von Saint-Etienne nach der Loire, wurde im Jahr 1823 die Concession ertheilt. Derselbe hatte eine Länge von 18 Kilometern. Die Concession durch kgl. Erlaß vom 26 Febr. lautete auf einige Zeiten. 1826 wurde die Strecke von Saint-Etienne nach Lyon (Länge 57 Kilometer), 1828 die von Andrezieux nach Roanne (Länge 67 Kilometer) concessionirt. Diese ersten Eisenbahnen bienten lediglich dem Transporte von Steinkohlen; zur Fortbewegung zum Ziehen wurden ausschließlich Pferde verwendet. Erst einige Zeit nach der Juli-Revolution 1833 begann sich die Eisenbahnwesen eine zweite Periode. Im Juli 1832 hatte man auf der Saint-Etienne-Lyoner Bahn mit Glück zwei Neuerungen eingeführt, nämlich die Zuspreche durch eine von Dampf getriebene Locomotive ersetzt, und statt der Frachtgüter Personen befördert; der Stern der Eisenbahnen war aufgegangen. Neun Jahre nachher, 1841, betrug die Gesammtlänge der französischen Schienenwege gleichwohl erst 855 Kilometer, wovon 569 dem Verkehr übergeben waren. Heute beträgt sie mehr als 22,000 Kilometer, die zusammen fielen Millionen Franken gekostet haben ($7^1/_2$ Milliarden. = 1 deutsche Meile.)

Die Leoninische Stadt innerhalb Roms, auf welche durch Cadorna's Einmarsch die Souveränität des Papstes beschränkt wurde, ist in der zweiten Periode des Mittelalters nach Gregorovius' Schilderung auf folgende Weise entstanden.

„Das nahmvollste Unternehmen Leo's IV. war die Befestigung des vatikanischen Gebietes — ein Ereignis in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Theil Roms und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten zu großer Wichtigkeit war. Als der Kaiser Aurelian Rom umwarnte, war das Beduinfuß, den Vatican einzuschließen, nicht vorhanden. Dieses Gebiet blieb völlig offen und außerhalb der Stadt. Auch nachdem dort der Dom St. Peter's entstanden war, um ihn der Klöster, Hospitäler, Wohnungen wuchsen, und an der linken Seite die Fremden-Colonieen sich niedergelassen hatten, dachte noch kein Papst daran, diesen Bezirk durch Mauern zu schützen. Denn die bisherigen Feinde Roms waren Christen gewesen. Erst Leo III. setzte diesen Plan: hätte er ihn vollendet, so würde die Basilika von den Saracenen nicht gepländert worden sein. Die von ihm begonnenen Werke waren durch Schuld der inneren Unruhen ins Stocken gerathen und von den Römern, die sich des Materials bemächtigten, abgetragen worden. Nun nahm Leo IV. nach der Plünderung den Plan wieder auf und schritt mit Energie an die Ausführung. Er legte ihn dem Kaiser Lothar vor, ohne besten als des Oberherrn Zustimmung er ein so großes Werk zu unternehmen nicht wagte, und er fand bei ihm nicht nur Billigung, sondern Unterstützung. Lothar befahl seinen Vasallen der kolpizische Bau so vertheilt, daß die einzelnen Städte des Kirchenstaates, als öffentlichen Güter der Kirche oder der Stadt, und die Klöster mit ihren Mitteln und durch ihre Leute einen bestimmten Theil zu leisten hätten.

Der Bau wurde im Jahre 848 begonnen, im Jahre 852 vollendet. Das vaticanische Gebiet, oder der Portikus des St. Peter, ward demnach so umschlossen, daß die Mauer vom Hadrianeum, an welches sie sich lehnte, die Höhe des vaticanischen Berges hinanstieg, dann im Bogen den St. Peter umkreiste, und die Höhe gerade herabgehend wiederum bis zum Flusse reichte, unterhalb des heutigen Thores Santo Spirito, welches in der römischen Mauer später angebracht wurde. Diese Mauern, auf Bogen von 100 Fuß Entfernung, hatten die Höhe von 40 Ellen und eine entsprechende Dicke. Vierundvierzig starke Thürme bewehrten sie. Ihre Bauart kann man noch heute an den dicken runden Eckthurm erkennen, der auf der östlichen Seite der Vatikan steht, und an den Resten derselben in der Nähe. Zwei in der Mauerlinie, die vom Orabmal Hadrian's ausliefen, nämlich ein kleineres an kleinen Caskell, Posternia S. Angeli genannt, ein großes nahe bei der Kirche St. Peregrino, hoher Porta St. Peregrini, später Viridoria, Porta Spiritus und in der Nähe Porta S. Petri. Von den Quadrigen der Basilika, durch welches auch die Kaiser ihren Einzug hielten. Drei breite Thore verband die neue Stadt mit Trastevere. Es hieß Posternia Sopranum, vom Sachsenviertel, woran es lag, und stand an der Stelle der heutigen Porta di S. Spirito. Dieses soll Leo besonders verstärkt haben. Es ist noch heute an einigen Stellen erhalten oder kenntlich, im Borgo, am Gange Alexander's VI., neben der Münze und dem päpstlichen Garten bis zu den dicken Gebäuden, in der Linie der Porta Perrula, wo man diese von einem anderen Eckthurm zur Porta Fabrica hindurch. Aber die späteren Anlagen des neuen Borgo, die Bastionen der Angelsburg, das Anwachsen des Vatican, die Bastionen von S. Spirito, haben die Mauern Leo's durchbrochen und hier und da verlegt; und keine Spur ist von der Porta Viridaria, die Anastasius seit Pius IV. die alte Prostadt umschloß, erfuhr diese im Kleinen das Schicksal der alten zerstörten Mauern in ihrem Verhältniß zu neuen Aurelian's. Als Leo sein Werk vollendet hatte, nannte er die neue Stadt mit Stolz Civitas Leonina. Rom, dem jetzt die Krone Stempel Christi Gottheit aufdrückten, hatte in Jahrhunderten kein größeres Fest gefeiert, als die Einweihung jener Mauern am 27. Juni 852. Alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden der Stadt umzogen, vom Papste geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Bücher mit Gesang. Vorübermandelnd sprengten die sieben Cardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem Thore ward angehalten, und jeden Mal stehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Bis der Tag der Einweihung herbeigekommen war, hatten Papst und Volk, Silber und seidenen Pallien an Adel, Volk und Fremden-Colonieen."

Im Verlauf eines Jahrtausends hat diese Leostadt viele Wandlungen der Bauform und Anlagen durchgemacht. Aber auch diese sind für eine Stadt für sich, mit besonderer Verwaltung durch päpstliche Behörden, Ungelund und ärmlich, ist sie heutigen Tages nur von wenigen Tausend Einwohnern bevölkert.

— Am 20. August kam **Victor Hugo** von Guernsey, wo er sein Domizil hat, nach Brüssel und begab sich ins französische Gesandtschaftshotel, wo ihn Laboulaye, der Legations-Secretär, Sohn des bekannten Vertheidigers des Prinz-Pindel, empfing. „Ich heiße Victor Hugo," sagte der berühmte freimüthige Verbannte, „und verlange einen Reisepaß, um nach Frankreich zurückkehren zu können; diese Sitte aber, zuerst meine Protestation zu Protokoll nehmen zu wollen, daß ich gezwungen bin, um meinem Vaterlande zu Hilfe zu eilen und meine Pflicht zu erfüllen, mich an den Vertreter einer Regierung zu wenden, deren Legalität ich bestreite und verabscheue entgegente sehr ruhig, er wolle diese Protestation nicht gehört haben, und ließ den Gesandtschaftssekretär benachrichtigen, der einige Minuten darauf Victor Hugo mit den Worten empfangen: „Der Minister erlauben Sie mir, dem größten Poeten des Jahrhunderts meine Bewunderung auszusprechen und ihn zu begrüßen." Diese Ansprache entwaffnete Victor Hugo, der bekanntlich eitel wie ein Pfauhahn ist, und so ließ derselbe es bei seiner unbändigen Protestation bewenden. Er erhielt seinen Reisepaß und begab sich nach an demselben Tage nach Paris.

Inhalt: Wintermärchen. Novelle von Berthold Auerbach. Forts. — Der Bauernkaiser. Historischer Roman von H. Pfau. Forts. — Die Schlachten am Mez. Von Fr. Wisu. — Im Thron und Leben. Historischer Roman von Georg Hiltl. Forts. — Eine Wohlthat für die Verwundeten. Von H. Schrade. — Aus allen Weltheilen: Die Verkäufe in den Schlachten von 1813 und 1814. — Verschiedne der Belagerung von Straßburg. — Das Schlachtfeld bei St. Privat. — Zeitgemäße Parallelen. — Frankreichs Eisenbahnen. — Der brennische Stadt in Rom. — Victor Hugo. — Illustrationen: Post-Mansion C. 328. Preußische Infanterie G. 329. Artillerium G. 334.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Haffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Haffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: Berthold Auerbach: Bitter; Brachvogel: Lauenberg; Engel; Freiligrath: Fr. Friedrich; Gerstäcker; Glaser; Glasbrenner; Ludw. Habicht; Hammer; M. Hartmann; Hillt; Fr. Hoffmann; Isenbeck; L. Kerner; O. L. Klinkig; Kruse; Kruselnick; Lieberen; Lippert; E. Löhr; Lotz; Alex. Meißner; Mühlbach; Oelsläger; H. Pelz; Rank; Reichenau; Reinhard; J. Rettenbach; M. Ring; Rodenberg; v. Roßlawski; Rud. Schäfer; O. Schwab; H. Schmidt; A. Schöll; Schramm; Sommer; Tangermann; Venedey; L. Vogt; Waldeyer; Wolf; R. Wenzel; Werner, Cap. z. See; Wilkomm; Wittich; Wurm; Zeising ꝛc. ꝛc.

№ 22. | Der Jahrgang läuft vom 1. Juli 1870 bis dahin 1871. — Wöchentlich 4 Bogen Folio. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. — Vierteljährlich 20 Sgr. — In Heften à 5 Sgr. | Jahrg. 1871.

Mumienweizen.

Novelle von **Berthold Auerbach.**

(Fortsetzung von Seite 333.)

Achtes Kapitel.

Ein junger Mann in gutem Curs.

Unterdeß lebte Konrad bereits im dritten Jahre im Comptoir des Weißhaar'schen Hauses; die Wünsche und Pläne des Herrn Weißhaar, die er nicht kannte, schienen sich zu erfüllen; er war thätig, frei überschauend und gewandt. Er wurde der einzige Vertraute des Herrn Weißhaar; er führte dessen Geheimbuch; er verstand nach kurzen Angaben Denkschriften auszuarbeiten und Briefe delikaten Inhalts abzufassen.

Als Herr Weißhaar Konrad zum erstenmal als Abjutanten zur Börse mitnahm, sagte er zu ihm: „Wenn du einmal längere Erfahrungen haben wirst, so mache mir nur ohne Scheu Einwendungen. Ich liebe die Menschen, die sagen können: ich hatte Unrecht. Diejenigen, die immer unfehlbar sein wollen, sind die eitelsten und gottlosesten Narren. So verstehe ich den Bibelspruch: Im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder, der Buße thut, denn über Tausende, die nie gesehlt. Merke die das, ich gebe dir damit ein Gutes."

Konrad nahm bald Gelegenheit, Herrn Weißhaar auf die Probe zu stellen, und dieser bestand die Probe. Ja er fand eine besondere Freude darin, wenn er zu seinem jungen Freunde sagen konnte: Du hast Recht, ich hatte mich geirrt.

Die Herren an der Börse behandelten Konrad mit Bevorzugung, sie lobten ihn übermäßig; er aber behielt sein bescheidenes, sich unterordnendes Wesen.

In den ersten zwei Jahren hielt sich Konrad noch getreu zu seinem Lieblingsstudium. Im Sommer verbrachte er die Sonntage auf botanischen Excursionen, im Winter einen großen Theil des Sonntages in den Treibhäusern des botanischen Gartens.

Im dritten Jahre nach dem Tode des Vaters, der ihm nach an's Herz gelegt hatte, unabänderlich getreu dem Hause Weißhaar zu bleiben, — vielleicht wußte der Vater etwas vom Plane des Esels, denn er lächelte so sonderbar dabei, — bewand Konrad auch diese Neigung; nur in den Treibhäusern auf der Villa des Herrn Weißhaar sättigte er manchmal seine Lust an den Pflanzen, im Beobachten ihrer Entwicklung und im Erwerb neuer Arten.

Wenige Monate, nachdem Herr Weißhaar ihn in's Haus genommen, kam auch Fritze zurück. Sie war groß geworden, aber nicht eigentlich schön, und immer wieder war es auffällig, daß sie die Augen schloß, wenn sie lachte; das gab ihr etwas Lauerndes. Sie sprach gerne und viel, sie behandelte Konrad leichthin wie einen alten Bekannten, aber wie einen Untergeordneten.

Im Frühling wurde ein großes Fest im Hause Weißhaar gefeiert; der fünfundsiebzigjährige Bestand des Handlungshauses. Aus Nah und Fern kamen viele Geschäftsfreunde eigens dazu nach der Handelsstadt. Aus Schottland kam ein Mann, mit dem Herr Weißhaar in lebhaftester Beziehung stand, er war ein geborner Deutscher und Vorsteher eines großen Handlungshauses in Glasgow. Die ersten Männer der Staatsregierung und der Stadt waren zu dem Feste geladen, das auf der Villa gefeiert wurde. Herr Weißhaar hatte aber auch das ganze Geschäftspersonal seines Hauses dazu eingeladen. Konrad erschien fast wie der Sohn des Hauses; er bildete eine Bindung zwischen der höheren Gesellschaft und den jungen Kaufleuten; er sah stattlich aus in seiner Uniform als einjähriger Freiwilliger des Garderegiments zu Fuß.

Die Baronin war nicht zu dem Feste gekommen, sie hatte Unwohlsein vorgeschützt; aber in der That war ihr die Betonung der Müllersbluhmung zuwider. Fritze dagegen hatte ihre Freude an diesem Feste. Der Feuilletonist der Zeitung, bei der Herr Weißhaar besonders betheiligt war, hatte ihr und einem jungen Gardeoffizier ein Festspiel mit eingelegten Liedern gedichtet, worin die Geschichte der Mühle im Gebirge heiter dargestellt war, und das zuletzt damit schloß: Als der Großvater die Großmutter nahm.

Fritze sah reizend aus in der Landestracht des Gebirges; zum Bedauern der ganzen Gesellschaft aber kleidete sie sich um, bevor sie in die Gesellschaft kam.

Konrad war verschwunden. Bald ging wieder der Vorhang in die Höhe. Auf der Bühne saß eine abgehärmte Gestalt, ganz in Grau gekleidet, winselnd und jammernd, und sie klagte: „Ich bin die Hungersnoth," und gab eine grauenvolle Schilderung des Elendes. Sie verkauft in Schummer. Da traten die Genien verschiedener Länder auf als Symbole der Früchte: der Reis, die Baumwolle, die Kartoffel, der Mais; sie weckten die Schlummernde und boten ihr Sättigung und Kleidung.

Die Hungersnoth fragt: „Wer sendet euch?"

„Dieser da!" rufen die Genien alle.

Ein Sack bewegt sich auf die Bühne, darauf mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben war: Christian Weißhaar Söhne 1795. Die Genien umringen den Sack, öffnen den Kreis wieder und aus dem Sacke hervor springt ein Knabe mit weißen Haaren, ganz gekleidet wie Herr Weißhaar selbst, seine Haltung einnehmend, die linke Hand unter den rechten Weltenflügel gesteckt. Der Knabe erklärt, welcher Unsinn es sei, daß man ehedem den Getreidehandel als einen dem Gemeinwol schädlichen betrachtet habe. In kurzen, treffenden Umrissen gab er eine Geschichte des Getreidehandels und erklärte, daß durch denselben ein Ungeheuer, das vordem ein Schrecken der Menschheit war, auf immerdar gebannt ist; — es giebt keine Hungersnoth mehr. Die mangelhafte, ja die ganz zerstörte Ernte eines Landes läßt die Menschen nicht mehr verkommen. Ueber Meere aus fernen Landen weht der Ernte-Ertrag herbeigeschafft. Es giebt kein Lokalbesitzthum mehr, Alles gehört der gesammten Menschenfamilie. Zuletzt rief der Knabe: So komme du, du Ur-Erbauer des Hauses; du, edler Ahne, erscheine!

Ein Vorhang rollte nieder. Das Bild zeigt sich, wie es im Cabinete des Herrn Weißhaar hängt: im Hintergrunde der Hafen, davor der Mann, der die eine Hand ausgestreckt hält und in der Hand goldenen Weizen; sein Blick ruht auf den Fruchtkörnern, schweift aber auch hinaus über die See. Ein allgemeines „Ah!“ ging durch die Versammlung. Das ist nicht gemalt, das ist ein lebendes Bild! Und in der That wurde trotz der Bemalung seines Gesichtes Konrad erkannt.

Nach dem ersten Aufschrei der Ueberraschung wurde Ruhe geboten. Das Bild öffnete den Mund, und jetzt sprach es, daß es die Weizenkörner nur in die Hand nehme und in der Hand halte, um sie auszustreuen in alle Welt, zu segnen und zu sättigen. Und jetzt hob er die Hand und streute die Weizenkörner herab, indem er dabei rief: „Wie diese wieder aufgehen durch alle Zeiten, so möge auch immerdar neu gedeihen und wachsen das Haus Weißhaar.“

Der Vorhang rollte nieder, Alles war voll Glückseligkeit.

Bald erschien Konrad wieder in der Gesellschaft. Fritze eilte auf ihn zu und sagte: „Sie sind doch ein prächtiger Mensch. Wie entstehen nur solche Gedanken in Ihnen? Aber hinterhaltig sind Sie doch. Warum haben Sie mir nichts von allem dem gesagt?“

„Weil ich auch Sie gerne überrasche, wie Sie mich mit Ihrer augenblicklichen Freundlichkeit überraschen.“

Fritze antwortete nicht, ward den Kopf zurück, gab ihrer Freundin den Arm und ging davon.

Herr Weißhaar drückte Konrad lange die Hand, dann sagte er: „Du kannst gar nicht wissen, wie glücklich du mich machst. Du beweisest mir, daß ich mich nicht in den Menschen täusche. Hast du Alles aufgeschrieben, was da gesprochen wurde?“

„Gewiß!“

„Das mußt du mir zum Andenken geben.“

Am längsten hielt sich der in Glasgow angesiedelte Geschäftsfreund zu Konrad. Er hing sich in seinen Arm und ging mit ihm durch alle Räume.

Nach Mitternacht wurde getanzt, und als Konrad Fritze aufforderte, bedauerte sie, keinen Tanz mehr frei zu haben. Er ging bald auf sein Zimmer. Hier traf er einen Brief seiner Schwester. Er war ärgerlich, daß sie immer und immer wieder klagte. Er schrieb ihr eine sehr heftige Antwort, sie müsse ausharren, und er habe von ihrem Charakter weit mehr Ausdauer erwartet.

Am Morgen, als er den Brief wieder überlas, fand er ihn etwas zu hart. Aber er dachte: Es schadet nichts, wenn man ihr etwas übertrieben die Meinung sagt; und so sendete er den Brief ab. Er bekam lange keinen mehr.

Im Hochsommer erst traf wieder ein Schreiben voller Hülferufe ein. Hermine hatte bisher vermieden, das scharfe und bittere, ja das zermalmende Verfahren der Baronin geradeaus zu schildern. Konrad zeigte den Brief Herrn Weißhaar; dieser sagte: „Deine Schwester übertreibt.“

„Ich will es hoffen,“ erwiederte Konrad; „denn, wenn die Frau Baronin das Alles mit Absicht gethan hätte, — ich weiß nicht, was ich ihr dafür anthäte; aber ich setzte Leben an Leben.“

Das Gesicht Konrads war von Röthe überzogen, sein Auge rollte wild; die heftige, leicht entflammte Natur, die er stets zu beherrschen trachtete, erhob sich in ihm. Herr Weißhaar sah ihn befremdet an, er legte ihm die Hand auf die Schulter und versprach, der Baronin eindringlich zu schreiben; er notirte sich dies sofort auf seine Portellantafel.

Neuntes Kapitel.

Verlassen und verloren.

Auf dem Schlosse wurden Vorbereitungen zur Baderreise getroffen. Hermine wurde nichts davon mitgetheilt, sie wurde eigentlich als abwesend betrachtet.

Am Morgen, als der Wagen gepackt vor dem Schloßthore stand, ließ die Baronin Hermine rufen und — den einen Fuß auf den Wagentritt gesetzt — sagte sie: „Hermine, ich liebe nicht lange Erörterungen, ich reise nach Karlsbad; wenn ich wieder komme, bist du nicht mehr da, der Verwalter wird dir dein Honorar geben; ich hoffe, du wirst zufrieden sein. Adieu!“

Sie stieg in den Wagen, Alice, das Kind und die Kammerjungfer ihr nach. Der Wagen rollte davon, dumpf über die Schloßbrücke hinaus. Aus dem Schloßbeete flogen Wasservögel auf. Hermine sah und hörte das, aber sie starrte drein, als träume sie. Sie ging auf ihr Zimmer, sie schrieb ihrem Bruder, sie schrieb einem Oheim, dem Bruder ihrer Mutter, der Lehrer in einer Provinzialstadt war. Tage vergingen, es kam Antwort vom Oheim. Er erzählte, daß er in der Hauptstadt gewesen und eben noch in der Stunde angekommen sei, als Konrad nach England abreisen wollte. Konrad habe ihm aufgetragen, der Schwester zu sagen, daß sie unbedingt aushaaren müsse; das Verfahren der Baronin sei nichts als eine Folge ihrer Krankheit, und man dürfe einem Kranken nicht widersprechen in Dingen, die Schimmes nach sich ziehen. Uebrigens habe Herr Weißhaar einen sehr ernsten Brief an seine Tochter geschrieben, daß sie wieder in das richtige Verhältniß zu Hermine eintreten müsse.

Hermine sann hin und her, was sie thun solle. Sie war selbständig, sie hatte nicht nach Bruder und Onkel zu fragen; — und sie war jetzt selbständiger als je, denn die Baronin hatte ihr eine namhafte Summe anweisen lassen.

Sie packte ihre Habseligkeiten, aber dennoch blieb sie Tag für Tag. Sie konnte zu keinem Entschlusse, noch viel weniger zu einer entschiedenen Ausführung kommen.

Der Arzt kam bisweilen auf das Schloß, er sah das verstörte Wesen Hermionens, er erklärte, daß sie krank sei und wollte sie nach einem nahen Badeorte schicken. Er schien immer Etwas auf den Lippen zu haben, ohne es aussprechen zu können. Er sagte nur einmal: „Bleiben Sie hier, bleiben Sie bei uns, bis ich wieder freien Gemüthes bin. Ich darf, ich kann mich jetzt noch nicht bestreien.“

Hermine verstand nicht, was er dadurch verhüllt kundgab. Ja, als sie einsam darüber nachdachte, zweifelte sie, daß sie noch bei gesunder Vernunft sei.

Hatte die Baronin mit Recht sich so gegen sie benommen?

Sie las die Dichter, sie las schwere wissenschaftliche Werke; sie fand, daß sie noch Alles richtig begriff. Wo aber fehlte es? Was war denn geschehen? —

Sie lebte einsam auf dem Schlosse.

Die Nachricht gelangte an den Verwalter, daß die Baronin in den nächsten Tagen heimkehre. Jetzt wollte Hermine fort. Die Baronin hatte ja gesagt: „Wenn ich wieder komme, bist du nicht mehr da.“ Das war doch deutlich, da ist nichts mißzuverstehen. Aber sie wollte nicht so herb von der ehemaligen Freundin scheiden, die so Schweres erfahren hatte und gereizten Gemüthes war. Sie schrieb einen Brief an die Baronin, den sie zurücknehmen wollte. Sie weinte auf das Papier, sie siegelte es ein — aber sie reiste nicht ab.

Hermine stand am Fenster und sah den Wagen der Heimkehrenden den Berg heraufkommen. Noch war's Zeit, noch konnte sie sich entfernen, am Wege im Dickicht verbergen, die Heimkehrenden unbehelligt lassen und weiter ziehen in die Welt hinaus. Sie nahm das Geld in die Tasche, sie ging die Treppe hinab, aber auf der Treppe setzte sie sich nieder.

Der Wagen rollte über die Brücke, er hielt vor dem Schloßthore. Hermine faßte sich auf, sie ging nach dem Wagen, sie wollte der Baronin sagen, daß sie jetzt in dieser Stunde das Schloß verlasse, sie wollten gute Erinnerungen gegen einander hegen. Sie stand am Wagen. Da rief die Baronin: „Du noch da? Ah Gott! Das Schadet mir. Ich kränke mich. Das verdirbt mir meine ganze Brunnenkur. Warum bist du noch da? Warum starrst du mich so an? Du siehst so aus, wie wenn du verrückt wärst. Ach, lieber Himmel, sie ist verrückt! Laß mich.“

Ohne ein Wort zu reden, ging Hermine weiter; sie ging über die Schloßbrücke, sie ging nach dem Wall; dort saß sie verborgen, in sich verhüllt.

Da hörte sie den Wagen des Doktors von fern; er kam immer näher. Der Doktor saß in seinem Wagen und dachte darüber nach, daß eigentlich Hermine die Einzige sei, die er seinen Kindern zur

Digitized by Google

Mutter wünschen könne; er glaubte auch an ihr bemerkt zu haben, daß sie Wohlgefallen an ihm gefunden, freilich in sehr rücksichtsvoller, kaum erkennbarer Weise. Aber gegen die Kinder war sie immer so liebreich gewesen und die Kinder sprachen oft von ihr.

Der Wagen kam näher, er ging langsam; an dem Gebüsche, hinter welchem Hermine saß, schien er anhalten zu wollen, und in der That, er hielt an. Der Doktor stieg aus; er sagte zu seinem Kutscher, er möge umkehren und im Dorfe im Thale warten, er gehe von hier an zu Fuß. Kommt er näher? Hat er Hermine bemerkt? Nein, er geht weiter, er zieht den Hut ab und geht den Berg hinan, den Hut in der Hand. Hermine will aufschreien, den Doktor anrufen: Hilf mir vor mir selbst, vor meinen eigenen entsetzlichen Gedanken! Sie hatte den Mund geöffnet, aber kein Laut kam hervor.

Da, — es plätschert oben im Schloßteiche. Der Doktor hält an, er horcht auf. Es ist vorbei. War das nicht ein seltsames Plätschern? War das eine Wildente? Eine Wildente, jetzt? — Er ging weiter.

Der Doktor kam auf das Schloß und traf die Baronin sehr aufgeregt. Sie klagte, daß Hermine in ihrer verstockten Bosheit ihr den ganzen Erfolg der Brunnenkur zerstört habe; sie fühle wieder ihre alte Schmerzen mehr als je.

Und weiter erzählte sie: „Und denken Sie sich die Frechheit! Ich treffe im Bade meinen ehemaligen Bräutigam. Mein Vater hatte mich dazu gezwungen, ich war noch nicht bei Verstand; — ich treffe meinen Bräutigam in Karlsbad, und der Mann hat die Frechheit, mich zu ignorieren und mir noch täglich vor die Augen zu kommen mit seiner Miß'ß im rothen Shawle."

Der Doktor entgegnete: „Vielleicht war der Mann zu zaghaft und bescheiden."

„Das glaube ich nicht; aber so ist's wieder: Sie, Doktor, wollen mir Alles nehmen, auch meinen gerechten Zorn."

„Wenn Sie an Ihrem gerechten Zorn Freude haben, so behalten Sie ihn."

Der Doktor fragte nach Fräulein Kraft, aber Niemand wußte, wo sie war. Der Baronin verschrieb er beruhigende Mittel und sagte, daß Hermine noch heute das Schloß verlasse; er werde für dieselbe sorgen.

Eben als der Doktor wieder vor dem Schloßthore stand, kam ein Knecht athemlos daher und rief: „Drunten im Schloßteiche liegt eine Ertrunkene, es ist Fräulein Kraft."

Der Doktor, der Verwalter und der Knecht eilten hinab. Sie zogen Hermine heraus, sie wurde nach dem Schlosse getragen, es wurden Belebungsversuche gemacht — vergebens.

Düster, abgehärmt stand der Doktor vor der Leiche, — da wurde er zur Baronin gerufen, sie liege in Krämpfen.

Der Doktor eilte zur Baronin.

Die Baronin rief ihm entgegen: „Das hat die verstockte, boshafte Person mir zu Leid gethan, mich zu kränken. Sie weiß, wie mir das schadet. Schaffen Sie sie nur sofort aus dem Schlosse, ich will sie nicht bei mir haben, todt nicht, lebendig nicht, fort, fort, hinaus!"

Mühsam mit seiner Empörung ringend, rief der Doktor: „Ich hatte bisher nicht gewußt, daß es Giftseelen giebt, wie Sie."

„Ich weiß schon lang," rief die Baronin, „Sie haben ein Liebesverhältniß mit ihr gehabt. Wer weiß, warum sie sich getödtet hat! Die Scheinheilige, — und Sie, Sie sind schuld."

„Man könnte sich fast freuen, wie reich an Unholden eine zur Niedrigkeit strebende Frauenseele ist," sagte der Doktor und verließ das Zimmer.

Die Baronin schrie ihm nach, er sei der Doktor, er müsse ihr helfen, sie sterbe.

Der Doktor kehrte nicht mehr um.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauernkaiser.

Historischer Roman von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung von Seite 327.)

X.

Es mochte bald nach acht Uhr Morgens sein, doch kämpfte das Licht des jungen Tages noch mit Nebel und Schneegestöber. Das Wetter war überhaupt mit Tagesanbruch eher noch unfreundlicher geworden. Ein feuchtkalter Wind strich von dem Kamme des Gebirges hernieder, und auch die schwer und tief am Himmel treibenden Wolken deuteten auf einen Umschwung der Witterung. Noch war hiervon jedoch keine weitere Entscheidung eingetreten, als daß der Schnee an den zunächst dem Winde ausgesetzten Berglehnen flott der Verwehung weißen eine mehr graue Färbung zeigte, und daß die jeden solchen Uebergang begleitende empfindliche Nässkälte sich doppelt fühlbar machte. Die Fernsicht war indeß durch die in der Tiefe und namentlich über dem Rheinthal brauenden Nebel und den die Gebirge einhüllenden Wolkenschleier so beschränkt, daß jene veränderte Färbung vielleicht auch nur als ein natürlicher Rest des unfreundlichen Wintermorgens gedeutet werden konnte.

Eine Gruppe von Männern, darunter der Amtsschreiber, der Moosbauer, der Hirschenwirth und noch mehrere andere Führer der Bauern, befand sich auf einer der scharf von Hanau gegen Rheinfelden vorspringenden Bergkuppe versammelt. Die Blicke Aller waren in höchster Spannung nach der Gegend von Beuggen gerichtet; doch konnte man die Gebäude dieser alten Deutsch-Ordens-Commende und das dazu gehörigen Fleckens von hier nicht sehen. Auch nach der Richtung von Rheinfelden vermochte man in der schweren, unburchdringlichen Luft wenig mehr als die dunklen Umrisse der von dort gegen Rollingen ansteigenden waldbewachsenen Höhenzüge zu unterscheiden. Hart hinter dem Standorte der Männer, in der Tiefe, blickte man dagegen auf ein buntbewegtes Lagerleben und durfte die Stärke der dort gelagerten und um unzählige Feuer mit der Zubereitung ihres Morgenbrods beschäftigten Bauernhaufen sicher auf mehrere tausend Köpfe schätzen, während über die rückwärts den Horizont abschließenden Anhöhen noch immer neue Zuzüge dem allgemeinen Sammelplatze zuströmten.

„Die Nachricht von dem Anmarsch der Schweden ist doch am Ende nur eine irrthümliche gewesen," äußerte auf der Bergkuppe einer der Männer. „Wenn das wäre, müßten die beiden Theile doch schon längst auf einander getroffen sein. Noch sieht und hört man aber nicht das Geringste."

„Der Wind steht abwärts," bemerkte ein Anderer, „und der Nebel läßt ja kaum das Nächste unterscheiden. Vielleicht, daß uns Beides nur am Sehen und Hören verhindert. Möglich auch, daß die Bayern sich über Nacht näher an Rheinfelden heran- oder gar über den Rhein in die Stadt hineingezogen haben."

Es war ein Mönch des Klosters Wehr, welcher die letzte Muthmaßung ausgesprochen hatte; seine Bemerkung klang jedoch eher wie eine spähende Frage, als daß sich eine eigene, mehr oder minder bestimmte Auffassung darin ausgedeutet hätte. Auch der Blick, welchen er im Kreise umstarren ließ, durfte auf die Absicht einer Erkundung gedeutet werden.

„Nicht, Pater!" lachte einer der Bauernführer, „das wäre Euch schon das Liebste? Indeß, den lieben Heiligen sei es gedankt, es hat damit keine Noth. Nach den übereinstimmenden Aussagen unserer Späher und den Berichten einiger schon eingebrachten Gefangenen befindet sich der Feind noch unverändert in seinen gestrigen Standquartieren von Beuggen und Rollingen. Ich bin selber bei dem Bechde des einen Mannes zugegen gewesen. Die Bayern harren angeblich für die Verändrung ihrer Stellung noch auf das Eintreffen des Saxelli, welcher seine Entschließung von einer persönlichen Umschau abhängig gemacht hat, und bis dahin, denke ich, soll der Tanz zwischen ihnen und uns schon entschieden sein!"

„Es stimmt das genau mit dem, was ich vor meinem gestrigen Aufbruch aus Rheinfelden über die Verabredung zwischen dem kaiserlichen und bayrischen Feldherrn vernommen habe," bestätigte auch der Amtsschreiber. „Auch wird, wofern die Schweden gegen Beuggen im Anzuge sein sollten, der Werth jetzt sicher nicht mehr aufbrechen. Das Schloß verschließt den dortigen Paß so vollkommen und bietet einen so festen Stützpunkt, um zur Noth den Angriff einer ganzen Armee aufhalten zu können. Das Bauernaufgebot aber vermag er durch das von ihm besetzte Rollingen, und dort in der freien Ebene durch seine Reiterei eben so lange an dem Vorbrechen aus diesen Bergen zu hindern. So lange er sich in diesen beiden Posten behauptet, sind alle Vortheile offenbar für ihn und der Ausgang eines Kampfes muß für den angreifenden Theil im höchsten Grade zwei-

Digitized by Google

fesshaft erschienen. Dagegen hat sich unbedingt noch nie ein günstigerer Moment zum Anknüpfen von Unterhandlungen und zu einer friedlichen Uebereinkunft geboten."

„Ja, Unterhandlungen," griff der Mönch das willkommene Wort auf. „Wozu am Ende die Entscheidung den Waffen anvertrauen, wenn, wie hier, sich so augenscheinlich ein Weg zur friedlichen Erreichung desselben Ziels darbietet? Bedenkt doch, Ihr Männer, auch ein Sieg würde ja nur den ketzerischen Schweden den Vortheil über die Streiter der alleinseligmachenden Kirche verleihen. Und, gnadenreiche Jungfrau! wenn ich an die Folgen dieses unglückseligen Streits denke! Schon die Verfolgung des gleichen Ziels mit dieser Hölleubrut muß ja den sichern Untergang und die ewige Verdammniß für Alle herbeiführen, welche die Hand dazu bieten wollten. Bleibt denn aber nach den letzten Nachrichten noch der leiseste Zweifel, daß der Bauernkaiser uns verräth? Daß er im Geheim einen Pakt mit dem Haupte dieser Teufelsbekenner, dem Belialsknecht, dem Bernhard von Weimar, abgeschlossen hat? Ein Pakt mit dem leibhaftigen Satan möchte der Seele des unglücklichen, verblendeten Mannes kaum verderblicher gewesen sein. Wollt Ihr denn Theil an dem greulichen Verbrechen dieses Unsinnigen nehmen? Wollt Ihr zum ewigen, unvermeidlichen Schaden der heiligen Mutterkirche den Sieg der Ketzerbrut in die Hände spielen und damit die nie zu absolvirende Todsünde einer solchen That, das Verderben hier und dort, auf Eure Häupter und auf die Euerer unschuldigen Weiber und Kinder lenken? Wozu das Alles? Ihr habt es ja von dem Herrn Amtsschreiber gehört, daß die Vorgänge der letzten Tage sammt und sonders auf einem Mißverständniß beruhen. Auch ist derselbe bereit und beauftragt, die Aufgleichung zu übernehmen. Er überbringt uns die feierliche Zusicherung des Zugeständnisses aller unserer Forderungen. Was können wir denn noch weiter verlangen, und vermöchte uns selbst eine Niederlage der Kaiserlichen und Bayern mehr und Besseres zu gewähren?"

„Versprechen und Halten sind zweierlei!" hatte einer der Bauernführer zweifelnd eingeworfen.

„Unsinn!" murrte ein Anderer. „Es muß geschlagen werden. Nie wieder wird sich die Gelegenheit, mit den zuchtlosen, mörderischen Banden des Swelli unsere Abrechnung zu halten, gleich günstig darbieten. Wenn wir mit ihnen erst fertig geworden sind, werden wir der Ketzerbrut, den Schweden, nicht minder die Wege zu weisen wissen!"

„Wenn der Jakob Eschwanger auf mich gehört hätte," bemerkte der Amtsschreiber, „so würden sich die bündigsten Zusicherungen für die Freiheit der Bevölkerung des Gebirges von allen ferneren Belästigungen sicher schon in den Händen der Herren befinden. Selbst jetzt aber ist es für ein friedliches Abkommen noch nicht zu spät. Binnen einer oder höchstens zwei Stunden edeilete ich mich, die Einwilligung des bayrischen Feldmarschalls und meines Grafen für alle dieselbst gestellten Bedingungen beizubringen. Es käme schließlich nur darauf an, einen raschen Entschluß zu fassen."

„Es ist zu spät jetzt, noch den Dingen Einhalt zu gebieten!" äußerte kopfschüttelnd ein alter Bauer. „Nachdem alle diese Tausende hier zusammengetrieben sind, bleibt an einen Rückritt von dem unternommenen Werke unmöglich mehr zu denken. Auch würde der Jakob Eschwanger nie darein willigen!"

„So macht ein Ende mit diesem Veerfluchten!" war ihm der Mönch mit einem flammenden Ausbruch ins Wort gefallen. „Seine Handlungen beweisen ja nur zu klar, wie vollkommen begründet die schon gestern wider ihn erhobenen Anschuldigungen gewesen sind. Er ist selber einer dieser neummal verdammten Ketzer, sage ich Euch, und sein geheimes Streben geht nur dahin, Euch mit sich in die ewige Verdammniß zu reißen und der Zerstörer der scheußlichen Ketzerei auf diesen Bergen einen Altar aufzurichten. Darum auch sein Plan, dies Land den Schweizern zuzuwenden. Denn herrscht da drüben jenseits des Rheins in Basel, Zürich und Bern nicht der ketzerischste Irrglauben? Darum nicht minder sein offenkundiges Bündniß mit dieser Teufelsbrut, den Schweden."

„Wo sind die Beweise für diese gegen den Bauernkaiser erhobene Beschuldigung?" trat der eine Bauernführer dem zornsprühenden Pater entgegen. „Der Jakob ist, wie seine Pflicht als unser Führer erheischt, hinaus, die Gelegenheit zum Angriff auszuspähen. Was kann er dafür, daß die Schweden die ihnen ebenfalls bekannte Bewirrung des Feindes zu einem gleichgeitigen Vorrücken benützt haben? Und bekennen sich im Schweizerlande nicht Constanz und beinahe die gesammten Urkantone zu der heiligen Mutterkirche? Des Jakob Plan, aus der Schweiz anzuschließen, ist von uns gebilligt worden. Wer wagte es, um deßwillen eine Anklage wider ihn zu erheben?"

„Daß der Jakob Eschwange mit den Schweden in fortdauerndem Verkehr steht, ist nur zu gewiß!" versetzte der Moosbauer. „Der schwarze Görg hat alle seine letzten Schritte ausgespäht und dafür die Bürgschaft übernommen! Derselbe befindet sich auch jetzt wieder auf seiner Fährte."

„Der Lump, der!" schrie der vorige Bauer. „Wenn Etwas Unrechtes über unser Thun und Handeln zu bringen vermag, so ist es, daß dieser nichtsnutzige Raub- und Mordgeselle nicht schon längst von uns gerichtet worden ist. Und auf die Aussage eines solchen Schurken hin sollen wir von unserem langbewährten Führer lassen!"

„Halt!" suchte sich der Hirschenwirth jetzt Gehör zu verschaffen. „Auch ich habe den Bauernkaiser seit dem gestrigen Abend und während der verflossenen Nacht genau beobachtet. Drei Boten hinter einander sind im Laufe derselben bei ihm eingetroffen, und ich selbst habe ihn vorhin da über unsre Vorposten hinaus eilig den Weg nach Beuggen niederschreiten sehen. Auch hat er ja gestern über seinen Verkehr mit den Ketzern kein Hehl gehabt. Auf die bestimmte Beschuldigung des schwarzen Görg aber, daß er ebdem zu der Ketzer- und Zauberbrut da bei dem großen Aufstand in Ober-Oesterreich gehört habe, hat er nicht geantwortet. Euch mag das entgangen sein, doch mir nicht. Und es ist schon so, wie der Görg behauptet hat. Wenn ich mich der Zeit erinnere, wo der Jakob zuerst unter uns aufgetreten ist, so trifft bis auf das Kleinste Alles zu."

„Was hat solch' ein Mann auf die beliebigen Beschuldigungen eines Strolchs und Strauchdiebes, wie der schwarze Görg, zu antworten!" höhnte der eifrige Vertheidiger des Abwesenden. „Und was dich betrifft, Hirschenwirth, so dünkt mich, du dürftest an deiner gestrigen Abfertigung noch genug haben! Oder meinst du, daß wir den Grund deiner Feindschaft gegen den Bauernkaiser schon vergessen haben? Weil kann der Mann dafür, daß ihm deine Tochter, die Angeli, nicht zu Sinn gestanden hat?"

Der eifrige Widerspruch und die Betheuerungen des so unvermuthet an seiner verwundbarsten Stelle getroffenen Anklägers blieben unter dem immer erneut ausbrechenden Gelächter und den ihm zugerufenen Witz- und Stachelworten beinahe unverständlich.

„Da kommt der schwarze Görg!" rief eine Stimme.

„In der That er ist's!" stimmten Andere bei. „Was mag er bringen?"

„Verrath!" rief der in toller Eile Heranstürmende schon aus der Ferne. „Alles ist entdeckt! Ah! Uf! ich habe mich ganz außer Athem gelaufen! Aber dafür ist es mir auch gegückt, die Zusammenkunft dieses Schelms, des Bauernkaisers, mit dem tollen Rosen, dem Dank seines Vorschubs aus unserer Gefangenschaft entlassenen schwedischen Führer, ganz in der Nähe zu belauschen. Kein Wort von dem Gespräche der Beiden ist mir entgangen."

„Wer reicht mir einen Schluck Wein?" unterbrach er sich. „Die Zunge klebt mir übee meinem stürmischen Lauf am Gaumen!" Zehn Hände streckten sich ihm mit dem Verlangten entgegen.

„Ha, das schmeckt! Nun hört denn! Ihr wißt, daß ich mir seit gestern die Aufspähung aller Handlungen dieses schwarzen Verräthers und heimtückischen Schurken, des . . . ."

„Schurke und Scheim, du selber!" unterbrach ihn der Vorführer der Gegenpartei. „Hört nicht auf den Hallunken! Jedes Wort aus seinem Munde ist eine Lüge!"

Die Spannung war zu groß, als daß dieser Einspruch hätte von Wirkung sein können. Seine eigenen Anhänger hatten sich wider ihn gewendet und strebten ihn zum Schweigen zu bringen.

„Hört und urtheilt selber!" triumphirte der schwarze Görg.

„Also diese Nacht schon hat das Eintreffen von immer neuen Boten bei dem Bauernkaiser nicht abgerissen. Heute mit dem Frühesten machte er sich auf und ich setzte mich an seine Fersen. Der Hirschenwirth begleitete mich. Ueber unsere vorgeschobenen Posten hinausgekommen, schlug er plötzlich die Richtung nach Beuggen ein, und mir fing sofort eine Ahnung auf. Den Hirschenwirth schickte ich zurück, Euch zu benachrichtigen und hierher zu bescheiden, ich aber eilte ihm vorauf. Nicht lange, so stieß ich auf einige Reiter. Es war der Rosen mit mehreren schwedischen Offizieren. Sie standen bei ihren Pferden und hatten mich noch nicht bemerkt. Das dichte Gebüsch an der Stelle, wo sie sich befanden, deutete mir an, daß hier die Besprechung zwischen den Beiden stattfinden würde. Vorsichtig schlich ich mich näher, und noch vor Ankunft des Erwarteten befand ich mich hinter einem Busch niedergelauert, saß unmittelbar bei ihnen. Endlich kam auch der Bauernkaiser. Er berichtete über alle von ihm ergriffenen Maßregeln, und er und der tolle Rosen verabredeten die weiteren Schritte. Dieser Letztere führt die vor Beuggen eingetroffenen Schweden. Der Vernhard wird gleichzeitig auf dem anderen Ufer des Rheins Rheinfelden angreifen, wir dagegen sind bestimmt, den Kaiserlichen und Bayern von hier und Möllingen in den Rücken zu fallen. Endlich schwur

Digitized by Google

der Bauernkaiser dem Schweden noch zu, die Päße des Gebirges in seine Hand zu liefern und und Alle zu Ketzern zu machen. Dieser drückte ihm dafür eine schwere Börse in die Hand, und ...“

Seitz Hugh gegen den Bauernkaiser und die athemlose Spannung, womit seine Zuhörer dem Berichte lauschten, hatte den schwarzen Görg verführt, zu weit zu gehen. In der Absicht, einen tetzten vernichtenden Schlag wider jenen zu führen, war er mit der seiner Berichterstattung hinzugefügten unmittelbaren Beschuldigung unvorsichtig über alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinausgetreten. Dieser verdunkelnden Zusatz verdarb denn auch die ganze Wirkung, welche ohne denselben seine Mittheilung wohl aufgeübt haben möchte.

„Das ist nicht wahr!“ wurde er von drei, drei Stimmen zugleich unterbrochen. „Das ist erlogen!“

„Habe ich es Euch denn nicht vorhergesagt?“ schürte sein alter Widersacher die beinahe allgemeine Empörung. „Schlagt dem Schurken den Schädel ein! Jedes Wort aus seinem Munde ist eine Lüge!“

„Ihr habt's gehört!“ versuchte der Mönch die eben noch seiner geheimen Absicht so günstige Strömung wieder in die vorige Richtung zurückzulenken. „Der Bauernkaiser steht mit den Schweden im Bunde; er will eure Leiber dem Feinde und eure unsterbliche Seele dem Ketzerwahn überantworten. Fluch ihm! und Fluch und die ewige Verdammniß auch dem, der noch einen Augenblick mit diesem Verächter des Heiligsten Gemeinschaft halten will!“

„Es muß gehandelt werden!“ hatte unter dem allgemeinen Aufstand der Amtsschreiber dem Moosbauer zugeflüstert. „So viel ist sicher, daß der Bauernkaiser, wofern er aus seinem jetzigen Vorhaben als Sieger hervorgeht, Euch Allen den Fuß auf den Nacken setzen wird. Vor Allem gilt es Zeit zu gewinnen. So albern und übertrieben die Beschuldigungen dieses hinverbrannten Dummkopfs, des schwarzen Görg, auch sind, so genügen sie Euch und den Uebrigen doch einen willkommenen Vorwand, bis auf Weiteres dem Jakob Eichwanger den Gehorsam aufzukündigen.“

„Halt!“ war auf diesen Fingerzeig der so Angeſporte eingetreten. „Die Mittheilungen des schwarzen Görg wägen unbedingt schwer genug, und lassen sich keinesfalls so leicht von der Hand weisen. Mag der Mann die letzten Beschuldigungen gegen den Bauernkaiser auch nur erfunden und hinzugesetzt haben, für den ersten Theil seiner Aussage ist ja vorhin auch schon der Hirschenwirth als Zeuge aufgetreten. Endlich aber denkt doch nur an das Verfahren des Jakob Eichwanger gegen den Herrn Amtsschreiber. Kann, daß dessen Eigenschaft als Abgeordneter seiner Hohen Grafen, wie der beiden Heerführer des kaiserlich-bayrischen Heeres, und unsere energische Einsprache denselben vor seiner Wuth zu schützen vermocht haben, und hat der Jakob sich schließlich nicht schleckterdings geweigert auch nur dessen Auftrag anzuhören? Zweifelsohne ist die von diesem Herrn und angebotene Vermittelung aber doch wichtig genug, um in die ernsteste Berathung gezogen zu werden. Warum widerstrebt der Bauernkaiser dem? Warum weigert er sich in eine friedliche Unterhandlung einzutreten? — So viel ist sicher, der Jakob verfolgt mit dieser seiner Weigerung, wie in allen seinen Handlungen, irgend eine gehaime, uns verborgene Absicht, ja aber, ich will nicht blind wie das Joch über den Nacken werfen lassen. Ich verlange wenigstens das Eine, daß die Vorschläge des Herrn Amtsschreibers noch vor dem Eintritt in den Kampf in einem zu berufenden allgemeinen Kriegsrath gehört werden. Derselbe hat sich erboten, binnen höchstens zwei Stunden und die ausgedehntesten Zusicherungen für alle unserersseits erhobenen Forderungen zu überbringen. Nun, wohlan denn, es ist noch früh am Tage und ein so geringfügiger Aufschub würde uns selbst nicht hindern, schlimmsten Falls doch heute noch zu schlagen!“

„Ja, ein Kriegsrath! So soll es sein!“ riefen die Einen. „Nein, wozu jetzt erst noch berathen,“ widersprachen die Andern.

„Aber höret doch, an eine Annahme der Vorschläge des Amtsschreibers bleibt ja doch jetzt nicht mehr zu denken!“ bekämpfte der Vorführer der Gegenpartei diese neueste Wendung. „Dann aber, warum ist der Schreiber, wie der Jakob über ihn bestimmt hatte, nicht bis zur entschiedenen Sache in sicherer Verwahrung gehalten worden? Wer hat ihm sich frei in unserem Lager zu bewegen gestattet?“

„Ich habe das bewirkt!“ wurde er von dem Moosbauer unterbrochen. „Der Jakob hatte kein Recht einer Mittheilung, welche für uns Alle bestimmt war, uns vorzuenthalten. Wir sind freie Männer und erkennen keine Bevormundung, keine Obergewalt über uns. Bevor nicht der Kriegsrath über die uns von dem Herrn Amtsschreiber überbrachten Anträge entschieden hat, werde ich und werden mit mir die Bauern von Hottingen, deren Führer ich bin, keinem Befehle des Jakob mehr gehorchen!“

„So recht!“ stimmte der Hirschenwirth dieser offenen Erklärung bei. „Mag sich der Bauernkaiser, wofern er es im Stande ist, vor offenem Kriegsrath über die gegen uns geübte Verrätherei verantworten. Denn ein Ketzer ist er, ein Verräther! Mit meinem Kopfe will ich dafür einstehen!“

„Die Kugel dieses meines Rohrs ist für den Schelmen bestimmt!“ lärmte der schwarze Görg. „Jedes Wort, das ich Euch berichtet, will ich mit den heiligsten Eiden erhärten. Nicht lebendig darf der Schurke aus unserem Lager entkommen!“

„Das ist Verrath! offener, himmelschreiender Verrath!“ tobte es von der Gegenpartei.

„Verbrendete!“ donnerte der Mönch auf die Bestürzten ein. „Die Kirche hat nach reichlicher Prüfung und Erwägung die Schuld dieses Mannes erkannt. Wollt Ihr Unsrige Euch gegen das unträgliche Urtheil der heiligen Kirche auflehnen? Dankt der heiligen Jungfrau, welche noch im letzten Moment die gräulichen Verbrechen und schwarzen Pläne dieses schändlichen Ketzers Euern Blicken erschlossen und Euch gnädig vor der Mitschuld an seinen frevlerischen Anschlägen bewahrt hat. Der Bauernkaiser darf und kann nicht länger Euer Führer sein. Doch nicht den Gehorsam stelle Ihr ihm aufständigen, nein ....“

„In der That,“ war ihm, um ein neues Ueberspannen des Bogens wie vorhin durch den schwarzen Görg zu verhüten, der Amtsschreiber schnell ins Wort gefallen, „wenn die Herren sich entschließen könnten, die Verhandlungen an Stelle des Bauernkaisers etwa durch einen aus ihrer Mitte bestellten Ausschuß führen lassen zu wollen, so würde das für den schleunigen Abschluß derselben jedeh Hindernis aus dem Wege räumen. Auch hat der Letztere ja jede Betheiligung an irgend einem friedlichen Abkommen ausdrücklich von der Hand gewiesen, und es brauchte bei dem betreffenden Entschluß einfach nur hierauf Bezug genommen zu werden. Noch einmal wiederhole ich ...“

„Nehmt den Mönch hier in sicheren Gewahrsam!“ schrieb hinter ihm eine Stimme.

„Der Bauernkaiser!“ hallte es von jeder Lippe. Unter der stürmischen Erregung der letzten Minuten war von Niemandem dessen Annäherung bemerkt worden. Zugleich sahen sich die Männer von einem ringsum auftauchenden Bauernhaufen eingeschlossen.

„Ha, er ist es selbst, der Verstuchte!“ schrie der Pater, zuerst aus der augenblicklich seinen ganzen Anhang lähmenden Erstarrung sich aufraffend. „Zurück, ihr Unsinnigen, wer wagt es, seine Hand an den Gesalbten der Kirche zu legen! Doch Ihr Anderen alle, Ihr habt den Befehl dieses elenden Abtrünnigen gehört! Nun denn, zweifelt Ihr noch länger an seinem Verrath? Auf, bemächtigt Euch seiner!“

„Bindet den Mann!“ wiederholte der Bauernführer auf's bestimmteste. „So! fort mit ihm! Führt ihn, um jedes unnütze Aufsehen zu vermeiden, den Weg dort um das Lager!“

„Das ist zu viel!“ hatte der Moosbauer Einsprach erhoben. „Geht den Mönch frei! Nun und nimmer werden wir einen solchen Eingriff in unsere Rechte dulden. Nur ein allgemeiner Kriegsrath vermag über irgend einen von uns eine Verhaftung auszusprechen. Warum diese Behandlung des frommen Mannes?“

„Wer hat den Schreiber freigegeben?“ fragte der Bauernkaiser.

„Nun denn, wenn du es wissen willst, ich, wir Alle haben es gethan,“ flachelte die ungerstörbare Ruhe seines Widersachers den Moosbauer an, aus seiner gewöhnlichen vorsichtigen Zurückhaltung heraustretend. „Die Anträge des Amtsschreibers sind an uns Alle gerichtet und wir wollen sie hören und prüfen. Ein allgemeiner Kriegsrath soll berufen werden.“

„Führt den gefangenen Knecht zur Stelle!“ ertheilte der Bauernkaiser den Befehl.

„Duldet doch das nicht!“ schrie der schwarze Görg, „dieser Schelm und Verräther wagt es, uns als seine Leibeigenen zu behandeln, Er, der verstuchte Ketzer und Schwedenfreund! Gebt Raum da, wenn Keiner sich an ihn wagen will, ich wage es!“

Eine elende Gestalt wurde mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen in den Kreis gestoßen.

„Dieser Mensch hier“, ergriff der Bauernkaiser, ohne die von dem schwarzen Görg wider ihn ausgestoßenen Drohungen nur einen Augenblick zu beachten, das Wort, „ist heute gegen Morgen von unseren Posten aufgegriffen worden. Bei dem mit ihm angetroffenen Verhör hat er bekannt zu den Klosterknechten des Klosters Wehr zu gehören und von dem Pater hier, unmittelbar nach unserer gestern daselbst gehaltenen Versammlung, mit einem Schreiben an den Werth gesendet worden zu sein. Dieser Zettel ist in seinen Kleidern versteckt gefunden worden. Der bayrische Feldmarschall dankt darin den frommen Vätern für die ihm über unsere Pläne und Absichten gemachten

Digitized by Google

Mittheilungen. Zugleich weist er den Pater an, sich Behufs der ferner einzuschlagenden Schritte mit dem Amtsschreiber des Grafen von Fürstenberg in Verbindung zu setzen, welcher unter dem Vorwande der Einteilung von Unterhandlungen in unser Lager gesendet worden sei. Darum und im Auftrage der nächsten zur Stelle befindlichen Führer unseres gesammten Wehrbanns ist die Verhaftung des Mönchs von mir verfügt worden, und ebenso soll der Schreiber bis auf Weiteres in sichere Verwahrung genommen werden. Unmittelbar nach bestandener Schlacht wird ein allgemeiner Kriegsrath zur Untersuchung der Sache der Beiden zusammenberufen werden."

Der Einspruch der Beschuldigten verhallte unter dem jäh ausbrechenden Donnerruf: „Verrath! Tod den Schändlichen!"

„Er lügt, wie er immer gelogen hat, glaubt ihm nicht, meine Kinder," rief der Mönch mit dem ganzen Aufgebot seiner Stimme. „Den Fluch der heiligen Mutterkirche schleudere ich auf ihn! Verflucht seid Ihr Alle!"

„Ihr Männer, hört mich," versuchte der Amtsschreiber sich Gehör zu verschaffen. „Könnt Ihr denn im Ernst an eine so wahnsinnige Beschuldigung glauben! Ich bin der Abgesandte meines Herrn Grafen und des kaiserlichen wie des bayrischen Feldmarschalls. Denkt doch nur an die Folgen Eurer Handlung! Wollt Ihr das geheiligte Recht der Unverletzlichkeit des Gesandten mit Füßen treten?"

„Fort mit den Beiden!" herrschte der Bauernkaiser den Seinen zu. „Hört Ihr? Der Kampf hat vor Benggen und Nollingen seinen Anfang genommen. Jeder auf seinen Posten, ihr Männer!" In der That dröhnte aus der ersteren Richtung der dumpfe Schall mehrerer rasch auf einander folgender Kanonenschüsse und knatterte aus der andern ein lebhaftes Gewehrfeuer.

„Gimpel Ihr, wollt Ihr Euch denn nochmals von diesem Schurken an Leitseil lenken lassen?" brüllte der schwarze Görg. „Doch das soll nicht geschehen! Wenn Ihr zu feig und dumm dazu seid, will ich für Euch Alle handeln." Er hatte sein Feuerrohr an den Backen gerissen, im gleichen Moment sah er sich jedoch von dem Nächsten unterlaufen und trotz seines rasenden Widerstandes bewältigt. Der Schrecken über den unerwarteten Ausgang ihres Anschlags hielt sowohl dem Moosbauer wie dem Hirschenwirth den Mund geschlossen.

„Bindet mir auch den Scheimen dort und gefellt ihn zu den Uebrigen," befahl der Bauernführer mit einem halben Blick auf seinen besiegten Widersacher. „Sein Maaß ist gerüttelt voll, heute noch soll über ihn Gericht gehalten werden.

„Doch nun fort," kehrte er sich zu den Umstehenden. „Jeder zu seinem Haufen! Die heilige Jungfrau ist mit uns. Sie hat uns durch die Enthüllung dieses schändlichen Verraths ein erneutes Pfand ihrer Gnade gegeben. Auf denn in ihrem heiligen Namen für die Freiheit unserer Berge und das Recht! Noch diesen einen Kampf und in sicherer Hut, in Frieden und Glück werden fortan unsere Waffen rasten können!"

(Schluß folgt.)

Die Schlachten um Metz.

2. Die Schlacht bei Mars la Tour. 16. August 1870.

Von **Dr. Ferdinand Pflug.**

Mit der Abbildung: Garde-Dragoner-Attaque. (Schluß.)

Es mochte über allen diesen Vorgängen 3 Uhr Nachmittags geworden sein, wo auch der auf dem Schlachtfelde eingetroffene Oberbefehlshaber der II. deutschen Armee, Prinz Friedrich Karl, die bis dahin dem Commandeur des III. preußischen Armeecorps, General Alvensleben, obgelegene Leitung des Gefechts übernommen hatte.

Das Eintreffen des X. preußischen Corps konnte jetzt binnen höchstens einer halben Stunde erwartet werden. Ihm war von dem Obercommando die Richtung unmittelbar auf Vionville angewiesen worden.

Noch vor dem Anlangen dieses Corps sollte jedoch eine Wendung eintreten, durch welche der Brennpunkt der Schlacht in eine ganz neue Richtung übertragen wurde, und deren Gesahr zu begegnen für Stunden hinaus deutscherseits alle Kräfte eingesetzt werden mußten.

Unter Deckung der Gehölze, in welchen gegenwärtig von dem 24. wie von Theilen des 64. und 91. Regiments ein so schwerer Kampf geklämpft wurde, war nämlich der Feind mit sehr bedeutenden Kräften auf der Metz-Rheimser Landstraße vorgedrungen. Von dieser nach links ausbiegend, entfaltete er hier plötzlich eine Macht, welche auf mehrere Infanterie- und Kavallerie-Divisionen geschätzt werden mußte, und hinter der sich, nach den dichten aufwirbelnden Staubwolken zu urtheilen, noch immer neue Massen im eiligen Anzuge befanden.

Der feindliche Vormarsch war auf das eine gute halbe Stunde hinter der gegenwärtigen preußischen Schlachtlinie gelegene Dorf Mars la Tour gerichtet. Gleichzeitig aber waren neue starke feindliche Abtheilungen in die vorerwähnten Gehölze eingedrungen, und die schwachen preußischen Kräfte sahen sich hier von einem überaus hartnäckigen und gefahrdrohenden Flankengefecht festgehalten, während sie durch jene Umgehung zugleich im Rücken bedroht wurden und alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß, zusammenfallend mit dieser allgemeinen Umfassung, der Feind auch in der Front wieder die Offensive ergreifen würde.

Die Gefahr einer totalen Niederlage ersichen unter diesen so ungünstigen Umständen um so größer, als deutscherseits augenblicklich die gesammten disponiblen Reserven nur noch in je zwei Bataillonen des 20. und 91. Regiments bestanden, welche jetzt sofort dem auf Mars la Tour vordringenden Feinde entgegengeworfen wurden.

Die noch intakte Brigade Barby der 5. Kavallerie-Division und die Garde-Dragoner-Brigade waren in Begleitung zweier Batterien der Infanterie bereits vorausgeeilt, um, wenn auch auf die Gefahr der eigenen Vernichtung hin, das Vorschreiten des Feindes bis zur Entwicklung der eigenen Kräfte aufzuhalten.

Das 2. Garde-Dragoner-Regiment attaquirt zuerst, ohne jedoch auf die festgeschlossenen feindlichen Massen irgend einen Eindruck auszuüben. Glücklicher sprengte die Brigade Barby — das 13. Dragoner- und 10. Husaren-Regiment — die feindlichen Schützenschwärme und mehrere kleinere feindliche Abtheilungen auseinander. Gegenüber einer gewaltigen, vor ihr ausgebreiteten Kavalleriemasse sah sich schließlich aber auch diese Reiterabtheilung zum Zurückgehen gezwungen.

Immerhin war durch diese partiellen Kämpfe doch so viel gewonnen worden, daß die vier Bataillone des 20. und 91. Regiments mit in das Gefecht einzugreifen vermochten, und mit Unterstützung eines Theils der dem X. Corps vorausgeeilten Corps-Artillerie wie der Kavallerie deffelben gelang es gegen 4 Uhr endlich, dem Feinde eine auf Mars la Tour gerichtete Flanke entgegenzusetzen.

Dieser blieb indeß im Umfange der ganzen von ihm so bewirkten Umfassung im Avanciren begriffen, und nur mit der äußersten Anstrengung vermochten sich die Schützenschwärme und Compagnie-Colonnen der schwachen preußischen Abtheilung zuletzt noch in den Vorwerken und Gärten des letztgenannten Ortes zu behaupten. Die Gehölze jenseits der Landstraße Metz-Verdun waren gleichzeitig bis auf einen schmalen Waldsaum verloren gegangen, und mit jedem Augenblicke stand ein Durchbruch des Feindes auf diesem Punkte zu erwarten. Dann wären die in und um Vionville kämpfenden deutschen Truppen abgeschnitten und nahezu völlig eingeschlossen gewesen.

Diese dringendste Gefahr abzuwenden, mußten binnen kaum einer halben Stunde 8 Bataillone der zuerst von dem X. Armeecorps herangerückten Division Kroßk zur Behauptung und Wiedergewinnung jener Gehölze verwendet werden. Da jedoch der Feind für jedes neu in Aktion tretende deutsche Bataillon sofort deren zwei und drei einsetzte, blieb die Gefechtslage hier ziemlich unverändert, während sie in der Front und auf dem rechten Flügel sogar eine wesentliche Verschlimmerung erfahren hatte.

Im Anschluß an die Kämpfe in der preußischen linken Flanke waren die Franzosen nämlich auch vor Vionville und Flavigny wie in den Waldungen vor Gorze zur entschiedensten Offensive übergegangen, und namentlich in dieser letzten Richtung, wo sich die schon seit 9 Uhr Morgens im heftigsten Gefecht befindliche 5. Infanterie-Division noch immer auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sah, gestalteten sich die Dinge bald so ungünstig, daß der Rest der Division Kroßk dorthin entsendet werden mußte.

Die letzte noch disponible Abtheilung des X. Corps, die Brigade Wedell, hatte sich mit dem Betreten des Schlachtfeldes nach Mars la Tour wenden müssen, und somit befand sich noch vor halb 5 Uhr dies gesammte Corps mit in das Gefecht verwickelt, ohne daß dadurch irgend ein Umschlag in dem Stande der Schlacht herbeigeführt worden wäre.

Digitized by Google

Wenn sich auch die preußischen Truppen in der ganzen Ausdehnung ihrer Schlachtlinie gegen die nachstehen feindlichen Vorstöße i. hauptel halten, so folgten denselben doch ununterbrochen neue und immer neue Angriffe. Mehr als 400 Geschütze und mindestens 12 Mitrailleusen-Batterien überschütteten die preußischen Linien mit einem Hagel von Geschossen, welchem furchtbaren Feuer diese nur aus 192 Geschützen zu antworten vermochten, wovon überdies eine große Zahl demontirt lagen. Da von 4 Uhr Nachmittags ab die gesammte feindliche Macht auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, so sahen sich die beiden deutschen Corps nicht nur einer nahezu dreifachen Ueberlegenheit gegenüber, sondern der Feind hatte auch vor ihnen den Vortheil voraus, seine Angriffe stets durch frische und völlig intakte Truppen zu erneuern, während mehr als die Hälfte der preußischen Abtheilungen durch einen acht- bis neunstündigen Kampf nahezu erschöpft war.

Endlich, nach 5 Uhr, nahte den so hart bedrohten beiden preußischen Corps die Hülfe. Zum wenigsten durfte jetzt der so wichtige Punkt von Gorze als gesichert angesehen werden.

Die 16. Division des VIII. Armeecorps, welcher sich vom IX. Corps noch das Regiment Nr. 11 angeschlossen hatte, war auf den Schall des zu ihr gedrungenen Kanonendonners von der ihr ursprünglich angewiesenen Marschrichtung abgewichen und unmittelbar nach dem Schlachtfelde aufgebrochen. Auch die dem IX. Armeecorps zugetheilte großherzoglich hessische Division hatte dem gleichen Impuls Folge geleistet, und beide Divisionen, jene bald nach fünf, diese gegen 6 Uhr, griffen nunmehr in das Waldgefecht der den genannten Orte ein, wo in Anbuch dieser mächtigen Verstärkung der Feind sich jetzt sehr bald in entschiedenem Nachtheil befand.

Zuvor jedoch noch war auf dem entgegengesetzten linken deutschen Flügel vor Mars la Tour ein Moment einer abermaligen riesigen Gefahr eingetreten, durch welchen nach dieser Richtung zugleich die Krisis der Schlacht eingeleitet und herbeigeführt wurde.

Entsprechend dem altpreußischen Grundsatz, die zuverlässigste Vertheidigung im Angriff zu suchen, war die auf dem 16. und 57. Infanterie-Regiment bestehende Brigade Wedell des X. Armeecorps nach Zurückweisung eines abermaligen Vorstoßes auf Mars la Tour ihrerseits vorgegangen, um den Feind aus seiner Stellung auf den gegenüberliegenden Höhen zu vertreiben. Von einem furchtbaren feindlichen Geschützfeuer empfangen, vermochten diese 6 preußischen Bataillone den Widerstand der ihnen bis auf 150 Schritt entgegengerückten feindlichen Infanterie jedoch nicht zu bewältigen und mußten, von dieser zugleich in der Flanke umfaßt, den Rückzug in ihre ursprüngliche Stellung antreten. Natürlich drängten die Franzosen heftig nach. Verwirrung begann bei den zurückweichenden preußischen Massen einzureißen, und mit der anscheinend unvermeidlichen Zersprengung derselben würde bei dem gänzlichen Mangel an noch verfügbaren Reserven dem völligen Umfassen der noch bei Vionville kämpfenden preußischen Truppen kein Hinderniß mehr entgegengestanden haben.

Die Gefahr erschien riesengroß. Wieder war es die Kavallerie, durch welche dieselbe abgewendet und der Ausgang schließlich in das Gegentheil der aus Glücklichen Lage gekehrt werden sollte.

Von der Garde-Dragoner-Brigade, welche zur Ausfüllung des weiten Zwischenraumes zwischen Mars la Toue und Vionville östlich des erstgenannten Dorfes gehalten hatte, warf sich das 1. Garde-Dragoner-Regiment (s. Bild S. 344) ohne Besinnen auf die den geworfenen preußischen Bataillonen nachdrängende feindliche Infanterie. Die vordersten Abtheilungen derselben wurden gesprengt und niedergeritten, das durch diese unvorhergesehene Attaque bewirkte Stutzen der feindlichen Linie und die Formirung der Massen derselben zum Quarree aber schafften dem diesseitigen Fußvolk Luft, seine Glieder wieder schließen und dem Feinde von Neuem entgegenstemmen zu können.

Auch das 2. Garde-Dragoner-Regiment attaquirte wiederholt, und zugleich von den nächsten, nicht minder braven preußischen Geschützzügen mit Shrapnels und Kartätschen überschüttet, stellte der Feind sein Vordringen ein und begnügte sich, durch seine ebenfalls schnell vorgeführte Artillerie mit den diesseitigen Batterien einen mit jedem Moment höher anschwellenden Geschützkampf zu unterhalten.

Noch wurde Mars la Tour von den gleich bei Eröffnung des Gefechts nach diesem wichtigen Punkte entsendeten vier Bataillonen bei 20. und 91. Regiments behauptet, doch von den hageldicht einschlagenden feindlichen Granaten entzündet, stand das Dorf in vollen Flammen, und zur Ausnützung der errungenen Vortheile trabte jetzt von dem äußersten rechten Flügel der französischen Schlachtlinie die Kavallerie der kaiserlichen Garde vor, um sich den tapferen Vertheidigern in den Rücken zu schwenken und durch deren Vertreibung oder Gefangennahme die endliche Entscheidung der Schlacht herbeizuführen.

Abermals war ein Moment der höchsten Gefahr eingetreten. — Nur die aus dem 10. Husaren- und 13. Dragoner-Regiment bestehende Brigade Barby der 5. Kavallerie-Division befand sich der aus 4 bis 6 Regimentern formirten feindlichen Kavalleriemasse gegenüber. Diese 8 preußischen Escadrons zögerten jedoch keinen Augenblick, dem ihnen doppelt und dreifach überlegenen Feinde im Angriff noch zuvorzukommen. Das erste und zweite französische Kavallerietreffen wurden von dem wuchtigen preußischen Ansturm durchbrochen. Das 16. preußische Dragoner-Regiment flog noch herzu, vor und zurück wogte das erbitterte Reitergetümmel. Vergeblich versuchten die französischen Gardereiter den ihnen gleich anfänglich entrissenen Vortheil wiederzugewinnen, ihr Führer und ein Oberst wurden von den Pferden gehauen und gefangen genommen, ein Adler ward ihnen entrissen und, völlig aufgelöst, wurden schließlich die Flotzen Garden bis weit hinter ihre äußersten Flügelbataillone zurückgetrieben.

Die totale Niederlage ihrer Reiterei veranlaßte auch die feindliche Infanterie, wieder in ihre zuvor eingenommene Stellung zurückzugehen. Die ganze feindliche Schlachtlinie flutete rückwärts. Es erfolgte diese rückgängige Bewegung mit einer solchen Eile, daß mehrere demontirte Geschütze in der zuletzt besetzt gehaltenen Position stehen gelassen wurden.

Noch unter dem Eindruck der sich bei dem Feinde allerwärts kundgebenden Bestürzung war von Vionville aus Specielles Befehl des Prinzen Friedrich Karl die nächste feindliche Batterieaufstellung durch das 35. Regiment erstürmt worden. Auch die Gehöfte nördlich und nordwestlich dieses Dorfes gelang es den deutschen Truppen in Benützung des günstigen Moments beinahe ganz in ihren Besitz zu bringen.

Der Feind behauptete den der Metz-Rheinser Straße zugekehrten Theil derselben offenbar nur noch, um seine nach Mars la Tour vorgeschobenen Abtheilungen wieder an sich zu ziehen, und da durchschreitig die gestellte Aufgabe hiermit als vollständig erfüllt angesehen werden konnte, zu einer fernern Ausnützung der errungenen Vortheile aber die Kräfte fehlten, so begann nach dieser Richtung das beiderseitige Feuer immer schwächer zu werden.

Desto heftiger tobte in diesem Zeitpunkt — etwa sieben Uhr Abends — die Schlacht in den Waldungen vor Gorze auf dem entgegengesetzten rechten Flügel. Die dort deutscherseits neu in das Gefecht eingetretene 16. Division hatte versucht, quer durch den Wald des Ognons bis zu dem im Rücken der bisher behaupteten feindlichen Stellung gelegenen Dorf Gravelotte vorzudringen, während die kurz zuvor erst eingetroffene großherzoglich hessische Division zugleich einen Vorstoß gegen den Hauptstützpunkt der feindlichen Position, das Dorf Rezonville, ausführte. Diesen gefahrdrohenden Bewegungen zu begegnen, bot der Feind alle Kräfte auf, namentlich warf er der 16. Division die kaiserlichen Fußgarden entgegen.

Nichtsdestoweniger sahen sich die Franzosen mit Einbruch der Dunkelheit auch hier bis nahe an Rezonville und Gravelotte zurückgetrieben, und die den ganzen Tag über so hart bestrittenen Waldungen konnten für sie als definitiv verloren angesehen werden.

Kurz vor Sonnenuntergang war von dem französischen Centrum noch ein neuer Vorstoß angetreten worden. Es schien, als ob mit dem letzten Schimmer des Tagesgestirns französischerseits der so oft vergeblich erstrebte Durchbruch nun noch in der Richtung auf Etadigny versucht werden sollte. Gewaltige Schützenschwärme wogen und zu einer Art Schlachtfeil formirt, drangen ihre Colonnen gegen diesen Ort vor, und die bis in den Bereich des Schützenfeuers vorgeführten diesseitigen Batterien mühten sich vergeblich, die feindliche Angriffssäule zum Stehen zu bringen. Der Elan der Franzosen war im Verlauf der ganzen Schlacht noch kaum so stürmisch und todesmuthig als bei diesem letzten Angriff hervorgetreten.

Bereits hatte indeß unter Begünstigung des dichten Pulverdampfs und der schon eingebrochenen Dämmerung die 6. preußische Kavallerie-Division deren Flanke gewonnen, und rasch zur Attaque einsetzend, stürzten sich deren Regimenter auf die sich dessen nicht entfernt versehenden französischen Bataillone. Das 3. und 16. Husaren-Regiment sprengten die nächsten, nur nothdürftig geschlossenen Vierecke auseinander. Die ganze feindliche Infanterielinie ward über den Haufen gestürmt und unter Einbuße eines Adlers, mehrerer Geschütze und über 1500 Gefangener sah sich der Feind in wollster Auflösung und Flucht, theils nach Rezonville, theils in die nördlich des Waldes von des Ognons gelegene Thalsenkung zurückgeworfen.

Die Schlacht hatte mit diesem letzten Aufflammen ihren Abschluß erreicht. Die Nacht hüllte Feind und Freund in ihren

Digitized by Google

Attaque des 1. Garde-Dragoner-Regiments. (S. Seite 343.)

Digitized by Google

Französische Gefangene im Zeltlager bei Spandau. Original-Zeichnung von **Arnold Neumann.** (S. folgende Seite.)

Digitized by Google

Schleier. Noch lange zuckte zwar der Blitz einzelner Schüsse und ganzer Salven durch die Dunkelheit, allmälig jedoch verhallten auch die tiefen Donner des furchtbaren Tages, und nur das Hilferufen und Stöhnen der vielen tausend und abertausend auf der Walstatt überströmten Wahnsinnigen ausgestreckten Verwundeten hallte noch aus allen Richtungen.

Die Aufgabe, die man sich deutscherseits gestellt, konnte als vollkommen gelöst angesehen werden. Hatten doch 200,000 Franzosen umsonst gerungen, über anfangs höchstens 40,000 und selbst in den letzten Abschnitten des heißen Streits kaum 100,000 Deutsche abzuflegen und den eisernen Ring zu zerbrechen, welchen die deutschen Heere um sie zu schließen im Begriff standen. Keiner ihrer Angriffe war von Erfolg gekrönt worden, ja sie hatten dem so viel schwächeren Gegner sogar 2 Adler, 7 Geschütze und über 2000 Gefangene, darunter 2 Generale und gegen 100 Offiziere, als Siegesbeute überlassen müssen. Doch eben in dem Charakter der Abwehr, welchen diese Schlacht deutscherseits getragen, war es ausgesprochen, daß die Erfüllung der Hauptaufgabe noch ausstand. Die Einbuße von 669 Offizieren und nahe an 17,000 Mann, um welche die deutschen Vortheile erkauft werden mußten, läßt einen Kampf, welcher nur bestimmt sein sollte, eine noch weit schwierigere und ausgedehntere Entscheidung einzuleiten, gewiß als doppelt schrecklich und in der Neuzeit selbst von den Berüsten der blutigsten Entscheidungsschlachten kaum überboten erscheinen.

Französische Gefangene im Zeltlager bei Spandau.

Von **Richard Schmidt.** Mit Original-Zeichnung von **Arnold Neumann.**

Ob die Bewohner der guten alten Stadt Spandau im Kreise Ost-Havelland des preußischen Regierungsbezirks Potsdam anno 1813, da die von den Franzosen seit „dem Jahre der Schande" 1806 (das hohe deutsche Junkerthum pflegt sich hier gewöhnlich um 42 Jahre zu verrechnen und „1848" als Schandjahr zu bezeichnen; aber, wie gesagt, dies ist nur ein error in calculo!) besetzt gehaltene Festung nach längerer Belagerung durch Capitulation in die Hände der Preußen zurückgelangte — ob, sage ich, die damaligen Bewohner Spandau's wohl daran gedacht haben mögen, daß ihnen im Laufe der Zeit noch einmal eine Occupation durch Truppen der grrrossen Nation, wennschon in anderem als dem gebräuchlichen Sinne, bevorstünde? Schwerlich! Doch leben gewiß noch Spandauer genug, die sich jener ersten französischen Besetzung vollständig klar zu entsinnen wissen.

Das war eine harte, dunkle Epoche in der Geschichte Preußens, wie sie es war für unser gesammtes deutsches Vaterland! und Gott möge uns davor behüthen, daß jemals wieder Pfaffen und Junker — Mucker und Jarucker — die Oberhand in deutschen Landen gewinnen: der Abgrund der Schande ist immer geöffnet, es kommt nur auf die geeigneten Leiter an, das Volk hineinzuführen! — — Spandau ist von je ein beliebter Wallfahrtsort für den Berliner Vergnügling aus dem Bürgerstande gewesen. Ob ihn der schmucklose, ohne Zugrundelegung üppiger Sprungfedern erbaute „Kremser" vom Brandenburger Thor aus — Charlottenburg und die bierreiche Oase des „Spandauer Bockes" passirend — dorthin führt, oder ob er, mit einem „Hin- und Retour-Billet" dritter Klasse versehen, den Hamburger Eisenbahnzug, dessen erste Haltestation eben jene wüstliche Festung ist, als Beförderungsmittel benutzt — gleichviel: der Berliner muß im Laufe der Saison mindestens einmal das urwüchsige Steinpflaster der Stadt Spandau auf seine Hühneraugen und Leichdorne haben wirken lassen — muß mindestens einmal während des Sommers mit der gesammten Familie die „heilige Landpartie" nach den nahegelegenen „Pichelsbergen" gemacht, und dort „grüne Aale mit Jurkensalat" und — Natur „jekneipt" haben!

Und nun gar ein Zeltlager mit französischen Gefangenen in unmittelbarer Nachbarschaft — eine Landpartie „mit Turkoffen"! — welcher Spree-Athener wäre da zurückgeblieben?!

Die Hamburger-Eisenbahndirektion mag sich bei Mostke und Bismarck bedanken: Einnahmen, wie sie in der letzten Hälfte des September und der ersten des Oktober erzielt worden, dürften in den Kassenbüchern dieses Verkehrs-Institutes, trotz der ungeheuren Frequenz bei demselben, doch nicht häufig verzeichnet sein. —

Auf einer weiten Ebene, die sich, mit dem historisch-märkischen Sande bedeckt und etwa 10 Minuten vor der äußersten Enceinte der Stadt und Festung Spandau beginnend, westlich von der nach Potsdam führenden Chaussee hinzieht — sind die runden und nach oben sich kegelförmig zuspitzenden Leinwandzelte aufgeschlagen, in denen wir ca. 3200 Söhnen der grrrossen Nation und einigen wenigen legitimen Söhnen der Wüste Gelegenheit geben, uns „nordische Barbaren" in unserer ganzen Rohheit und Wildheit kennen zu lernen. —

Diese Zelte, etwa 200 an der Zahl, sind in sechs Reihen vertheilt, deren jede ca. 30 enthält, und bilden drei ziemlich breite Lagerstraßen; jedes Zelt bietet Raum für 18 bis 20 Mann Gefangene. Was den innern Comfort anbelangt, so ist derselbe allerdings nur mit dem Ausdruck beschieden zu betegen; eine tiefe Stroh-, resp. Heu-Lage dürfte ungefähr das ganze vorhandene Ameublement umfassen, wozu sich für die Nachtzeit auf je drei Insassen fünf Stück wollene Decken gesellen.

Jede der drei erwähnten Zeltgassen ist durch ein mit architektonischer Anspruchslosigkeit ausgeführtes hölzernes Gebäude begrenzt — die drei Küchen, in denen — frei von dem Zwange, welchen die strengen Koch-Gesetzbücher einer Karoline Scheibler oder einer Julie Mitter auferlegen — preußische Soldaten, unter Leitung je zweier Unteroffiziere, ihre culinarischen Talente ausbilden. Das Essen ist übrigens kräftig und reichlich — auf jeden Mann wird für die Mittagsmahlzeit ein halbes Pfund Rindfleisch gerechnet, jedenfalls mehr, als manche einheimische Arbeiterfamilie in Summa zu verzehren hat. *

An dem der Küche gegenüberliegenden Ende jeglicher Lagerstraße befindet sich ein sogenannter abyssinischer Röhrbrunnen, welcher die Truppen mit frischem Trinkwasser versorgt. Auch das tägliche Reinigungsgeschäft (das allerdings von einzelnen Angehörigen des an der Spitze der Civilisation marschirenden Volkes nicht mit der sonst im Allgemeinen üblichen Regelmäßigkeit vorgenommen werden soll), sowie die getwissen größeren und kleineren Zeug-Bedürfnissen finden in patriarchalischer Ungezwungenheit an diesen Brunnen statt; und endlich dient ihr flüssiger Silberstraht noch dazu, das Kaffee- und Speise-Service unserer fremdländischen Gäste — so da Alles in Allem aus einem beträchtlichen irdenen Napf besteht — von den Resten der früheren Collation zu säubern.

Die innere Ordnung des Dienstes unter den Kriegsgefangenen wird durch die Eintheilung in Corporalschaften, zu deren jeder zwei Zelte unter Aufsicht eines Unteroffiziers oder Gefreiten gehören, aufrecht erhalten; während die äußere Sicherheit des Ganzen durch die täglich wechselnde Wachmannschaft gewahrt wird. Diese letztere — bei unserer Anwesenheit im Lager aus braven, gemüthlichen niederschlesischen Landwehrmännern bestehend — zieht 24stündig in der Stärke von etwa 400 Mann, mit einem Hauptmann und 4 Lieutenants, auf Posten und ist dem Befehle des das Lager kommandirenden Stabsoffiziers unterstellt.

Zehn oder zwölf kleine spitze Strohhütten, den Wärterbuden mißtrauischer Obstplantagenbesitzer nicht unähnlich, vertreten die Stelle der Schilderhäuser; größere Leinwandzelte dienen als Wachtlokal.

Da es bereits mehrfach vorgekommen, daß sich Einer oder der Andere der krankhemmenden Heidenschaar der liebevollen Fürsorge der preußischen Wachmannschaft heimlich durch die Flucht entzogen, so ist von der Lager-Commandantur für jeden Tag ein zweimaliger Appell angeordnet, bei welchem allgemeiner Namensaufruf stattfindet.

Mit der neunten Abendstunde darf keiner der Gefangenen sein feinenes Boudoir mehr verlassen; eine ziemlich bedeutende Anzahl von Petroleum-Laternen, welche beim Beginn der Dunkelheit angezündet werden, verbreiten Licht genug, jedes Uebertreten dieses Gebotes sofort sichthar zu machen und den Schuldigen zu verrathen. —

„Nu sagen Sie mir blos um Jottswillen, wat machen die Menschen hier den janzen ausjeschlagenen Dag über? Die müssen sich doch reene wie die Möpse amüsiren! Det is ja jrade so, als ob sich Reiner janz alleine auf 'ne unendlecke Insel jetzt um sich die liebe lange Ewigkeit durch an die Nägel knabbert!" —

Es war ein Berliner Spießbürger vom reinsten Wasser, der sich mit dieser allerdings drastischen Bemerkung an mich wandte, als ich dem Zeltlager meinen ersten Besuch abstattete. Aber so Unrecht hatte der Mann nicht! In der That kann es für den im Allgemeinen an Arbeit — an redliche, ernste Anstrengung gewöhnten Deutschen kaum einen verächtlicheren Anblick geben, als das privilegirte

Digitized by Google

Nichtsthun, als den leider in keinem Paragraphen unseres Strafgesetzbuches vorgesehenen Tagediebstahl.

Vielleicht hat diese Erwägung, vielleicht auch der Gedanke an Schillers

„In müß'ger Weite schafft der böse Geist" —

die preußische Militärverwaltung zu dem Entschlusse gebracht, die jungen Kräfte, welche uns das Kriegsglück in so reichem Maße zuführt, nicht in saulster Unthätigkeit verlöbern zu lassen, sondern dieselben, wenn auch mit aller möglichen Schonung, zu nützlichem Thun heranzuziehen.

Bei einer zweiten Anwesenheit im Lager fand ich die Gefangenen beschäftigt, sich dachsartig einzubauen, d. h. den weiten Platz, auf dem die Zelte errichtet sind und der bisher nur durch eine starke Schnur begrenzt war, mit Wall und Graben zu umgeben.

Uebrigens braucht die zartfühlende Leserin nicht zu erschrecken, daß man in dieser Beziehung den „interessanten Fremdlingen" zu viel zumuthet; kein finsterer Frohndogt treibt die Erschöpften mit geschwungener Drahtgeißel zum furchtbaren Werk; es kommt nämlich gar nicht einmal bis zur Erschöpfung, sintemal der jeweiligen Arbeitsabtheilung bereits nach zwei Stunden eine andere folgt und, wie mir ein Lager-Habitué versicherte, „die Kerrels, wenn sie drei Spaten voll jeschippt haben, sich erscht immer zehn Minuten lang verpusten, ehe sie sich auf die vierte einlahken."

Ich sah denn auch, daß den mit der Leitung der Wallanlage betrauten preußischen Soldaten mehr eine freundlich-bewundernde Neugier als wirklich thätige Mitwirkung von den Söhnen Frankreichs gespendet wurde: ab guten Deutschen maßen und gruben und schaufelten im Schweiße ihres Angesichts, und die Herren Kriegsgefangenen nickten ihnen Ermunterung zu oder gaben auch wohl durch ein Lächelndes: „Ah, mon brave, que vous-êtes diligent — vous!" ihre Zufriedenheit mit den Leistungen Jener zu erkennen.

Einen Tag um den andern hat jede Arbeitsabtheilung (dieselbe umfaßt etwa 75 Mann) vollständigen Ruhetag, um keine Uebermüdung eintreten zu lassen. Freilich muß es es sich dafür gefallen lassen, nach Spandau in die Garnisonkirche zum Gottesdienst geführt zu werden, den dort ein aus Berlin berufener Geistlicher in französischer Sprache hält; — das mag denn auch sein Ermattendes haben.

Im Allgemeinen fand ich unter den Franzosen viele schwächliche, magere Gestalten, trotz des, wie gesagt, hinlänglich guten körperlichen Verpflegung; unter allen Gesichtern kaum eines, das etwa Heinrich Heine zu seinem berühmten Gedichte: „Die beiden Grenadiere," würde haben begeistern können. Die Hände in den Hosentaschen, standen sie da, schwatzend, rauchend, lachend; von Schmerz oder Trauer über ihre Gefangenschaft keine Spur; ebensowenig ein reges, glühendes Interesse für die Lage ihres Vaterlandes. Am betrübtesten sahen noch die 7 oder 8 Zuaven aus; das mag aber daher kommen, daß sie mehr frieren als die Uebrigen.

Die Witterungsverhältnisse werden überhaupt höchst vermuthlich eine baldige Dislokation der in Zeltlagern unterzubringenden Gefangenen nothwendig machen. Ich horte, daß aus dem Spandauer Lager bereits eine beträchtliche Anzahl Erkrankter in die Lazarethe hatte geschafft werden müssen; und das Nämliche wird auch anderwärts, wo derartige Campirungen im Freien errichtet sind, wie bei Magdeburg u. s. w., der Fall sein. Einstweilen hofft man der Uebersiedelung, resp. Einpferchung der Gefangenen in die Kasematten der Festung, noch durch die Errichtung von festen Halbbaracken zu entgehen; doch dürfte bei etwaigem starken Frost auch dieses Auskunftsmittel nicht genügen. —

Ich brauche dem geschätzten Leser und der schönen Leserin wohl nicht zu versichern, daß gegenwärtig in der Umgegend von Stadt und Festung Spandau ungeheuer viel Französisch gesprochen wird. Welcher Besucher des Zeltlagers, der in dem dunkelsten Winkel seiner Gehirnkammern auch nur noch ein halbes Dutzend gut erhaltener Vokabeln aus der Schulzeit aufzutreiben vermag, wird sich denn wohl das Dementi geben, nicht mindestens einem der Gefangenen eine französische Anrede auf die Brust gesetzt zu haben? — Es sind ja nur Gefangene; machtlos und rechtlos stehen sie jeder persönlichen Unbill gegenüber, und so harmlos und gutmüthig der Berliner sonst ist, in diesem Punkte kennt er keine Schonung! Ich habe sonst herzensgute und humane Männer den wehrlosen Feinden gegenüber ihre Muttersprache auf das Unmenschlichste mißhandeln und ihnen mit Constructionen zu Leibe gehen hören, wie sie nur die raffinirteste Grausamkeit zu ersinnen im Stande ist. Allerdings verhelfe der Beleidigter niemals, auf die also geschlagene Wunde das Linderungsmittel einer rauchbaren Cigarre zu legen oder, wenn es ein Mägdelein ist, dem „pauvre homme" ein Silberstückchen in die Hand zu drücken. Und der „pauvre homme" ist kein Unmensch, er verzeiht; er nimmt die Cigarre wie das passend gespendete Geldstück. Die erstere wandelt er langsam in Asche, dabei halbleise das „Allons enfants" oder „Ça ira" vor sich hindrummend; für das letztere kauft er sich in einer der dicht neben dem Zeltlager aufgeschlagenen „liegenden Restaurationen" — Kuchen, ein Lieblingsgericht dieser streitbaren Söhne der streuzen Nation, deren Magen sich an einzelne, dem deutschen Soldaten fast nothwendige Gerichte — z. B. an das so schmackhafte und verlockende Commißbrod — noch gar nicht recht gewöhnen kann.

Ich sah einen der gefangenen Helden von Weißenburg ein ziemlich bedeutendes Stück Pflaumenkuchen vertilgen. Kurz nachher bot ihm ein behäbiger Schlossermeister aus Spree-Athen „einen Schluck aus dieser Weiße" an; der Unglückliche kannte die unausbleibliche Wirkung des Berliner Nektars nicht — ahnungslos ergriff er den Kelch und leerte ihn bis auf die Neige. Ein lauter Warnungsruf meinerseits kam zu spät — es war geschehen; Pflaumenkuchen und Weißbier: die Katastrophe mußte furchtbar werden! Ich wandte mich ab, und eine Thräne innigen Mitgefühls perlte mir im Auge:

„Wie wird deine Mutter
Um dich weinen, fremder Mann!" — —

Um Thron und Leben.

Historischer Roman von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung von S. 333.)

Henry gehorchte der Aufforderung und bald war die Unterhaltung allgemein geworden. Sie drehte sich um Tagesneuigkeiten, und man wollte aus dem Gardisten, der von Kensington kam, Etwas herauskosten — allein Henry schnitt diese Fragen mit dem Bemerken ab, daß König Wilhelm, stets schweigsam, auch jetzt keine Andeutungen über die Lage mache. Henry plauderte immer mehr, er war so glücklich — neben ihm saß Mary, die lange Entbehrte, und berührte zuweilen verstohlen seine Hand. So glücklich die beiden jungen Leute waren — ebenso unglücklich war Nathanael. Auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß Mary einen Mann wiedergefunden, den sie liebte, und Nathanael mußte sich trotz aller Eitelkeit gestehen, daß der hübsche Gardesoldat wohl ein gefährlicher Nebenbuhler war. — Nathanael hielt es eine ganze Zeit lang aus — er kämpfte mit sich, und nur Miß Rachel und Pryer verstanden diesen Kampf zu würdigen; auch Miß Paul glaubte etwas zu verstehen davon — die Anderen plauderten, ahne sich um Henry zu kümmern. Als aber der Gardist Mary's Hand küßte, da wollte es den Studenten nicht länger mehr im Zimmer bulben. Er erhob sich schnell und, einen Moment der Unterhaltung benutzend, war er verschwunden aus dem Zimmer. Er hatte so lebhaft noch nie empfunden, wie groß seine Neigung zu Mary war — er fühlte, daß sein Kopf brannte, und den Hut ergreifend, eilte er, ohne Biddy's Fragen zu beantworten, auf der Wahrung Miß Rachels, aus dem Hause. Er trat in die vom Mondlicht erleuchtete Gasse.

„O bleicher Strahl!" rief er, poetisch werdend, aus. „So kalt wie du ist ihr Herz — und doch zieht sie mich mächtig an — wie du."

Die Arme über die Brust gekreuzt, wanderte er langsam im Mondschein Maiden Lane hinab.

Henry Hobbart war bald mit den Gästen vertrautet geworden. Man begann über die Forderungen des Königs und das Gebahren des Parlaments zu sprechen — alle Leute hier waren Anhänger Wilhelms, und der Gardist ließ daher seiner Verehrung für seinen Meister und Herrn voll den Zügel schießen.

„Es ist ein herrlicher Mann," fuhr der Gardist in seiner Begeisterung fort. „Wee ihn täglich sieht, wie ich es eben vermag, wer sein stilles, großes Wirken betrachten kann, und wer sich zurückdenkt in die Tage der Schlachten und Gefechte, wo ich dicht neben

Digitized by Google

ihm hielt, der muß den Herrn verehren. Könnte ich doch aller Welt das so recht zeigen — es würden die letzten Schatten schwinden, die zwischen König und Volk wieder aufgestiegen sind."

Herr Pryer hatte eine Notiztafel hervorgezogen und machte Anmerkungen.

„Sie waren in der Schlacht am Boyneflusß?" fragte Welcome.

„Gewiß," antwortete Henry. „Ich habe den König von Holland aus hierher begleitet. Da — sehen Sie, meine Herrschaften." Er wies auf das große Seegemälde mit der holländischen Unterschrift. „Es stellt die Landung König Wilhelms im Jahre 1688 dar, als er kam, um England vom Joche der Stuarts zu befreien. Die Landung in der Torbaybucht. Ich war dabei."

„Oh, bitte, erzählen Sie ein wenig," bat Pryer, sein Bleistift in Bereitschaft setzend.

„Es ist nicht zu erzählen, mein Herr," sagte Henry. „So etwas will erlebt sein."

„Ich bin — ich habe nämlich die Absicht, König Wilhelms Leben in Verse zu bringen. Ein Epos zu schaffen — Heldengedicht auf englisch genannt — ich sammle Alles dazu."

„Oh — er ist ein genialer Mensich!" rief Miß Rachel.

Pryer verbeugte sich mit mattem Lächeln.

„Wenn Sie dichten wollten, dann hätten Sie dabei sein müssen!" rief Henry. „Da war Stoff vorhanden. Um zehn Uhr Morgens, als wir die Meerenge erreicht — es ist dort auf dem Wasser genau angegeben. — Es war ein herrlicher Morgen. — Denken Sie sich das Meer leicht bewegt, der Sonnenschein auf den Wellen glitzernd und spielend, die Küsten von England und Frankreich im goldenen Nebel verhüllt, und nun, so weit das Auge reicht, Schiff an Schiff, alle Flaggen im Winde grüßend, alle Segel geschwellt, welche die ungeheuren Kolosse nach England führten, auf den Raaen, in den Wanten und Stengen, ringsum auf allen Galerien und an den Borden die Massen der Soldaten und Seeleute. Voran dort jenes Schiff, ‚die Veill', welches den König trug — hinterher die Schiffe, siebenhundert an der Zahl — die Transportfahrer in der Mitte, die Kriegsschiffe, über sechzig, auf den Flanken, am Spiegel des ersten stand Admiral Herbert. Bis auf eine Meile von Dover nördlich und südlich von Calais breiteten sich die Flotten aus, die Schiffe auf den Flügeln donnerten ihre Grüße nach der französischen und englischen Küste zugleich — alle Truppen standen, in Waffen starrend auf den Decken der Schiffe — Alles schrie: ‚Hurrah!' Alle Trommeln rasselten, alle Trompeten schmetterten und die Becken, die Hörner machten ein gewaltiges Getöse, das man an Englands und Frankreichs Küssen zugleich hören konnte — Menschenmassen gewahrten wir auf den Kreidefelsen Englands und die Dünen der französischen Küste waren schwarz von den Schaaren Neugieriger, welche herbeigeströmten. Als wir auf der Höhe von Barcley Heath angelangt waren, brach die Nacht herein — ein Flammenstrom schien von allen Schiffen auszugehen — meilenweit lief er hinein in das Meer und beleuchtete die grünen Wellen, die im Glanze der zahllosen Lichter erglühten, und am Spiegel der ‚Veill' sahen wir durch das Dunkel hier ungeheure rothe Augen leuchten — es waren die vier Signallaternen im Schiffe des Königs. Wilhelm von Oranien wachte über die Seinen. Tags darauf wurden unsere Truppen an's Land gesetzt — wir rückten vorwärts. Aber diese Dinge mit erlebt hat, der bewahrt eine Erinnerung, die wohl kaum großartiger sein kann."

Pryer hatte die kleine Schilderung des Gardisten fast wörtlich nachgeschrieben.

„Und solchen Herrn," rief Rachel, „solchen Mann, der sich wie ein Erzengel auf die Erde senkte, den wollen die Burliche im Parlament ohne Geld für eine Armee lassen, welche nur dazu verwendet werden soll, die Feinde Englands niederzuwerfen? — Es sind Schurken!"

„Oh gewiß — sie spinnen auch ein Complott!" rief Welcome.

Henry horchte auf — er hörte dem Gespräche Mary's nur halb zu.

„Es ist schwindlich!" fuhr Pryer fort. „Man munkelt von jakobitischen Verschwörungen. Es sollen Papisten hie und da im Geheimen Messe lesen."

Das Gespräch nahm an Heftigkeit zu, es entstand zwischen der geringen Anzahl von Personen ein Geschrei der Stimmen, wie in einem Verkaufslokale.

„Mein Herr," sagte jetzt eine Stimme neben Henry, „mein Freund — Freund meiner Freundin Miß Rachel, ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen."

Doktor Webber stand neben Henry. Der kleine, freundliche, alte Herr machte auf den Gardisten sehr günstigen Eindruck.

„Herr Doktor," sagte er mit Lächeln, „ich bin zu Ihrem Befehle."

„Ja, gehe mit ihm — Mary — laß Henry und Webber allein!" befahl Rachel.

Mary ward Henry noch einen Blick, der fast bedauernd war, zu, als Webber den Gardisten in eine Ecke des Gemaches zog.

„Mein Herr," begann der Doktor, „lassen wir die Gesellschaft sich unterhalten — ich weiß, Sie lieben den König. Ich weiß, daß der Herr in diesem Augenblick sehr schlecht bei Kasse ist. Man sagt sogar, daß die Zahl seiner Handyserde verringert werden solle."

„Ob das geschehen soll, weiß ich nicht — aber die Kasse des Königs ist herzlich schlecht bestellt — er macht kein Hehl daraus," sagte der Gardist.

„Das freut mich," rief Webber.

„Herr, das freut Euch?"

„Ja — denn ich bin im Stande, dem Könige zu helfen, wenn er mir die Erlaubniß und die Leute dazu giebt."

„Aha, jetzt kommt es," dachte Henry. „Die Schatzgeschichte."

„Ich weiß nicht, mein Herr, wie Sie über die Wissenschaft denken?" fragte Webber.

„Ich achte sie sehr hoch."

„Nun denn: halten Sie es für möglich, daß man mit Hülfe der Wissenschaft, durch fleißiges Lesen in alten Pergamenten, Handschriften und Urkunden zum Exempel, durch Vergleichen vieler Einzelheiten einen Ort ausfindig machen kann, an welchem vor grauer Zeit Schätze verborgen wurden?"

Henry konnte nicht mit Nein antworten. Meßbalb sollte es nicht möglich sein, einen solchen Ort aufzufinden?

„Allerdings halte ich es für möglich," sagte er.

„Aha — oh — sehen Sie wohl?" rief der Doktor. „Nun denn, ich weiß einen solchen Ort und ich stelle dem Könige meine Schätze zu Gebote."

„Aber wer soll den Schatz heben? Es ist immer mit seltsamen Ceremonien und Beschwörungen verbunden."

„Oh, mein Herr," sagte Webber, verächtlich lachend. „Sie denken an irgend eine elende Komödie von Schatzgiebern und Teufelsbeschwörern — pah — Nichts davon. Ein königlicher Handbrief — zehn oder zwölf Mann mit Hacken, Spaten und Karren, damit ist Alles gethan."

Henry ward stiller — dieser Beginn der Sache nahm ihn unwillkürlich für den Alten ein — er wollte keinen Hokuspokus treiben.

„Gut, mein Herr," sagte er. „Aber sind Sie denn Ihrer Sache so gewiß — wissen Sie denn genau, daß Sie einen Schatz dort finden werden? Gesetzt, der König gäbe Ihnen die Erlaubniß — würde es nicht für Sie selbst höchst unangenehm sein, wenn man an der bezeichneten Stelle Nichts fände?"

Webber lächelte wieder.

„Dagegen schützen mich die wichtigen Dokumente, welche ich in den Archiven von Assford aufgefunden habe. Sie bezeichnen genau den Ort, wo einst die Römer sich bei der Landung Julius Cäsars in Kent niedergelassen haben. Es ist Ihnen vielleicht unbekannt, daß erst ein Jahrzehnt nach der Landung des großen Julius die Römer in Kent festen Fuß fassen konnten. Große Schätze an Gold und Silber, Schalen, Kannen und Schüsseln, aber auch große Massen von Gold- und Silbermünzen wurden auf der Stelle zusammengeborgen, wo die Römer sich niederließen. Ich übergehe die Einzelheiten und kann Ihnen nur sagen, daß solche Schätze dort im Besitze gewisser Leute blieben, bis Hengist und Horsa an den Küsten Englands erschienen. Die Könige der Picten und Scoten brachten viel Unheil über das Land, und da man eine Plünderung jeden Tag fürchten und erwarten konnte, wurden die Schätze an einem sicheren Ort vergraben. Die Besitzer derselben sind Nachkommen jener alten Heiden gewesen, sie kannten Stellen in dem Boden, wo die Schätze sicher lagen und ebnso sicher wieder aufzufinden waren — aber der Sturm des Kriegs trieb die Leute hinweg, sie wurden in alle Welt zerstreut, die Schätze blieben im Erdboden liegen, bis unter Wilhelm von der Normandie Mönche, die in jener Gegend sich ansiedelten, die Schätze beim Bauen einer Kapelle entdeckten. Da man aber, wie meine Urkunden besagen, einige Götzenbilder hervorzog — wie die Schrift sagt — aus Silber gefertigt, hielten die frommen Herren es für Teufels- oder Heidenkram und beschlossen, gerade über jener Stelle, wo die Schätze ruhten, eine Statue des heiligen Januarius zu errichten. Dies geschah und der Heilige hütete den Schatz der Heiden. Später aber ward das Kloster aufgehoben, die Brüder zerstreuten sich, die papistische Religion ward verdrängt und die Kapelle zerfiel in Trümmer. Unter dem Schutte jener Mauern liegen aber sicherlich jene ungeheuren Schätze noch fest

Digitized by Google

verborgen. Ich habe vor einiger Zeit in einer gelehrten Gesellschaft über das Vorhandensein wichtiger Dinge an einem gewissen Orte gesprochen, denn man hat in der Nähe der Hauptstelle schon verschiedene römische Münzen, auch Geschmeide gefunden."

„Aber, Herr Doktor," wendete Henry ein, „weshalb hat noch kein Anderer dort nachgegraben? Es ist wahrlich zu bewundern, daß Leute, die einzelne werthvolle Dinge fanden, nicht auf den Gedanken gekommen sein sollten, dort weiter nachzuforschen."

„Erstens bin ich allein im Besitze der genauen Angabe jener Stelle — dagegen aber scheut der gemeine Mann den Ort sehr. Es gehen dunkle Sagen von Spukgestalten der alten Heidenpriester umher, welche zur Nachtzeit in dem verfallenen Gemäuer wandeln und die Schätze hüten sollen — man will Gespenster selbst am Tage bemerkt haben, die bei Annäherung Lebender in den Boden verschwanden."

Als Webber diesen Theil seiner Angaben vortrug, hatte er sich der ungetheilten Aufmerksamkeit des Gardisten zu erfreuen — Henry machte große Augen. Ihm stand plötzlich das Jagdabenteuer des Königs vor der Seele, jene räthselhaften Erscheinungen, welche der König in den Ruinen bemerkt hatte. Henry vermochte eine lebhafte Unruhe nicht zu beherrschen, als er fragte:

„Und können Sie mir den Ort, wo jene Schätze verborgen liegen sollen — nicht nennen? Wenn ich, wie Sie und Miß Rachel wünschen, den Könige einmal davon reden soll, so müßte ich ihm doch auch die Stelle bezeichnen können."

Webber ergriff die Hand des Soldaten.

„Einem Freunde des Königs, seinem treuen Diener darf ich wohl das Geheimniß anvertrauen," sagte er kreuzerig. „Sie geben mir Ihr Manneswort, daß Sie es nicht verrathen?"

„Hier meinen Handschlag," sagte Henry.

„Gut — es bedarf nichts weiter." — Er erhob sich auf die Fußspitzen, um Henry's Ohr zu erreichen, und flüsterte ihm zu: „Dnebet, die Stelle liegt inmitten des Romney Moors, in der Grafschaft Kent, und die Ruinen der ehemaligen Kapelle nennt das Volk die „Blackmanstones"."

„Hollah!" rief Henry erstaunt — fast erschreckt zurück von dem Alten weichend. — „Es ist dieselbe Stelle, wo der König jenes räthselhafte Verschwinden der beiden Gestalten bemerkte," sagte er zu sich selbst.

Webber einging der Eindruck nicht, den seine Mittheilung auf Henry machte. Der Gardist war freilich aufgeklärt genug für jene Zeit, aber er war doch immer noch ein Kind derselben. Er glaubte nicht recht an die Möglichkeit, durch zauberischen Einfluß die Schätze heben zu können, aber er wagte doch nicht vollständig das Hereinragen einer Geisterwelt in die der Menschen zu leugnen. Der König selbst war, trotz aller Aufgeklärtheit, über die Erscheinung der beiden Gestalten und deren Verschwinden nachdenklich geworden — Henry hatte zwar seit dem Abenteuer auf Romney Moor zuweilen an eine Verbindung jener Verschwundenen mit den Leuten gedacht, welche ohne Zweifel ein Complott schmiedeten, aber er vermochte sich dennoch diese Verbindung nicht zu erklären. Hatte er, durch des Königs Festigkeit, durch dessen Verleugnung jeder Besorgniß, auch den Glauben an eine Verschwörung aufgegeben, so war derselbe doch wieder lebendig geworden, als er Pendergraß gewahrte, als er des räthselhaften George Porter gedachte — jetzt durch Webbers Bericht stand Alles lebhaft vor ihm — jenes Abenteuer des Königs hatte nicht weit von dem Hause Hunts stattgefunden, dessen Wohnung offenbar ein Sammelplatz der Verschwörer war — das Mädchen Besitze, die Nacht in Kealbournhouse, endlich die Erwähnung des Ortes durch den alten Doktor, dieses Alles erregte in Henry eine Unruhe, eine Art von Verdacht, von welchem er sich keine Rechenschaft geben konnte, der ihn jedoch bewog, dem alten Webber seine ahnungende Antwort zu geben — vielleicht gelang es, durch den Schatzgräber irgend einer Sache auf die Spur zu kommen — man konnte vielleicht dadurch wieder in die Nähe des Hauses gelangen — etwas entdecken — und dann? Wenn Webber wirklich Schätze fand? — Hatte Henry dann nicht ein großes Verdienst um seines Herrn Wohlfahrt sich erworben?

„Nun, Herr Doktor, ist's bald genug?" rief Mary lustig. „Nun will ich meinen Freund wieder einmal für mich haben."

Rachel sog sie ein wenig barsch zurück.

„Laß Beide nur sprechen," flüsterte sie.

„Herr Hobbart," sagte der Doktor, „ich habe Ihnen einen Beweis großen Vertrauens gegeben — ich will Ihnen einen noch größeren geben. Schenken Sie mir einige Zeit — kommen Sie mit mir hinauf in meine Wohnung, dort will ich Ihnen die alten Papiere, die Berechnungen, welche ich gemacht habe, die Aufzeichnungen für die etwaigen Gräberreisen vorlegen. Miß Rachel, unsere Freundin, ist abgewiesen — wenn Sie aber nun auftreten, wenn Sie sagen: Ich habe die Dinge gesehen — ich, der Freund Miß Rachels, dann werden die Herren am Hofe nicht mehr zögern."

Henry's Neugierde war mächtig erregt — er mußte sich zugleich auch die Möglichkeit, seinem geliebten Herrn einen Dienst leisten zu können, in glänzenden Farben aus.

„Herr Doktor," sagte er, „ich bin Ihnen zu Diensten."

„Ah — das ist schön, trefflich," sagte händedrückend der kleine Mann.

„Was giebt's?" fragte Rachel hinzutretend.

„Oh — ich entführe den Herrn Hobbart heut der Gesellschaft," rief der Doktor.

„Henry, du gehst?" fragte Mary, ihre Hand freundlich auf seinen Arm legend.

„Sei nicht böse," antwortete Henry ein wenig verlegen.

„Nein — laß ihn —" eiferte Rachel. „Henry kommt morgen wieder — er spricht, so oft er nicht im Dienst ist, immer bei uns — laß ihn — es ist gut, Doktor, wenn Sie das Eisen schmieden, da es glüht," flüsterte sie leise. „Beweisen Sie ihm Alles — er wird dem Könige mittheilen, daß wir keine Tollen sind."

„Ich lasse dich ungern," sagte Mary.

„Gieb mir Urlaub," rief Henry, seine Erregung hinter einem Lächeln verbergend. „Ich will die Tante gern in guter Laune halten — ihr danke ich ja mein Liebstes — meine Mary."

„So geh denn, liebster Henry," sagte das schöne Mädchen, ihm die Hand reichend. — „Tante Rachel," fuhr sie heiter fort, „du hast mir heute Abend eine so große Freude gemacht, die Ueberraschung, meinen liebsten Jugendfreund so unerwartet wiederzufinden — war so köstlich, daß ich dir nicht zürnen darf, weil du ihn mir wieder entführst. — Auf morgen denn, Henry — ob, es ist ein glücklicher Tag gewesen. Nach so langer Trennung sind wir endlich wieder vereint, und gewiß, es wird Nichts mehr zwischen uns und unser Glück treten."

„Hoffen wir das, geliebte Mary," sagte der Gardist, die Hand des Mädchens küssend.

Er verabschiedete sich flüchtig von der Gesellschaft und folgte dem alten Doktor.

„Alles geht prächtig," sagte Miß Rachel, sich die Hände reibend. — „Henry ist der Alte — Mary liebt ihn — der Doktor hat auf ihn Eindruck mit seiner Erzählung gemacht — er wird uns helfen — freilich, der arme Nathanael und sein schönes Geld — wo kam er nur hin? Nun sind wir bald am Ziele, denn jetzt kann keine Störung mehr eintreten. — Meine Freunde," sagte sie laut, „ich bitte, sich nicht stören zu lassen. Herr Hobbart und Doktor Webber haben Wichtiges vor und müssen zusammen conferiren. Ich bitte, zuzugreifen — hier sind Wein, Ale und Porter und da kommen die besten Schinkenschnittchen, Sardellenkuchen und dergleichen."

Die Gesellschaft begann zu schmausen. Henry Hobbart und der Doktor stiegen die finstern Treppen des alten Hauses hinauf. Der Doktor zog, da es im nächsten Stocke ganz dunkel war, ein Feuerzeug aus der Tasche und begann dicht zu schlagen, man befand sich vor einer niedrigen, mit Eisen beschlagenen Thür.

„Hier sind wir am Eingange meiner Wohnung," sagte Webber, die Thür aufschließend.

(Forts. f.)

Geheime Gesellschaften in Amerika.

Von W. L.

Es ist eine wiederholt aufgestellte Behauptung, daß geheime Gesellschaften, und zwar nicht nur solche, deren Zwecke, sondern auch solche, deren Geschäfts- und Verhandlungsformen geheim gehalten werden, in freien Ländern nicht geduldet können; die, hier überall obwaltende Oeffentlichkeit nehme das Volk gegen solche Genossenschaften ein. Dieser Satz wird durch die betreffenden Verhältnisse in den Vereinigten Staaten widerlegt. Hier bestehen gegen einhundert verschiedene geheime Orden, die über 25,000 Logen zählen und deren

Digitized by Google

Mitgliederzahl zusammen über zwei Millionen beträgt. Diese Ziffer ist nicht übertrieben; die Union hat dermalen 40 Millionen Einwohner, die große Mehrheit der erwachsenen männlichen Personen gehört solchen Orden an, viele sogar mehreren derselben und selbst für Frauen bestehen solche. Daneben gibt es aber mindestens ebensoviele nicht geheime Gesellschaften und Vereine der verschiedensten Art, die wieder ebensoviele Mitglieder zählen, und da fast jede Gesellschaft ein besonderes Zeichen (badge) hat, das von den meisten Mitgliedern auf der linken Brust getragen zu werden pflegt, so sieht man fast nirgends erwachsene Personen, die nicht mit einem solchen kleinen Ordenszeichen geschmückt wären. Wer mehreren solchen Gesellschaften angehört, behängt sich an festlichen Tagen wohl mit einem halben Dutzend, sonst trägt er je nach Geschmack heute dieses und morgen jenes. Um nur annähernd einen Begriff von der Verbreitung solcher Orden zu geben, sei erwähnt, daß, abgesehen von der Freimaurerbrüderschaft, die in der Union gegen 500,000 Mitglieder in 7000 Logen zählt, der Orden der Odd Fellows (Sonderbaren Brüder) 3195 Logen mit 245,036 Mitgliedern aufweist.

Die so ungemein große Ausbreitung geheimer Gesellschaften hier erklärt sich aus dem Reiz, den das sie umgebende geheimnißvolle Dunkel auf die Menschen ausübt, aus dem Umstande, daß ihnen der Staat nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legt, und aus der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte dieser Gesellschaften macht ein höchst bedeutendes Culturmoment aus, dessen Wichtigkeit auch noch nicht annähernd erkannt ist, nur mangelt es an wirklich verläßlichen Vorarbeiten in dieser Beziehung fast noch gänzlich. Alle solche Orden geben ihren Mitgliedern eine sogenannte mythische Geschichte derselben, die zumeist weit in die graue Vorzeit zurückreicht und oft in einem ganz fremden Lande spielt, aber bei dem Dunkel, welches dieselben umgibt, ist es schwer, die eigentliche Geschichte aus den Sagen und Legenden herauszuschälen. Mit der Entstehung und Ausbreitung der Union wuchsen die „Orden" herauf und verbreiteten sich nach allen Seiten; man kann vielleicht sagen, daß die Entstehung beider sich gegenseitig bedingte. Selbstverständlich hat dieser Satz auf den Freimaurerbund hier keine Anwendung, da dessen Entstehung bekanntlich in eine viel frühere Zeit zurückgeht und derselbe bereits um das Jahr 1733 nach hier verpflanzt wurde.

Zur Zeit als die Auflegung in den Colonien gegen England mehr und mehr an Ausdehnung und Einfluß gewann, schlossen Bewohner von New-York und den Neu-England-Colonien eine geheime Verbindung, die sich „Söhne der Freiheit" nannte, die Glieder dieser Verbindung spielten während des Krieges eine hervorragende Rolle, trugen viel zu dem erfolgreichen Ausgang desselben bei und betheiligten sich auch später erheblich an der Ordnung der nationalen Angelegenheiten. Mit diesen „Sons of liberty" scheinen die „Sons of St. Tammany", nach einem alten indianischen Häuptling so genannt, identisch gewesen zu sein. Einige Jahre nach Abschluß des Friedens verschwinden die ersteren auch dem Namen nach, während die anderen eine größere Rolle zu spielen beginnen; ihre Macht wuchs allmälig so an, daß sie nicht nur die ganze große demokratische Partei im Staate New-York bis auf den heutigen Tag leiten, sondern auch auf die gemeinsamen nationalen Angelegenheiten den bedeutendsten Einfluß ausüben. Die Tammany-Hall-Gesellschaft oder der Columbische Orden hat seinen Sitz in New-York, die hervorragendsten Männer demokratischer Richtung gehören ihm an, und durch ihn werden die Parteiangelegenheiten geordnet und geleitet; seine Zwecke sind rein politische, die geheimen Formen und Gebräuche sind mehr in den Hintergrund getreten, allein heute noch bedient man sich derselben, die sich auf das Indianerleben zurückführen lassen. In gleicher Zeit und aus gleichen Gründen entstand im Staat Pennsylvanien der Orden der Rothmänner (Redmen), der auch nach dem Frieden sich forterhielt und sich, abweichend von der Tammany-Genossenschaft, als ein gegenseitiger Unterstützungsverein in Krankheits- und Todesfällen herausbildete. Der Orden der Rothmänner besteht jetzt in zwei Zweigen, dem „verbesserten" Orden und dem „unabhängigen" Orden; beide sind über die ganze Union verbreitet, der letztere ist rein deutsch. Seine Gebräuche sind dem Indianerleben entnommen und werden in verschiedenen „Graden" den Eingeweihten allmälig mitgetheilt.

Diese geheimen Gesellschaften waren ein Product der Revolution; gegenseitiger Schutz in Noth und Gefahr war ihr Zweck, und so fanden sie den geheimen Gesellschaften der königlich Gesinnten gegenüber, die sich St. Georg's-, St. Andrew's- und St. David's-Vereine nannten; der Nutzen den sie ihren Mitgliedern gewährt, die freundschaftlichen Bande, die sich zwischen diesen geknüpft hatten, veranlaßten nach dem Frieden das fernere Fortbestehen derselben und das Formenwesen prägte und bildete sich mehr aus. In dieser Beziehung hatten die schon früher bestandenen Freimaurerlogen erheblichen Einfluß und nach und nach erschienen in einer Richtung Politik, in der anderen gegenseitige Unterstützung als die vornehmsten Zwecke solcher Orden. Herausgewachsen aus der Revolution, die dem Lande die Freiheit gab, gewinnen diese Gesellschaften bald große Verbreitung und allgemach treten neue dazu, so daß jetzt ein großes enges Netz derselben die ganze Union durchzieht.

Von außen herein wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von England der Odd-Fellows Orden (Orden der Sonderbaren Brüder) und ungefähr um das Jahr 1833 der Druiden-Orden gebracht. Auf americanischem Boden selbst aber entstanden zahlreiche Orden, die sich in noch viel zahlreicheren Logen über das ganze Land verbreiteten; die deutsche Bevölkerung wird gleichfalls von dieser Erscheinung eingenommen und verschiedene Orden gingen aus ihrer Mitte hervor, die in der Regel ihren rein deutschen Charakter bewahrten; der älteste derselben ist der 1840 in New-York gegründete Orden der Hermanns-Söhne.

Als erstes und hauptsächlichstes Geheimniß betrachten diese Orden das sogenannte Wort, d. h. das Ritual, nach welchem Aufnahmen und Beförderungen vollzogen und die Versammlungen abgehalten werden. Die Aufnahmeformalitäten stellen häufig die Ordensstegende dar; fast sämmtliche Rituale aber erinnern mannigfach an die Gebräuche der Freimaurer. Die Beschlüsse und Maßnahmen der Logen und Orden, insoweit sie sich nicht auf das „Wort" beziehen, werden der Hauptsache nach nicht geheim gehalten; sie liegen in den gedruckten Jahresverhandlungen der Großlogen vor, die jedem leicht zugänglich sind; eine Ausnahme machen natürlich wichtige Beschlüsse, die sich schon ihrer Natur nach nicht zur Veröffentlichung eignen. Die Orden haben übrigens alle geheime Erkennungszeichen, Losungsworte und Paßworte, welche letztere von Zeit zu Zeit wechseln. Die Mitglieder nennen sich in der Regel „Brüder", wohl auch, besonders in den Hochgraden, „Ritter". Die meisten der Orden haben drei oder mehrere niedere Grade, und vielfach schließt sich dem noch ein Hochgradsystem an, welches wieder in einige Grade getheilt ist. Bei den Versammlungen, die sehr geheim abgehalten werden, tragen sämmtliche Mitglieder sogenante Regalien, die nach den Graden verschieden sind; dieselben bestehen in einer bunten Schürze, ähnlich dem Freimaurerschurz, und einem breiten, bis auf den Schurz herabreichenden Kragen, auf den die Beamtenzeichen aufgestickt sind, und der auch das wichtigste Beförderungsstück angesehen wird. Diese Regalien sind meist von sehr hervorstechenden Farben und bei den höchsten Beamten prachtvoll. In den größeren Städten kann man, besonders im Sommer, Woche für Woche die Logen in vollen Regalien durch die Straßen ziehen sehen; doch vermeiden dies einige wenige Orden thunlichst.

Die gewöhnlichen Logenversammlungen finden in der Regel allwöchentlich statt; sie werden mit Gesang eröffnet und geschlossen. Diese Logen, die auch eine andere Bezeichnung tragen, z. B. „Stamm" bei den Rothmännern und „Lager" in den Hochgraden, „Concilave" bei den Sieben Weisen Männern und „Concilium" in den Hochgraden, „Hain" bei den Druiden und „Mannie" in den Hochgraden, und deren jede einen besonderen Namen führt, bilden, soweit sie einem Staate angehören, zusammen ein geschlossenes Ganzes, repräsentirt durch eine Staats-Groß-Loge, und sämmtliche Staats-Groß-Logen gipfeln wieder in einer Vereinigte-Staaten-Groß-Loge. Die Verhandlungen dieser Körperschaften werden in der Regel in sehr umfangreichen Heften gedruckt; mehrere Orden haben auch besondere Ordenszeitungen.

Die Frauen sind zumeist von diesen geheimen Gesellschaften ausgeschlossen; doch besteht bei einigen derselben ein Nebengrad für Frauen und Töchter von Brüdern, so z. B. bei den Odd Fellows der Rebecagrad und bei den Druiden der Druiden-Fiekel. Bemerkenswerth ist, daß sich bei den Odd Fellows Stimmen erheben, welche für die Frauen vollkommen gleiche Rechte wie für die Männer fordern.

Die Zwecke dieser Orden sind sehr mannigfaltige: Unterstützung in Krankheits- und Todesfällen, Temperenz, gewerblicher Schutz, Freundschaft und Brüderliebe, Politik und Religion. Am verbreitetsten, zahlreichsten und der Mitgliederzahl nach am stärksten sind die Orden, welche in Krankheitsfällen eine wöchentliche Unterstützung und in Todesfällen eine bestimmte Summe den Hinterbliebenen gewähren; erstere beträgt von Doll. 5 bis Doll. 12 per Woche, die letztere von Doll. 30 bis Doll. 100. Obschon die Gewährung solcher Unterstützungen der Hauptzweck der Orden ist, so darf doch keineswegs angenommen werden, daß nur solche den Orden beitreten, welche vorkommenden Falles Unterstützung bedürfen; im Gegentheil gehören Personen von allen Lebensstellungen dazu. So ist der gegenwärtige Vicepräsident

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten ein Mitglied des Odd Fellows Ordens, der vor einigen Jahren den Rebeccagrad für Frauen ausarbeitete und noch jetzt den größten Antheil an demselben nimmt. Neben diesen Zwecken benennen die Constitutionen oder doch die angenommenen Wahlsprüche, die stets in einer Dreizahl erscheinen, wie „Freundschaft, Liebe und Wahrheit," noch sogenannte humane, rein menschliche Strebsiele; dieselben treten jedoch mehr in den Hintergrund und nur etwa die gegenseitige „Bruderliebe" spielt eine nicht unbedeutende Rolle. In dieser Beziehung ist der deutsche Harugari-Orden hervorzuheben, welcher als Nebenzweck die Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache aufgestellt hat. Die bekanntesten und verbreitetsten dieser Orden sind: Odd Fellows, Good Fellows, Druiden, Rebmen, Seven Wise Men (Sieben Weise Männer), Hermanns-Söhne, Ordens-Söhne der Freiheit, Harugaris, Knights of Pythias (Pythias-Ritter), Gute Brüder u. s. w.

Die Orden, denen es mehr um Anknüpfung und Erhaltung von Freundschaftsbündnissen zu thun ist, bestehen auf den Universitäten unter den Studenten. Wie die deutschen Universitäten von den amerikanischen verschieden sind, so auch die auf denselben bestehenden Verbindungen. Die hiesigen Studentenverbindungen kennen zwar einen Paul- und Kneip-Comment nicht, allein bei ihren festlichen Gelagen, die besonders beim Beginne und Schluß der Vorlesungen stattfinden und zu denen sich frühere Mitglieder oft aus weiter Ferne einfinden, leisten sie im Trinken von „Liquor" und Wein sehr Bedeutendes. Der geistige Mittelpunkt solcher Commerse sind die dabei gehaltenen Reden, ohne die eine auch noch so kleine Gesellschaft Amerikaner nun einmal nicht sein kann. Die älteste dieser Verbindungen dürfte die Phi-Beta-Kappa-Genossenschaft sein, welche von dem nachmaligen Präsidenten Jefferson und dem William- und Mary-College in Virginien gegründet wurde und sich bald überall hin verbreitete. Die griechischen Buchstaben, welche der Gesellschaft den Namen geben, bedeuten φιλοσοφια βιου κυβερνητις, Philosophie, des Lebens Richtschnur. Andere sind die Chi-Phi-, die Delta-Phi-, die Zeta-Psi-Genossenschaft u. s. w.

Eine große Zahl geheimer Gesellschaften verfolgen Temperenzzwecke; ihre Mitglieder verpflichten sich eidlich, keine berauschenden Getränke zu trinken. Die meisten derselben halten auch wohl diesen Eid, ein Theil aber umgehen ihn auf die eine, oder die andere oft sehr sinnreiche Art. Andere wieder entschädigen sich durch den Genuß von Opium, welches ihnen nicht verboten ist. Deutsche dürfen unter den Temperenzlern schwerlich gefunden werden. Die bekanntesten Temperenz-Genossenschaften sind die Sons of Temperance, Good Templars, Templars of honor and temperance und die Father-Matthew's-Vereine.

Geheime Gesellschaften mit gewerbsgenossenschaftlichen Zwecken traten erst in neuester Zeit auf. Vor etwa 3½ Jahren thaten sich in Milwaukee sieben Schuhmacher zusammen und gründeten den Orden der Knights of St. Crispin (St. Crispin-Ritter) mit dem Zweck, den Arbeitgebern gegenüber zur Erringung und Erhaltung hoher Löhne verbunden zu sein. Der Orden verbreitete sich bald ungemein und zählt jetzt etwa 250 Logen mit 100,000 Mitgliedern; die im Schuhgeschäft beschäftigten weiblichen Arbeiter ahmten dies nach und gründeten den Orden der Töchter des heiligen Crispin. Der Orden hat große Erfolge erzielt; da er jedoch selbst ungemein tyrannisch gegen seine Mitglieder verfährt, so scheint dies eine Reaction hervorrufen zu wollen; neuerdings ist er übrigens auch die äußere Veranlassung gewesen, daß billige chinesische Arbeiter nach dem Osten importirt worden sind, und daß dadurch eine Frage in Fluß gekommen ist, die alle Kreise beschäftigt, für die aber noch keine Lösung gefunden worden ist. — Von anderen Arbeitern haben allerjüngst erst die Painters (Anstreicher) in Brooklyn begonnen, eine geheime Gesellschaft mit gleichen Zwecken zu errichten.

Abgesehen von der Anti-Freimaurer-Bewegung in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, die auch gegen alle anderen geheimen Gesellschaften gerichtet war, werden dieselben noch jetzt von der „Kirche" fortwährend bekämpft. Dies gilt namentlich von der katholischen Kirche und verschiedenen protestantischen orthodoxen Secten, die bei ihren Jahresversammlungen stets ein Anathema gegen alle geheimen Gesellschaften schleudern; dies ist der Grund, warum die Zahl der geheimen religiösen Genossenschaften nur gering ist, am verbreitetsten dürften noch die Logen sein, die unter der Großloge der „Amerikanischen Protestantischen Association" arbeiten. — In diese Kategorie gehören auch, wenn schon nur zum Theil, eine Anzahl jüdischer Orden, die nur Israeliten aufnehmen, deren Zweck aber in der Regel gegenseitige Unterstützung in Krankheit und in Todesfällen ist. Eine Ausnahme hiervon macht der wohl am weitesten verbreitete jüdische Orden „B'nai B'rith", Fahne des Bundes, welcher eine Art jüdischer Freimaurerei lehrt. Nach seinen Dogmen sind alle Menschen Brüder, Söhne eines Gottes und mit unveräußerlichen Rechten bekleidet, den Grund aller Bildung und Aufklärung aber, der allgemeinen Liebe und Verbrüderung, der Hauptsitzen des Einzelnen und der Gesammtheit, bilden die göttlichen und ewigen Lehren des Judenthums. Der Orden zählt jetzt 135 Logen mit etwa 10,000 Mitgliedern.

Die geheimen Gesellschaften mit politischen Zwecken sind minder zahlreich, da bei den hiesigen Institutionen weniger Veranlassung dazu vorliegt; sie sind auch weniger beständig, da sie entweder mit Erreichung ihres Zweckes, oder sobald sich die Unmöglichkeit dazu herausgestellt hat, eingehen. Die mächtige, obschon lediglich auf New-York beschränkte Tammany-Hall-Gesellschaft kann kaum noch eine geheime genannt werden. Eine besondere Erwähnung verdienen noch der Knownothings-Orden, die Ritter vom goldenen Zirkel und die Fenier. Die Knownothings (Nichtswisser) waren namentlich in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre eine nicht zu unterschätzende politische Macht; sie bezweckten, die Eingewanderten von der Regierung und Verwaltung des Landes völlig auszuschließen, sie zu entrechten, und stellten daher die Bedingung des Aufenthaltes von 21 Jahren im Lande auf, bevor ein Eingewanderter das Bürgerrecht erlangen könnte. Obwohl dieselbe erfolgreich, so zeigte sich doch bald das Vergebliche des Bemühens, und der Orden ist jetzt ganz verschwunden. Die Ritter vom goldenen Zirkel entstanden während des Bürgerkrieges im Süden und zählten die wüthendsten Secessionisten zu ihren Mitgliedern; mit der Unterdrückung der Rebellion entschlief der Orden. Die Fenierbrüderschaft ist eine geheime Organisation von in Irland geborenen Personen, die in den Vereinigten Staaten und in den britischen Provinzen besteht und mit derselben Organisation in Irland verbunden ist. Sie wurde ungefähr um das Jahr 1857 unter dem Namen Emmet Monument Association gegründet. Im Jahr 1803 war ein irischer Revolutionär, Robert Emmet, hingerichtet worden; er hatte sich zuvor verleiten, ihm ein Monument zu errichten, bevor Irland vom britischen Joche frei sei; zu diesem Zweck gründete sich später diese geheime Gesellschaft, die zur Erinnerung an eine frühere glückliche Periode Irlands bald den Namen fenische Brüderschaft annahm. Nach den Gesetzen der Union steht ihrer Wirksamkeit hier nichts entgegen, so lange sie nicht einen Einfall in befreundete Staaten unternimmt und daher ist es gekommen, daß der fenische Bruderbund binnen kurzem sich überall hin verbreitet hat; im Jahr 1865 zählte er 80,000 Mitglieder und darunter 14,000, die die militärischen Exercitien eingetrogen waren. Die einzelnen Logen heißen Zirkel, stehen in jedem Staate unter einem Staats-Zirkel und senden je ein Mitglied zu dem alljährlich stattfindenden fenischen Congreß. Die Macht der Fenier würde eine noch weit größere sein, da sie über bedeutende, besonders von Frauen aufgebrachte Geldmittel zu gebieten haben, wenn nicht fast immer zwei Parteien unter ihnen beständen, die sich gegenseitig heftig bekämpfen. Zwei verschiedene Einfälle in Canada, um England in seinen Provinzen zu bekämpfen, der letzte erst vor ganz kurzer Zeit, sowie eine beabsichtigte Landung in Irland selbst, sind in der Regel nach ein paar geringfügigen Treffen vereitelt worden. Solche Unternehmungen werden ganz offen eingeleitet, man weiß fast Tag und Stunde derselben, es tritt dabei ein Umsetzen an den Tag, welches sicher seinen Zweck nicht erreichen wird, allein immerhin muß ein Land, welches wie die Vereinigten Staaten ohne Gefahr seinen Bürgern so viel Freiheit der Bewegung gestatten kann, daß sie solche Unternehmungen ermöglicht, die höchste Bewunderung erregen.

Alle diese geheimen Gesellschaften haben bei allen ihren Nachtheilen mannigfache Vortheile: sie erhöhen das Gefühl der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, sie befördern den gerade hier so nothwendigen parlamentarischen Takt, sind für Einwanderer eine nicht zu unterschätzende Bildungsschule, und aus ihnen heraus entwickeln sich fast ohne Ausnahme freiere religiöse Ansichten; die von ihnen aber gewährten materiellen Unterstützungen erreichen eine enorme Höhe. In dieser Beziehung sei nur der Orden der Odd Fellows erwähnt; in den letzten 39 Jahren vereinnahmte derselbe 31,243,830 Doll., verausgabte als Unterstützungen 11,649,709 Doll. und hatte ein Gesammtvermögen von 50,000,000 Dollars.

Seit kurzer Zeit ist das Bestreben an den Tag gelreten, solche geheime Gesellschaften nach dem alten Continent zu verpflanzen. Diesen Sommer erst ging ein Pythias-Ritter mit in das Italienische übersetzten Ritualen nach Italien, um dort Logen zu errichten; auch Paris wird „officiell" gemeldet, daß dort ein Druiden-Hain gegründet worden sei, seit einigen Monaten befindet sich ein Dr. Morse in Berlin, um dort den Orden der Odd Fellows zu verbreiten, und vor wenig Tagen erst ging ein Herr Franz L. Austin von Californien, sowie ein Herr Farnsworth von New-York nach Deutschland mit der

Digitized by Google

Bevollmächtigung, dort Logen desselben Ordens zu errichten. Eine Odd Fellows-Zeitschrift erhielt sogar unlängst die Mittheilung, daß ein in Deutschland reisender Bruder bereits in Wien, Stuttgart und Berlin Logen seines Ordens angetroffen habe. Dies ist jedoch zum mindesten ein wenn auch kaum erklärbarer Irrthum, wie denn auch bei den Bestimmungen der Vereinsgesetze in den deutschen Staaten jetzt schwerlich daran gedacht werden kann, daß dort „geheime Gesellschaften" errichtet werden können. —

Aus allen Welttheilen.

Die Schulden John Bull und Bruder Jonathans. — Die englische Staatsschuld, im Laufe der Jahrhunderte allmälig entstanden, betrug Ende 1869 die Summe von 3,741,380,915 Dollars, und wird mit 134,400,000 Dollars verzinst. Die amerikanische Staatsschuld, in der kurzen Zeit von 1861—1865 erwachsen, beträgt nur 1½ Milliarden Dollars weniger, wird aber mit 6 Millionen Dollars höher verzinst. In Amerika, diesen Reichthum an Natur-Produkten unermesslich ist, fehlt es trotz dem tatsächlichen Bande noch immer an dem erforderlichen Betriebs-Kapital, daher der Zinsfuß fort und fort höher als in England ist. England hat an seiner Staatsschuld im Laufe von 13 Jahren 350,000,000 Doll., also beträgliche 27,000,000 Doll. des Jahrs abgezahlt. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben so viel von ihrer Staatsschuld in 2 Jahren, während des ganzen Krieges, abgetragen. Der Hauptunterschied zwischen der englischen und amerikanischen Staatsschuld besteht aber darin, daß die erstere entlaubt in Folge einer Reihe theils ungerechter, theils wenigstens nutzloser Kriege, aus welchen England einen Zuwachs weder an Ehre, noch an Macht noch an Reichthum erlangte, die amerikanische Staatsschuld lediglich zum Zwecke der Kriegführung gegen den rebellischen Süden gemacht wurde. Die Kapitalien, welche Amerika in seinem Kampfe gegen die Sklavenhalter aufwendete, hatten die Erhaltung von 4 Millionen Menschen, die Abschaffung der Sklaverei und die Ermöglichung der übermäßigen Menschen besser Ehre, der amerikanischen Sklavenhalter zur Folge. Der Krieg des amerikanischen Nordens gegen den Süden war ein Freiheitskrieg im reinsten Sinne des Wortes, während die Kriege, welche England, namentlich 1776—1783 und 1793—1815 führte, nur Jammer und Elend in ihrem Gefolge hatten.

Von der Stadt Verdun und ihren berühmten Pasteten liest man höchst anmuthig in Gerhard „Lamparen in Frankreich", welche der Herbst 1792 als Schlachtenbummler in der Suite des Herzogs von Weimar mitgemacht. Diese Schrift, überhaupt sehr unterhaltend und lehrreich, gewinnt im Lichte unserer Tage ein doppeltes Interesse. Die Festung wurde die Festung Verdun am 25. September von deutschen Truppen unter General Beschner erobert, seit dem 13. Oktober förmlich belagert. Der Platz zählt zu denen erster Klasse, hatte eine Normal-Kriegsbesatzung von 4196 Mann und 714 Pferden haben, ist aber seit 1866 Mann stark, meist Mobil- und Landwehrgarden, wohl scheinlich aber auch einem Infanterie- und einem Cavallerie-Regiment der regulären Truppen; Commandant der Festung ist General Marmier; die Truppen werden vom General Guerin de Waldersbach befehligt. Verdun liegt auf einem isolirten Hügel, der Maas und ein Nebenfluß, Forbach, umfließen, welche von Chalons nach Metz geführt werden sollte, bei Ansbruch des Krieges aber erst bis Clermont, einige Meilen westlich Verdun, vollendet war; es sperrt somit bereits die Hauptstraße Verdun-Clermont von Paris nach dem Mittelrhein und jetzt schon die Straße von diesem durch ihre Argumen, — den Paß von les Grandes Jolettes. Dann ist es wichtig durch seine Lage an der Maas, die zwar für gewöhnlich seicht, bei günstigem Wasserstande jedoch von hier an 7 Fuß tief ist, und schiffbar wird, so daß endlich treffen hier noch die Straßen von Sedan und Montmedy über Stenay und Dun) mit der südlichen von St. Mihiel und Commercy zusammen. Die Festung liegt tief im Maasgrunde in einer rings von Höhen umgebenen Niederung, die so breit ist, daß auf dem linken wie auf dem rechten Ufer des Flusses jene trag thes verhältnißmäßig nahen Hrenrterrains an die Werke dermaßen nicht in die Befestigung hineingezogen werden konnten, so daß sie von dem Belagerer günstige Positionen für die zur Beschießung der Platze aufzustellenden Batterien darbieten. Die Befestigung umfaßt die der Stadt und die Citadelle; erstere ist auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen und besteht aus einer regelmäßigen, einfachen Enceinte, deren Vorterrain durch die Aufstauung der Maas und umfangreiche unter Wasser gesetzte Wiesen gedeckt werden kann. Die Citadelle bildet den westlichen Theil der Festung, liegt auf dem linken Ufer und wird aus einem, auf einer Anhöhe gelegenen Fort, einem basionirten Fünfeck in Bastione Manier, und einem diesem sich anschließenden Zehneck in der Maas umschließenden Walle gebildet, beiden Vertheidigungsfähigkeit ein vor seiner Front fließender Bach noch erhöht. Unter Bauban besaß Verdun zehn Bastions und fünf Ravelins; dieser zog die alte Citadelle in diese Befestigungslinie hinein und fügte die neue Citadelle mit fünf Bastions den früheren Werken hinzu. Die Stadt mit ihrer Citadelle 13,000 Einwohner zählt, ist Hauptsitz des Armeedistrements und Sitz eines Bischofs, sowie vieler Militär- und Civilbehörden; sie besitzt berühmtliche Bauwerken, Forderern, Cathedralen und hat lebhaften Handel in Wollenwaaren, Papier, Tuch, Leinwaren, von denen jährlich etwa 70,000 Kilo, bezüglich 15,000 Hektoliters ausgeführt werden. An Baulichkeiten sind außer der Citadelle, den zehn Bastions und 4 Thoren, die aus dem elften Jahrhundert stammende Kathedrale, das Seminar, der Palast des Bischofs, das Stadthaus für Merkwürdigkeiten und das Rathhaus nennenswerth. Die beiden Flußufer sind durch eine massive Brücke verbunden, welche von der Citadelle unmittelbar vertheidigt werden kann. — Am 8. Nov. hat inzwischen die Festung kapitulirt.

Kriegs-Anekdoten. (Forts. zu S. 288.)

— Ein Unteroffizier des 2. thüring'schen Infanterie-Regiments Nr. 32 ward nach der glorreichen Schlacht bei Wörth mit zum Todtenbegraben commandirt. Indem er darauf seinen Vetern nach Groß-Rosen in Schlesien schrieb, legte er ein Briefchen bei, welches er in der Hand eines auf dem Schlachtfelde liegenden französischen Capitäns gefunden. Dieses Briefchen lautet:

Mon cher Papa,

Depuis que tu es parti, je ne cesse de penser à toi. Je suis si triste, de ne pouvoir te voir souvent et t'embrasser tous les matins; mais j'espère bien que Dieu te conservera la santé etque tu reviendras bientôt embrasser la fille. Je suis bien sage, afin de dédommager un peu maman de tes absences. Adieu, bien-aimé papa, je t'embrasse bien tendrement. Ta petite fille qui t'aime.

Marguerite.

Lieber Vater! Seit du fort bist, denke ich unabläßig an dich; ich bin tief bekümmert, daß ich dich nicht öfter Morgens sehen und küssen kann; aber ich hoffe, daß Gott dich gesund erhält und du bald zurückkehrst, um deine Tochter zu umarmen. Ich bin recht artig, um die Mama doch etwas über deine Abwesenheit zu trösten. Lebe wohl, vielgeliebter Vater, ich umarme dich herzlich. Dein dich liebendes Töchterchen Margueritte.)

Der französische Capitän hatte also noch sterbend sich an diesen rührenden Worten kindlicher Liebe seiner Töchterchens erquickt, welches ihn nach Gottes Rath nicht wiedersehen sollte, und war mit denselben in der Hand auf dem Felde der Ehre entschlafen.

— Der Obert Herzog von **Gramont** (Bruder des leitgesterigen Exministers) hat aus der Schlacht bei Wörth einen zerschmetterten Arm davongetragen. Man mußte zur Amputation im Schultergelenk schreiten und der Chirurg der Ambulanz schickte sich eben an, den Herzog zu chloroformiren. Ein Feldgeistlicher war dabei und schimpfte weiblich auf Simpfan, der Erfinder der Chloroformirung, indem er sagte, es sei eine Beleidigung Gottes, den Schmerz wünschbar zu machen, da Gott denselben als Strafe über die Menschen verhängt habe. „Und was würden Sie denn sagen," erwiederte der Herzog, indem er das Betäubungsmittel einathmete, „wenn ich Ihnen bewiese, daß Gott selber der Erfinder, der die Anästhesie angewendet hat? Haben Sie in der Bibel nicht gelesen, daß Herr, daß er Adam seiner Rippe beraubte, denselben in tiefen Schlaf versenkte?" Darauf verlor der Herzog das Bewußtsein.

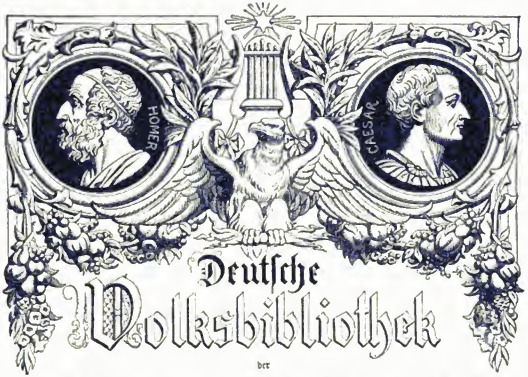
— In der **Geschichte der Napoleoniden** spielt der Buchstabe M eine nicht unbedeutende Rolle. Marbonaf war der Erste, der in den Mittelschulen Napoleon Bonaparte das Genie des künftigen Cäsars erkannte, Marengo war die erste große Schlacht des Feldherrn Bonaparte, um Meiss nämm war einer ihm Gratien; Marmont war sein treuer Feldherr, Marmier verlieh ihm Murat war sein erster Märtyrer, Maria Louise die Geburtin seines höchsten Glückes, Mostau sein tiefster Abgrund, Metternich besiegte ihn auf dem Felde der Diplomatie. Nach Marschalle und Hofwürdenträgern, Dynastien-Genossen unter Napoleon I. hatten ein M zum Anfangsbuchstaben ihres Namens. Seine erste Schlacht war bei Montenotte, seine letzte bei Mont-Saint-Jean; überdies gewann er die Schlachten bei Mitellino, Mondovi, Marengo, Mantua und bei Mailand, in Mantua und Mailand residirte Murat, Mostau die letzte feindliche Hauptstadt, in die er als Sieger einzog. Auf der Insel Sanct-Helena warzu Mantholan und sein erster Kammerdiener Marchand seine Begleiter. Der Erste, der ihn verließ, war Murat und dann Marmont. Egypten verlor er durch Menou und den Papst nahm er gefangen durch Mialli. Mallet zettelte eine Verschwörung gegen ihn an. Drei Minister hießen Maret, Montalivet und Mollien, sein erster Kammerherr Montesquiou. Sein letzter Zufluchtsort in Frankreich war Malmaison. Und was ist aus Napoleon III., seiner Gemahl der Montija, nach Metz durch Mattke trotz Mar Mahon und Montauban geworden!

— **Köslin in Pommern** hatte an dem Tage, wo die Siegesbotschaft eintraf, noch nicht zu einer Illumination sich entschließen können, weil keine Kombtreich von der Küste her, wie auch das „platonische" Verhalten der französischen Flotte damals noch nicht angezeigt war. Plötzlich in der Nacht entsteht die Trommel der Schützengilde durch die Straßen; die Franzosen, so hieß es, seien in Zeep (1½ Meile von da) gelandet. Der Commandirende kommandeur rückte mit dem Stamm und der Schützengilde auf drei Wegen aus, um den Feind aufzuhalten; bald stellte sich jedoch heraus, daß die Nachricht von der Landung eine irrige gewesen, nun daß man sich unnützig incommodirt hatte. Zum Strande bei Zeep aber hatte man nämlich Abends zwei Dampfer bemerkt und in der Nacht hatte sich eine Kuh losgerissen und in eine der Höhe wegen offenthebene Fischerhütte hineingebrüllt; was sag rüber als die Kuhaume, die Franzosen seien gelandet und hierher die gewaltige Kuhherde des Dorfes zu ihren Ehren? Weiber und Kinder flüchteten sich schleunigst in die Kühne und setzten über den Jamunder See (Deep liegt auf einer Landzunge, welche diesen See vom Meere trennt) nach Labus über; der wortige Schutze hatte nichts Eiligeres zu thun, als durch einen Eilenden den Vätern der Stadt Köslin melden zu lassen, die Franzosen landen in Deep und die Deeper seien schon auf der Flucht. Bisewohl in Köslin alle Verhältnissen an der Wahrheit der Nachricht verzweifelten, so war doch da sein Mann der Flüchter hier stand und wegen mangelnden Nachtheiten nicht einmal nach Kolberg telegraphirt werden konnte, die Aufregung groß. Die königlichen Behörden packten bereits die Kisten und trafen Vorbereitungen zur schleunigen Abfendung derselben. (Forts. f.)

Inhalt: Mannermeyer. Novelle von Berthold Auerbach. Forts. — Der Bauernkaiser. Historischer Roman von J. Pilz. Forts. — Die Schlachten um Metz. Von Dr. J. Pilz. — Französische Gefangene am Geisberge bei Spandau. Von H. Schmid. — Im Thron und Leben. Von G. Hiltl. Forts. — Gegenw Gerichtshallen in Amerika. Von W. F. — Aus allen Welttheilen: Die Schulden John Bull und Bruder Jonathan. — Kleine Kriegs-Anekdoten. Forts. — Illustrationen: Dragoner-Regiment. — Französischer Gefangener in Spandau.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Hoffmann in Stuttgart. — Druck und Verlag von C. Hoffmann in Stuttgart.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Digitized by Google



Deutsche Volksbibliothek

der

Griechischen und Römischen Classiker

von

Donner, Minckwitz, Mörike, Binder, Cleß, Eyth, Löchly, Notter, Stahr
und andern Meistern der Uebersetzungskunst.

In 120 Lieferungen, à 12 kr. südd. = 4 sgr. Pr. C.

Nebst einem

Album in Farbendruck

(24 Blätter griechischer und römischer Prachtbauten, Städtepläne, Kostümbilder, Porträtbüsten ꝛc.)

als

Gratis-Zugabe für die Subscribenten.

(Werth des Albums 6 Thlr.)

Unsere praktische, auf das Thatsächliche und Nützliche gerichtete Zeit gestattet heute nur Wenigen, die Perlen der alten Literatur aus den Quellen zu schöpfen. Die modernen Sprachen sind in den Vordergrund getreten und jedes einzelne wissenschaftliche Fach hat eine solche Ausdehnung gewonnen, daß für die gründliche Erlernung der alten, todten Sprachen weder Zeit noch Raum genug übrig bleibt. Gleichwohl erkennt jeder Einsichtsvolle, daß die classische Literatur der Griechen und Römer eine der wichtigsten und schönsten Grundlagen unseres Kulturlebens bilde, daß Niemand, der mit ihr nicht vertraut geworden, sich einer wirklichen und wahrhaftigen Bildung rühmen könne. Da kommt uns denn die hohe Vervollkommnung unserer deutschen Sprache zu Hülfe; da erinnern wir uns, zu welcher Biegsamkeit, zu welchem Reichthum, zu welcher Vielseitigkeit sie sich unter der Gewalt der Heroen unserer Literatur emporgeschwungen und durchgearbeitet hat; wir erinnern uns, daß sich keine Sprache der Welt dem Wesen irgend welchen Originals so sehr zu nähern vermöge wie unsere Muttersprache. Wahrlich, die Sprache Goethe's und Schillers kann die Gestalten und Gedanken eines Homer, Sophokles, Virgil nach Gehalt und Form wiedergeben, und mehr als der Sohn irgend einer andern Nation mag sich darum der Deutsche trösten, der die Meisterwerke der Alten nicht in der Ursprache lesen kann.

In diesem Sinne und zu dem angedeuteten Zwecke haben wir die Herausgabe einer

Volksbibliothek der alten Classiker

in deutschen Uebersetzungen

unternommen, durch welche das Publikum in den Besitz der bedeutendsten und anziehendsten Werke gelangen soll, welche die Griechen und Römer in Dichtkunst und Prosa hervorgebracht haben.

Inhalt der Volksbibliothek:

(Sämmtliche Werke)

Anakreon, Gedichte, übersetzt von . . **Mörike.**
Curtius, Thaten Alexandres d. Gr., . **Siebelis.**
Epiktet, Handbüchlein der Moral, . . **Cony.**
Herodot, griechische Geschichte, . . . **Stahr.**

Aeschylos, Tragödien, übersetzt von . **Donner.**
Aristophanes, Komödien, ... **Minckwitz.**
Aristoteles, Poetik, ... **Stahr.**
Cäsar, Gallischer Krieg, ... **Köchly.**
Catull, Gedichte, ... **Perfall.**
Cicero, Philosophische, Reden, Briefe, **Kühner,**
Siebelis, Metzger.
Demosthenes, Reden, ... **Westermann.**
Euripides, Tragödien, ... **Minckwitz.**

Homer, Ilias und Odyssee, übersetzt von **Donner.**
Horaz, Oden, Satiren, Episteln, . . . **Binder.**
Sallust, Jugurtha u. Catilina, . . . **Cleß.**
Sueton, Kaiserbiographien, ... **Stahr.**

(Ausgewählte Werke)

Livius, römische Geschichte, übersetzt von **Gerlach.**
Lucian, satirische u. polemische Schriften, **Fischer.**
Ovid, Gedichte, ... **Suchier,**
Berg, Kluckmann.
Plato, philosophische Gespräche . . . **Piper.**
Plautus, Lustspiele, ... **Binder.**
Plutarch, Biographien, ... **Eyth.**
Properz, Elegien, ... **Binder.**

Theognis, Elegien, übersetzt von . . **Binder.**
Theophrast, Charaktere, ... **Binder.**
Thukydides, Peloponnesischer Krieg, . **Wahrmund.**
Virgil, Idyllen, Landbau, Aeneis, . . **Binder.**

Sophokles, Tragödien, übersetzt von . **Schöll.**
Tacitus, Germania und Annalen, . . **Roth.**
Terenz, Lustspiele, ... **Hersch.**
Theokrit, Idyllen, ... **Mörike**
u. Notter.
Tibull, Elegien, ... **Binder.**
Xenophon, Geschichte und Philosophisches, **Forbiger**
u. Zeising.

Die Abnehmer der **ganzen Sammlung** erhalten mit den Schlußlieferungen ein **Album** von 12 in Farben gedruckten Blättern **gratis**, welches den Lesern der alten Schriftsteller durch bedeutenden Inhalt zum Nutzen und durch schöne Ausführung zur Freude gereichen wird.

Stuttgart. **Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.** (Carl Hoffmann.)

Digitized by Google

Im Verlage von Carl Hoffmann in Stuttgart ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Theater-Bibliothek

aller Nationen.

In abgeschlossenen Bänden, von denen jeder apart à 3 Sgr. = 9 kr. südd. W. abgegeben wird.

Für anziehende Lectüre, für Theaterbesucher, für das **gesellschaftliche Lesen mit vertheilten Rollen**, auch für das Studium und das Bedürfniß der Schulen ist hier reichlich gesorgt, und bei den weiteren Serien, die jeden Monat erscheinen, bleibt es ein Haupt-Augenmerk, das Publikum nach allen diesen Gesichtspunkten zu befriedigen.

Erschienen sind bis jetzt Nr. 1 bis 76.

	Nr.		Nr.		Nr.
Angely's Von Sieben die Häßlichste	72.	Kotzebue's Kreuzfahrer	64.	Schiller's Kabale und Liebe	21.
Babo's Otto von Wittelsbach	56.	„ Menschenhaß und Reue	6.	„ Maria Stuart	47.
Beaumarchais' Barbier von Sevilla	48.	„ Wirrwarr	75.	„ Resse als Onkel	73.
„ Hochzeit des Figaro	49.	Leisewitz' Julius von Tarent	27.	„ Räuber	5.
Calderon's Leben ein Traum	7.	Lessing's Emilia Galotti	13.	„ Wallenstein's Lager u. Piccolomini	40.
Cumberland's Jude	45.	„ Minna von Barnhelm	12.	„ Wallenstein's Tod	41.
Euripides' Cyklop	50.	„ Nathan der Weise	4.	„ Wilhelm Tell	16.
Goethe's Clavigo und Geschwister	28.	„ Miß Sara Sampson	42.	Scribe's Glas Wasser	65.
„ Egmont	24.	Mercier's Ehrgeizhändler	30.	„ Münster und Seidenhändler	70.
„ Faust I. Theil	8.	Molière's eingebildete Kranke	33.	Shakespeare's Kaufmann von Venedig	3.
„ Faust II. Theil	9.	„ Geizige	2.	„ Macbeth	57.
„ Götz von Berlichingen	20.	„ Tartüffe	14.	„ Richard der Dritte	61.
„ Iphigenie auf Tauris	44.	„ Gelehrte Frauen	71.	„ Romeo und Julia	68.
„ Tasso	32.	Moreto's Donna Diana	15.	„ Sommernachtstraum	25.
Galdani's Diener zweier Herren	38.	Müllner's Schuld	18.	Sheridan's Lästerschule	30.
Gozzi's Glückliche Bettler	36.	Ortleinschläger's Corregio	34.	„ Nebenbuhler	45.
„ Turandot	66.	Racine's Phädra	69.	Schröder's Stille Wasser sind tief	17.
Holberg's Politischer Kannengießer	58.	Raimund's Alpenkönig und Menschenfeind	29.	„ Portrait der Mutter	70.
Iffland's Jäger	10.	„ Bauer als Millionär	37.	Saphalles' Antigone	19.
„ Herbsttag	67.	„ Diamant des Geisterkönigs	62.	Terentius' Brüder	54.
„ Verbrechen aus Ehrsucht	60.	„ Verschwender	59.	Voltaire's Mahomet	63.
Kleist's Käthchen von Heilbronn	1.	Schiller's Braut von Messina	35.	Werner's 24. Februar	22.
„ Prinz Friedrich von Homburg	23.	„ Don Carlos	26.	Wolff's Preciosa	74.
„ Zerbrochener Krug	55.	„ Fiesco	31.	Ziegler's Porteimuth	53.
Körner's Zrini	11.	„ Jungfrau von Orleans	52.	Zschokke's Abellino	46.
Kotzebue's Deutsche Kleinstädter	52.				

Im Abonnement auf 1 Serie Gratis-Prämien.

Jeder Band dieser Theater-Bibliothek wird auch fernerhin ein abgeschlossenes Stück nebst Einleitung enthalten und einzeln abgegeben. Denjenigen aber, welche sich wenigstens zur Abnahme einer Serie von je 20 auf einander folgenden Nummern verpflichten, liefern wir ohne Nachzahlung, gratis, ein prachtvolles

Theater-Album

mit den Porträts dramatischer Dichter und der berühmtesten Schauspieler im Kostüm nebst Scenen aus den beliebtesten Dramen. Dieses Album erscheint in Heften und zwar, der „Subscriptions-Verpflichtung entsprechend, zu jeder Lieferung der Bibliothek jedesmal 2 Blatt in einem Heft, welches für Nicht-Subscribenten der Bibliothek 15 fgr. = 54 kr. C. kostet. Jedes Blatt apart à 10 fgr. = 36 kr. C.

Die Abnehmer von 1 bis 60 der vorstehenden Theaterstücke können also das 1te bis 3te Heft des **Theater-Albums** gratis beanspruchen mit: Karl Grunert als „König Lear", Julie Rettich als „Thusnelde", Lessings Porträt, Rosine Satran als „Minna von Barnhelm," Emil Devrient als „Marquis Posa", Fanny Janauschek als „Medea".

Illustrirter Volks-Atlas

der

Geographie.

In 52 Landkarten, 104 Bogen Text, einem Bilderaal der Länder und Völkerkunde in Original-Holzschnitt und mit alphabetischen Aufsuchregistern der Ortsnamen.

Auf Grund von Traugott Bromme's Hand-Atlas nach dem neuesten Stande der Erdkunde.

Textrevision von Gustav Neuschle. — Bilderaal von Heinrich Merte. — Landkarten von Lithograph Ernst Serth.

52 Lieferungen à 7½ fgr. = 27 kr. C.südd. W.

J. H. Born

Annoncen-Expedition

Elberfeld und Barmen.

Mitglied des internationalen Annoncen-Expeditions-Vereins in

Berlin, Bremen, Cassel, Cleve, Cöln, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Königsberg, Leipzig, München, Stuttgart, Amsterdam, Basel, Bern, Brüssel, Florenz, London, New-York, Nymegen, Paris, Petersburg, Rotterdam, Wien.

Prompteste Besorgung von Annoncen

für die Zeitungen aller Länder zu Original-Preisen.

Keinerlei Porti's und Spesen. — Bei belangreichen Aufträgen Rabatt. — Offerten-Annahme gratis. — Strengste Discretion.

Zeitungs-Verzeichnisse gratis und franco.

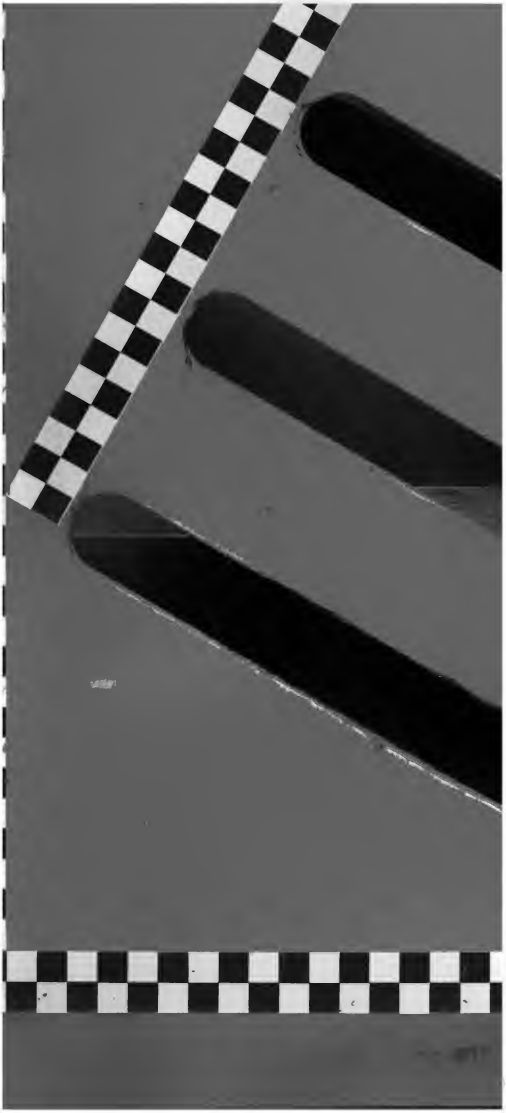
Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

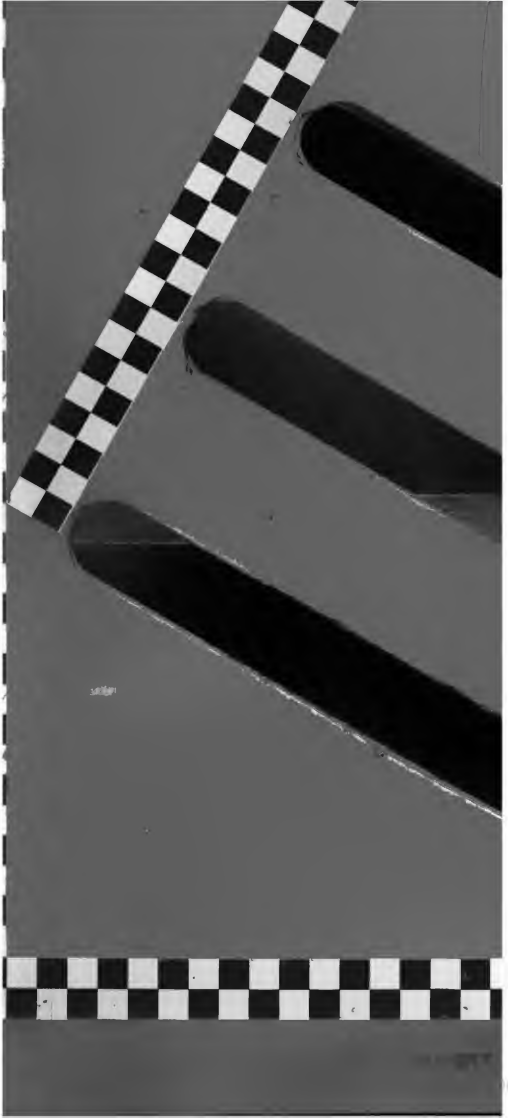
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

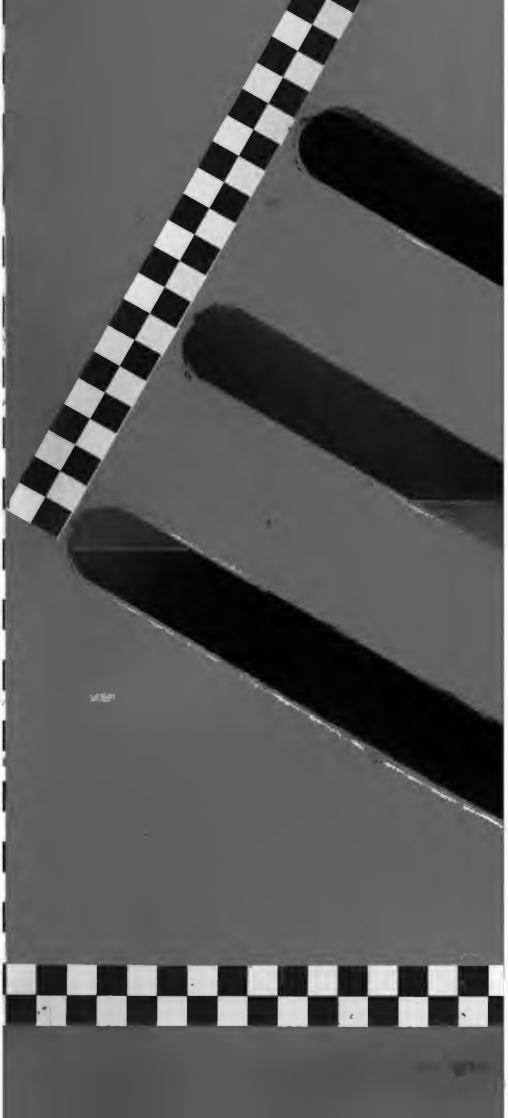

Digitized by Google

Digitized by Google



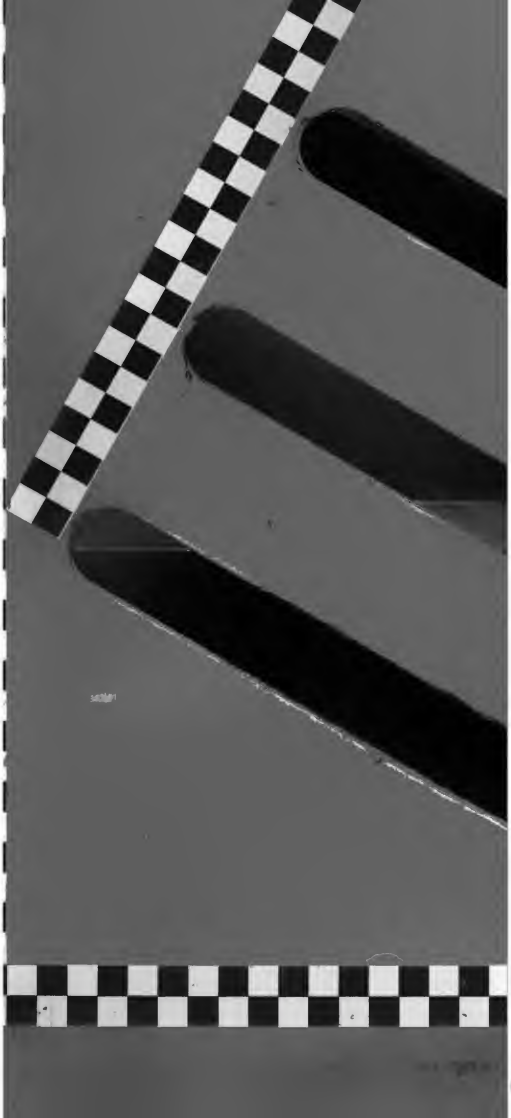
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google